Hochland

Jos. Kösel'sche Buchhandlung
Kempten · München

H·B·G

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

Karl Muth.

Vierter Jahrgang · Band II.

(April 1907 · September 1907.)

Kempten und München.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

LIBRARY
FEB 15 1994
UNIVERSITY OF TORONTO
AP
30
H67
Jg 4
Heft 2

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes IV. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte.

	Seite
Diemer, Hermine: Das verlorene Leben	385
Fogazzaro, Antonio: Pereat Nochus	19
Hallström, Per: Das Wrack	538
Hansjakob, Heinrich: Der närrische Maler	567
Herbert, M.: Der letzte Traum der Droste	72
Kröger, Timm: Ein Abschied	257
Lagerlöf, Selma: Ein gefallener König	150
Macleod, Fiona: Der Gesalbte	408
„ „ : Im Schatten der Hügel	412
Stach, Ilse von: Nachfolge Christi	641

* * *

Herbert, M.: Michel-Angelo	620
Lienhard, F.: Christus auf dem Tabor	62
„ „ : Walther auf der Wartburg	306
Nordeck, Hans: Juni	186
Stach, Ilse von: Abend in der Campagna	479
Steinwarz, Sophie: Die Wipfel	343
Witkop, Philipp: Gedichte	406

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

Zurburg, Urban: Gladstones religiöse Stellung	1
Dessauer, Direktor Ing. Friedrich: Gedanken über Technik, Kultur und Kunst	47, 189
Müller, Aloys: Die Einheit der Naturkräfte	76

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo', ‚Rundschau' und ‚Neues vom Büchermarkt'.

Seite

Klein, Rudolf: Pater Wasmann S. J. in Berlin 85
Dr. Mausbach, Univ.-Prof., Jos.: Die Persönlichkeit und ihre Stellung zur Ideenwelt 129
Dr. Helmer, Paul Albert: Zum Kirchenstreit in Frankreich . . 176
Dr. Peters, Univ.-Prof., Norbert: Die Wahrheit der heiligen Schrift nach der Anschauung der neueren katholischen Exegese . 276
Dr. Spahn, Univ.-Prof., Martin: Die englische Politik und unsere Nation 307
Siemens, Ing. Georg: Zur Psychologie des Ingenieurs . . 323
Dr. Kothe, Wilhelm: Die deutsche Frau im Mittelalter . . . 416
Dr. Schmid, Privatdozent Fr. A.: Novalis und sein magischer Idealismus 434
Demer, Ernst: Lehrer und Öffentlichkeit 458
V. E. T.: Vom Deutschen Zentrum 221, 465
Dr. Bachem, Justizrat, Julius: Nochmals vom deutschen Zentrum . 461
Mumbauer, Johannes: Friedrich Naumanns religiöse Schriften . 467
Dr. Foerster, Fr. W.: Sexualethik und Sexualpädagogik . . 513
Hackemann, August: Jean Pauls Levana 551
Dr. Hertling, Reichsrat Univ.-Prof. G. Freiherr von: Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seine Memoiren . . 679
Telsing, F. X.: Platon und Leibniz im Lichte der Apologetik . . 737
* M.: Laientum und Kirche 97
* th.: Eine Gewissenserforschung 104
* ng.: Die Deutschen Nationalstiftungen in Rom 109
* r.: Um die Ideale des Papsttums 230
* -th.: Eine innere Niederlage 233
* Dr. Schneidewin, Prof., Max: Der Bismarck'sche und der Einemsche casus belli 238
* Dr. S.: Staatsuniversitäten und freie Akademien 240
* Dr. Pfordten, Otto von der: Schwierigkeiten der Popularisierung 241
* r.: Reinliche Scheidung in der Frauenbewegung 354
* Dr. Schneidewin, Prof., Max: Liegt in dem englischen Handelsneid auf Deutschland ein Kriegsgrund verborgen? . . . 361
* Dr. Switalski, Univ.-Prof., W.: Fichte und Paulsen . . . 365
* Dr. Ettlinger, Max: Neue Erkenntnisse in der Logik . . . 367
* Laicus: Vom apologetischen Übereifer 480
* r.: Der Kampf um die Schule 484
* E.: Vom Kunstwissen und Kunstgenießen 487
* Walzer, Martin: Vom Sillon 489
* L.: Vom Lebensbild Friedrichs des Großen 493
* r.: Professoren-Gewerkschaft oder Professoren-Trust? . . . 615
* J. M—r.: Katholische Moral und moderne Weltanschauung . . 621
* Dr. Messer, Univ.-Prof., A.: „Zurück zu Kant" und „Über Kant hinaus!" 622
* **: Früchte der Inderdebatte 740
* Dr. Ettlinger, Max: Kuno Fischer †. 747

Seite

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik.

Lux, Joseph Aug.: Kunst und Kirche 81
Dr. Ettlinger, Max: Engels deutsche Literaturgeschichte . . 94
Jörgensen, Johannes: Selma Lagerlöf 168
Dr. Holland, Prof., Hyazinth: Franz Graf von Pocci . . . 212
Mumbauer, Johannes: Die Kunst im Dienste der Kirche und der ‚Stil‘ ! 216
Hoeber, Seminardirektor Karl: Briefe von Luise Hensel . . . 244
Dr. Popp, Joseph: Constantin Meunier. Ein Pfadfinder moderner Plastik 296
Dr. Schmitz, Eugen: Zur Geschichte des Leitmotivs in der romantischen Oper 329
Prilipp, Beda: Die Hebriden und ihr Dichter 448
Seltz, Thomas: Joris Karl Huysmans 451
Weiß, Konrad: Der Kampf um Heine 472
Muth, Karl: Heinrich Hansjakob (Zu seinem 70. Geburtstag) . . 590
„ „ : Max Liebermann 602
Weiß, Konrad: Vom ‚Sang‘ 611
Wörndle, Heinrich Ritter von: Joseph von Führich. Sein Lebens- und Künstlerlauf 666
Muth, Karl: Joseph von Führichs Kunstanschauung 707
Dr. Popp, Joseph: Joseph von Führich. Ein Beitrag zu seiner künstlerischen Würdigung 717

* Literatur und Theater.

* **: Kunst und Volk 112
* M. Rt.: Berliner Theater 114
* Wippermann, F.: Wilhelm Busch 245
* Jörgensen, Johannes: Karl Larsen 247
* -th.: ‚Romane für jedermann‘ 356
* E.: Ein schöpferischer Kritiker 372
* Flaskamp, Christoph: Rainer Maria Rilke 373
* Weiß, K.: Münchener Theater 375
* Dr. Wieman, Bernard: Wilhelm Speck 496
* Nordeck, Hans: Fritz Anders 499
* Dr. Ettlinger, Max: Münchener Theater 500
* Dr. Cardauns, H.: Des Arztes Vermächtnis 626
* Weiß, K.: Ein Ingenieur als Romandichter 628
* th.: Christliche Bühnenkunst 629
* Freund, Frank E. Washburn: Shakespeare in England . . 631
* Muth, Joseph: Lenau und Sophie Löwenthal 750

* Kunst.

* Dr. Popp, Jos.: Zur Wiedererweckung von Peter Cornelius und seiner Kunst 117
* A. H.: Wilhelm von Diez 120

Seite

* Weiß, K.: Die Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession . 248
* -th.: Die französische Malerei 377
* Weiß, K.: Wilhelm Trübner 380
* W.: Geschmacksschulung 502
* S.: Die Frau und das Kunstgewerbe 618
* Blomberg, H. v.: Ruskin und sein Werk 634
* M.: Der Kunst einen Inhalt! 743

* Musik.

* Dr. Möhler, A.: Ein neues Oratorium: ‚Gottes Kinder' von Wilhelm Platz 122
* **: Orchestervirtuosentum 125
* Dr. Schmitz, Eugen: Max Schillings ‚Moloch' 249
* Mello, A.: Die Kleinstädter 381
* Dr. Schmitz, Eugen: Populäre Musikliteratur 503
* Dr. Schmitz, Eugen: Angelo Neumanns ‚Erinnerungen an Richard Wagner' 752

IV. Biographisches.

* Carducci, Giosuè. Von ** 113
Diez, Wilhelm v. Von A. H. 120
Droste-Hülshoff, Annette von (noch eine Erinnerung). Von P. Konrad Schulte, O. Fr. M. 605
* Fischer, Kuno †. Von Dr. Max Ettlinger 747
Führich, Joseph von: Sein Lebens- und Künstlerlauf. Von Heinrich Ritter von Wörndle 666
* Funk, Franz Xaver von. Von Prof. Dr. H. Günter . . 107
Hansjakob, Heinrich. Von Karl Muth 590
Huysmans, Joris Karl. Von Thomas Seltz 451
Jean Paul. Von August Hackemann 551
* Leixner, Otto von. Von E. 373
Liebermann, Max. Von Karl Muth 602
Macleod, Fiona. (Die Hebriden und ihr Dichter.) Von Beda Prilipp 448
* Stern, Adolf. Von E. 372

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

Sassen, Franz Joseph: Die deutschen Kolonien, ihre Entwicklung und ihr rechtlicher Charakter 64
Klein, Rudolf: Pater Wasmann S. J. in Berlin 85
Löwe, Heinrich: Eine lesenswerte Arbeit über die Revolution in Rußland 351
Dr. Bumüller, Johannes: Die Entwicklungstheorie und der Mensch . 392
Dr. Plaßmann, Prof. Jos.: Stereoskopie des Himmels . . . 730
* Dr. „ „ : Das biogenetische Grundgesetz . . . 369

Seite
* Dr. Gockel, Univ.-Prof. A.: Wanderungen der Organismen im Weltall . 371
* „ „ „ „: Aus dem Grenzgebiet des Organischen und Anorganischen 494
* Dr. Ettlinger, Max: Photographische Tierstudien . . . 623
* Dr. Gockel, Univ.-Prof. A.: Die Umwandlung der Elemente . . 749

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.

Dessauer, Direktor Ing. Friedrich: Gedanken über Technik, Kultur und Kunst 47, 189
Sassen, Franz Joseph: Die Deutschen Kolonien, ihre Entwicklung und ihr rechtlicher Charakter 64
Dr. Pohl, Heinrich: Das Papsttum und die Haager Friedenskonferenzen 202
Siemens, Ing. Georg: Zur Psychologie des Ingenieurs . . . 323
* M—r, J.: Die Technik als Kulturmacht 244
* Dr. S.: Die Judenfrage 491

VII. Leuchtende Gedanken.

Aus Jean Pauls Levana 566, 610, 614
Blomberg, Hermann von: Sehne dich und wandere! . . . 229
Leuchtende Gedanken aus Führichs Schriften 727

VIII. Verschiedenes.

* **: In den ‚Stimmen aus Maria Laach‘ 506
* **: Ein neuer Streitartikel der ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ . . 756
* **: Die ‚Rettung‘ des Hrn. Karl May 755

IX. Neues vom Büchermarkt.

126, 252, 384, 510, 637, 758

X. Unsere Kunstbeilagen.

128, 255, 384, 512, 640, 760

XI. Unsere Musikbeilagen.

128

XII. Offene Briefe.

128, 256, 384, 512, 640, 760

XIII. Kunstbeilagen.

Burne-Jones, Edward: Der barmherzige Ritter 513
Cornelius, Peter: Romeo und Julia 1
„ „: Dante im Paradies 32
„ „: Die klugen und die törichten Jungfrauen . . 64

Seite

Diez, W.: Die Flucht nach Ägypten 96
Führich, Joseph von: Jakob und Rachel 641
" " " , Porträt 656
" " " : Aus ‚Hermann und Dorothea' . . . 656
" " " : Aus Schillers ‚Räubern' und ‚Don Carlos' . 656
" " " : Aus den Bildern zu Tiecks ‚Genovefa' . . 672
" " " : ‚Sehet hin auf die Vögel des Himmels' . 688
" " " : Triumphzug Christi 688
" " " : Am Weihnachtsabend 704
" " " : Der verlorene Sohn 704
" " " : Aus dem Cyklus: ‚Der heilige Wendelin' . 720
" " " : Joseph und Maria Herberge suchend . . 720
" " " : Jesus in Windeln 736
" " " : Solitudo 668
" " " : Silentium 669
" " " : Jugendselbstbildnis 726
" " " : Titelvignetten 707, 717
Kersting, G. F.: Lesender Mann beim Kerzenlicht 448
Liebermann, Max: Frau mit den Ziegen 544
" " : Biergarten in Brannenburg 576
" " : Leo XIII. segnet in der Sixtina die fremden Pilger 608
Lievenz, Jan: Das Opfer Abrahams 385
Meunier, Constantin: Der verlorene Sohn 257
" " : Die Landwirtschaft 288
" " : Der Säemann 304
" " : Kopf des Lastträgers 352
Pocci, Franz von: Der Tod als Nachtwächter 160
" " " : Narrenspruch 176
" " " : Harlekin und Kolombine 208
Schwind, Moritz von: Natur, Kunst und Wissenschaft . . . 129
" " " : Der Sängerkrieg auf der Wartburg . . 416

XIV. Musikbeilagen.

Platz, Wilhelm: ‚Wie mein Kind sich freuen kann' . . . 128
" " : ‚Wann sich die Wimpern senken' . . . 128

XV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen.

* Anders, Fritz: Herrenmenschen 499
* Bang, Herm.: Exzentrische Novellen 511
Bartels, Adolf: Heinrich Heine. Auch ein Denkmal . . . 478
" " : Heinegenossen 478
* Beißel, S. J.: Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters 510
* Bernus, Alexander von: Aus Rauch und Raum . . . 254

Seite

* Berthold, Konrad: Die Bilder des Meister Eltz . . . 255
* Bleibtreu, Karl: Mars la Tour Vionville 638
* „ „ : St. Privat 639
* Blennerhassett, Lady: Maria Antoinette 127
* Bohmer, Rud.: Wie soll man über Helen Keller denken? . . 510
* Bohnemann, A.: Grundriß der Kunstgeschichte . . . 252
* Brandis-Zelion, Emma von: Goldregen 759
* Braß, Arnold: Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit . 252
* Broecker, Magdalena von: Kunstgeschichte im Grundriß . . 252
* Bruckner, A.: Geschichte der russischen Literatur . . . 253
* Burdinski, M.: Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin 482
* Bussse, Karl: Annette von Droste-Hülshoff 127
* Carlyle, Thomas: Lebensbild Friedrichs des Großen . . 493
* Dölter, C.: Aus dem Grenzgebiete des Organischen und Anorganischen 494
Engel, Eduard: Geschichte der deutschen Literatur 94
* Engels, Eduard: Angelika Kauffmann 127
* Eschelbach, Hans: Der Volksverächter 639
* Eyth, Max: Der Schneider von Ulm 628
* Dr. theol. Friedrich, Philipp: Die Mariologie des hl. Augustinus . 758
* Fischer, Kuno: Kants Leben und die Grundlage seiner Lehre . 622
* Gerhardt, Paul: Lieder 511
* Giese, Hans: Im Garten der Rosen 254
* Hauptmann, Gerhard: Die Jungfern vom Bischofsberg . . 114
Heine, Heinrich: Ausgewählte Dichtungen, herausgegeben von Dr. A. Lohr 478
* Hirschfeld, Georg: Mieze und Maria 116
Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig zu: Denkwürdigkeiten . 679
* Dr. theol. Huber, August: Die Hemmnisse der Willensfreiheit . 758
Hüffer, Hermann: Gesammelte Aufsätze über Heinrich Heine . . 478
Keiter, Heinrich: Heinrich Heine 478
Klein, Rudolf: Max Liebermann 603
* Krebs, Karl: Haydn, Mozart und Beethoven 504
Krogh-Tonning, K.: Essays 737
* Kullberg, Emil Frithjof: Springtanz 640
* Kulpe, Oswald: Immanuel Kant 622
* Lagerlöf, Selma: Herrn Arnes Schatz 253
* „ „ : Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen 253
* Lazarus, M. und Leicht, A.: Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen 758
* Lee, Vernon: Genius Loci 638
* Lermontoff, Michael: Ein Held unserer Zeit 759
* Malleus Maleficarum 510
* Meyers Reisebücher 126
Meyer-Benfey, H.: Friedrich Naumann 468
* Müller, Gustav Adolf: Im Zauber der Wartburg . . . 255
* Naumann, Friedrich: Demokratie und Kaisertum . . . 468

Seite

* Naumann, Friedrich: Neudeutsche Wirtschaftspolitik . . . 468
* " " : Asia 468
* " " : Gotteshilfe 469
* " " : Briefe über Religion 469
* Neumann, Angelo: Erinnerungen an Richard Wagner . . 752
* Novalis Schriften 511
* Pater, Walter: Plato und der Platonismus 384
* Paulsen, F.: Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung 365
* Petersdorff, Hermann v.: Königin Luise von Preußen . . 127
* Pfordten, Otto von der: Versuch einer Theorie von Urteil und Begriff 368
* Regel des hl. Benediktus, die 637
* Rilke, Rainer Maria: Das Stundenbuch 374
* Rosegger, Peter: Nixnutzig Volk 640
* Rosner, Karl: Georg Bangs Liebe 255
* " " : Rinnender Sand 384
* Rost, Hans: Gedanken und Wahrheiten zur Judenfrage . . 491
Scheffler, Karl: Max Liebermann 603
* Schillings, K. G.: Der Zauber des Elelecho 625
* Schmidlin, Jos.: Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell' Anima 110
* Scholz, Wilhelm von: Meroë 500
* Schücking, Levin: Ein Kriegsknechts-Abenteuer 639
* Spahn, Martin: Der Kampf um die Schule 485
* Speck, Wilhelm: Menschen, die den Weg verloren . . . 496
* Spiro, Friedrich: Geschichte der Musik 505
* Spitteler, Karl: Lachende Wahrheiten 487
* Steinhuber, Kard. Andr.: Geschichte des Kollegium Germanikum in Rom 111
* Stemplinger, Eduard: Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance 638
* Stern, Adolf: Grundriß der Allgemeinen Literaturgeschichte . 372
* Sternberg, Leo: Küsten 254
* Strehler, B.: Gänge durch die katholische Moral . . . 622
* Strunz, Käthe: Schematischer Leitfaden der Kunstgeschichte . 252
* Strzygowski, Joseph: Die bildende Kunst der Gegenwart . 743
* Stucken, Eduard: Gawân 375
* " " : Yrsa 377
* " " : Lanvâl 377
* Voigt-Diederichs, Helene: Dreiviertel Stund vor Tag . . 759
* Volkelt, Joh.: Die Quellen der menschlichen Gewißheit . . 242
* Voll, Karl: Vergleichende Gemäldekunde 502
Vrba, Rudolf: Die Revolution in Rußland 351
* Weinstein, B.: Die philosophischen Grundlagen der Wissenschaften 242
* Wendt, Ulrich: Die Technik als Kulturmacht in sozialer und geistiger Beziehung 244

P. v. Cornelius del. Heliogr. Kösel

Romeo und Julia.

Vierter Jahrgang. April 1907. 7. Heft.

Gladstones religiöse Stellung.

Von

Urban Zurburg.

Das Interesse an dem ‚großen alten Mann', wie der englische Volksmund seinen berühmten Staatsmann W. E. Gladstone zu benennen pflegte, ist auch heute nicht geschwunden. Das Leben dieses Mannes,[1]) wie es durch einen seiner Freunde, Mr. Morley M. P., der englischen Nation dargeboten wurde, hat neuestens wieder allgemeines Aufsehen hervorgerufen. In den englischen Weltblättern hat die Kontroverse über die Verdienste und Mißgriffe des Mannes, der ein halbes Jahrhundert Führer einer der großen englischen Parteien war, sich lebhaft entfacht. Es war ein Riesenwerk, das Mr. Morley hier unternommen; denn neben den vielen Papieren, welche zu Hawarden, der Todesstätte Gladstones, aufgeschichtet lagen, hatte der Biograph etwa 200000—300000 weitere Dokumente zu prüfen und zu sichten. Wenn noch bedeutende Lücken in diesem Werke eines einzelnen sich vorfinden, ist dies wohl entschuldbar; hat ja der Expremier Lord Rosebery einmal gut bemerkt,

1) The Life of William Ewart Gladstone. By John Morley. Three Vols. London (1903), Macmillan. Von demselben Autor: Life of Gladstone. Two Vols. London (1906), Macmillan. Andere Beiträge der neuesten Zeit sind: My Memory of Gladstone. By Goldwin Smith. London (1904), Fisher Unwin. — Letters of Lord Acton to Mary, Daughter of the Right Hon. W. E. Gladstone. By Herbert Paul. London (1904), George Allen.

daß die Biographie Gladstones der Arbeit einer limited liability company bedürfe. Doch wenn Gladstone nach dem Urteile von Kardinal Newman ein tiefreligiöser Charakter war, so mußte in der Biographie, die ein Agnostiker übernommen, der Übelstand an den Tag treten, daß Gladstones religiöse Stellung viel zu wenig gewürdigt wurde.

Nach Gladstones Urteil ist es aber gerade die Religion, welche dem menschlichen Leben Farbe und Bedeutung gibt, und der Verfasser muß zugeben, daß Gladstone, mit dem er mehr als gewöhnliche Beziehungen hatte, seine agnostischen Anschauungen nicht teilte. Er gesteht: ‚Obwohl wir frei und weitläufig über kirchliche Fragen und Personen uns unterhielten, so wechselten wir doch nie ein Wort über Theologie und religiösen Glauben.‘[1]) Doch nahmen ‚Theologie und religiöser Glaube‘, wie folgende Ausführung dartun soll, im Leben Gladstones eine hervorragende Stelle ein.

Wie Gladstone nach zwanzigjähriger politischer Tätigkeit aus dem konservativen Lager ausschied, um bald selbst die Führerschaft der liberalen Partei zu übernehmen, so sehen wir auch in seiner religiösen Richtung einen Wechsel eintreten. Auferzogen in der Low Church wandte er sich später der High Church zu. Mit der ersteren bezeichnet man jene Richtung in der englischen Staatskirche, die meistens zwar streng festhält an den protestantischen Vorschriften ihrer Kirche, wie sie in dem offiziellen Gebetbuch und den 39 Artikeln gegeben sind, zugleich aber eine mehr demokratische Seite betont und zuweilen sogar der Neigung zum offensten Rationalismus huldigt. Für Gladstone sollte das Prayer Book selbst der Wendepunkt seiner religiösen Anschauungen werden. Ist dieses offizielle Gebetbuch der Staatskirche eine Kompilation aus katholischen Quellen: dem Brevier, Missale, Rituale und Pontifikale der römischen Kirche, so konnte sich in der anglikanischen Kirche eine gewisse katholische Tradition nie ganz verleugnen, und man brauchte sich daher nicht zu wundern, wenn die Freunde der ‚Urkirche‘, als sie die berühmte Oxforder Bewegung in Szene setzten, sich gerade auf das Prayer Book stützten, um sich einen gesetzlichen Rückhalt zu sichern. Das Studium der Occasional Offices des Prayer Book brachte Gladstone zu den katholisierenden Ideen der High Church.[2])

Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die Zeit, in welche Gladstones Studienjahre fallen, waren für die Religion in England nicht günstig. Der Rationalismus und die religiöse Gleichgültigkeit hatten in weiten Kreisen jede religiöse Empfindung erstickt. Der bessere Teil der Bevölkerung bemühte sich, ein Leben zu führen, das man mit den über dem Kanal geläufigen Worten als ‚respectable‘ und ‚comfortable‘ benennen kann. Dem Durchschnittsengländer war eine behagliche Lebensstellung sein Ideal; ‚er wendete sich,‘ wie Sidney Smith schreibt, ‚von der Armut weg wie von etwas

1) Vergl. Tablet 1903 II. 609.

2) Ein protestantisches engl. Blatt bezeichnete diese Richtung als das half-way house to Rome.

Bösem,' oder wie Church ausführt: ‚Die Kirche Englands hatte die Religion gegen Zivilisation umgetauscht.'[1]) Der religiöse Kultus war ohne Glanz, ohne Würde, oft sogar unschicklich, und Gladstone gesteht selber, daß er sich nirgendswo so sehr ‚erniedrigt' hatte. Die ‚evangelische' Bewegung, zum Teil inspiriert vom Methodismus, vermochte nur kurze Zeit die Geister zu individueller Frömmigkeit anzutreiben, artete aber bald in puren Formalismus aus, der gern bei den Tea-meetings paradierte und mit einer bigotten Phraseologie sich breit machte. Die ‚liberale' Schule dagegen, welche in den zwanziger Jahren unter den Professoren Whateley zu Oxford und Thomas Arnold zu Rugby zur Herrschaft kam, appellierte an das Ehrgefühl der akademischen Jugend und erhöhte für einige Zeit den moralischen Pegelstand bei seinen Anhängern, öffnete aber aus Mangel an einer dogmatischen Basis dem Freidenkertum Tür und Tor.[2])

Gladstone konnte es daher sein Glück nennen, daß er am Kolleg Christ Church zu Oxford, wo er 1826 seine höheren Studien begann, unter den Einfluß eines Mannes kam, den die anglikanische Presse bei seinem Tode ‚den Gründer der heutigen Kirche Englands' genannt hat. Es war John Henry Newman, der mit Keble und Pusey hier einer religiösen Bewegung das Leben gab, deren Wellenringe sich bis in unsere Tage erstrecken, und die manche Trümmer der Staatskirche romwärts getrieben haben. War es dem Ansehen Newmans gelungen, die liberale Richtung aus Oxford zu verdrängen, so suchte er die Staatskirche für ihre hohe Mission, Führerin der Seelen zu sein, fähig zu machen, indem er sie an die Oasen der Urkirche führte, um sie an den erfrischenden Wassern der Väterlehre neu zu beleben. Auch Gladstone, der in der Zurückgezogenheit dem fleißigen Studium oblag, fühlte sich von diesem Manne, der damals die Herzen mit wunderbarer Gewalt an sich riß, sympathisch angezogen. Gladstone hat später Newman mit Ruskin als die größten englischen Prosaiker erklärt. Die Abendvorträge, die Newman zu halten pflegte, übten einen besonderen Einfluß auf Gladstone aus; ihm galt er als ein Bote aus einer höheren Welt, der gleich Moses nach seiner Unterredung mit Gott noch die göttliche Majestät auf seinem Antlitz aufgeprägt trug. Gladstone verfolgte mit steigendem Interesse die Bewegung, welche die zeitgemäßen Traktate[3]) unter dem englischen Klerus hervorriefen, wohl nicht ahnend, daß er selbst von ihr fortgerissen würde.

Hatten die Traktarianer durch das Studium der Kirchenväter in der Urkirche die Mutter der ungeteilten Christenheit gefunden, so bekam Gladstone, als er 1832 mit 23 Jahren zum erstenmal den Petersdom betrat, ‚den ersten Begriff von der Einheit der Kirche'. Darüber schrieb er damals folgendes:

1) ‚Occasional Papers' II. p. 472.

2) Vergl. La Renaissance catholique en Angleterre au XIX siècle par Thureau-Dangin. Paris 1899. Plon-Nourrit Cie. I. p. 6 ss.

3) Tracts for the time. Daher die ganze daraus resultierende Bewegung als ‚Traktarianismus' bezeichnet wird.

‚Bisher hatte ich die meisten Lehren, so gut ich eben konnte, direkt aus der Bibel geschöpft, aber jetzt erhob sich die Gestalt der Kirche vor mir auch als eine Lehrerin; ich fand allmählich, wie unvollkommen und nur in Bruchstücken ich die göttliche Wahrheit aus diesem heiligen Buche entnommen. . . . Hier stellte sich mir das Christentum dar in einer Gestalt, wie ich es noch nicht gekannt: seine Verwaltung der Symbole, seine Kanäle der Gnaden, die nicht endende Reihe von Lehrern, die vom Haupte sich herleitet, ein erhabenes Gebäude, das vollständig auf historischem Grunde sich aufbaut. . . . Von dieser Zeit an begann ich stufenweise mich dem Begriffe der Kirche zu nähern.‘ . . .[1])

Die anglikanischen Bischöfe hatten zwar warnend ihre Stimme gegen die Pionierarbeit der Traktarianer erhoben. 1838 meldete der Bischof von Chester, daß ‚eine Mine unter den Fundamenten der protestantischen Kirche gegraben worden sei von Männern, welche innert ihren Mauern wohnen‘, während Dr. Blomfield, Bischof von London, ihnen den Vorwurf machte, ‚daß sie die Einfachheit des Evangeliums Jesu Christi und den schriftgemäßen Charakter der Kirche Englands geändert‘. Der junge Politiker indessen hörte nicht auf, seine eigenen Wege zu gehen, obwohl sie entgegen dem ‚schriftgemäßen Charakter‘ der Staatskirche parallel mit jenen der Traktarianer liefen.

Im Jahre 1838 sehen wir Gladstone wieder in Rom, und zwar an der Seite Macaulays. Hier im Zentrum des Katholizismus vereinigte das Bestreben, Rom selber kennen zu lernen, den konservativen und liberalen Politiker, den katholisierenden Laientheologen und den religiös mehr indifferenten Historiker. Gladstone hat uns die Absichten seiner Reise selber eröffnet. Es war ‚das Verlangen, die Praxis der römischen Kirche, die Wirksamkeit ihrer moralischen und geistigen Tätigkeit auf ihre Mitglieder kennen zu lernen‘. Und er fügt noch bei, daß diese Untersuchung ‚sehr viel beitrug zur Entwicklung meiner Ideen in bezug auf die Lehren von der Sichtbarkeit der Kirche und in bezug auf die Notwendigkeit dieser Lehre, um der Tendenz zu einer endlosen Zersplitterung, zum endlichen Unglauben, welche aus dem unbegrenzten Privaturteil entspringt, das Gleichgewicht zu halten‘.[2]) Zu diesem Zwecke hatte er mehrere Unterredungen mit Wiseman, der bereits durch verschiedene Artikel der ‚Dublin Review‘ wegleitend und korrigierend in die Bewegung der Traktarianer eingegriffen. Wiseman, der bald eine hervorragende Stellung in England einnehmen sollte, war im April 1833 schon von Newman und dessen Freund Hurrell Froude im englischen Kolleg aufgesucht worden; sie hatten ihm ihr Herz ausgeschüttet und nach den Bedingungen einer allfälligen Wiedervereinigung Englands mit Rom geforscht, hatten aber von Wiseman eine Antwort erhalten, die ihnen höflich, aber deutlich genug sagte, daß Rom kein Kompromißverfahren kenne und eine völlige Unterwerfung fordern müßte. Gladstone seinerseits war sehr erbaut von der Offenheit und der edlen Ge-

1) Tablet 1903 II. p. 610.

2) Brief v. 5. Aug. 1838 an Mr. Rio: vergl. Life and Times of Cardinal Wiseman by Ward I. p. 275.

sinnung des damaligen Vizerektors. Auch mit Manning, dem Pfarrer von Lavington, den er von Oxford her kannte, und mit dem er in der ewigen Stadt innige Freundschaft schloß, sprach er bei Wiseman vor.

Die politische Laufbahn, in welche Gladstone eingetreten, sollte ihn nicht hindern, den religiösen Fragen auch künftig größtes Interesse zu widmen. So äußert er sich im Jahre 1840: ‚Der Polarstern ist hell. Nachdenken zeigt mir, daß eine politische Stellung hauptsächlich zu schätzen ist als Mittel, für das Wohl der Kirche einzustehen; unter diesem Gesichtspunkte wird jede Frage nur zur Detailfrage.‘ Zwei Jahre später bezeichnet er genauer, welches diese Ziele sind, auf die er hauptsächlich hinarbeiten werde. ‚Mein Leben,‘ so schreibt er, ‚hat zwei Ziele in der Zukunft, für deren Verwirklichung die Ausübung meiner jetzigen Beamtungen mich, wenn nicht befähigen, so doch äußerlich unterstützen. Das eine Ziel ist die Regelung gewisser Verhältnisse von Kirche und Staat; nicht zwar, als ob ich denke, die Tätigkeit des letzteren lasse sich mit den Gesetzen der ersteren in Übereinstimmung bringen. Wir haben die Zeitpunkte, wo dies möglich war, bereits hinter uns. . . . Doch es würde schon viel heißen, würde der Staat ehrlich dahin zielen, die Kirche für die Entwicklung ihrer inneren Bestrebungen zu befähigen. Dahin trachte ich. Das zweite Ziel ist, das katholische System in ihr (der Kirche) in einer bestimmten Stellung zu entwickeln, daß sie einerseits das höhere Leben anstrebt und anderseits den äußeren Kampf mit der Unwissenheit und dem Laster aufnimmt.‘[1])

Man sieht aus diesem Programm des Politikers, daß die Ideen der Traktarianer ihm nicht fremd waren. Diese konnten ihn, was Newman von Manning sagte, als einen ‚Zeugen von außen‘ betrachten. Die enge Freundschaft, die ihn nun wieder mit Manning verknüpfte, brachte ihn im bald entstehenden Geisteskampfe zwischen Kirche und Staat in die ersten Reihen der Verfechter kirchlicher Rechte. Der letztere hat ihm seine Rede über die ‚Einheit der Kirche‘ gewidmet. Manning vindizierte hier für die anglikanischen Bischöfe und Geistlichen die successio apostolica, die rechtmäßige Nachfolge der Apostel und die damit verbundene sakramentale Weihegewalt. Diese Ideen fanden Gladstones ungeteilte Bewunderung und haben in späterer Zeit seine Stellung zur ritualistischen Bewegung sehr beeinflußt. Auf Bemühungen der Gemahlin Gladstones übernahm Manning dann zugleich mit dem Juristen Hope in seiner neuen Stellung als Erzdiakon von Chichester die Patenschaft bei Gladstones ältestem Sohne. Der eifrige Geistliche und der tiefchristliche Politiker reichten sich sodann die Hände in einem Werke, das der anglikanischen Kirche in den britischen Besitzungen neues Leben verleihen sollte: die Gründung von Kassen zur Errichtung anglikanischer Bistümer in den Kolonien, zumal in Neuseeland.

Um Mannings Ansehen und seinen Einfluß zum Wohl der Kirche zu heben, wünschte Gladstone für ihn eine bedeutendere Stellung, nämlich die

1) Tablet 1903 II. p. 610.

Predigerstelle zu Lincolns Inn, London. Aber die Bewerbung (1843) scheiterte an der feindlichen Haltung der evangelischen Partei.

Unterdessen war die Oxforder Bewegung in ein Stadium eingetreten, das Gladstone und seinen Freund mit banger Ahnung erfüllte. Newman hatte auf seine Pfarrei resigniert und seine Abschiedspredigt in St. Mary gehalten; wenn er hiedurch auch noch nicht aus der anglikanischen Kirche austrat, so schien dies Freunden und Gegnern nur mehr eine Frage der Zeit. Gladstone fühlte die Tragweite dieses Schrittes. Seinem Freunde bemerkte er: ‚Was ich in meiner ersten Erregung nur sagen kann, ist: „Ich wanke wie ein Betrunkener und weiß nicht, woran ich bin.“‘[1])

In Newmans Einsamkeit in Littlemore bei Oxford drangen Briefe auf Briefe, alle mit der Absicht, ihn von dem entscheidenden Schritte zurückzuhalten; er solle nicht das steuerlose Schiff der Kirche, das seiner so sehr bedürfe, mit seinem fliehenden Fuße erbarmungslos in die aufgeregten Wasser zurückzustoßen. Waren die lieberfüllten Briefe von Keble und Pusey wohl imstande, das geistige Martyrium Newmans zu vermehren, so hatten Gladstones und Mannings Briefe mit ihren rechtlichen Argumenten zugunsten der anglikanischen Kirche den entgegengesetzten Erfolg. Dem kritischen Blicke Newmans entging die Schwäche dieser Argumente nicht, und der Widerspruch befestigte ihn nur in seinen Ideen.

Unterdessen hatte Gladstone, der nicht begreifen konnte, daß die neue Strömung so sehr romwärts trieb, eine scharfe Auseinandersetzung in einem imposanten Artikel der ‚Quarterly Review‘ mit Ward, einem der fortschrittlichsten Traktarianer. Dieser hatte 1844 ein Buch veröffentlicht unter dem Titel: ‚Das Ideal einer christlichen Kirche, betrachtet in Rücksicht auf die gegenwärtige Praxis,‘ worin er die Reformation scharf verurteilte, die anglikanische Kirche als die vom wahren Glauben abgefallene, degradierte Staatsanstalt hinstellte und in der römischen Kirche trotz gewisser Korruptionen die wesentlichen Eigenschaften der Idealkirche erblickte. Als aber dann die Gegner Wards im Februar 1845 die Verurteilung des Buches und die Degradierung des Professors verlangten, stellte sich Gladstone im Interesse der guten Sache mit Manning und den Traktarianern diesem Ansturm entgegen, vermochte aber nicht dessen Verurteilung in mehreren Punkten zu verhindern. Er betrachtete mit Manning diesen Akt als den ‚Anfang der Leiden‘.

Das Band der Freundschaft, das Gladstone und Manning umschlungen, bewirkte auch in vielen Punkten, daß beide religiösen Fragen gegenüber die gleiche Stellung einnahmen. Gladstone gesteht seinem Freunde: ‚Ich beginne zu glauben, daß ich über einen wichtigen Punkt keine andere Meinung als Sie haben kann.‘ Hatte Gladstone früher beim Betreten seiner politischen Laufbahn sich vorgenommen, die Verhältnisse von Kirche und Staat im Interesse der Religion regeln zu helfen, so bemühte er sich nunmehr, auch seinen Freund in diesem Streben zu unterstützen. Er teilte Mannings Wunsch, die

1) Life of Cardinal Manning by Purcell v. I. p. 242.

Regelung kirchlicher Angelegenheiten und die oberste Entscheidung hierüber von der Krone an Provinzialsynoden zu übertragen, und lud den Freund deshalb oft zu sich ein, damit er so Gelegenheit habe, mit bedeutenderen Personen, wie dem Erzbischof von York und dem Bischof von London, zusammenzutreffen. Allerdings mußte er dem eifrigen Geistlichen gestehen, daß er sich in diesem Punkte für jetzt nicht viel verspreche, da er in seinem politischen Leben die Wahrnehmung machen konnte, daß die hohen geistlichen Würdenträger der Staatskirche diesen für Manning brennenden Fragen entweder indifferent gegenüber standen oder Anhänger eines Bevormundungssystems waren.

Mitten in diese Bestrebungen hinein schlug die Kunde von Newmans Konversion im Oktober 1845 wie ein Blitz. Für Gladstone war das ‚eine Epoche in der Kirche Englands'. Mit ihm haben hervorragende Männer wie Disraeli, Mark Patison, W. Leeky diesem Ereignis für die anglikanische Kirche die größte Bedeutung zugeschrieben. Gladstone konnte dieses Ereignis nie vergessen; denn ‚das Jahr 1845 bezeichnete den größten Sieg, den die Kirche Roms über die Reformation davon getragen'.[1])

Newmans Austritt aus der anglikanischen Kirche betrachtete Gladstone als einen ‚tiefen Fall', eine Sünde, und Manning beteuerte ihm damals zu seiner Befriedigung, daß ‚nichts in der Welt seinen Glauben an Christi Gegenwart in der anglikanischen Kirche und ihre Sakramente erschüttern könne'. Indessen konnte ihm dieser doch keine Hoffnung für die Zukunft machen; gestand er ihm doch nicht lange darnach: ‚Ich habe die Befürchtung, welche bei mir sich zur Gewißheit steigert, daß die Kirche Englands in die Brüche geht.' In dieser kritischen Zeit war es, da Gladstone mit dem Gesuch an Manning herantrat, er möchte das Werk Newmans: ‚Entwicklung der christlichen Lehre', das dieser am Tage vor seiner Konversion abgeschlossen hatte, widerlegen. Die hier entwickelten Ideen hatten Newmans inneren Geistesgang so konsequent beeinflußt, daß er auch mit dessen Schlußsätzen an den Pforten Roms angelangt war. Dieser nämliche innere Prozeß entwickelte sich damals und später in manchem Leser, so daß Gladstone in nicht geringe Unruhe geriet, als Manning nach einem kurzen Versuch sich der ihm gestellten Aufgabe nicht fähig erklärte.

Nachdem sich die Traktarianer und alle Freunde der neuen Bewegung von dem schweren Schlag einigermaßen erholt hatten, suchten sie das Werk der Regeneration der Staatskirche weiterzuführen. Große Hoffnung setzte man hier auch auf eifrige Laien. Denn, sagte 1846 Phillipotts, Bischof von Exeter, die ‚drei Männer, von denen das Land am meisten zu hoffen hat, sind Manning in der Kirche, Gladstone im Staat und Hope im Gesetz'.[2]) Zwei dieser Männer sollten aber bald der anglikanischen Kirche verloren gehen. Für die Traktarianer und ihre großen Freunde war eine schwere Zeit gekommen. Die Angriffe von anglikanischer Seite mehrten sich; denn Männer,

1) Vergl. Vie de Lady Georgiana Fullerton par Mme. Craven p. 200.
2) Memoirs of Hope Scott II. p. 74.

die im Zentrum der Bewegung gestanden, traten zur katholischen Kirche über. Die Agitation und Verdächtigung, der Pusey zum Opfer fiel, nachdem er die Führerschaft in diesem Geisteskampfe übernommen hatte, veranlaßten Gladstone, diesen dringend zu ersuchen, durch eine öffentliche Erklärung gegen den Romanismus den Angriff abzuwehren. Pusey aber wollte in seiner ‚neutralen' Stellung zu Rom verbleiben und hielt es nicht im Interesse der Seelen, den Anforderungen des Politikers zu entsprechen.

Es sollte übrigens nicht an Gelegenheit für Gladstone fehlen, programmgemäß weiterzuarbeiten. Die Machtlosigkeit der Kirche Englands gegenüber der eisernen Umklammerung des Staates war 1847 bei Anstellung von Dr. Hampden, einem Rationalisten, als Bischof von Exeter durch Lord Russel wieder deutlich zutage getreten. Wohl hatten dreizehn Bischöfe Protest eingelegt, seit der Reformation ein unerhörtes Ereignis; die Opponenten durchliefen alle nur möglichen Instanzen, um die Anstellung zu hintertreiben, mußten aber am Ende sehen, wie der Erzbischof von Canterbury als staatlicher Offizial die Konfirmation vornahm. Pusey und Keble gestanden, es sei der Fall Hampden der größte Schlag gewesen, der nach der Sezession Newmans die Kirche betroffen. Manning schrieb entrüstet vom Kontinent her: ‚Die weltliche Macht hält die Kirche gefangen; die Bischöfe haben ihre Mitschuld an der Häresie.' Während Manning durch dieses Vorkommnis in seinem Glauben an die anglikanische Kirche erschüttert wurde, fügte sich Gladstone ins Unvermeidliche und suchte in der Politik Zerstreuung. In diesem Falle wie in der bald darauf folgenden Anstellung von Rev. Gorham, der heterodoxe Lehren über die Taufe öffentlich vorgetragen, zeigte sich die unumschränkte Willkür des Staates, dessen Laiengerichte, begünstigt durch die Indifferenz der Bischöfe, dem Ordinariat von Exeter diesen Geistlichen aufzwangen. Die Agitationen und Proteste, die Petitionen und Monstre-Meetings scheiterten am Widerstand des Staates. Die Nachricht vom Urteil aus letzter Instanz traf Gladstone auf dem Krankenlager. Sich aufrichtend brach er in die Klage aus: ‚Die Kirche ist verloren, wenn sie nicht durch einen Akt der Autorität sich erhebt.' Umsonst versammelte er selbst die Freunde der Kirche in mehreren Konferenzen in seiner Wohnung. Resolutionen wurden unterzeichnet; in Rücksicht auf seine Stellung als Mitglied des Privy Council der Krone glaubt er selber im letzten Moment noch die Unterschrift verweigern zu müssen. Von den dreizehn Männern, welche unterzeichneten, traten später sechs zur katholischen Kirche über.

Gladstone war bemüht, die Geister zu beschwichtigen, welche er in Gefahr sah, an ihrer Kirche irre zu werden und der ‚Versuchung' zu erliegen. In einem Schreiben an den Bischof von London sucht er mühevoll in den Anfängen der Kirche Christi eine milde Form von staatlicher Suprematie zu entdecken, die sich mit jener Heinrichs VIII. und Elisabethas in Einklang bringen ließ, ohne allzusehr die Unabhängigkeit der Kirche zu verletzen.[1])

1) Gladstones Arbeit ist erschienen unter dem Titel: ‚Remarks on the Royal Supremacy as it is defined by reason, history and the Constitution.'

Der Politiker, der mit Pusey, Keble, Church usw. trotz dieser niederschmetternden Ereignisse an der Gesetzmäßigkeit seiner Kirche nicht zweifelte, ahnte nicht, wie diese Vorfälle auf Manning einwirkten, und wie diese ‚Perle' des anglikanischen Klerus, wie er ihn zu benennen pflegte, romwärts fortschritt. Gladstone erfuhr von Mannings inneren Schwierigkeiten erst kurz vor ihrer Lösung. Ein Brief des Bischofs Wilberforce von Oxford, dem Schwager Mannings, gibt ihm am 14. September 1850 die erste Andeutung von der drohenden Gefahr. Aus einer Unterredung mit Manning teilt ihm der Bischof mit: ‚Wir haben alle seine Schwierigkeiten miteinander durchgegangen, aber ach! er hat in meinem Geiste die volle Überzeugung zurückgelassen, daß er für uns verloren ist.' Gladstone glaubt nun seinen Freund vor dem unseligen Schritte zurückhalten zu müssen; er richtet lange Briefe an ihn; er diskutiert und bekämpft die Einwürfe, die jenen beeinflussen mochten. Konnte auch Manning alle die Folgen seines Schrittes voraussehen, und war er marterndsten Gefühlen ausgesetzt, so war sein Entschluß fast reif. Seinem Freunde gab er da wenigstens noch den Trost, daß er sich vor jeder ‚Überstürzung' hüten werde. Gladstone bestürmte ihn bis zum letzten Momente, allerdings mit einer Argumentation, welche letzterem mehr aufdringlich als überzeugend vorkommen mußte. Zum letztenmal trafen sie sich als Freunde; ‚es war,' wie Manning selbst erzählt, ‚in der kleinen Kapelle von Buckingham, Palace road. Ich kniete an der Seite Gladstones. Unmittelbar vor der Kommunionfeier sagte ich ihm: „Ich kann nicht mehr länger in der Kirche Englands kommunizieren." Ich erhob mich und legte meine Hand auf Mr. Gladstones Schultern und sprach zu ihm: „Kommen Sie!" Das war die Scheidung der Wege. Mr. Gladstone blieb; ich ging fort. Mr. Gladstone bleibt noch, wo ich ihn gelassen.'[1])

Am 6. April 1851 wurde Manning zugleich mit seinem Freunde, dem Rechtsgelehrten Hope-Scott, in die katholische Kirche aufgenommen. Gladstone war in heller Verzweiflung: ‚Es scheint mir, ich habe beide Augen verloren.' Ähnlichen Eindruck machte diese Konversion auf Bischof Wilberforce. Er schreibt: ‚Ach, alles ist düster um uns! Ich fürchte, daß wir gerade einige der besten Männer verlieren, und mein Herz blutet aus allen Poren bei diesem Gedanken.'

Gladstones Schmerz verwandelte sich bald in tiefen Groll; seiner Ansicht nach war Manning der Versuchung unterlegen. Ob sie auch ihm jemals genaht war? Jedenfalls widerstand er ihr. Der Politiker hatte sein Programm, und nur dieses wollte er ausführen; er ging nur so weit, als er sich selber vorgenommen hatte. Gladstone betrachtete den Austritt aus der Staatskirche fast wie eine persönliche Beleidigung. Gegen Manning dauerte seine innere Erbitterung jahrelang, und selbst dort, wo die alten Beziehungen nicht gänzlich gebrochen waren, blieb das Verhältnis ein getrübtes. Mr. Morley meint: ‚Gerade so, wie es sich gestaltet zwischen jenen, welche getrennte

1) Thureau-Dangin l. c. II. p. 225.

Welten bewohnen.' Der deutlichste Beweis, wie schnell Gladstone brechen konnte, zeigt sein Verhalten Hope-Scott gegenüber. Er selber hat gestanden, wie sein Biograph berichtet, daß dieser Mann mehr Einfluß auf ihn ausgeübt als je eine Person in irgend einer Periode seines Lebens. Am Tage nach der Konversion dieser einstigen Freunde schrieb Gladstone noch in sein Tagebuch: „. . . Sie waren meine zwei Stützen. Ihr Wegzug ist für mich ein Zeichen, daß mein Werk getan. . . . Ein Trost ist mir geblieben: gänzliches Freisein von Zweifeln. Diese unglücklichen Ereignisse haben mich niedergeschlagen, aber nicht erschüttert.'[1]) Am folgenden Tage hat Gladstone durch einen Zusatz zu seinem Testament Hope-Scott seines Amtes als Testamentsvollstrecker enthoben.

Obwohl Gladstone infolge seiner individuellen Ansichten und aus Rücksicht auf seine politische Stellung sich nicht mit den Traktarianern konfundieren wollte, so hatten doch die Schläge, die nacheinander die neue Bewegung getroffen, keineswegs seine Sympathie für jene geschwächt. Hatte der Staat seine Macht die Kirche fühlen lassen, hatten Newman und Manning und viele aus dem Klerus durch ihre Sezession der Kirche noch schwerere Wunden geschlagen, so fühlte er in sich die Pflicht, als Laie die Kirche in dieser Not nicht zu verlassen. Pusey hatte geklagt: ‚Ich habe fast den Kopf verloren in meinem Unglück.' Gladstone war deshalb bemüht, ihm neuen Mut einzuflößen.

Übrigens hatte sich jener bald erholt und wagte, selbst der Androhung der Suspension von seiten seines Bischofs Wilberforce trotzend, offensiv vorzugehen und den Bischöfen ihre schmähliche Stellung im Falle Hampden und Gorham vorzuwerfen. Gladstone durchschaute bald selbst die seltsame Stellung, welche Bischof Wilberforce einnahm; denn trotz seiner ‚tiefen Abneigung gegen das päpstliche System' hatte dieser durch Errichtung von Priesterseminaren und Klöstern, Abhaltung von Missionen und Exerzitien für den Klerus, Wiedereinführung der Beichte den Traktarianern nicht wenig Vorschub geleistet. Diesen Mann galt es in die Bewegung hineinzudrängen, um Gladstones Programm: ‚Freiheit für die Kirche' zur Ausführung zu bringen; in seiner Stellung als Bischof war er mehr als andere befähigt, in die beengenden Ringmauern der Staatsomnipotenz die erste Bresche zu legen. Ihm nun eröffnete Gladstone 1852 die traurige Lage der Kirche Englands, und wie es not tue, den fortgesetzten staatlichen Übergriffen unermüdeten Widerstand entgegenzusetzen. ‚Durch das Urteil im Falle Gorham,' schreibt er ihm, ‚ist ein Prinzip statuiert, welches den Artikeln des Kredo, einem nach dem anderen, allmählich jede Kraft benehmen muß, und zwar in dem Maße, als die öffentliche Meinung dies zugeben oder befördern wird. Ebenso ist damit ein Prinzip statuiert, das dem Staat ermöglicht, gewohnheitsgemäß das Amt sich anzueignen, das Kredo gerade so gut wie die anderen kirchlichen Dokumente zu interpretieren.' Gladstone gab dann zu verstehen, daß von seiten der Bischöfe in ihrer Ge-

1) Tablet 1903 II. p. 610.

samtheit nichts zu hoffen sei, weil ja nur eine kleine Minorität aus dem höheren und niederen Klerus zum Protest gegen obgenanntes Urteil sich herbeiließ, die Majorität an ihre Ketten sich längst gewöhnt habe. Er kannte die Bischöfe aus nächster Nähe und wußte nur zu gut, daß seine bangen Ahnungen, welche er diesem bischöflichen Freunde klagte, in Erfüllung gehen werden. ‚Alles läßt voraussehen,' so schreibt er, ‚daß in den kommenden Jahren die Haltung in den Reihen der Bischöfe in bezug auf alles, was Dogma und Lehrautorität betrifft, statt straffer nur immer schlaffer wird.'[1])

Was Gladstone mit gerechtem Unwillen erfüllte, war die ‚elastische Seite' des anglikanischen Episkopates, wenn es galt, Stellung zum Dogma einzunehmen, und die ‚strenge Seite', wenn es galt, Rom zu trotzen, ‚mit dem,' wie er meinte, ‚sie doch identisch sein sollten.' Gerade die Bischöfe waren es gewesen, welche bei der Wiederherstellung der katholischen Hierarchie durch Pius IX. am 29. September 1850 die Regierung zur Vorsicht gegen Rom mahnten. Sie hatten zum großen Teil jene Erbitterung gegen den Katholizismus hervorgerufen, wie sie in jenen Tagen im No popery-Geschrei und den Straßendemonstrationen des Pöbels und der ‚Titel-Bill' im Parlamente zum Ausdruck kam. Hier war es auch, wo Gladstone die erste Lanze für Rom einlegte, indem er, als diese Bill in erster Lesung im Parlamente debattiert wurde, mit Sir Roundell Palmer im Namen der Religionsfreiheit dagegen entschiedene Stellung nahm und die Regierung mahnte, doch nicht eine vorübergehende Erregung nationaler Erbitterung ins Gesetz eindringen zu lassen. Wenn das Parlament damals nicht wagte, dieser künstlich genährten Erbitterung sich entgegenzusetzen und die Bill mit großer Mehrheit zum Gesetze erhob, so hatte Gladstone wenigstens die Genugtuung, daß die hier gegen die katholischen Bischöfe dekretierten Strafen niemals zur Anwendung kamen, und es gereichte ihm zwanzig Jahre später zur Befriedigung, diese Akte bei allgemeiner Indifferenz der Häuser aus dem Gesetze hinauszuschaffen.[2])

Je mehr indessen die Oxford-Bewegung seit 1850 ihre frühere dogmatische Grundsätzlichkeit aufgab und in mehr als einer Hinsicht ihren Kurs änderte und in die noch heute wohlbekannte Richtung des Ritualismus umschlug, desto weniger fühlte sich Gladstone mit dieser Bewegung verbunden. Zwar gab es noch verschiedene Punkte, worin er mit ihr unter Puseys Führung sympathisierte; doch er fand nicht mehr die rechte Konsequenz darin, welche dem Staatsmanne imponiert hätte. Das Ehescheidungsgesetz (Divorce Act) von 1857, das von den beiden Erzbischöfen und der Mehrzahl der Bischöfe stark befürwortet, heute ihnen viel Kopfzerbrechen macht, fand in Gladstone aus sittlich-religiösen Gründen scharfe Opposition. Den Ritualisten

1) Thureau-Dangin l. c. II. p. 241.

2) In welche gefährliche Stellung das Parlament in England kommen konnte, sobald nur eine geringe Milderung der Strafgesetze gegen die Katholiken daselbst intendiert wurde, beweisen 1779 die Volksaufstände, Mißhandlung der Lords von seiten des Mob usw. Vergl. Weiß, Weltgeschichte. Bd. 14, S. 227 ff.

suchte er zuweilen durch seine Intervention behilflich zu sein, so im Jahre 1857, als die Synode der englischen Bischöfe den schottischen Bischof Forbes von Brechin wegen der katholischen Auffassung der Abendmahlslehre mit Absetzung bedrohte. Als 1867 die von Gladstone gefürchtete ‚Elastizität' der Bischöfe gegenüber dem Dogma im Falle des Bischofs Colenso von Natal sich wieder bemerkbar machte, — dieser hatte unter anderem die göttliche Inspiration der hl. Schrift geleugnet, — suchten die Anhänger Puseys vor allem bei Gladstone Rat. Seine Bemühungen und die Anstrengungen des Erzbischofs Gray von Kapland scheiterten — bei der gewohnten Indifferenz der Staatsbischöfe — an der Suprematie der Krone.

Gerade jene Jahre, in welchen Gladstone von seinen Gegnern aus dem politischen Kampfplatz geschlagen worden, waren für seine hochkirchlichen Freunde die gegebenen Momente, ihn zum religiösen Kampfe aus dem Schmollwinkel hervorzulocken. So war es Ende 1874, als der Ruf der hochkirchlichen Freunde an ihn erging bei Gelegenheit der Gesetzesvorlage gegen die Ritualisten. Mehrere seiner Resolutionen gingen diesmal fehl, und unter der scharfen Entgegnung seines Gegners, des Premierministers Lord Beaconsfield (Benjamin Disraeli), zog er seine Anträge zurück.[1]) In der Kampagne gegen die Public Worship Regulation Act (1875), welche den Ritualisten auch heute gelegentliche Unannehmlichkeiten bringt, hatte Gladstone seinem Programm gemäß gegen die Anstellung eines Laien-Komitees zur Regelung kirchlicher Angelegenheiten zu protestieren.

Unter dem Drucke dieser so schnell aufeinander folgenden Niederlagen erschien dann sein Artikel in der ‚Contemporary Review' über den Ritualismus. Diese Auslassungen haben wohl hinlänglich den Beweis erbracht, daß Gladstone dieser Richtung nicht ungeteilte Sympathie entgegen brachte. Er definiert dieselbe einerseits als eine berechtigte Reaktion gegen ‚Kälte, Armut und Nacktheit in der Form' des protestantischen Kultus, anderseits als eine ‚über den Zweck hinausgehende Überladung, eine Entfernung von Maß und Harmonie, eine Karrikatur des Schönen, einen Versuch, an Stelle der Hauptsache die Nebensache zu setzen'. Die Frage, ob der Ritualismus eine gesunde Bewegung für den einzelnen enthalte, verneint er.[2])

In Gladstones politisches Leben hinein fallen zeitweilig dunkle Schatten. Freunde und Gesinnungsgenossen erliegen der ‚Versuchung' und unterwerfen sich der katholischen Kirche. Gladstones Stellung zu den Konvertiten haben wir bereits im Falle Manning und Hope-Scott angedeutet. Wenn er auch mit Bischof Wilberforce gestand, daß die Kirche Englands sich nicht in ‚normalem' Zustande befinde, so bestritt er doch, daß sich daraus das Recht und die Pflicht ergebe, die anglikanische Gemeinschaft zu verlassen und dafür ‚die

1) Bezeichnend für Gladstones religiöse Ansichten und für die Beurteilung derselben von seinen Zeitgenossen ist Disraelis sarkastische Bemerkung, Gladstone werde entweder im Narrenhaus oder im Kloster enden. Tablet 1901 I. p. 859.

2) Vergl. Hist.-polit. Blätter. Bd. 75, S. 141—42.

Irrtümer, den Aberglauben und die schweren Verderbnisse des Papsttums' zu wählen.

Gladstone scheint lange Jahre die Ansicht vieler Anglikaner geteilt zu haben, nach welcher Konvertiten keine höheren Beweggründe haben und nur das Opfer einer übertriebenen self-indulgence geworden seien. Galten sie auch vor ihrer Konversion als logisch und charakterfest, so hält man sie, nachdem das go over to Rome erfolgt ist, für charakterschwach, für Gefühlsmenschen und egoistische Geister. Kardinal Newmans Apologia pro vita sua vor allem wie auch einzelne Selbstbiographien neuerer Konvertiten, worunter wir besonders die 1901 erschienenen Konversionsberichte Roads to Rome zählen, sind wie nichts anderes geeignet, solche falsche Ansichten vollständig zu heben. Aber mitten in der Oxforder Bewegung stehend konnte Gladstone nicht umhin, dem Bruder des Bischofs von Oxford, Robert Wilberforce, nach dessen Konversion seine Mißstimmung auszudrücken mit den Worten: ‚Indem Sie die Kirche Englands verließen, haben Sie ihr das blutigste Unrecht, das sie nur erleiden kann, zugefügt.' Zuweilen allerdings mochten auch politische Gründe Gladstones Haltung gegen die Konvertiten beeinflussen. So war die Konversion vom Marquis of Ripon, dem einstigen Großmeister der englischen Loge, der unter Gladstone verschiedene Staatsämter bekleidete, für die liberale Partei (1874) eine politische Inkonvenienz, und Gladstone als ihr Führer kommentierte sie mit scharfen Ausdrücken. Die Kirche Roms, schreibt er, vernachlässige die Armen und gehe dem Mann mit dem großen Landbesitz nach. Der Tag der Abrechnung werde schon noch kommen, wenn der Staat Notiz nehme, daß die Neophyten ihre bürgerliche Treue von Windsor nach dem Vatikan verlegt hätten.

Gladstone konnte bekanntlich sehr heftig gegen Rom werden, hart und ungerecht. Seine Stellung zum Vatikanischen Konzil ist bekannt. Seine Broschüre[1]) wie seine Briefe an die ‚Times' verraten den Einfluß Döllingers und Lord Actons. Bemerkungen in seinem Tagebuche lassen darüber keine Zweifel mehr entstehen. Seine Waffen lassen unschwer die Döllingersche Fabrikmarke erkennen. Notizen: ‚Auf den Druckbogen mit Actons Korrekturen und Noten versehen' oder ‚Am Abend bei Beendigung des Traktates ausgearbeitet, derweilen Dr. Döllingers Schlußkritik angelangt' weisen deutlich auf ‚die Macht' hin, die zwar nicht, wie er vorgab, ‚hinter dem Papste,' sondern hinter ihm selber stand.[2]) Wenn Gladstone auf Betreiben Döllingers dem bayerischen Kabinette unter dem Präsidium des Fürsten Hohenlohe günstig gestimmt war und auch dessen Ansuchen, daß England die Initiative ergreife für eine internationale Konferenz zur Wahrung der Rechte der Mächte gegen die angeblichen Übergriffe des Konzils, befürwortete, so unterlag er der Opposition im Ministerrate. Gladstones Ansichten wurden lebhaft von Lord

1) The Vatican Decrees in their Bearing on civil Allegiance. A political Expostulation. London 1874.

2) Vergl. Tablet 1903 II. p. 579.

Clarendon bekämpft, dem die Absichten des Konzils durch seinen von Manning in Rom genau unterrichteten englischen Geschäftsträger M. Ado Russell ins rechte Licht gestellt wurden. Hatten Mannings Privatbriefe aus Rom Gladstone nicht zu anderer Ansicht bringen können, so sollte nachher seine oben angeführte Broschüre mit den Verdächtigungen auf die Untertanentreue der Katholiken von demselben eine offene und gründliche Abfuhr erfahren.[1]) Newmans Verteidigung der Katholikentreue fand selbst Gladstones Anerkennung.

Dr. Michael S. J. schreibt in bezug auf Gladstones Angriffe: ‚Man hat diese Leistung des einstens als kryptokatholisch geltenden Expremiers ein Pamphlet genannt, durch welches der gestürzte Diplomat einen Kulturkampf in England einleiten, seine sinkende Popularität auffrischen und selbst auf Kosten der wichtigsten Interessen des Landes die frühere Machtstellung wieder gewinnen wollte.‘[2]) Auf diesen Vorwurf antwortet Gladstone selbst: ‚Meine Meinung über die vatikanischen Dekrete war stark (strong); sie war schon vor jener Broschüre ausgesprochen worden. Ein Buch über Dr. Döllinger von Dr. Michael sagt, daß ich bis damals als ein Kryptokatholik gegolten. Was ich damals war, bin ich noch jetzt.‘[3])

Die Anschuldigungen, von welchen Dr. Michael redet, wurden allerdings 1875 erhoben; könnte man aber nicht nach dreißig Jahren auch zu anderer Ansicht kommen? Gladstone gibt seine antivatikanische Stellung zu; doch habe er keineswegs in eine theologische Kontroverse eingreifen wollen; er habe nur mit Widerstreben in jener Sache die Feder ergriffen; seine Motive wie seine Sprache seien nicht theologischer Natur gewesen.[4]) Es war eine political expostulation unter dem Drucke Döllingers und Lord Actons. Hatte sich nicht Gladstone irreführen lassen durch Lord Acton, der seinerseits selbst irre geführt war? Der letztere hat während der dreißig Jahre seines noch übrigen Lebens Gelegenheit gehabt, zur Erkenntnis zu kommen, daß seine Bedenken grundlos waren. Wenn er selbst zwischen Katholizismus und Ultramontanismus im Sinne der vatikanischen Entscheidungen unterschieden, so ist er doch später, als Döllingers Geist ihn nicht mehr beengte, mit jenen einig gewesen, die er früher als Ultramontane bekämpfte. Die ‚Times‘ schrieb in seinem Nekrolog: ‚Wenn man Lord Actons Stellung beurteilt, so muß man sich immer erinnern, daß seine Oppositon gegen die Cura Romana eher auf historischen und moralischen Gründen als auf doktrinellen Unterschieden beruhte.‘[5]) ‚Der gelehrteste Mann Englands,‘ wie Gladstone ihn nannte, hat

1) Vie du Cardinal Manning par l'Abbé H. Hemmer. Paris 1898 p. 213 ss.

2) Ignaz v. Döllinger, Innsbruck 1892, S. 296.

3) Tablet 1903 II. p. 619.

4) Tablet 1903 II. 619.

5) Lord Acton, welcher am 19. Juni 1902 in Tegernsee als Katholik starb, hat 1867 folgendes Bekenntnis abgelegt: ‚Ich bin mir nicht bewußt, jemals in meinem Leben den leisesten Schatten eines Zweifels an einem Dogma der katholischen Kirche gehabt zu haben.‘

er vielleicht nicht auch im Staatsmanne eine falsche Ansicht hervorgerufen, die jener mit gutem Gewissen als gerecht behauptete?[1]) Fürchtete Gladstone vielleicht, daß die Freiheit der Kirche und der Religion, für welche er gemäß seinem Programm einstehen wollte, eine wenn auch nicht staatliche, doch jedenfalls unkirchliche Bevormundung erleide? Wie dem auch sei, Gladstone hat mit Lord Acton seine jedenfalls — wissentlich oder unwissentlich — falsche Position aufgegeben. Gladstone hat in der Tat seine Anschuldigungen gegen Rom zurückgenommen, indem er den Katholiken sein offenes Vertrauen wieder schenkte, Rom selber nicht wenig Sympathie entgegen brachte. Die Katholiken wurden zu hohen Staatsämtern befördert: Hat er mit seinen verschiedenen Versuchen für Irland, die Home Rule durchzusetzen, nicht einem katholischen Volke Satisfaktion gegeben? Die Parole: ‚Gerechtigkeit für Irland' hat er durch die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche Irlands daselbst 1869 in die Tat umgesetzt. Schon 1867 machte das Ministerium Gladstones den Katholiken die Besetzung des Lordkanzlers von Irland möglich, und wäre es in seiner Macht gestanden, so hätten die Katholiken heute selbst Zutritt zu den Ämtern eines Lordkanzlers von England und Lord-Leutnants (Vizekönig) von Irland. Diese Bill Gladstones wurde im Januar 1891 nur mit einer schwachen Mehrheit verworfen.

Gegen das Ende seiner Jahre ist auch die Erbitterung gegen die Konvertiten mehr und mehr gewichen. Hatte er bei Lord Ripons Konversion seinen Groll offen gezeigt und der ‚Times', die den Konvertiten nun als einen political exstinct ansah, Beifall gespendet, so zog er 1880 diesen Mann doch selber wieder zu Ehren, indem er ihm das Amt eines Vizekönigs für Indien übertrug und ihm von neuem seine ganze Sympathie entgegen brachte. Gladstones Einfluß ist es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, daß die Königin Viktoria ihre Abneigung gegen die Konvertiten mehr und mehr ablegte. An der Untertanentreue der Katholiken zweifelte er nun nicht mehr; das Vatikanum hatte seine Befürchtungen ja nicht bestätigt. Als der Bankier Mr. Bertram Wodehouse Currie 1896 starb, — im gleichen Jahre seiner Konversion, — schrieb Gladstone: ‚Er war so ganz der erste unter den Männern der City, daß es schwer hält, die Distanz zwischen ihm und dem zweiten Platz zu bemessen.'[2]) Gladstone gestand auch Manning, dem er lange Groll nachgetragen, daß ihre Wege sich immer mehr nähern, und beim Tode

1) Newman, der scharfsinnige Psychologe, war ganz überrascht über Gladstones veränderten Kurs, und er spricht seine Bewunderung aus über seine bisherige Karriere und schreibt Gladstone, daß er ihm nur ungern mit einer Kontroverse begegne. Newmans Stellung scheint unsere Ansicht zu erhärten. Vergl. Tablet 1902 II. 579. Gladstones guten Glauben in dieser Frage verteidigt ebenfalls Spencer Jones: ‚England und der Heilige Stuhl.' Deutsche Ausgabe (1904) S. 179 f. Ebenso bestätigen dies die weiteren Ausführungen bei Thureau-Dangin l. c. Schlußband (1906) III. 161 ff.

2) Tablet 1902 I. p. 658.

des letzteren am 14. Januar 1892 konnte er nicht umhin, von der Villa Magali in Florenz aus dem erlauchten Toten einen warmen Nachruf zu widmen.

Wenn Kardinal Newman den englischen Staatsmann einen ‚tiefreligiösen Geist' genannt hat, so ist das zum Teil auf manche Akte seiner politischen Tätigkeit anzuwenden. ‚Die Interessen der Kirche,' sagt er in einer Tagebuchnotiz, ‚halten mich noch dort (im Parlament).' Er selber war der Meinung, daß verschiedene sozialpolitische Bestrebungen anderer Politiker aus spezifisch religiösen Anschauungen hervorgegangen waren. Seinem jetzigen Biographen hatte er anläßlich dessen ‚Life of Richard Cobden' vorgeworfen, das religiöse Moment als Triebfeder mehrerer politischer Handlungen im Leben dieses Mannes nicht genügend berücksichtigt zu haben.[1]) Aus einem Briefe Lord Actons an Marie, die Tochter Gladstones, zu schließen, kannte Gladstone wohl die Aussichtslosigkeit seiner Home Rule-Politik, hielt es aber für eine Gewissenssache, trotz der zu erwartenden Niederlage diese wichtige Frage mit allen Kräften zu vertreten. Eine ähnliche Rücksicht scheint ihn auch in seiner Stellung zur irischen Universitätsfrage geleitet zu haben. Es liegt uns übrigens fern, hinter allen seinen politischen Bestrebungen dieses Prinzip zu suchen; immerhin ist es leicht nachzuweisen, daß dieser vielseitige und hochgebildete Mann mit seiner tiefchristlichen Gesinnung offen hervortrat. Gladstone hat viele Zeit auf das Studium religiöser Fragen verwendet, und konnte er sich dem mächtigen Einfluß Döllingers auch nicht ganz entwinden, so ließ er sich doch in seinen religiösen Grundanschauungen von einem Mann, den er für einen Freidenker hielt, nicht leiten. Religiöser Glaube und Wissenschaft galten ihm nicht für unvereinbar. Den modernen Schlagworten stand er kühl gegenüber. Als z. B. der Verfasser des Werkes ‚The Crack of Doom' die Aufmerksamkeit Gladstones auf die jetzige Stellung der Wissenschaft und Religion, wie sie in diesem Buche dargestellt ist, gezogen hatte, empfing er von ihm folgende Notiz: ‚Geehrter Herr! Ich danke Ihnen für die Höflichkeit. Ich habe das Werk mit Interesse gelesen. Ich bin sicher, Sie werden mir vergeben, wenn ich sage, daß ich der Wissenschaft für alles, was sie getan, danke; aber das Christentum bedarf ihrer gar nicht und ist jetzt wie immer imstande, sich auf seinem eigenen Fundamente zu halten.[2]) In seinem regen Verkehr mit Lord Acton hat er mehr denn einmal Fragen angeschnitten, die sein religiös-philosophisches Interesse bekunden.[3]) Ebenso zeigen verschiedene Essays und Artikel in Zeitschriften, daß auch theologische Werke ihm nicht fremd waren; hervorragend ist z. B. seine Besprechung von Bischof Buttlers ‚Analogy of Religion'.

1) Tablet 1903 II. p. 647.

2) Tablet 1895 II. 291.

3) Z. B. On the compatibility of a Religion of authority with freedom of thought.

Liberal in der Politik war er nicht liberal in der Religion und konnte sich für die freigeistigen Ansichten eines Dechanten Stanley[1]) und Martineau nicht begeistern. Er schrieb unter anderem: ‚Ich bin gänzlich für das Dogma; es ist das Skelett, welches das Fleisch, Blut und Leben jenes geheiligten Wesens trägt, das wir christliche Religion nennen.‘ Hatte der Ritualismus die wahre Kirche auf die römische, griechische und anglikanische Kirche als gleichberechtigte Zweige verteilt, so waren seine Ansichten hierin ebenfalls vag; ‚er glaube nicht, daß die Beweise der göttlichen Barmherzigkeit nur auf einen kleinen Teil der menschlichen Familie sich erstrecken.‘ Gladstone hat trotz seiner teilweisen Abneigung gegen den Ritualismus seine traktarianischen Grundsätze nie aufgeben können. So beanspruchte er die katholische Idee vom Priestertum auch für seine Kirche, weshalb ihn der ‚Manchester Guardian‘ als einen Sazerdotalisten bezeichnete. Von der Idee der Beichte war er ganz durchdrungen. Aus den Selbstenthüllungen der bekannten Schriftstellerin und Konvertitin Lady Georgiana Fullerton, die sie in ihrer ‚Ellen Middleton‘ niedergelegt, zog Gladstone eine ‚tremendous moral‘, nämlich die Notwendigkeit der Beichte. Darüber schreibt er: ‚Verheimlichen wir uns nicht: Menschen können nicht eine Generation, ja Jahrhunderte leben, beraubt jeder anderen geistlichen Disziplin als jener, welche jede Person, nicht unterstützt von den äußerlichen Mitteln der Kirche und dem Zeugnisse einer allgemeinen Übung, sich selbst zu geben gewillt ist, *ohne daß es für sie schlimmer wird*. . . . Man hat bei uns herumgeboten, daß die inneren Folgen der Sünde, wenn auch nicht durch die Beichte gebessert, mit der Zeit neutralisiert werden, daß es Mangel an Glaube verrate und nach Judaismus rieche, detaillierte und systematische Mittel bei diesem Werke der christlichen Erneuerung in Anwendung zu bringen.‘ Gegen diesen letzteren Vorwurf wendet sich Gladstone mit den Ritualisten von heute.[2])

Was Gladstone selbst nach dem Urteile seiner scharfen Kritikerin Mrs. Craven entschieden bekannte, war: *Praktisches Christentum*. Er meint: ‚Wer die Sache des Glaubens oder Christentums unterstützt, der verrichtet das größte Werk, das verrichtet werden kann, — in Vergleich zu welchem nichts in der Welt noch etwas bedeutet.‘

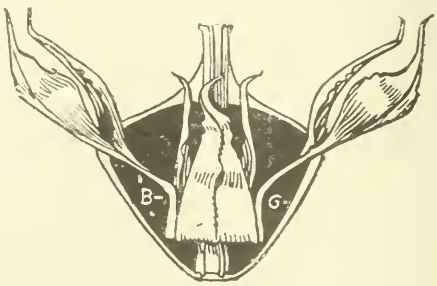
Hatte der Einfluß der Traktarianer, seine Beziehungen zu Pusey, dem Leiter der ritualistischen Bewegung, Gladstones Ideen in mancher Hinsicht romwärts gewendet, so daß ihm selbst der Vorwurf, ein Kryptokatholik zu sein, nicht erspart blieb, so ist es begreiflich, daß das Einladungsschreiben Papst Leos XIII. an die Engländer (14. April 1895) den greisen Staatsmann nicht kalt ließ. Der Unionsgedanke hatte selbst die beiden Erzbischöfe für einige Zeit ganz hingerissen, — bis die praktischen Schwierigkeiten und

1) Disraeli hat dem freisinnigen Dechanten v. Westminster auf seine freigeistigen Religionsbetrachtungen die sarkastische Bemerkung gemacht: ‚No dogmas, no Deans.

2) Tablet 1903 II. p. 538.

Forderungen Roms auftauchten. Ein Memorandum Gladstones in dieser Frage, datiert vom Mai 1896, war durch den Erzbischof von York der ‚Times' übergeben worden und erschien daselbst am 1. Juni. Gladstone zollte dem Verhalten des Papstes und seiner Einladung alle Hochachtung und begrüßte in ihm ‚den ersten Bischof der Christenheit'. ‚Nach meiner Ansicht,' so schließt er seine Ausführungen, ‚ist das eine väterliche Haltung im weitesten Sinne des Wortes, und obwohl sie unter die letzten Erinnerungen meines Lebens sich einreiht, werde ich sie immerfort in teurem Andenken bewahren zugleich mit den zarten Gefühlen der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und Hochachtung.'[1]) Mit dem Gedanken der Wiedervereinigung mit Rom, der damals nach dem Urteile des Erzbischofs von York in der Luft lag, hatte Gladstone schon oft in seinem Leben sich getragen; sah er doch selber ein, daß im Kampfe gegen den Unglauben die Kirche geeinigt ins Feld ziehen müsse. Galt ihm aber diese Wiedervereinigung bei den Zuständen, in welchen die anglikanische Kirche liegt, menschlich gesprochen, als ein hoffnungsloses Projekt, so meinte er, ‚müßte es deshalb doch nicht weniger angestrebt werden; denn der Horizont der menschlichen Hoffnung ist nicht jener der göttlichen Macht und Weisheit.' Als eine ‚heilige Aufgabe' erschien ihm deshalb auch jedes Bestreben, das positive Christentum in der Kirche von England in klar bestimmter Form darzulegen, und er hatte sicher nicht unrecht, wenn er darin die Basis für eine spätere Einigung des Christentums erblickte. Insofern begrüßte er die Tätigkeit der Oxforder Bewegung auch in ihrer heutigen ritualistischen Entwicklung, und Lord Halifax, deren Führer, tut gut, wenn er im ‚Guardian' seinen Freunden und Genossen zur Ermunterung die diesbezüglichen Stellen aus Gladstones Biographie zitiert.[2]) Immerhin dürfte die religiöse Stellung eines hervorragenden Staatsmannes und die Auffassung der Politik auch vom Standpunkte des praktischen Christentums heute noch manchem Politiker zum Vorbild dienen.

1) Thureau-Dangin l. c. I. p. IV.
2) Morley l. c. I. p. 174, 382, 383 and II. p. 135.



Pereat Rochus.

Von

Antonio Fogazzaro.

I.

‚Ein schönes Spiel, Don Rocco,‘ sprach zum vierten Male Professor Marin, indem er vergnügt schmunzelnd die Karten aufhob, während sein Nachbar zur Rechten in Schmähungen gegen den armen Don Rocco sich erging. Der Professor ließ diesen seinerseits nicht aus den Augen, in welchen ein gutmütiges, um die geschlossenen Lippen fortspielendes Lächeln aufleuchtete; dann wandte er sich zur Herrin des Hauses, die in einer Kanapeeecke eingenickt war.

‚Ein schönes Spiel, Gräfin Carlotta!‘

‚Ich verstehe,‘ erwiderte die Dame, ‚und jetzt scheint mir's an der Zeit, zu beschließen; nicht wahr, Don Rocco?‘

‚Nein, Don Rocco,‘ nahm wieder der Professor das Wort. ‚Wenn Sie es recht überlegen, ist das ein Fall, der vor die Konferenz gehört.‘

‚Und ob,‘ ergänzte der Nachbar zur Rechten.

Don Rocco, rot wie eine Klatschrose, zwei Finger in der Tabaksdose, saß schweigend, gesenkten Hauptes, mit einem ihm eigenen zerknirschten Blick, bot dem Sturm die scheinende Glatze und schaute dazwischen verstohlen nach den unheilvollen Karten. Als er seinen gefürchteten Kollegen das Wort Konferenz wiederholen hörte, schien ihm die Sache ins Komische umzuschlagen; er lächelte und nahm die Prise zwischen die Finger.

‚Oho, Sie lachen!‘ begann von neuem der unerbittliche Professor. ‚Ich weiß nicht, ob Sie nach diesem Kartenspiel und einem derartigen, dem Herrn Kollegen gespielten Streich morgen früh in Frieden werden zelebrieren können.‘

‚O doch, das kann ich,‘ murmelte Don Rocco, die Brauen in die Höhe ziehend und sein gutes Bauerngesicht ein wenig erhebend. ‚Alle fehlen, alle; auch er fehlt und vielleicht auch Sie, zuweilen.‘

Seine Stimme glich dem Knurren eines friedlichen, über alle Gebühr geplagten Tieres. Dem Professor lachte der Scherz aus den Augen.

‚Sie haben recht,‘ sagte er. Das Spiel ging zu Ende; die Spieler standen auf.

‚Ja, ja,‘ sagte der Professor mit komischem Ernst, der Fall Sigismondo ist schlimmer.

Don Rocco kniff lächelnd die kleinen, glänzenden Augen zusammen, senkte das Haupt mit dem eigentümlichsten Gemisch von Bescheidenheit, Wohlgefallen und Beunruhigung und murmelte:

‚Nun wird auch das noch hervorgezogen!‘

‚Sie sehen, ich bin unterrichtet,‘ ergänzte der Professor.

‚Frau Gräfin, es handelt sich um einen Fall, welchen Don Rocco auf der nächsten Konferenz zu entscheiden haben wird.‘

‚Hier werden keine Konferenzen abgehalten,‘ bemerkte die Gräfin. ‚Lassen Sie das!‘

Aber es war nicht so leicht, den Klauen des Professors ein Opfer zu entreißen.

‚Reden wir nicht weiter davon!‘ sagte er ruhig. ‚Aber merken Sie wohl, Don Rocco, über diesen Punkt denke ich nicht wie Sie! Mir gilt pereat mundus.‘

‚Ich habe mit niemandem gesprochen,‘ wandte dieser mit einem Blick der Entrüstung ein.

‚Don Rocco, Sie haben geschwätzt, und ich weiß es,‘ erwiderte der Professor. ‚Haben Sie Geduld, Frau Gräfin, urteilen Sie!‘

Die Signora Carlotta wollte nichts weiter hören; allein der Professor ließ sich nicht irre machen und setzte den Fall Sigismondo ganz so auseinander, wie ihn das bischöfliche Ordinariat vorgelegt hatte.

‚Ein gewisser Sigismondo wird plötzlich krank und verlangt zu beichten. Mit dem Priester allein gelassen beeilt er sich, ihm zu bekennen, daß ein anderer im Begriff steht, einen Mord auszuführen, dessen Anstifter er, Sigismondo, ist. Kaum hat er das gesagt, als er Sprache und Besinnung verliert. Der Priester zweifelt, ob Sigismondo unter dem Siegel der Beichte geredet habe, ob nicht; er kann jedoch das Verbrechen nicht verhindern, das in Gefahr schwebende Menschenleben nicht retten, wenn er von der ihm vertraulich gemachten Mitteilung nicht Gebrauch macht. Soll er es tun oder soll er einen Menschen zugrunde gehen lassen?‘

‚Don Rocco,‘ schloß der Professor, ‚möchte den Priester zum Karabiniere verwandeln.‘

Der arme Don Rocco, in seinem Gewissen vom Skrupel gepeinigt, eine derartige Frage in einer profanen Unterredung zu behandeln oder gegen

seinen Verspotter, einen älteren Geistlichen und Professor am bischöflichen Seminar zu P., es an der schuldigen Ehrerbietung fehlen zu lassen, bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl, stammelte Entschuldigungen.

‚Nein . . . aber . . . mir schien . . .‘

‚Ich staune, daß Sie sich entschuldigen, Don Rocco!‘ sagte die Gräfin; ‚ich staune, daß Sie die Scherze des Professors ernst nehmen.‘

Dieser protestierte und zog durch verfängliche Fragen die Schlinge nur um so fester um Don Roccos Hals, indem er ganz langsam und allmählich das Gemisch von richtigem Instinkt und verkehrten Begriffen, das dieser im Kopf hatte, auspreßte, ihn aufs artigste der Vernunftgründe und ihres Gegenteils beraubte, um ihn schließlich in demütiger Selbstanklage und Verwirrung zurückzulassen. Das Spiel währte nicht lange, denn die Hausfrau entließ ihre Gäste unter dem Vorwand, es habe elf Uhr geschlagen. Jedoch behielt sie Don Rocco zurück.

Gräfin Carlotta war es, die ihn wenige Jahre früher zum Rektor der zu ihrem Besitz gehörenden Kirche von St. Lucca gewählt hatte. Sie behandelte ihn mit episkopaler Herablassung, die der junge Priester, ebenso einfach im Geiste als von Herzen demütig, in heiliger Friedfertigkeit hinnahm.

‚Lieber Don Rocco!‘ redete sie ihn, als beide allein waren, an, ‚Sie würden besser tun, sich weniger um Sigismondo und mehr um die Ihrigen zu kümmern.‘

‚Warum?‘ frug Don Rocco erstaunt. ‚Ich weiß von nichts.‘

‚Ganz recht; die Gemeinde weiß es, Sie aber wissen nichts.‘

Die Augen der Dame ergänzten deutlich genug: Armer Mameluk! Don Rocco schwieg.

‚Wann kömmt Lucia zurück?‘ fragte sie.

Besagte Lucia war die Dienstmagd Don Roccos, die er auf vier bis fünf Tage nach Hause hatte gehen lassen.

‚Am Sonntag,‘ antwortete er, ‚morgen abend. Ah!‘ rief er plötzlich, über die glückliche Eingebung zufrieden lächelnd, ‚jetzt verstehe ich, jetzt weiß ich, was Sie sagen wollen. Es ist nichts, gar nichts an der Sache.‘

Er hatte endlich begriffen, daß es sich um Gerüchte handelte, die in der Gegend über Liebeleien seiner Dienstmagd mit einem gewissen Moro umliefen, einem anrüchigen Subjekt und Hochwild für die Sicherheitsbehörden, der in dämonischer Weise Verschlagenheit und gewalttätige Spitzbüberei miteinander verband. Von einigen wurde geltend gemacht, daß er von Natur aus nicht so schlimm angelegt gewesen wäre, hätten Not und schlechte Behandlung durch einen ungerechten Brotherrn ihn nicht auf schlimme Wege gebracht; aber alle fürchteten ihn.

‚Ist wirklich nichts wahr?‘ erwiderte die Dame. ‚Dann weiß ich nicht, was man in der Gegend sagen wird, sollten etwa Neuigkeiten in bezug auf die Dienstmagd des geistlichen Herrn kund werden.‘

Don Rocco glühte im Gesicht, und sein Blick wurde erschreckend.

‚Nichts von allem ist wahr,‘ sagte er kurz und entschlossen. ‚Ich selbst habe sie nach dem Auftauchen dieser Gerüchte ins Verhör genommen. Es sind Bosheiten der Leute. Dieser Mann kommt nie zu ihr.‘

‚Hören Sie, Don Rocco,‘ sagte die Dame, ‚Sie sind gut, sehr gut sind Sie. Aber da nun einmal die Welt nicht gut und das Ärgernis da ist, so müssen entweder Sie sich entschließen, dieses Geschöpf augenblicklich fortzuschicken, oder ich muß einen Entschluß fassen.‘

‚Sie werden tun, was Ihnen gefällt,‘ erwiederte trocken der Priester. ‚Ich muß der Gerechtigkeit gemäß verfahren, nicht wahr?‘

Die Gräfin sah ihn an und sagte mit einer großen Feierlichkeit:

‚Auch gut. Heute abend werden Sie sich die Sache noch überlegen und mir morgen die endgültige Antwort geben,‘ worauf sie zur Glocke griff und schellte, um eine Laterne für Don Rocco zu verlangen, weil die Nacht stichdunkel war. Zu ihrem Erstaunen jedoch zog Don Rocco ganz sachte eine solche aus seiner rückwärtigen Rockschöße.

‚Was ist Ihnen in den Sinn gekommen?‘ rief sie aus. ‚Jetzt werden Sie mir gar meinen Stuhl beschmutzt haben!‘

Ohne auf die beschwichtigenden Worte Don Roccos zu achten, erhob sie sich, und eines der Lichter ergreifend, die noch angezündet auf dem Spieltisch standen, beugte sie sich prüfend über den betreffenden Stuhl.

‚Jetzt ist die Reihe an Ihnen,‘ bemerkte sie. ‚Stecken Sie die Nase hinein; der Stuhl ist nicht fleckig geworden: er ist hin!‘

Auch Don Rocco beugte sich hinab und zog die Brauen zusammen, als er eines ungeheuren Ölflecks ansichtig wurde, einer schwarzen Insel auf dem grauen Tuch. ‚Ach ja!‘ murmelte er in der Betrachtung des angerichteten Unheils verloren.

‚Gehen Sie jetzt!‘ sagte die Dame; ‚was geschehen ist, ist geschehen.‘

Es schien, als ob er tatsächlich auf die Erlaubnis gewartet habe, seine in Strafe gesetzte Nase wieder zu erheben.

‚Ja, ich gehe,‘ antwortete er, die Laterne anzündend, ‚weil ich jetzt allein im Hause bin und die Haustür offen gelassen zu haben fürchte.‘

Im nächsten Augenblick hatte er ‚gute Nacht‘ gesagt und war verschwunden, ohne die Hausfrau angeblickt zu haben.

‚Mein Gott, welcher Bauer!‘ sagte sie.

II.

Es war eine feuchte, wolkenschwere Novembernacht. Der kleine Don Rocco steuerte, so schnell er konnte, seiner Einsiedelei von S. Lucca zu, plumpen Schrittes, mit gebogenem Rücken und pendelnden Armen, dem Kies der Landstraße Gott weiß welche Gesichter schneidend. Er grübelte über die dunklen, von Gräfin Carlotta gesprochenen Worte, deren Tragweite nur langsam durch seinen dicken Schädel drang. Auch über die nächste Konferenz grübelte er, über das pereat mundus, über die schlecht begriffenen, subtilen Gründe des Professors und endlich über die Auslegung des morgigen Evangeliums, die noch nicht im klaren war. Alle diese Dinge liefen ihm wirr im Kopf durcheinander. Die unschuldige Lucia durfte nicht verurteilt werden, pereat mundus. Die Gräfin Carlotta war eine Art von Gebieter für ihn; aber jener andere große Gebieter? ‚Nemo potest duobus dominis servire; so, geliebte Brüder, der Text des heutigen, sonntäglichen Evangeliums!‘

Dazu hatte er beim Terziglio verloren, der arme Don Rocco, wie übrigens immer; und das färbte ihm die Gedanken doch ein wenig grau in grau trotz seiner sprichwörtlichen Nichtachtung jedweglicher weltlicher Interessen. Das Loch in der Tasche, das fortgesetzte Pech gaben ihm zu denken. Wäre es nicht besser gewesen, Almosen zu spenden?

‚Das schönste an der Geschichte,‘ dachte er, ‚ist noch dieses, daß ich mich langweile, und daß die andern mich ausziehen. Zum Vergnügen spiele ich wahrlich nicht.‘

Da zur Linken steht eine Baumgruppe, und nun führt der Weg durch die undurchdringliche Finsternis langsam aufwärts, zu drei Zypressen von ungleicher Höhe, die sich schwarz vom Himmel abzeichnen. Nahe bei diesen alten Zypressen steht das einsame Kirchlein von S. Lucca und daran angebaut ein kleines, seit hundert Jahren verlassenes Kloster. Die mäßige, rebenumrankte Anhöhe trägt kein anderes Gebäude. Weder von dem von den Zypressen bewachten Kirchlein noch vom umgebenden Wiesgrund ist die Landstraße sichtbar, sondern nur andere, mit heiter blickenden Weinbergen, vereinzelten Villen und Bauernhäusern besetzte Hügel, kleinen Inseln in der weiten Ebene vergleichbar, die, bis zum Fuß der Alpen sich erstreckend, im Morgenglanz die feuchten Dünste des unsichtbaren Meeres ausströmt. Gräfin Carlottas schlichter Kapellan lebte allein im Kloster wie ein Priester des Schweigens, zufrieden mit seinem kargen Gehalt, zufrieden, solchen, die kommen wollten, in seinem Kirchlein das Wort Gottes zu verkünden, bei Tag die Feldfrüchte zu segnen, bei Nacht den Sterbenden beizustehen, mit eigenen Händen seines Weinbergs zu warten; zufrieden mit allem in einem Wort, selbst mit der Dienstmagd, einer häßlichen, etwa vierzigjährigen Weibs-

person, von der er geduldig sich nähren und besorgen ließ, ohne im Lauf des Jahres zehn Worte mit ihr zu wechseln.

‚Wenn ich sie fortschicke,‘ sagte er bei sich, während er den heckenumsäumten Pfad hinanschritt, der von der Landstraße nach S. Lucca abbiegt, ‚so schade ich ihr an ihrer Ehre. Das kann ich im Gewissen nicht tun, denn ich bin ja überzeugt, daß nichts von dem wahr ist. Und mit dem Moro schon gar.‘

Auf der Turmuhr schlug es elf. Don Rocco dachte an die Predigt, von der ein gutes Viertel noch zu schreiben war, und eilte, so schnell er konnte, über die Wiese, an der Kirche vorbei, bis zum Torweg seines Hofes in der Ecke unter dem Glockenturm, da, wo der kleine Fußsteig einmündete.

Er öffnete die Pforte, durchschritt den Hof bis gegen die Mitte hin und stand festgewurzelt auf seinen zwei Beinen. Ein schwacher Lichtschimmer drang aus den Fenstern seiner Wohnstube, dem zu ebener Erde gelegenen einstigen Refektorium der Mönche.

Don Rocco war um vier Uhr fortgegangen, um Signora Carlotta zu sprechen, und seitdem nicht mehr nach Hause gekommen. Er konnte demnach nicht vergessen haben, das Licht auszulöschen. Gewiß aber war inzwischen die Lucia früher, als sie es versprochen hatte, zurückgekehrt; gewiß! Er quälte sich nicht lange mit weiteren Gedanken und betrat das Haus.

‚Bist du es, Lucia?‘ sagte er. Niemand antwortete. Er ging über den Gang bis zur Küchentür und blieb unbeweglich an der Schwelle.

Auf dem Herd, unter dem Mantel des Kamins, saß ein Mann und wärmte sich die Hände über den Kohlen. Ohne das geringste Zeichen von Erregung wandte er sich gegen den Priester und sagte:

‚Ihr Diener, Don Rocco!‘

Beim rauchigen Schein der auf dem Tisch stehenden Petroleumlampe erkannte Don Rocco den Moro.

Dann überkam ihn ein gewisses leises Gefühl der Schwäche in der Herzgegend und in den Beinen. Er rührte sich weder, noch antwortete er.

‚Ihr Diener, sage ich, Don Rocco!‘ nahm wieder der Moro das Wort. Er sprach so unbefangen, als befände er sich im eigenen Haus. ‚Machen Sie sich's bequem, denn heute abend ist es kalt und feucht!‘

‚Ja, es ist kalt,‘ erwiderte Don Rocco mit erzwungenem Wohlwollen in der Stimme.

Und er stellte die Laterne auf den Tisch.

‚Kommen Sie hierher!‘ sagte wieder der andere. ‚Warten Sie, ich will's Ihnen bequem machen!‘ Er holte einen Stuhl und stellte ihn vor den Herd, neben den seinigen.

‚So,‘ sagte er.

Inzwischen hatte Don Rocco Atem geschöpft und die Besinnung wieder gefunden. Ein heftiges Stirnrunzeln verriet den angestrengten inneren Gedankengang.

‚Danke schön,‘ erwiderte er. ‚Ich will nur den Mantel ablegen, dann komme ich gleich wieder.‘

‚Legen Sie ihn doch hier ab!‘ sagte der Moro nicht ohne eine gewisse Hast und in gebieterischem Ton, die Don Rocco wenig gefielen. Schweigend legte er Mantel und Hut ab und setzte sich neben seinen Gast unter den Kamin.

‚Sie werden entschuldigen, daß ich ein kleines Feuer anzündete,‘ begann dieser. ‚Ich bin seit einer guten halben Stunde hier. Ich glaubte Sie im Hause, mit Studieren beschäftigt. Ist es denn heute nicht Sonnabend? Morgen früh werden Sie ja die Bauern wieder mit den vier bekannten Stücklein zum besten haben!‘

‚Der Auslegung des Evangeliums, wollt Ihr sagen,‘ fiel Don Rocco ihm lebhaft ins Wort. Auf diesem Gebiete kannte er keine Furcht.

‚Sie verstehen ja, was ich meine,‘ sagte der Moro. ‚Entschuldigen Sie mich, ich bin auch ein Bauer und sage die Dinge, wie ich sie verstehe; nichts für ungut. Wollen Sie so gütig sein, mir eine Prise zu gestatten?‘

Don Rocco hielt ihm die Dose hin.

Dieser winkte mit den Augen. ‚Ist es geschmuggelter, wie sie ihn hier nennen, den Tabak, der über die Grenze im Rücken der Obrigkeit zu uns kommt?‘

‚Nein,‘ erwiderte sich erhebend Don Rocco. ‚Vielleicht habe ich noch ein wenig von dieser Sorte da droben.‘

‚Lassen Sie das, lassen Sie's doch!‘ beeilte sich der Moro zu sagen; ‚der hier tut's schon.‘

Und drei Finger in die Dose steckend nahm er sich einen Vorrat, den er in kleinen Zwischenräumen, die Glut betrachtend, schnupfte. Das erlöschende Feuer beschien ihm den schwarzen Bart, das fahle Gesicht, die lebhaften, intelligenten Augen.

‚Jetzt dürftet Ihr Euch genügend gewärmt haben,‘ wagte Don Rocco, das Schweigen unterbrechend, zu bemerken. ‚Und jetzt solltet Ihr nach Hause gehen.‘

‚Hm,‘ meinte der andere achselzuckend. ‚Zuerst ist noch eine Kleinigkeit zu erledigen.‘

Don Rocco rutschte etwas unbehaglich auf seinem Sitz hin und her, und Stirn und Brauen zogen sich heftiger als je zusammen.

‚Ich meinte nur so, weil es bereits sehr spät ist,‘ murmelte er halb mürrisch, halb verlegen vor sich hin. ‚Und auch ich habe noch etwas zu tun.‘

‚Die Predigt, ja, ja, die Predigt,‘ wiederholte zerstreut und mechanisch der andere, immer noch das Feuer betrachtend und überlegend. ‚Sehen Sie, wir machen es so. In der Wohnstube bemerkte ich ein Tintenfaß, Feder und Papier. Sie machen sich's bequem und schreiben Ihr dummes Zeug. Ich aber, wenn Sie es mir gütig vergönnen wollen, werde indes einen kleinen Imbiß zu mir nehmen, denn seit sechzehn Stunden habe ich nicht mehr gegessen. Sind wir dann beide fertig, so wollen wir reden.‘

Don Rocco schien anfangs von der Weisheit dieser Einrichtung wenig überzeugt; allein in dem Maß, als seine Lippen von geistlicher Beredsamkeit überflossen, waren sie unbeholfen in der profanen. Er brachte nichts heraus als einige stammelnde Laute des Zweifels, und nachdem diese keine Erwiderung fanden, erhob er sich mühsam, als ob er auf seinem Stuhl angeleimt gesessen hätte.

‚Ich will sehen,‘ sagte er, ‚allein ich fürchte, es wird wenig zu finden sein. Die Dienstmagd . . .‘

‚Bemühen Sie sich nicht!‘ unterbrach der Moro. ‚Überlassen Sie das mir und gehen Sie an Ihren Schreibtisch!‘

Er stand auf, zündete noch ein Licht an und trug es in die Wohnstube, deren Fenster gegen Mittag und auf den Hof schauten, während die an der Rückwand des alten Klosters gelegenen Küchenfenster nach Westen, dahin, wo der Keller und der Brunnen sich befanden, sahen. Schnell war er wieder da, nahm in der dunkelsten Ecke der Küche unter den Augen des erstaunten geistlichen Herrn einen Schlüssel von der Wand, sperrte einen Wandschrank auf, holte mit sicherem Griff einen Ziegenkäse, dessen Vorhandensein Don Rocco niemals geahnt hatte, daraus hervor, nahm ein Messer aus der einen Schublade und das Brot aus der andern.

Zum dritten oder vierten Male in seinem Leben bewegte sich keine Falte in Don Roccos Gesicht. Selbst die Augen blieben starr.

‚Sie schauen mir zu, Don Rocco, weil ich in Ihrem Hause Bescheid weiß,‘ sprach mit selbstgefälliger Miene der Moro. ‚Gehen Sie jetzt und schreiben Sie; das andere erfahren Sie nachher! Wir wollen das Feuer nicht ausgehen lassen,‘ fügte er hinzu, als der Priester, nach und nach die Fassung wieder gewinnend, in der Wohnstube verschwand.

Was zum Teufel hatte er denn? Einmal saß er da und verschlang gierig sein Essen, dann blickte er träumend vor sich hin; dann stand er auf und lief, an Stühlen und Tisch anstoßend, in der Küche umher. Er glich einer eingesperrten Bestie, die von Zeit zu Zeit die Schnauze vom Knochen abwendet, horchend ausschaut, den Knochen wieder packt, wegwirft, zornig im Zwinger auf- und abrennt und schließlich weiternagt.

Während dieser Zeit saß Don Rocco vor seinem Schreibzeug und sann über das Gesehene nach, in seinem einfachen Sinne den Schlüssel dazu

nicht findend und zugleich das Geräusch und die Schritte im Nebengemach mit jener dumpfen Unruhe belauschend, die von Ferne der Angst ganz ebenso wie Don Roccos Ingenium dem Verstand glich. ‚Das andere erfahren Sie nachher,‘ sprach er zu sich selbst; ‚ja, was soll ich denn erfahren? Soll ich sagen, wo das Geld ist?‘ Er hielt es im Schrank seiner Schlafkammer verschlossen; aber es waren im ganzen nur zwei Banknoten von je zehn Lire, und Don Rocco gedachte wohlgefällig der Tatsache, daß der diesjährige Wein noch nicht verkauft und der Erlös vor den Klauen Moros sicher war.

‚Gewalttätigkeiten scheint dieser nicht zu beabsichtigen. Im schlimmsten Fall sind zwanzig Lire verloren,‘ überlegte Don Rocco mit philosophischer Ruhe und christlicher Geringschätzung des Goldes. Im Geiste ließ er diese zwanzig Lire fahren und suchte seine Aufmerksamkeit zum heiligen Text zurückzulenken, ‚nemo potest duobus dominis servire‘. Im selben Augenblick schien es ihm, als vernehme er zwischen den eiligen Schritten Moros einen dumpfen, aus der Ferne tönenden Schlag wie von einer heftig ins Schloß fallenden Tür, hierauf das Geräusch eines zu Boden geworfenen Stuhles, dann wieder einen Schlag. Der Moro trat in die Wohnstube und schlug die Tür hinter sich zu.

‚Don Rocco, hier bin ich!‘ sagte er. ‚Sind Sie fertig?‘

‚Da haben wir's,‘ dachte der Geistliche, der alles übrige vergessend den Mann anstarrte.

‚Fertig, nein,‘ erwiderte er. ‚Aber wenn Ihr fortgegangen seid, werde ich fertig werden. Was wollt Ihr?‘

Der Moro nahm einen Stuhl, setzte sich ihm gegenüber und kreuzte die Arme auf dem Tisch.

‚Ich führe einen schlimmen Lebenswandel, Herr,‘ sagte er, ‚einen Lebenswandel wie ein Hund, nicht wie ein Christ!‘

Don Rocco, der aufs Schlimmste gefaßt gewesen war, wurde es leicht ums Herz. Mit ernster Stimme und gesenkten Blickes gab er zur Antwort:

‚Ändere dich, mein Sohn, ändere dich!‘

‚Deswegen bin ich gekommen, Don Rocco!‘ entgegnete der andere. ‚Ich möchte beichten. Jetzt gleich,‘ fügte er hinzu, weil der Priester schwieg.

Don Rocco begann mit den Wimpern zu zucken und sich etwas hin und her zu wiegen. ‚Gut,‘ sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen. ‚Jetzt können wir zusammen reden, aber wegen der Beichte hat es noch Zeit. Morgen könnt Ihr wieder kommen, um zu beichten. Dazu bedarf es einiger Vorbereitung. Ich muß mich überzeugen, ob Ihr gehörig unterrichtet seid.‘

Der Moro stieß in aller Ruhe drei oder vier Flüche gegen das Sakrament wie ebenso viele Ave hervor, um zu beteuren, daß kein Kleriker mehr wisse als er.

‚Oho, seht nur, seht!‘ sagte immer unruhiger sich auf seinem Stuhl bewegend Don Rocco. ‚Das hebt schlecht an, mein lieber Sohn! Ihr wollt beichten und flucht!‘

‚Solche Kleinigkeiten sollten Sie übersehen,‘ nahm wieder der Moro das Wort. ‚Ich kann Sie im Namen des Herrn versichern, daß er solcher Lappalien nicht achtet. Das sind Gewöhnungen der Zunge, sonst nichts.‘

‚Schlimme, häßliche Gewöhnungen,‘ bemerkte stirnrunzelnd Don Rocco, sein Taschentuch betrachtend, das er sich mit beiden Händen unter die Nase hielt.

‚Kurz und gut, ich beichte,‘ hub der andere wieder an. ‚Still, still, nicht nein sagen! Sie werden schöne Dinge zu hören bekommen.‘

‚Nein, jetzt nicht, absolut nicht,‘ protestierte aufstehend Don Rocco. ‚Ihr seid jetzt nicht vorbereitet. Wir wollen dem Herrn und der heiligen Jungfrau danken, daß sie Euer Herz gerührt haben, und ist das geschehen, so geht Ihr nach Hause. Morgen früh kommt Ihr zur Messe, und nach der hl. Messe finden wir uns wieder.‘

‚Auch recht,‘ sagte der Moro. ‚Tun Sie, wie Sie wollen!‘

Don Rocco kniete sich vor ein Kanapee auf die Diele und schien zu warten, den Kopf zur Seite gewendet, um zu sehen, ob der andere ihm folge.

‚Nur zu, nur zu!‘ sagte der Moro. ‚Mich schmerzt das Knie, und infolgedessen sage ich meine Gebete sitzend.‘

‚Auch gut, aber setzt Euch hieher, aufs Sopha; da werdet Ihr bequemer sein und meinen Worten mit dem Herzen folgen können, die Augen aufs Kruzifix an der Wand hier gegenüber gerichtet. Und jetzt wollen wir zum Herrn und zur hl. Jungfrau recht innig beten, damit sie Euch in der guten Stimmung erhalten, die zur Ablegung einer würdigen Beichte erforderlich ist. Betet recht andächtig mit!‘

Nachdem er dieses gesprochen, begann Don Rocco eine Reihe von Pater und Ave zu beten, wobei er fromm die Augen aufschlug. Der Moro, auf dem Sopha sitzend, antwortete. Er schien der Beichtvater, der andere der reuige Sünder zu sein.

Endlich erhob sich Don Rocco und machte das Kreuzzeichen.

‚Jetzt setzen Sie sich und hören Sie meine Beichte!‘ sagte der Moro, als ob nichts vorgefallen sei.

Don Rocco fiel ihm ins Wort. War es nicht ausgemacht, daß er am nächsten Morgen beichten sollte? Der tat, als ob er plötzlich taub geworden sei, und kam mit der hartnäckigsten Ruhe auf den Ausgangspunkt zurück. ‚Machen wir ein Ende!‘ sagte er plötzlich. ‚Jetzt fange ich an.‘

‚Ich sage Euch, ich will nicht, und es kann nicht sein,‘ begann wieder Don Rocco. Ihr geht jetzt nach Hause, und ich gehe in mein Bett.‘

Er schickte sich an, zu gehen. Aber der Moro kam ihm zuvor, eilte zur Tür, sperrte sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

‚Nein, Euer Gnaden!‘ sprach er. ‚Sie werden nicht fortgehen. Kann ich etwa nicht heute nacht sterben? Genügt es nicht, daß der Herr auf mich blase, so?‘ worauf er die Petroleumlampe nahm und sie ausblies. ‚Und wenn ich zur Hölle fahre,‘ redete er mit hohler Stimme im Dunkeln weiter, ‚dann fahren Sie mit mir hinab!‘

Der arme Priester, durch den heftigen Ton und die Finsternis geschreckt, verlor das Gleichgewicht, wußte nicht mehr recht genau, was er tat, fuhr, das Kanapee suchend, mit den Armen durch die Luft und wiederholte beständig: ‚Laßt uns gehen, laßt uns gehen!‘ Der Moro rieb ein Zündhölzchen auf seinem Ärmel an, und Don Rocco erblickte in einer Art von Vision den Tisch, die Stühle, das eigentümliche Beichtkind, bis die Finsternis schwärzer als zuvor wiederkehrte.

‚Haben Sie gesehen?‘ sagte dieser. ‚Jetzt fange ich an. Und zwar gleich mit der ärgsten Sünde. Seit fünfzehn Jahren beichte ich nicht mehr; aber schlimmer noch ist, daß ich mit Ihrer abscheulichen Dienstmagd ein Liebesverhältnis anfing.‘

‚Corpo di bacco!‘ rief unwillkürlich Don Rocco.

‚Wenn ich mich so gut in Ihrer Küche auskenne, so hat das seinen Grund darin, daß ich wenigstens schon fünfzigmal des Abends, wenn Sie fortgegangen waren, hieher gekommen bin, um mit der Lucia zu essen und zu trinken. Wahrscheinlich haben Sie auch den Abgang einiger Lire bemerkt . . .‘

‚Nein, nein, ich weiß von nichts, nein, nein,‘ murmelte Don Rocco.

‚Einige dieser paar kleinen Lire in Ihrem Schrank, im ersten Fach zur Linken, unten.‘

Don Rocco gestattete sich einen unterdrückten Ausruf schmerzlichen Erstaunens.

‚Was mich betrifft, so bin ich mit meinen Diebereien zu Ende; aber diese Hexe trägt Ihnen noch das Haus fort. Eine abscheuliche Weibsperson, Don Rocco, abscheulich! Von der müssen wir uns befreien. Entsinnen Sie sich doch des Hemdes, das Ihnen vergangenes Jahr abhanden kam! Ich hab' es auf dem Rücken, und sie war's, die mir's gab. Zurückerstatten kann ich's nicht, weil . . .‘

‚Tut nichts, fahrt fort, tut nichts!‘ unterbrach ihn Don Rocco. ‚Ich schenk's Euch.‘

‚Dann kommen noch einige Gläser Wein, aber die habe nicht alle ich getrunken. Und dann die silberne Tabakdose mit dem Bildnis Pio Nonos.‘

‚Corpo di bacco!‘ rief Don Rocco, der das von einem alten Kollegen ihm verehrte Kleinod im Schrank geborgen glaubte. ‚Die auch?‘

‚Vertrunken, ja, Euer Gnaden! In vierzehn Tagen vertrunken. Erhitzen Sie sich nicht, wir sind im Beichtstuhl!‘

Was gibts?

Ein Klopfen am Hoftor. Ein Schlag oder ein Steinwurf.

‚Schlechtes Gesindel,‘ sagte der Moro, ‚Landstreicher, nächtliche Schwärmer. Oder vielleicht ein Kranker. Ich werde gehen und sehen, was es ist.‘

‚Ja, ja,‘ sagte Don Rocco eilig.

‚Ich gehe und morgen komme ich wieder,‘ fuhr der andere fort. ‚Ich sehe ja, daß Sie keine Lust haben, heute abend meine Beichte zu hören.‘

Er zog abermals die Zündhölzchen hervor und sagte, das Licht anzündend:

‚Verstehen Sie mich recht, Don Rocco! Ich will ein anständiger Mensch werden, arbeiten; aber dazu ist es nötig, die Gegend zu verlassen, und wo finde ich in den ersten Tagen zu essen. Sie verstehen mich.‘

Don Rocco kraute sich hinter dem Ohr.

‚Morgen früh kommt Ihr ja wieder,‘ sagte er.

‚Gewiß! Allein ich habe noch so ein paar kleine Schulden, und bevor ich gehe, möchte ich jedermann ohne Schande ins Auge blicken können.‘

‚Gut,‘ meinte Don Rocco etwas erregt aber in wohlwollendstem Ton. ‚Wartet ein wenig!‘

Er nahm das Licht, verließ die Wohnstube und kehrte gleich darauf mit einer Banknote von zehn Lire zurück.

‚Für Euch,‘ sagte er.

Dieser dankte und ging, von Don Rocco, das Licht in der Hand, über den halben Hof begleitet, wo er stehen blieb und wartete, bis der andere, ins Freie gelangt, ihm zurief, daß niemand draußen sei. Dann ging er zum Tor, schloß es ab und kehrte ins Haus zurück.

Allein er konnte sich nicht gleich zur Ruhe begeben. Er war zu aufgeregt. ‚Corpo di bacco!‘ wiederholte er immer wieder, ‚Corpo di bacco!‘ Niemals hätte er sich einen solchen Fall vorstellen können, und jetzt mußte er gerade ihm passieren. Es war ganz wirr in seinem Kopf wie beim Kartenspiel, wenn er nicht verstand, was er spielen sollte, und alle ihn mißhandelten. Welch ein Chaos von gut und böse, von Bitterkeit und innerer Tröstung fühlte er in sich! Je außerordentlicher ihm die Sache schien, um so gläubiger und vertrauender, mit um so größerer Ehrfurcht legte er sie in Gottes Hand. Wenn er zurückschauend sich an der Küchentür, den Mann vor dem Herd erblickte, so spiegelte ihm sein Gedächtnis Schrecknisse vor, viel ärger als jene, die er tatsächlich durchgemacht hatte, und gleichzeitig empfand er geheime Schauer vor Gottes unsichtbarem Walten.

Gewiß, Lucias Verirrungen waren schwer, allein mit Deutlichkeit trat jetzt dieses Walten der Vorsehung hervor. Der Mann war in das Haus des Priesters, durch die Sünde zur Gnade geführt worden. Ihm, dem geringsten Geistlichen des Pfarrsprengels, einem der Geringsten des Bistums, hatte Gott das erwiesen! Eine verloren geglaubte, im Bösen verhärtete Seele! Er machte sich Vorwürfe, den Betrug der Dienstmagd, den Verlust der Dose zu sehr zu Herzen genommen zu haben. Vor seinem Bett auf den Knien liegend und krampfhaft schielend betete er eine unzählige Menge von Pater, Ave, Gloria; er flehte zu Gott, zu S. Lucca, zu S. Rocco, sie möchten ihm beistehen und ihn erleuchten, damit es gelinge, diese begonnene Bekehrung zu einem guten Ende zu führen. War es doch sonderbar, daß einer beim Schein von so und so vielen Zündhölzchen beichtete und mehr die andern als sich selbst belastete. Don Rocco stellte im Geist einen Vergleich mit dem Herzen des Moro an, der ihm seiner Neuheit und Deutlichkeit wegen sehr gefiel. Eine gesunde Frucht mit einem kleinen, faulen Fleck: so war's, nur völlig umgekehrt.

Als er endlich zu Bette ging und, auf die Seite gedreht, gerade einschlafen wollte, entsann er sich plötzlich, daß Lucia am nächsten Tag heimkehren sollte. Dieser Gedanke weckte einen andern, und schnell legte er sich kerzengerade auf den Rücken.

Es handelte sich um eine ernste Frage. Hatte der Moro unter dem Beichtsiegel von der Lucia gesprochen oder nicht? Don Rocco erinnerte sich, keine Bemerkung gemacht zu haben, als dieser, das Licht auslöschend, beichten zu wollen erklärt, und auch dann nicht, als er zu ihm gesagt hatte: ‚Erhitzen Sie sich nicht; wir sind im Beichtstuhl!' Es bestanden zum mindesten ernste Zweifel, daß es sich wirklich um eine Beicht handelte; aber wenn auch der Beichtende sie nachher unterbrochen hatte, konnte das ihr doch nicht den sakramentalen Charakter, angenommen, daß ein solcher überhaupt bestanden, völlig rauben. Und dann? Lucia? Die an Gräfin Carlotta zu gebende Antwort? Corpo di bacco! Das glich ja dem Fall Sigismondo. Don Rocco schielte in der fürchterlichsten Weise zur Decke hinauf. Er entsann sich des pereat mundus und der Auseinandersetzungen dieses Sitzes der Weisheit, des vielgelehrten Professors. Jetzt konnte Lucia erst recht nicht weggeschickt werden. Und nun wurde ihm plötzlich der Sinn von Gräfin Carlottas dunkler Rede klar. Er war es, der gehen mußte: pereat Rochus.

Die Turmuhr schlug die Stunden. Er liebte sie, diese nächtliche Stimme der alten Uhr. Sein rauhes Herz wurde ganz weich gestimmt, und der Versucher nahte sich und zeigte ihm das fromme Kirchlein mit den Zypressen, das sein, ganz sein war, und einen gewissen, ihm besonders lieben Feigenbaum gerade unter dem Glockenturm; er zeigte ihm auch die süße

Einsamkeit der durch so viele fromme Seelen geheiligten Zellen, das stille Glück, in diesem verborgenen Winkel von S. Lucca zu leben, in welchen seine demütige Persönlichkeit so gut hineinpaßte, wo er ohne irdische Wünsche und geistige Verantwortungen mit Wort und Tat seines Amtes walten konnte. Satan stellte ihm hierauf die Schwierigkeit vor, eine andere Stellung zu finden; er erinnerte ihn an die Not des alten Vaters und der Schwester, armer Landleute, der eine zu alt, die andere zu kränklich, um zu arbeiten und ihr Leben zu fristen. Zu guter Letzt wurde Satan Kasuist und suchte ihm zu beweisen, daß es, auch ohne das Geheimnis zu verraten, möglich sei, die Dienstmagd unter einem Vorwand zu entfernen. Der Zumutung jedoch, aus der Beichte Nutzen zu ziehen, begegnete Don Rocco mit so entsetzlichen Grimassen, daß der Teufel auf und davon ging. Die Lucia also mußte behalten werden und es ihr überlassen bleiben, sich mit dem heiligen Text in Einklang zu bringen: ‚Nemo potest duobus dominis servire.' Es war doch merkwürdig, wie genau die heiligen Worte paßten. Don Rocco mühte sich ab, die letzten Sätze der Predigt in seinem Kopf zusammenzubrauen. Die Aufgabe überstieg seine Kräfte. Vielleicht wäre sie ihm doch gelungen, hätte ihn nicht bei einer besonders schwierigen Stelle der Schlaf übermannt.

III.

Don Rocco erhob sich mit der Morgenröte. Bevor er das Schlafgemach verließ, ging er ans Fenster, um nach dem Wetter auszuschauen. Dabei fiel sein Blick auf die Kellertüre. Sie stand offen.

Don Rocco ging hinab und in den Keller. Bald genug kam er mit verändertem Gesichtsausdruck wieder. Der Wein war fort, der Wein und die Fässer. Statt dessen wies der Boden frische Radspuren auf.

Don Rocco verfolgte sie bis zur Landstraße, wo sie sich verloren. Ein letzter Halbkreis zog sich vom Rande bis zur Mitte der Straße ins Labyrinth aller übrigen Geleise. Don Rocco kam es nicht in den Sinn, sogleich eine obrigkeitliche Persönlichkeit vom Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Seine Gedanken kamen nur langsam; dieser da stand kaum vor Mittag zu erwarten. Statt dessen ging er, in Nachdenken verloren, nach S. Lucca zurück. ‚Jenes Klopfen,' sprach er zu sich selbst, ‚jener Steinwurf! Glücklicherweise war der Moro zu derselben Zeit bei mir, sonst würde sich der Verdacht gegen ihn gewendet haben.' Er kehrte zur Kellertür zurück, betrachtete aufs genaueste das zertrümmerte Schloß, die Stelle, wo die Fässer gestanden hatten, und nachdem er sich hinter dem Ohr gekraut hatte, begab er sich in die Kirche, um ein wenig das Offizium zu beten.

Peter Cornelius fec.

Jos. Kösel autotyp.

Dante im Paradies.

IV.

Während der Messe war die Kirche überfüllt. Vor und nachher wurde der Einbruch aufs lebhafteste besprochen. Alle wollten den leeren Keller, das übel zugerichtete Schloß, die Radspuren sehen.

Zwei Weinflaschen, die den Dieben entgangen waren, fanden ihren Weg in die Taschen eines Andächtigen. Kein Mensch begriff, wie es möglich sei, daß der geistliche Herr nichts bemerkt habe; er seinerseits versicherte, ohne weitere Erklärungen zu geben, er habe nichts gehört. Die Frauen bemitleideten ihn, aber die meisten der Männer bewunderten den Streich und machten sich über den armen Priester lustig, der des argen Vergehens, keinen Wein zu genießen, sich schuldig machte, der mit den Leuten nicht Bruderschaft zu trinken verstand.

Sie lachten, besonders während der Predigt, und schrieben es dem Kellereinbruch zu, daß der Prediger ärger als je schielte.

Vom Moro sprach niemand, und er selbst erschien weder in S. Lucca noch bei der Messe, noch später, worüber der betrübte Don Rocco sich die größten Vorwürfe und Skrupel machte, weil er fürchtete, sich nicht so, wie er sollte, benommen zu haben. Statt seiner kam später die Polizei, nahm alles in Augenschein und befragte den Priester. Hatte er keinen Verdacht? Keinen. Dann wollten sie wissen, wo er schlafe. Hatte er denn wirklich nichts gehört? Er wußte auch nicht zu sagen, wie das gekommen war; er hatte Leute im Haus gehabt. Zu welcher Stunde? So ungefähr zwischen elf Uhr und Mitternacht. Einer der Karabinieri lachte verstohlen, aber Don Rocco in seiner Kindesunschuld bemerkte das gar nicht. Hierauf frug ihn der andere, ob er keinen Verdacht gegen einen gewissen Moro hege, von dem man wisse, daß er kurz vor elf Uhr nach S. Lucca hinaufgegangen sein. Auf das hin beteuert Don Rocco dessen Schuldlosigkeit und gab, näher befragt, als Hauptgrund an, der Moro selbst sei es ja gewesen, der ihn zur bezeichneten Stunde in eigenen Angelegenheiten aufgesucht habe. ‚Vielleicht,‘ meinte der Karabiniere, ‚waren das gar nicht die Angelegenheiten, die Sie voraussetzten. Wenn Sie wüßten, was ich denke!‘

Allein Don Rocco wußte es nicht und suchte es in seiner demütigen Ruhe auch gar nicht zu wissen. Die Gedanken der andern kümmerten ihn nicht; es war mühsam genug, aus seinen eigenen klug zu werden. Die Polizei stellte noch einige Fragen; dann zog sie sich mit dem einzigen Gegenstand zurück, der im Keller gefunden worden war, einem Stopfelzieher, den Don Rocco aus Gewissensbedenken nicht als den seinigen anerkennen wollte, obwohl er ihn seinem Vorgänger um das Doppelte des Wertes abgelöst hatte. Jetzt waren sein Keller und sein Gewissen gleichmäßig gesäubert.

In der Dämmerstunde jenes Tages las Don Rocco, im Hof auf- und abgehend, das Brevier, um, ohne sich vom Hause zu entfernen, einige Bewegung zu machen. Wer weiß? Vielleicht kam jener andere doch noch. Von Zeit zu Zeit blieb Don Rocco stehen und horchte. Er hörte nichts als die Stimmen der Fuhrleute in der Ebene, das Rollen der Räder, das Gebell der Hunde. Endlich wurden auf dem Fußpfad bei den Zypressen Schritte hörbar, leichte, lässige, langsame Schritte, mit einem gewissen Knistern von geistlichen Sohlen, Schritte, die dem Eingeweihten verständnisvoll verrieten, daß ihr Zweck, wenn auch kein eiliger, so doch ein ernster war.

Die Pforte am Torweg öffnete sich, und Don Rocco, in der Mitte des Hofes stehend, gewahrte die feinen, ironischen Züge des Professors Marin. Dieser pflanzte sich, sobald er Don Roccos ansichtig geworden war, auf seine ausgespreizten Beine, kreuzte die Hände hinter dem Rücken und wiegte schweigend den Oberkörper hin und her, während eine nicht zu beschreibende Mischung von Bedauern und Humor in seinem Lächeln zum Ausdruck kam. Der arme Don Rocco sah ihn ebenfalls an, schwieg ebenfalls und lächelte verbindlich, während er so rot wie ein Paradiesapfel wurde.

‚Also alles?‘ sagte endlich der Professor, seine Mimik unterbrechend und ernst werdend.

‚Alles,‘ wiederholte Don Rocco mit Grabesstimme. ‚Nicht einen Schluck haben sie zurückgelassen.

‚Corpo!‘ rief der andere, das Lachen unterdrückend und ging auf ihn zu.

‚Macht nichts, nicht wahr, mein Sohn!‘ sagte er mit unerwarteter Gutherzigkeit. ‚Geben Sie mir eine Prise! Macht nichts,‘ fuhr er fort, nachdem er den Tabak geschnupft hatte, ‚solche Dinge lassen sich gutmachen. Gräfin Carlotta hat soviel Wein gemacht, daß ein Faß mehr oder weniger nichts für sie bedeutet. Sie verstehen mich! Eine gute Dame, mein Sohn, eine gute Dame, die Gräfin Carlotta!‘

‚Ja, gut, gut,‘ murmelte Don Rocco, seine Tabakdose betrachtend.

‚Sie sind ein Glückskind, Sie, mein Lieber!‘ bemerkte Marin, ihm auf die Schulter klopfend. ‚Hier sind Sie Papst.‘

‚Ich bin zufrieden, ganz zufrieden,‘ antwortete Don Rocco lächelnd, die Brauen in die Höhe ziehend. Es freute ihn, solche Worte von einem Vertrauten der Signora Carlotta zu vernehmen.

Der Professor blickte bewundernd umher, als ob er den Ort zum erstenmal sähe.

‚Ein Paradies,‘ sagte er, die den Hof einschließenden Mauern musternd. Sein Blick heftete sich auf einen Feigenbaum, der malerisch unter dem Glockenturm, in der Ecke zwischen dem Torweg und dem alten Kloster stand.

‚Wäre es nur wegen dieses Feigenbaumes!‘ fügte er hinzu. ‚Ist er nicht schön? Spricht er nicht von der Poesie eines lauen, stillen Wintermittags? Ist er nicht ein Zeichen sanfter, unschuldiger Fröhlichkeit auf dem Ernst der heiligen Mauer. Schön!‘

Don Rocco betrachtete seinen Feigenbaum, als erblicke er ihn zum erstenmal. Er wollte ihm wohl, aber so viele Eigenschaften hatte er nicht bei ihm vorausgesetzt.

‚Er trägt kleine Feigen,‘ sagte er mit der Stimme eines Vaters, der das Lob des anwesenden Sohnes vernimmt, sich dessen freut und ein Wort der Rüge einflicht, damit dieser sich nicht überhebe, und auch, um die eigene Bewegung zu verbergen. Dann lud er den Professor ein, ins Haus zu treten.

‚Nein, nein, Lieber!‘ sagte dieser, über die eingestreute, die kleinen Feigen betreffende Bemerkung innerlich lachend. ‚Es ist besser, wir gehen ein wenig.‘

Sie gingen langsam über den Hof, traten in den Weinberg, der seine Reben um zwei Abhänge des Hügels schlingt, und schritten den zwischen beiden hindurchführenden Wiesenpfad hinab.

‚Eine Wonne,‘ sagte der Professor. Zwischen der Unermeßlichkeit des Himmels und den feuchten Schatten der Ebene erstarb das letzte Licht auf dem abgebleichten Rasen des Hügels, den rötlich gefärbten Weinranken, die ihre Frucht gespendet hatten. Die Luft war regungslos und lau.

‚Gehört alles das Ihnen?‘ fragte der Professor.

Don Rocco schwieg, zum Teil aus Demut, zum Teil aus Bangen vor der nächsten Zukunft.

‚Suchen Sie es zu behalten, lieber Sohn!‘ fuhr der andere fort. ‚Ich weiß und verstehe, glauben Sie mir; in der ganzen Diözese wüßte ich keinen zweiten Posten wie diesen.‘

‚O, für mich . . .!‘ seufzte Don Rocco.

Professor Marin blieb stehen. ‚Eben fällt mir's bei. Gräfin Carlotta hat mit mir gesprochen. Lieber Don Rocco, hören Sie! Ich hoffe wir machen keine Dummheiten, eh!‘

Don Rocco betrachtete mit grimmiger Miene seine Füße.

‚Beim Himmel!‘ fuhr der andere fort. ‚Zuweilen ist die Carlotta eine Geduldprobe; aber dieses Mal, liebster Sohn, hat sie recht. Sie wissen, daß ich kurz angebunden bin. Sie sind der einzige, der von solchen Dingen nichts weiß. Ein Ärgernis, mein Sohn! Die ganze Nachbarschaft ist voll davon.‘

‚Niemals habe ich etwas davon gehört, niemals,‘ stotterte Don Rocco.

‚Aber wenn ich es Ihnen sage! Und mehr als einmal hat die Gräfin es Ihnen gesagt.‘

‚Wissen Sie, was ich ihr gestern abends geantwortet habe?‘

‚Sie haben sie schön zum besten gehabt; das ist alles, was ich weiß.‘

Bei diesem Ausfall fuhr Don Rocco ein wenig zusammen und stieß mit gesenkten Augen und rauher Stimme Entschuldigungen hervor.

‚Ich habe nach meiner Überzeugung geantwortet, das ist alles. Und jetzt kann ich nichts zurücknehmen.‘

Er war von Herzen demütig; aber hier handelte es sich um Gerechtigkeit und Wahrheit. Die Wahrheit sagen, dasjenige, was man für wahr hält, sagen ist Pflicht; warum quälten sie ihn dann?

‚Sie können nicht wechseln, nichts zurücknehmen?‘ sprach der Professor, sich zu ihm herabbeugend und ihn prüfenden Blickes betrachtend.

Don Rocco schwieg.

Der andere richtete sich auf und ging weiter.

‚Auch gut,‘ sagte er mit erzwungener Gelassenheit, ‚wie es Ihnen gefällt.‘

Plötzlich wandte er sich gegen Don Rocco, der sich schwerfällig hinter ihm herschleppte.

‚Per bacco,‘ rief er verächtlich, ‚bilden Sie sich wirklich ein, die Knochen einer Heiligen im Haus zu haben? Rechnen Sie die Schwätzereien und das Ärgernis für gar nichts? Ein schönes Muster, wahrhaftig, für das Sie die Leute, die ganze Gegend und Ihre Patronatsherrin vor den Kopf stoßen, gegen Ihr eigenes Wohl und gegen die Vorsehung handeln? Lieber Don Rocco, wenn ich Sie nicht so genau kennen würde, ich wüßte wirklich selbst nicht, was zu glauben!‘

Don Rocco drehte und wendete sich, verdrehte die Augen, als ob innere Schmerzen ihn peinigten und kummervolle Worte ihm gegen seinen Willen zu entschlüpfen drohten.

‚Ich kann nichts anderes sagen,‘ brach er endlich, als die Zuckungen sich gelegt hatten, hervor. ‚Ich kann es nicht.‘

‚Aber in des Himmels Namen, warum denn nicht?‘

‚Weil das Gewissen es mir verbietet.‘

Don Rocco schlug endlich die Augen auf.

‚Ich habe der gnädigen Frau bereits gesagt, daß ich nicht der Gerechtigkeit zuwider handeln darf.‘

‚Was für eine Gerechtigkeit! Die Ihrige ist blind, mein Lieber, blind, taub und kahlköpfig! Und weil Sie gestern närrisches Zeug geschwätzt haben, wollen Sie es heute wiederholen? Und wenn Sie nicht glauben, was von der Lucia gesagt wird, so fehlen ja doch die Gründe zur Entlassung einer Dienstmagd nicht. Schicken Sie sie fort, weil Sie Ihnen den Mantel nicht ausbürstet oder die Strümpfe nicht flickt; was weiß ich.

Schicken Sie sie fort, weil sie Ihnen die Makkaroni ohne Saft und die Suppe ohne Salz kocht!'

‚Die Ursache wäre stets jene andere,' erwiderte finster Don Rocco.

Selbst dem Professor Marin fiel es nicht leicht, ein solches Argument zu beantworten. Er konnte nur zwischen den Zähnen murmeln: ‚Welch ein Trotzkopf, Maria!'

Sie waren bis zu den wenigen verkümmerten Zypressen gelangt auf der Rückseite der Anhöhe, einem Talgrunde gegenüber, hinter welchem ein anderer, höherer Hügel aufsteigt. Dort ruhten sie noch einmal, und der Professor, der Don Rocco seiner schlichten Güte wegen und auch ein wenig deshalb lieb hatte, weil er ihm Stoff zu allen möglichen Scherzen bot, forderte ihn auf, sich neben ihm aufs Gras zu setzen, unternahm einen letzten Angriff und suchte auf alle mögliche Weise ihm die Gründe herauszuziehen, die ihn an Lucias Unschuld zu glauben veranlaßten. Allein es blieb alles vergebens. Don Rocco kam immer wieder auf die der Signora Carlotta gehaltene Rede zurück und wiederholte, er könne nichts anderes sagen.

‚Nun denn, S. Lucca Lebewohl, mein Sohn!' sagte Marin mit ergebener Stimme.

Don Roccos Augen zuckten; er selbst aber muckste nicht.

‚Die Signora Carlotta erwartete Sie heute,' sagte der Professor, ‚und Sie sind nicht gekommen. Infolgedessen erhielt ich den Auftrag, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie nicht darein willigen sollten, die Lucia am ersten Dezember zu entlassen, Sie selbst zu Neujahr und auch früher, wenn Sie wollen, Ihr freier Herr sein werden.'

‚Vor Weihnachten werde ich nicht gehen können,' sagte Don Rocco verlegen. ‚Zu dieser Zeit bedarf der Pfarrer stets einer Aushilfe.'

Der Professor lächelte.

‚Was glauben Sie denn?' sagte er. ‚Zweifeln Sie, daß die Signora Carlotta längst einen andern Priester in Bereitschaft hat? Überlegen Sie sich's, solange es Zeit ist!'

Don Rocco sammelte sich. Es gelang ihm nur selten, zu einem so raschen Schluß zu kommen. Angenommen, daß diese Frauensperson Grund zum Ärgernis gab, daß die Signora einen andern Priester zur Hand hatte, so war der zu fassende Entschluß nicht zweifelhaft.

‚Nun,' erwiderte er, ‚dann will ich so schnell als möglich gehen. Mein Vater und meine Schwester sollten mich dieser Tage aufsuchen. Statt dessen werde ich zu ihnen kommen.'

Im Herzen trug er sich mit dem Gedanken, auch die Dienstmagd aus der Gegend zu entfernen. Die Seinigen bedurften keiner Hilfe, und er konnte sie, im Fall er nicht gleich wieder Verwendung fand, auch seiner-

seits nicht brauchen. Aber gewisse vernünftige Begriffe, gewisse Notwendigkeiten verschlossen sich seinem Herzen und mehr noch seinem Verstand, und in solchen Fällen pflegte er sich vor die Stirn zu schlagen oder hinter den Ohren zu krauen, als ob ihm sein Kopf überhaupt zur Last fiele.

Beim Abstieg nach S. Lucca erzählte der Professor, die Karabinieri seien dem Moro wegen Verdachtes der Teilnahme an einem Straßenraub auf der Spur; einige der Mitschuldigen befänden sich bereits seit den Morgenstunden in den Händen der Gerechtigkeit. Don Rocco vernahm die Nachricht mit einer gewissen Befriedigung; sie erklärte das Ausbleiben des Betreffenden.

‚Wer weiß,‘ wagte er zu bemerken, ‚vielleicht ist er fort und kehrt überhaupt nicht wieder. Damit werden auch diese Klatschereien aufhören. Meinen Sie nicht auch?‘

‚Ja, Lieber!‘ erwiderte der Professor, die Absicht der Rede verstehend, ‚aber Sie kennen die Signora Carlotta nicht. Ob jetzt der Moro gehe oder bleibe, gilt ihr gleich. Die Lucia muß entfernt werden.‘

Don Rocco sprach kein Wort mehr, der Professor auch nicht. Ersterer begleitete ihn bis zu den Zypressen vor dem Kirchlein, blickte ihm nach, bis er unten an der Straße verschwand, und kehrte seufzend nach Hause zurück.

Später des Abends, als er, in seinen Mantel gehüllt, das brennende Licht in der Hand, durch den Gang ging, der zum Chor von S. Lucca führte, kam ihm noch einmal und mächtig der Zweifel, der ihn nachts gepeinigt hatte. War es wirklich eine Beichte gewesen? Er blieb auf dem Gang stehen, das Licht betrachtend und den tröstlichen Gedanken einen Augenblick hindurch die Herrschaft über seinen regungslosen Geist überlassend. Einen Vorwand ergreifen, die Person entlassen, zu S. Lucca in Frieden leben und sterben! Da, plötzlich, pochte ihm heftig das Herz. Solche Gedanken gab der Teufel ein! Wie in alter Zeit und an der gleichen Stelle ein Klosterbruder, von den heißen Visionen der Liebe und Freude verfolgt, getan haben mochte, so tat jetzt Don Rocco; er schlug hastig das Kreuzzeichen, eilte in den Chor und vertiefte sich fromm in die Lesung des Breviers.

V.

Zehn Tage später, zur gleichen Stunde, verharrte Don Rocco im Gebet vor dem Altar der Madonna unter der Kanzel.

Es war der Vorabend des Tages, an welchem er S. Lucca für immer verlassen sollte. Er war mit der Signora Carlotta übereingekommen, eine kurze Abwesenheit, einen vierzehntägigen Besuch bei seinem alten Vater vorzuschützen und dann von dort aus zu schreiben, daß Familienangelegen-

heiten seine Rückkehr verhinderten. Inzwischen war dieses vorgefallen, daß der arme, alte Bauersmann, bevor er wußte, was geschehen war, um Unterstützung gebeten hatte und Don Rocco einen Teil seiner Einrichtung verkaufen mußte, um die Transportkosten zu verringern und nicht mit leeren Händen im Vaterhause anzulangen. Dort wollte er so kurz als möglich sich aufhalten und die erste sich ihm bietende Stelle als Kapellan annehmen, wenn es dem Ordinariat, das er darum gebeten hatte, gefiel, ihm eine solche zu übertragen.

Weder vom Wein, noch von den Dieben hatte man sichere Kunde; doch kursierten Gerüchte, welche eine neue Favoritin des Moro, eine Wirtin, des Ausschanks jenes Weines verdächtigten. Vom Moro selbst hieß es, er sei geflohen; andere behaupteten, er habe sich versteckt. Die Karabinieri schienen die zweite Ansicht für die richtigere zu halten, denn sie kamen und gingen, durchstöberten alles, fanden aber nichts.

Die Lucia war zurückgekehrt, und einige Tage hindurch war ihr Benehmen ein höchst auffälliges und ungewohntes. Sie vernachlässigte den Dienst, gab ihrem Herrn spitze Reden zu hören, weinte, ohne daß man wußte warum. Eines Abends ging sie fort, zum Zweck, wie sie sagte, ihre Andacht in der Pfarrkirche zu verrichten. Als sie um neun Uhr nicht zurückgekehrt war, begab sich Don Rocco mit philosophischem Gleichmut zu Bett und erfuhr niemals, zu welcher Stunde sie das Haus wieder betreten habe. Des andern Tags aber freute er sich über die durch Erfüllung ihrer religiösen Pflichten in ihr vollzogene glückliche Umwandlung; denn sie schien nicht mehr dieselbe, so ruhig, so aufmerksam, so dienstfertig benahm sie sich jetzt, mit solcher Befriedigung sprach sie von der bevorstehenden Abreise und dem neuen Dienstverhältnis, das Don Rocco im Hause eines ihm bekannten Erzpriesters für sie zu finden hoffte. Hierauf wurde sie von einem ihr früher unbekannten asketischen Eifer erfaßt und blieb, nachdem Don Rocco sich zurückgezogen hatte, noch Stunden und Stunden in der Kirche, um zu beten.

Und nun hatte Don Rocco zum letzten Male im Refektorium der Mönche zu Mittag gegessen; zum letztenmal las er das Brevier in jenem Kirchlein von S. Lucca, das vom Fußboden bis zum schwarzen Gebälk der Decke einfach, ländlich, fromm wie er selbst war. Armer Priester, sein Herz war schwer! So ohne Ehre sein Nest verlassen, dem Vater, der Schwester, deren ganze Hoffnung und Stolz er war, nichts als Demütigung und Bitterkeit bringen! Er hatte gute Gründe, das Brevier schielenden Blickes zu betrachten.

Als er fertig gelesen hatte, setzte er sich auf die Bank. Er brachte es nicht über sich, die Kirche zu verlassen. Es war der letzte Abend! Da blieb er unbeweglichen Auges, mit zuckenden Lidern, ermattet, traurig, wie

ein gehetztes Wild, das die Meute erwartet. Am Nachmittag war er einige Stunden hindurch in seinem Weinberg gewesen und hatte die drei Jahre zuvor gepflanzten Reben betrachtet, die bereits zum erstenmal getragen hatten. Die großen Zypressen, die glänzende Aussicht auf die Ebene und die umliegenden Hügel sagten ihm gar nichts; das Herz des Bauern verlangte nach den schönen Reben, nach der fruchtbringenden Erde. Errötend und beschämt hatte er eine Weinranke und einen Maiskolben zum Andenken mit sich genommen. Das war seine Poesie. Von der Kirche durfte er ja nichts mitnehmen. Dafür verteilte er sein Herz ein wenig überall in derselben, auf den Altar, von wo er zuerst das Evangelium verkündet hatte; auf das alte Steinbild, das ihn bei der Messe so sehr zur Andacht stimmte; auf die schöne Madonna, die seiner keusch besorgten Dazwischenkunft den Mantel um die Schultern verdankte; auf das Grabmal eines Bischofs, dem zwei Jahrhunderte früher der Friede in S. Lucca beneidenswerter als Glanz und Ehren der Welt erschienen waren. Wer wußte, ob er jemals wieder eine solche ganz ihm gehörende Kirche finden würde? Er vermochte nicht, sich zu erheben; er fühlte eine Schwäche in sich, von der er niemals einen Begriff gehabt hatte. Er bewegte die Augenlider, als ob es lästige Tränen zurückzudrängen gelte. Er weinte nicht, aber seine Augen glänzten mehr als gewöhnlich.

Um halb zehn Uhr trat die Lucia durch den Chor in die Kirche, um nach ihrem Herrn zu sehen. ‚Ich komme gleich, ich komme gleich; gehen Sie nur fort!‘ antwortete Don Rocco.

Er glaubte sich in der Kirche allein; hätte er jedoch den Kopf umgedreht, so würde er etwas ganz Außerordentliches gesehen haben. Langsam, sehr langsam erhob sich beim trüben Schein der Petroleumlampe ein menschlicher Kopf am Rande der Kanzelbrüstung und schaute nach dem Priester aus. Es waren die Teufelsaugen des Moro in einem glattrasierten geistlichen Herrengesicht. Das Haupt bewegte sich im Halbdunkel; zwei lange Arme machten in der Luft heftige Bewegungen der Ungeduld. Im selben Moment wiederholte Don Rocco der zaudernden Lucia, sie solle nur fortgehen, er werde gleich kommen.

Sie ging.

Nun erhob sich der Priester von der Bank und schritt die Stufen des Hochaltars hinan. Die menschliche Gestalt auf der Kanzel duckte sich, schnell verschwindend. Don Rocco, in cornu epistolae stehend, wandte sich zu den leeren Bänken, den Bänken, die er sich mit seinen sonntäglichen Kirchenbesuchern gefüllt vorstellte, und ein Geist der Beredsamkeit bemächtigte sich seiner.

‚Ich segne euch alle,‘ sagte er mit starker Stimme. ‚Ich wollte, ihr wäret hier gegenwärtig; aber ich durfte euch nicht rufen, weil man nichts

wissen soll. Ich segne euch alle, und verzeiht, wenn ich gefehlt habe! Gloria Dei cum omnibus vobis.'

Für einen gewissen Jemand war die Versuchung zu stark. Eine Kellerstimme ertönte in der leeren Kirche. ‚Amen,' sprach sie.

Don Rocco, die Hände in der Luft, verlor den Atem.

‚So reißen Sie sich doch endlich los!' sagte wiederkehrend die Dienstmagd. ‚Vergessen Sie denn, daß Sie mir den Überzieher und die Kleider einhändigen müssen?'

Der arme Don Rocco war herzlich schlecht ausgesteuert; alles, was er besaß, omnia bona sua, trug er auf dem Rücken, und Lucia erklärte, es müsse noch einiges genäht und geflickt werden, wolle man am nächsten Morgen die Reise antreten. Ohne zu sprechen, ging Don Rocco die Stufen des Altars hinab, ringsum Kirche, Bänke und Beichtstühle mit dem Licht untersuchend.

‚Was ist denn? Was suchen Sie denn?' forschte, ängstlich hinter ihm hergehend, die Dienstmagd.

Zunächst antwortete Don Rocco nicht.

‚Ich habe ein kurzes Gebet gesprochen,' sagte er endlich, ‚und gehört, wie jemand Amen sagte.'

‚Das werden Sie sich bloß eingebildet haben,' bemerkte die Lucia.

‚Nein, nein,' unterbrach sie Don Rocco. ‚Ich hörte sehr deutlich Amen sagen. Die Stimme klang ganz unterirdisch, eine tiefe Stimme war's; nicht von einem Menschen, von einem Ochsen schien sie zu kommen.'

‚Es wird der Bischof gewesen sein,' insinuierte das Frauenzimmer; ‚ist denn nicht ein Bischof hier begraben? Von solchen Dingen hat man ja auch schon gehört.'

Don Rocco schwieg. In seiner Einfachheit und eingeborenen Bereitwilligkeit zum Glauben verhielt er sich allen übernatürlichen Möglichkeiten gegenüber, besonders wenn sie mit der religiösen Idee zusammenhingen, geneigt. Je stärker sie aufgetragen waren, je ehrfürchtiger sog er sie augenblinzelnd ein.

‚Jetzt gehen wir aber,' nahm die andere wieder das Wort; ‚ich habe noch manches zu tun.'

‚Sprechen wir wenigstens noch ein Pater, Ave und Gloria zu Ehren von S. Lucca!' sagte Don Rocco. ‚Es ist das letztemal, daß wir hier beten. Es ziemt sich, einen Gruß zurückzulassen.'

Er hatte von einem Pater, Ave und Gloria gesprochen. Statt dessen sagte er deren wenigstens ein Dutzend und fand dabei Gelegenheit, andere Heilige und Heiligen seiner nähern Bekanntschaft zu grüßen. Der eine sollte den beiden Andächtigen das ewige, der andere das zeitliche Wohl ver-

schaffen; dieser die Gnade, der Versuchung zu widerstehen, jener eine anständige Versorgung vermitteln, der dritte eine selige Sterbstunde, der vierte eine glückliche Reise erbitten. Das letzte Vater unser betete Don Rocco mit besonderer Inbrunst für die Bekehrung einer sündigen Seele. Wäre der Priester nicht so völlig in seine Orationen versenkt gewesen, so hätte er vielleicht nach dem vierten oder fünften Vater unser ein Stoßgebet derselben humoristischen Bischofsstimme vernommen, die das Amen gesprochen hatte. So aber vernahm er nur die Lucia, die mit großer Inbrunst antwortete und ihm dadurch das Herz bewegte.

Einige Augenblicke später gab er sich im Dunkel seiner Kammer, in seinem armen Bett noch der Betrachtung darüber hin, welche innere Kämpfe die Lucia während der letzten Tage bestanden haben mußte, und welch eine heilsame, tatkräftige Gnade sie in den Sakramenten gesucht und durch Gottes Beistand gefunden hatte. Auch über das Verhalten des Moro dachte er nach, über den Lichtstrahl, der in diese dunkle Seele gedrungen und der Verkünder einer besseren, dauernden Erleuchtung sein sollte. Und in seiner mystisch gefärbten Phantasie verfolgte er die Spur der Vorsehung, die ihn für das der Pflicht gebrachte Opfer entschädigte. Es war die reine Glückseligkeit, daran zu denken, sich zu sagen, daß das der Preis war, für den er seinen irdischen Vorteil opferte. Auch den Schmerz seines Vaters und seiner Schwester, die eigene Demütigung, die Entbehrungen, die nun folgen mußten, vereinigte er mit diesem Opfer. Vom Bett aus konnte er durchs Fenster im Dämmerlicht zum Himmel, seine Hoffnung und sein Endziel, blicken. Leise und allmählich fielen ihm im Gefühl solch' friedvollen Vertrauens die Augen zu. Fest schlief er ein.

VI.

Er war noch nicht recht wach, als die Turmuhr von San Lucca halb acht schlug. Bald darauf begannen auch die Glocken zu läuten, weil Don Rocco tags vorher dem Jungen, der ihm bei der Messe zu ministrieren pflegte, den Auftrag gegeben hatte, gegen acht Uhr bereit zu sein. Er sprang aus dem Bett und eilte an die Tür, um die Kleider hereinzuholen, die Lucia dort in Bereitschaft zu halten pflegte. Da aber fand sich nichts. Er rief ein-, zwei-, dreimal. Niemand antwortete. Betreten wandte er sich ins Zimmer zurück und rief: ‚Lucia, Lucia!' zum Fenster hinaus. Tiefstes Schweigen. Endlich erschien der kleine Sakristan. Er hatte die Lucia nicht gesehen. Als er ins Haus getreten war, um die Schlüssel zu holen, hatte er die in den Hof führende Pforte sowie die Haustür offen gefunden; in der Küche war niemand, in der Wohnstube ebensowenig. Da er die Schlüssel nicht hatte finden können, war er durch den inneren Gang in die

Kirche gelangt. Don Rocco schickte ihn in die Wohnstube nach seinen Kleidern, weil dort Lucia des Abends zu arbeiten pflegte. Der Junge kam mit der Nachricht wieder, dort seien keine Kleider zu finden. Don Rocco beauftragte ihn, Wache vor dem Hause zu halten, und begab sich im Hemd hinab, um sie selbst zu suchen. Auf halber Stiege bleibt er stehen und schnüffelt. ‚Was für ein scheußlicher Pfeifengeruch ist das?‘ Don Rocco, den Schweiß auf der Stirn, geht weiter, gerade auf die Wohnstube zu, durchsucht, durchstöbert alles; nichts! Klopfenden Herzens wendet er sich in die Küche. Greulicher Gestank, aber keine Kleider. Ja, doch; auf dem Tisch ein Bündel schmutziger Gewänder; eine Joppe, ein paar Hosen, ein Bauernhut. Don Rocco nimmt und betrachtet das alles unter entsetzlichem Schielen. Ihm will es dünken, als habe er diese Gegenstände schon einmal gesehen. Sein Gehirn begreift noch nichts, aber das Herz beginnt zu verstehen und heftiger als zuvor zu schlagen. Er faßt und drückt mit der Linken das Kinn, die Wangen, sucht das Wo, das Wie, das Wann aus sich herauszubekommen. Da plötzlich fällt sein Blick auf den Boden, und dort gewahrt er etwas, das tags zuvor nicht vorhanden war. Mit Kohle stand zur Rechten geschrieben: ‚Viele Grüße,‘ und zur Linken:

‚Gut ist der Wein,
Gut die Dienstmagd,
Gut der Überrock
Und gut Don Rocco.‘

Er las, fuhr mit der Hand nach dem Kopf, las wieder, schien nicht mehr recht zu sehen, fühlte einen Schauer, ein plötzliches Gefühl der Lähmung von der Brust aus in alle Glieder dringen. Jemand rief vom Hofe aus: ‚Wo ist denn dieser Don Rocco?“ Er gelangte mit großer Mühe in seine Schlafstube zurück, wo er sich ins Bett steckte, ohne eigentlich mehr zu wissen, was er tat, ohne Sinn und Überlegung.

Unten suchten sie ihn und riefen seinen Namen. Professor Marin und einige andere Leute waren zur Messe gekommen. Niemand begriff, wie es kam, daß die Kirchentür noch verschlossen war. Der Professor ging ins Haus, rief die Lucia, rief Don Rocco, ohne daß eine Seele ihm geantwortet hätte. Endlich gelangte er bis zur Schlafstube des Priesters, und das Erstaunen, diesen zu Bett zu finden, bannte ihn auf die Schwelle.

‚Oho,‘ sagte er, ‚Don Rocco! Noch zu Bett? Und die Messe?‘

‚Ich kann nicht,‘ lispelte Don Rocco auf dem Rücken liegend, unbeweglich wie eine Mumie.

‚Ja, was gibt's denn?‘ erwiderte der andere, mit dem aufrichtigsten Mitgefühl ans Bett tretend. ‚Was ist Ihnen?‘

Das bekümmerte Gesicht, die liebevolle Rede lösten dem armen Don Rocco das vor Schmerz und Überraschung versteinerte Herz. Zwei wirkliche Tränen stahlen sich unter den unruhigen Augenlidern hervor. Der fest geschlossene Mund verzog sich, bebte, aber gab nicht nach. Als keine Antwort erfolgte, lief der Professor auf die Stiege und rief hinunter, man möge schnell den Arzt holen.

‚Nein, nein,‘ stöhnte Don Rocco, ohne sich zu rühren. Seine Stimme erstickte in Schluchzen. Der Professor verstand ihn erst, als er ans Bett zurückgelangt war.

‚Nein?‘ sagte er. ‚Ja, aber was haben Sie denn? Sprechen Sie!‘

Inzwischen waren drei alte Mütterchen und ein alter Bettler, die zur Messe gekommen waren, erschreckt in die Stube und ans Bett herangetreten, und befragten nun ihrerseits Don Rocco. Er schwieg wie der heilige Mann Hiob und suchte sich vor ihnen zu schützen. Vielleicht löste ihm der Unwille, von allen diesen neugierigen Gesichtern begafft zu werden, die Zunge.

‚Geht fort!‘ sagte er endlich zu den zuletzt Gekommenen; ‚ich bedarf keines Arztes, ich bedarf auch sonst nichts, geht fort!‘

Die vier Gesichter zogen sich etwas zurück, ohne deshalb aufzuhören, ihn mit noch gesteigerter Bestürzung zu betrachten.

‚Geht fort, sag' ich euch,‘ wiederholte Don Rocco.

Sie entfernten sich langsam und stellten sich draußen auf, um zu horchen und zu spionieren.

‚Nun also,‘ nahm der Professor das Wort, ‚was fühlen Sie?‘

‚Nichts.‘

‚Und warum bleiben Sie dann zu Bette?‘

Don Rocco drehte sich, das Gesicht gegen die Wand. Die Tränen kamen jetzt wieder. Er vermochte nicht zu reden.

‚Aber in des Himmels Namen,‘ sprach wieder der Professor, ‚was ist denn los?‘

‚Es vergeht schon, es vergeht,‘ schluchzte Don Rocco.

Der Professor wußte nicht, was zu denken und was zu tun. Er fragte, ob er Wasser wünsche, und der alte Bettler ging schnell hinab, holte ein Glas voll und brachte es Marin. Don Rocco hatte jedoch nicht die geringste Lust dazu, sondern wiederholte: ‚Danke, danke, es vergeht,‘ und trank aus Höflichkeit.

‚Also?‘ frug wieder der Professor.

‚Sie hatten recht,‘ erwiderte Don Rocco.

‚Wie recht?‘

‚Wegen der Weibsperson.‘

‚Der Lucia? Bravo! Übrigens, wo ist sie denn, die Lucia? Da ist sie nicht. Ist sie auf und davon?‘

Don Rocco nickte mit dem Kopf. Der Professor betrachtete ihn mit dem tiefsten Erstaunen und wiederholte: ‚Davon, davon?‘ Die vier Gesichter erschienen wieder in der Stube und machten das Echo: ‚Davon, davon?‘

‚Aber hören Sie,‘ sagte der Professor, ‚deswegen bleiben Sie zu Bette? Wollen Sie sich so verächtlich machen? Heraus, ziehen Sie sich augenblicklich an!‘

Don Rocco sah ihn an, wurde über und über rot, die Glatze mit inbegriffen, und drückte lächelnd beide feuchte Augen zu, als wolle er sagen: ‚Jetzt werden Sie lachen.‘

‚Ich habe keine Kleider,‘ sagte er.

‚Wie?‘

Der Professor begleitete die Frage mit einer Handbewegung, die sagen sollte: ‚Hat sie Ihnen die Kleider fortgetragen?‘ Don Rocco antwortete kopfnickend, und als er sah, daß der andere vergebens das Lachen niederkämpfte, bemühte auch er sich zu lächeln.

‚Armer Don Rocco!‘ sagte der Professor und fügte, obwohl noch immer lachend, Worte des Mitleids, des Trostes, der Teilnahme hinzu. Auch begehrte er zu wissen, wie sich alles zugetragen habe. ‚Ach, wenn Sie mir recht gegeben hätten,‘ schloß er, ‚wenn Sie sie fortgeschickt hätten!‘

‚Jawohl,‘ entgegnete sanftmütig Don Rocco, auch noch dieses hinnehmend, ‚Sie haben recht gehabt. Und nun, was wird die Signora sagen?‘

Der Professor seufzte.

‚Was wollen Sie, daß ich Ihnen sage, mein Sohn? Sie wird gar nichts sagen. Es kömmt auch das noch hinzu, daß Ihr Nachfolger gestern schrieb, er habe sich aller seiner Verbindlichkeiten entledigt und stehe der Gräfin zur Verfügung.‘

Schmerzerfüllt schwieg Don Rocco.

Nach einem Augenblick sprach er wieder. ‚Um halb zehn Uhr kommt der Wagen, um mich abzuholen. Vielleicht könnte mir der Erzpriester oder der Kapellan Kleider borgen?‘

‚Ich, ich,‘ rief von Eifer beseelt der Professor. ‚Ich eile nach Hause und schicke, was Sie brauchen. Sie werden es mir ganz nach Bequemlichkeit und wann Sie wollen, zurückstellen.‘

Warme Dankbarkeit färbte die Wangen und bewegte die Augenlider Don Roccos.

‚Dank, tausend Dank,‘ sagte er, demütig seine Nasenspitze betrachtend.

‚Corpo di bacco!‘ fügte er hinzu, während der Professor die Stiege hinabging. ‚Er ist eine ganze Spanne höher als ich. Jetzt erst fällt mir das bei!‘ Aber ihn zurückzurufen, das fiel ihm nicht bei.

VII.

Um halb zehn Uhr erschien Don Rocco auf der Schwelle der Haustür, um seinen Exodus zu halten. Der Überzieher des Professors schlug ihm um die Fersen und bedeckte ihm die Hände bis zu den Fingerspitzen. Der enorme Zylinderhut fiel ihm über die Ohren.

Unmittelbar hinter ihm kam, still vor sich hinlachend, der Professor. Im Hof hatten sich auf die Nachricht vom Vorgefallenen einige Leute versammelt und lachten ebenfalls. Nur der alte Bettler, ein halber Philosoph und sonderbarer Kauz, lachte nicht. ‚O, Don Rocco, was sagen Sie dazu?' sagten die Frauen. Die eine erzählte dieses, die andere jenes von der Lucia, lauter Dinge, von welchen Don Rocco keine Ahnung gehabt hatte.

‚Genug, genug,' antwortete er, durch all das Gerede in seinem Gewissen geängstigt. ‚Was geschehen, ist geschehen.'

Er ging seines Weges, und alle folgten ihm.

Der Feigenbaum am Glockenturm erhielt einen letzten Scheideblick, und als er zwischen den Zypressen an der Kirche vorüberkam, lüftete er ehrerbietig den Hut und beugte das Knie.

Unten, an der Landstraße, wartete sein Wägelchen. Der Kutscher, als er ihn in dieser Verfassung auf sich zukommen sah, lachte nicht weniger als die andern.

Jetzt verabschiedete sich Don Rocco von allen Anwesenden, dankte dem Professor noch einmal, übersandte der Gräfin seine ehrerbietigen Empfehlungen, gebot denjenigen Schweigen, die der Lucia noch Verwünschungen nachschickten. Als er seinen Sitz eingenommen hatte, näherte sich ihm der Bettler und legte die Rechte auf einen seiner Schuhe.

‚Diese Schuhe sind die Ihrigen,' sagte er.

‚Ja, ja, die Schuhe, ja,' antwortete der Priester mit einer gewissen Befriedigung, während das Rößlein sich in Bewegung setzte.

Der Bettler führte die Hand zur Stirn, mit welcher er soeben den Schuh Don Roccos berührt hatte, und sagte feierlich:

‚In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.'

Gedanken über Technik, Kultur und Kunst.

Von

Friedrich Dessauer.

Auch ‚Gedanken' wie diese müssen hier einmal in exakter Formulierung zum Ausdruck kommen. Das ist unerläßlich, weil sie eine Macht zu werden beginnen, und weil sie meist mit ganz falscher Einstellung aufs Leben und überdies stark verdünnt und verflacht in unzähligen Köpfen spucken. Die Folge ist dann bei vielen jene selbstzufriedene Überheblichkeit, die über dem ‚Wie wir's so herrlich weit gebracht!' meist vergißt, was Ausgangspunkt und Ziel, was Voraussetzung und Erfüllung, was Mittel und Zweck einer hohen technischen Kultur ist. Der gleiche Fehler wird jedoch von der entgegengesetzten Seite her nicht minder häufig begangen. Die Geringschätzung der Mittel, der notwendigen Voraussetzungen zur Geistes- und Seelenkultur hat kaum geringere Überheblichkeit bei deren Vertretern gestiftet. Das ist ein großes Hindernis zur Verständigung der beiden Gruppen, die doch durchaus auf einander angewiesen sind. Dies Hindernis wollen die ‚Gedanken' hinwegräumen.

Manche einseitig klingenden Formulierungen wird man der Begeisterung des Verfassers zugute halten, der, selber ein hervorragender Ingenieur von umfassender Bildung, den zeitgenössischen Zwiespalt in der Bewertung der Technik als Kulturmacht doppelt schneidend empfindet. Wer seinen jugendfrischen und liebenswerten Optimismus nicht teilt, wird allerdings nur widerstrebend mit ihm gehen oder auch jede Gefolgschaft versagen. Aber man sollte nicht vergessen, daß dieser Optimismus die Frucht einer Weltbetrachtung aus der Höhe ist; nur der Nahblick erzeugt Kleinglauben oder weltschmerzliche Resignation. — Die mit diesem Artikel gleichsam zur Diskussion gestellte Frage wird übrigens noch mehrfach und auch von anderen Gesichtspunkten in diesen Heften behandelt werden.

Die Redaktion.

Es geht eine tiefe Spaltung durch die Zeitgenossen. Die unerbittliche Entwicklung der Technik, der reiche Ausbau des ganzen Außenlebens, die Unaufhaltsamkeit, mit der sich dieses Fortschreiten der materiellen Mächte des Lebens vollzieht, die Wirkungslosigkeit all der Rufe und Mahnungen zur Rückkehr in sich selbst erzeugt eine tiefe Mißstimmung, eine mit einem wehmutsvollen Zug gepaarte Verachtung des äußeren Hauptinhaltes unserer Lebensepoche.

Man ſpricht von einer weitgehenden Überſchätzung der Technik, von einer Überentwicklung der Außenkultur, die naturgemäß eine große Hohlheit, eine gewaltige Unterbilanz des Seelenlebens verurſache. Man ſpricht davon, wie die unheimlich präzis arbeitende Maſchine den Menſchengeiſt knechte, in ganz mechaniſche Lebensformen zwänge. Das eben ſei die Rache der Materie, daß die vom Menſchen geknechteten, bezwungenen Geiſter der Natur, wenngleich in Sklavenketten klirrend, ihren Bändiger ſelbſt unterjochten. Denn ſie zwingen ihn, die Tätigkeit eines Sklavenbändigers auszuüben, dem auch keine Freiheit für höheres Leben bleibt. Vollkommenheit der äußeren Lebensformen, Wohlleben iſt aber nicht die Sehnſucht der Menſchen in letzter Linie. Der Menſch will ſchöpferiſch ſein, wenn auch im kleinſten Bereich, wenn auch nur im Leben ſeiner Gedanken, und das eben nimmt ihm, ſo will es ſcheinen, unſere Zeit. Sie ſpannt ihn in den Dienſt der Maſchine.

Dieſe Gedanken vieler, und nicht der ſchlechteſten unſerer Zeitgenoſſen, finden wenig Widerhall in den Kreiſen der Technik, und was wichtiger iſt: Sie wirken nicht. Unabänderlich ſchreitet die Zeit auf Wegen fort, die von Eiſen und Stahl durch die Hände der Ingenieure gebaut zu ſein ſcheinen, und jenen Mahnrufen erwidert die Technik: Was ihr von uns ſagt, iſt nicht wahr. Ihr verſteht uns nicht, weil ihr euch keine Mühe gebt, uns und unſer Tun zu durchgeiſtigen, und weil ihr euch darum auch nie zu einer Bejahung euerer Zeit durchringen könnt. Ihr ſagt uns: Wir knechten die Geiſter. Hat je eine Zeit mehr Geiſter frei gemacht? Ihr ſagt, wir ſeien Anbeter des Erfolges. Wir ſind es nicht, aber wir beugen uns vor dem Reſultat. Ihr ſagt uns: Wir nehmen den Menſchen die Liebe und die Barmherzigkeit. Hat je eine Zeit mehr für ihre Armen, für ihre Kranken und Leidenden getan? Ihr ſagt uns: Wir verflachen und ertöten die Perſönlichkeit. Hat je eine Zeit den Weckruf zur Bildung in entlegenere Täler geſandt? Hat je eine Zeit dem einzelnen mehr Mittel und Freiheit zur Entwicklung ſeines Selbſt gewährt als die unſere?

Ihr werft uns bitter vor, daß uns das ſchwunghafte, edle Streben fehle, die warme Glut der Menſchenliebe und der Flug des Ideals. Wir aber erwidern euch: Ihr verachtet uns, gut; trotzdem helfen wir den Menſchen, mehr als ihr, mehr als alle Zeiten, auf die ihr euch gründet und beruft; wir helfen ihnen werktätig, nicht mit euch, weil ihr nicht wollt, aber trotz euch.

Im letzten Grunde muß jeder große Entwicklungsverlauf gut ſein. Im Kerne iſt auch unſere Zeit geſund. Der Zwieſpalt iſt nichts als ein Streit der Zeit. Aber er iſt beklagenswert, denn er lähmt in beiden Lagern viele guten Kräfte. Auch in dem großen Bau, den die Technik vor unſeren Augen aufführt, hallt ein mächtiges Excelſior. Das muß einſehen, wer immer aufrichtig die Dinge ſo betrachtet, wie ſie liegen. Einen Beitrag zu einer ſolchen, im ganzen bejahenden Kulturauffaſſung, einen Beitrag zur Milderung der zeitlichen Gegenſätze wollen dieſe einfachen Gedankengänge bilden.

I.

Das Entwicklungsgeſetz der Technik.

Entdecken iſt nicht Neuſchaffen von Dingen, die vorher nicht waren. Alles war in der Natur Ionen, bevor es entdeckt wurde. Der Erfinder, der Entdecker kann der Natur nichts geben.

Das naturforſcheriſche Entdecken iſt Nachdenken des Weltgedankens, Erkenntnis von Zuſammenhängen, die unverrückbar durch uns, die Außenrealitäten ſind: Erkenntnis von Wahrheiten. Die Anfänge liegen weit zurück; die Entdeckertat in der Gegenwart iſt ein Hinzufügen, ein Addieren zu einem Beſitz. Es iſt ein die Brücke ſchlagen zwiſchen dem Neubeobachteten und dem großen Beſitz des bereits Erkannten.

Erfinden iſt Verwendung vorhandener Erkenntniſſe zu bewußten neuen Zwecken oder Neukombinieren ſolcher Erkenntniſſe zu bekannten Zwecken: das Hinüberſchreiten der Naturwiſſenſchaft in das Alltagsleben, der Schritt vom Erkennen zum Beherrſchen im Prinzip.

Die Naturwiſſenſchaften ſind die Summe des Entdeckten. Die Technik iſt die Summe des Erfundenen.

Unendlich ſcheinbar dehnt ſich die Möglichkeit des Entdeckens von dem menſchlichen Geiſte aus, begrenzt nur durch ſeine eigene Enge. Unendlich viel liegt in der Natur. Das alles liegt offen; es braucht bloß geſehen zu werden. Prinzipiell alles kann der Menſch ſehen. Er braucht dazu, wie die bisherige Erfahrung lehrt, nur eine Summierung von Geiſtesarbeit, nicht eine Potenzierung. Alles, was durch Summierung erreichbar iſt, wird eingeheimſt. Das allein ſcheint unermeſſen viel. Einer Potenzierung des Erkenntnisvermögens, ſoweit wir geſchichtlich urteilen, iſt der Menſch nicht fähig.

Ein Potenzieren müßte Werte von ganz anderer Größenart liefern, Erkenntniſſe, von denen wir jetzt, da wir unſere Mittel kennen, nur eines wiſſen: daß wir ſie nie beſitzen werden. Die geiſtvollſten moſaiſchen, babyloniſchen, ägyptiſchen und griechiſchen Männer waren ſo fähig wie wir. Würde es in der Natur Dinge geben, die nur einer Potenzierung der Erkenntnisarbeit zugänglich wären, ſo würden wir nie dahin gelangen. Ob es ſolche gibt, ſei dahingeſtellt; es erſcheint entwicklungstheoretiſch unwahrſcheinlich, weil wir keine Anlagen zur Potenzierung des Intellektes in uns tragen. Sonſt müßten zwiſchen unſerem Erkenntnisvermögen und dem der Alten nicht kleine Qualitätsunterſchiede, ſondern Unterſchiede in der Größenordnung beſtehen.

Deshalb vollzieht ſich alles Entdecken, alles Fortſchreiten der Naturwiſſenſchaft in analogen Prozeſſen. Alle Entdeckertaten ſind einander ähnlich. Die Methodik iſt im Grundzug dieſelbe, eben weil die entdeckten Dinge von einer Größe derſelben Ordnung ſind, die durch gleiche Methoden gefunden werden.

Schritt auf Schritt folgt der Naturwiſſenſchaft die Technik. Die Naturwiſſenſchaft hat beſchrieben, wie es die Natur macht. Die Technik macht es

der Natur bewußt nach. Die Bedingungen, unter denen die Natur dem Entdecker ihre Kraft äußerte, stellt die Technik bewußt her. Sie zwingt die Natur zu beabsichtigten Ereignissen.

Was ein Jahrzehnt erkannt hat, wendet das folgende an. Aus dem Entdecken wird Erfinden. Und auf dieser Tatsache baut sich die ganze Geschichte der Menschheit auf.

Das klingt kühn; und dennoch ist es so.

Die ganze äußere Kultur ist angewandte Naturwissenschaft. Das Ziel der Innenkultur bleibt frei. Aber sie baut sich auf der äußeren auf. Ihr Maß, ihre Größe und Fülle hängt wesentlich nur ab von dem grundlegenden Maße der Naturerkenntnis und ihrer Anwendung. Das läßt sich prinzipiell beweisen.

Hierzu mögen zwei Gesichtspunkte eröffnet werden. Der eine ist ein geschichtlicher. Gar mancher hat Geschichte geschrieben und dabei von Königen berichtet und ihren Reichen, die kamen und gingen; von Kriegen und Fahrten, neuen Ländern und Meeren; von Künstlern und Gelehrten und ihrem Schaffen. Dabei hat er auch vielleicht einmal die Technik erwähnt.

Entfernen wir uns aber weiter weg, legen wir unsern Beobachtungspunkt höher hinauf, so daß die Zeiten näher aneinanderrücken, und die Völker ihre Individualität verlieren, Glieder einer Gesamtheit werden, daß Kriege und Revolutionen nur kleine Schwingungen sind, die der Gesamtheit Entwicklung nicht ändern und auf die Dauer spurlos bleiben, — betrachten wir sie wie einer, für den ein Jahrtausend ein Tag ist und ein Erdteil ein Stückchen einer einzigen Fläche, — dann ist die Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur anders gewesen.

Grundlage ist des Menschen Erkenntnisvermögen, mit dessen Hilfe er die Natur versteht.

Was er an ihr erkennt, entdeckt, setzt er tags darauf in Erfindung, in Technik um. Diese Technik selbst ist der wesentliche Inhalt seiner äußeren Kultur. Aber sie macht ihn auch frei, nimmt ihm die Not des Tages ab, den Kampf um sein Leben mit den Elementargewalten, und gibt seinem Geiste Zeit und Mittel, sich anderen Aufgaben zuzuwenden.

Dem Maße seiner Technik entspricht die Fähigkeit zur inneren Kultur, zur Metaphysik, zur Kunst. Ein Volk, das alle Kräfte braucht, um von der mühseligen Arbeit seiner Hände schlecht zu leben, hat keine Zeit zum Geistesleben. Ein Volk, dem die Maschinen alles leicht gewähren, hat Zeit und Freiheit zum Geistesleben.

Es bieten sich ihm neue, höhere Themata zur Schulung des Intellekts und der Seele. Und da wir, solange unsere Kenntnis reicht, immer Erkenntnisfähigkeiten gleicher Größenanordnung finden, — hin und wieder getrübt und eingeengt durch die Folgen mangelhafter, äußerer Kultur, durch klimatische Störungen, die eben wieder Konzentrierung auf die elementaren Interessen verlangten, — so ist im großen und ganzen die Höhe — nicht der Inhalt —

der Kultur eines Volkes maßgebend beeinflußt, eine Funktion der Größe seiner Technik. Und das läßt sich im einzelnen verfolgen.

Wer ernsthaft nach Ursachen sucht, die den Gang der Geschichte führten, wird als erste immer die Naturkenntnis und die Technik finden.

Der Techniker ist der Entdecker Amerikas. Der Techniker ist der Sieger im Kriege. Der Techniker macht uns überlegen gegenüber den Völkern unserer Kolonien. Der Techniker gibt einem Weltteil die Hegemonie über alle andern. Der Techniker gibt einem Volke Zeit, Freiheit und Mittel für sein Geistesleben. Alle großen Wendungen und Entwicklungen in der Weltkultur und der Geschichte der Menschheit sind aus dem Besitz von Naturkenntnis und Technik heraus entstanden. Die Römer hatten eine hohe Technik. Sie waren die Herren der siegenden Germanen, und die Zeit und Freiheit, die ihre hohe Technik ihnen gewährt hatte, machen, daß noch im Mittelalter, noch in unserer Zeit ihr Geistesleben das unsere beeinflußt und regiert.

Und hätte Deutschland keine hohe Technik, es hätte kein hohes und zugleich allgemeines Geistesleben. Genau dem Maße seiner Technik entspricht sein Geistesleben in großen Verläufen.

Warum hat kein Geschichtschreiber aus dieser Überlegung heraus seine Geschichte geschrieben? Wie würden Politik und Diplomatie, Feldherren und Fürsten klein, wenn er so die Entwicklung der Technik der gesamten Menschheit ins Auge faßte! Und wieviel richtiger würde er den Zusammenhang der großen Gänge der Entwicklung verstehen! Und wieviel gerechter würde Schuld und Verdienst verteilt! Viele Namen würden verlöschen wie gemalte Sterne, und andere würden aufgehen, die niemand nennt.

Ein anderer Gesichtspunkt: Ein gewisses Maß freier, intellektueller Kapazität wird immer ein entsprechendes Maß Geisteskultur hervorbringen. Betrachten wir einzelne kulturelle Verläufe im kleinen, so erscheinen Individuen als Träger und Führer der Kultur, dann knüpft sich an einzelne Namen der Begriff einer Blüteperiode in einem einzelnen Zweige des Sammelbegriffes Geisteskultur.

Steigen wir aber höher, so verschwindet der Name, das Individuum. Hunderttausend Köpfe bergen in sich in der Regel wohl einen oder einige Künstler, Philosophen; eine Million trägt sicher zehnmal mehr und wieder einige, die qualitativ noch besser sind. Schon entschwindet die Person. In einem Volke von einer Million ist eine bestimmte intellektuelle Kapazität stets aufgespeichert. Es ist gleichgültig, ob die hervorstechenden Träger im Norden oder Süden geboren sind, welchen Namen sie tragen, ob sie in diesem oder jenem Jahrzehnt zur Welt kamen. Es kommt lediglich darauf an, ob die Verhältnisse der äußeren Kultur den in einem Volke schlummernden Geisteskräften Möglichkeit, Freiheit und Mittel zur Entwicklung gewähren oder nicht, und ob sie das in hohem Grade tun.

Unter gleich günstigen äußeren Verhältnissen würden zehn Millionen Griechen ebenso viele künstlerische, gelehrte Taten produziert haben wie zehn

Millionen Deutſche. Vielleicht — weil wir die Zahl der Individuen zu klein und die Spanne Zeit allzu kurz bemeſſen, hätte die Geſamtheit ihrer Kulturtaten ein etwas anderes Geſicht getragen — es wäre in einem Falle vielleicht mehr Philoſophie, im andern mehr Kunſt als Kulturleiſtung produziert worden. Aber die Summe, die Geiſteskultur des Volkes in jener Epoche wäre im weſentlichen dieſelbe geblieben.

Wenn auch die Elemente der hinzufügenden Kulturarbeit immer dieſelben und die Methoden immer ähnliche ſind, ſo iſt doch das Reich der Kultur unermeßlich groß. Aus kaum dreißig Buchſtaben des Alphabets bilden ſich Millionen Worte und Hunderte von Sprachen, und es ſind noch viel mehr Bildungsmöglichkeiten frei als angewandt. Und wie unermeſſen iſt das Reich der Melodien, die ſich aus ewiger, immer ähnlicher Kombination von wenig Tönen ergeben!

Von den beiden Faktoren, welche die Kultur eines Volkes weſentlich bedingen, iſt der eine eine konſtante Größe: die geiſtige Potenz der Menſchheit, die Summe ihrer Fähigkeit, die ſich nie über ſich ſelbſt hinaus erhöht. Nur der andere Faktor iſt variabel. Geſetzmäßig lehrt uns die Mathematik, daß in einem ſolchen Fall das Reſultat von der Größe des variabelen Faktors abhängt.

Welches ſind nun die äußeren Bedingungen und Verhältniſſe, welches iſt der variabele Faktor in der Kultur?

Im allgemeinen: Das Maß der Freiheit zur geiſtigen Arbeit. Im einzelnen weſentlich folgendes: Die Bildungsvorausſetzungen; die Möglichkeit, daß jeder einzelne durch den andern angeregt wird, d. h. Bildungsmöglichkeit beſitzt. Das iſt gewährleiſtet durch einen regen Verkehr und Austauſch, durch die Technik des Verkehrs, des perſönlichen und ſchriftlichen. Denn der Wagen, der uns fährt, iſt Technik; die Maſchine, die uns druckt, iſt Technik; das Telephon, das uns das geſprochene Wort fortträgt, iſt Technik.

Das Maß eines von äußerer Not befreiten, von elementaren Gefahren geſicherten Lebens. Was aber die Häuſer baut, iſt Technik, worauf wir ruhen, ſtehen, was wir anfaſſen, iſt Technik. Jede Speiſe, die wir genießen, iſt in irgend einer Beziehung mit der Technik in Berührung gekommen, und ſei es nur der Pflug, der den Boden für die Saat bereitet hat. Die Ernährung, Kleidung eines Kulturvolkes ohne Technik iſt eine Undenkbarkeit.

Was unſer Leben verlängert, — die Hygiene, — iſt Technik. Was den zerfallenden Gebilden unſeres Leibes in kranken Tagen hilft, — iſt angewandte Chemie und Phyſik, — iſt Technik. Was unſere Heimat beſchützt, iſt Technik. Die Technik eines Heeres, die Vollkommenheit ſeiner Kriegsmaſchinen, ſeiner Schiffe und Kanonen iſt unerſetzlich. Jeder General iſt erſetzbar.

Indes wir wollen uns nicht ins einzelne verlieren. All dies hier aufgeführte und alles andere, was wir unter dem Namen äußerer Kultur zuſammenfaſſen wollen, iſt dem Weſensinhalte nach angewandte Naturwiſſenſchaft, Technik.

Und je höher diese Basis gelegt ist, desto mehr Kräfte werden frei, die sonst durch äußere Lebensnot absorbiert werden. Wir können nicht annehmen, daß diese Kräfte nun unbenutzt sind. Sie wenden sich den Geisteswissenschaften, der Kunst zu. Und darum hängt das Maß und die Größe und Fülle kultureller Werte eines Volkes wesentlich und überwiegend ab von der Größe seines naturwissenschaftlichen Besitzes und der Fülle seines technischen Könnens.

Und nehmen wir den Maßstab nur groß genug, so erscheint uns dieser Faktor als der in erster Linie ausschlaggebende.

Daß Umstände sekundärer Art diesen Zusammenhang manchmal trüben können, ändert nichts. Sie treten nämlich nur als Teilsubstituten an Stelle der Technik. So kann eine klimatisch besonders begünstigte Lage ein gut Teil Technik ersetzen. Den Griechen erleichterte ihr glänzendes Klima, den Ägyptern ein ausgedehntes Sklavensystem die Geisteskultur, indem diese Momente teilweise an die Stelle der Technik traten und die nötige Geistesfreiheit verschafften. Aber solche Fälle sind keine Einschränkungen von der Allgemeingültigkeit der Tatsache, *daß der Fortschritt der Menschheit vom Fortschritt der Technik stammt, aus ihm hervortritt*, ihn zur Voraussetzung hat sowohl für seine Tatsächlichkeit wie für sein Maß, daß diese Abhängigkeit — ja für große Bereiche und Zeitläufe können wir sagen: diese Proportionalität — *das größte, gewaltigste Grundgesetz ist für die Entwicklung der menschlichen Geisteskultur überhaupt.*

Dieses Gesetz tritt rein nur dem gegenüber, der große Maße anlegt. Wer Einzelstudien macht, wird meist nur sekundäre Ursachen finden. Wie könnte es sonst geschehen, daß selbst ein Werk wie Chamberlains ‚Grundlagen des zwanzigsten Jahrhunderts' auf diesen großen Zusammenhang kaum hinweist!

Auch nur für große Bereiche gilt die folgende Feststellung, die uns noch einen Schritt fördern soll, daß nämlich *auch* im Aneignen neuer *innerer Kulturwerte* unser Gewinn nur ein additiver ist, kein eigentlich Fortschreiten, sondern nur ein Hinzufügen gleicher Werte.

Jede *einzelne* Entwicklung, gewiß, hat einen Beginn gewöhnlich mit Sturm und Drang, eine Läuterung, dann ein über sich fast Hinaussteigen, einen Höhepunkt. Dann aber ist es zu Ende. *Darüber* kommen wir *nicht* hinaus. Es kann eine neue, andere folgen; die erste kann dabei weiter existieren. Die zweite kann auch zum Höhepunkte steigen, aber nicht so, daß sie über die erste hinaussteigt. Denn sie ist eben eine *andere*. Gewiß ist die moderne Malerei berechtigt, ein Gewinn, ein Kulturereignis. Aber sie übertrifft die des Raffael und seiner Zeit nicht. Sie ist eine andere, eine neue zu der alten, ein Hinzufügen, aber keine Potenzierung, *nicht* eine neue *Größenordnung*, nicht eine Errungenschaft, die das vorherige vieltausendfach überragt, überflüssig macht, als verschwunden, entwertet darstellt.

Wenn die Kulturtaten der Menschheit einmal eine gewisse Größenordnung erreicht haben, dann ist, so läßt sich der Gedanke allgemein ausdrücken, die weitere Arbeit nur ein Hinzuwachs an Gebiet, an Breite und

Länge, aber keine Potenzierung, keine Erhöhung der Größenordnung. Dieſe iſt ausgeſchloſſen wie in der Naturforſchung, weil eben jede menſchliche Geiſtestätigkeit in Analogien verläuft, der Menſchengeiſt in der Geſchichte nie über ſich ſelbſt hinauskommt.

Halten wir dies feſt und denken wir an den Zuſammenhang zwiſchen Technik und Kultur, dann gewinnt die ganze vergangene und auch die künftige Entwicklung des Menſchengeſchlechts eine einfache Geſetzmäßigkeit.

Die Menſchheit — oder ſprechen wir von einem großen Volke — ein großes Volk beſitzt in ſeiner Geſamtheit eine gewiſſe geiſtige Kapazität, repräſentiert eine große Fähigkeit; dieſe Fähigkeit äußert ſich gemäß ihrer Größe. Wird ſie im weſentlichen abſorbiert zur Aufrechterhaltung des täglichen Daſeins, zur Ernährung und Fortpflanzung, zur Kleidung und allgemein, zum Kampfe gegen die Gefahren der Natur, dann bleibt nicht viel übrig zur freien Betätigung in der Richtung der Geiſteskultur. Gebt dieſem Volke eine große Naturwiſſenſchaft, eine darauf ſich gründende Technik, die ihm die Arbeit abnimmt, die der Lebenskampf abſorbiert; gebt ihm Maſchinen an Stelle der Menſchenhände: ein Teil der Geſamtfähigkeit wird frei! Es erſtehen Dichter, Maler, Philoſophen. Gebt ihm eine gewaltig fortgeſchrittene Technik! Laßt in einigen großen Induſtrien, die nur relativ wenige Menſchenkräfte abſorbieren, das Nahrungsbedürfnis, Kleidungsbedürfnis und alle anderen Notwendigkeiten des Daſeins verſorgen; ſorgt durch ein großartiges Verkehrsſyſtem, daß allen alles zugänglich wird, und immer mehr der geiſtigen Fähigkeit wird frei! Die Dichter und Denker werden mehr, unter den vielen ſind mehr größere und bedeutendere. Nirgends braucht man ſie zu wecken, ſie ſind immer da, waren immer da. Nur gelähmt, feſtgelegt waren ſie. Die Technik nimmt die Hemmungen des Menſchengeſchlechts weg. Und damit nähern wir uns der Grenze der denkbaren Entwicklung.

So wie es unmöglich iſt, daß die freien Fähigkeiten des Menſchengeſchlechts ohne Wirkung bleiben, — Beeinträchtigungen durch Perioden moraliſchen Niedergangs ſind Zeiterſcheinungen, die ſich auf die Dauer ſelbſt korrigieren, — ſo iſt es unmöglich, daß eine Potenzierung eintritt. Aber die Menge der Werte in der Geiſteskultur wächſt und ihre Zugänglichkeit für den einzelnen mit ihr. Der Durchſchnitt der Menſchheit ſteigt im ſelben Maße in ſeiner geiſteskulturellen Höhe, als die Technik wächſt. Was einſt wenigen, jetzt manchen, wird endlich vielen, ſehr vielen, allen zugänglich ſein, werden viele, alle betätigen. Das iſt die Grenze. Darüber kommt die Menſchheit, ſoweit wir ſehen und ſchließen können, nie hinaus. Das iſt das Ziel und das Ideal.

Und dies Ideal iſt — auf dieſer Grundlage — dasſelbe, ob wir es vom teleologiſchen oder vom entwicklungstheoretiſchen Standpunkte auffaſſen. Und dieſe Entwicklung, die bei allen Schwankungen ſich im großen eindeutig und ſicher abgeſpielt hat, dieſes einfache Fundamentalgeſetz aller Geſchichte,

liegt mit ſeiner Grundlage und in ſeiner letzten Konſequenz, der höchſten denkbaren Stufe der Menſchheit, in dem einen Bibelwort:

‚Du ſollſt herrſchen über die Erde — — —‘

II.

Der Lebenskampf und der Luxus.

Im Einzelleben des Menſchen begegnen wir häufig Erſcheinungen, die dem Entwicklungsgeſetz der Technik zu widerſprechen ſcheinen. Die Geiſteskultur der Menſchheit, mit ihr die Kunſt, entwickelt ſich nach Maßgabe der Freiheit des Menſchengeiſtes. Dieſe Freiheit des Menſchengeiſtes gewährleiſtet die Technik, wenn wir unter Technik all das verſtehen, was der Menſch aus ſeinem Naturerkennen fruktifiziert. Das war die Lehre.

Je höher alſo die Technik ſteht, je größer das Naturerkennen iſt, je mehr die Menſchheit durch Entwicklung dieſer Außenkultur von der Not und dem Kampf um das Niedere befreit wird, deſto mehr wird ſich in großen Perioden die Innenkultur ausdehnen und erheben können und wird ſich erheben. Sorgt für eine große, gewaltige Technik, und ihr werdet dem Volke Dichter und Denker geben, deren Fähigkeiten immer latent in den Maſſen ſind, die aber der Befreiung harren! Der größte Ingenieur iſt der größte Freund der Kultur. Das war die Konſequenz.

Indeſſen: *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.** Menſchen und Völker haben, wie die Geſchichte zeigt, ſtets in den Zeiten der Not großes, wenn auch nicht in bezug auf Geiſteskultur das Größte geleiſtet. Reichtum, Enthebung von Not und Kampf hat allzeit erſchlafft.

Und ſo ſcheint es, als ob der Einzelverlauf das Gegenteil des Grundgeſetzes zeige.

Indeſſen dieſe Schwierigkeit iſt eine ganz oberflächliche, ſcheinbare. Sie löſt ſich, wenn drei Dinge berückſichtigt werden: die Größenordnung der Geſetze, das erzieheriſche Moment des Kampfes und die Rolle des perſönlichen und geſellſchaftlichen Reichtums in der Kultur.

Wie die Erde ſich entwickelte, ein losgelöſter Sonnenteil, erſtarrte, erkaltete, wie die Perioden ihrer Entwicklung: die archaiſche, die paläozoiſche, die meſozoiſche, endlich unſere über ſie gingen, da war ihr Oberflächenbild gewiß immer ein Produkt der Verläufe und Änderungen. Allmählich, in dieſem aufſteigenden Aſt der Erdentwicklung, wurden die Exiſtenzbedingungen für das Leben auf der Erde beſſer. Das Leben auf der Erde, die Fauna und Flora, iſt abhängig und verläuft gemäß den Bedingungen der Exiſtenz, welche die Natur ſelbſt einräumt, im großen alſo nach dem großen Entwicklungsgeſetz der allmählichen Erderſtarrung. Kein Menſch wird das bezweifeln. Daß vielleicht ein Jahrtauſend, bevor es nach dieſer Entwicklung für die Allgemeinheit Zeit war, durch beſondere Umſtände ein Waldgebiet ſich entfalten

* Der nicht gezüchtigte Menſch wird nicht erzogen.

konnte, das eigentlich erst späterer Zeit (für die Allgemeinheit) angehörte, daß ein dem Winde besonders ausgesetzter Baumschlag ein zäheres, elastischeres Holz, als es sonsthin seiner Zeit entsprach, sich erwarb, was schadet das dem allgemeinen, gesetzmäßigen Verlauf? Große Verläufe schreiten auf breiter Basis. Tausend Zwischenströmungen sind möglich.

Die Fauna und Flora der Erde ist unserer, der Menschen, Geisteskultur vergleichbar. Wie sie sich entwickelt und ihre tausendfältigen Formen entfaltet, indem sie dem Fortschreiten der großen Natur unbewußt gehorcht, so schreitet die Geisteskultur des Menschen fort auf Grund der Naturgesetze, aber nicht der unbewußten, sondern der erforschten, angewendeten, dienstbar gemachten: der Technik.

Und so erscheint uns der Einwand als ein Irrtum des Augenmaßes. Und von diesem Irrtum des Augenmaßes ließe sich manches sagen. —

Aber selbst wenn wir von dieser Größenordnung der Dinge absehen, worin liegt denn eigentlich das Fördernde der Not für die Innenkultur des Individuums, nennen wir es Mensch oder Volk? In dem δαρείς: In der Psychologie des Kampfes. Der Kampf an sich, die Notwehr gegen das uns Bedrängende, Gefahrdrohende oder das Aggressive, das Zurgeltungbringen der eigenen Persönlichkeit, das Sichdurchringen, — das belebt die Seelenkräfte, das regt an, erzeugt Innenreflexe. Aber die äußere Ursache kann eine verschiedene sein.

Sie kann Hunger sein. Not zum Schreiben, Not zum Dichten hat manchen Genius beflügelt. Es kann auch Liebe sein. Es kann auch mangelnde Technik sein, auch ein mangelndes Vaterland. Maßgebend, auslösend ist nur das δαρείς, das Bedrängtsein. Die äußere Ursache ist variabel.

Sei nun die Technik hoch entwickelt, der Mensch befreit von der harten Not des Lebens! Es stehen ihm frei alle Wege der Bildung. Hört dann der Kampf auf? Nein, er bleibt; seine äußere Ursache nur ist anders. Aber das Seelenbild ist das gleiche. Der δαρεὶς ἄνθρωπος bleibt. Und weil er andere Themata erklingen hört als die tiefste Not des Unbills der Elemente: Eis und Schnee, Hunger und Sumpf, Abgeschlossenheit und steiniges Erdreich, wird seine Kampfnot ihm höher tragende Flügel verleihen, nicht die Flügel beschneiden.

Denn der Kampf liegt in uns, in unserer Entwicklung. Erst wenn wir alles erobert haben, was für den Menschengeist zugänglich ist, erst dann wird der Kampf aufhören, der Mensch nicht mehr δαρείς sein, nicht mehr durch Seelennot befruchtet werden. Und wird dies jemals der Fall sein?

Die Technik nimmt der Menschheit die Schule der Not nicht; sie erhöht sie nur und ist auch hierin maßgebend für den Grad ihrer inneren Kultur.

Greifen wir einen Fall! Ein Individuum der Vorzeit, bedrängt mit seinen Stammesgenossen von der Habgier der Nachbarn, der Hilfe selbst nur primitiver Technik entratend, aber δαρείς, befruchtet, angeregt durch die Not.

Ein anderer Mensch des Mittelalters, erschüttert durch die Probleme des Seins, mit vielen technischen Hilfsmitteln ausgestattet, über die neue

Technik Guttenbergs, über menschliche Nahrung, Kleidung, Wohnung sorglos verfügend, aber dennoch δαρεῖς. Wer von beiden wird sich höher erheben?

Die große Erzieherin des Individuums freilich ist die Not. Aber soweit sie es ist, wird sie von der fortschreitenden Technik nicht beseitigt, sondern nur in der Lage erhöht, und auch hier bleibt die angewandte Naturkenntnis Grundlage und Maßstab der Kulturhöhe der Menschheit.

Aber der Reichtum erschlafft, zwar nur, weil unser Geschlecht vielleicht noch nicht gelernt hat, reich zu leben, weil viele unter uns noch nicht gelernt haben, reich und trotzdem δαρεῖς zu sein. Dennoch, es ist Tatsache: Viele Menschen werden durch Reichtum schlaff, unproduktiv. Zwar ist es nur eine Erscheinung geringerer Größenordnung, die an der Gesamtwahrheit nichts ändert; aber es läßt sich zeigen, daß auch so dieser Gedanke kein Einwand ist.

Denn hochentwickelte Technik und Reichtum sind nicht identisch. Wohl brauchen wir zur Entwicklung der Technik manchmal, in Einzelverläufen, Reichtum. Wohlstand einzelner, Vermögen des Staates, der Gesamtheit dienen der Entwicklung der Technik, und diese dient wieder ihnen. Indessen hochentwickelte Technik in einem Lande ersetzt den Reichtum, macht ihn überflüssig.

Je höher die Technik eines Landes, der Austausch aller Verkehrswege und Bildungsmittel entwickelt ist, desto weniger bedarf der einzelne des Reichtums, um sich ihrer zu bedienen. Früher konnte nur der Reiche Bücher besitzen und lesen. Heute kann es jeder. Welches Vermögen verschlang früher eine Reise nach Italien zu Bildungszwecken! Wie viel tausenden ist sie heute möglich! Geld, Reichtum ist nur ein Zwischending des Verkehrs, das Mittel, mit dem sich die fortschreitende Anwendung der Naturerkenntnis der Nutzanwendung des einzelnen zugänglich macht. So ist das Geld entstanden. So kommt ihm eine Bedeutung als Prinzip der Entwicklung nicht zu. — Mag dabei immerhin die Anhäufung dieses Mittels im Einzelfalle schädlich sein.

In der Tat: Was unserem Zeitalter wohl als neue Lehre feindlich entgegenzustehen scheint, das mechanische Gesetz vom Aufbau der Kultur auf der Technik, das wendet dieses nämliche Zeitalter an, wenn es irgendwohin seine Kultur tragen will.

Die schwarzen Zwerge Zentralafrikas haben keine mit der unseren vergleichbare Kultur. Sie besitzen keine Technik, nur äußerst primitive Ansätze dazu. Der Mensch wird dort absorbiert von der Erhaltung des Lebens. Wir kolonisieren, wir bringen die Kultur dorthin. Wie tun wir das? Indem wir die Geister vom Niedersten frei machen, indem wir ihnen Technik bringen, Technik! Den Pflug zeigen wir ihnen und das Papier und die Schrift. Die Waffen geben wir ihnen, die Transportmittel und die Kleider. Wohnungen geben wir ihnen und Spaten und Schaufel. Verbesserte Nahrung geben wir ihnen und die Medizin für ihre Gesundheit. Das Handwerk geben wir ihnen, — kurz, Technik, Technik, Technik. Und dann erst, nach einiger Zeit, wird ihr Geist freier, und sie beginnen zu bemerken, daß außer zur Erhaltung des Lebens noch andere Kräfte in ihrer Seele latent sind. So befreit kann die

Schule, der Missionär beginnen, Innenkultur zu pflegen. Freilich, oft geht ein Jahrhundert, gehen viele Jahrhunderte darüber hinweg. Erst nach Maßgabe der Befreiung durch die Technik werden ihre Seelen frei für die Innenkultur. Hier freilich macht sich manchmal die Schädlichkeit des Reichtums geltend. Weil in manchen Zonen ihnen alles zur Verfügung steht, da erschlaffen sie, aber eben, weil keine Technik zur Verfügung steht, die ihnen neue Bahnen zugänglich macht. Reichtum *ohne* Technik erschlafft, weil nichts Anregendes, nichts Befreiendes darin ist. Reichtum mit viel Technik eröffnet soviel und mehr neue Wege, als er verschließt, befreit soviel, als er bedeckt, und schafft mehr befruchtenden Kampf, als er stillt.

Und abermals: Naturerkenntnis und Naturanwendung ist Grundlage und Maßstab für die Kulturentwicklung der Menschheit.

III.

Würdigung der technischen Arbeit.

Sieht man auch von jener wohl heute nur seltenen Unterschätzung der Technik ab, nach der die Ingenieurarbeit eine Stufe tiefer zu werten sei als andere Geistesarbeit, nach der es sich in der exakten Wissenschaft und insbesondere ihrer Anwendung, der Technik, um eine niederere Form des Denkens überhaupt handle, so bleibt doch noch für die gerechte Bewertung viel zu wünschen übrig. Man kennt — um ein Symptom herauszugreifen — wohl den Namen eines mittelmäßigen Romanschriftstellers, aber nicht den Namen des Erbauers des Frankfurter Bahnhofes. Man kennt eine Reihe von Erdenkern irgend welcher vielleicht wenig wertvoller philosophischer Systeme, aber man kennt nicht den Namen des Schöpfers einer der Riesenentwürfe zum Schiffskörper eines großen transatlantischen Dampfers; man kennt nicht den Namen dessen, der die Zehntausende von Pferdekräften leistenden Maschinen erdachte. Und doch ist der hier aufgewendete Scharfsinn, die Größe der Arbeit, die Hingabe und Aufopferung an sie, die Logik und Entschlußfähigkeit, kurz, wenn wir so sagen wollen, der *innere Arbeitswert*, meist größer, ja oft unvergleichlich viel größer als der des Romanciers und Tagesphilosophen. Und doch ist das Kulturmoment beim Werke des großen Ingenieurs ein sicheres. Es nützt mit Sicherheit Hunderten und Tausenden mittelbar und unmittelbar, indem es tausendfältiges ermöglicht. Und doch ist der Wahrheitsgehalt des Ingenieurwerkes tausendmal gewisser, meist auch viel größer als der jener andern. Er muß schrittweise seine Persönlichkeit und die von ihr getragenen Ideen an dem objektiven Meßstabe des Versuches messen, der ihn zur strengen Selbstzucht des Denkens zwingt. Der Geist des genialen Ingenieurs regt hundert rechnende und konstruierende Köpfe, regt hundert zeichnende Hände zu einer Kulturtat an, die sicherer Besitz bleibt, die auch sicher nützt. Was läßt sich dagegen von den andern sagen? Ihr Wert soll nicht unterschätzt, nicht verkleinert werden. Aber immerhin ist der reelle Wert ihrer Arbeit problematischer, da keine sofortige Probe der objektiven Arbeit

möglich ist, ihre Leistung die Schranken rein subjektiver Wertung schwer überschreitet. Hier haben wir ein Erkennen, dort ein Schätzen als Wertmesser. Und jedenfalls kann gesagt werden, daß der innere wie der äußere Wert der Ingenieurleistung *als Tat* nicht zurückzustehen hat gegenüber dem Werke des Humanisten oder Philosophen.

Noch mehr gilt dies, wenn wir Vergleiche ziehen zwischen den Leistungen etwa des Politikers und Staatsmannes und denen des Technikers. Schon im ersten Essay war die Rede davon, wie ihre Kulturwertung in der Geschichtschreibung unverhältnismäßig vergrößert erscheint und immer mehr verschwindet, je weiter sich der Beschauer von den Tagesereignissen entfernt, je höher er seinen Betrachtungsort verlegt. Wie fragwürdig ist oft der Wert irgend einer politischen Mission, die als Tageserfolg ihren Träger zum Vielgenannten und Vielbewunderten macht! Wo sind ihre Spuren nach einem Jahrzehnt, wo nach einem Jahrhundert? Wie kläglich ist hier oft das Mißverhältnis zwischen dem wirklichen Wert einer solchen Leistung und der Beachtung der Zeitgenossen!

Man kann hier mit Rücksicht auf unsere deutschen Verhältnisse noch viel weiter gehen. Deutschland ist kein von der Natur aus reiches Land. Die Schätze seines Bodens reichen nicht aus für die Millionen seiner Bewohner. Deutschlands (nicht des einzelnen. Das Vermögen des Volkes, nicht der Kapitalisten) Wohlstand — und von ihm ist ja die Kulturhöhe, die Freiheit des Geistes zur Kunst und Wissenschaft abhängig — ist bedingt durch die Differenz der vom Auslande hereinfließenden und der aus Deutschland hinausfließenden Gelder.

Wir haben eine Reihe von Jahren hinter uns, in denen mehr Geld von außen herein floß, als hinaus ging. Darum hat unser Wohlstand zugenommen. Was aber gibt Deutschland für das hereinfließende Geld? ‚*Den Intellekt seiner Ingenieure.*‘

In der Tat, es ist nichts anderes. Wir haben nur den Geist unserer Techniker zu verkaufen. Das Mehr an Einnahmen stammt aus der Industrie und den Transportmitteln; beides sind Werte unserer Ingenieure.

Unsere hochentwickelte Technik allein ist es, die das Ausland zwingt, uns Geld zu geben. In dem Maße, als unsere Technik die anderer Länder überragt, in dem Maße sind wir reich, mächtig, haben wir Freiheit zur Kultur. Sinkt unsere Technik im Vergleich zu der anderer Länder, sei es, daß die an natürlichen Hilfsquellen vielfach so unendlich reicheren Ausländer uns übertreffen, sei es, daß bei uns durch geringe Pflege der Wissenschaften, durch zu große gesetzgeberische Belastung der Industrie, durch Zölle des Auslandes dies Maß des technischen Vollbringens geringer wird, dann ist Deutschlands Schicksal besiegelt: Wir werden arm, wir werden ohnmächtig. Denn wir können nicht von unserem eigenen Lande leben, und wir haben nichts zu verkaufen als den Geist unserer Ingenieure.

Das ist ein Gesichtspunkt, der tausendmal wichtiger ist als viele so unendlich breit besprochenen Maßnahmen unserer äußeren Politik. Das ist

auch der Punkt, worin uns ein feindlicher Nachbar zu Tode treffen könnte: wenn er unſere Technik überflügelt und auf dem Weltmarkte verdrängt.

Vergleichen wir damit, was die Ingenieure an äußerem Anſehen im Vergleiche zu ihrer Bedeutung genießen! Der Erfinder einer guten Maſchine, die das Ausland bei uns holen muß, der Konſtrukteur wiſſenſchaftlicher Apparate, die bis jetzt nur wir in größter Vollendung auf dem Weltmarkte erzeugen, nützt ſeinem Vaterlande viel mehr als irgend ein Diplomat. Und doch genießt dieſer letztere alle Ehren ſeines Volkes und Fürſten. Dem Ingenieur bleibt nichts, außer was er ſich ſelbſt ſchafft: Eine Stellung im techniſchen Lehramt oder eine Stellung in der Induſtrie. Sein Name bleibt allezeit weiten Kreiſen verſchloſſen.

Das mögen nun viele bedauern. Ich vermag nichts Betrübendes darin zu erblicken, daß ein Ingenieur nur ſelten einen Orden bekommt, faſt nie den Profeſſorentitel, den jeder tüchtige Muſiker erhält. Im Gegenteil, dieſe offizielle Minderbeachtung kann der Technik nur nützen. Aber typiſch iſt ſie, ſymptomatiſch, ein Charakteriſtikum für das, was wir ſagen wollen: daß zwar die Technik der erſte Kulturfaktor iſt, daß aber das Bewußtſein dieſer Tatſache durchaus nicht in den Kulturvölkern, ſicher nicht in den europäiſchen lebt. Andere Stände mit ähnlichem Bildungsniveau — Offiziere, Juriſten — genießen in der Öffentlichkeit viel größere Beachtung im Vergleiche zu ihren Leiſtungen als der Ingenieur im Vergleiche zu den ſeinen.

Daß man die Werke der Technik hinnimmt, benutzt, auch gelegentlich bewundert, meiſt aber in demſelben Maße ſelbſtverſtändlich findet, als man ſie nicht verſteht, iſt bedauerlich. Nicht ebenſo bedauerlich, wenn auch zunächſt erſtaunlicher iſt, daß man mit ihnen faſt nie Namen, nie Perſönlichkeiten verbindet. Es gibt in der Technik Männer, die für ihr Gebiet Bedeutung hatten wie Goethe für die deutſche Literatur. Nur kennt ſie niemand. Trotzdem iſt meines Erachtens die objektive Größe der Kulturleiſtungen — was ſie direkt oder indirekt der Menſchheit brachten — gut zu vergleichen.

Was knüpft ſich an einen Namen wie Krupp? Wer denkt daran, daß die Größe dieſes Werkes, das mit den Arbeiterfamilien vielleicht 160000 Menſchen ernährt, die Sammelarbeit von hundert und aberhundert techniſcher Intelligenzen iſt? Wer denkt, wenn er eine Rieſenmaſchine betrachtet mit ihrem wunderbar gegliederten Bau, bei dem jedes ruhende oder gleitende Teilchen der Ausdruck einer Harmonie iſt, durchgeiſtigt iſt von einer gelöſten mathematiſchen Form, — wer denkt daran, daß hier Lebensarbeiten ſich manifeſtieren von ſtrengen und doch begeiſterten Köpfen? Wer denkt daran, wie viele ihr Leben hindurch arbeiteten und ſterben mußten, bis ſie der Welt übergaben, was dieſe ſo ſelbſtverſtändlich hinnimmt, ohne je ihrer zu gedenken? Die Allgemeine Elektrizitätsgeſellſchaft (A. E. G.), die größte Elektrizitätsgeſellſchaft Deutſchlands, hat 33000 Angeſtellte, ernährt alſo vielleicht hunderttauſend Menſchen. Sie läßt in aller Welt Licht erſtrahlen, zwingt die Naturkraft ſtürzender Waſſerfälle in der Menſchheit Dienſt, läßt Eiſenbahnen fahren,

verbindet die Länder durch Telegraphen und Telephone, zündet Leuchtfeuer an und trägt Maschinenkraft in Bergwerke. Über die ganze Erde reicht ihre Organisation und ihre Pionierarbeit für die Kultur der Menschheit. Was ist das alles? Eine, freilich wohlorganisierte, ungeheure Summe von Ingenieurarbeit durch Jahrzehnte hindurch; die Lebensarbeit von Tausenden von erdenkenden und anwendenden Ingenieuren. Denn die Summe des technischen Könnens ist das Rückgrat jeder solchen großen Organisation. Und wer von unseren Gebildeten, der der Elektrotechnik nicht allzu nahe steht, vermöchte von all den Hunderten schaffender Geister, deren Produkte uns täglich dienen, auch nur einen einzigen Namen zu nennen?

Tragen wir unsere Kultur in fremde Länder, so erfahren wir wohl die Namen der Truppenführer, die gegen die Eingeborenen kämpfen, wohl die Namen der Gelehrten, die zuerst in Expeditionen die Gesteine erforschten, wohl die Namen der Gesellschaften, die zuerst mit Mut an die finanzielle Ausbeutung der Gebiete schritten. Aber wer hätte je von den Namen der Ingenieure gehört, die unter unsäglicher Mühe, Berechnung, unter Selbstzucht und Pflichteifer die ersten brauchbaren Bahnen dort gebaut, Wege geschaffen, Dampfpflüge bewegt haben? Die zuerst jene friedlichen, aber wesentlichen Leistungen gebracht, auf denen die Kultur sich aufbaut? Wer kennt sie? — Niemand.

Es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß wir so gar nicht uns bewußt bleiben, wem wir unsere Kultur zum großen Teile verdanken, daß wir von so vielem reden in unserer Zeit, so vieles loben und feiern und dabei der Tausende vergessen, die den eigentlichen Kern unseres modernen Lebens gebildet haben, die lebten, arbeiteten, starben und ganz und gar verschollen sind.

Betrachten wir von einem Turme aus das Ingenieurwerk einer Stadt! Die Stadt ist eine Voraussetzung unseres Kulturlebens. Welche Fülle von technischem Denken ist hier eingebaut in all die ragenden Türme und gewaltigen Häuser, in die Straßen und Viadukte, die Tunnels und Brücken, die Kirchen und Häfen, Spitäler und Theater! Jeder Stein ist an Ort und Stelle ein Technikerwerk, jeder Träger, jede Säule ein Rechnung, jede Wölbung, jede Kuppel eine Konstruktion.

Millionenfaches technisches Denken ist hier die Basis unseres Zusammenlebens; überall sind Gedanken, Gedanken hineingebaut. Und wer kennt die Denker, die oft genialen Denker? — Niemand. Wer würdigt sie? Wer ehrt sie? Wer errichtet ihnen Denkmäler? Wer feiert ihnen Feste und trägt ihre Namen von Mund zu Mund? Wer vertieft sich in ihr Schaffen und ihr Gedankenreich? Wer geht liebevoll suchen, wo überall im Bauen sie ihre Persönlichkeit vergruben? —

Daran liegt aber auch etwas unendlich Erhabenes, das dem Ingenieurberufe so sehr seinen Stempel aufdrückt, daß es wohl keinen anderen gibt, der an Aufrichtigkeit der Arbeit um ihrer selbst willen, an Objektivität und an weitgehendem Verzicht auf die eigene Anerkennung ihm gleicht.

(Schluß folgt.)

Christus auf dem Tabor.

Und seine Kleider wurden hell und sehr weiß wie der Schnee, daß sie kein Färber auf Erden kann so weiß machen. Und es erschien ihnen Elias mit Mose und hatten eine Rede mit Jesu.

Mark. 9, 3 f.

Jenseits der Wasser des Leids,
Tropfend von Kraft der Gnade,
Steigst du empor, Sonnengestalt,
Und in Goldlicht verwandelt sich dort
Vergängliches Leid.

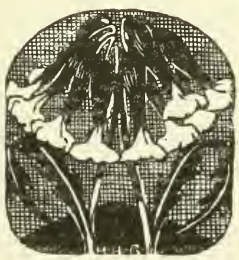
So bist du jenseits
Und dennoch nahe:
Denn wir,
So oft wir den Wassern der Drangsal
Entsteigen, wie du entstiegst —
Sonnenumflossen steh'n wir bei dir,
Goldgepanzert, verwandelt in Licht.

Siehe, so standest du einst,
Als du in Hüllen der Erde gingst,
Vorauswerfend Glanz der künftigen Herrlichkeit,
Groß auf dem Tabor.
Und Zwiesprache hielten mit dir
Erhabene Meister der Urzeit:
Elias und Mose.
Unter dir aber, in Schatten und Schwere,
Schlummerten Gassen und Märkte der Menschen.
Da trat aus dir heraus
Das erdgefang'ne, das ewige Licht:
Wie zum Bade legtest du ab
Die Hüllen der Erde,
Den Rabbi, den Galiläer —
Und auf dem Tabor stand
Der funkelnde Gottmensch!
Trat aus den Hüllen und stand!
Stand wie eine Opferflammensäule
Groß auf dem nächtlichen Tabor!

Da nahten sich jene, funkelnd wie du,
Die Großen der Vorzeit,
Traten hervor aus verhüllendem Lichtgewölk,
Wie aus den Wäldern der weiße Nebel tritt,
Wurden Gestalt und standen in Glanz
Auf dem Gipfel des Tabor.
Und sie tauschten mit dir die strahlende Rede,
Grüßten dich von den Seligen,
Erfüllten mit Flammenkraft die verzückten Jünger —
Und traten wieder zurück
In die geheimnistiefe Mondnacht.

Du aber, Meister, und deine Jünger —
Schweigend, leuchtend, wissendes Lächeln
Auf hell nachschimmerndem Antlitz,
Wandeltest wieder hinab zu den dunklen Menschen.

F. Lienhard.



Die deutschen Kolonien, ihre Entwicklung und ihr rechtlicher Charakter.

Von

Franz Joseph Sassen.

Der Erwerb von Kolonien verhilft dem kolonisierenden Volke zu wirtschaftlichem Aufschwung, zur Erzwingung höherer Achtung in seiner politischen Stellung als Weltmacht. Andererseits aber stellt er es auch vor schwierige Aufgaben und legt ihm drückende Pflichten auf. Das gilt auch für die jüngste Kolonialmacht, das deutsche Reich. Auch ihm ist durch seinen Eintritt in die aktive Kolonialpolitik vor nunmehr zweiundzwanzig Jahren der Blick geweitet worden, zahllose Probleme auf allen Gebieten der Wissenschaft wurden ihm zur Lösung aufgegeben.

Was hier von den geographischen, kulturellen, wirtschaftlichen und hygienischen Verhältnissen unserer Kolonien gilt, das gilt auch nicht minder auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft; überall liegen noch große Felder brach, die der Bearbeitung durch wissenschaftliche Forschung harren. Ein Blick auf die schon stark angewachsene koloniale Literatur zeigt, daß die deutsche Wissenschaft die vergangenen zwei Jahrzehnte deutscher Kolonialpolitik nicht müßig hat verstreichen lassen. Es ist da schon Vieles und Tüchtiges geleistet worden; aber auch auf dem Gebiete praktischer Kulturarbeit jedenfalls mehr, als mancher Kolonialverdrossene sich denken mag.

Was nun insbesondere die Gestaltung des Rechts in unseren Kolonien anbelangt, so hat man in der klaren Erkenntnis der Tatsache, daß gerade sie für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien wie des Mutterlandes von der allergrößten Bedeutung ist, sich mutig an die Lösung der zahlreich auftauchenden Probleme im Völkerrecht, Staats- und Verwaltungsrecht, sowie in der gesamten Rechtspflege herangemacht. Dabei war man vielfach auf den Versuch angewiesen, und wenn dieser auch manchmal fehlging, so wird sich doch niemand der Einsicht verschließen, daß das Recht in unseren Kolonien gut fortgediehen und ein schönes Stück Arbeit bereits geleistet ist. Vollkommen ausgebildet ist es freilich noch nirgends; dafür stehen die ganzen kolonialen Verhältnisse noch viel zu sehr in den Anfängen und in ständigem Flusse.

Peter v. Cornelius pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die klugen und törichten Jungfrauen.

Hoch Land

I.

Erst sehr spät ist das Deutsche Reich in den Wettbewerb der kolonialen Entwicklung eingetreten. Jahrhunderte lange Bruderkämpfe zwischen den einzelnen deutschen Staaten, die durch gegenseitige Mißgunst immer wieder aufs neue zum Ausbruch kamen, hinderten jedes der Territorien an kraftvoller Entwicklung zur Großmacht. Erst vierzehn Jahre nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches besann der Deutsche sich darauf, den Blick hinauszurichten auf das Meer und die Länder jenseits der Meere, und dachte an eine koloniale Ausbreitung. Bei der Verteilung der Welt unter die großen Kulturstaaten der Erde zu spät gekommen, mußte er mit dem vorlieb nehmen, was sich noch vorfand.

Die ersten Kolonien des neuen Deutschen Reiches wurden da erworben, wo etwa zwei Jahrhunderte vorher der große Kurfürst eine brandenburgische Handelskolonie angelegt hatte: an der Westküste Afrikas. — Das Reich ging in den Anfängen seiner Kolonialpolitik mit angstvoll zögerndem Schritte vor. Das Jahr 1884 kann man als Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik bezeichnen. Die Erklärung des Fürsten Bismarck vom 24. April 1884 setzt ihr den Grundstein: ‚Deutschland gewährt seinen Schutz auf Nachsuchen überall, wo deutsche Niederlassungen auf bisher von einer anderen Macht nicht besetztem Gebiet begründet sind oder werden und den deutschen Rechten gültige, die Rechte Dritter nicht verletzende Verträge zur Seite stehen.‘ Die Regierung beginnt damit, den kolonialen Bestrebungen des deutschen Kaufmanns auf außereuropäischem Boden zu folgen und ihm dabei ihren Schutz angedeihen zu lassen. An eine Kolonialverwaltung unmittelbar durch das Reich dachte man zunächst nicht. Man beschränkte sich vielmehr darauf, die in den neuerworbenen Gebieten sich konstituierenden Handelsgesellschaften, sog. Kolonialgesellschaften, mit der Befugnis zur Ausübung staatlicher Hoheitsrechte auszustatten. Diese Übertragung von Hoheitsrechten geschah durch sogenannte ‚Schutzbriefe‘.

Der erste Schutzbrief wurde von Kaiser Wilhelm I. am 27. Februar 1885 auf ihr Ersuchen der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation‘ in Ostafrika erteilt. Diese im März 1884 gegründete Gesellschaft hatte eine Expedition unter Führung von Dr. Karl Peters ausgesandt, dem es Ende des Jahres 1884 gelang, die Länder Useguha, Nguru, Usagara und Ukami für die Gesellschaft zu erwerben. Durch den kaiserlichen Schutzbrief wurden nun diese Länderstriche unter den ‚Schutz‘ und die ‚Oberhoheit‘ des Deutschen Reiches gestellt. Den Signatarmächten der Kongokonferenz, sowie dem Sultan von Sansibar wurde hiervon Mitteilung gemacht. Die ‚Oberhoheit‘ des Reiches, von der der Schutzbrief spricht, wurde auch ‚Schutzgewalt‘ genannt. Weiterhin prägte die deutsche Amtssprache dann die Ausdrücke: Schutzgebiet, Schutztruppen usf. — Unsere Schutzgebiete sind aber nichts anderes als das, was man gewöhnlich unter ‚Kolonien‘ zu verstehen pflegt. Kolonien aber sind solche, meist überseeische Besitzungen von Kulturstaaten, welche den Zweck haben, insbesondere

den handelspolitischen und wirtschaftlichen Interessen des besitzenden Staates, den man als ‚Mutterland' zu bezeichnen pflegt, zu dienen. Da der Ausdruck ‚Schutzgewalt' aber, wie wir noch sehen werden, im kolonialen Staatsrecht zu irrigen Schlußfolgerungen Anlaß gegeben hat, so wäre zu wünschen, daß die Amtssprache sich seiner, sowie der analog gebildeten Worte nicht bediente.

Außer der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation' in Ostafrika, die später den Namen ‚Deutschostafrikanische Gesellschaft' erhielt, war es nur noch die ‚Neu-Guinea-Kompagnie', der im Wege eines kaiserlichen Schutzbriefes öffentlich-rechtliche Befugnisse vom Reiche übertragen wurden. Der betreffende Schutzbrief vom 17. Mai 1885 berechtigte die Kompagnie zur Ausübung von Hoheitsrechten über das nicht unter englischer und niederländischer Herrschaft stehende Gebiet von Neu-Guinea, das den Namen ‚Kaiser-Wilhelms-Land' erhielt, sowie über die unter der Bezeichnung ‚Bismarck-Archipel' zusammengefaßten Inseln.

Das Bismarcksche Programm, die Verwaltung in den Kolonien den Kolonialgesellschaften zu überlassen, stellte sich jedoch nach nicht langer Zeit auch in den zwei Ländern, in denen es einzig zur Verwirklichung gelangte, als für die Dauer undurchführbar heraus. Man hatte namentlich zu wenig mit den schwierigen Eingeborenenverhältnissen gerechnet. In Ostafrika verbot und bekämpfte man mit aller Macht Menschenraub und Sklavenhandel. Die stolzen und herrschsüchtigen Araber wurden dadurch natürlich in ihrem Erwerbe schwer geschädigt und erhoben sich im Sommer 1888 gegen die deutsche Herrschaft. Nach Niederschlagung des Aufstandes durch den ‚Reichskommissär' Hermann von Wißmann sah man eine Garantie für fernere Ruhe nur in der Entsendung eines kaiserlichen Gouverneurs und in der Errichtung einer unmittelbaren Reichsverwaltung. — Auch in Neu-Guinea war die Kompagnie den Schwierigkeiten der Verwaltung nicht gewachsen. Hier wie in Ostafrika wurden den Kolonialgesellschaften ihre öffentlich rechtlichen Befugnisse im Vertragswege nach und nach wieder entzogen. Heute übt das Reich alle Staatshoheitsrechte in den Kolonien selbst aus.

Bevor wir uns den kolonialstaatsrechtlichen Fragen zuwenden, bedarf es noch einer kurzen Erörterung des juristischen Charakters des Erwerbs unserer Kolonien, dessen Bestimmung dem Völkerrechte interessante Probleme gestellt hat. Als Arten des völkerrechtlichen Erwerbes kommen in Betracht: der originäre oder ursprüngliche und — der derivative oder abgeleitete, je nachdem das zu erwerbende Gebiet herrenlos ist oder nicht. Herrenlos im Sinne des Völkerrechts ist nun aber nicht bloß das vollkommen unbewohnte, sondern jedes Land, das unter keiner Staatsgewalt sich befindet, mag es immerhin von kulturell tiefstehenden oder auch halbzivilisierten Stämmen bewohnt sein. Rechtstitel für den originären Erwerb ist die Okkupation, für den derivativen der völkerrechtliche Vertrag. Für erstere stellt der Artikel 34 der Kongoakte vom 25. Februar 1885 für Afrika das Erfordernis der ‚Notifikation', d. h. der Anzeige an die Signatarmächte, der Artikel 35 den Grund-

satz der Effektivität der Herrschaft über das okkupierte Gebiet auf, wonach die Vertragsmächte die Verpflichtung anerkennen, in den von ihnen in Besitz genommenen Gebieten ‚das Vorhandensein einer Obrigkeit zu sichern, die hinreicht, um erworbene Rechte und gegebenenfalls die Handels- und Durchgangsfreiheit zu schützen'. — Obwohl eigentlich nur für die Gebiete an der Küste des afrikanischen Festlandes aufgestellt, dürfen die genannten Prinzipien der völkerrechtlichen Okkupation doch als allgemein geltend angesehen werden.

Innerhalb der Gruppe unserer Kolonien nun, die durch Okkupation erworben sind, kann man wiederum unterscheiden zwischen solchen, die durch reine Okkupation, und solchen, die durch vertraglich modifizierte Okkupation in den Besitz des Reiches übergingen. Die reine Okkupation liegt bei den Gebieten vor, in denen man eine irgendwie organisierte Staatsgewalt nicht einmal in rohen Anfängen vorfand. Bei der vertraglich modifizierten Okkupation hingegen gehen neben den üblichen Vorgängen der Inbesitznahme sogenannte ‚Schutzverträge' einher, die mit den vorgefundenen Kapitänschaften abgeschlossen werden. Wo nämlich das Reich solche Machtbildungen vorfand, da ist es nicht zu einer vollständigen Vernichtung derselben geschritten; es hat ebenso wie vor ihm die Kolonialgesellschaften mit den Eingeborenen-Häuptlingen Verträge abgeschlossen, die durchaus den Tatsachen, wie sie namentlich zu Anfang unserer Kolonialpolitik lagen, entsprechend als ‚Schutz'-Verträge bezeichnet zu werden pflegen. Denn sie zielen in der Hauptsache nur ab auf einen wirksamen Schutz der Interessen aller weißen Kolonisten, während die Regelung der inneren Verhältnisse möglichst den Eingeborenen selbst überlassen bleiben sollte. Unrichtig ist es jedoch, den Schutzverträgen mit den Eingeborenen-Häuptlingen die rechtliche Bedeutung eines Erwerbstitels für unsere Kolonien beimessen zu wollen, als ob hier Gebietsabtretungen seitens der Stammesoberhäupter an das Deutsche Reich stattgefunden hätten. Die Herrschaft der Häuptlinge war keine territoriale, ihre Gewalt keine Staatsgewalt, woraus hervorgeht, daß sie dem Reiche nicht als ebenbürtige Vertragskontrahenten gegenübertreten konnten, um mit ihm zwecks Abtretung von Hoheitsrechten, die ihnen selbst nicht zustanden, Abmachungen zu treffen. Man kann daher die ‚Schutzverträge' wohl als einleitende Maßregel zur Inbesitznahme von Kolonien ansehen, im übrigen aber tragen sie keineswegs den Charakter eines völkerrechtlichen Erwerbstitels an sich. Erwerbstitel ist vielmehr einzig und allein die Okkupation: die staatliche Besitzergreifung zum Zweck des Erwerbes. Nach innen jedoch, d. h. im Verhältnis der Häuptlinge zum Reich, haben sie allerdings die Bedeutung, daß durch sie den Stammesoberhäuptern weitreichende Privilegien verliehen werden.

Ebensowenig wie die ‚Schutzverträge' können die Abmachungen mit anderen Kolonialmächten einen juristischen Erwerbsgrund für die Kolonien abgeben; sie bezwecken vielmehr nur die völkerrechtliche Anerkennung bereits geschehener Okkupationen durch diese Mächte oder auch die Abgrenzung der gegenseitigen Interessen- oder Machtsphären.

Was nun den juristischen Erwerbsgrund für unsere einzelnen Kolonien anbetrifft, so sind durch reine Okkupation erworben: Neu-Guinea, das Bismarck-Archipel und die Salomoninseln; durch vertraglich-modifizierte Okkupation: Sämtliche afrikanische Kolonien mit Ausnahme des vom Sultan von Sansibar erworbenen Teiles von Ostafrika, ferner die Marschall- und Samoa-Inseln.

Eine kurze Begründung bedarf die Charakterisierung des Erwerbsgrundes für Ostafrika und die Samoa-Inseln, wo die Verhältnisse nicht so einfach lagen wie in den übrigen Ländern. In Ostafrika war zwar die deutschostafrikanische Gesellschaft die Vorgängerin des Reiches. Da sie aber kein Staat im völkerrechtlichen Sinne war, weil sie sowohl der Gebietshoheit als auch der Anerkennung der völkerrechtlichen Gemeinschaft darbte, so war sie auch nicht in der Lage, mit dem Reiche völkerrechtliche Verträge abschließen zu können, um dadurch auf dieses ihre Souveränitätsrechte zu übertragen. Die Verträge, die im Laufe der Jahre wirklich mit der Gesellschaft abgeschlossen wurden, stellen sich lediglich als eine Entziehung der quoad exercitium der Gesellschaft vom Reiche überlassenen Hoheitsrechte dar.

Die Samoakonferenz zu Berlin vom 14. Juni 1889 schuf über die Samoainseln ein sogenanntes ‚gemeinschaftliches Protektorat' der Vertragsmächte: Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Fortdauernde Zerwürfnisse führten zur Aufteilung durch den deutsch-englischen Vertrag vom 14. November 1898, welchem die Vereinigten Staaten am 2. Dezember 1899 beitraten. Diese beiden Verträge stellen sich nicht als Abtretungsverträge dar, sondern verwandeln Deutschlands bisherige Mitherrschaft bezüglich der Inseln Upolu, Manono, Apolima und Sawai in Alleinherrschaft insofern, als zunächst mit der Aufteilung die betreffenden Inseln herrenlos wurden, dann aber mit der Okkupation unter Vornahme der üblichen symbolischen Akte (Flaggenhissung ꝛc.) und durch tatsächliche Errichtung einer Verwaltung das deutsche Reich dortselbst die volle Souveränität erwarb.

Derivativ sind vom deutschen Reiche folgende Gebiete erworben: Ein Küstenstrich von Ostafrika und die Insel Mafia von dem völkerrechtlich anerkannten Sultan von Sansibar durch Vertrag vom 27./28. Oktober 1890; die Karolinen, Palau und Marianen durch Vertrag mit Spanien vom 12. Februar 1899 bezw. 30. Juni 1899; Kiautschou durch Vertrag mit China vom 6. März 1898. Deutschland hat durch diesen Vertrag das Kiautschougebiet auf 99 Jahre von dem ‚blumigen Reich der Mitte' gepachtet. Die herrschende Ansicht geht dahin, daß es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Pachttypus handle, bei dessen Vorliegen Gebietshoheit und damit Souveränität über das betreffende Gebiet bei China verbleiben würden, sondern um einen Fall verschleierter Abtretung. So kommen wir zu dem Resultate: Alle Kolonien hat das deutsche Reich in völkerrechtlich-gültiger Weise erworben, und in allen steht ihm die Souveränität kraft eigenen Rechts zu.

II.

Das Kolonialstaatsrecht basiert auf zwei Grundfragen, von denen die erste lautet: *Wie verhält sich die sogenannte Schutzgewalt zur Reichsstaatsgewalt?* Ist das Band, das Mutterland und Kolonien miteinander verbindet, ein völkerrechtliches oder ein staatsrechtliches, mithin die sogenannte Schutzgewalt etwas von der Staatsgewalt Verschiedenes oder ihr wesensgleich?

Da das Kolonialstaatsrecht die am häufigsten bearbeitete Materie des Kolonialrechts ist, so darf heute das vorgenannte, in den achziger Jahren auftauchende und lange heißumstrittene Problem als gelöst gelten, so daß wir imstande sind, die Resultate der wissenschaftlichen Bearbeitung desselben hier kurz zusammenzufassen. Die Ausdrücke: ‚Schutzgewalt', ‚Schutzgebiet' usw. haben in der kolonialstaatsrechtlichen Literatur eine große Verwirrung angerichtet, indem man sich lange der Erkenntnis verschloß, daß sie zwar den tatsächlichen Verhältnissen zu Beginn unserer Kolonialpolitik entsprachen, hingegen keineswegs geeignet waren, um aus ihnen richtige juristische Schlußfolgerungen zu ziehen. Sie sind dem Worte ‚Schutzbrief' nachgebildet, das man für die an Kolonialgesellschaften gerichteten kaiserlichen Dekrete erfand. Ein wirksamer Schutz von seiten des Reiches war ja auch das erste, dessen der kolonisatorisch Tätige bedurfte, der einzelne Kaufmann ebenso wie die Handelsgesellschaften. Wollte man hingegen aus dem Worte ‚Schutzgewalt' sich das zwischen dem deutschen Reiche und seinen Kolonien bestehende *Rechts*verhältnis erklären, so muß man allerdings, da es nichts anderes ist als eine Übersetzung von ‚Protektorat', auf den Gedanken kommen, es handle sich hier um ein völkerrechtliches Verhältnis. Außerdem war und ist teilweise heute noch der Sprachgebrauch auf dem Gebiete des Kolonialrechts so schwankend, daß es überhaupt als im Grunde verfehlt angesehen werden muß, aus Worten Schlußfolgerungen rechtlicher Art ziehen zu wollen. Die aus dieser in die Irre gehenden Untersuchungsmethode resultierenden Versuche, das Verhältnis des Reiches zu seinen Kolonien als ein völkerrechtliches zu charakterisieren, sind als vollständig mißlungen zu betrachten. Man hat gemeint, die Begriffsmerkmale des *völkerrechtlichen Protektorats* verwirklicht zu sehen. Unter einem solchen versteht man die völkerrechtliche Verbindung zweier Staaten, eines sogenannten Oberstaates, der vollsouverän ist, mit einem sogenannten Unterstaat, der in seiner Geschäftsfähigkeit beschränkt oder gar geschäftsunfähig ist. Der Oberstaat übernimmt den Schutz des Unterstaats dritten Staaten gegenüber. Dafür erhält er Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des Unterstaates. Immer aber muß der Unterstaat noch Staat sein, und es darf daher die Beschränkung seiner Souveränität inhaltlich nicht so weit gehen, daß er seine Staatsnatur verliert. Auf den ersten Blick aber sieht man, daß ein rechtliches Verhältnis eben geschildeter Art zwischen dem Reich und unseren Kolonien nicht obwalten kann. Ein Protektorat kann *nur* zwischen zwei

Staaten bestehen. Die Versuche, die sogenannte Schutzgewalt als ein Protektorat im völkerrechtlichen Sinne zu charakterisieren, müssen daher notwendig darauf hinauslaufen, die Kolonien als Staaten zu bezeichnen. Dies hat man getan. Die einen ließen dabei die Staatsgewalt bei den Kolonialgesellschaften, die anderen bei den eingeborenen Häuptlingen ruhen. Beides ist jedoch unrichtig. Denn in den Kolonialgesellschaften haben wir nur Beauftragte des Reiches zu sehen, denen die zur Ausübung überlassenen Hoheitsrechte jederzeit wieder entzogen werden können. Die Häuptlingsrechte sind aber nicht solche territorialer Herrschaft, vielmehr nur personaler Natur, nur über ihre Stammesangehörigen sich erstreckend, woraus hervorgeht, daß man ihre Gewalt nicht als eine Staatsgewalt bezeichnen kann. Sind die Kolonien aber keine Staaten, dann kann man sie auch nicht als ‚Unterstaaten' dem Abhängigkeitsverhältnis des völkerrechtlichen Protektorats einfügen. Ein völkerrechtliches Protektorat kann aber nur zwischen zwei Staaten bestehen. Die Schutzgewalt ist aber nicht völkerrechtlicher Natur, sondern sie ist Staatsgewalt, und zwar unbeschränkte Staatsgewalt des Reiches. *Unbeschränkt: zunächst dem Inhalte nach!*

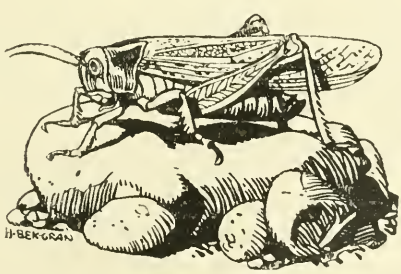
Wenn sich in Südwestafrika, Kamerun, Togo und Samoa die Stammesoberhäupter noch Rechte der Gerichtsbarkeit und finanzielle Rechte vorbehalten haben, bezw. das Reich ihnen solche Vorbehalte gelassen hat, so hat man dies als eine Folge der tatsächlichen Verhältnisse anzusehen, die es nicht angängig machten, die Eingeborenen der Justizorganisation der Weißen ohne weiteres zu unterstellen. Die Häuptlingsrechte können stets ihren Inhabern vom Reiche entzogen werden. Die Gesamtheit der Häuptlinge aber stellt eine privilegierte Untertanenklasse dar.

Auch die Kolonialgesellschaften sind außerstande, die Staatsgewalt des Reiches in den Kolonien zu beschränken. Öffentlich rechtliche Befugnisse stehen ihnen heute nicht mehr zu. *Vor* Erteilung der Schutzbriefe aber besaßen sie keine Hoheitsrechte, weil sie nicht Staaten waren. *Nachher* übten sie zwar Hoheitsrechte aus, aber nicht zu eigenem Recht, sondern als Beauftragte des Reiches.

Endlich ist die Schutzgewalt eine unbeschränkte Staatsgewalt auch *dem Umfange nach*. Das will in territorialer Hinsicht besagen: Auch die sogen. ‚Interessensphären' unterliegen der Souveränität des Reiches. Der Unterschied zwischen ihnen und dem eigentlichen Schutzgebiet ist nur ein rein tatsächlicher, insofern, als in den betreffenden Hinterländern die Staatsgewalt noch nicht aufgerichtet ist. Wir betonen jedoch ausdrücklich, daß die hier vertretene Ansicht nicht die herrschende ist. Diese geht vielmehr dahin, daß die Verträge über die Interessensphären, das sind Abmachungen zweier Kolonialmächte, wonach die Gebiete des staatlichen Einflusses beider Parteien durch nach Längen- und Breitegraden bestimmte Linien vorläufig umgrenzt werden, lediglich zwischen den Kontrahenten ein ausschließliches Okkupationsrecht für den einen Vertragsteil begründen. Ob dieser es dann in Zukunft zur Kolonie mache, hänge von seinem Belieben ab.

In personaler Hinsicht, d. h. in ihrer Richtung auf die koloniale Bevölkerung, ist die Reichsstaatsgewalt in den Kolonien ebenfalls unbeschränkt. Bei der Betrachtung dieser Seite der Staatsgewalt ist auszugehen von dem Satze: Quidquid est in territorio, est etiam de territorio. Jeder sich in den Kolonien Aufhaltende unterliegt demnach der Staatsgewalt des Reiches. Trotzdem nehmen die verschiedenen Bevölkerungskreise in den Kolonien eine verschiedene Rechtsstellung ein.

Die zweite Kardinalfrage des Kolonialstaatsrechts läßt sich dahin formulieren: Wie verhalten sich die Schutzgebiete zum Reichsgebiet? Der vielzitierte Satz: ‚Die Kolonien sind völkerrechtlich Inland, staatsrechtlich Ausland' ist im ersten Teile mißverständlich, im zweiten falsch. Die Kolonien sind insofern allerdings Inland, als nur das Reich auf sie bestimmend einwirken und über sie kraft seiner ausschließlichen Staatsgewalt verfügen kann. Jedoch teilen sie andererseits nicht in allen Rechtsbeziehungen zu dritten Staaten die Rechtsstellung des deutschen Reiches; z. B. gelten alle Staatsverträge an sich nicht für die Schutzgebiete. — Die Kolonien sind fernerhin Teile des deutschen Reichsgebiets im Sinne des allgemeinen Staatsrechts, nicht jedoch im Sinne des Verfassungsrechts, da sie nicht zu dem im Art. I der Reichsverfassung umgrenzten Reichsgebiet gehören. Sie sind also auch staatsrechtlich ein selbständiges Rechtsgebiet und werden als solches im Sinne der reichsgesetzlichen Vorschriften bald als ‚Inland', bald als ‚Ausland' behandelt. Nur ausnahmsweise stellen sie mit dem Mutterlande ein einheitliches Rechtsgebiet dar. — Die Übereinstimmung des Rechts im Reich und Kolonie wird zunehmen, je mehr die Zustände, sowohl die politischen wie die wirtschaftlichen, hier und drüben sich einander anpassen. Eine vollkommene Einheit auf allen Gebieten des Rechts wird schon allein durch die überseeische Lage der Kolonien verhindert.



Der letzte Traum der Droste.

Von

M. Herbert.

Leichte, zerfahrende, weiße Dämpfe stiegen aus der schilfumwogten Heidekolke auf und wurden vom Sturme über das Gelände gefegt wie körperlose Geister. Und sie nahmen wechselnde Gestalten an.

Zuweilen tauchte aus ihrer Mitte ein stilles, blondes Weib auf, die Frau des Krämers, der Annette Droste ein unsterbliches Denkmal gesetzt; zuweilen schien es, als flöge die Gestalt des Erhenkten im Wirbel an der Judenbuche auf und nieder. Das bärtige Gesicht des Roßtäuschers schwamm durch den Dunst und dann wieder das greise Antlitz des alten Pfarrers; auch der Golem schwebte heran, und dazwischen klangen von unsichtbaren Chören getragen die tiefen Ewigkeitsweisen des geistlichen Jahres.

Das ganze große Lebenswerk Annettes von Droste glitt an ihr vorüber, schattenhaft angedeutet, unbewußt gerufen, auftauchend wie ferne, ferne Reminiszenzen.

Sie saß am Rande der Mergelgrube bei Schloß Hülshoff und sah über die wellige Fläche der weiten Ebene hinaus; neben ihr glimmerten die Steinschichten ‚blau, gelb, zinnoberrot, als ob zur Gant Natur die Trödlerbude aufgeschlagen'; ein schwacher Duft, wie er aus den Blättlein der wilden Rose steigt, wehte heran. Annette saß mitten in der Heide allein, wie sie oft in Kindheit und Jugend dort geweilt, — mutterseelenallein und eins geworden mit ihrer Umgebung.

Sie wußte nicht, war es Frühjahr, Sommer oder Herbst. Es lagen soviel Schleier, soviel wehende Duftschichten über den Kronen der Birken, über den langen Brombeerranken am Gestein, über den Eichenstümpfen dicht in ihrer Nähe. Sie glaubte, daß der Ginster in Blüte stünde; sie meinte, seine leuchtende Goldfarbe durchbräche die graue Verschleierung, allein sie sah nichts ganz genau.

Sie fühlte nur, daß die Heide nie so traumhaft schön gewesen war als an diesem Abend.

Auf dem Walle ihr gegenüber, hinter dem der Bach sich schlängelte, stand eine alte Garde vielgekappter, wetterzerrissener Weiden. Ihre Gerten waren blutrot, vielleicht vom steigenden Saft, vielleicht von der sinkenden Sonne.

Man konnte nichts Schöneres sehen, als diese feuerroten Flammen im silberstäubenden Nebelregen.

Nichts schien mehr wirklich und deutlich, alle Umrisse weich und verschwommen; das Landschaftsbild war vergeistigt, vertieft, beseelt. Der Himmel spannte sich groß und leuchtend darüber, ein heroischer Hintergrund für die Idylle. An manchen Stellen war er von tiefstem Azur, an anderen türmten Wolken sich auf, sagenhaft geformte Wolken: ungeheure, sich bäumende, schwarze Drachenschiffe mit goldenen Kielen und kampfzerfetzten Bannern, gewaltige Krönungswagen von Greifen gezogen, fliegende Reckengestalten aus fernen, nordischen Königreichen, die alten Walhalla-Einherier, deren Gebein in den Hünengräbern der Heide modert. ‚Ich bin eine Sternenjungfrau,‘ dachte die einsam Dasitzende, ‚deshalb darf ich das alles erschauen. Niemand sieht es außer mir. Gott gab mir wissende Augen.‘ Nun kamen mit schwerem, schlagenden Flug die Krähen über die rauschenden Föhren daher geflogen. Annette hörte die krächzende Stimme des Galgenvolkes und den Gesang der Hirten bei den lohenden Feuern, und ihr wurde heimatlich wohl.

Der brausende Heidesturm fuhr die Küste entlang und brachte in seinem Atem den Gruß des Meeres.

Annettes Herz schlug ihm entgegen. Sie liebte sein wildes Grollen, sein donnerndes Drohen, seinen allgewaltigen Zorn.

Er faßte mit beiden Fäusten in die langen, goldenen Ringellocken auf ihren Schultern und hob sie auf, daß sie ihr Gesicht umwehten wie ein flatternder Seidenschleier.

Annette und der Sturm hatten manchen Abend hier draußen gemeinsam verlebt. Sie kannte all seine Weisen, die zirpende, leise Musik in den hohen, trockenen Gräsern, das rauschende Säuseln im Rohr, das gewaltige Lied, das er im Föhrenwald erweckte, und den brausenden Kriegsmarsch, den er über die weite Ebene ritt. Und sie hatte ihm ihre Seele geöffnet und seine Art zu der ihren gemacht.

Und dann kam die Stille nach dem Sturm, und sie versank darin wie in dem Tode. Ja, so einsam hatte sie dort am Rande der Mergelgrube gesessen, daß es ihr schien, als sei sie selbst ein Stück dieser von ihr so wunderbar belebten Natur. Zeit und Raum wurden wesenlose Begriffe. Sie faßte an ihre träumende Stirn und fragte sich: ‚Bin ich der erste Mensch oder der letzte?‘

Aber in dieser großen Verlorenheit erwachte plötzlich die alte, große Sehnsucht in ihrem Herzen, diese Sehnsucht, die sich in ihr ganzes Wesen ein so breites Bett gegraben, und die mit bittender, machtvoller Stimme nach Liebe und Verständnis rief und so oft umsonst gerufen hatte.

Und ihre suchenden, fragenden Gedanken liefen mit ausgebreiteten Armen den endlosen Weg entlang, welcher durch das Heidegestrüpp sich dehnte und schlängelte und fern am Horizonte verschwamm.

Würde keine bekannte Gestalt auftauchen und ihre geliebte Form gegen den Horizont abzeichnen? Würde kein wehendes Tuch von ferne sie grüßen?

Würde Schlüter nicht kommen? Schlüter, an dessen Verständnis sie glaubte, da ihm doch der Schlüssel zu ihrem Wesen fehlte. Oder Schücking, — Schücking, den sie mehr als eine Mutter liebte, und der sich wertlos erwies, hohl und ohne Treu!

Nein, diese Gestalten konnten den Heideweg nicht mehr beleben, denn sie hatten ihren lebendigen Inhalt verloren. Der Gedanke tat Annette weh; er schmerzte sie, als habe man einen Stein auf ihre Brust gelegt. Sie erwachte davon. Langsam kam die Gegenwart ihr zum Bewußtsein. Sie hatte ja nur von der Heide geträumt, von Jugend und Kindheit, wie sie das in den letzten Jahren so oft getan.

Aber nun lag sie gealtert, müde und krank in ihrem stillen Turmzimmer auf der Meersburg, auch jetzt allein.

Das Mondlicht kam bleich und grell durch das unverhangene Fenster und malte ein scharf umrissenes Kreuz auf den getäfelten Estrich. Der See brandete gegen die Felsen und die gemauerten Ufer; er brüllte, donnerte und schrie, drohend und unhold war sein Zorn in der stürmischen Nacht, hart und unheimlich kam das Echo seiner Riesenstimme wieder vom Gebirge. Mit diesem scharfen Rufer hatte sie sich nie so tief befreunden können wie mit dem Heidesturm, der die Mären ihrer Heimat kannte.

Annette richtete sich mühsam in ihren Kissen auf. Wie süß war der Traum gewesen!

O fernes Jugendheim! O ihr Gänge durch Moos und Tann! Ihr Kindergebete im alten, romanischen Dome zu Münster! O ihr Gräber in Westfalens Erde!

Sie strich mit wehem Lächeln über ihre grauen Scheitel. So deutlich hatte sie noch eben im Traume ihre langen, blonden Locken im Winde wehen gefühlt.

Ihr Blick schweifte durch das Fenster über die im Mondlicht blinkende, gleitende und flimmernde Wasserfläche des Bodensees.

Ihr eigenes Lied erwachte in ihrem Gedächtnis.

‚Kam dir der heilige Schlaf nicht nah?
Doch nein, du schläfst, ich sah es genau.
Dein Auge decket die Wimper grau,
Am Ufer schlummert der Kahn.
Hast du so vieles, so vieles erlebt,
Daß dir im Traume es kehren muß,
Daß dein gleißender Nerv erbebt,
Naht ihm am Strand eines Menschen Fuß.
Dahin, dahin, die einst so gesund,
So reich, so mächtig, so arm und klein.
Und nur ihr flüchtiger Spiegelschein
Liegt zerflossen auf deinem Grund.‘

Der Schmerz auf Annettes Brust ward heftiger, unerträglicher.

Leise nahm sie das kleine eiserne Sterbekreuz von der Wand und legte es auf ihr hämmerndes Herz.

Sie war seit lange auf den Tod vorbereitet; ja, sie wunderte sich zuweilen, daß sie überhaupt noch lebte.

In einem Anfall von Schwäche schloß sie ihre Augen. Da sah sie wieder den endlosen Heidepfad sich winden und dehnen und keine einzige, menschliche Gestalt darauf.

‚Den letzten Weg müssen alle einsam gehen,‘ dachte sie. ‚Gott hat mich frühe dazu bereiten wollen.‘

Aber mitten in ihrer tiefen Ergebung faßte sie ein grenzenloses Bedürfnis nach Trost und Ermutigung.

Mit äußerster Anstrengung ergriff sie die großgedruckte Ausgabe der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, die auf dem Tischchen neben ihrem Bette lag.

Sie schlug das Buch aufs Geratewohl auf. Das Mondlicht war so grell, daß sie sehr wohl zu lesen vermochte, was da stand:

‚Halte dich für einen Pilgrim und Fremdling auf Erden!

Bewahre ein freies, zu Gott gerichtetes Herz, denn hier hast du keine bleibende Stätte!‘

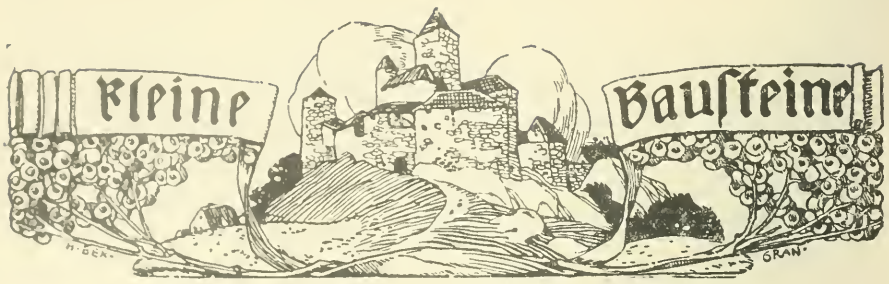
Ja, so war es.

Annette lächelte. Mühsam hob sie das Buch empor nnd drückte ihre Lippen auf die Stelle.

Dann sank das Buch schwer auf die Decke nieder.

Annette schlummerte leise ein, aber sie träumte nicht mehr.

Auf leichten, leisen Schritten ging sie dem ewigen Lichte entgegen.



Die Einheit der Naturkräfte.

Mögen wir bei den tiefsinnigen Indern beginnen oder die Denkarbeit der lebensfrohen Griechen betrachten, überall, auch wo die Philosophie noch nicht Wissenschaft, sondern bloß ein Nachdenken über die Welt war, treffen wir auf den Trieb, die Wirklichkeit als eine Einheit aufzufassen. Die rohen Formen der Kindheit der Philosophie sahen die Einheit im Weltstoff, das feinere Denken der Nachzeit im Weltprinzip, und wo immer uns später philosophische Systeme begegnen, liegt ihnen, oft verhüllt mit dichtem Schleier, der Gedanke einer großen Einheit als anregendes, tragendes und stetig in den Tiefen der Seele schaffendes Motiv zugrunde, mag es sich nun in dem Absoluten Hegels und Schellings, in dem Unbewußten Hartmanns, in dem Weltwillen Schopenhauers und Wundts oder wie immer ausdrücken. Der Menschengeist ist seiner Natur nach Monist. Zu diesem Streben trat schon in den Anfängen der wissenschaftlichen Philosophie ein anderes, das der Vereinfachung der Wirklichkeit. So kompliziert, wie sie schien, konnte die Natur nicht sein. Die Denker von damals nannten es bald ein naives Denken, zu meinen: Die Natur ist, wie sie uns ist. So löste man denn die Wirklichkeit in einfachere, verständlichere Vorgänge auf, ohne darum durchweg des mysterium magnum des Daseins zu vergessen.

Als die Wissenschaft von der Natur, allen andern voran, im Laufe der Jahrhunderte sich methodisch immer exakter ausbildete, da waren es jene beiden Gedankenrichtungen, die, mit feinem Instinkt in der exakten Methode ein sicheres Fundament findend, in der Naturwissenschaft und Naturphilosophie die Idee schufen, die man heute und seit langem schon die Einheit der Naturkräfte nennt. Der grandiose Aufschwung, den die Naturwissenschaft im vergangenen Jahrhundert nahm, und ihr ausgeprägter Gegensatz gegen eine phantastische Naturphilosophie ließen eine Menge von Versuchen reifen, die Gedanken der Einheit und Einfachheit in dem System der Naturkräfte mit allen Mitteln der Wissenschaft durchzuführen. Das letzte große zusammenfassende Werk dieser Art hat uns nach vielen Detailversuchen der jüngsten Jahre das Jahr 1903 gebracht, M. W. Meyers ‚Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen' (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Merkwürdigerweise ungefähr 40 Jahre, nachdem Secchi seine ‚Einheit der Naturkräfte' herausgab, wieder ein Astronom, der

uns das Buch schrieb! Ob das der weite Blick tut, den die Astronomie ihren Jüngern anerzieht, oder die Popularisierungstendenz, der die Astronomen leichter als andere verfallen? Bei Secchi ganz zweifellos das erste, und bei Meyer? Ein Buch, wie er es schrieb, am Ende des 19. Jahrhunderts mit all den Wundern naturwissenschaftlicher Forschung, einem Ende, wo sich Naturwissenschaft und Philosophie wieder die Hand zu reichen beginnen, läßt viel erwarten.

Zwei Gedankengänge sind es, die sich in Meyers Auffassung der Natur durchkreuzen: erstens der einer mechanischen Weltanschauung, die jedoch an den Grenzen des Bewußtseins Halt macht, zweitens der einer Stufenfolge der Weltkörper und Weltsysteme, die in ewigen kosmischen Kreislauf ausklingt.

Wer nur ein wenig von der Naturphilosophie der letzten Jahrzehnte kennt, sieht schon, daß der zweite Ideenkreis nicht originell ist. Es sind Gedanken, die Du Prel und seine Gesinnungsgenossen, die Darwinisten der Astronomie, bis in alle Einzelheiten ausgemalt haben, philosophisch oft noch viel feiner, als Meyer es tut. Über die Richtigkeit derselben wollen wir hier nicht streiten, da sie nur ein Rahmen sind, der auch anders sein könnte. Naturwissenschaftlich ist die Hypothese höchst zweifelhaft. Selbst wenn die Körperwelt absolut unendlich ist, was die moderne Astronomie entschieden leugnet, genügt diese Unendlichkeit, um den Ausgleich der Energiedifferenzen, den der zweite Hauptsatz der Wärmetheorie verlangt, zu hindern? Doch lassen wir das! Hier spielen die Gedanken der Unendlichkeit und der Relativität unserer Erkenntnis in einer Weise hinein, daß die Grenzen des Wissens bald erreicht sind: ein Problem für den Menschen, eine Wissenschaft für den Übermenschen, würde Otto Liebmann wieder sagen. Eines aber hat Meyer übersehen: Ist denn die mechanische Stufenfolge, der mechanische Kreislauf das einzig Wirkliche in der Wirklichkeit? Schaffen sie die Werte, die das Dasein messen? Unserem Sonnensystem ist ein Ende gesetzt, wie Meyer zugibt. ‚Dann wird,‘ um die wehmütigen Worte Hellwalds zu gebrauchen, ‚die ewige Ruhe des Todes und des Gleichgewichtes über die Erde herrschen. Dann wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen wie zuvor; das Menschengeschlecht aber, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu?‘ In die unendliche, einförmige Kette der mechanischen Entwicklung läßt sich der Ring des Menschengeschlechtes nicht einfügen. Wir sind der Sinn des Daseins. Hellwald ahnte das und war ehrlich genug, es einzugestehen; unser Astronom des Unendlichen sieht wie ein Kind daran vorbei.

Unser eigentliches Thema liegt bei Meyers erstem Gedankengang. Sind wir berechtigt, auf Grund einer Auflösung der anorganischen Natur in Atome und Bewegung von einer Einheit der Naturkräfte zu reden? Die allgemeinen Grundlagen für die Berechtigung habe ich in den einleitenden Worten angedeutet. Vor allem ist das zweite der dort genannten Postulate zu beachten, das methodischen Charakter besitzt, das Postulat der Einfachheit der Natur, auf dem die Idee der Einheit basiert. Wenn wir die Natur ver-

stehen wollen, müssen wir stillschweigend voraussetzen, daß sie verständlich ist. Wir dürfen nicht bei der naiven Auffassung einer unendlich differenzierten Wirklichkeit Halt machen, sondern müssen sie analysieren, d. h. vereinfachen. Die lückenlose Klarheit und Selbstverständlichkeit eines rein mechanischen Geschehens ist der Berechtigungsschein der mechanischen Naturauffassung. Das ist selbstverständlich nur eine naturwissenschaftliche Vereinfachung, keine eigentliche Vereinfachung im philosophischen Sinne; es gibt kein rein mechanisches philosophisches Verstehen der Welt. Was ist Bewegung? Was ist die Zeit, was die Masse, der Raum? Das sind philosophische Grundfragen, die stets übrig bleiben, und auf ihnen baut sich noch ein ganzer Turm von Fragen auf. Auch naturwissenschaftlich-mechanisch gedacht bleibt es wahr: Wenn ich einen Stein vom Boden aufhebe, halte ich ein Geheimnis in der Hand. Nichtsdestoweniger ist die mechanische Naturauffassung nicht ausschließlich ein Bild, wie Mach und seine Anbeter meinen. Das kann sie nur sein für Idealisten im Sinne Berkeleys. Für uns ist sie Wahrheit, aber nicht die Wahrheit.

Bloß für Meyer ist sie die Wahrheit. Jede Idee ändert sich auf ihrer Wanderung durch die Geister der Menschen. Hätte Meyer vor fünfzig Jahren geschrieben, wäre er originell gewesen; heute ist er's nicht mehr. Sein Buch ist eine (unbewußte) Nachahmung Secchis nach Grundlage und Durchführung; ja, wenn man manche Anschauungen des großen Jesuiten mit den heutigen vergleicht, z. B. seine Ideen über Elektrizität mit der modernen Elektronenlehre, dann ist Secchi trotz der in vielen Punkten veralteten erfahrungsmäßigen Grundlage manchmal moderner als Meyer. Seine philosophische Tiefe und Gründlichkeit einerseits, seine geniale Beherrschung und Benützung der Tatsachen andererseits, vor allem aber der Ruhm eines ersten Bearbeiters größten Stils erheben ihn weit über seinen Epigonen und gestalten das Lesen seines Buches heute noch zu einem seltenen Genuß. Auch im einzelnen ist Meyer vorgearbeitet worden. Seine Theorie der Gravitation, die er hier wie auch in seiner populären Astronomie ohne Nennung eines Vorgängers vorträgt, ist genau die Theorie des früheren Krefelder Oberlehrers Isenkrahe (Rätsel der Schwerkraft, Braunschweig 1879), nur weniger gründlich ausgeführt. Seine vorherige Ankündigung (Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen. Berlin 1902, S. 389), in den ‚Naturkräften' einen ‚ersten, einheitlich durchgeführten Versuch' einer nur mit Atomen und Bewegung konstruierenden Naturauffassung zu machen, ist also eine große Selbsttäuschung, die doppelt unangenehm ist, weil Männer wie Grove, Secchi u. a. heute nicht mehr schreiben würden, wie sie vor fünfzig Jahren schreiben konnten. Somit bedeutet Meyers Werk die in die Wissenschaft unserer Zeit hineingeschleuderte Frage, was vom Standpunkte dieser Wissenschaft von der überkommenen mechanischen Naturauffassung zu halten sei.

Es bedarf nur geringer Einsicht in die hochgeschraubte Exaktheit der modernen Naturwissenschaft, um die Berechtigung ihrer Forderung zu verstehen, wenn sie bei Theorien von solcher Tragweite die strengste methodische und

mathematische Durchbildung, soweit sie möglich ist, verlangt. Gerade in der Durchführung des Grundgedankens in allen Einzelheiten, und zwar in der streng exakten Durchführung liegt die bisher noch nicht überwundene Schwierigkeit für die mechanische Theorie. Die großen Grundzüge hat die Wissenschaft bestätigt; ihre Forschungsresultate und Arbeitsmaximen weisen mit überwältigender Autorität auf die Wahrheit hin, daß alle Naturkräfte nur auf quantitativ verschiedenen Vorgängen in Äther und Materie beruhen. Wem verdankt sie die Wunder ihrer Fortschritte, wenn nicht Huyghens, Clausius und Hertz? Kleinarbeit ist heute die Losung der mechanischen Naturauffassung. Mit Bienenfleiß haben ihre Vertreter daran gearbeitet. Sie kamen nicht zum Ziele, weil die Mittel versagten, und in absehbarer Zeit wird die Lage der Dinge im großen und ganzen wohl so bleiben; denn mit zwei Tatsachen haben wir immer zu rechnen: erstens damit, daß wir mit Hilfe der Mathematik nicht oder noch nicht alle Verhältnisse ausdrücken können, und zweitens mit dem Umstand, den Isenkrahe in einer Antikritik beim Kampfe um sein ‚Rätsel der Schwerkraft' einmal hübsch ausgeführt hat, daß nämlich die Mittel der Mechanik, eine Wirkung herzuleiten, tatsächlich unerschöpflich sind.

Das war die methodische Forderung der modernen Wissenschaft an die mechanische Naturauffassung. Aber die Wissenschaft verlangt nicht nur, sie gibt auch, und zwar aus ihren edelsten Schätzen. Die überkommene mechanische Theorie der Welt tritt etwa in folgender primitiver Gestalt vor uns: Außer uns in der materiellen Wirklichkeit existieren im leeren Raum nur unelastische, unteilbare Atome, die durch ihre Bewegungen und Konfigurationen alle uns bekannten Eigenschaften und Zustände der Körperwelt erzeugen; dieser Welt stehen wir mit unserer empfindenden Seele gegenüber, die ihr Licht, Farben, Wärme ꝛc. verleiht. Es wäre gewiß ein Ideal der Naturwissenschaft, eine Darstellung der materiellen Wirklichkeit in jener klaren, mechanischen Ausführung zu geben. Es fragt sich nur, ob nicht das Ziel größer ist als die Mittel. Die wunderbaren Forschungen der letzten Jahrzehnte ließen einen eigentümlichen dynamischen Charakter und eine überaus große Kompliziertheit der Naturvorgänge immer deutlicher hervortreten, und heute drängen sich diese beiden Momente so überwältigend auf, daß die mechanische Theorie, rein vom logischen Standpunkte genommen, ihnen nicht mehr genügt. Nimmt man noch dazu die veränderte Stellung, die die moderne Gesamtwissenschaft dem Menschen in der Natur angewiesen hat, dann ergibt sich die doppelte Unzulänglichkeit der mechanischen Naturauffassung von der naturwissenschaftlichen und philosophischen Seite her.

Die modernen naturwissenschaftlichen Forschungen enthalten, soviel ich sehe, wieder eine doppelte Ergänzung, eine chemische und eine physikalische. Die chemische ist nahegelegt durch die Wunder der Radiumforschung. Nur im Vorübergehen erinnere ich an die Hilfe, die der jeder mechanischen Naturauffassung zugrunde liegenden atomistischen Theorie durch die Radiumforschung geworden ist, und die solche Bedeutung zu besitzen scheint, daß Frederick Soddy sagen zu dürfen glaubte, die Theorie Daltons habe durch sie eine positive

Bestätigung erfahren. Ich denke jedoch vor allem an die Umwälzung, die über die Lehre von den chemischen Elementen durch den Nachweis gekommen ist, daß das Radium in der Umwandlung in Helium begriffen ist, daß überhaupt die radioaktiven Substanzen bloße Übergangsformen sind, daß also chemische Elemente nur eine bestimmte, begrenzte Lebensdauer besitzen — wieder ein schlagender Beweis für die Relativität dessen, was wir so stolz unser Wissen nennen.

Die wichtigere physikalische Ergänzung geht aus von dem Gebiet der Elektrizität. Kaum eine Disziplin der Physik hat im vergangenen Jahrhundert innerhalb derselben kurzen Zeit einen solchen Aufschwung genommen wie die Elektrizitätslehre; fast grenzenlos fruchtbar wurde ihre durch den deutschen Physiker Hertz eingeleitete Verbindung mit der Lichtlehre. Man hat wohl früher im Scherz gesagt: Was man nicht definieren kann, das sieht man als elektrisch an, hat aber nicht geahnt, daß das Scherzwort einmal die höchste Theorie der Physik andeuten sollte. Heute erklärt man Eigenschaften, die man bisher als fundamentale ansah, wie die Trägheit, elektrisch, ja definiert die Materie einfach als Elektrizität, eine Anschauung, mit der sich dann in eigentümlicher Weise die Äthertheorie vereinigt. Am geistreichsten und tiefsten, vielleicht hier und da zu weitgehend, hat diese Ideen der englische Physiker Larmor in seinem Werke ‚Aether and Matter' (Cambridge 1900) ausgeführt. Damit scheint übrigens ein Gelehrter rehabilitiert zu werden, den man wegen seiner Extravaganzen stellenweise unterschätzt hat, dessen weitschauenden Blick die Wissenschaft aber gerade in den letzten Jahren mehrmals anerkennen mußte. Bereits vor etwa dreißig Jahren (1876) hatte nämlich Friedrich Zöllner schon seine ‚Prinzipien einer elektrodynamischen Theorie der Materie' herausgegeben.

Fast möchte es scheinen, als ob die Stellung des Menschen innerhalb der Wirklichkeit in der mechanischen Naturauffassung schon die rechte Würdigung erfahren habe. Ich bin weit entfernt, die innige Verbindung zu leugnen, die durch die Verlegung bestimmter Erfahrungsinhalte in die empfindende Seele des Menschen geschaffen wurde. Damit aber dem farb- und klanglosen System von Atomen der Charakter einer gewissen Trostlosigkeit vollständig benommen wird, muß man nicht bloß die Gesetzmäßigkeit jener Verbindung auf das energischste betonen, sondern im allgemeinen die Verbindung zwischen Mensch und Natur so intensiv gestalten, daß der Mensch nie der reine Beobachter der Wirklichkeit werden kann. Das ist keine neue Idee. Ihre Grundlagen sind in den Erfahrungstatsachen tausendfach vorhanden. Ich erinnere bloß an die Subjektivität der raumzeitlichen Verhältnisse, wie sie die physiologischen Forschungen ergeben haben; ich erinnere an die subjektiven Werte, die die psychologische Betrachtung der logischen Operationen vielen derselben angeheftet hat; ich erinnere an die Subjektivität der ästhetischen Seite der Welt. Alles dies und noch viel mehr, was wir hier nicht aufzählen können, leitet uns an, den Menschen der Wirklichkeit gegenüber nicht als Beobachter und Genießenden zu denken. Die richtigen ethischen Vorstellungen dieser Art, wie die, daß die Welt eine Brücke sei, über die man gehen, auf die man aber sein Haus

nicht bauen soll, sind naturphilosophisch durchaus falsch. Mensch und Natur sind nicht zwei selbständige Wirklichkeiten; sie sind zwei sich gegenseitig mit Notwendigkeit fordernde und ergänzende Glieder einer Wirklichkeit. Was ist der Mensch ohne die Natur? Was die Natur ohne den Menschen? Auch hier muß der Menschengeist seinem monistischen Zuge treu bleiben, und so erweitert und vertieft sich die Idee der Einheit der Naturkräfte, ohne aufgehoben zu werden, zu der Idee der Einheit von Mensch und Natur.

Aloys Müller.

Kunst und Kirche.

In einer Gemeinde, wo wirklich einmal lauter einsichtsvolle Köpfe zu Rate waren, hatte man beschlossen, eine neue Kirche zu bauen. Der nötige Kirchenbaufond war aufgebracht worden, und als man beisammensaß, über die Ausführung zu beraten, sagte der Pfarrer, der nicht nur ein guter Seelenhirt war, sondern auch in allerhand menschlichen Betätigungen Bescheid wußte: ‚Geld haben wir zwar nicht viel, aber es reicht für ein würdiges Gotteshaus, bei dem die Kunst nicht fehlt.‘

Kunst? Ist das etwas, das man sich extra verschreibt als Aufputz, Luxus, Dekoration, Putzmacherei?

‚Nein, Kunst ist das, was euch hilft, das Leben und seine Forderungen zu gestalten, eure Wohnungen einzurichten, euer Haus zu bauen, euerer Verehrung Gottes sichtbaren Ausdruck zu geben, wofern nur alles mit ebensoviel Liebe als Verstand geschieht. Wo die Schablone anfängt, hört die Kunst auf. Sie ist etwas Lebendiges, das überall am Weltbau mittut, und darum darf sie bei unserer Kirche nicht fehlen.‘

Man war damit zufrieden. Wenn es etwas ist, das das Unsichtbare sichtbar macht, dann kann man es ja gar nicht entbehren. Im Nachbarorte hatte man schon vor längerer Zeit eine neue Kirche gebaut, gotisch, nach der Schablone, die richtige Normalkirche; eine solche wollte man nicht. Dort erfror man sich im Winter die Füße, im Sommer troff das Wasser von den schwitzenden Wänden, Altar und Kanzel waren nur einem Teil der Besucher sichtbar, und mit den akustischen Forderungen war es noch schlechter bestellt als mit den optischen. Überdies wirkte der kahle Rohziegelbau ernüchternd und unharmonisch im Vergleich mit den übrigen Kulturwerten des Landes.

‚Was meint ihr also zu einer heizbaren Kirche?‘

Die Frage war ganz unerhört; aber die Leute begriffen, daß sich hiermit eine ganze Reihe bisher unbeachteter, aber nichtsdestoweniger zwingender, hygienischer Forderungen erschloß, an denen man bei der neuen Lösung nicht vorübergehen konnte. Eine Anregung gab die andere; man ersah nicht nur die Notwendigkeit der Heizbarkeit, sondern auch der Beleuchtung, der guten Akustik und namentlich der allseitigen Sichtbarkeit von Kanzel und Altar, weil das Wort und die heilige Handlung bei vollem Kirchenbesuch zu jedem Gläubigen sprechen müssen. Diese praktischen Forderungen im Zusammenhang

mit den Bedingungen des vorhandenen Materials sowie der liturgische und traditionelle Geist, der in dem unscheinbaren Kirchlein Vorbildliches geschaffen hat, führten zu neuen, glücklichen Ergebnissen in bezug auf Grundriß, Konstruktion und ästhetische Ausführung. Der Zentralbau wäre den obigen Momenten günstig gewesen; aber man entschloß sich zum Langhausbau, weil er in diesem speziellen Falle, wo keine besondere Raumentfaltung nötig war, dieselben Forderungen erfüllte und überdies dem Sinn der Einwohner näher lag. Was hier entstand, war nur hier möglich; anderswo hätte naturgemäß anderes entstehen müssen. Die Eisenkultur des Landes ermöglichte die Anwendung der modernen Eisenbetonkonstruktion; die Wände des einschiffigen Raumes waren mit weißem, rauhem Verputz versehen. Kein falscher Marmor; in das Haus der göttlichen Wahrheit darf die Lüge nicht einziehen. Doch unten, bis zur Manneshöhe sind die Wände mit dünnen, echten Marmorplatten belegt, um vor dem Abfärben zu schützen. Die Fenster enthalten Kathedralglas, auch Glasbilder; aber im Presbyterium ist weiße Verglasung zur Belichtung des Altarbildes und der eventuellen Fresken in der Apsis.

So entstand ein poesievolles, dem bestehenden Dorfkirchentypus angenähertes, neues Gotteshaus, malerisch im weißen Verputz, darüber ein hohes, farbiges Dach, organisch aus der Umgebung herausgewachsen, ohne übermäßige Höhenentwicklung, aber dennoch imponierend und würdevoll über dem Alltag stehend, erhaben und erhebend, ein Bild, das jeder im Herzen trägt, das ihn freundlich zum Betreten des Raumes einladet, wo ein versöhnender Gott wohnt, und wo aus dem weißen Verputz Mosaikbilder niederschauen, Gnadenquellen voll Hoheit und Milde. Alles ganz schlicht, anscheinend ganz kunstlos, aber dennoch geweiht von jener echten Kunst, deren Segnungen schon in dem ärmlichen Bauernhäuschen zu spüren sind, wo, mit Liebe und Sorgfalt gepflegt, Blumen am reinlichen Fenster stehen.

An der bäuerlichen Kirchenkunst wird ein feines Beispiel sichtbar. Der Baugedanke, der in dem Kirchlein zum Ausdruck kommt, ist derselbe, der in den Wohnhausbauten und sonstigen Gebäuden des Ortes verkörpert ist; der Unterschied liegt nur in der monumentalen Verwendung der Alltagsmittel, die solcherart das höchste Kunstvermögen der Dorfleute darstellen und darum der Weihestimmung nicht entbehren. Man lächle nicht über die bunten Lappen, über den Kram, mit dem sie Altäre, Kapellen und Andachtsstellen ausfüllen; ihre Gottesverehrung und die daraus entspringende Kirchenkunst liegt darin, die die Herzen ergreift, zur Andacht und Ehrfurcht hinleitet wie immer, wenn das Beste, das der Mensch vermag, geschehen ist. So entsteht kirchliche Kunst. Aber es gibt keine Kunst, die an sich kirchlich ist. Kirchliche Kunst, das ist vielmehr die gesteigerte Anwendung der Mittel, um die Gottesidee auszudrücken.

Der herkömmliche Irrtum, daß es einen bestimmten kirchlichen ‚Stil' gebe, der allein selig macht, steht eigentlich in direktem Widerspruche mit dem Geiste der christlichen Lehren und Sittengesetze, die allerdings Dogmen für die Liturgie, nicht aber für die künstlerischen Formen enthalten. Trotzdem ist die

Meinung heute viel verbreitet, daß die Kirchlichkeit sich nur in einen vergangenen Baustil, der doch eine abgestorbene Lebensform ist, hülle, und daß das Gotteskleid nicht am brausenden Webstuhl der gegenwärtigen Zeit, die mit ihren eigenen Mitteln ihre eigenen Formen schafft, gewoben werden könne.

Die einfachen Bauern tun im Grunde genommen auf ihre Art nichts anderes, als was die Märtyrerkünstler getan haben, die ihre Kirche auf der Basis römischer oder ägyptischer Stilelemente bauten, oder Konstantin der Große, oder die Renaissancepäpste; ihre kirchliche Kunst war immer die zu ihrer Zeit moderne Kunst in ihrer monumentalen Anwendung. Darin lag aber nicht zum geringsten Teil die Macht, die die Kirche über die Gemüter ausübt. Die Kunst war das stärkste Mittel, das die Gegenreformation besaß. Denn mehr als alle gewaltsame Forderung trieb der sinnberückende Glanz des damals zeitgemäßen, höchst entwickelten Barockstils das Volk scharenweise in die goldüberladenen, von süßem Weihrauch erfüllten und von Musikklängen durchzitterten Gotteshäuser, die damals schon Wagners Forderung der Vereinigung aller Künste zu einem Gesamtkunstwerk vorgebildet und vielleicht noch vollkommener ausgebildet enthielten, wenn man sich vor Augen hält, daß hier nicht wie im Theater die Kunst auf bloßem Schein, auf täuschender Kulissenwirkung, sondern auf Materialechtheit beruht, und daß der Andächtige nicht allein als Zuschauer fungiert, sondern bei der heiligen Handlung mitwirkt. Bis vor 150 Jahren hielt die Kirche mit der Kunst gleichen Schritt und war ihre mächtigste Förderin und Gönnerin. Die Frage nach dem Stil galt nicht; sie kannte nur den Stil, der in der Subjektivität großer lebendiger Künstler liegt. Von den altchristlichen Kirchenbauten bis Benvenuto Cellini und Michelangelo war das Beispiel gegeben, daß immer nur das stärkste Genie seiner Zeit berufen war, das edle Gefäß zu formen, das den Offenbarungsinhalt umschließen sollte. Die innere Größe des Problems gab der Kunst die Möglichkeit, ihre eigene Größe zu finden. Da aber das Genie immer zugleich ein Reflektor der Bestrebungen und Errungenschaften der eigenen Zeit ist, so verband sich mit dieser selbstverständlichen Berufung des zeitgemäßen Künstlers zugleich ein kluger Akt der Selbsterhaltung und Selbstverjüngung. Was die Kirche selbst aus den lebenden Triebkräften des Volkes empfing, das konnte sie wiederum dem Volke zurückgeben. Bis in das Zeitalter des Barock war die Menschheit gewöhnt, ihre künstlerische Formensprache von oben her, von der sacerdotalen Herrlichkeit zu empfangen. Was heute noch revolutionäre Neuerung schien, umstritten von Tagesmeinungen, ward morgen in den Dienst der Gottesidee gestellt, Glaubenssache und jedem Zweifel entrückt. Die Ewigkeit hatte einen Schritt nach vorwärts getan.

Seit 150 Jahren herrscht Stillstand. Der Blick in das Dorfkirchlein, wo die bäuerliche Kunst, die ganz Glaube ist, ihr Bestes aus eigener Kraft zur Verherrlichung Gottes tut, offenbart uns, daß im Herzen des Volkes ein Schatz naiver Gemütsinnigkeit und Frömmigkeit ruht, der die Grundlage einer rechten Volkskunst und Kirchenkunst ist. Aber in den führenden Klassen ist häufig an

Stelle des religiösen Gefühls leere Frömmelei getreten, die zu ihrer Stimulation besonderer, als kirchlich anerkannter Stimmungen, d. h. eines besonderen kirchlichen Stils bedarf. Als der kirchliche Stil par excellence gilt heute die gotische Bauweise. Die Aufforderung des Apostels zur Freude im Herrn, die ebensogut in der altchristlichen Basilika als in den goldstrotzenden Barockkirchen oder im schlichten Dorfkirchlein befolgt wurde, glaubt man heute vielfach nur in den starren, überlieferten Konstruktionsformen verstehen zu können, die im Wesen des gotischen Stils liegen. Aber im Zeitalter der Gotik baute man die Kirchen in demselben Baugedanken wie die übrigen Häuser. Die Äußerungen eines bekannten Kirchenarchäologen, des Dr. Heinrich Swoboda, sind in diesem Zusammenhang von besonderem Gewicht:

‚Waren denn zur gotischen Zeit nicht auch die Rathäuser, Burgen und Privatwohnungen gotisch? Wie oft halten wir auf Reisen einen selbst dem weltlichen Barock entstammenden Rathausbau für einen Kirchturm! Das aber, was im romanischen oder gotischen Straßenbild die damaligen Kirchen dennoch und mit Recht vom profanen Gebäude unterschied, war die monumentale Anwendung derselben Stilelemente! Natürlich erscheint uns jetzt nach so vielen Jahrhunderten eine alte gotische Kirche zwischen barocken oder stillosen Häusern als wesentlich anders geformt, aber nicht deshalb ist sie „kirchlich“, und noch weniger gibt es deshalb einen offiziellen kirchlichen Stil. Ja, es wäre sogar der Schluß, daß die Kirchen ein ganz eigenartiges, exotisches Äußere haben sollten, logisch falsch und würde geradezu den Beruf der Religion, die ja doch auch wie ein Sauerteig die übrige Masse durchdringen soll, alterieren.‘

Der Theologe gibt ohne weiters zu, daß zwischen Liturgie und Kunst notwendig kein Gegensatz besteht, daß vielmehr die Würde und Bedeutung eines Gotteshauses den höchsten Einsatz der technischen und künstlerischen Mittel erfordert, um zu Wirkungen zu gelangen, die mit der rückständigen schablonenhaften Bauweise nie und nimmermehr erreichbar sind. Was mit der schablonenhaften Bauweise erreichbar ist, erkennt man aus den gotischen „Normalkirchen“, die allenthalben errichtet werden.

Es wäre hoch an der Zeit, mit den veralteten Anschauungen auf dem Gebiete der Kirchenkunst, die mit den neueren bautechnischen und künstlerischen Errungenschaften nicht mehr im Einklang stehen, aufzuräumen und zu zeigen, auf welche Art den praktischen und liturgischen Bedürfnissen in einer des Gotteshauses würdigen Weise baukünstlerisch Rechnung getragen werden kann.

Ich habe mich bei dieser Schilderung eingangs vom realen Boden entfernt, denn diese ausgezeichnete Kirche ist in Wahrheit noch nicht zur Ausführung gekommen. Es ist ein Zukunftsbild, an dessen Verwirklichung alle arbeiten, die den Kampf gegen lächerliche Vorurteile und Kulturrückstände aufgenommen haben.

Joseph Aug. Lux.

Pater Wasmann S. J. in Berlin.

‚Die Teile haben sie in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band.'

In den letzten Tagen des Februar hielt der Jesuitenpater Erich Wasmann, der schon vor Jahresfrist durch das neunte Kapitel seines Buches ‚Moderne Biologie' in antiklerikalen Kreisen Aufsehen erregt hatte, drei Vorträge über die Entwicklungslehre. Anfangs kaum beachtet, brach nach dem ersten der Vorträge ein Sturm in der Presse los. Und während mir Leute, die es wissen müssen, versichern, die Presse habe die Ankündigung der Vorträge übergangen, hieß es nun, die Vorträge seien eine Abmachung der ‚Katholiken unter sich', und den übrigen seien die Billets verweigert worden; eine Behauptung, die man in einem Atem druckte mit der Versicherung, das Auftreten Wasmanns sei ein Vorstoß des Zentrums nach Berlin. Was man sich dabei von solch einem geheim gehaltenen, im engsten Familienkreis inszenierten Vorstoß für eine Wirkung versprach, darüber schweigen die Propheten sich aus. Wie man mir ferner versichert, soll für die Vorträge anfangs der Saal der königl. Musikhochschule in Aussicht genommen und zugebilligt worden, dann aber von dessen maßgebender Verwaltung wegen anderweitiger Verwendnng zurückgezogen worden sein: der Reichstag war aufgelöst und die Parole gegen das Zentrum ausgegeben. Ob die beiden Vorgänge in einem Zusammenhang stehen, kann hier nicht untersucht und beurteilt werden. In einem sensationell gehaltenen Aufsatz einer bekannten Berliner Zeitung ‚von Staats- und gelehrten Sachen' wurde dem Jesuitenpater dann jede Bedeutung als Zoologe abgesprochen, indem man das Epitheton ‚bekannt' durch Anführungsstriche ironisierte und behauptete, er sei ein Mann, der die Wissenschaft als ‚Aushängeschild' benutze, um Propaganda für seinen Orden zu machen, und der Kapital aus der Wissenschaft schlage zur Verherrlichung Gottes, als ob das eine Sünd' und Schand' wäre und wir in einem von Staats wegen atheistischen Lande lebten, wo solches nur wider das Gesetz von den Verruchten verübt wird. Die Billets seien ‚verteilt', um einen Erfolg zu ‚machen', und es sei vor diesem Bluffversuch gewarnt. Wenn man solches liest, so fühlt ein Nichtkatholik — wie der Schreiber dieser Zeilen — sich tief beschämt, daß mit solchen Waffen in sogenannten vornehmen, großen Tageszeitungen, die die Sache des Protestantismus vertreten, gekämpft wird gegen einen Mann, den nichts leitet als seine innige Liebe zur Wissenschaft und seine Liebe zu Gott, an den auch ein Bismarck glaubte, der freilich kein liberaler Zeitungsredakteur war. Und dann wundert man sich über die Tonart polnischer Hetzkapläne und dünkt sich hoch erhaben darüber. Mit welcher Verachtung aber müßte ein Forscher und Theologe wie Wasmann auf solch ein Treiben schauen, hätte seine Menschenkenntnis ihm das Verachten nicht längst abgewöhnt. Und weiter hieß es, Wasmann sei nach Berlin gekommen, um gegen Häckel zu kämpfen, eine Behauptung, die er sofort parierte durch die Bemerkung, er habe eine zu diesem Zweck im vergangenen Jahr an ihn ergangene Einladung abgelehnt. In ihren weiteren Berichten anerkannte jene Berliner Zeitung dann wenigstens die Kapazität

Wasmanns als Forscher, die sie freilich durch die Bemerkung einzuschränken suchte, er unterstehe einer kirchlichen Zensur, während sie sich nach wie vor über das Publikum mokierte, das aus Milchbärten und Betschwestern sich größtenteils zusammengesetzt habe.

* * *

Für den Schreiber dieser Zeilen war es ein Wunsch, den Jesuitenpater sprechen zu hören, da er von seinem naturwissenschaftlichen Laienstandpunkt sich jener Gruppe von Forschern angeschlossen hat, — und es gibt deren eine ganze Anzahl, — auf deren Standpunkt auch der Pater Wasmann steht; als er ihn dann aber sah und hörte, war er bis zu einem gewissen Grade enttäuscht. Es möchte vielleicht mancher, der vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkt aus die Ansichten Wasmanns teilt, glauben, in diesem Sohn der Kirche einen Mann kennen zu lernen, der seine Forscherresultate mit so zwingender Beredsamkeit vortrüge, daß er, ohne Absicht, der denkenden Menschheit den Glauben wiedergebe. Statt dessen sah er sich einem mit freundlichem Kinderblick dreinschauenden Dorfkaplan gegenüber, der seine Forscherresultate ziemlich trocken vortrug und hin und wieder, und nicht einmal immer geschickt, theologische Beziehungen knüpfte, so daß man sich fragte: Ist das das Beste, das die vielgefürchteten Jesuiten zu bieten haben; ist dieser liebenswürdige, nicht bedeutend wirkende Mann das bohrende Werkzeug, mit dem sie einen Vorstoß nach Berlin wagen? Dabei interessierte uns besonders eins, nämlich in diesem Manne den Sohn des ausgezeichneten nazarenischen Malers zu sehen, den der Norweger Bernt Grönvolt wieder entdeckte, und dessen Werk uns im vergangenen Jahr die Jahrhundertausstellung zum ersten Male geschlossen vorführte. Und wir sahen nun im Sohn dieses Malers ein Beispiel jener Anpassungsfähigkeit, die er uns in seinem Vortrag über die Ameisen so überzeugend schilderte; denn, so dachten wir, wie wenig ist an diesem Manne, das auf seine künstlerische Abstammung schließen läßt, fast nichts, während er im Typus wie in jeder Bewegung das Produkt der Seminarerziehung scheint. Und wie anders hätte er sich vielleicht entwickelt, so sein Vater ihm eine weltliche Erziehung hätte zuteil werden lassen! Doch das nur nebenbei; aber es erklärt innerlich unseren Eindruck, daß wir den Pater Wasmann mehr als Produkt denn als Persönlichkeit empfanden.

Der erste Vortrag lautete: Die Entwicklungslehre als naturwissenschaftliche Hypothese und Theorie. Er betonte zu Eingang das verschiedene Verhalten gegenüber dieser Lehre und wie die einen dawider, die andern dafür seien, diese sie dann aber gleich zum Kampf gegen das Christentum benutzten, während die Wahrheit in der Mitte liege. Die Entwicklungslehre reiche von Kopernikus, der dem Planetensystem andere Bahnen wies, bis zu den Stammbaumtheorien des Organischen auf unserer Erde. Darüber gäbe uns dann die Paläontologie neue Aufschlüsse, indem sie die alte Lehre von der Konstanz der Arten umstieß und behauptete, es habe eine allmähliche Entwicklung der Arten stattgefunden. Diese These aber sei durchaus keine Ausgeburt des Atheismus, vielmehr eine rein naturwissenschaftliche.

Wie man sieht, der Pater Wasmann balanciert vorsichtig zwischen den wissenschaftlichen und theologischen Grenzen und will beiden ihr unbedingtes Recht lassen. Das ist die Folge seiner großen Ehrlichkeit und Überzeugung; für seine Gegner aber war das der Angriffspunkt, von dem aus sie sich zu der Aussage verstiegen: Er ist der Fuchs im Schafspelz, d. h. der theologische Rattenfänger, der sich der Naturwissenschaften bedient. Es wäre daher vielleicht besser gewesen, Wasmann hätte, und gerade vor dem Berliner Publikum, rein als Naturforscher gesprochen, haarscharf die Grenzen dieser Wissenschaft absteckend, um alle Konsequenzen dem geneigten Hörer selbst zu überlassen; nachdem er ihn noch nebenbei darauf hingewiesen, daß aller theologische Hochmut im Grunde bei diesen Wissen-

schaftlern zu suchen sei, die da vorgeben, die letzte Wahrheit längst erkannt zu haben. Diese für Berlin etwas unvorsichtigen und allzu häufigen Entgleisungen ins Theologische werden bei der weiteren Angabe dem Leser auffallen, auch ohne daß wir sie besonders betonen. Sie waren nicht am Platze, so sehr Wasmann durch sie die naturwissenschaftlichen Unvollkommenheiten aufzeigte. Er fuhr in seiner ersten Rede fort: Die Entwicklungslehre hat die Entstehung der Arten zu erklären, nicht den Ursprung des Lebens; das ist ein metaphysisches Problem. Die Entwicklungslehre ist keine Erfahrungswissenschaft, gibt aber an der Hand von paläontologischem Material die wahrscheinlichste Erklärung für die Entstehung der Arten. Als Erscheinung, die wir heute noch beobachten können, sei auf die von Hugo de Vries entdeckten Umbildungen der Königkerze hingewiesen, deren neue Formen sich tatsächlich wie wirkliche Arten weiter erhalten. Dagegen weist Sandfus nach, daß die Mutation bei Schmetterlingen kaum in Betracht komme und auch nicht die fluktuierende Mutation Darwins. Nur die adaptiven Variationen sind für uns entscheidend, d. h. die Anpassungsänderungen. Gegen diese direkten stehen die indirekten Beweise aus der vergleichenden Morphologie, Anatomie, Ontogenie, Bionomie, Tiergeographie und Paläontologie. Diese letztere gibt uns interessante Aufschlüsse, z. B. über die Ameisen. Im Bernstein der Ostsee finden sich zahlreiche Gattungen, die heute noch leben, aber keine Art, die der heutigen verwandt ist; also handelt es sich hier um Nachkommen, um Entwicklung, und die heutigen sind nicht durch Neuschöpfung entstanden. Das gleiche gilt von den Termiten des schwarzen Jura. Alle diese Beispiele zeigen uns Fälle von adaptiver Variation, der zufolge das Prinzip der Entwicklungstheorie das einzige ist, das uns eine natürliche Erklärung der Erscheinung an die Hand gibt. Während wir also noch heute in den niederen Regionen des Tierlebens Beweise für ihre Wirksamkeit finden, schwinden diese, je höher wir in die organische Welt aufsteigen, und: ‚Die Entwicklungslehre ist also ein Traum ohne wissenschaftliche Beweise' war der etwas jähe Abschluß dieser Ausführungen des Redners. Und demnach sei auch die ganze Annahme der monophyletischen Entwicklung ein Traum, eine Behauptung, die er durch ein Zitat aus dem Werke des Biologen Oskar Hertwig bekräftigte. Er ging dann recht unvermittelt zum biblischen Schöpfungsbericht über, den man heute nicht mehr wörtlich deuten dürfe; denn Gott greife nicht unmittelbar in die Naturordnung ein, wo er durch natürliche Ordnung wirken könne. Aber dann, so wäre der Einwurf des Strenggläubigen wohl berechtigt, beeinflußt er auch wohl nicht die Geschicke des einzelnen und sind diese rein physiologisch zu erklären? Da Pater Wasmann über die letzten Dinge ebensowenig weiß wie sein Gegner Häckel, sollte er als Naturforscher auch nicht über sie reden.

Der zweite Vortrag behandelte zwei verschiedene Themata:

1. Theistische und atheistische Entwicklungslehre.
2. Darwinismus und Entwicklungslehre.

Er führte aus: Die Entwicklungstheorie hat mit der Weltauffassung als solcher gar nichts zu tun; deshalb ist sie auch nicht gegen das Christentum zu verwenden. Nun entsteht aber aus der naturwissenschaftlichen Entwicklungstheorie notwendig das Bedürfnis nach der philosophischen; auf welchem Standpunkt aber soll diese Verallgemeinerung aufgebaut werden? Hier beginnt das Gebiet der Weltanschauung. Eine Weltanschauung ohne Voraussetzung aber gibt es nicht. Die eine nun setzt den Schöpfer, die andere die Materie voraus.

Der metaphysische Monismus identifiziert Gott und Welt und widerstrebt dadurch dem Dualismus, der Gott und Welt scheidet. Der erste nimmt folgende Postulate für sich in Anspruch: 1. Keinen persönlichen Schöpfer, 2. die Urzeugung, 3. keine Zielstrebigkeit, 4. keinen Unterschied zwischen Tier- und Menschenseele; der zweite diese: 1. Gott ist das absolute, vollkommene Sein; 2. als Be-

griff der Schöpfung: Das unendliche, vollkommene Sein schloß potenziell das endliche ein; so ist der Begriff der Schöpfung kein Widerspruch; 3. mit der Annahme der Schöpfung der Materie ist die Gesetzmäßigkeit für die Entwicklung festgelegt; 4. die ersten Organismen gingen aus anorganischer Materie hervor = Schöpfungsakt, der aber keine Schöpfung aus dem Nichts ist, keinesfalls aber durch die sogenannte Urzeugung ersetzt werden kann, da diese unmöglich ist; also war ein persönliches Eingreifen nötig (gegen diesen theologischen Schluß konnten die naturwissenschaftlichen Opponenten sich mit Recht verwahren); 5. mit der Hervorbringung der Organismen war das Entwicklungsgesetz gegeben: die Lage der Atome, die Entelechien, die Formalprinzipien. Denn da es keine chemisch-physikalische Formel für das Leben gibt, haben wir die Zielstrebigkeit nötig; 6. die unsterbliche Seele des Menschen: Es gibt zwar auch ein Seelenleben der Tiere, doch greift dieses nicht über die sinnliche Sphäre hinaus; es ist noch kein Geistesleben wie beim Menschen, für das wir ein eigenes Prinzip verlangen, denn seine Seele bildet eine Einheit. Diese aber bedingt das Postulat der Unsterblichkeit.

Vergleichen wir nun die beiden Anschauungen miteinander, so ergibt sich als Rätsel: die Schöpfung; das endliche Sein aus dem unendlichen, das seinen Grund in sich selber hat; so lehrt die christliche Weltanschauung und folgert daraus alles andere mit Konsequenz. Der Monismus aber steht hier vor zahllosen ungelösten Rätseln, denn die Einigkeit der Materie ist nicht zu denken und auch der Grund der ersten Bewegung nicht. Ein weiteres Rätsel für ihn ist die Ordnung der Naturgesetze, denn die Monisten verzichten ja auf die innere Gesetzmäßigkeit. Doch schon die Reaktionsfähigkeit der lebenden Substanz schließt die Zielstrebigkeit ein. Und die Wechselwirkung zwischen inneren und äußeren Faktoren bedingt die Entwicklungsgesetze. ‚So,‘ schloß Wasmann diesen Teil seines Vortrages, ‚schäme ich mich nicht, als Naturforscher der theistischen Weltauffassung beizupflichten, weil ich sie für die einzig richtige halte.‘

2. Darwinismus und Entwicklungslehre seien, wie ja eigentlich hinlänglich bekannt, nicht gleichbedeutende Begriffe. Der Darwinismus sei identisch mit der Selektionstheorie, d. h. der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl. Darwin selbst sei aber durchaus nicht so extrem gewesen in diesem Prinzip wie die Darwinianer; er anerkannte auch andere Faktoren. Häckel, sein Popularisierer, aber vermengte lange Zeit Darwinismus und Entwicklungstheorie. Die daraus abgeleitete darwinistische Weltanschauung, auch Häckelianismus genannt, erklärt die ganze Welt aus rein mechanischen Ursachen, eine Auffassung, die am schärfsten befremdet, so man die darwinischen Lehren auf den Menschen überträgt. Diese eben erwähnte falsche Auffassung des Wortes Darwinismus hat der Entwicklungslehre als solcher kaum genützt und bald Gegner hervorgerufen. Driesch verwirft das Selektionsprinzip ganz, während Wasmann es als ‚Hilfsfaktor‘ gelten läßt, der neben den inneren Entwicklungsursachen arbeite; diese bedingen die zweckmäßigen Abänderungen, während die äußeren Umstände nur das Unzweckmäßige beseitigen im Existenzkampf. Das Zusammenwirken der inneren und äußeren Entwicklungsfaktoren sei entscheidend. Freilich kennen wir die inneren Faktoren noch nicht. Doch wird vielleicht nach 100 Jahren eine Theorie gefunden, nach welcher in der Organisation des Keimplasmas — nicht nach Art der Determinantentheorie Weismanns — durch bestimmte Umänderungen der Chromosomen in den Keimzellen auch entsprechende Umänderungen des Entwicklungsprozesses erklärt werden können. Weismann, einer unserer ersten Zoologen, glaubte vor Jahren alles durch die Selektion erklären zu können. Dann kam er von ihr ab. Und seit 1905 betont er die Keimauslese oder Germinal-Selektion, deren Sinn mit ihren ‚vitalen Affinitäten der Biophoren‘ im Grunde doch nichts anderes inne wohnt als die Zielstrebigkeit, die man so eifrig beseitigen wollte. Dieser Neo-Darwinismus

aber beweist, daß die konsequente Selektionstheorie nicht zu halten ist, deren Unzulänglichkeit auch Professor Plate in seinem jüngsten Buch zugibt.

Pater Wasmann schloß diesen zweiten Vortrag mit den Worten: ‚Ich habe im ersten Teil dieses Vortrages die christlich-theistische Weltauffassung der monistischen, die von einem persönlichen Schöpfer nichts mehr wissen will, gegenüber gestellt. Es ist geradezu eine Schöpferscheu eingerissen; ich kann das nur bedauern. Das Studium eines einzigen guten Lehrbuches, z. B. der Theodizee von Gutberlet, würde hinreichen, um über die Bedeutung des christlichen Gottesbegriffes aufzuklären.‘

Der dritte Vortrag lautete: *Die Anwendung der Deszendenztheorie auf den Menschen.*

Dürfen wir nun die Entwicklungslehre auch auf den Menschen anwenden? Es handelt sich dabei nicht allein um die Anwendung der darwinistischen Entwicklungstheorie, denn wir können ihr ja auch die Grundsätze christlicher Philosophie zugrunde legen, in welcher der Begriff der *Schöpfung* mit dem der Entwicklung verbunden ist. Die Frage ist eine schwierige, weil eine *gemischte*: Theologie und Psychologie kommen dazwischen; die Frage ist also keine rein zoologische

Denn nicht die Zoologie, vielmehr die Psychologie hat über die Herkunft des Menschen zu entscheiden, weil die Frage lautet: Woher rühren die höheren, nicht die niederen Eigenschaften des Menschen. In seinen niederen Eigenschaften ist der Mensch fraglos mit den tertiären Säugetieren verwandt. Die Psychologie aber lehrt, — d. h. die Psychologie der christlichen Philosophie, — die Seele des Menschen sei nicht nur von der des Tieres verschieden, sondern bilde ein ‚einfaches geistiges Wesen‘. Ein einfaches geistiges Wesen kann aber seiner Natur nach sich nicht aus anderem entwickeln, — hier gab der Redner seinen naturwissenschaftlichen Gegnern wieder einen berechtigten Angriffspunkt, — woraus für die Entwicklungslehre des ganzen Menschen folgt, daß er nicht auf natürlichem Entwicklungswege entstanden sein kann. Es bleibt also die Nebenfrage: Ist der Mensch seiner leiblichen Seite nach dem Tierreich stammverwandt? Redner streifte noch näher die theologische Frage, den biblischen Schöpfungsakt, ob Gott den Menschen aus Erde, d. h. anorganischer Materie, oder aus bereits organisierter gebildet habe, und verzichtete auf ein Urteil, denn ‚das ist Sache der höchsten kirchlichen Autorität, und diese hat darüber kein definitives Urteil gefällt, und deswegen fälle ich auch keins,‘ und ging zur *zoologischen* Beweisführung über und zur paläontologischen.

1. In der zoologischen zeigt uns a) die vergleichende Morphologie den menschlichen Leib als höchst entwickelten Typus der Säugetiere. Wohl findet sich eine Ähnlichkeit der Skelettbildung, doch auch eine Verschiedenheit; so bedingt der aufrechte Gang eine andere Knochenfaserrichtung. Der aufrechte Gang steht ferner in Beziehung zur Schädelbildung; die Schädelbildung des Menschen aber ist — der des Affen entgegen — durchaus aufs Geistige gerichtet. Also: sämtliche körperlichen Unterschiede zwischen Mensch und Tier sind eine *Folge*, eine Funktion der geistigen Verschiedenheit; beim Affen fällt der Gesichtsvorsprung auf, die langen Arme, die langen Extremitäten und der als Greifhand ausgebildete Hinterfuß, beim Menschen das Überwiegen der Schädelregion; ein Mittelglied zwischen diesen Schädeln ist aber noch nicht gefunden.

b) Die vergleichende individuelle Entwicklungsgeschichte — von Fritz Müller aufgestellt und von Häckel ausgebildet — behauptet, die Entwicklung des Individuums sei nur eine abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung. Häckel stellte die Keimesentwicklung anfangs in 22, dann in 30 Stufen von Vorfahren teils noch existierender teils imaginärer Tierformen auf. Die neuere Forschung aber bezweifelt die Beweiskraft dieser Annahme, und Oskar Hertwig bestimmte den

weiteren Wert dieses biogenetischen Grundgesetzes derart: Die individuelle Entwicklung ist nicht eine Wiederholung der Stammesentwicklung, sondern bei Voraussetzung des Deszendenzprinzips eine Fortsetzung einer Stammesentwicklung. Die Entwicklung vom Niederen zum Höheren bedingt die Übergangsstadien, die bei niederen Organismen Endstadien sind. Das biogenetische Grundgesetz kann also nicht als Beweis der tierischen Abstammung des Menschen gelten. Die vielerwähnten Kiemenbögen sind z. B. bei den verschiedenen Wirbeltierklassen indifferente Schlundausstülpungen, die zu ganz anderen Organen sich ausbilden. Im einzelnen aber ist das biogenetische Grundgesetz anzuerkennen, nicht aber im allgemeinen, z. B. bei den Zähnen der Embryonen des Bartenwals, die sich tatsächlich rückentwickeln. Das gleiche gilt von dem vorübergehend auftretenden Flügelgeäder der Termitoxenia. In der menschlichen Ontogenesis aber findet sich derartig Zwingendes nicht.

c) Die rudimentären Organe, die man freilich häufig nur so nennt, weil man ihren Zweck noch nicht erkannt hat, werden ferner als Beweis benutzt; so lange Zeit die Schilddrüse, die Thymusdrüse, die Zirbeldrüse, während der Wurmfortsatz allerdings noch als Rest tierischer Abstammung gelten könnte.

d) Die Blutsverwandtschaft, die uns die direkte oder indirekte Abstammung von höheren Affen beweisen soll. So fand Selenca die Placentabildung bei Affen und Menschen ähnlich, während Friedenthal und andere der Blutreaktion nach Versuche anstellten. Es war bekannt, daß, wenn man von einer Wirbeltierart, namentlich von Säugetieren, Blut einspritze in die Adern anderer Arten, Krankheitserscheinungen auftraten infolge Zersetzung der roten Blutkörperchen der einen Art durch das Serum der andern. Diese Erscheinungen bleiben aber aus, wenn beide Arten dem zoologischen System nach sehr nahe verwandt sind. Nun hat es sich herausgestellt, daß zwischen Menschenblut und dem höherer Affen die Reaktion sehr schwach war; daraus schloß man auf Verwandtschaft. Blutsverwandtschaft und Stammesverwandtschaft sind aber nicht identisch und sich nicht weniger nahe als die Bildung der Skelette. Ferner ist oft Blutsverwandtschaft da, während die morphologische Ähnlichkeit weit auseinander fällt. Auch haben ultramikroskopische Untersuchungen das Gegenteil bewiesen, z. B. in bezug auf die Schlafkrankheit des Menschen. Was schließlich das Morphologische betrifft, so haben Virchow wie Ranke behauptet, Mensch und Affe seien Endpunkte zweier weit divergierender Entwicklungsreihen, da die Extremitäten der beiden sich in entgegengesetzter Richtung entwickeln; also könne der eine nicht direkt mit dem andern verwandt sein. Und um noch einmal auf das biogenetische Grundgesetz zurückzukommen: die jungen Affen sind menschenähnlicher als die ausgewachsenen; also müßte nach jenem Gesetz der Affe vom Menschen, nicht aber der Mensch vom Affen abstammen. (Ein etwas gewagter Schluß, der häckelisch klingt.)

Die indirekte Abstammungslehre, vertreten von Straaty, Klaatsch, Alsberg, nimmt einen gemeinsamen vortertiären Ahnen von Mensch und Affe an; das stimmt morphologisch eher. Trotzdem: ein großes Dunkel liegt über der hypothetischen Stammform. Das wichtigste Moment bei dieser Betrachtung aber ist: Je weiter wir den vermeintlichen Ahnen zurücklegen, je mehr Zwischenglieder haben wir nötig. Nun kennen wir aber in der Entwicklungsreihe der Affen dreißig fossile Halbaffen und achtzehn Gattungen fossiler Affen, in der Entwicklungsreihe des Menschen — keine.

Man wird einwerfen: Pitecanthropus erectus; dazu kommen wir nun.

2. Die Paläontologische Stammesgeschichte. Der holländische Militärarzt Eugen Dubois fand 1893 in einem Flußbett auf Java ein Schädeldach, einen Oberschenkelknochen und einen Backenzahn. Er hielt die Stücke für zusammengehörig und für Teile des lange gesuchten Zwischengliedes. Der Fund war überraschend. Heute aber hält man jenes Schädeldach für das eines echten

Affen aus der Gruppe der Hylobatiden. Berühmter noch wurde dann der Neandertalmensch; schon in den fünfziger Jahren fand man seinen Schädel. Die Meinungen über ihn gehen sehr auseinander. Schwalbe glaubte ihn zwischen Affe und Mensch stehend. Später nannte er ihn Urmensch, homo primigenius. 1905 machte man ferner Skelettfunde in Krapina (Kroatien), und Kramberger schloß aus der Ähnlichkeit zwischen dem homo primigenius und dem recenten Menschen auf eine Kontinuität der Entwicklung. Wasmann aber glaubt, der homo primigenius sei nur eine ältere Rasse des recenten Menschen und fordert vom Zoologen die Anerkennung, daß alle Formen hier eine einzige Art darstellen: das ist der homo sapiens. Der homo primigenius müsse also eigentlich heißen: homo sapiens primigenius. Ihm folge der hypothetische homo sapiens fossilis und dann der recente Mensch.

Die paläontologischen Funde, so schloß der Redner seinen dritten Vortrag, sind also nicht zu verwerten, da wir nach Professor Branco keine Ahnen kennen und alle Knochenfunde auf Menschen wie wir deuten, während Häckel seinen Stammbaum als Tatsache hinstellt, und brauchte zum Schluß das Bild, die Kirche sei ein Fels, den die Wogen umspielten, dem aber weder die Woge, die Kopernikus hieß, etwas anzuhaben vermochte, noch die der modernen Entwicklungslehre.

* * *

Der vierte Abend galt der Diskussion. Eine ganze Reihe von Rednern hatte sich gemeldet; durch die Bank Gegner von Wasmann. Dabei hatte das eingangs schon erwähnte liberale Berliner Blatt behauptet, ‚der Katholizismus werde gewiß Hilfskräfte stellen.‘ Als es dann aber anders kam und Wasmann allein focht, hieß es: ‚Der Sieg der freien Wissenschaft war so glänzend, daß keiner sich hervorwagte.‘ Wie man sieht: diese liberalen Mannesseelen sind um Worte nicht verlegen. Zudem hatte man Wasmann einen Streich gespielt. Der körperlich nicht sehr kräftige Gelehrte wollte, daß die Diskussion die Dauer von zwei Stunden nicht überschreite; sie dauerte aber $3^1/_2$ Stunden, während er nur einmal und am Schluß das Wort erhielt, obgleich vereinbart war, er solle auch gleich zu Anfang nach dem Hauptgegner Plate sprechen, da dieser auch außer der alphabetischen Bestimmung sprach.

Plate behauptete, Wasmann sei eine Doppelnatur, eine merkwürdige Mischung von Naturforscher und Theologe; die beiden gerieten aber in Konflikt, und es siege der Theologe. Plate, der in seiner Art sehr gut sprach, bewegte sich natürlich durchaus in den Bahnen des Materialismus, der annimmt, organisches Leben könne aus anorganischem hervorgehen, und der das äußere Wachsen der Kristalle mit innerem Leben verwechselt. Er bewies im Grunde einen vollständigen Mangel an philosophischem Denken in der Art, wie er Wasmann zu widerlegen suchte; doch er will ja nicht philosophisch denken, er nennt das ‚haltlose Spekulationen‘. Amüsant war aber zum Schluß die Behauptung, Wasmann sei kein ‚echter Naturforscher, kein echter Gelehrter, weil die Kirche ihn einenge‘.

Als zweiter Opponent trat der Ex-Jesuit Graf Hoensbroech auf. In seiner Art machte er einen trefflichen Eindruck, und man sagte sich: ‚Wie gut muß diesem Manne das Priesterkleid gestanden haben!‘ Er ist ein wirkungsvoller Redner; aber eigentümlich: er, der frischgebackene Protestant, wirkt in allem, was er sagt, negativ, während der Jesuit Wasmann positiv wirkte. Hoensbroech scheint von einem wahren Haß gegen seine früheren Ordensbrüder erfüllt; er vermied es geradezu, das Wort ‚Pater Wasmann‘ in den Mund zu nehmen, und hatte er es schon einmal halb ausgesprochen, so verschluckte er es und ergänzte es durch die Worte ‚der Vorredner‘, obgleich Wasmann an dem Abend noch gar nicht gesprochen hatte. Hoensbroech griff den Naturforscher Wasmann als solchen nicht an; er sprach von Index und Syllabus, nachdem Plate den Mut des katho-

lischen Priesters gelobt hatte und das gleiche Naturforschen den Protestanten wünschte. Und in der Tat: der protestantische Geistliche wirft entweder die ganze Religion über Bord und wird Sozialdemokrat, oder er bleibt orthodox. Und was nun im Sinne Hoensbroechs Index und Syllabus angeht, mit denen er die Forschertätigkeit Wasmanns entkräften wollte: es kommt doch schließlich auf Auslegung und Anwendung dieser Einrichtungen an. Wer ein Galilei ist, setzt sich schon durch, und die Masse bedarf des Zügels! Hoensbroech erinnerte an den Tod Giordano Brunos. Aber daß auch Sokrates den Schirling trank, vergessen diese Leute, und daß es nicht viel besser ist, wenn heute der ‚freie Bourgeois' den genialen Forscher und Künstler lächerlich macht oder verhungern läßt. Und ganz abgesehen von Wasmann: Schleudert nicht der Materialist sein Anathema gegen jeden Forscher okkulter Dinge, wenn er auch nicht mit der Kirche zu tun hat? Und wieviel von diesem einst verlästerten Okkulten gehört heute schon zum festen Bestand der Wissenschaft! Es sei nur an Hypnotismus und Magnetismus erinnert. So ist es ein und dasselbe, ob die Kirche die materialistische Forschung zügelt, oder diese die geistige totschweigt und verleumdet. Um die modernen Forschungsresultate zu erzielen, dazu gehörte eine gewisse Einseitigkeit des Denkens, und es ist mehr diese Einseitigkeit als die Freiheit, die sie fand. Das Konservative des theologischen Denkens war hier bis zu einem gewissen Grade hinderlich. Wir sind aber nun dieser Einseitigkeit müde, der wissenschaftlichen Analyse, und dürsten nach Synthese. Das ist doch längst ein öffentliches Geheimnis; und wenn kein wissenschaftlicher Vertreter dieser Denkrichtung auf dem Plan erschien, um Wasmann zu sekundieren, so lag das wohl an Berlin, der Hochburg des Protestantismus und der augenblicklichen Wahlbewegung. Wir haben die materialistische Forschung doch längst durch eine psychologische aller Art ergänzen sehen und verlangen geradezu nach Theologie. In einem freilich müssen wir Hoensbroech recht geben: es ist keiner der von der Kirche zensierten Forscher bisher ein Pfadfinder geworden. Das liegt jedoch wohl weniger an dieser Zensur als an der ganzen Zeitströmung. Wer zum Pfadfinder berufen war, bewegte sich in dieser Zeitspanne außerhalb der Kirche. Die Segnungen der Reformation wuchsen auf diesen Bahnen; nun verspüren aber breite Kreise das Bedürfnis, den anderen Weg wieder zu gehen, da jener unterhalb des Zieles zu enden scheint.

Es sprachen dann noch eine ganze Reihe von Rednern, die hier nicht berücksichtigt werden können; alle natürlich vom Standpunkt des Materialismus. Als Wasmann das Wort zur Erwiderung erhielt, war es nahezu Mitternacht. In einer halben Stunde die Fülle von Einwänden zu widerlegen war nicht mehr möglich, doch bewies er eine große Geistesgegenwart. Er behauptete nochmals, nicht als Theologe, nicht als Jesuit, sondern als Naturforscher Erich Wasmann gesprochen zu haben. Dann aber, wir sagten es schon, hätte er sich in seinen Reden beschränken müssen; er hat aber tatsächlich seinen Gegnern Angriffspunkte geboten, die diese, wenn auch ungerecht, sich sehr zunutze machten. Zu Plate gewendet meinte der Redner: Ich soll eine Doppelnatur sein, halb Theologe, halb Naturforscher? Darauf erwidere ich: Es ist nur gut, daß beide einander kontrollieren! Ein schöner Satz, den übrigens vor fünfzehn Jahren schon der Rembrandt-Deutsche in seinem bekannten Buche ähnlich niederschrieb. — Wasmann vermißte mit Recht bei seinen Gegnern die philosophische Schulung; eine Äußerung, die die liberale Presse wieder als Jesuitenkniff hinstellte.

* * *

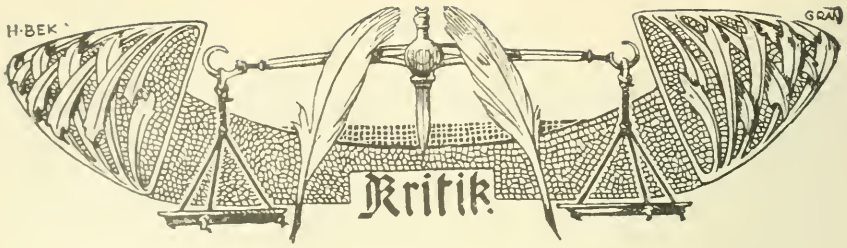
Dem ruhigen Betrachter scheint der Kampf wider Wasmann ganz unfaßlich, und er ersehnt den Tag, da beide Parteien vereint marschieren, denn sie sind tatsächlich keine Feinde; die Feindschaft beruht auf einem Mißverständnis und einer Kurzsichtigkeit, die selbst bei den Materialisten noch als Produkt des ein-

seitigen Protestantismus nachzuweisen ist. Denn worum handelt es sich im Grunde? Vom Standpunkt der Gegenwart scheint uns alles Entwicklung und mit Recht; aber der Übergang aus dem Reich des Geistes in die Welt des Materiellen ist nach wie vor in völliges Dunkel gehüllt, und ein endliches Geschöpf wird diesen nie begreifen. Die erste Freude über das Erkennen der Entwicklung ließ die Erkennenden nun gleich das Reich des Geistes vollends leugnen, während doch ohne dieses, d. h. ohne die Zielstrebigkeit der Atome, die Harmonie des Kosmos gar nicht zu denken ist. Um nun dieses Reich des Geistes zurückzuerobern, ist ein Mann wie Wasmann vielleicht nicht immer der geeignete Pionier, da seine Mittel manchen abschrecken, indem seine Darstellung so manchesmal die scharfe Scheidungslinie für theologische und naturwissenschaftliche Erkenntnis vermissen läßt. Es ist vielleicht besser, wenn die Naturforscher sich bestreben, ihr Gebiet durch metaphysische Betrachtungen zu erweitern, als wenn die Kirche allzu laut die Erkenntnisse der Naturwissenschaft für sich reklamiert. Sie kann im Besitz ihrer göttlichen Mission und Wahrheiten diese Kleinigkeiten selbstverständlicher hinnehmen.

Die liberale Presse behauptete, Wasmann habe einen Dämmerschleier über die Stadt der Intelligenz ziehen wollen. Ich frage mich: worin ich ihn sehen soll? Darin etwa, daß ein Gelehrter sagt, was alle protestantischen Geistlichen allsonntäglich einer gläubigen Menge von Staats wegen von der Kanzel predigen: daß nämlich Gott, nicht die tote Materie die Welt geschaffen habe? Ist dieses der gefährliche Dämmerschleier, gegen den man sich wehrt? Oder: die römische Kirche versucht auf dem Wege der Naturwissenschaften in Berlin einzudringen; eigentümlich, daß ein protestantischer Pfarrer Naturwissenschaften betreiben darf, ohne als Rattenfänger für die Kirche zu gelten. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die Zeitungen sich darüber aufregen, wenn ein Forscher behauptet, was die ganze Menschheit glaubt: Gott und nicht die tote Materie sei die Ursache der Welt. Geht man doch kaum fehl, in diesem Fanatismus das leise Nachzittern jener Angst zu spüren, die sich im Antlitz dessen malt, der zwar behauptet, im Besitze der Wahrheit zu sein, im Grunde aber doch um sie besorgt ist. Und staatliche Lehrer halten es für ihre Pflicht, gegen einen Gottverkünder aufzutreten; denn der Priester, ja die ganze Menschheit darf an Gott glauben, nur der Naturforscher nicht, der sich täglich mit Gottes Werk befaßt. Wenn der es tut, so ist er Dilettant, ein Schwindler, ein Jesuit, während er im Grunde der Berufenste dazu wäre.

Bleibt also die beschämende Tatsache, daß Wasmann, dieser nicht einmal bedeutende Priester, infolge seiner Schulung, nicht seiner Denkkraft, philosophisch unsere sämtlichen Naturforscher in die Tasche steckt und in der Diskussion den größten Takt bewies gegenüber jenem Wissenschaftlerhochmut, dessen Wahrheiten nach Ibsen-Stockmann nur fünfundzwanzig Jahre alt werden, während die Kirche in ihrer hohen Weisheit sich bewußt ist, daß keine irdische Wahrheit, welcher Art sie auch sei, einer göttlichen zuwider sein kann.

Rudolf Klein.



Engels deutsche Literaturgeschichte.*

Unter dem betrübten Titel ‚Mein Bildungsbankrott' hat jüngst Hermann Losch in den Süddeutschen Monatsheften ausgerechnet, daß es physisch unmöglich ist, in einem kurzen Menschenleben alle die Literaturwerke zu lesen, die man nach mancher Leute Meinung ‚als Gebildeter gelesen haben muß'. Selbst wenn man täglich sechs Stunden über der Lektüre säße, gehörten mehr als 9000 ‚Lesearbeitstage' dazu, um auch nur die bekanntesten Werke der Weltliteratur ein einziges Mal zu bewältigen. Es wäre interessant, eine ähnliche Berechnung einmal hinsichtlich der Anforderungen aufzustellen, mit denen man an einen Geschichtschreiber der deutschen Literatur heranzutreten pflegt. Er muß, so meinen die meisten, sämtliche Werke, deren er irgend Erwähnung tut, kennen; die wichtigeren darunter müssen ihm, das ist selbstverständlich, aus häufigerem Wiederlesen vollkommen vertraut sein. Aber damit noch nicht genug. Der Arme soll außer der Literatur, die er behandelt, auch die weit umfangreichere Literatur *über* diese Literatur kennen; wenn er z. B. über Goethe schreiben will, so muß er neben dessen sämtlichen eigenen Werken auch die wichtigste Goetheliteratur — allein schon eine stattliche Bibliothek — genossen haben. Daß dies ein Ding der Unmöglichkeit ist, weiß jeder, der auch nur einigen Einblick in die quantitativen und qualitativen Verhältnisse dieser Hilfsliteratur gewonnen hat. Aber schlimm genug, daß es auch nur als ein — unerreichbares — *Ideal* gelten kann, dem möglichst nahezukommen der Ehrgeiz mancher Literaturgeschichtschreiber zu sein scheint. Nichts ist im allgemeinen dem unbefangenen Genuß und der sachlichen Wertung eines Kunstwerks schädlicher, als wenn man allzu vieler anderer Leute Meinung darüber gehört haben will, ehe man sich selbst ein Urteil zu bilden getraut. Die vermeintliche Objektivität, welche auf *diesem* Wege zustande kommen soll, ist tatsächlich eher eine Unfähigkeit zu klarem und einheitlichem Selbsturteil; die vermeintliche sachliche Geschichtschreibung führt zu einem Verlieren in Nebensächlichkeiten und langweiligen Kleinkram.

Eduard Engel hat sich ein Verdienst erworben, indem er für seine deutsche Literaturgeschichte von vornherein auf *diese* Art von ‚Wissenschaftlichkeit' Verzicht leistet. Er sagt mit Recht: ‚Nachdem jetzt fast ein Jahrhundert wissenschaftlicher Durchforschung der eigenen Literatur verflossen ist, wäre es vielleicht heilsam, wenn nunmehr ein Jahrhundert ungestörten Genusses an den Kunstwerken folgte.' Seine Literaturgeschichte will durch möglichst direkte, von kleinen Proben oft geschickt unterstützte Charakteristik den Leser zu den Werken selbst hinführen. ‚Der oberste Zweck einer Literaturgeschichte besteht in der Anregung und Wegeweisung für den Leser zum eigenen Genuß der Literaturwerke.' Zu diesem Grundsatz gesellt sich

* Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart von *Eduard Engel*. 2 Bände. Leipzig und Wien 1906. Verlag von G. Freytag und F. Tempsky. Gebd. M. 12.

aber ein zweiter, minder einleuchtender: ‚Eine ideale Geschichte der deutschen Literatur müßte eigentlich zu lesen sein wie ein spannendes Kunstwerk der Erzählung.‘ Über Kunst schreiben und selbst Kunst schaffen sind doch noch sehr zweierlei Dinge und kaum zu vereinen; denn der Künstler ist freiwaltender Herr über seinen Stoff, der Kunsthistoriker an gegebene Tatsachen und Werte gebunden. Doch es gibt zwischen dem ‚spannenden Kunstwerk der Erzählung‘ und dem langweiligen Bericht trockener Gelehrsamkeit einen Mittelweg. Diesen ist Engel gegangen. Unterhaltsam liest sich sein Buch, wo man es aufschlägt, und die Anordnung und Gruppenbildung ist — abgesehen von der Behandlung der neuesten Zeit — mit seltener Geschicklichkeit durchgeführt.

Geschicklichkeit, — damit ist aber auch das letzte Lob ausgesprochen, welches der Engelschen Darstellung gespendet werden kann. Genügt es zur Daseinsberechtigung einer neuen deutschen Literaturgeschichte, daß ein gewandter und vielbelesener Plauderer mit Hilfe der bisherigen Darstellungen und eines fast beneidenswerten reichhaltigen Zettelkastens ein neues ‚Arrangement‘ vorführt? Oder müssen die Leser von einem solchen Werke gerade wegen des Verzichts auf strenge Wissenschaftlichkeit nicht etwas mehr verlangen, nämlich eine eigene Art, zu sehen und zu urteilen, ein ursprüngliches und neuschöpferisches Vermögen, zu erkennen und — sei's drum — auch zu irren. Daran fehlt es bei Engel. Er ist kein Mann der Wissenschaft, aber auch kein Mann der geschmacksicheren Intuition; er ist nur ein fleißig sichtender Registrator und Informator, kurz, ein Mann der Presse, ein tüchtiger Journalist. Ein solcher Vorwurf erfordert einige Begründung: Statt selbst zu urteilen, sammelt Engel gerne die Urteile anderer, zwar nicht der Literarhistoriker, wohl aber der Dichter. Über das Nibelungenlied z. B. hören wir Hebbel Grillparzer, Heine, Friedrich den Großen, Lessing, A. W. Schlegel und Goethe oder über Klopstocks Dichtung Lessing, Herder, Goethe und Schiller. Wo solche Urteile nicht benutzt werden können, merkt man förmlich des Verfassers Verlegenheit. So wird betreffs Schillers Gedicht ‚Die Künstler‘ beklagt, daß wir ‚leider keine würdigende Äußerung Goethes besitzen‘, und umgekehrt heißt es im Goethekapitel: ‚Schiller hat die Wahlverwandtschaften nicht mehr erlebt; wir besäßen sonst sicher von ihm ein preisendes Wort.‘ Bezeichnend sind auch die häufig wiederkehrenden vergleichsweisen oder sonst indirekten Charakteristiken des einen Dichters, durch Nennung anderer (verwandter oder entgegengesetzter), statt zielsicher die Sache selbst zu bezeichnen; so wird beispielsweise bei Freidanks Sprüchen auf die ähnlichen von Logau und Angelus Silesius, von Ebner-Eschenbach und — Ludwig Fulda verwiesen; auch nichtdeutsche Dichter (Engel hat u. a. auch eine französische und englische Literaturgeschichte geschrieben) werden gern herangezogen. Zeitungsmäßig anpreisend und im Grunde gar nichts besagend sind Superlative wie: ‚Die deutsche Literatur ist die erste unter den Literaturen der Völker‘, Goethe ist ‚der größte Lyriker aller Zeiten‘, die Droste ist ‚die größte deutsche Dichterin‘, ja, ‚die größte in der Weltliteratur‘, Hebbel hat sich durch sein Nibelungendrama ‚den größten Dramatikern der Weltliteratur zugesellt‘ usf. Dies und viel ähnliches könnte noch als störende Äußerlichkeit erscheinen. Aber die Wurzel sitzt tiefer und tritt da zutage, wo Engel unmittelbarer urteilt und einschätzt. Seine tiefste Sympathie gehört nicht den produktiven Geistern, sondern den kritischen, vor allem Lessing, dessen Bild dem ersten Band vorangestellt ist; auch kleineren Räsonneuren wie Fischart oder F. Th. Vischer. Für positive Idealisten fehlt die verstehende Wärme. An Wolfram von Eschenbachs Parzival ist ‚ein ungeheurer Aufwand dichterischer

Kraft zur Hälfte nutzlos vertan'. Mit Schillers Meisterdramen weiß Engel nicht allzuviel anzufangen und begeistert sich am ersten noch an Marquis Posas Redensarten. Mehr als irgend ein Drama, abgesehen vom ‚Faust', wird Lessings ‚Nathan' verherrlicht; selbst Wallenstein kommt daneben kurz weg.

Die Weltanschauung, aus welcher heraus Engel seine ästhetisch unsicheren Urteile fällt, ist eine religiös und oft auch ethisch skeptische, dagegen eine ‚national' überhitzte. Sogar am deutschen Volkslied wird bemängelt, es singe ‚selten, kaum je vom deutschen Vaterland'; Goethe und Schiller werden in einem eigenen Kapitel gegen den Vorwurf allzu unpatriotischen ‚Weltbürgersinns' verteidigt. Engel bezeichnet einmal selbst als seinen höchsten Wertmaßstab: ‚Die Frage nach der bleibenden Bedeutung eines größeren Dichters und seiner geistigen Hinterlassenschaft ist zu beantworten nach dem Wert des Mannes und des Werkes für die Ausprägung des völkischen Wesenskernes.' Wer darin mehr als eine hohle Redensart zu finden geneigt ist, möge zusehen, wie sich solcher Maßstab im letzten Hauptteil, wo Engel selbständiger werten muß, bewährt. Da erhält z. B. Paul Lindau zwei Seiten und Sudermann $6\frac{1}{2}$ Seiten, dagegen Martin Greif (in einem Abschnitt: ‚Allerlei Sänger') eine halbe Seite und F. W. Weber ganze zehn Zeilen. Da könnte man glauben, jeder noch so dekadente Zotenschreiber, selbst Panizza oder Hans von Kahlenberg, stelle auch noch ein Stückchen des völkischen Wesenskernes in sich dar; jeder literarisch noch so leichtwiegende Feuilletonliebling einer gewissen Tagespresse wird der Aufnahme schnurstracks wert befunden; dagegen fehlen fast alle katholischen Schriftsteller. Kein Wort von Alban Stolz, Pocci, Ringseis, Auerbacher, kein Wort auch von Hlatky, Helle, Kralik, Eichert, Therese Keiter, Paul Keller und Handel-Mazzetti. Solche dichterische Persönlichkeiten sind freilich einem ‚völkischen Wesenskern' nicht leicht nahezubringen, um den sich Herren wie Alberti, Mackay, Mombert und Wedekind oder Damen wie Margarete Beutler, Marie Madeleine und Dolorosa anmutig gruppieren. — Wenn Engel schon dem Kapitel über Jugendliteratur einen Anhang über ‚Die katholische Bewegung in der schönen Literatur' beizufügen am Platze findet und darin dem ‚Hochland' und seinem Herausgeber einige Freundlichkeiten sagt (die besser in den Abschnitt über neuere Literaturkritik und Zeitschriften gepaßt hätten), dann hätte er doch auch einen Blick auf den Inhalt der Hochlandbände werfen sollen und wäre dann im belletristischen und kritischen Teil auf gar manche Namen aufmerksam geworden, die sich ihren Platz in der neuesten Literaturgeschichte durch Taten verdient haben.

Dr. Max Ettlinger.

W. Diez pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Flucht nach Ägypten.

Laientum und Kirche.

Die Frage nach der Stellung des Laienelementes in der katholischen Kirche wächst sich in privaten und öffentlichen Kontroversen mehr und mehr zu einer Streitfrage von weittragender Bedeutung aus. Tatsache ist, daß in den Kreisen des gebildeten, kirchlich gläubigen Laientums nicht nur ein lebhaftes Interesse für religiöse und kirchliche Fragen, sondern auch ein ehrlicher Eifer vorhanden ist, sich im Sinne des als recht und zweckmäßig Erkannten zu betätigen. Tatsache ist ferner, daß gewisse kirchliche Kreise diese Bewegung in der Laienwelt mit Mißtrauen und innerem Unbehagen ansehen und sich ihr entgegenstellen, wo und wie sie nur können. Um sich über das Ziel und die Endzwecke derselben klar zu werden, wird man nicht versäumen dürfen, nach ihren Wurzeln zu graben und die Geistesverfassung zu verstehen, aus der sie entsprungen ist. Vor allem wird man sich hüten müssen, zweierlei zu verwechseln oder gleichzustellen. Es gibt eine Bewegung, die eine Aufwiegelung des Laientums gegen die kirchliche Autorität anstrebt, die durch eine allmähliche Laisierung kirchlicher Verwaltungsämter dahin arbeitet, den Einfluß des Klerus auch in rein kirchlichen Dingen mehr und mehr einzudämmen und schließlich um seine ausschlaggebende Bedeutung zu bringen. Es ist ohne weiteres klar, daß diese Bewegung von einem Geiste getragen wird, der sich zum kirchlichen Leben als Gegensatz empfindet, der an der Entwicklung desselben nicht von innen heraus mitarbeiten, sondern diese von außen hemmen oder aus ihren naturgemäßen Bahnen drängen will. Zwischen solchen Bestrebungen und der nach Betätigung verlangenden Teilnahme und Liebe des kirchlich gesinnten Laientums gibt es keine Verbindung. Schon durch die ursprünglichen Motive ist hier ein Abstand geschaffen, über den keine Brücke führt. Und doch wird dies selbst von Verteidigern kirchlicher Rechte nicht immer genügend bedacht. Sie wissen hier nicht zu unterscheiden, oder wenn sie unterscheiden, so geschieht es, was nur um so schlimmer ist, in der Weise, daß sie von inneren und von äußeren Feinden sprechen, wobei die letzteren natürlich noch als die harmloseren hingestellt zu werden pflegen. Hier versagt das psychologische Verständnis für die Verfassung, in der sich jene katholischen Laien befinden. Es ist kein Zweifel, daß ein tiefgehendes Interesse an der Sache ihr Verhalten bestimmt. Sie haben ein inneres, gläubiges Verhältnis zur Kirche und ihrer Wirksamkeit. Sie haben den Wunsch, sie allgemeiner anerkannt, ihre Wirksamkeit erweitert und vertieft zu sehen. Was können wir

unsererseits dazu beitragen, so fragen sie sich, die Verhältnisse so günstig zu gestalten wie nur möglich? Wo liegen nach unseren persönlichen Erfahrungen die Hindernisse? Wo eröffnen sich neue Gebiete praktischer Tätigkeit? Wie haben sich nach unseren gewissenhaften Beobachtungen diese oder jene Gewohnheiten, Methoden, Organisationen, Kampfesweisen bewährt? Wo scheinen sie bis jetzt zu versagen oder sich gar als Hemmnisse zu erweisen? Kann man sich vernünftigerweise denken, daß einem um die Entwicklung des religiös-kirchlichen Einflusses besorgten katholischen Laien das Recht bestritten werde, sich über solche Dinge ernstlich Gedanken zu machen und mit vollem Eifer ihnen hinzugeben? Was denn anders als ein tiefkirchlicher Sinn kann dazu drängen? Äußere Interessen, die bei dem Kleriker stets denkbar sind, fallen bei dem Laien meist völlig fort. Amt und Würde hat er nicht zu gewärtigen noch zu verteidigen; das einzige, was er aufs Spiel setzt, ist der Ruf seiner Kirchlichkeit bei solchen, denen der Inbegriff kirchlicher Denkweise das quieta non movere ist. Würde er diesen Ruf, gegen den er nichts eintauscht als Verkennung, daran wagen, wenn ihn nicht eine innere Überzeugung des Wahren und Rechten triebe? Glaubt man wirklich, daß Neuerungssucht, eine allgemein unzufriedene Stimmung oder kleinliche, persönliche Gereiztheiten treibende Kraft hierzu genug in sich schlössen? Schlechte Seelenkenner, die so denken! Und doch gibt es in dem Verhalten solcher Laien gegenüber der kirchlichen Autorität ein ausschlaggebendes Kriterium über die Reinheit und Echtheit ihrer Absichten. Werden sie die kirchliche Autorität anerkennen und sich ihren Entscheidungen fügen, oder werden sie sich ihr widersetzen, ihre eigenen Wege gehen und damit sich und ihr Wirken mit Unfruchtbarkeit schlagen? Das ist das Entscheidende.

Dieser Gedanke steht auch im Mittelpunkt einer Rede, die Antonio Fogazzaro, in dessen Person sich ein gut Teil unserer Frage typisch verkörpert, unlängst in der Ecole des Hautes-Etudes zu Paris über die Ideen des Giovanni Selva gehalten hat. Giovanni Selva, mit dem sich Fogazzaro solidarisch erklärt, ist, wie unsere Leser wissen, jene Laiengestalt in dem Roman ‚Der Heilige', die wohl am meisten den Unwillen der Gegner der Dichtung erregt hat. Sein Haus ist der Herd all der begeisternden Ideen eines fortschrittlichen Katholizismus, die der ‚Heilige' selber zu den seinigen macht — auch er ein Laie gleich jenem anderen großen Laienreformator des 13. Jahrhunderts, den die Kirche der Ehre der Altäre gewürdigt hat. Aber Giovanni Selva ist mehr als ein reines Phantasieprodukt.

‚Er gehört der Welt der Wirklichkeit an.... Er hat hier nur ein Pseudonym gewählt.... Sein wahrer Name ist Legion. Er lebt, denkt und arbeitet in Frankreich, England und Deutschland, in Amerika und in Italien. Er trägt die Soutane, die Uniform wie auch den Gesellschaftsrock. Er wirkt an den Hochschulen und verbirgt sich in den Seminaren. Er kämpft in der Presse und betet im Schatten der Klöster. Er predigt sozusagen nicht mehr, aber er hält noch Konferenzen. Er ist Exeget und Historiker, Theologe und Forscher, Journalist und Dichter. Er schreibt nicht immer; bisweilen ist er nur ein leiden-

schaftlicher Leser, ein einfacher Gläubiger oder ein Denker. Er ist Republikaner, Monarchist, christlicher Demokrat oder einfach Liberaler. Er ist alles das, was ein ehrenhafter Katholik nur immer sein kann, mit einer einzigen Ausnahme: Er ist kein eingefleischter Moderner.'

Man entsinnt sich aus dem genannten Roman jener Ansprache Benedettos, worin er wünscht, daß alle für die Kirche begeisterten fortschrittlichen Katholiken sich zu einem stillen Bunde zusammenschließen und darin friedlich für ihre Ideen wirken möchten. Fogazzaro gibt seinen hierüber in hochgradige Besorgnis geratenen Gegnern eine beruhigende Versicherung:

,Dieser stille Bund der Ritter vom Heiligen Geiste, der in Italien so große Angst hervorgerufen hat, ist nichts als eine Fabel. Sie (die fortschrittlich gesinnten Katholiken) sind nur durch das ideale Band eines gemeinsamen Gedankens verbunden; nur wenige unter ihnen kennen sich auch nur dem Namen nach; aber alle haben das Gefühl stillschweigender und immer zunehmender Sympathien für einander, ein Gefühl, das geradezu berauschend wird in den Tagen des Kampfes und der Leiden.... Sie werden niemals geneigt sein, sich von der Kirche zu trennen, die sozusagen die Heimat ihrer religiösen Sehnsucht ist, wie sie sich niemals von ihrem irdischen Vaterland trennen werden, dessen treue Söhne sie sind. Sie wissen, daß sie sowohl in ihrer Eigenschaft als Glieder der Kirche als auch in ihrer Eigenschaft als Bürger den Gesetzen unterstehen, daß die Gesetze der religiösen Gesellschaft wie die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft bisweilen ihren Meinungen nicht entsprechend sein können, aber daß es ihre Pflicht ist, selbst unter den größten Bitterkeiten und den schwersten Opfern den geforderten Gehorsam zu leisten, eine Pflicht, die nur in den unverletzlichen und heiligen Rechten des Gewissens ihre Grenze findet. Sie wissen dies aus der Theorie und zuweilen auch nur aus schmerzlichen Erfahrungen, aber sie fühlen sich dadurch nicht abgestoßen. Sie lieben ihre Kirche, wie sie ihr Vaterland lieben. Wenn sie aber von der Kirche und wenn sie von der Nation sprechen, so denken sie nicht an Individuen noch einzig an die lebende Generation.... Wer von der Kirche spricht, spricht von einer einzigen Brüdergemeinschaft, die sich durch die Jahrhunderte erstreckt. Ihrer äußeren Erscheinung und Betätigung nach ist sie zweifellos sichtbar; aber das Realere, das Bedeutungsvollere ist das unsichtbare Element in ihr; denn man kann vielleicht ein Würdenträger oder ein öffentlicher Verteidiger der Kirche sein und ihr nicht anders angehören als nur dem Namen nach; man kann im Herzen nicht jenen Glauben tragen, der nach der offiziellen Definition, welche die Kirche über sich selber gibt, unerläßlich ist, um wahrhaft ein Glied ihrer Gemeinschaft zu werden. Die Geburt, die Gewöhnung, das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit, die in der persönlichen Erinnerung haftende Poesie des Kultus spielen ohne Zweifel in dem kirchlichen Gefühl jedes gläubigen und sich praktisch betätigenden Katholiken eine große Rolle; aber diese einigenden Faktoren sind kein ausschließendes Privileg der religiösen Gesellschaft, die sich um das Papsttum zusammenschließt; und wenn die Liebe der fortschrittlichen Katholiken für ihre Kirche nicht geringer wird trotz der Bitterkeiten und der Opfer, die sie sie kostet, so geschieht dies, weil ihnen immer ein Zufluchtsort in der unsichtbaren Region sicher ist, in der sie sich kraft eines lebendigen Glaubens und einer unvergänglichen Hoffnung als Mitglieder einer Brüdergemeinschaft wissen, von der Gott allein vollständig Kenntnis

besitzt; hier sind sie geschützt gegen jede Kränkung, und niemand in der Welt, welche Macht er auch habe, wird sie davon ausschließen können in Ewigkeit.' —

Fogazzaro findet ihr Verhalten gegenüber der Wissenschaft begründet in der Tiefe ihres Glaubens.

‚Katholiken vom Schlage eines Giovanni Selva werden von der Wissenschaft für sich selbst keine positiven Beweise fordern, die sie ihnen übrigens gar nicht geben kann, gleichwie die Photographie kein Bild zu geben vermag von einer geistigen Fähigkeit. Ebenso und aus dem gleichen Grunde halten sie sie nicht für fähig, ihnen andere als nur negative Beweise entgegenzustellen. Wenn sie trotzdem vom Standpunkte ihres Glaubens aus gegen den wissenschaftlichen Fortschritt nicht gleichgültig sind, wenn sie sich vielmehr freuen, von Fall zu Fall daran mitarbeiten zu können, so geschieht dies nicht nur, weil es im Wesen ihrer Glaubensauffassung liegt, jedes Licht der natürlichen Wahrheit zu verherrlichen, da es derselben Quelle entstammt wie die geoffenbarte. Denn nach ihrer Anschauung besteht zwischen der Wahrheit, welche Gegenstand ihres Glaubens ist, und der Wahrheit, welche Gegenstand der Wissenschaft ist, eine geheime Verwandtschaft. Sobald die Wissenschaft eine Wahrheit erobert hat, scheine sie anfänglich auch wenig mit der religiösen vereinbar, wird die religiöse Wahrheit doch aus ihr den Lebenssaft saugen und wachsen. Sie wächst, weil der Widerspruch, der sich zwischen einer bewiesenen Wahrheit und einer überlieferten Glaubensanschauung offenbart, an dieser letzteren rüttelt und daran zertrümmert, verdorren und abfallen macht, was nur menschliche Einkleidung der göttlichen Wahrheit war, eine Einkleidung, die, da sie sich bildete, dem Stande der menschlichen Erkenntnis entsprach, der nun überwunden wird. Von der abgestorbenen Rinde befreit wächst die Glaubensanschauung sich lebendig weiter aus und paßt sich den neuen Forderungen des Gedankens an. Es folgen daraus allmählich immer glänzendere und mehr dem Glaubensinhalt entsprechende Umgestaltungen, und diese vorzubereiten, einzuleiten und die Konservativen nach sich zu ziehen ist die Aufgabe aller fortschrittlichen Katholiken.'

An einigen Beispielen der biblischen Exegese erläutert Fogazzaro diesen Gedanken, der übrigens auch durch die Ergebnisse der biologisch-anthropologischen Forschungen, wie sie z. B. P. Wasmann kürzlich in seinen Berliner Vorträgen zum Teil ausgesprochen, zum Teil nur angedeutet hat, vollauf gerechtfertigt wird. Wenn sich die fortschrittlichen und unter diesen besonders die Laienkatholiken nicht darauf beschränkten, der kirchlichen Regierung Mißbräuche zur Kenntnis zu bringen, die sie abgeschafft sehen möchten, sondern wenn sie sich auch beifallen ließen, ihre Meinung auszusprechen über die Stellung, die der Wissenschaft gegenüber einzunehmen sei, so täten sie das mit dem größten Respekt und in der einzigen Absicht, daß die äußere moralische Schönheit der Kirche, ihrer Mutter, immer glänzender erstrahle, und sie täten es nicht als Laien, die den lächerlichen Stolz hätten, sich für Bevollmächtigte einer höheren Autorität zu halten.

‚Sie haben niemals an dergleichen gedacht, glauben sich nicht unfehlbar; sie sind gemäß den Regeln der katholischen Disziplin der legitimen Autorität der Hierarchie unterworfen.... Wir können irren in bezug auf einzelne Punkte der Doktrin, wir können Unklugheiten begehen, ungenaue Ausdrücke wählen,

und wir werden immer bereit sein, einen Irrtum einzugestehen, der uns bezeichnet wird; aber wir sind sicher, nicht zu irren, wenn wir unseren Glaubensgenossen und jedem, der uns hören will, den Kultus der Wahrheit predigen, die höchste Notwendigkeit, nach ihr zu leben, und den Gehorsam gegen die Gesetze der Kirche, selbst gegen diejenigen, welche man beseitigt oder abgeändert sehen möchte. Nicht indem wir uns selber aus dem Vaterlande verbannen, nicht indem wir uns von der Regierung ausschließen, gewinnen wir Einfluß auf die nationale Gesetzgebung, können wir die Abschaffung oder Änderung von Gesetzen betreiben. Die erste Bedingung, etwas gegen sie ins Werk zu setzen, ist, ihnen zu gehorchen. Andererseits haben wir niemals irgend eine konkrete und präzise Reform weder des Katechismus, noch der Disziplin, noch des Kultus vorgeschlagen, noch haben wir die Absicht, dies zu tun. ... Man nennt sie (die fortschrittlichen Katholiken) Reformkatholiken. Wenn sie es sind, so sind sie es im Sinne der Katholiken des sechzehnten Jahrhunderts, die auch auf eine reinigende Arbeit der Kirche hinwirkten, damit das Ansehen und die moralische Autorität Roms erhöht werde.'

Dem konservativen Element in der Kirche, das mehr durch den Klerus vertreten werde, während die Laien (die ecclesia discens) das fortschrittliche Element darstellten, läßt Fogazzaro völlige Gerechtigkeit angedeihen. Es habe eine notwendige Aufgabe zu erfüllen. Wenn man dem Giovanni Selva des Romans einseitigen Intellektualismus vorgeworfen habe, so dächten die Giovanni Selvas der Wirklichkeit jedenfalls mit dem hl. Paulus, daß der Glaube nicht die erste der christlichen Tugenden sei. Und das sei auch ein Hauptpunkt in der Theorie des Giovanni Selva.

‚Die geistvollsten unter den fortschrittlichen Katholiken, die gelehrtesten unter den konservativen Theologen, die gewissenhaftesten unter den Gläubigen, die ihre Pflichten erfüllen, die begeistertsten Apologeten des Glaubens und Verteidiger der Kirche sind nichts trotz ihrer Ehrlichkeit und ihrer Orthodoxie, wenn ihnen die Liebe fehlt, wenn der Geist des Evangeliums ihrem Wollen und ihren Worten fremd ist. Was Giovanni Selva für sich wie für seine Freunde am meisten fürchtet, ist, daß sie, die sich im Schoß der Kirche ungerechterweise bekämpft fühlen, den Versuchungen des Stolzes und des Zornes unterliegen; daß sie nicht zu verzeihen wissen; daß sie bösen Willen und Leidenschaft da sehen, wo nur guter, aber durch die Erziehung und durch Mangel an Einsicht mißleiteter Wille ist; daß sie aus Stolz und Zorn den Fehler begehen, sich gegen die legitime Autorität aufzulehnen und die Gesetze der Disziplin zu verletzen; und andererseits, daß sie aus Schwäche den Fehler begehen, für falsch zu erklären, was sie in ihrem Gewissen für wahr halten. — Was die offizielle Kirchengewalt anlangt, die Giovanni Selva ehrt und höher als alle menschlichen Institutionen schätzt, so fürchtet er nichts mehr für sie, als daß ihre Theorien und ihre Regierungshandlungen sie praktisch von dem hohen Ideale entfernen könnten, das sie vor den Menschen vertritt, und daß sie damit die gesamte Kirche verantwortlich mache. Die Kirchenväter haben die allzu einfältigen Gläubigen gegen die Gefahr, der Welt lächerlich zu erscheinen, in Schutz genommen; die Gefahr, einen moralischen Tadel auch nur scheinbar zu verdienen, ist noch mehr zu fürchten. Die fortschrittlichen Katholiken sind überzeugt, daß das Christentum

sich die Erde erobern wird, aber doch nur mit den gleichen Mitteln, deren sich sein göttlicher Stifter bedient hat.'

Nebenbei mag hier erwähnt sein, daß Fogazzaro von einer parlamentarischen katholischen Partei zunächst für sein Vaterland nichts wissen will. Die Katholiken sollten in den anderen Parteien aufgehen, jedoch jederzeit bereit sein, ihre Stimmen zu vereinigen, sobald die Rechte des katholischen Gewissens bedroht seien, wobei sie gewiß auf die Unterstützung aller Freunde der Freiheit zählen könnten. Den sinkenden Glauben bei den Männern führt Fogazzaro zum großen Teil darauf zurück, daß dem kirchlichen Christentum durch eine weibliche Auffassung der Frömmigkeit sein männlicher Charakter verloren gegangen sei. Die Welt habe vergessen, daß die Religion des Katholizismus und die Religion der Pflichterfüllung, einer Erfüllung jeglicher Pflicht, gleichbedeutend seien. Nur bei einer solchen männlichen Auffassung des Christentums verspricht er sich auch eine allmählich reifende Verständigung zwischen den durch die Reformation von uns, aber nicht von der Liebe zu Christo getrennten Brüdern. Nicht Sache der Laien sei es, die Bedingungen zu erwägen, unter denen eine schließliche Einigung zustande kommen könne, wohl aber für die christliche Idee zu arbeiten, damit die Hand, die wir ihnen bieten, nicht leer sei. Längst bevor Harnack seine Friedensrede* gehalten, in der er dem romanischen Katholizismus den germanischen gegenüberstellte, hat Fogazzaro von seiner geläuterten Auffassung des Katholizismus aus ganz ähnlichen Gedanken Ausdruck gegeben und damit gezeigt, daß auch in den romanischen Ländern ein Geist der Erneuerung und der christlichen Verständigung zu wehen beginnt. Ein Beweis hierfür darf auch in dem Umstand gesehen werden, daß seit dem ersten Januar dieses Jahres unter seiner Mitwirkung eine Zeitschrift erscheint, die schon in ihrem Titel ‚Il Rinnovamento'** diese Tatsache bekundet. Drei hervorragende Laien sind die Herausgeber. Mit einem Freimut, wie er in Deutschland noch selten ist, werden darin die großen religiösen Probleme, die Fragen des Innenlebens und der Verständigung zwischen den Forderungen des modernen Denkens und den Überlieferungen des religiösen Glaubens behandelt. Rinnovamento nennt sie sich und bezeichnet damit ‚nur einen Wunsch, uns selber und alle, die uns durch ein gemeinsames Ideal nahe stehen, zu erneuern in dem Streben nach Wahrheit'. Sie will als eine Laienrevue ohne einseitig konfessionellen Charakter arbeiten an einem allgemeinen Aufbau des Lebens im Geiste des Christentums; denn Christentum bedeutet für sie Leben. Kein Parteidogmatismus soll die herbe Sprache der Tatsachen und Ideen beeinflussen. Jeden religiösen Gedanken, der im Namen des Glaubens den Anspruch erhebt, den Intellekt an bestimmte philosophische oder soziale Doktrinen zu binden, der eine spezifisch orthodoxe Wissenschaft, Kunst oder Politik für möglich hält, erklären die Herausgeber als falsch. Aber diese Liebe der Wahrheit zur Freiheit bedeutet

* Vgl. ‚Hochland' Märzheft 1907, S. 755.

** Rivista critica di idee e di fatti. Milano, Via Bigli 15.

ihnen nicht Loslösung von der religiösen Tradition. Sie betrachten den Katholizismus als die natürliche Grundlage ihres Forschens. Und wie er ihnen Ausgangspunkt dieser seelischen Entdeckerarbeit ist, so bedürfen sie auch der Grenzlinien seines Dogmas als der Fundamente des geistlichen Lebens in der Zeitlichkeit. Ein Aufsatz ‚Per la verità' von Fogazzaro zeichnet mit dem psychologischen Scharfblick des Dichters den seelischen Zustand des modernen Menschen ohne festen Besitz der Wahrheit, aber mit dem Hunger nach ihr. Man mag zu den Ausführungen im einzelnen sagen, was man wolle (die Jesuiten der ‚Civiltà cattolica' lehnen ihn wie das ganze Unternehmen mit bedeutsamen Winken ab), soviel steht fest, daß für die Verständigung der Geister, die immer ein gegenseitiges richtiges Verstehen voraussetzt, der psychologische Tiefblick eines genialen Dichters unschätzbare Dienste leisten kann, nicht zuletzt dem christlichen Apologeten. Auch diese Ausführungen haben mit der Harnackschen Rede über die Versöhnung der Konfessionen den Ruf nach gegenseitigem Verstehenlernen gemeinsam. Aber zweifellos mit größerem Recht, als der protestantische Theologe die Katholiken der ungenügenden Kenntnis des protestantischen Geisteslebens zeiht, klagt der katholische Laie über die Unwissenheit, die bei Nichtkatholiken in bezug auf den Katholizismus bestehe.

‚Außerhalb des Katholizismus weiß kaum jemand, was der Katholizismus ist. Die gebildetsten Männer zeigen eine skandalöse Unwissenheit in bezug auf sein inneres Wesen, seine Lehre, seine Gesetze, seine Disziplin, in bezug auf die Rechte, die er anerkennt, und die Pflichten, die er auferlegt. Das verachtete Symbol der katholischen Religion ist für sie die veraltete, uniformierende und nicht immer reinliche Kleidung seiner Diener.'

Aber diesen Leuten gegenüber ständen auf katholischer Seite viele Menschen von gutem Willen und reinem Leben, die schmerzlicherweise ebenso wenig Verständnis hätten von den Zuständen jener Seelen, wo der Glaube infolge von intellektuellen und moralischen Schwierigkeiten nicht aufleben könne; die weder die primären noch die sekundären Schwierigkeiten, welche zuweilen groß und unverschuldet seien, einzuschätzen wüßten, und die in dem gegnerischen Lager daher auch nur die verschiedenartigen neuen, aber verhaßten Einkleidungen des alten Hochmuts sähen.

Unsere moderne Apologetik muß zum guten Teil sich auf einer sicheren und klaren Psychologie der Zeitgenossen aufbauen. Hier ist es, wo ein für religiöse Fragen interessiertes, aus persönlichem, religiösem Erleben heraus tätiges Laientum den Theologen wirksame Unterstützung gewähren kann. Nichts wäre kurzsichtiger, als diesen guten Willen und diese positive Hilfe abzuweisen. Es ist eine alte Erfahrung, daß man die Menschen durch kein Mittel leichter und sicherer für eine Sache interessieren und begeistern kann, als wenn man ihnen Gelegenheit, oft auch nur Freiheit gibt, sich dafür zu betätigen. Es werden ja immer nur wenige unter den Laien sein, die durch Wort und Schrift in solcher Weise ihrem Interesse, ihrer Liebe

oder auch Sorge Ausdruck geben. Aber es sind viele, sehr viele, die hinter ihnen stehen, im stillen mit ihnen sympathisieren, sich an ihrem Eifer erfreuen, ja erbauen, ihre Liebe und ihre Sorge mitempfinden, mitempfinden aber auch in schmerzlichster Weise und wie gegen sie persönlich gerichtet, wenn ein unbegründetes Mißtrauen von seiten der kirchlichen Vertreter ihnen den Mut zur Arbeit schwächt oder sie gar dem christlichen Volke als Katholiken verdächtigen Ansehens hinstellt. Man vergegenwärtige sich die Lage Frankreichs, und wie anders sie wäre, lebte auch nur noch ein Funke von jenem religiösen Idealismus in den Herzen seiner gebildeten Söhne, wie er in Tausenden von deutschen, italienischen und englischen Herzen glüht.

M.

Eine Gewissenserforschung.

Warum ist die Kirche in Frankreich, die mehr Hilfsmittel besaß als diejenige irgend eines anderen Landes, in dem Kampf des letzten Jahrzehnts so völlig unterlegen? Diese Frage ist der Ausgangspunkt einer Betrachtung, die Abbé Morien in der ‚Quinzaine' (16. Febr. 1907) unter dem Titel ‚Examen de Conscience' anstellt. Nach einer erlittenen Niederlage, meint er, sei es Zeit, in sich zu gehen, sich zu sammeln und zu fragen, ob man nicht in einem gewissen Maße selber verantwortlich sei für die Lage. Die äußere Machtsphäre des kirchlichen Einflusses war groß; die ersten Schulen des Landes, aus denen die einflußreichsten Männer hervorgingen, waren in den Händen des mächtigen Ordens der Gesellschaft Jesu; an Seelsorgern herrschte kein Mangel; die Klöster waren ebenso zahlreich wie mächtig. An materiellen Mitteln hat es nicht gefehlt, und die kirchliche Organisation war in ihrer Art vollendet. Wie erklärt es sich bei solchen Verhältnissen, daß das Volk trotzdem allen religiösen Sinnes verlustig ging, daß das ‚Salz der Erde' es nicht sicherte gegen Fäulnis und Ansteckung, ja daß selbst die heute noch der Kirche äußerlich nicht entfremdeten Kreise so energielos dem allgemeinen ‚debâcle' zusehen? In der Tat, das ist, wie Abbé Morien sagt, ‚ein fruchtbares Betrachtungsthema für den Philosophen'. Und mit der Ruhe eines solchen, der die Ereignisse aus der Ferne betrachtet, der sich über die Leidenschaften des Tages erhebt, ‚ohne Bitterkeit, aber auch ohne Schwäche, ohne Übertreibung, aber auch ohne Furcht' will er die Ursache studieren. Er geht dabei zuwege wie der Pathologe. Das Hauptorgan des kirchlichen Körpers ist der Klerus. Ist die Funktion des Hauptorgans unzureichend, so ist alles erklärt.

‚Es ist unbestreitbar, daß sie mangelhaft war, und daß sie in keiner Weise den Bedürfnissen und Nöten des christlichen Volkes entsprochen hat. Wenn man selber dem Priesterstand angehört, so ist es gewiß einigermaßen demütigend, zu solchen Zugeständnissen getrieben zu sein. Aber die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, muß alle Bedenken niederschlagen. Und dann erlaubt uns die gegenwärtige Krisis nicht, länger von Illusionen zu leben. Wir müssen im Gegenteil mutig den Finger auf die Wunde legen, um sie zu heilen.'

Das Priesterseminar ist heute die Wiege des klerikalen Lebens. Jetzt aber sei es gewiß, daß das französische Seminar, auf das man in Frankreich

so stolz gewesen, das man den andern Ländern so gern als vorbildlich hingestellt habe, keineswegs die Früchte getragen habe, die man von ihm erwartete. Die leitenden Persönlichkeiten seien ohne Zweifel fromme, uneigennützige und gutgesinnte Männer gewesen, aber ohne Verständnis für die Zeitbedürfnisse, ohne die richtige Schätzung der intellektuellen Ausbildung der ihnen anvertrauten Zöglinge.

‚Man hat überlebte Formeln gehütet, sich mit veralteten Methoden herumgeschlagen, jede wissenschaftliche Exaktheit ausgeschaltet. Alle Wissenschaften rüsteten sich mit neuem Handwerkszeug aus; ihr Geist drang überall ein; der Kulturfortschritt erstreckte sich über alle Kreise; nur das Seminar verschloß sich all diesen Ausblicken und mied jede Berührung mit den Zeitbewegungen und dem Leben. Was kommen mußte, ist gekommen; eine so veraltete Bildung erwies sich als unfähig, in der allgemeinen Kultur Platz zu finden.... Wohl bestehen ehrenwerte Ausnahmen, und gerade in den letzten Jahren hat die Wissenspflege unter dem Klerus tüchtige Fortschritte gemacht. Aber wie viele Kleriker gibt es noch immer, denen eine allgemeine Bildung fehlt!‘

Und abermals: Was ist die Ursache dieses Zustandes? Warum hat man sich mit den veralteten Methoden begnügt? Warum konnte man mit der neuzeitlichen Entwicklung des Wissens nicht Schritt halten? Abbé Morien sagt es in einem Satz: Weil man sich stets mit improvisierten ‚Professoren‘ behalf, die selber niemals eine ernstliche wissenschaftliche Schulung erfahren hatten. ‚Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand;‘ — aber sind die Obern Gott?

Was Abbé Morien über die unzweckmäßige moralische Bildung des Priesters sagt, trifft nur zum Teil das Richtige und geht nicht auf den Grund. Um so richtiger ist es, wenn er als natürliches Resultat dieser Bildung feststellt, daß die gesellschaftliche Stellung, die der Priester eingenommen habe, ohne jegliche Wirkung geblieben sei.

‚Das ist eine feststehende und unleugbare Tatsache, die nur Vorurteil oder Blindheit bestreiten oder in Abrede stellen können, daß der Priester in dem abgelaufenen Jahrhundert keinerlei sozialen Einfluß ausgeübt hat. Er hat abseits der Gesellschaft gelebt, ohne an ihr teil zu haben, ohne sich darin zu bewegen und sie zu durchdringen. Infolgedessen hat er ihre Bestrebungen, ihre Sorgen und ihre Sehnsucht verkannt. Ja, es kam so weit, daß, weil er sie nicht kannte, er ihr nur Mißtrauen entgegenbrachte, unfähig, zu erkennen, was in ihr berechtigt, edel und christlich ist.‘

Hat er die Gesellschaft, das Volk, das Proletariat gemieden, so hat er doch die ‚gute‘ Gesellschaft, die ‚classes dirigeantes‘ nicht ungern aufgesucht.

‚Diese etwas allzu hervorstechende Schwäche für die höheren Kreise hat verhängnisvolle Früchte getragen. Das Proletariat, ob mit Recht oder Unrecht, hat geglaubt, in diesem vielleicht unbewußten Zusammengehen einen Bund des Klerus mit den Mächtigen dieser Erde sehen zu müssen, um die Armen, die Schwachen und Enterbten zu bekämpfen, ja niederzuhalten. Mißtrauen gegen die Diener des Heiligtums war die Folge, und Mißtrauen ist ein böses Irrkraut. Vorurteile, Feindschaft und Antipathie sind daraus erwachsen.‘

Aber hat der Klerus wenigstens in den Kreisen der oberen Zehntausend immer seine Pflicht getan? Abbé Morien ist nicht genug Optimist, die Frage zu bejahen. Als eine vielsagende Erscheinung erwähnt er, wie der fromme Eifer in der letzten Zeit sich in dem ‚Sermon de charité' eine Spezialität geschaffen habe; von einem ‚Sermon de justice' habe man noch niemals weder gelesen noch gehört.

Die Gewissenserforschung greift in zwei weiteren Abschnitten auch auf die Gläubigen über. Sie gipfelt in dem Eingeständnis: ‚Die religiöse Belehrung der Katholiken war mangelhaft, weil die Methode falsch war.' So scharf Abbé Morien als Historiker die Dinge sieht, in der psychologischen Kritik versagt er. Er sieht alles Übel nur darin, daß man zu wenig Gewicht auf das Verstandesmäßige im religiösen Unterricht gelegt habe. Und doch wissen wir, wie gerade die alte scholastische Methode, auf die man sich festgelegt hatte, hierin nichts zu wünschen übrig läßt. Daß unser ganzes religiöses Denken und Empfinden letzten Endes nur von der Größe der Vorstellung abhängt, die wir von der Gottheit haben, dieser Gedanke, der geradezu regenerierend wirken müßte, wird nicht einmal berührt. In demselben Maße, als der Gottesbegriff und damit der Begriff der Geistigkeit alles religiösen Tuns abgeschwächt wurde, kamen jene an die Sinnlichkeit sich wendenden dévotions parasitaires, jene geschmacklosen femininen Auswüchse selbst in den Kirchen auf, die die männlichen Geister zuerst dem religiösen Leben entfremdeten, worauf dann bald auch der Opfer- und Familiensinn in ihnen abstarb. Sehr gut ist wieder, was Abbé Morien über jene Erziehungsmethode sagt, die es nicht verstanden habe, zur individuellen Initiative, zum selbständigen Denken anzuleiten.

‚Die Vermittlung des Wissens war sozusagen ganz mechanisch. Die autoritative Methode hat alle Kraft und Freiheit der Seele unter ihr eisernes Joch gebeugt, und das Machtwort des Lehrenden hat nur zu oft die Forderungen der Vernunft niedergehalten. Ich bin überzeugt, daß keiner von denen, die wie der Schreiber dieser Zeilen unsere Unterrichtsanstalten besucht haben, und die fähig sind, den Vorgang ihrer intellektuellen Bildung zu analysieren, diese Einschätzung ungenau oder übertrieben finden wird. Das Gedächtnis sollte alles machen. Man häufte in dem Geist des Schülers die Kenntnisse an, wie man in einem Vorratsspeicher die Lebensmittel zusammenträgt. Wagte ein Schüler einen Schritt über den getretenen Pfad zu machen oder einen selbständigen Gedanken zu denken, sofort galt er für einen hochmütigen, von sich selbst eingenommenen Menschen. Wollte er sich selber Rechenschaft geben über das, was man ihn lehrte, so klagte man über seine Ungebundenheit. Suchte er in sich den Geist der Kritik zu entwickeln, so war er ein Rationalist und Freidenker.'

Wir Deutsche können vielleicht nicht im einzelnen die Tragweite solcher bitteren Eingeständnisse und Klagen beurteilen. Aber seien wir vorsichtig, wenn uns in diesen Punkten Selbstzufriedenheit anwandeln sollte. Ist es schon schmerzlich, solche Stimmen aus dem Auslande hier registrieren zu müssen, so wäre es ganz unerträglich, hätten wir je ähnliche Bekenntnisse abzulegen.

-th.

Zeitgeschichte.

Franz Xaver von Funk †. Ohne Krankenlager, wie er zeitlebens befürchtet hat, ist F. X. v. Funk in der Sonntagfrühe des 24. Februar an Herzlähmung verschieden. Der mit seinen sechsundsechzig einhalb Jahren jugendliche Mann hat in diesem Augenblicke noch nicht an den Abschluß gedacht. Gleichwohl hat der Tod ihn nicht völlig unvorbereitet treffen können. Äußerste Genügsamkeit und strengste Regelmäßigkeit in seinem Tageswerk hätten ihn vor dem Schicksal bewahren sollen, das ihm zwei Brüder und eine Schwester in der Blüte der Jahre von der Seite nahm; so war jeder Tag für ihn ein Memento gewesen.

Der Lebensgang des Entschlafenen ist einfach, die Lebensarbeit reich. Als Tübinger Theologiestudierender mit dem Preis der staatswissenschaftlichen Fakultät gekrönt, mit neunundzwanzig Jahren Stellvertreter Hefeles während dessen Anteilnahme an den Arbeiten des Vatikanums, 1870 Hefeles Nachfolger, 1875 Ordinarius, seither dreimal nach auswärts berufen: jeder Markstein in dieser Entwicklung wurde zugleich zum Denkmal eines außergewöhnlichen Wollens und Könnens.

Funk stand nach Umfang und Erfolg seiner literarischen Betätigung mit unter den Vordersten der heutigen Kirchenhistoriker beider Konfessionen, nach Sachlichkeit und Gründlichkeit zuvorderst. Man war sich dessen in den wissenschaftlichen katholischen Kreisen freudig bewußt und hat es neidlos zugestanden. Nur abseits von der Wissenschaft ist der erbarmungslose Wahrheitsdrang des Tiefgründigen nicht in gleicher Weise verstanden worden, am wenigsten von der älteren Generation, die mehr Opportunität, mehr Zurückhaltung gewünscht hätte. Wir begreifen es. Heute sind wir an die Waffenführung der Funkschen Weise gewöhnt. Die völlig veränderte Aufgabestellung für den katholischen Historiker von heute hat zur Anpassung an die Art des Gegners gezwungen. Das lag zu Möhlers und noch zu Hefeles Zeiten anders. Die beiden großen Vorgänger Funks gehörten der Zeit der ‚Universalhistorie' an, der mehr geistreichen als kritischen Pragmatik. Das letzte Vierteljahrhundert stand im Banne der Detailkritik, der Kleinarbeit. Funk hat innerhalb der katholischen Wissenschaft den Übergang vermitteln helfen, hat auf seinem Arbeitsfeld tiefer graben, infolge davon zu neuen Ergebnissen gelangen, liebgewordene Traditionen beseitigen und damit das Odium auf sich nehmen müssen, das alle Pionierarbeit zu begleiten pflegt.

Dann ein anderes: Als ein Erbteil Hefeles hat der Verstorbene die Vorliebe für die Patristik und für die Geschichte

der ältesten Kirche mit auf den Katheder gebracht. Das war zufällig. Inzwischen aber hat sich gerade nach diesem Punkte das Schwergewicht der ganzen christlichen historischen Forschung geneigt. Die Entscheidung im Ringen der Weltanschauungen und im besondern der christlichen Richtungen wird nicht im Streite um Luther und sein Werk fallen, sondern auf dem Boden der Geschichte des alten Christentums. So bekam für Funk die Beschäftigung mit der Urkirche unmittelbar praktische Bedeutung, damit aber auch erhöhte Verantwortlichkeit. Die Sorgfalt seiner Beweisführung war nicht nur Sache seiner methodischen Schulung, sondern auch des Gewissens. War er aber einmal seiner Sache sicher, war es für ihn ebenso Gewissenssache, der Wahrheit durchzuhelfen. Er hat dabei wohl auch einmal fester zugegriffen, aber nie so, daß er ungerecht geworden wäre, und stets saß der Grund tiefer. Der Mann der absoluten Geradheit konnte es nicht verstehen, wie man seine wissenschaftlichen Überzeugungen teilen und sie aus irgend welchen Rücksichten öffentlich verleugnen konnte. Erfahrungen derart haben ihn tief verletzt, und er hat sie nicht nur einmal gemacht; er hat oft davon gesprochen, in seiner Art unter Nennung von Namen und Sache.

Und dazu das ausschlaggebende Moment der persönlichen Entwicklung: Funk war Repetent am Tübinger Wilhelmsstift, als 1868 aus dem Schoß des Repetentenkollegiums und vom Rottenburger Seminar aus jene Verdächtigungen und Verhetzungen gegen die Fakultät und den von Funk zeitlebens hochgeschätzten, vornehm denkenden Direktor Ruckgaber und den edlen Bischof Lipp einsetzten, die dem greisen Oberhirten das Herz brachen. Die ‚Rottenburger Wirren' haben den jungen Historiker nachhaltig beeinflußt. Dann kam 1870. Als Funk den Lehrstuhl für Kirchengeschichte übernahm, standen innerhalb der Kirche die schärfsten Gegensätze historischer Auffassung einander gegenüber; als Schüler Hefeles, als fertiger, selbständiger Mann mit historischem Blick, kritischem Urteil und Verständnis für die deutsche Bewegung seit 1848 stand er so von Anfang an bei denen, welche die Definition vom 18. Juli 1870 für nicht unbedingt notwendig hielten. Diese Oppositionsstellung, wenn man sie so heißen will, hat naturgemäß den Erfolg seiner Arbeiten ebenfalls erschwert. Ich spreche von Oppositionsstellung nur bedingterweise. Funk wollte nicht Mann der Opposition sein und war es nicht. Den gelegentlichen Vorwurf des Liberalismus hat er jederzeit entschieden abgewiesen: ‚Nicht liberal, aber vernünftig.'

Man muß sich all das gegenwärtig halten, um es zu verstehen, wie der Mann mit seinem lauteren, wohlmeinenden Wesen und, wie die Freunde wissen, weichen Herzen gerade da, wo man ihm am meisten schuldet, verkannt werden konnte. Bedauerlich, daß eine Würdigung des bedeutenden Gelehrten und Menschen genötigt ist, in erster Linie mit Vorurteilen abzurechnen. Funks wissenschaftliche Ergebnisse sind heute daran, auch da angenommen zu werden, wo man sich am längsten dagegen gesträubt hat: der beste Beweis für die Berechtigung seiner Art, und für die Jüngeren Trost und Mahnung.

Seiner wissenschaftlichen Art entsprach die gesellschaftliche. Vorurteilslos und entgegenkommend gegen jedermann stellte sich Funk zu den Kollegen aller Fakultäten freundschaftlich, zu einem kleinen, engeren Kreis herzlich. Im Verkehr mit Frauen war er liebenswürdig, ritterlich — und überall zuvorderst der untadelige Priester. Auch darauf ist ein Stück der Hochschätzung und Verehrung der weitesten Kreise zurückzuführen, wie sie an seinem Begräbnistag zum Ausdruck kamen.

Mit Funks Tod ist der letzte persönliche Zusammenhang der heutigen Gene-

ration mit der alten katholisch-theologischen Tübinger Schule gelöst. Mit welcher Wärme pflegte er von den bedeutenden Lehrern und Kollegen zu reden! Nun ist auch er heimgegangen als ihr letzter — ihrer würdig.

Prof. Dr. H. Günter.

Geschichte.

Die deutschen Nationalstiftungen in Rom. Bereits zur Zeit Karls des Großen findet man in Rom vier germanische Nationalstiftungen erwähnt: die ‚Schulen' der Franken, der Sachsen, der Friesen und der Longobarden. Diese ‚Schulen' waren nach Art der Zünfte wirtschaftlich und gerichtlich, politisch und administrativ als selbständige Körper organisiert und schlossen sich eng an eine Kirche an, welche die Seele des Ganzen bildete. Ein Hospitz für die Pilger und die kranken Volksgenossen nebst einem Friedhof für die Toten waren daran angebaut, und Priester, aus den betreffenden Nationen ausgewählt, versahen den Dienst im Gotteshause und bei den Landsleuten. In den Wirren, welche Rom vom 10. bis zum 13. Jahrhundert heimsuchten, gingen diese Nationalanstalten stark zurück, wenn sie nicht gerade ganz verschwanden. Im letzten oder vorletzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts hatte der aus Dordrecht stammende Johannes Petri, Waffendiener (serviens armorum, mit ritterlichem und ‚etwa unseren Gardeoffizieren entsprechendem' Range), unter Bonifatius IX. einige kleine Häuser mit Garten und Zubehör gekauft und zu einem ‚den Armen Christi und anderen notleidenden Personen deutscher Nation offenstehenden Hospiz' bestimmt. Papst Bonifatius IX. nahm die zu Ehren und unter dem Titel Unserer Lieben Frau von den Seelen (Beata Virgo de Anima) errichtete Gründung unter seinen besonderen Schutz, und um ihr zu einem guten Ende zu verhelfen, verlieh er durch eine Bulle vom 9. November 1398 allen denen, welche zur Vollendung oder Aufrechterhaltung des Werkes ihre hilfreiche Hand bieten würden, einen nach geschehener Beicht und Empfang der hl. Kommunion zu gewinnenden Ablaß von sieben Jahren und sieben Quadragenen. Bald kamen beträchtliche Schenkungen, besonders durch den gelehrten Theologen Theodorich von Niem, der im Jahre 1405 die ersten Häuser für das neue Hospiz bauen ließ. Am 21. Mai 1406 verlieh Papst Innozenz VII. der Stiftung die wichtigsten Vorrechte und Privilegien, wodurch dieselbe ihre charakteristische Ausnahmestellung in politischen wie religiösen Dingen erhielt und zur wirklichen deutschen Nationalanstalt in Rom wurde. Das Hospiz samt allen seinen Mitgliedern und Besitzungen wurde jeder weltlichen Jurisdiktion entzogen und unter den besonderen Schutz des Apostolischen Stuhles gestellt. Sämtliche Güter, die es besaß oder noch erhalten sollte durch Päpste, Fürsten oder Gläubige, blieben sein unverletzliches Eigentum und sollten für die deutschen Armen verwendet werden. Weder dem Hospiz noch irgend einem seiner Insassen durfte Gewalt angetan werden; bloß in geistlichen Sachen unterstand es mit seinen Dienern und Gliedern den römischen Kardinälen. Zwei weitere Breven vom 6. Juli desselben Jahres (1406) bestätigten diese ersten Privilegien und gewährten außerdem dem Hospiz eigenes freies Beerdigungsrecht für die Angehörigen der Nation. Diese Privilegien und ihre Bestätigung bilden die eigentliche Gründungsurkunde der Anima. Von nun an ist die Nationalkirche in Rom innig mit dem deutschen Heimatlande verbunden. ‚Denn die Nationalkirchen Roms sind in Gegenwart und Vergangenheit die geistigen Berührungspunkte zwischen der Mutter und ihren Kindern, gewissermaßen die Hohlspiegel, in denen sich beider Strahlen treffen und der Austausch zwischen beiden bewerkstelligt wird. Diese Rolle läßt die Be-

deutung der Nationalkirche für die Vergangenheit unseres Vaterlandes ahnen. Die Geschichte der Anima ist in mehr als einer Beziehung ein Reflex der Papstgeschichte auf deutschem, der Kaisergeschichte auf römischem Grunde. Alle gewaltigen Ereignisse Deutschlands, freudiger wie trauriger Natur, haben in diesem römischen Niederschlag unserer Heimat ihren Nachklang gefunden, und hier hat andrerseits die Kurie ihre Beziehungen zum Reiche in den wichtigsten Phasen zum konkreten Ausdruck gebracht.' Man wird darum die von dem ehemaligen Vizerektor der Anima, Dr. Joseph Schmidlin, bearbeitete und herausgegebene ‚Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell' Anima',* die noch im vorigen Jahr zum Gedächtnis der halbtausendjährigen Jubiläumsfeier erscheinen konnte, mit Freuden begrüßen. In ‚sechs Büchern' beschreibt er die wechselvollen Geschicke dieser Stiftung, die während des Zeitalters des Absolutismus (1696—1798) ihren primitiven Charakter als Stiftung für ganz Deutschland verlor, um eine rein österreichische Anstalt zu werden. Erst Kaiser Franz Joseph verzichtete im Jahre 1854 auf sein ausschließliches Oberhoheitsrecht, und hierauf hin konnte das sorgfältigst vorbereitete päpstliche Reorganisationsbreve vom 15. März 1859 erscheinen. Kraft dieses Breve sind in der Anima aufnahmeberechtigt als Pilger die Angehörigen des deutschen Bundes, die Belgier und Holländer, soweit sie flämisch oder holländisch reden, und alle Deutschsprechenden deutscher Abstammung, falls sie nicht ein Spezialinstitut in Rom haben; als Anstaltsgleiche werden nur Angehörige der deutschen Bundesstaaten aufgenommen. Wie viele haben es nicht persönlich erfahren, was die Geistlichen und die Rektoren der Anima getan haben und noch immer tun für die alljährlich nach Rom strömenden Pilger und Wallfahrer der deutschen Heimat, für ihre Beherbergung und Verpflegung, mit welcher Sorgfalt sie sich ihrer annehmen als Führer zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt der Christenheit. Die Bischöfe Deutschlands und Österreichs wie auch Geistliche und Laien finden dort ein stets bereites Absteigequartier. Unter der aufopfernden Fürsorge der ‚Kapläne' und ‚Konviktoren'* stehen eine Anzahl nationaler Vereinigungen zur sozialen und intellektuellen Hebung der in Rom ständig oder nur zeitweilig wohnenden Deutschen. Der 1864 gegründete Gesellenverein steht seit 1878 unter Leitung des deutschen Campo santo. Die 1873 errichtete Vinzenzkonferenz hat bis jetzt noch ihren Sitz in der Anima, die einen jährlichen Beitrag von 500 Lire (= 400 Mk.) beisteuert. Jährlich werden als Almosen an die armen Landsleute 4—5000 Mk. verabreicht; so wurden während des Jahrzehntes 1890—99 nicht weniger als 62606 Lire (= 50084,80 Mk. verteilt. Die seit 1896 von Prof. Ludwig Seitz, Franz von Rhoden u. a. organisierte ‚römische Künstlerzunft' tagt jeden Montag von November bis Juni in der Anima und hat den Zweck, im engeren Kreise die herrschenden Kunstbegriffe zu erörtern und für die katholischen Kunstfreunde deutscher Nation ein Sammelplatz zum gegenseitigen Ideenaustausch zu sein. Eine 1863 gegründete Schule mußte bald wegen der

* Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1906. gr. 8°. XVI und 815 S. Mk. 15, gebd. Mk. 17,50. Mit 30 Bildern. — ‚Bereits 1899 als Festgabe zu dem 500jährigen Jubiläum' der Bulle Bonifaz' IX. veröffentlichten Msgr. Nagl und Dr. A. Lang ihre ‚Mitteilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes Santa Maria dell' Anima von Rom'. Rom und Freiburg, Herder 1899. 8°. XXVIII und 156 S.

* Die Kapläne haben gegen eine festgesetzte Besoldung für die Ausübung des Gottesdienstes zu sorgen, während die Konviktoren meistens unter Zuwendung von Stiftungsgeldern von den Bischöfen der Bundesstaaten geschickt sind, um weiterem Studium, besonders des Kirchenrechts und der Praxis an den päpstlichen Tribunalen, obzuliegen.

Interesselosigkeit der deutschen Gemeinde eingehen. Bei ihrer Schließung im Jahre 1878 hatte sie nur noch einen einzigen deutschredenden Knaben, die übrigen Schüler waren der Sprache nach Italiener. Gewissermaßen als Ersatz erhob sich dafür 1887 eine deutsche katechetische Schule, die sich gut entwickelt hat. Die allerjüngsten Versuche zur Errichtung und Erhaltung deutscher Schulen in Rom stehen der Nationalkirche fremd gegenüber. Da wir diese von den ‚deutschen Nationalstiftungen' in den letzten Jahrzehnten ins Leben gerufenen Werke aufgeführt haben, so geziemt es sich auch, ganz kurz zwei andere hervorragende, ganz selbstständige Stiftungen zu erwähnen, die ebenfalls für die Katholiken der alten deutschen Staaten in Rom errichtet sind. Es ist zuerst das ‚germanisch-ungarische Kolleg' (Collegium Germanicum-Hungaricum),* welches der Stifter des Jesuitenordens, der hl. Ignatius, im Jahre 1552 gründete und Papst Gregor XIII. 1573 dotierte. Eine Zeitlang sogar bedrohte diese Stiftung den Bestand der Nationalkirche, da man ihre Güter zur Dotierung des Kollegs verwenden wollte. Ist das Germanikum wegen seines unbegrenzten Zweckes: Heranbildung von Priesterkandidaten aus den Diözesen des alten deutschen Reiches nicht berufen, auf dem sozialen Gebiet in Rom selbst eine bemerkenswerte Tätigkeit zu entfalten, so hat es auf intellektuellem und moralischem Gebiet einen weit größeren und direkteren Einfluß auf die deutsche Heimat ausgeübt. Die zahlreichen, jedes Jahr aus ihm hervorgehenden Priester — von 1552—1905 sind 5955 Zöglinge und Konviktoren, davon 1117 allein für die Jahre 1818—1905 in die Anstalt eingetreten — haben stets im engsten Anschluß an das Zentrum der katholischen Christenheit gewirkt und gearbeitet. 29 Kardinäle, 49 Erzbischöfe (unter denen 5 Kurfürsten) und 285 Bischöfe sowie eine größere Menge anderer kirchlichen Würdenträger, Professoren der Theologie an Hochschulen usw. sind aus den Reihen der Zöglinge hervorgegangen. Die dritte große nationale Stiftung, welche in mancher Hinsicht gleiche Zwecke wie die Anima verfolgt, ist die Konfraternität des ‚Campo santo' (=Friedhof) bei St. Peter,* dessen Hauptaufgabe schon am Anfange des 16. Jahrhunderts die Beerdigung der in Rom gestorbenen ärmeren Deutschen war, da die gemeinsame Gruft der Anima nicht mehr genügte. Bis ins 18. Jahrhundert hinein erkannte der Campo santo die Superiorität der Nationalkirche an. 1876 wurde mit dem nunmehr ganz selbständigen Institut ein Priesterkollegium verbunden, in dem Geistliche aus deutschen und österreichischen Bistümern sich in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte und Archäologie weiter ausbilden können. Auch die Görresgesellschaft unterstützt dort ein Institut, dessen Mitglieder sich die Erforschung bestimmter Teile der vatikanischen Archive zur Aufgabe gemacht haben. Arme und Pilger finden in dem mit dem Campo santo verbundenen Hospiz weitgehende Unterstützung.

Es ist zu wünschen, daß diese verschiedenen, von dem religiösen Sinn unserer Vorfahren ins Leben gerufenen oder tatkräftig beförderten Nationalstiftungen immer ihrem Zweck erhalten bleiben und in schöner Blüte weiter gedeihen zu Fromm und Nutzen der deutschen Heimat.

-ng.

* Vergl. die ausführliche Monographie von Kardinal Andr. Steinhuber: ‚Geschichte des Kollegium Germanikum-Hungarikum in Rom'. Zwei Bände. Freiburg, Herder 1906. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage (XVIII, 506 und X, 617 S., 58 Bilder auf 24 Tafeln), Mk. 20, gebd. Mk. 23,50.

* Vergl. A. de Waal, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom. Freiburg, Herder 1896. — Einen guten Überblick über ‚die Nationalstiftungen des deutschen Volkes in Rom' bietet die unter diesem Titel erschienene Broschüre desselben Verfassers. Frankfurt a. M. 1880 (Heft 3 Bd. I. Neue Folge der ‚Frankfurter zeitgemäßen Broschüren').

Literatur.

Kunst und Volk. Kunst und Volk, das sollte geradezu ein einheitlicher Begriff sein. Gibt es etwas Natürlicheres als diesen Zusammenhang? Muß er nicht immer bestehen?

Aber je und je für eine Kunstepoche ist die Frage die, wie eng dieser Zusammenhang sei. Es gibt Epochen, wo er ganz gelockert erscheint.

Selbst unsere Klassik hat sich nicht organisch aus unserem Volke entwickelt, wie stark auch ihre Träger dem Wesen nach darin wurzelten. So konnte sie auch nur schwer und langsam im Volke zur Blüte kommen und ist zur vollen Entfaltung in unseren Tagen noch nicht gelangt.

Das meiste hat hier die Romantik geleistet, die die deutsche Tradition wieder hergestellt und jene höchsten deutschen Dichtungswerte damit verwoben hat, eben dadurch, daß sie den Charakter des Deutschen darin entdeckte. Wie sehr die Romantik hier vermittelt hat und noch immer vermittelt, ersieht man aus dem so lebhaften Interesse, dem das Studium ihrer Keime und Kräfte begegnet.

Auf den Errungenschaften beider, der Klassik und der Romantik, galt und gilt es für die Moderne weiterzubauen. Und wo sie das getan hat und augenblicklich noch tut, hilft sie den Idealbegriff: Kunst und Volk — oder genauer noch: Volk und Kunst — verwirklichen und so das wahrhaft Große schaffen, das in diesem Begriffe bezeugt ist. Nur schwöre man hier nicht mit kleinlichen Geistern und literarischen Programmachern auf einen neuen —ismus und suche das Wesen deutscher Dichtkunst nicht in einem gewissen eklektischen und theoretischen Neuromantizismus zu begreifen.

Gegenwärtig kann von jenem Ideal einer Volkskunst — im Verhältnisse von Ursache und Wirkung, oder sagen wir: Drang und Erfüllung — nur erst wenig die Rede sein. Die Schuld liegt nicht allein bei dem jetzigen Künstlergeschlechte, sondern — es sei wiederholt gesagt — mehr noch beim Volke selbst und bei seinen Erziehern. Doch von Schuld wollen wir lieber überhaupt nicht reden; es könnte mißverstanden werden. Immerhin, wo ist das Volk, das für seine Künstler ein Herz hat, daran sich ihre Liebe zu Flammen entzünden könnte? Was weiß das Volk, was wissen seine berufenen Erzieher vom Wesen der Kunst und seiner Künstler?

Die oberen Zehntausend! Sind diese das Volk, das dem Künstler fehlt? Nein, gewiß nicht, wenigstens in der Mehrzahl nicht, ebensowenig wie der rohe Volkshaufen. Dieser könnte es noch eher sein, weil er dem Künstler das Unentbehrliche, die sinnliche Frische, und den Urgrund allen Gestaltens, den Drang, bietet, freilich in rohester Form, ungeklärt. Im großen Ganzen aber beide nicht, sondern: was zwischen beiden — und natürlich auch in beiden — an gesundem Volksleben vorhanden ist, das warmherzige und wachsinnliche Volk in der Tiefe und Fülle seines seelischen Erlebens: das ist die natürliche Heimat des Künstlers. Nun denn, wer fühlt die eigentlich heute um sich? Stehen wir nicht haltlos da zwischen jenen beiden oben genannten Extremen? Und ist unsere Literatur nicht ganz darnach? Ist nicht unser ganzes modernes Künstlertum zu einer außer allem echten Volkstum stehenden Kaste geworden, die einzig Berührung pflegt mit dem im schlechtesten Sinne des Wortes international geprägten Aristokraten- und Demokratentum? Und das echte Volkstum? Sind wir ihm und ist es uns nicht fast völlig fremd geworden?

Aber, wie ich schon sagte, den echten, den ernsten Künstlern von heute gereicht die Verständnislosigkeit des Volkes nicht so ganz zum Vorwurf. Sie haben das Ihrige schon getan: Sie haben ein Stück

Arbeit verrichtet, davon noch immer mehr getan werden muß. In die Volksseele hinabtauchen und darin nicht unter-, sondern aufgehen, ist fortan eines jeden wahren Künstlers Pflicht. Und das wird ihm nicht zur Verwischung, wohl aber zur Kräftigung und Läuterung seiner Individualität dienen.

Dann aber muß das Volk, wenn nicht verstehen, so doch fühlen lernen, was es an seinen Künstlern hat. Es ist ja kindisch, wie hier die Begriffe noch im Rohen liegen, selbst bei Gebildeten. Und die Poesie setzt, wie Hebbel richtig sagt, die Bildung voraus; sie soll sie nicht erst bringen. Und wie steht es da um die — also Aufnahmefähigkeit des Volkes in künstlerischen Dingen? Haben die meisten eine Ahnung davon und ein Gefühl dafür, was für ein höchstes Gut sie in der Kunst besitzen, dem einzigen Gute außer der Religion, das sie über sich selbst hinaushebt, von sich selbst befreit, aus dem Bann des Alleinseins hier auf Erden erlöst zur Lust des All-Eins-Seins in der Unendlichkeit? Schmerzlich suchend mag heutzutage der Künstler ein Wort von Dehmel in diesem Sinne gebrauchend fragen: ‚Mein Volk, wann wirst du sein?'

Wann? Alsdann wird das Volk seine Großen in vollständiger Verständnislosigkeit nicht mehr Olympier nennen und sie nur schüchtern und scheu oder gleichgültig aus einer gewissen nebelhaften Ferne betrachten, etwa wie Wundertiere, die es außerhalb seiner Neugier gar nichts angehen, dann wird das Volk wissen und fühlen: Das da, das sind wir selbst, das ist einer der Unsern, ein Bruder unter Brüdern, einer, der all unsere dumpfen Freuden und Leiden bis zur Helligkeit empfunden, genossen, bitter durchkostet, erlitten hat: denn all unser Erleben ist im tiefsten Grunde ein Erleiden, ob Freude oder Schmerz, solange es qualvoll drängend im einzelnen beschlossen ruht, nach Befreiung lechzend, nach Befreiung in der Liebe. Und die Liebe in jeder Art, was ist sie anders als ein Blühen-, Sichhingebenwollen im untersten Drange und in höchster Freiheit ohne Selbstaufgabe, ein Aufgehen in der Allnatur, mitschwingend in der Ewigkeit und Alleinheit der Dinge in Gott? Das allein ist Lust! Und so soll man die Künstler Befreier, Beglücker, Erlöser nennen.

Was dumpfgärend als Qual die Menschheit durchrinnt, in der Kunst gelangt es zur Blüte, zur Lust, zur Lust der Liebe, zur Seligkeit des harmonischen Befriedigtseins, des äußeren und inneren Gleichklangs, des ‚In Gott Seins': in der Kunst, das heißt in jener groß und frei gestaltenden Kunst, als deren hauptsächliche Eigenschaft Goethe nennt, daß sie das Wesen der Dinge erkenne.

* *

Giosuè Carducci, der am 16. Februar verstorbene namhafte italienische Dichter, ist für uns Deutsche noch immer nur der Dichter der ‚Inno a Satana' (1865), des Produktes einer jugendlich überreizten Stimmung. Da muß es uns dann seltsam erscheinen, zu sehen, wie der Tod dieses Mannes nicht nur das literarische, sondern das ganze offizielle und gebildete Italien in Bewegung bringt gleich einem nationalen Ereignis; wie von dem König und der Königin-Mutter, den höchsten Regierungs- und Landesbehörden an bis zum Syndikus des kleinsten Städtchens herab Beileidstelegramme, Trauerveranstaltungen und Kundgebungen nationalen Schmerzes ausgehen und ‚die Stimmen der nationalen Trauer von den entlegensten Alpentälern bis zu den äußersten Ufergrenzen des Meeres wiederhallen' (Giolitti). Nicht nur die Frage der Beisetzung des toten Dichters (natürlich auf Staatskosten) und des Ortes, der Stadt (man hatte die Kirche Santa Croce in Florenz, das Pantheon mit den Denkmälern Michelangelos, Dantes, Alfieris, Macchiavellis vorgeschlagen), sondern auch die der Errichtung eines Denkmals in Rom beschäftigt unmittelbar nach dem

Tode die öffentliche Meinung. Bekannt ist, daß Carducci, der zahlreiche Würden und Ämter inne hatte, durch Parlamentsbeschluß eine jährliche Pension von 12000 Lire bezog, eine Ehrung, die er nur mit Alessandro Manzoni teilt, und kürzlich Empfänger des Nobelpreises war.

Die Presse überbot sich im Auffrischen von Erinnerungen an den Toten und in der Mitteilung neuer charakteristischer Züge aus seinem öffentlichen und privaten Leben. Sie zeigen ihn als einen seltsamen, aber äußerst gutmütigen, persönlich toleranten und uneigennützigen Mann von großen häuslichen Tugenden. Die katholischen Zeitungen beschäftigen sich mit der Frage seiner religiösen Stellung und gehen im Urteil weit auseinander. Wir lesen da von seiner Freundlichkeit im Verkehr mit Priestern, die seine ehemaligen Schüler an der Universität Bologna waren, und von vielen Beweisen eines guten und christlichen Sinnes. Als ‚notorisch' geben die Jesuiten der Civiltà catholica nur das eine zu, daß er, der aus heidnischer Lebensanschauung heraus ein Feind des Christentums gewesen, seine Töchter in einem klösterlichen Institut Bolognas christlich erziehen ließ.

Tatsache ist auch, daß er in der ode della chiesa di Polenta die religiöse Schönheit der Kirche ‚zum großen Verdruß der Freimaurer und zur wahren Freude der Katholiken' mit herrlichen Worten gefeiert hat. Als einst ein Streit darüber entstand, ob Carduccis Überzeugung dabei im Spiele sei, oder ob diese schönen Worte nur einer poetischen Inspiration entstammten, da habe Carducci einem Priester, der für die erstere Annahme öffentlich eingetreten war, seinen Dank ausgesprochen für die ‚richtige Auslegung, die er seinen Gefühlen gegeben habe'. Andererseits ist es sicher, daß er bis zum letzten Augenblick dem Freimaurerorden angehörte, der in den romanischen Ländern eine schroffe, kirchen- und christenfeindliche Haltung einnimmt. So gehen die Meinungen natürlich weit auseinander, sind in ihrer Gesamtheit aber ein Beweis für die wirklich tiefe Teilnahme, die der Tod des Dichters hervorgerufen hat. Ein so kompliziertes Leben kann natürlich nicht in der Eile und in einem Rundschauartikel gewürdigt werden. In einem der nächsten Hefte wird daher ein größerer Aufsatz zu dieser literarisch jedenfalls unbestritten großen, im übrigen aber problematischen Erscheinung Stellung nehmen.

In Bologna kommt seit 1889 eine Gesamtausgabe von Carduccis Werken heraus, die auf zwanzig Bände berechnet ist. * *

Theater.

Berliner Theater. Es ist an dieser Stelle bereits gesagt worden, wie unfruchtbar die diesjährige Winterernte für die Leiter unserer großen Bühnen war. Aus der Fülle der tauben Nüsse wollen wir bloß zwei herausgreifen, um uns ein wenig eingehender mit ihnen zu beschäftigen. Da ist zuerst das Gerhard Hauptmannsche Lustspiel ‚Die Jungfern vom Bischofsberg'; zum ersten Male am 2. Februar im Lessingtheater aufgeführt. Es gab einen so glatten Abfall, daß Hauptmann selbst schon nach der zweiten Wiederholung bestimmte, das Stück solle weder am Lessingtheater noch an irgend einer anderen Bühne wieder gespielt werden. Es stimmt wehmütig, wenn ein Talent, auf das man große Hoffnungen setzt, versagt. Fast scheint es, als ob Hauptmann, vom Wege abgekommen, sich nicht mehr zurecht fände und dahin und dorthin taste, um gewaltsam den Erfolg herbeizuführen. Anders läßt sich die unglaublich platte und nüchterne Sprache dieses Stückes nicht erklären. Vermutlich sollte das eine Konzession an jenes Publikum sein, das einst dem Hauptmannschen Naturalismus zugejubelt hat. Aber ach, die bösen

Menschen verlangen von einem Lustspiel auch, daß es lustig sei, und von einem Theaterstück überhaupt, daß darin etwas vorgehe! Das ohnehin geringe Vermögen Hauptmanns, ein dramatisches Werk geschickt zu gliedern und bühnengerecht aufzubauen, hat sich bei diesem Lustspiel bis auf die letzten Spuren verflüchtigt. Zudem liegt Hauptmanns größter Vorzug in der Schilderung des leidenden Menschen, wozu sich in einem Lustspiel natürlich wenig Gelegenheit ergibt. Diese Mängel sucht Hauptmann in den ‚Jungfern vom Bischofsberg' durch zwei schlecht erfundene, völlig uninteressante Figuren zu verdecken, deren eine, der Oberlehrer Nast, durch eine unaufhörlich bei den Haaren herbeigezogene Karrikierung alles eher als komisch wirkt.

Auf einem Weinberg an der Saale leben in einem romantischen altertümlichen Hause die vier verwaisten Schwestern Ruschewey zusammen mit ihrem Vatersbruder, der ihr Vormund ist. Sie sind im Alter von 15—25 Jahren. Die älteste, Sabine, will nicht heiraten und hat ihren Onkel ermächtigt, alle Freier rundweg abzuweisen. Über die Ursache dieser auffälligen Sinnesart schweigt sich der Dichter aus; man muß sie ohne Begründung hinnehmen. Der Herzensroman der zweitjüngsten, Agathe mit Namen, bildet den Mittelpunkt der mageren Handlung, die sich über fünf langweilige Akte hinzieht. Agathe verliebte sich noch zu Lebzeiten ihres Vaters (der ein Jahr vor Beginn des Stückes gestorben ist) in den ‚interessanten' Dr. Grünwald, der dem reichen Kaufherrn Ruschewey aus irgend einem Grunde — auch dieser wird verschwiegen — nicht paßte. Um ihn los zu werden, vertröstete ihn der Alte auf die Zukunft. In einem Anfall von gekränktem Ehrgeiz oder verletzter Eitelkeit geht Grünwald daraufhin schnurstracks nach Südamerika, ohne auch nur durch eine einzige Ansichtskarte der natürlich unentwegt Heißgeliebten ein Lebenszeichen zu geben. Agathe wir übellaunig, bleichsüchtig und weltschmerzlerisch. In dieser Stimmung läßt sie die Aufmerksamkeiten des Oberlehrers Dr. Nast über sich ergehen und sieht passiv zu, wie dieser Zustand in eine regelrechte Verlobung ausartet. Nast, der die Komik in das Stück bringen soll, wird als der Typus des geschwollenen, selbstbewußten, unduldsamen, kleinbürgerlichen Lehrers geschildert, der seine kleinliche Beschränktheit und seine Pedanterie als besonderen Vorzug empfindet. Daß ein reiches, verwöhntes Patrizierkind, das Gelegenheit hatte, auf Reisen die große Welt kennen zu lernen, einen solchen Menschen ihres Umganges würdigt und sich dann sogar mit ihm verlobt, wird selbst durch ihre Miselsucht nicht glaubwürdig gemacht. Noch unbegreiflicher, daß dieser Verlobung nicht sofort ein Ende gemacht wird, da doch alle davon überzeugt sind, daß das sensitive Geschöpf in solcher Ehe steinunglücklich werden muß. Aber Hauptmann weiß trotzdem Rat. Er läßt — nach dem ältesten Possen- und Kochrezept ‚man nehme' — den Doktor Grünwald wie den deux ex machina plötzlich aus Südamerika auf der europäischen Bildfläche erscheinen, wobei auch gleich das zweite Wunder geschieht, daß er den unvermeidlichen Nothelfer in Gestalt eines Freundes gleich mitbringt. Dieser Freund, der natürlich ebenso ‚interessant' ist wie Dr. Grünwald selber, ist seines Zeichens Dr. phil., Globetrotter und Geist, der über allen Wassern schwebt. Nun muß Agathe ihren Schatz kriegen. Daran zweifelt kein Einsichtiger. Vorerst versinkt sie neuerdings in Ströme von Tränen und Weltschmerz und überläßt es der Vorsehung, sie von dem widerwärtigen Oberlehrer zu befreien. Diese Vorsehung heißt Ludovika und ist die jüngste der Schwestern. Ludovika findet, daß es eine Lust sei, zu leben, um diesem Dr. Nast einen Streich zu spielen. Dasselbe findet der im Hause anwesende siebenzehnjährige Kunstakade-

miker Otto Krantz, ein Bruder des übrigens nur schemenhaft gezeichneten Bräutigams der zweitältesten Schwester. Die beiden Kinder praktizieren mit Hilfe eines Vagabunden eine alte Truhe in einen ausgetrockneten Brunnenschacht und lassen durch denselben Vagabunden den archäologischen Ehrgeiz Nasts reizen. Zu dem Zweck zeigt er dem Oberlehrer ein kostbares altes Elfenbeinkreuz, das ihm Ludovika zugesteckt hat, und von dem er angibt, er habe es in der Zisterne gefunden. Dr. Nast geht richtig auf den Leim. Nach Verabredung mit den anderen Verschworenen erscheint gerade in dem Momente, wo alle Familienmitglieder im Garten versammelt sind, und der alte befreundete Konsistorialrat die Doppelverlobung bekannt macht, zum allgemeinen Erstaunen der Vagabund — übrigens die einzige Person, die einen Schimmer von Lustigkeit verbreitet — und erinnert den Dr. Nast, daß es Zeit sei, sich an die Durchforschung der Zisterne zu machen, worauf sich Nast seines Bratenrocks entledigt und mit dem Strolch in die Zisterne kriecht. Die Truhe, die sie hervorholen, wird geöffnet, und es kommen statt der erwarteten Altertümer Gothaer und Naumburger Würste, Sekt und Prager Schinken zum Vorschein. Tableau und schallendes Gelächter der Anwesenden. Nast ist empört und außer sich. Er verläßt zur selbigen Stunde den Garten, und Agathe ist wieder frei. Um die Abendstunde finden sich die beiden Liebenden im Park. Es kommt zu einer Aussprache und Versöhnung. Hier fragt man sich erstaunt, wie Hauptmann solche Plattheiten verwenden konnte. Mit einer Polonäse aller Hausgenossen, die die glücklich wieder Vereinten ins Haus geleiten, schließt dieses traurige Stück, das sich Lustspiel nennt. Nichts natürlicher, als daß es mit Pauken und Trompeten durchfiel. Die Parteinahme der Anhänger Hauptmanns konnte es nicht retten, sondern rief bei der Uraufführung bloß einen der schon üblich gewordenen Theaterskandale hervor.

Wie ein frohes Aufatmen ging es durch das Lessing-Theater, als am 23. Februar zum ersten Male die Komödie ‚Mieze und Maria' von Georg Hirschfeld gegeben wurde. Es war ein verdienter Erfolg, wenn auch die Literaten auf hohem Rosse die Nase darüber rümpfen. Endlich ein Stück, das bühnenwirksam ist und dabei einigen Gehalt hat. Wenn Hirschfeld sich hätte entschließen können, die Szenenführung straffer zu spannen, wenn er nur schlechtweg volkstümlich und nicht um jeden Preis literarisch hätte sein wollen, so wäre das Stück noch viel besser geworden. Aber auch so bleiben zwei prächtige Anfangsakte. Hirschfeld mischt alle Ingredenzien zu einem guten Volksstück, das komische, das rührselige und moralisierende Element, und gibt eine ausgezeichnete Milieuschilderung dazu. Der Stoff ist einer der Novellen des Verfassers entnommen. Die vierzehnjährige Mieze, die bei ihrer Mutter und dem Stiefvater Hempel mit sieben Geschwistern in Pankow lebt, wurde von ihrer Mutter mit in die Ehe gebracht. Ihr Vater ist der reiche Dr. Weisach, ein verdrehter Kunstsnob, der in kinderloser Ehe seine Tage in einer stilgerechten Grunewald-Villa verbringt. Kunst und Ästhetik sind die Götzen seines Daseins. Um seine Frau kümmert er sich wenig. Zwei Tage vor Weihnachten schickt Mutter Hempel die Mieze dem natürlichen Vater ins Haus. Die lange verhaltenen mütterlichen Empfindungen der von ihrem Gatten vernachlässigten tiefreligiösen Frau Dr. Weisach schlagen angesichts dieses Ereignisses zu hellen Flammen empor. Sie sammelt feurige Kohlen auf das Haupt ihres Mannes, indem sie ihn bittet, das Kind behalten zu dürfen. Der heilige Abend vereint die Gatten in der Fürsorge um das Kind. Weisach ist entzückt von seiner Frau, die alle Lethargie

und Resignation abgeschüttelt hat und verjüngt und elastisch erscheint. Ihr Herz fliegt dem vom Himmel geschenkten Kinde entgegen. Nun setzt Hirschfeld mit einer trefflichen Satire auf die modernen Großstadtnichtstuer ein, die alle Schlagworte nachäffen und sich als die edelsten Blüten am Kulturbaume betrachten. Mieze, die im Hause Weisachs zur Maria umgetauft wird, hält es aber mit ihren gesunden Instinkten in dieser Treibhausatmosphäre nicht aus. Sie reißt aus und läuft nach Pankow zurück. Der tiefere Gehalt des Stückes liegt in der Mission, die der Dichter der Mieze-Maria zuweist, die nicht nur dazu da ist, um das Publikum durch ihre drollige Urwüchsigkeit mit treffenden Bemerkungen zu unterhalten, sondern auch um durch die bloße Tatsache, daß sie im Hause Weisachs erscheint, die beiden Gatten einander näher zu bringen. So kann Frau Weisach der Tischlermeisterin, die die entlaufene Mieze wiederbringt, lächelnd sagen: ‚Nehmen Sie sie wieder mit! Wir werden für sie sorgen; hier brauchen wir sie nicht mehr.‘ Der Gatte ist von dieser Wendung völlig überrascht. In seiner überschwenglichen Art sagt er ein- über das andere-mal: ‚Ich kann es nicht fassen dieses tiefe Mysterium!‘ Darüber fällt der Vorhang.

Die Schwächen des Stückes sind ein paar Episodenrollen, deren eine, die des jüdischen Sekretärs Lindigkeit, gänzlich überflüssig und verfehlt ist. Lindigkeit soll den gesunden Menschenverstand in dem kunstverdrehten Hause repräsentieren; er snakt klug, gibt billige Weisheiten von sich und wirft seinen Wohltätern zum Schluß Grobheiten an den Kopf. Diese Aussprache ist ziemlich geschmacklos. Davon abgesehen zeigt das jüngste Kind der Hirschfeldschen Muse so viel Frisches, Erquickliches und Gutes, daß man sich seiner herzlich freuen kann. Die Darstellung war meisterhaft. Die sehr graziöse Ida Orloff, für Backfischrollen wie geschaffen, sprach ihren Berliner Dialekt ebenso trefflicher wie Herr Forest seine Wiener Mundart, mit der er fabelhaft echt ein gräfliches Gigerl mimte, das als Freund des Hauses figuriert. Trefflich war auch Else Lehmann, erst als resignierte Frau und später in ihrem triumphierenden Muttergefühl. Mit der gleichen Kunst stellte Frau Eberty das Weib aus dem Volke dar. Herr Bassermann gab der etwas eintönig wirkenden Rolle des Kunstsnobs tausend kleine Feinheiten. Alles in allem ein schöner Erfolg einer guten Komödie, die wohl ihren Weg über alle deutschen Bühnen machen wird.

M. Rt.

Kunst.

Zur Wiedererweckung von Peter Cornelius und seiner Kunst. Vor ungefähr fünfzig Jahren war Cornelius an den letzten Arbeiten für seinen Riesenzyklus beschäftigt, der den Camposanto von Berlin schmücken sollte. Cornelius ragte in die Kunstentwicklung von damals wie ein erratischer Block hinein. Die Welt, der er angehörte, schien längst gewesen. So schnell schreitet die Zeit; so rasch vergißt sie Großtaten! Von 1810—40 war Cornelius in beständigem Aufstieg seines künstlerischen Schaffens und Erfolges. Der Maler der Helden wurde er selbst ein Held unter den Malern. Er war wohl der erste deutsche Meister, der zu einer nationalen Monumentalkunst und einem religiös erhabenen Stile alle Befähigung besaß. Da begann mit dem Aufstieg zum Gipfel die Vereinsamung, — und Cornelius erreichte nicht mehr die Höhe, deren er fähig war. Die ihm noch treu blieben, führte er in Regionen, wohin ihm naturgemäß nur wenige folgen konnten. Einer von diesen war Hermann Grimm, der 1866 schrieb:

‚In vierzig Jahren wird uns Cornelius geschichtlich geworden sein, in ganz anderer Gestalt der Nation vor Augen stehen als ein Lebendiger, der die Geschichte in

jugendlicher, echter Kraft aufsteigen läßt, und dessen gesamte Tätigkeit eine glänzende, jedem verständliche Seite in dem Buche bildet, in dem der Ruhm deutschen Geistes zu lesen ist.'

Als die Zeit für die Erfüllung dieses Hoffens nahe war, meinte Muther in seiner ‚Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert' (1893): ‚Was von Cornelius fortlebt, ist nur der Mensch, die Persönlichkeit . . .; als Maler war er ein Schicksal für die deutsche Kunst.' Und ein paar Jahre später (1899) konstatierte C. Gurlitt in seiner ‚Deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts': Muther habe wohl noch die Mehrheit für sein Urteil. Gurlitt selbst gehörte auch zu ihnen, hat sich aber bekehrt; und nun meint er: ‚Cornelius ist noch nicht überwunden. Er ist einer der wenigen aus der Frühzeit unseres Jahrhunderts, der uns noch einmal überwinden wird. . . . Nicht wird er auf die Massen wirken, wie Grimm hoffte; nicht werden unsere Künstler seine Denk- und Schaffensart wieder aufnehmen; aber wer Geschichte erkennen will, wird seinem Gedankengang wieder mit Aufmerksamkeit folgen; wer in dieser nicht nur eine Reihe staatsmännischer Akte und Feldzüge sieht, wird über Cornelius und die Macht seiner Kunst anders urteilen als Muther.'

Nun scheint sich aber das Blatt zu wenden. Im Schillerjubiläumsjahr widmete der evangelische Pastor Dav. Koch, der schon Richter und Steinhausen verherrlicht hatte, auch Cornelius einen Band. Vor ein paar Monaten schrieb Eckert für die ‚Künstler-Monographien', die doch eine gute Witterung dafür haben, ‚was geht,' eine Cornelius-Monographie. Koch wendet sich vor allem an die ‚deutsche Jugend' und redet diese emphatisch also an:

‚Es kann nicht sein, daß solch ein Künstler, solch ein Charakter für unser deutsches Volk ewig begraben bleiben soll. Goethe, Schiller, Dürer sind tot gewesen und wieder lebendig geworden. Deutsches Volk, erhebe dich um der heiligen Ideale deiner Jugend willen in diesem gottbegnadeten Schillerjahr gegen die moderne Pseudokunst, die durch das Gemeine sich bändigen läßt! Kehre, — wie du zu deinem alten Hausfreund Ludwig Richter zurückgekehrt bist, — kehre zurück zu dem idealsten Führer unter deinen Künstlern, zu Peter Cornelius! Der hat im Geiste deinen Heroen Goethe und Schiller die Hand gereicht, und den magst du noch einmal als den Dritten in diesem Geistesbunde des letzten, wunderbaren, großen Jahrhunderts erkennen.'

Entsprechend diesem Überschwang wird vorzugsweise der Inhalt von Cornelius' Kunst warm gewürdigt; eben deshalb läßt die Monographie ein kritisch-geläutertes, ästhetisches Urteil zu sehr vermissen. Dem Katholiken Cornelius läßt Koch jedenfalls subjektive Gerechtigkeit widerfahren. Zum vollen Verständnis fehlt ihm der genügende Einblick in die katholische Lehre und in katholisches Leben. Cornelius war ein überzeugter Sohn seiner Kirche; aber seinem starken, weiten und tiefen Geist war alle konfessionelle Abgeschlossenheit unsympathisch, wie seine kernige Frömmigkeit sich gegen alle Pietisterei wehrte. Die Universalität seiner Person nahm an den Kulturgütern der ganzen Welt lebhaften Anteil. Hieraus anerkannte er bei aller Unerbittlichkeit dogmatischen Denkens und der damit sich ergebenden Ablehnung des protestantischen Kirchentums, ‚daß die deutschen Katholiken die protestantische Bildung nicht entbehren oder abweisen könnten'. Das erklärt auch Cornelius' Jugendausspruch an Veit: ‚Wenn der letzte Protestant katholisch wird, werde ich protestantisch,' was ihm vielfach irrig ausgelegt worden ist. In katholischen Kreisen hatte schon Sighart den Künstler geschickt und warm hiefür in Schutz genommen.

Dr. Eckert sucht in seiner Arbeit mehr vom künstlerischen Standpunkt aus Cornelius der Gegenwart nahe zu bringen, indem er seinen Werdegang herausstellt, die ästhetischen Strömungen der Zeit würdigt und das für uns noch Bedeutungsvolle glücklich erfaßt. Zu wünschen wäre gewesen, daß noch mehr aus der Persönlichkeit des Künstlers dessen Schaffen begriffen worden wäre; denn hier liegt das Unsterbliche von Cornelius beschlossen. Wenn Muther nur die menschliche Persönlichkeit des Cornelius gelten läßt, so erklärt sich dieser scheinbare Widerspruch mit unserer Auffassung daraus, daß Muther für die Kunstsprache des Cornelius gar kein Organ hat. Was Cornelius tatsächlich in seinem Künstlertum gefährdete, war die Übermacht seines Geistes. Wenn Michelangelos Gestalten durch die ungeheure Fülle des Lebens nahezu elementar wirken, so daß sie fast alles zu überwältigen drohen; wenn die Ströme ihrer Kraft lawinengleich sich lösen, so droht Cornelius' Vorliebe für das Heroische, im Sinne des Pathos, die Gefahr des Lebensfernen, ja des Unlebendigen. Dieser Gefahr fielen seine Kartons für den Berliner Friedhof zum Opfer; sie sind zu lehrhaft abstrakt, zu theologisch. Ich kann deshalb Eckerts Urteil, das allerdings das Urteil aller bisherigen Ästhetiker ist, nicht zum meinigen machen: ‚In den Kartons zu der Friedhofshalle legte Cornelius das Beste seines großen Künstlerschaffens nieder.'

Cornelius hat hier mehr seiner philosophischen als künstlerischen Seite Genüge getan, allerdings im Dienste des Zeitgedankens, der in zu einseitiger Erfassung die Kunst als Erziehungsmittel erachtete. Aber auch seine Kunstsprache war durch ihre klassizistischen Formen und durch das zu Naturferne um ihre Lebensfülle gekommen.

Schon in der Ludwigskirche hatte sich diese allzu lange Beschäftigung mit der Antike in nicht immer erfreulicher Weise gezeigt. War in der Glyptothek durch den lebensreichen Stoff noch immer die Naturunterlage notwendig und auch fühlbar, so wurde sie jetzt mehr in den Hintergrund gedrängt, ja im Interesse einer großen Stilwirkung für mächtige Kirchenhallen fast ganz ausgeschaltet. So finden sich dort schon nicht wenig ‚gedrechselte' Figuren; so wirkt auch die Anbetung der Könige mehr wie ein lebendes Bild, die Kreuzigung als nicht genügend den Raum belebend. Wirklich mächtig ist Gott Vater an der Wölbung; Größe und Wucht finden sich in zahlreichen *einzelnen* Gestalten des letzten Gerichtes, wie auch dessen kompositionelle Bewältigung eine schöpferische Tat allerersten Ranges ist.

Dazwischen hinein aber hätte der Entwicklungsgang des Cornelius einer großen nationalen Aufgabe bedurft, etwa der Freskoübertragung seiner Nibelungen. Ringseis hatte diesen Gedanken, und es war ein guter Gedanke; aber der Auftrag ging an Schnorr, da Cornelius für den weitaus größeren Zyklus der Loggien in der Alten Pinakothek ausersehen war.

Als dann das Riesenprojekt von Berlin an ihn herantrat, war er 57 Jahre alt; überdies fehlte alle Orientierung und Korrektur durch den Raum, für den die Entwürfe bestimmt waren; denn der Camposanto wurde nie gebaut. So entwickelt sich der ganze Zyklus zu einer Art christlicher Geschichtsphilosophie. Nur wo dramatische Vorgänge den Künstler unwillkürlich mit sich reißen, wie bei der Bekehrung Pauli oder den apokalyptischen Reitern, empfindet man, welch ungeheure Kräfte in Cornelius aufgespeichert waren.

Was unsere Zeit an Cornelius ergreifen wird, wenn sie seine Zeichensprache auf sich wirken läßt, sie studiert und in deren Geist sich vertieft, das sind seine Illustrationen zu Faust, zu den Nibelungen, zu Szenen aus Shakespeare, die zwei Fresken aus der Casa Bartholdy,

die Entwürfe für die Villa Massimi und der Zyklus der Münchener Glyptothek. Es ist ein mächtiges Lebenswerk.

Die Faustbilder! Noch 1836 konnte Raczynski schreiben: ‚Alle Welt stellt sich Faust, Mephisto, Gretchen so vor, wie Cornelius sie hervorgerufen hat. Sein Einfluß zeigt sich auch bei den späteren Illustrationen.'

Er fand damit selbst die Anerkennung Goethes. Fast in jedem neuen Blatt merkt man eine Steigerung im Können und Verwirklichen des vom Dichter Gegebenen. Der sogenannte Nazarenerkreis hatte in Rom den tiefsten Eindruck davon empfangen. Ähnliches gilt von den Illustrationen zum Nibelungenlied, die in der ewigen Stadt entstanden. Siegfried, Krimhild, Brunhild, Hagen, Volker sind ganz aus dem nationalen Geiste und Empfinden heraus geschaffen: wirkliche Helden und Recken, ungebrochen in der Kraft ihrer Leidenschaft wie körperlichen Erscheinung.

Eine ebenso lebhafte Phantasie, reiche Schöpferkraft, architektonische Kompositionsfähigkeit offenbaren die Entwürfe für die Villa Massimi, die an Dante anknüpfen. Aus der Shakespearelektüre erstanden besonders Szenen zu Romeo und Julia, deren schönste unsere Heliogravüre wiedergibt.

All dies war so germanisch im tiefsten Sinne, daß wir durchaus begreifen können, wenn die beiden großen Fresken in der Casa Bartholdy, die heute mit den Arbeiten von Overbeck und Veit die Berliner Nationalgalerie birgt, als verheißungsvoller Anfang einer großen deutschen Kunst gefeiert wurden.

Obwohl hier die Geschichte des ägyptischen Joseph dargestellt ist, wurde sie doch von den Künstlern aus ihrem nationalen und menschlichen Empfinden heraus versinnbildet. In der Wiedererkennung der Brüder und in der Traumdeutung steigerte Cornelius diesen Zug ins monumental Erhabene.

Wie hier jede Gestalt vertieft ist und jede individualisiert! Zugleich wird durch die mächtige Form das Ganze ins Überlebensgroße, Typische, Ewiggültige erhoben.

In den Fresken der Münchener Glyptothek, dem nächsten großen Werk für zehn Jahre, galt es, die homerische Welt darzustellen: Kampf, Siege, Niederlagen wechseln mit Freude, Schmerz, Abschied; dazwischen stehen idyllische und feierlich-sakrale Szenen. Immer ergreift uns das allgemeine Schicksal, das hier vor sich geht; wir vergessen über der Größe des Heldentums dessen nationale Verschiedenheit und zeitliche Trennung; es wirkt in uns zuletzt nur mehr das menschliche Geschehnis.

Wenn dieser Eindruck vor den Originalen nicht so leicht zu gewinnen ist, wegen der unserem Empfinden zu fremden Farbengebung, so erschließt er sich ungleich schneller vor den Kartons. Sie haben eine gute und reichhaltige Reproduktion in den zwei Monographien gefunden. Mögen diese nicht nur eine Tat geschichtlicher Gerechtigkeit vollziehen, indem sie des Cornelius Größe aufs neue uns nahe bringen; mögen sie vielmehr in dessen Kunst der deutschen Nation eine Quelle erschließen, deren belebende Kraft lange genug verborgen geblieben ist!

Dr. Jos. Popp.

Wilhelm von Diez. Schon wieder ist einer von den Künstlern dahingegangen, die unter Piloty mit Makart, Max, Defregger, Raupp, Grützner u. a. die Münchener Malerschule begründeten und ihr zu großem Ansehen und weitverbreitetem Rufe verhalfen. Wilhelm von Diez, der am 25. Februar in München starb, war als Künstler und Mensch eine durch und durch originelle Erscheinung, was schon daraus hervorgeht, daß nach seinem Tode zahlreiche Anekdoten mit witzigen Pointen, aphoristische Redensarten u. dgl. in Maler-

ateliers und in der Presse herumschwirrten. Darnach hätten wir uns einen temperamentvollen Künstler vorzustellen, dessen Geradheit, wenn nicht Derbheit ihm schon zu Lebzeiten eine gewisse Popularität errungen haben. Wer dem ‚alten Diez' aber näher trat, entdeckte bald noch etwas anderes und kam zu der Einsicht, daß das urwüchsige, derbbayerische und bramarbasierende Element, das bei seinen Schülern so oft hervortrat, bei ihm nicht nur nicht zu finden war, sondern vielmehr fruchtbare Stille und feiner Künstlergeist vorherrsche.

Zur Zeit, da Diez sich als Maler bemerkbar machte, standen am Münchener Kunsthimmel die Sterne Kaulbach und Piloty im Zenit ihres Ruhmes. Wer nur einiges Talent in sich verspürte, widmete sich der Historienmalerei. Kaulbach hatte seine Riesenkartons geschaffen, auf denen er ‚den Geist der Geschichte' darstellen wollte. Die Gebildeten standen entzückt vor diesen Kartons, einander in tiefsinnigen Erklärungen und Auslegungen überbietend. Man übersah, daß es sich oft nur um eine mehr oder weniger geistreiche graphische Ausdeutung und Illustrierung von Ideen handle, die als solche der blut- und saftlosen Malerei nur wenig nahrhafte Stoffe zuführten.

Geistreiche, gebildete Maler mit ungebildeten Augen sind eben nicht selten. Historienmaler in diesem Sinne war Diez nie. Er hielt nicht viel von gelehrter Stallfütterung als unumgängliche Voraussetzung zum Malen historischer Bilder. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß er literarischen Anregungen unzugänglich war; im Gegenteil, Diez wußte in den Jahrhunderten deutscher Geschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit so gut Bescheid wie ein Kulturhistoriker. Als unübertrefflicher Schilderer des Landsknechtslebens, des dreißigjährigen Krieges, der Ritterzeit kannte er die einschlägige Literatur: Grimelshausens Simplizissimus, Hans von Schweinichen, Götz von Berlichingen, Abraham a Sancta Clara gründlich. Vor allem hat ihn die Zeit der französischen Revolution und die Ära Napoleons I. stark interessiert.

Was haben ihm noch Gemäldegalerien und Kupferstichkabinette, die er in jüngeren Jahren eifrig besuchte und studierte, überliefert? Vieles ist bei ihm aber direkt auf Anschauung und die Fähigkeit, daran Assoziationen zu knüpfen, zurückzuführen. In seinem Atelier hatte er eine Sammlung prächtiger alter Waffen, Harnische und Kostüme, darunter Gegenstände, die der Besucher vielleicht kaum flüchtiger Betrachtung wert befunden hätte. Ganz anders Diez. Mit dem Anblick der dicken, ledernen Stiefel eines Kuriers oder Postreiters aus dem 17. Jahrhundert, mit dem feinen Wallensteiner Degen, jener Flinte und diesem Pulverhorn verbanden sich bestimmte gegenständliche und malerische Vorstellungen, die in ihm das ganze bewegte Bild einer kriegerischen Zeit entstehen ließen. Er hielt es mit dem Dichter, welcher sagt: ‚Es knüpfen Kraftgedanken sich oft an geringe Dinge.'

Seine Skizzenbücher sind Magazine, die mit malerischen Details jeder Art vollgestopft sind. Er zeigt sich darin als ein feiner Beobachter von Natur und Leben. Mit unendlicher Liebe hat er während des sommerlichen Landaufenthaltes Zweige von Apfelbäumen, strotzend von Früchten, gezeichnet; alte Bauernscheunen, Ställe, Dorfgassen, alte Tore, Mauern, Burgen, Menschen jeden Geschlechts und Alters in allerlei Kostümen, Hunde, vor allem Pferde bewahren seine Skizzenbücher in Hülle und Fülle. Pferdestudien von Diez waren unter Kollegen gesucht und begehrt. Manch einer hat ein schönes Blatt aus seiner Mappe entlehnt, und es ist nie wieder dahin zurückgekehrt.

Auf Grund so gewissenhaft betriebenen eindringenden Naturstudiums durfte sich Diez erlauben, seiner Phantasie Raum

zu geben, ohne daß er dabei Gefahr lief, willkürliche phantastische Gebilde wiederzugeben. Bilder von Diez sind nie bloße Reproduktionen nach der Natur, sie sind aber auch nicht ganz frei erfundene Schöpfungen. Eigentlich Positivist erlebte er die merkwürdigsten Dinge, während er sich in die Wirklichkeit versenkte; seine Schöpfungen sind daher alle künstlerisch wahr, weil sie von der Wirklichkeit angeregt, intuitiv empfunden und entstanden sind. Ein Beispiel wird das klar machen. Diez sieht auf einem Spaziergange spät am Abend eine Scheune vor sich. Der blaue Nachthimmel wölbt sich darüber, Sterne blitzen da und dort auf; ganz im Hintergrunde der Scheune herrscht Dunkel; vorne am offenen Scheunentor hängt eine Laterne, deren Licht beständig hin- und herflackert. Bei diesem matten, flackernden Lichtschein wird allerhand sichtbar: verschiedene Geräte, Gerümpel, Stangen, Balken, schlafende Hühner. Mehr bedarf es nicht, um im Geiste des Malers das Bild ‚Christi Geburt' erstehen zu lassen.

Es besteht eine gewisse Verwandtschaft in der Anschauungs- und Vorstellungsweise des großen Magiers aus Harlem und dem Auge von Diez. Viel mehr Berührungspunkte finden sich bei einem Vergleiche mit den holländischen Kleinmeistern, mit Brouwer, Ostade, Wouwerman u. a. Heilbut hat bereits im ‚Tag' darauf hingewiesen, wie und mit welchen Mitteln Diez ähnliche Lichteffekte und malerische Wirkungen erstrebt hat. Seine Malerei enthält die Quintessenz seiner ganzen Kunst. Sie wächst aus kerngesunder, sinnlicher Anschauung heraus. Seine Technik, aufs vollkommenste ausgebildet, ist im höchsten Grade geistreich und subjektiv. Eigentlich Kleinmaler ist er doch nie Feinmaler geworden, sondern hat bis zuletzt seinen breiten malerischen Vortrag bewahrt. Seine kleinen Bildchen, witzig und interessant im Gegenständlichen, würzig und köstlich in der malerischen Darstellung, werden von Feinschmeckern malerischer Qualitäten heute mit Gold aufgewogen. Sie werden auch seinen Namen kommenden Zeiten wert und vertraut machen. A. H.

Musik.

Ein neues Oratorium: ‚Gottes Kinder' von Wilhelm Platz. Hier haben wir endlich wieder einmal eine Neuschöpfung, an der man seine Freude haben kann. Wenn man im Gebiet der Oper, Operette und des Oratoriums Umschau hält, so ist's gerade nicht zu viel des wirklich Brauchbaren und Ansprechenden, was uns die letzten Jahre gebracht haben. Wenn man sich allemal nur die Texte näher besieht, will einem schon vieles nicht recht hinunter. Man ist's ja von alters her gewohnt, nichtssagende, fade, geschmacklose Texte mit in Kauf zu nehmen, Texte, welche die oft herrliche Musik nicht wert sind, die dazu geschaffen ist; und wenn in diesem Punkte auch Oper und Operette zuerst und zumeist kranken, — auch das Oratorium befriedigt in dieser Richtung durchaus nicht immer. Holt es seine Stoffe auch aus Bibel und Heiligenlegende, als Ganzes lassen sie doch oft viel zu wünschen übrig. Bei dem neuen Oratorium von Platz können wir mit Befriedigung konstatieren, daß wir hier ein Libretto haben, das ganz gewiß die musikalische Behandlung wert war. Der große, verbindende Gedanke ist die religiöse Idee von der Gotteskindschaft; sie ist das geistige Band, das die drei Teile, in welche das Werk gegliedert ist, zusammenschließt. Wenn man bedenkt, in wie vielen anderen Libretti eben einfach oft rein äußerlich Stück an Stück und Szene an Szene gereiht ist, ohne eine einheitliche, alles leitende und eng verknüpfende Idee, und daß aus solchem Stückwerk auch die beste musikalische Behandlung kein wahres, einheitliches Kunstwerk schaffen kann, so wird man obigen Vorzug begreifen und schätzen.

Die kindliche Herzensreinheit und Hingabe an Gott ist nach der Lehre des göttlichen Meisters die erste und Grundbedingung der Gotteskindschaft. Dieser Gedanke ist im ersten Teil symbolisch veranschaulicht durch Vorführung der lieblichen biblischen Szene der Berufung der Kinder durch Jesus, den Kinderfreund. Dieser Teil trägt daher als Motto die Einladung Christi: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich!' Aber diesem Ideal bleiben viele Menschen ferne, der Geist der Welt mit Sünde, Lug und Trug verführt sie. Selbst die Jünger waren von diesem Geist des Hochmuts angesteckt, wie ihr Rangstreit beweist. Gerade der Geist der Welt und des Hochmuts führt weg von Gott durch Irrtum, Schuld und Ärgernis. Nur der Geist Christi, der kindliche Geist der Demut, Reue und Zerknirschung führt wiederum zu ihm, dem Freunde reuiger Sünder, dem Arzte der Kranken zurück. Das der Gedanke des zweiten Teiles, und daher sein Motto: ‚Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.'

Allein auch wer frei von persönlicher Schuld und Fehle durchs Leben zöge, manch Leid und Trübsal, manch Mühsal und Kreuz bleibt keinem erspart, und wär's allein der bittere Tod mit seinen Schrecken. Wie schwer da oft, seinem hohen Berufe treu zu bleiben, wenn nicht einer wäre, der über Kreuz und Tod gesiegt, das Kreuz geheiligt und dem Tod seinen Stachel, seine Schrecken genommen — Christus, der alle mühseligen und beladenen Erdenpilger zu sich ruft, sie seiner Liebe versichert, sie Gott ihren Vater nennen heißt, so daß sie alle in Liebe und Freude jubeln können: ‚Sehet, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Gottes Kinder heißen und es sind!' Vor allem die biblische Szene von der Erweckung des Jünglings von Naim ist hier wirksam verwertet in diesem dritten Teile, der das Motto trägt: ‚Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!'

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, uns zu zeigen, daß es hier wahrlich nicht an schönen Ideen und stimmungsvollen Bildern fehlt, die den Meister der Töne einladen, sie mit Musik zu umkleiden. Man würde sich aber täuschen, wenn man glaubte, der Komponist habe sich durch den stimmungsvollen, einladenden Text nun verlocken lassen, hier und dort eines langen und breiten musikalisch und rein instrumental zu spintisieren und zu programmatisieren. Die Versuchung lag ja nahe, und manch einer hätte ihr gewiß nicht widerstanden und seiner Phantasie die Zügel schießen lassen zu einem Tonbild wie ‚Kindliche Unschuld und Einfalt' oder ‚Der Sünde Schuld und Sühne' oder des ‚Todes Macht und Schrecken' oder ‚Auferstehungsjubel' und ähnliches, um nur das Nächstliegende anzudeuten. So ist es ja moderner Brauch! Freilich, man bedenkt dabei nicht, daß man bei solch breiten Schilderungen von derlei Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten Gefahr läuft, den Hauptgedanken zu verdecken, sich in reine Äußerlichkeiten zu verlieren und vor lauter peinlicher Detailschilderung auf die Hauptsache, die Innerlichkeit und Vertiefung, zu verzichten, wie es ja aus den Milieustücken vieler moderner Dramatiker bekannt ist. Platz ist dieser Versuchung nicht unterlegen.

Das zeigt z. B. gleich die instrumentale Introduktion, die, knapp und gedrängt gehalten, uns mit wenigen markanten Strichen die Situation malt und uns in die rechte feierliche Stimmung bringt. Es sind dabei drei Hauptthemen verwertet, die uns im Verlauf da und dort am rechten Platze begegnen. Die Einleitung tritt das Wort bald ab an einen gemischten Chor, der mit Benützung des ersten Motivs anhebt: ‚Und Jesus ging umher durch Städte und Flecken, predigte und verkündete das Evangelium

vom Reiche Gottes.' Damit hebt sich gleichsam unter feierlichen Akkorden der Vorhang vor unseren Augen, und wir sehen Jesus, den Kinderfreund, und die bekannte liebliche biblische Szene. In dem Chor der Mütter (vierstimmiger Frauenchor) können wir gleich den edlen und vornehmen Stil der Komposition bewundern; es sind zart-flehende Harmonien, wobei Terzen- und Sextengänge mit viel Geschmack und ohne alle aufdringliche Sentimentalität verwendet werden. Nach einem innigen Alt- und Sopransolo folgt das Gegenstück zum Chor der Mütter in dem barschen und hastigen Männerchor der Jünger. Evangelist und Christus, Alt- und Baryton-solo, Kinderduett, Kinder-, Frauen- und Männerchor folgen sich und vereinigen sich in reichem Wechsel, immer wieder neue Gestaltungen, neue Farben. Man fühlt den Einfluß der Romantiker, eines Schumann, Schubert, Weber, Mendelssohn, aber niemals in der störenden Weise der absichtlichen Nachahmung eines Vorbilds. Dabei verschmäht der Komponist durchaus nicht die modernsten Errungenschaften der musikalischen Technik, Melodik und Harmonik. Das zeigt z. B. gleich der imposante Doppelchor am Schluß des ersten Teils. Im zweiten Teil finden wir u. a. den gleichen musikalischen Satz zuerst von zwei Männer-, dann von zwei Frauenhalbchören nur mit verschiedenem Text vorgetragen; ebenso ein Baßsolo, das eine Quart höher durch einen Tenor aufgenommen wird, ein ganz guter Gedanke. Verständnis und Klarheit werden gefördert und Interesse und Annehmlichkeit durch die neuen Klangfarben geweckt. Im zweiten Teil findet sich auch das einzige Intermezzo sinfonico in Gestalt eines ‚Gebets'; es ist ein recht zartes und duftiges, von Harfensextolen umspieltes cantabile, das hier am rechten Ort ist, weil es organisch aus dem Vorhergehenden herauswächst. Aber auch hier wird man nicht durch zu große Ausdehnung gelangweilt, sondern man hat, was gewiß viel angenehmer ist, das Gefühl, daß man recht gern noch mehr davon gehört hätte. Ich weise nur noch kurz hin auf ein ganz stimmungsvolles und famos gesteigertes dreimaliges ‚O Lamm Gottes!', in dem schmerzliche Reue zum Ausdruck kommt, und auf den für einen Doppelchor und zweistimmigen Kinderchor kunstvoll gearbeiteten und klassische Schönheit und Einfachheit atmenden Schlußchor dieses Teiles: ‚Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn der Vater will dir geben das Reich!' Es fehlt nicht die allmähliche Steigerung; wir werden noch höher geführt im dritten Teile. Eine Art Kirchenlied mit drei Strophen in modernem Gewande leitet ihn ein. Es folgt die biblische Szene der Erweckung des Jünglings von Naim, eine vorzügliche melodramatische Partie, die mit zum Schönsten und Bedeutendsten des Oratoriums gehört. Soli und Chöre führen zu dem überzeugenden, hinreißenden Schluß, der unter Hinzutritt der Orgel das erste Hauptmotiv unisono aufnimmt, um zehnstimmig auszuklingen in den Hauptgedanken: ‚Halleluia, wir sind Kinder des Herrn!'

Ein deutsches Werk eines deutschen Komponisten, das nicht lange für unsere Verhältnisse hergerichtet zu werden braucht. Man mag an Text und Musik dies und jenes aussetzen und bemängeln; an welchem Werk geschähe das nicht heutzutage? Aber das Werk ist wegen seines gediegenen Gehalts und seiner hervorragenden Faktur mehr als viele andere wert, aufgeführt zu werden. Es ist geschrieben für Kinder-, Frauen- und Männerchor, einen Baryton (Christus), einen Tenor (Evangelist) und Soli in allen Chorstimmen, großes Orchester und Orgel ad libitum zum Schlußchor; der größere Teil der Baß-, bezw. Baryton- und Tenorsoli kann von dem Sänger des Christus und Evangelisten übernommen werden. Das Werk stellt keine zu großen Anforderungen und ist gewiß sehr dankbar. Die Soli sind über-

aus sanglich; da hat Platz längst seine Meisterschaft bewiesen in seinen zwei Liederbänden, aus denen unsere Musikbeilage Proben bringt, und die von der Kritik durchwegs sehr anerkennend aufgenommen wurden; sie rühmt seinen edlen Geschmack, sein musikalisches Feingefühl, seine vornehme Tonsprache, seine gesunde Schöpferkraft und eigene Persönlichkeit. Das läßt sich auch von diesem neuen opus sagen; dabei eine vorzügliche Deklamation und ein sehr guter Chor- und Orchestersatz. Am 7. April wird das Werk in Erfurt zum erstenmal aufgeführt; mögen diesem Beispiel recht viele Chöre und Städte folgen!

Dr. A. Möhler.

Orchestervirtuosentum. Über Richard Strauß haben die Hochlandleser bereits früher die Meinung eines Musiktheoretikers gehört (Aprilheft 1906), und auch sonst pflegen über ihn zumeist Historiker oder Kritiker sich zu äußern. Nun hat in den ‚Signalen für die musikalische Welt' auch einmal ein Praktiker, Prof. Friedrich Brandes aus Dresden, zu dem ‚Fall Richard Strauß' das Wort ergriffen, und was er sagt, ist gewiß so vielen Musikübenden und Musikliebenden aus dem Herzen gesprochen, daß es auch außerhalb des Fachorgans gehört zu werden verdient. Brandes bekennt: ‚über den „Bardengesang" für Männerchor und Orchester von Richard Strauß, dessen Erstaufführung in Dresden durch den Lehrergesangverein stattfand, sollte ich als Dirigent der Aufführung eigentlich nicht reden, da mein Urteil durch Sachkenntnis stark getrübt ist. Sei's immerhin: die Sachkenntnis kann vielleicht doch einmal zur Erhellung des Wesentlichen und Wichtigen beitragen. Ohne alle Vorrede und ohne alles Ästhetisieren: dies Wesentliche ist die Einsicht, daß wir dem Naturalismus eine ganz bedeutende Stärkung und Sicherung des Technischen zu verdanken haben. Der musikalische Naturalismus, als dessen gewichtigsten Vertreter ich Richard Strauß anerkenne, ist sozusagen scheußlich schön: künstlerisch eine Beihilfe, eine starke Anregung, ein interessanter Durchgang, aber kein Resultat.

Er ist eine Äußerlichkeit, während alles Künstlerische Innerlichkeiten bedeutet. Jedes Äußerliche, sofern es geschickt aufgemacht wird, hat den Effekt für sich. Das versteht Richard Strauß in wirklich ungewöhnlicher Weise. Er wäre, am Äußerlichen gemessen, ein Meister, ein ganz großer, bewundernswerter Handwerksmeister, einer, der alles kennt und sehr viel kann. Aber zugleich ist er einer, der vor der Kunst keine Ehrfurcht zu haben scheint, einer, vor dem die Kunst, die Sprache des Innerlichen, Halt macht. Einige Verehrer nennen ihn ‚kühn', vielleicht, weil er (Absicht: épater le bourgeois?) musikalische Ohrfeigen austeilt. All' dies ist nun nichts Neues mehr, rührt nicht vom Bardengesang her. Ich glaube, ich bin der erste gewesen, der bei der sogenannten ‚Sinfonia domestica' und bei der Oper ‚Salome' auf die Verrücktheiten dieses musikalischen Naturalismus hingewiesen hat. Seitdem denkt man in Musikerkreisen, die ganz jungen Leute ausgenommen, etwas anders über ihren Komponisten. Die Oper ‚Feuersnot' hatte mich veranlaßt, ihn den Eulenspiegel der modernen Musik zu nennen. Der Streit über ihn ist aber wirklich müßig. Einen Spaßvogel, der Geld verdienen will, ernst zu nehmen, ist ein Zeichen unserer Zeit, in der man sich über die Beweggründe nicht klar werden kann, unserer ganz und gar politischen, das heißt amusischen, unmusikalischen Zeit, in der es einzig aufs Blenden und Überrumpeln ankommt. Das macht die Virtuosität. Und Richard Strauß ist ein Orchestervirtuose ersten Ranges, so überwältigenden Ranges, daß er guten Orchestermusikern Vorschriften machen kann, deren genaue Erfüllung an die Unmöglichkeit

grenzt. Siehe die Kontrabässe, Trompeten (die zweite) und auch die Hörner im Bardengesang, von den Singstimmen gar nicht zu reden! Aber das große Verlangen imponiert immer. Man erfordert in der Besetzung ein Glockenspiel, das im ganzen zwei Töne zu schlagen hat. Das ist dann gleich die ‚kühne' Stelle, in der A und As-dur durcheinander gegeigt und geblasen wird. Es handelt sich um Karthago, das dem Komponisten ebenso gleichgültig ist wie uns. Aber Effekt ist mit solchen Späßen zu machen. Die Verehrer nennen es ‚Kühnheiten'. Wenn ich nach der ‚Sinfonia domestica' Richard Strauß mit Meyerbeer verglichen habe, so war das ein großes Unrecht gegen Meyerbeer. Dieser mag Wirkung ohne Ursache erstrebt haben, Richard Strauß macht sich über alle lustig. Er ist zeitgemäß; er weiß, daß die Leute vor allen Dingen ihren Spaß haben wollen. Spaß bringt Geld. Siehe den famosen Spaßmacher Otto Reutter!

Warum ich den ‚Bardengesang' aufgeführt habe? Um den Höhen- oder Tiefstand des Naturalismus als zweifellos zu erweisen und seinen offenkundigen Nutzen vor allem den Mitwirkenden klar zu machen. Ich wüßte kein Werk weiter, mit dem sich Chor und Orchester so abzuquälen hätten. Der Vorteil für Konzentration und Technik ist ganz ungemein. Solche Kompositionen sind zum technischen Lernen weit zweckdienlicher als Etüden und Gesangsübungen. Sie spannen an und sind effektvoll. Denn über den sogenannten ‚Schwung' verfügt Richard Strauß, wenn auch nur vermöge einer knüppeldicken Instrumentierung und des nunmehr schon abgebrauchten Kniffes der volkstümlich angehauchten Wendungen in unschuldigen, verdoppelten Terzen und Sexten, die den naturalistischen Spektakel ab- und auflösen. Das alles ist interessant, verblüffend und lehrreich. Aber weiter nichts. Es ist vor allem nichts Neues. Der Naturalismus ist schon mehrfach ein lehrreicher Übergang gewesen. Sein Nutzen, nochmals, ist die gesteigerte Technik. Deshalb ist es nötig, ihn kennen zu lernen, in ihn einzudringen, um ihn zu überwinden, und eben deshalb hat man als Dirigent von Zeit zu Zeit die Pflicht, ausnahmsweise mal ‚zeitgemäß' zu sein. * *

Neues vom Büchermarkt.

Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis. Von Dr. med. Th. Gsell Fels. Siebente Auflage. 1907. Mit 26 Karten, 31 Plänen und 1 Grundriß. In Leinwand gebunden 7 Mk. 50 Pfg. — **Das Mittelmeer und seine Küstenstädte nebst den Kanarischen Inseln und Madeira.** Dritte Auflage. 1907. Mit 19 Karten und 45 Plänen und Grundrissen. In Leinwand gebunden 6 Mk. 50 Pfg. (Meyers Reisebücher.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Das deutsche Element taucht in dem Strom der Reisenden an der Riviera und am Mittelmeer immer stärker auf. Wir stehen mitten in der Reisesaison in jene Gegenden. Zur rechten Zeit sind zwei der trefflichen ‚Meyers Reisebücher' erschienen. Die Ausstattung ist, was Inhalt und Karten angeht, die bekannte gediegene. Der Band ‚Riviera ꝛc.' tut dem Touristen wie dem Kurgast gleich gute Dienste. Jenen führt er mit zuverlässigen Angaben bis an die Sahara, diesem gibt er Aufschlüsse über klimatische und hygienische Verhältnisse, therapeutische Wirkungen und Erfahrungen; der eine findet die Fingerzeige in ideeller, allgemein bildender Richtung, der andere die für die materielle Bequemlichkeit dankenswert. Der zweite Band ist ein sehr brauchbarer Führer für eine Mittelmeerreise, für deren Antritt er Ratschläge gibt, und auf der er den Reisenden von Hamburg durch das ganze mittelländische Meer begleitet bis zum Suezkanal, Beirut und Konstantinopel, an allen wichtigen Punkten verweilend. Den Schluß bilden Fahrten im Schwarzen Meer. * *

„Frauenleben“ ist eine Reihe von Biographien betitelt, welche unter der Leitung von Hans von Zobeltitz, jede einen eigenen Band füllend und von verschiedenen Autoren bearbeitet, ausgestattet mit mehrfachen Porträtbildern und in vornehmen, ganz salonfähigen Einbänden im Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig erschienen sind.

Voraus schreiten zwei edle Königinnen. Jede war bediademt. Ein Haupt ist in Zypressen gebettet, das andere trägt die blutige Märtyrerkrone: Luise von Preußen und Maria Antoinette von Frankreich. Jede erregt unsere tiefste Verehrung und unbegrenzte Teilnahme. Jede hat das höchste Glück genossen und wandelte dann über Dornenpfaden, zwischen tiefen Abgründen. Über den Tod der einen weinte in trostloser Klage ihr ganzes treues Volk. Das Schafott der anderen umheulte wahnsinniger Pöbel, während der Henker das schöne Haupt noch ins Antlitz schlug und sie wie eine Bettlerin im armseligsten Winkel verscharrte. Der Archivar Dr. Hermann von Petersdorff zeichnet uns die Kindheit, bräutliche Jugend und das Glück der Kronprinzessin und Königin; aber bald folgte der sorglosen Freude der unerwartete Zusammenbruch der preußischen Monarchie durch den korsischen Imperator. Dagegen entfaltete die schwache Frau, auch als sie todkrank und landflüchtig die schwere Fahrt nach Memel wagte, eine Energie, einen Mut und ein Gottvertrauen, worin sie mit ihrer heldenhaft-verwandten Schicksalsschwester in Paris wetteiferte. Daß ihr der Kummer das Herz abnagte, ist eine die wahre Sachlage im symbolischen Gewande abspiegelnde Legende.

In farbiger Kraft malt Lady Blennerhassett den Porträtkopf der beklagenswerten Maria Antoinette, ein Meisterstück historischer Pleinairtechnik — aber auf Goldgrund! Das fließt dahin wie im dramatischen Aufbau, mit einer rhythmisch-klangreichen Sprache, die auch den Unempfindlichsten mitreißt und mit scheuer Achtung sowohl für die Darstellerin wie für das Original erfüllt.

Man begreift nicht, wie diese beiden in Seide und Gold gleißenden Büchlein nur für die oberen Zehntausend geschrieben sein sollten. Eine wirklich patriotische, einer Bürgerkrone würdige Tat wäre es, davon eine populäre Ausgabe zu veranstalten, die, nebenbei bemerkt, gewiß nicht ohne praktischen Erfolg bliebe.

Karl Buße gibt eine biographische Charakteristik der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Er faßt sie in einzig richtiger Methode im Zusammenhange mit Land und Leuten als ein echtes Kind Westfalens und mit kluger Umsicht auf alle anderen persönlichen Faktoren, denen sie die Wurzeln ihrer Kraft verdankt. Ihre Lyrik ist eine kontemplative Denkerin und Landschaftsmalerin; sie zeigt und spiegelt die Natur mit einer zwar minutiösen, aber doch auch großzügigen Gewissenhaftigkeit; ihre Sprache ist trotz aller scharf akzentuierten Originalität lieblich und wohlig, während ihre Prosa nur an Adalbert Stifter einen Rivalen gewann. Die religiöse Tiefe gab keinen Hemmschuh für ihre Phantasie. Über Heidekraut, Ginster und Lilienblumen schwingt sich die Lerche ihrer Dichtung liederfröhlich in den ewig blauen Äther des Glaubens.

Die Malerin Angelika Kauffmann (geb. 30. Oktober 1741 zu Chur, gest. 5. November 1807 in Rom) hat Eduard Engels in biographische Behandlung genommen. Angelika, die echte Waldblume des Bregenzerlandes, ist eine anmutige, liebenswürdige Erscheinung, welche der Wiedergeburt der deutschen Kunst vorherging. Wie Anton Raphael Mengs und Asmus Jakob Carstens wurde sie ihrerzeit ebenso sehr überschätzt wie später gegen alles Verdienst verkleinert und vornehm übersehen. Von Haus aus ein Wunderkind, mit einer melodischen Stimme begabt, folgte sie doch der Malerei ‚auf der schmalen Straße zum Tempel des Ruhmes‘, zeichnete schon mit sechs Jahren, stand elfjährig ihrem Vater zu Como bei und assistierte ihm später sogar bei seinen Fresken zu Schwarzenberg. Besonders freute sie sich an der wie mit Schmetterlingsstaub darstellenden, damals ganz modernen Pastellmalerei; doch handhabte sie auch die ganze Technik des Ölmalens. Mit ihrem Vater, der seine vielfachen Aufträge immer an Ort und Stelle auszuführen liebte, machte sie, wie ehedem die Carraci, eine Studienreise über Parma, Bologna und Florenz, überall nach festen Bestellungen berühmte Bilder kopierend. Ihr Aufenthalt zu Rom und Neapel, wo sie viele Porträte malte, bildete das Ende ihrer Lehrzeit. Von einer befreundeten Familie nach England geladen entfaltete sie eine

hochgeehrte Tätigkeit. Sogar der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende Porträtmaler und Präsident der Londoner Akademie, Sir Joshua Reynolds, malte ihr entzückendes Bildnis (gestochen von Morace) und bot ihr seine Hand an, leider vergeblich. Dafür fiel sie in die Netze eines Schwindlers, der als angeblicher Graf Horn den nur zu arglosen alten Kauffmann in niederträchtiger Weise ausnützte. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in England vermählte sich Angelika endlich mit dem Venetianer Zucchi, einem nicht gerade hervorragenden Künstler. Geliebt, verehrt und mit gewinnbringenden Aufträgen überschüttet lebte sie dann in Rom, wo Goethe und Herder, die Herzogin Amalia, die Fürstin von Anhalt-Dessau, kurz, alle Notabilitäten Europas sie besuchten und auf den Händen trugen. Angelika war der Liebling des Volkes, welches bei den üblichen Korsofahrten sie immer als ‚Signora Angelica, la prima pittrice del secolo!" begrüßte. — Sie stand im Bann ihrer Zeit, teilte wie Klopstock und Geßner den sentimentalen Zug; doch war ihre Farbe warm und kräftig. Am wenigsten glücklich blieben ihre historischen Kompositionen (Hermannschlacht), wo ihre Mittel nicht ausreichten. In kleineren idyllischen Szenen und stillen Allegorien sprach sich ihre Individualität voll und lieblich aus. Am meisten exzellierte sie in Bildnissen und Kopien. Auch mit der Radiernadel versuchte sie sich. — An 600 Blätter wurden nach ihr gestochen. Ihr Biograph erzählt im leichten, behaglichen Plaudertone. Nur bisweilen haut er über die Schnur, wenn er den Vater Kauffmann einen ‚Impresario' nennt (S. 52), der ‚auf die Walz ging' (S. 41); es wird sogar vom ‚Komödiantentum der Malerei' gesprochen (S. 87) und Winkelmann ‚ein fahrender Irrwisch' (S. 44) gescholten.

H.

Unsere Kunstbeilagen.

Zu den drei Bildern von Peter Cornelius vergleiche man den Rundschauartikel ‚Zur Wiedererweckung von Peter Cornelius und seiner Kunst' von Dr. Joseph Popp. Zum näheren Verständnis von ‚Dante im Paradies' seien die dargestellten Personen genannt. In der ersten Hälfte des Doppelkartons treten Dante und Beatrice vor Petrus, Jakobus und Johannes; in der zweiten sind Adam, Stephanus, Paulus und Moses vereinigt. — Die ‚Flucht nach Ägypten' gelte als eine Probe zur Charakteristik des jüngst verstorbenen Münchener Malers Wilhelm von Diez im gleichnamigen Rundschauartikel. Mit Diez ist wieder ein Maler dahingegangen, dessen Lebenswerk auf der Grenzscheide zweier Kunstanschauungen liegt.

Unsere Musikbeilage.

Zwei Lieder von Wilhelm Platz werden am Schlusse des Rundschauartikels ‚Ein neues Oratorium: „Gottes Kinder" von Wilhelm Platz' von Dr. A. Möhler gewürdigt.

Offene Briefe.

Pfr. Dr. C. St. in M. Das Gerücht von der kirchlichen Indizierung der Zeitschrift ‚Il Rinnovamento', über die Sie auf S. 102 dieses Heftes einiges finden, ist unmittelbar vor Redaktionsschluß auch zu uns gedrungen. Eine Drahtnachricht, die wir aus Italien am 20. März erhielten, nennt die Verurteilung wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Auf die Gründe kann man aus unserem Bericht nicht schließen. Vielleicht ist bis zum Erscheinen des Heftes die Situation klar.

Herrn P. in G. P. Wasmanns Autorität auf dem Gebiete der Ameisenforschung ist unbestritten. Im übrigen verweisen wir Sie auf den Artikel über seine Berliner Vorträge im gleichen Heft.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

„WIE MEIN KIND SICH FREUEN KANN"

(Hoffmann von Fallersleben)

Aus: „Hundert Lieder"*)
von Wilh. Platz

Leicht

GESANG

PIANO

p

cresc.

f

dim.

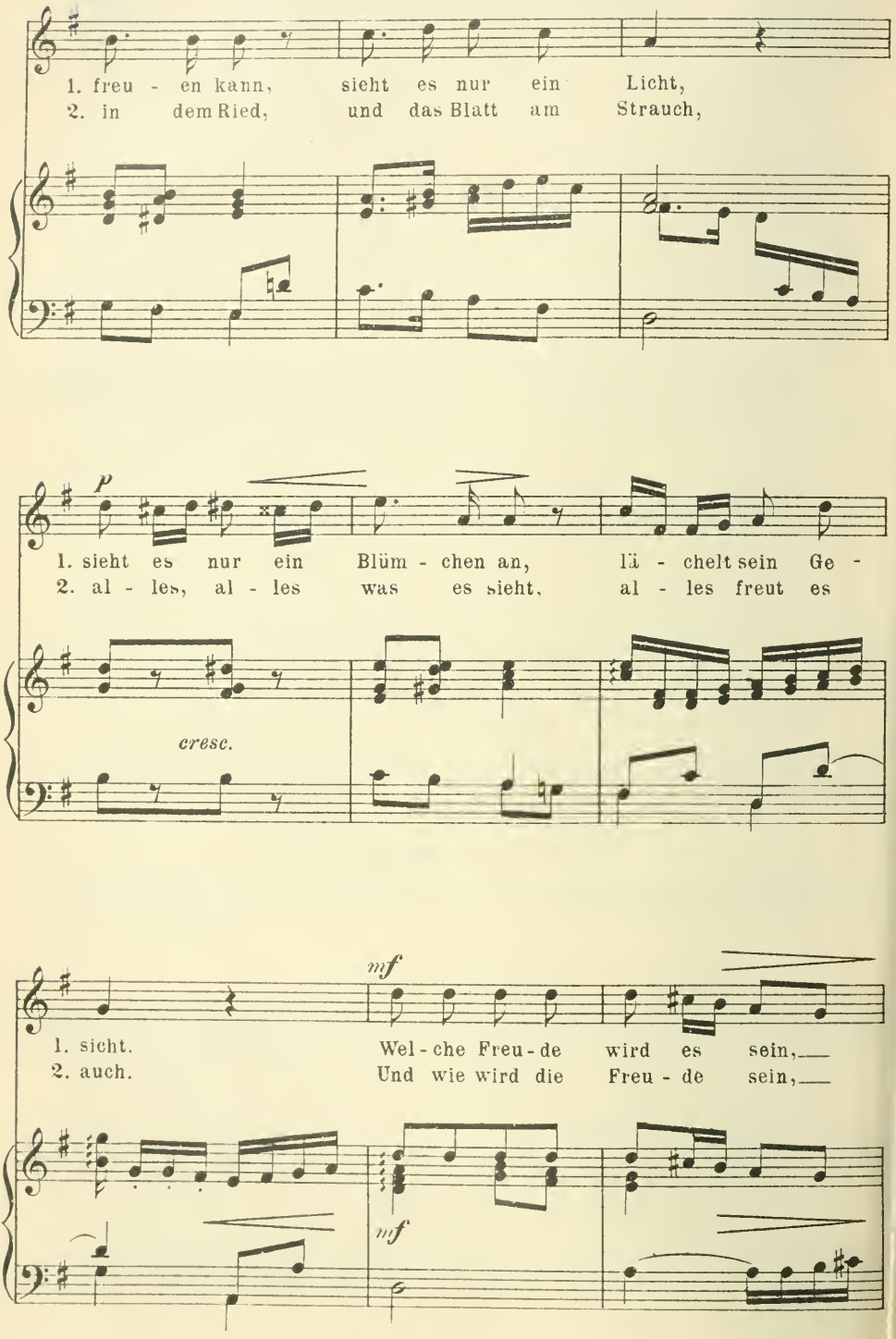
p

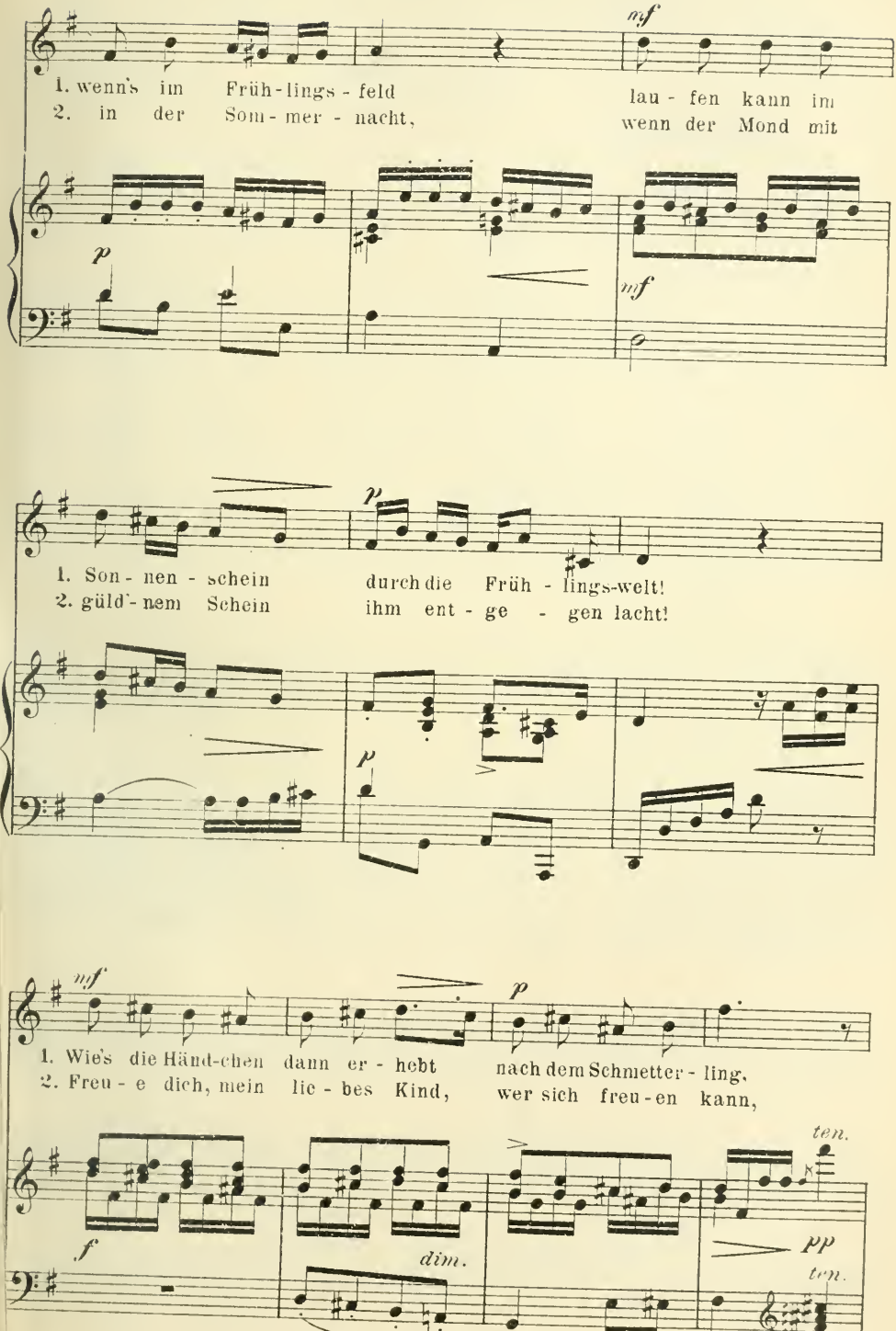
1. Wie mein Kind sich
2. Und das Hälm - chen

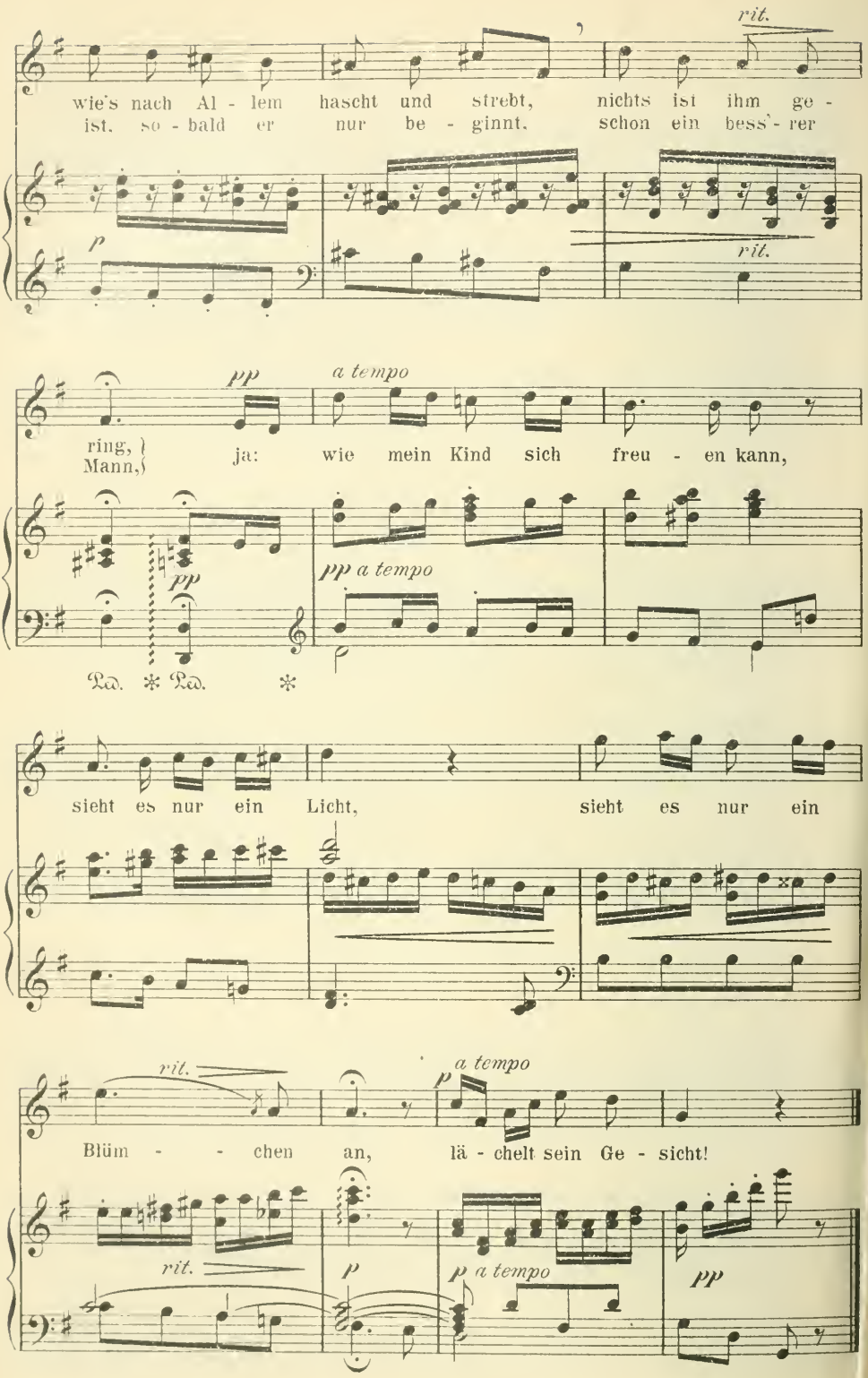
p

p

*) Mit Genehmigung des Verlegers: J. Feuchtinger, Stuttgart


1. freu - en kann, sieht es nur ein Licht,
2. in dem Ried, und das Blatt am Strauch,
p
1. sieht es nur ein Blüm - chen an, lä - chelt sein Ge -
2. al - les, al - les was es sieht, al - les freut es
cresc.
mf
1. sicht. Wel - che Freu - de wird es sein,
2. auch. Und wie wird die Freu - de sein,
mf


nf
1. wenn's im Früh-lings-feld lau-fen kann im
2. in der Som-mer-nacht, wenn der Mond mit
p
mf
p
1. Son-nen-schein durch die Früh-lings-welt!
2. güld'-nem Schein ihm ent-ge-gen lacht!
p
mf
p
1. Wie's die Händ-chen dann er-hebt nach dem Schmetter-ling,
2. Freu-e dich, mein lie-bes Kind, wer sich freu-en kann,
f
dim.
ten.
pp
ten.


rit.
wie's nach Al - lem hascht und strebt, nichts ist ihm ge -
ist, so - bald er nur be - ginnt, schon ein bess`- rer
p
rit.
pp
a tempo
ring,
Mann,
ja: wie mein Kind sich freu - en kann,
pp
pp a tempo
Ped. * Ped. *
sieht es nur ein Licht, sieht es nur ein
rit.
a tempo
p
Blüm - - chen an, lä - chelt sein Ge - sicht!
rit.
p
p a tempo
pp

„WENN SICH DIE WIMPERN SENKEN"

(W. Jensen)

Aus: „Hundert Lieder"*)
von Wilh. Platz

Sanft, nach u. nach leidenschaftlicher

GESANG

PIANO

p

Wenn sich die Wim-pern sen-ken zur nächt-lich stil - len

cresc.

Ruh', da bist mein letz - tes Den - ken, mein

cresc. mf p

poco rit. pp a tempo

letz - ter Herz - schlag du!

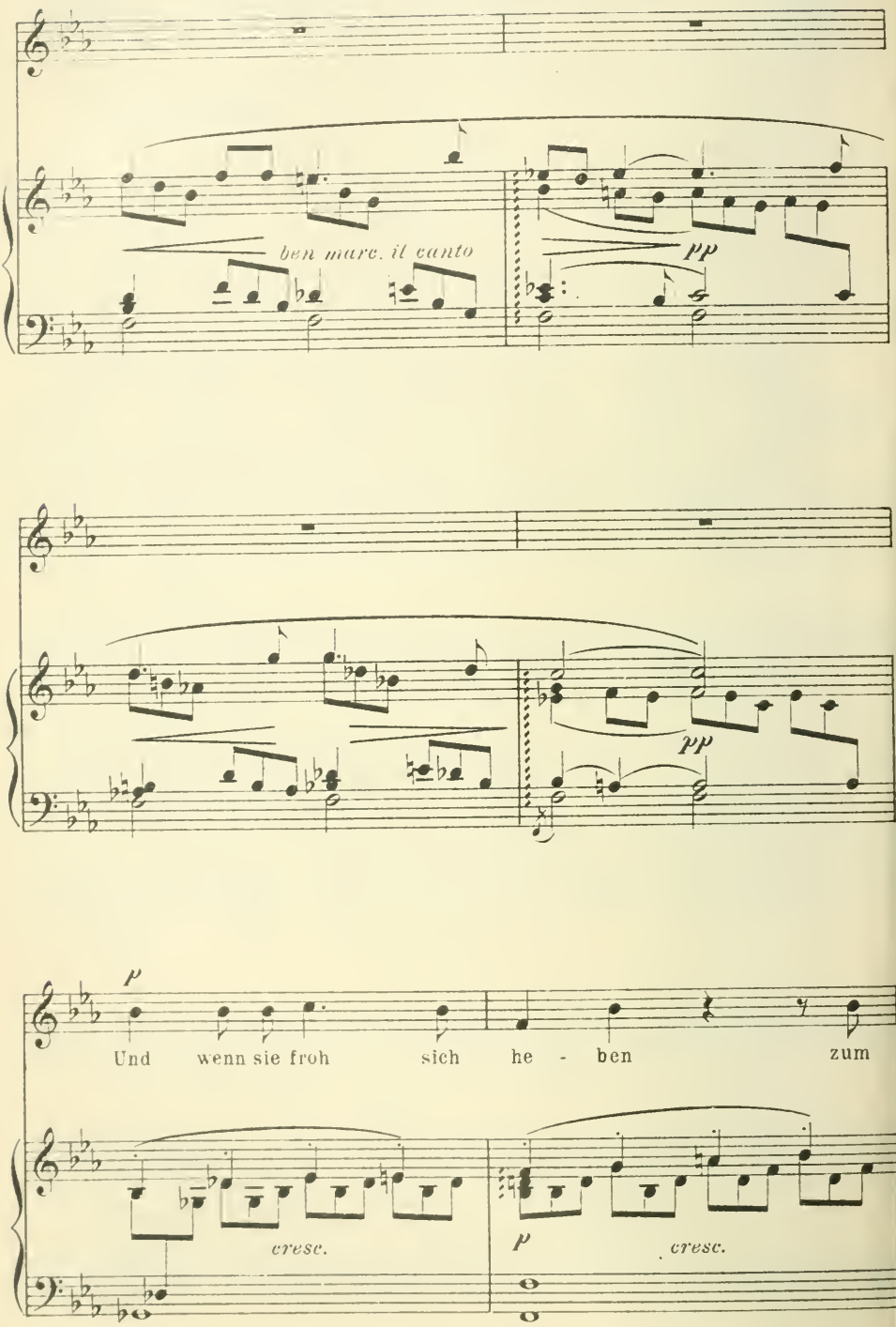
espress.

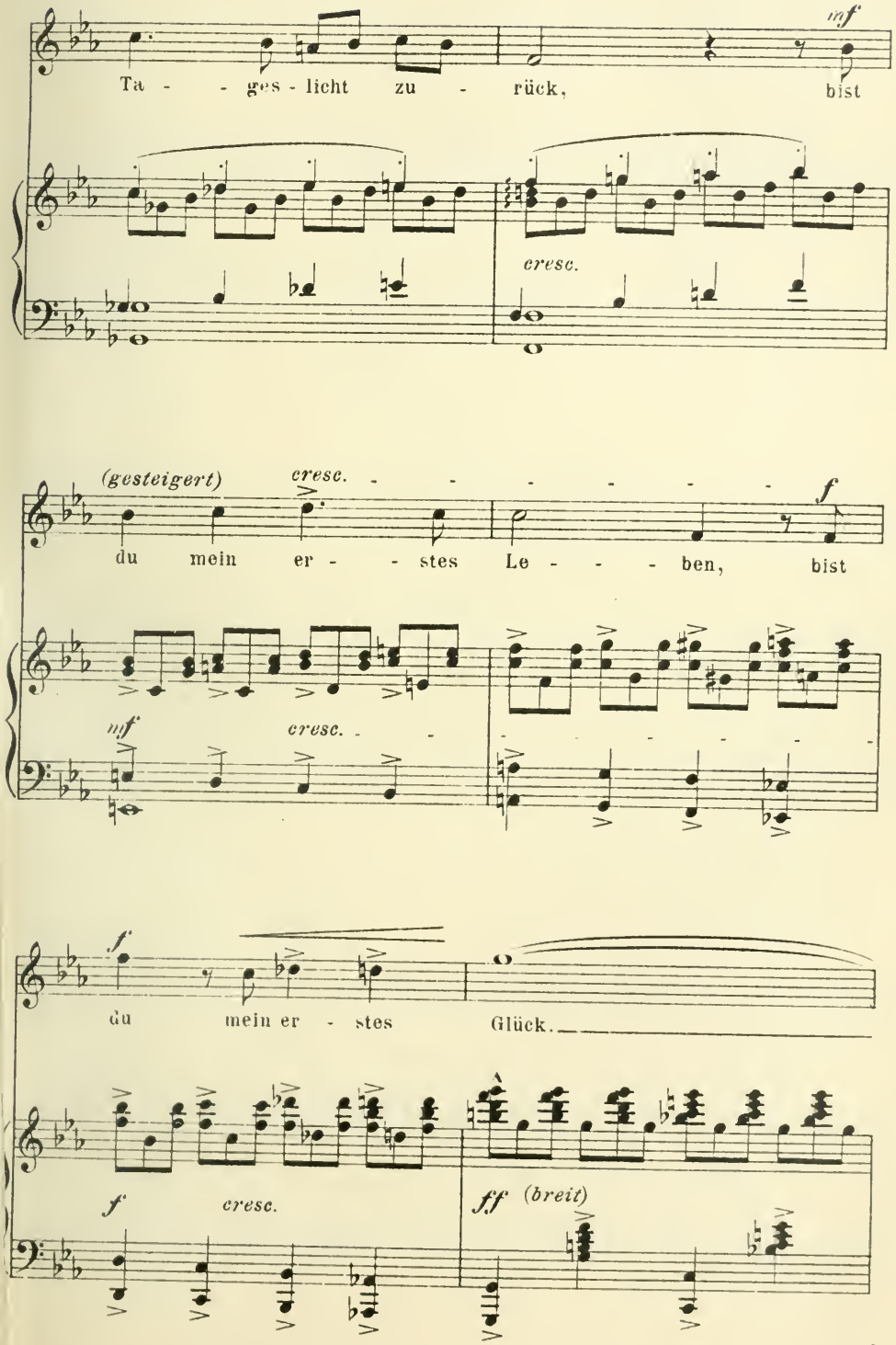
poco rit.

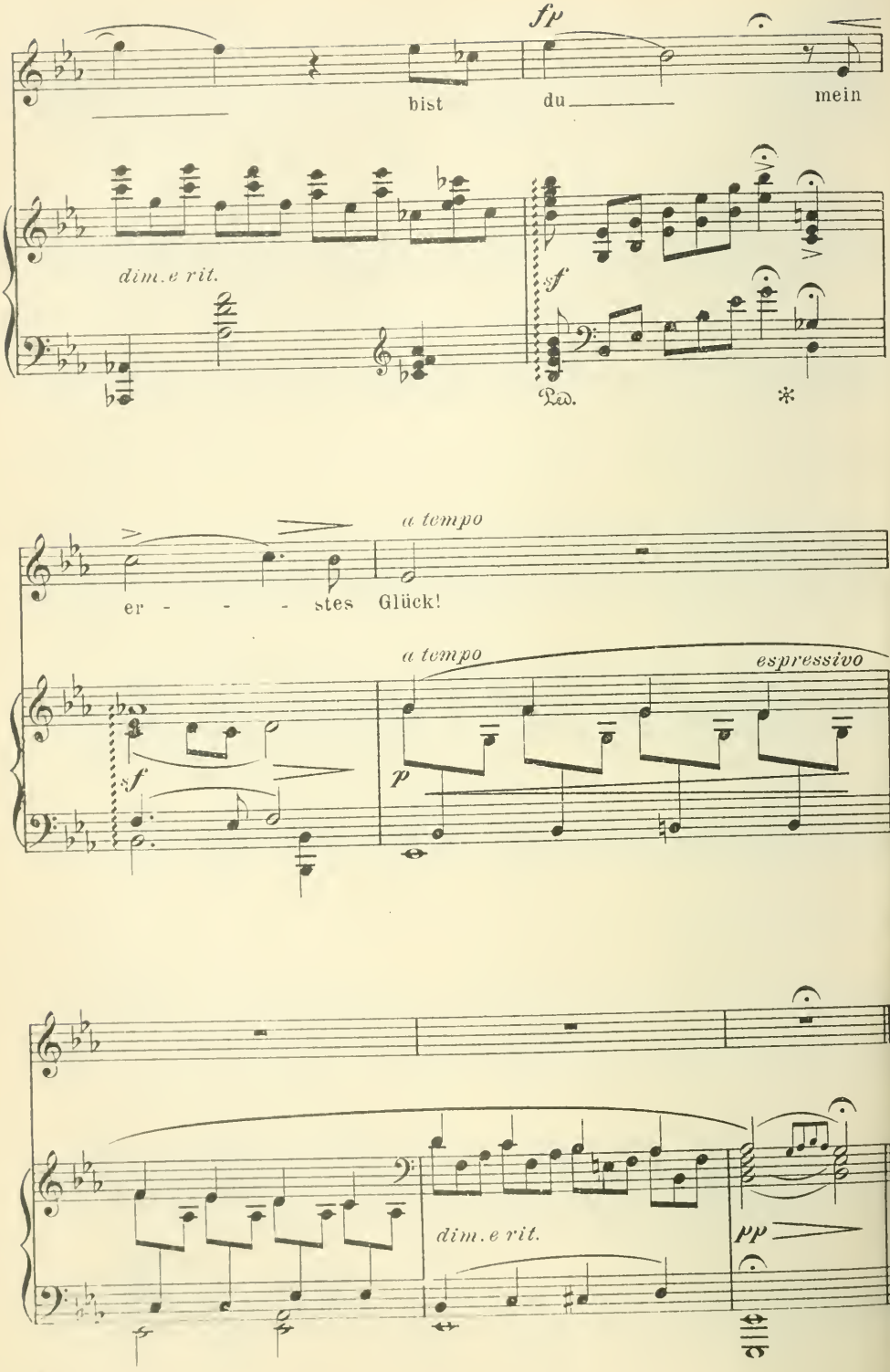
a tempo

pp

*) Mit Genehmigung des Verlegers: J. Feuchtinger, Stuttgart


ben marc. il canto
pp
pp
p
Und wenn sie froh sich he - ben zum
cresc.
p
cresc.


mf
Ta - - ges - licht zu - rück, bist
cresc.
(gesteigert)
cresc.
f
du mein er - - stes Le - - - ben, bist
mf
cresc.
f
du mein er - stes Glück.
f
cresc.
ff (breit)


fp
bist
du
mein
dim. e rit.
f
Ped.
*
a tempo
er - - - - stes Glück!
a tempo
espressivo
f
p
dim. e rit.
pp

Moritz von Schwind pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Natur, Kunst und Wissenschaft.

Hohe Land

Vierter Jahrgang. Mai 1907. 8. Heft.

Die Persönlichkeit und ihre Stellung zur Ideenwelt.

Von

Joseph Mausbach.

I.

Eine moderne Antwort auf die erste Frage im Katechismus, welches unsere Aufgabe auf Erden sei, lautet: ‚Die Entfaltung der Persönlichkeit.‘ Man versteht darunter die Ausgestaltung des Ich in seiner charakteristischen Eigenart, die Befreiung und Steigerung der individuellen Kräfte, die man als das Wertvollste im Menschen hinstellt. Es wird sich zeigen, daß in diesem Schlagwort richtige und gesunde Gedanken stecken; aber wie leicht dabei das Wahre vom Falschen überwuchert wird, wie oft ungebrochene Selbstsucht und Sinnlichkeit dahinter Deckung suchen, leuchtet auf den ersten Blick ein. Zu der Unklarheit des Begriffs kommt vielfach eine sprachliche Einkleidung, die durch schillernde Pracht die logischen und sittlichen Mängel verhüllt; mit allen Mitteln dichterischer Begeisterung und fast religiöser Inbrunst feiert man den Kultus des Lebens, der Persönlichkeit. Schon hierdurch entsteht eine Gefahr für die unbefangene Würdigung des christlichen Tugendideals in seiner keuschen, geistigen Erhabenheit. Man legt es aber auch eigens darauf an, diesen Kontrast zu verschärfen, ohne in der Wahl der Antithesen zu ängstlich zu sein. ‚Hier goldene Freiheit und Selbstbestimmung, dort Bindung durch ein theo-

kratisches Willkürgesetz! Hier fröhliche Entfaltung des innersten Wesens zur vollen Blüte, dort ständige Rücksichtnahme auf Gesetz und Gesellschaft! Hier ungehemmter Ausblick und Fortschritt in eine neue Welt, dort Festkleben am Überlieferten, am ewig Gestrigen! Hier kühnes Hinauswachsen über die Schablone zur Originalität, dort Nachahmen geheiligter Vorbilder, Nachbeten alter Wahrheiten! Hier Heiligsprechung des ganzen Menschen, des Menschen von Fleisch und Blut, dort ewiger, aussichtsloser Kampf gegen die eigene Natur!'

Solche Töne sind nicht erst im zwanzigsten Jahrhundert gehört worden. Nach der Herrschaft der christlichen Moralgrundsätze im Mittelalter finden wir in der Renaissance, beim Wiederaufleben antiker Kulturideen, die schrankenlose Bewunderung der Persönlichkeit, die Verherrlichung des Einzigen, Individuellen, Sinnlichen gegenüber dem Allgemeinen, dem Gesetze des Geistes. Jakob Burckhardt sagt vom Mittelalter, der Mensch habe sich damals nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen erkannt. Das ist zweifellos übertrieben; es gab im Mittelalter genug gewaltige Persönlichkeiten von ausgeprägtem Selbstgefühl, von charaktervoller Eigenart, knorriger wie anmutiger; das Mittelalter hat diese individuelle Größe auch empfunden, ihren Eindruck auf die Menge in bewundernden oder sarkastischen Beinamen uns überliefert; es hat sogar menschliche Helden und Heldinnen auf die Altäre gehoben, — freilich solche, die nicht so viel von ihrer Persönlichkeit redeten wie unsere Modernen. Aber richtig ist immerhin: In jenen Zeiten stand das Individuum nicht über der Idee, die Persönlichkeit nicht über der Gesamtheit. Die Emanzipation der starken Persönlichkeit von sittlicher und sozialer Norm ist eine Erfindung der Renaissance. Der Reiz dazu lag in der Luft; das Bedürfnis, über eine ältere, vielfach überlebte Kultur hinauszukommen, rief nach schöpferischen, willensstarken Naturen; die wiedererstandene Idee des antiken Helden verdunkelte die strengen Linien, die im Christentum das Göttliche und das Dämonische, die segenspendende und die zerstörende Kraft voneinander trennten.

Von neuem berauschte der Kultus der genialen Persönlichkeit die literarischen Kreise des 18. Jahrhunderts, die Männer des Sturmes und Dranges, die gärende Jugend der Romantik. Auch hier galt es den Kampf gegen einengende Überlieferung, schematischen Regelzwang, einseitige Vernunftaufklärung; die ungebändigte Natur, das begeisterte Gefühl, der urkräftige Wille sollten ein neues Schöpferwort sprechen. Leider wurde der schäumende Most nicht in dem Maße edler Wein, wie man gehofft hatte. Goethe sagte einmal von der Übertreibung des Persönlichen in diesen Kreisen: ‚Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. . Was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung

ist, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen?' (An Eckermann 17. 2. 1832.)

Gegen dieses Wort, das vor allem im letzten Satze ganz an die später zu erörternde christliche Vorstellung anklingt, beruft man sich freilich bis zum Überdruß auf das Gedicht:

‚Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gesteh'n zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit!

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.'

Diese Verse scheinen deutlich genug die selbstgenügsame Persönlichkeit als das höchste Glück des Menschen zu besingen. Dennoch beweisen sie nichts für Goethe; als Bekenntnis der Suleika (im west-östlichen Divan) bedürfen sie der Ergänzung durch die folgende Antwort Hatems. Er entgegnet:

‚Kann wohl sein! So wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich!'

Diese scherzhaft klingende Replik ist zugleich eine ernste philosophische Richtigstellung. Das Ich schöpft Wert und Glück nicht aus sich selbst allein, sondern aus einem Wesen außer und über ihm, dessen Nähe und Einfluß ihm tiefstes Wert- und Glücksgefühl verleiht. — Überhaupt hat Goethe, wenn er auch in seiner Lebensanschauung weder die Selbstlosigkeit des christlichen Ideals noch die strenge Selbstzucht des christlichen Vollkommenheitsstrebens erreicht, doch immer wieder seiner Achtung vor dem Objektiven, vor dem Gesetzlichen in Natur- und Geisteswelt Ausdruck gegeben und in der Bekämpfung und Läuterung des sinnlich Natürlichen im Menschen einen wichtigen Punkt der sittlichen Erziehung erblickt. Goethe würde sich entschieden bedanken, der Patron der heutigen ‚Übermenschen' zu sein.*

* So äußerte er einmal zu Sulp. Boisserée: ‚Was wäre denn aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor anderen zu haben? Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein, ... wo sind da religiöse, wo moralische, wo philosophische Maximen, die allein schützen könnten?' (S. Boisserée, Selbstbiographie 1862, I, 258 ff.) — Ein anderes Mal klagt er in seinem Tagebuche (zum 13. Mai 1780), die der Natur anklebenden Fehler seien wie Bandwürmer, die stets nachwüchsen. Aber ich will Herr werden, fährt er fort. ‚Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen.'

Den philosophischen Unterbau für die modernen Formen des Individualismus hat die Kantsche Philosophie gegeben, für die edleren Formen direkt, für die anderen indirekt. Nach Kant ist uns das Wesen der Dinge, der objektive Sinn, Ursprung und Zweck der Welt verschlossen; aus unserem Inneren schöpfen und gestalten wir die großen idealen Zusammenhänge des Seins und Lebens. Nur wir selbst sind uns Bürge der Wahrheit und Gesetzgeber der Tugend; von der Welt der Wirklichkeit trennt uns eine unübersteigliche Kluft. Die Vernunft ist im Theoretischen wie Praktischen auf sich selbst gestellt; nach subjektiven Denkformen faßt sie das Wirkliche auf, als oberste, autonome Richterin entscheidet sie über gut und böse. Daß diese Denkformen und sittlichen Maximen in strenger Allgemeinheit vorgestellt werden, hebt den Mangel ihrer sachlichen Begründung nicht auf; ebenso wenig verträgt sich der nachträgliche Appell an eine richtende, ausgleichende Gottheit mit der sonst geschilderten Autonomie der Persönlichkeit.

Unter den nachkantischen modernen Denkern, die ihren Drang zu philosophischer Konstruktion durch Wissenschaft oder ‚Glauben' zu befriedigen suchten, hat der Pantheismus am meisten Anhänger gewonnen. In der Frage der Persönlichkeit zeigt diese Weltanschauung ein doppeltes Gesicht. Logisch und theoretisch vernichtet sie den Eigenwert des Individuums, hebt sie die wahre Persönlichkeit auf; es gibt ja nur ein Wesen, das göttliche; alles andere ist Schein. Praktisch aber wirkt der Pantheismus vielfach entgegengesetzt; das Bewußtsein der Ichheit, der wirklichen Persönlichkeit, ist unverwüstlich. Und da der Pantheismus Göttliches und Menschliches gleichsetzt, so schwellt er das menschliche Selbstbewußtsein leicht zur Selbstvergötterung an. Überdies verwischt er alle scharfen Grenzlinien und Wesensunterschiede zwischen Idee und Wirklichkeit, Geist und Körper, Vernunft und Sinnlichkeit.

Die konsequenteste Selbstvergötterung des Ich, die aber in tiefste Selbstentwürdigung umschlägt, hat M. Stirner in seinem 1845 erschienenen Buche: ‚Der Einzige und sein Eigentum,' gewagt. Der Mensch, so lehrt er, ist groß, wenn er frei geworden von allem, was nicht er selbst ist; wenn er keine Wahrheit mehr anerkennt, die er glaubt, kein Gesetz, dem er folgt, keinen Gott, den er ehrt, keinen Menschen, den er liebt. Alles darf er leugnen und mit Füßen treten, um sich zu bejahen und auf den Thron zu heben. Aber da Leben Genießen heißt, und da der Genuß im Verzehren besteht, so zehrt der Mensch auch sich selbst auf; das Ende der Selbstherrlichkeit ist Selbstvernichtung. — Nicht mit gleicher Roheit, aber auch nicht mit derselben Konsequenz entwirft vierzig Jahre später Friedrich Nietzsche das Bild der starken Persönlichkeit, des ‚Übermenschen'. Auch ihm ist das ausgezeichnete Individuum, der Adelsmensch, von jedem religiösen Gehorsam, von jeder pflichtmäßigen Rücksicht auf seine Mitmenschen, das ‚Herdenvieh', entbunden, ganz seinem trotzigen Machtwillen anheimgegeben. Aber anderswo scheint der tiefere, dichterische Geist Nietzsches doch vor der trostlosen Leere, die den Übermenschen auf seiner kahlen Höhe umgibt, zurückzuschrecken; er sucht wieder ‚Ziele' für

sein Wollen, er sucht ein geistig Großes und Gebietendes, das die wachgerufenen Triebe der ‚blonden Bestie' einzudämmen vermöchte.

In einer Weise, die sich mehr dem christlichen Ideenkreise nähert, zeichnet der englische Kulturphilosoph Carlyle das Bild der großen Persönlichkeit. Unter harten Kämpfen hatte er sich selbst aus der materialistischen Weltanschauung losgerungen; so sieht er überhaupt den Weg zur Größe in der Erhebung des Geistes über die Materie und ihre niederzwingende Macht, in der Herrschaft des Willens über die Natur in uns und außer uns. Diese Herrschaft ist verbunden mit Ehrfurcht vor Gott und der Menschheit; ja, sie wird erst möglich, nachdem die Seele in Gott einen festen Punkt gegenüber der Natur und einen Quellpunkt innerlichen Lebens gefunden hat. Verwandte Ideen über menschliches Heldentum entwickelt der geistvolle Amerikaner Emerson. Im einzelnen zeigen beide starke Überschwänglichkeiten; auch die Grundgedanken über das Verhältnis der Menschen zu Gott und zur Gesellschaft erreichen nicht die Klarheit und Tiefe der christlichen Ideen. Der vielgelesene H. St. Chamberlain, der alle großen Probleme der Menschheit mit ebensoviel Temperament und Beredsamkeit wie gefährlicher Einseitigkeit angreift, schafft sich auch einen bestimmten Typus der Persönlichkeit; man kann sagen: Idee und Zeichnung sind von Kant, die Farben von Goethe, der (falsche) Heiligenschein von Christus. Christus ist die größte und vorbildlichste Persönlichkeit; sein bedeutsamstes Wort sagt uns, daß das ‚Reich Gottes nicht mit äußeren Gebärden kommt', sondern ‚in uns' ist. Was das bedeutet, hat nach Chamberlain erst Kant der Menschheit klar gemacht: die Befreiung des Menschen von Sinnlichkeit und Äußerlichkeit durch Einkehr in sich, durch freie, herrische Umkehr des Willens vom Bösen zum Guten. Kant hat uns gezeigt, daß alles Heil im Innern liegt; unsere Begriffe von der Welt, unsere philosophischen Vorstellungen von Gott und Seele als unkörperlichen Wesen sind Hirngespinste, wertlose Überbleibsel aus der geheimrätlichen Theologie des Aristoteles und der schwarzen Pest des Scholastizismus. Nur für die innerliche Welt gibt es Freiheit und ideale Gesetze; die Sittlichkeit ist Selbstgesetzgebung, die höchste Religion Ehrfurcht vor uns selbst.

Nach diesen kurzen geschichtlichen Bemerkungen fragen wir: Was verstehen wir unter Individuum und Persönlichkeit, und welchen Wert hat die menschliche Person im Verhältnis zur Idee, der einzelne im Verhältnis zur Gesamtordnung und ihren Gesetzen?

II.

Als Individuum bezeichnet der Philosoph jedes real Existierende, insofern es ein in sich ungeteiltes, aber von anderen geschiedenes, auf andere unübertragbares Sein besitzt. Den Gegensatz zum individuellen bildet das allgemeine Sein der Artbegriffe, der von der Vernunft erfaßten Wesenheiten, das auf unzählige Wesen der gleichen Art zutrifft und übertragen wird. Die Individualität ist auf den verschiedenen Stufen der Schöpfung nicht gleich-

artig und gleichwertig. Wir unterscheiden einen Würfel Gold von einem anderen insofern, als dasselbe Element mit seinen bestimmten Eigenschaften hier und dort in einem bestimmten Stoffquantum vorliegt. Die Einheit und Selbständigkeit ist hier eine zufällige; der Würfel *brauchte* nicht in dieser Größe vom Goldbarren getrennt zu sein; er könnte in andere Form gegossen werden, er könnte weiter zerlegt werden, ohne seine spezifische Wesenheit zu verlieren. Eine höhere Art von Individualität eignet dem *organischen, lebendigen Wesen*. Mit der Natur und Spezies ist hier eine quantitative Abgrenzung gegeben, — der Wuchs des Veilchens und der Eiche, der Amsel und des Adlers hat seine feste Grenze; auch die qualitative Einheit und Gestaltung ist charakteristisch bestimmt, — man kann einen Frosch nicht platt hämmern wie den Goldwürfel, ohne daß er aufhört, Frosch zu sein. Das Lebewesen entwickelt sich *aus* der Einheit, aus einer den ganzen Bau dynamisch in sich enthaltenden Keimzelle; es hält auch *fest an* der Einheit, widersetzt sich jeder willkürlichen Teilung und Trennung. Dennoch hat auch hier das *Individuum keine selbständige Bedeutung gegenüber der Art*; es geht völlig auf im Dienste der Art. Die Einzelwesen blühen und verwelken, damit das Leben der Gattung sich fortpflanzt. Die Seele des Tieres erlischt wie das Licht einer Kerze, wenn ihr ‚Docht' aufgezehrt, an ihrer Flamme eine andere Kerze entzündet ist. Die Art ist Tyrannei, das Individuum Sklave; die gleichen Instinkte herrschen durch die ganze Tierart, dieselben typischen Formen, derselbe seelische Ausdruck im Gesicht und Auge.

Im Menschen wird das Individuum zur *Person*. *Es besteht* nicht bloß für sich; es ist formell sein *eigener Herr*, Inhaber seiner Natur. Der Mensch trägt in der *Seele* die Anlage zur *Selbsterkenntnis* und *Selbstbestimmung*; kraft derselben vermag er schöpferisch sein Werden und Wachsen zu bestimmen. *Daß* er wird, ist nicht sein Werk; aber *was* er wird, ist zum großen Teil in seine Hand gelegt. Die entwickelte Person, die sich selbst ein bestimmtes Gepräge, einen Charakter gegeben hat, nennen wir *Persönlichkeit*; der Säugling, der Irre ist Person, aber nicht Persönlichkeit.

Die Seele ist Individuum im höchsten Sinne; auch darum, weil sie nicht bloß ungeteilt, sondern wesentlich unteilbar ist. Nichts von ihr läßt sich auf andere Wesen übertragen; zwei Seelen können nicht wie zwei chemische Elemente verschmolzen werden; auch in der höchsten Einigung der Liebe bewahren sie ihre getrennte Persönlichkeit. Dem Leibe nach wächst der Mensch wie das Tier aus der Art hervor, teilt ihre Bedürfnisse und Lebensbedingungen. Allein das Individuum lebt nicht um der Art zu dienen; es ragt in eine höhere Welt, in die Welt der Ewigkeit empor; es ist *Selbstzweck*. Wir dürfen dieses Wort ‚Selbstzweck' nicht ängstlich umgehen, weil es viel mißbraucht wird; gewiß ist Gott höchster, absoluter Zweck aller Dinge, doch auch der Mensch ist in wahrem Sinne Selbstzweck, nie bloßes Mittel für Gottes Zwecke. Der hl. Thomas lehrt, der Mensch sei propter se, um seiner selbst willen Gegenstand göttlicher Fürsorge; das zeige uns die *Freiheit* und *Selbst-*

bestimmung, die Gott in seinen Willen gelegt; die Unendlichkeit der Erkenntniskraft, die für alle Wahrheit empfänglich und dadurch dem All der Dinge ebenbürtig ist; die religiöse Anlage der Seele, in der sie Gott selbst unmittelbar berührt und ergreift; die Herrscherstellung des Menschen, durch die er geistig und technisch die Natur bezwingt; das zeige vor allem die Unsterblichkeit der Seele, das leuchtendste Merkmal, daß ihr Dasein ein innerlich wertvolles und bedeutsames ist. (S. c. Gent. III, c. 112.)

Es ist ein tiefer Mangel und Widerspruch in den meisten modernen Persönlichkeitstheorien, daß sie den Glauben an die Seele als geistige, unsterbliche Wesenheit verloren haben. Ihnen ist die Seele, wenn nicht eine bloße Äußerung materieller Kräfte, doch nur die Summe der seelischen Erscheinungen, das Ich entweder eine völlig unbekannte Größe oder ein momentanes, schnell verwehendes Entwicklungsmoment der Gottheit, d. h. der Natur- und Weltseele. Was soll aber alles Gerede von Persönlichkeit, wenn das Innenleben keinen wirklichen Mittelpunkt hat, der alles Denken und Wollen als seine Tat setzt und in sich faßt? Welcher Riß geht durch unser ganzes intellektuelles Wesen, wenn dieses natürlichste und hellste Wissen, das Bewußtsein unserer Substantialität, eine metaphysische Illusion ist? Was bedeutet das Gefühl der Freiheit, der Anspruch auf Naturbeherrschung, wenn das wirkliche Sein und Handeln des Menschen ganz in den Naturzwang verflochten ist? Und wenn die Erfahrung zeigt, daß auch der stärkste Held oft nicht herrscht und siegt, sondern den Mächten der Bosheit und der Elemente erliegt, woraus soll er den Mut und die Zuversicht schöpfen, daß seine Persönlichkeit kraft ihrer sittlichen Weihe dennoch siegreich und wohlgeborgen ist?

Es ist ein Versuch, den wir gar nicht ernst nehmen können, wenn Chamberlain sich für seine kritische Leugnung der ‚besonderen, unkörperlichen Seele' sogar auf Christus zu berufen wagt. Ja, wenn Christus nur von dem ‚Reiche Gottes', das in uns ist, gesprochen hätte; aber er spricht auch von der ‚Seele', die in der Sünde Schaden leidet, die durch keine Welt von Gütern als Lösegeld aufgewogen wird; von der Seele, die der Mensch nicht töten kann, die aber Gott vor sein Gericht zieht, beseligt oder verdammt (Matth. 10, 28; 16, 26 f.). Die Religion Jesu Christi, darüber sind wir einig, hat den Begriff der Persönlichkeit unbeschreiblich vertieft; wodurch aber anders als durch den Gedanken der unsterblichen Seele, die als Geist dem geistigen Gotte gegenübersteht? ‚Gott und die Seele möchte ich kennen lernen,' ruft der hl. Augustin. ‚Nichts weiter?' ‚Nihil omnino. In der Tat nichts weiter!' Die Religion Christi hat der menschlichen Person auch gesellschaftlich und rechtlich zur Anerkennung verholfen, den Bann sozialer Fesseln und barbarischer Vorurteile von ihr genommen; wodurch anders als durch die Anerkennung der Seele, des zur gleichen jenseitigen Seligkeit bestimmten Ebenbildes Gottes im Herrn und Sklaven, im Griechen und Barbaren?

Dabei vergessen wir nicht, daß der unsterbliche Geist aufs innigste mit dem Leibe verbunden ist, ein Wesen mit ihm bildet, das Prinzip all

seines Lebens, auch des sinnlichen und vegetativen ist. Aus dem Geiste kommt dem Menschen die Persönlichkeit; der ganze Mensch ist die Persönlichkeit. Wir können uns die Wechselwirkung und Durchdringung des Geistigen und Leiblichen nicht innig genug vorstellen. Die ganze leibliche Eigenart des Individuums wirkt auf den Geist; Gesundheit und Entartung der Eltern, Nervensystem und Blutumlauf, Ernährung, Klima und Umgebung senden auf tausend Wegen bald aufdringlich, bald verstohlen ihre Einflüsse und Schwingungen in den Kreis der Vorstellungen und Gefühle und dadurch in die Sphäre des Geistes. Umgekehrt gibt es im Geiste keinen Gedanken so abstrakt und ideal, keinen Entschluß so nüchtern und kühl, keinen Gemütsaufschwung so lauter und himmlisch, die nicht von Bildern und Stimmungen sinnlich-leiblicher Art begleitet wären und ihre Spur im Organismus hinterließen. Mit einem unvergleichlichen künstlerischen Instinkt wirkt das Denken und Streben, das Lieben und Hassen des Geistes auf das eindrucksfähige Material des Stofflichen; Stimme und Sprache, Blick und Miene, Haltung und Bewegung spiegeln das Innenleben, erhalten von dem seelischen Charakter mehr oder minder ihr individuelles Gepräge. Da nun die Seele, durch ihre Freiheit der Naturbestimmtheit in etwa entrückt, ihren geistigen Charakter tausendfach nuanciert, so erklärt es sich auch, warum die individuellen leiblichen Typen, die Gesichter der Menschen, so unendlich verschieden sind gegenüber der Eintönigkeit der tierischen Physiognomie.

Im Wechselspiel von Seele und Leib, von Geist und Sinnlichkeit, ist der Geist das Bleibende, das Wertvolle, das Herrschende. Er ist das Personbildende; er muß auch in der Charakterbildung stets als das Höhere, Gebietende erkannt und anerkannt werden. Das Sinnliche fließt dahin und strebt auseinander; Einheit, Festigkeit, Innerlichkeit, alles, was wir unter dem Namen Charakter zusammenfassen, kommt aus dem Geiste. Wollten wir die ganze moderne Persönlichkeitsidee besprechen, so müßten wir hier die unstatthafte Verherrlichung der Sinnlichkeit bei so manchen ihrer Vertreter zurückweisen, die Notwendigkeit der Selbstverleugnung, den tiefen Sinn der christlichen Askese klarstellen. Allein nach der Fassung des Themas scheidet diese Seite des Problems aus; die vornehmeren Denker, mit denen wir uns hier beschäftigen, sind ja in der Anerkennung der Hegemonie des Geistes mit uns einverstanden. Die Frage zwischen uns ist die: Ruhen die Normen und Ziele der Persönlichkeit in ihr selbst, oder treten sie ihr als allgemeine Ideen und Gesetze entgegen? Ist die Persönlichkeit als solche das höchste Gut, Gesetz und Glück der Erdenkinder, oder gibt es etwas Wertvolleres in ihr und über ihr?

Die Erhebung des Geistes über die Sinnlichkeit rühmt Goethe an Schiller in seinem Epilog auf die Glocke: ‚Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine — Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.‘ Aber er sagt auch, woraus ihm die Kraft zu dieser Erhebung kam: ‚Indessen schritt sein Geist gewaltig fort — Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.‘ Die Seele schöpft ihre Größe nicht aus der bunten Scheinwelt des Sinnlichen; sie schöpft sie aber auch nicht aus sich selbst, sondern

aus dem ewigen Reiche des Wahren, Guten und Schönen, aus einer Welt der Ideen und Gesetze. Der Mensch besteht für sich, ist Individuum; er erkennt und bestimmt sich selbst, ist Person. Damit hat er einen festen Punkt, einen innerlich erhabenen Standort über der Welt gewonnen. Aber als Punkt ist der einzelne doch unendlich klein, wenn er auf sich beschränkt bleibt; und der Standort auf hoher Warte wäre Vereinsamung, wäre Gefängnis, wenn der Geist sich nicht rüstete zu ‚gewaltigem Fortschreiten', zum Fluge in eine höhere Welt. Der wahrhaft persönliche Geist ist in sich abgeschlossen, aber auch aufgeschlossen für die Wahrheit und Güte; er ist eins, aber auch alles; er ist in sich gefestigt und gesammelt, aber auch unendlich elastisch, die Reichtümer des Universums aufzunehmen. Die Substanz der Seele, lehrt Thomas, ist endlich, beschränkt; die Potenz der Seele, die fortschreitende Aufnahmefähigkeit ihres Denkens und Wollens ist unbeschränkt, unendlich. In drei Kreisen entfaltet sich nach diesem aristotelischen Denker das Leben der Seele; zunächst als vegetatives in der Gestaltung und Erhaltung des eigenen Körpers, dann als sinnliches in der Erkenntnis und Liebe alles körperlich Seienden und Vorstellbaren, endlich als geistiges im Denken und Wollen der ganzen Wahrheit und Wirklichkeit. Dabei denkt sich Thomas die höchste Tätigkeit trotz ihres unendlich weiteren Spielraums in etwa von den niederen abhängig, darum auch das Geistesleben verschiedener Menschen trotz Gleichheit des Inhaltes nach Ausgangspunkt und Fülle individuiert und differenziert. Vergleichen wir die Seele, die das vernunftlose Weltall durchleuchtet, mit der Lichtquelle eines Leuchtturmes, so wäre das vegetative Leben dem Glühen des Lichtkörpers selbst und der ihn einfassenden Linsen und Prismen zu vergleichen; das sinnliche Leben entspricht dem Strahlenkegel, der aus dem Brennspiegel in die Nacht hinausdringt und je nach der Enge und Weite des Winkels, der Kraft des Feuers, der Drehung des Spiegels näher oder weiter das Dunkel erhellt. Der Bereich der geistigen Kräfte, der Vernunft und des Willens läßt sich nur mehr mathematisch veranschaulichen, indem wir jenen Strahlenkegel ins Unendliche verlängern. So dringt das Denken und Wollen des Menschen ohne Schranke in den Himmelsraum der Wahrheit; aber bei jedem mit der subjektiven Begrenztheit, die der geschöpflichen Kraft, dem zeitlichen Standorte, der verschiedenen Weite des Winkels am Brennpunkte entspricht.

Hoch und würdevoll steht der Geist über dem Stoffe; aber höher und ehrfurchtgebietend stehen über ihm die Gesetze der Wahrheit, Ordnung und Heiligkeit. Er muß sich beugen vor ihrer Größe; er muß sie verehren als Leitsterne des Denkens und Lebens. Er ist machtlos gegenüber den Grundsätzen der Logik; er wird ehrlos und würdelos, wenn er abfällt von den Grundsätzen der Ethik. Er verdorrt wie der vom Baum gerissene Zweig, wenn er die Gesetze des sozialen Lebens verachtet; er sinkt hinab in die Armut und Kälte des Nichts, wenn er der Sonne des religiösen Lebens den Rücken wendet. Alles redet heute vom Wachstum der Persönlichkeit, von der Steigerung

ihrer Kraft und Lebendigkeit, von der Verwirklichung der in ihr schlummernden Möglichkeiten. Sollen das nicht leere Phrasen sein, so muß auch hier eine Art von Energiegesetz bestehen; es muß eine Kraftquelle geben, aus der jene Lebenssteigerung sich erklärt. Das ist der Grundgedanke der Vollkommenheitslehre Augustins: das Streben nach Wahrheit, die Achtung vor dem Gesetz, die Liebe zur moralischen Schönheit können nur dann unsere Seele lichter, stärker und vollkommener machen, als sie ist, wenn die Wahrheit, das Gesetz, das sittlich Gute über der Seele steht, eine Sonne gleichsam, die Energie ausstrahlt durch alle Adern des Geisteslebens. Welcher tiefe Denker und welches unverdorbene Gemüt hätte je die Größe der Selbstopferung bezweifelt, die im Hingeben des persönlichen Lebens für die Pflicht, für das Gemeinwohl liegt? Wenn die Kultur der Persönlichkeit, die möglichste Steigerung des irdischen Lebens im Sinne unserer Lebensgläubigen den höchsten Gesichtspunkt des Handelns ausmachte, so wäre diese allgemeine Überzeugung unbegreiflich. Woher sollte die Größe des Heldentodes aus Pflichttreue, aus Liebe zur Wahrheit stammen, wenn diese Ideale nicht eine höhere Würde und Kostbarkeit besitzen als das individuelle Leben?

Die Unterordnung unter diese Ideenwelt ist kein Hemmnis, sondern die eigentliche Bürgschaft für die harmonische Entfaltung der Persönlichkeit. Nicht Einschränkung auf sich selbst, sondern Öffnung aller Tore des Geistes ist für das Geschöpf Lebensbedingung. Das Auge schaut nach außen; in diesem Schauen übt sich der Sehnerv. An gegenständlichen Reizen und Eindrücken der Außenwelt entfaltet sich alles Sinnenleben. Der erste Gedanke der Vernunft gilt dem Äußeren, dem Nicht-Ich; erst daran entzündet sich das Selbstbewußtsein. Scharfsinn und Tiefe erwirbt der Mensch weniger durch Selbstbetrachtung als durch Studium der objektiven Wirklichkeit, indem er eindringt in ihre Gesetze, ringt mit ihren Rätseln, sich begeistert an ihrer Pracht und Weisheit. Sittlichen Halt und Adel gewinnt er nicht durch Selbstliebe, durch Streicheln des Ich, sondern indem er arbeitet für die Gesellschaft, sich reibt und hebt an ihren Widerständen, sich erwärmt und opfert für ihr Wohl. Das Heroische, Heldenmütige auf allen Gebieten zeigt uns sogar die Selbstvollendung in der Form der Selbstvergessenheit, einer Selbstvergessenheit im Dienste höchster Ideen und Zwecke. Christus erwähnt die Selbstliebe nur, da, wo er die Liebe zu Gott und zum Nächsten befiehlt. Wer Gott liebt aus allen Kräften, dem braucht man nicht eigens zu befehlen, daß er an seine Selbstentfaltung denke; was könnte bei dem, der alle Kräfte seines Wesens aufruft und in den Dienst des allumfassenden Gutes stellt, was könnte bei ihm ungenutzt und unentwickelt bleiben!

Aber freilich, dieser ganze Kosmos einer übersinnlichen Lebensordnung hat nur Halt und Zusammenhang, wenn die Welt der Ideen in einem lebendigen, persönlichen Gotte gesammelt ist. Eine unpersönliche Weltordnung, eine Summe abstrakter Gesetze wird nie dem Menschengeiste jene Ehrfurcht, die ihn hebt und vergrößert, einflößen; einer bloßen, objektiven

Gedankenwelt fühlt sich der Mensch, als lebendige Persönlichkeit, überlegen. Nur der christliche Gott, der alle Wahrheit und Schönheit, alle Güte und Heiligkeit in höchster Vollkommenheit und persönlicher Lebendigkeit darstellt, kann den Menschen nach all seinen Beziehungen ergreifen, in seiner tiefsten Innerlichkeit verpflichten und an sich ziehen. Der monistische Gott, ein unbewußtes Absolutes, ein mit Notwendigkeit sich entfaltendes Allwesen, genügt gerade dem Persönlichkeitsbedürfnis des Menschen nicht. Er bedeutet zu *wenig* für den Menschen, weil er keine Selbsterkenntnis, keine Freiheit, keine sittliche Vollkommenheit besitzt. Er beansprucht *zuviel*, weil er das Geschöpf absorbiert, kein wahres Sein, keine Freiheit, keine Persönlichkeit neben sich duldet. ‚Gott *und* die Seele': darin liegt in der Tat das Geheimnis und die einzige Bürgschaft wahrhaft persönlichen Lebens.

Machen wir jetzt von diesen Grundsätzen einige praktische Anwendungen auf die beiden Gebiete der *Wahrheit* und der *Sittlichkeit*!

III.

Der hl. *Augustinus* sagt einmal: ‚Die *Wahrheit* ist nicht dein und nicht mein, sie gehört nicht diesem und jenem, sondern uns allen;' wer eine besondere Wahrheit für sich haben will, bekommt statt der Wahrheit die Lüge (Conf. XII, c. 25).

Heute beginnt die Verherrlichung des Ich mit der *Aufteilung* der Wahrheit auf die verschiedenen Köpfe. ‚Mein Urteil ist mein Urteil; dazu hat nicht leicht ein anderer das Recht.' ‚Man muß sich den schlechten Geschmack abgewöhnen, mit anderen übereinstimmen zu wollen. Gut ist nicht mehr gut, wenn es ein anderer in den Mund nimmt.' (Nietzsche.) ‚Den Wert eines Gedankens macht zuletzt das Persönliche in ihm aus. Die Persönlichkeit, die sich darin offenbart und mitzuteilen sucht, ist der einzige und höchste Wert, der leitende Gesichtspunkt der Forschung, ... das Objekt der Geisteswissenschaft.' (v. Lüpke.) *Was* wir denken und erstreben, ist Nebensache; die Hauptsache ist, daß überhaupt geistige Kraft entfaltet wird; ‚das innere Mühen selbst ist immer wichtiger als sein Objekt.' (Steinmann.)

Solche Sätze, die den Laien sonderbar anmuten, sind schließlich nichts anderes als Folgerungen der kritischen Philosophie Kants. Wenn sich das Ding an sich, das Wesen der Welt und des Geistes völlig unserem Wissen entzieht, wenn die Denkformen der Zeitlichkeit, Substantialität, Kausalität usw. ausschließlich dem Subjekte, nicht den Dingen entstammen, so ist Wahrheit im Grunde nichts anderes als die subjektive Einsicht jedes einzelnen Denkers, ihr einziges Kennzeichen und Wesen die innere, logische Widerspruchslosigkeit. Und auch diese verliert mehr und mehr ihr Gewicht; geht die Seele irre in der Erkenntnis der Wirklichkeit, so wird sie leicht auch irre an ihrer Anlage und Organisation für die Wahrheit überhaupt; soll sie den metaphysischen Gesetzen nicht trauen, so fragt sie sich bald, ob die logischen und mathematischen unbedingte Anerkennung verdienen. *Ibsen* schreibt einmal an Brandes: ‚Wer

bürgt mir dafür, daß zwei plus zwei nicht fünf sind auf dem Jupiter oben?', und L. Boltzmann ist nicht der einzige, der die Denkgesetze für nichts anderes als ‚ererbte und angewöhnte Vorstellungen' hält, die wir eventuell einmal zu ändern haben. Nachdem diese Zweifelsucht im modernen Geistesleben entfesselt ist, schlagen sich heute manche nachdenkliche Seelen jahrelang mit solchen ‚bodenlosen' Fragen peinlich herum. Den Gesünderen und Kräftigeren gelingt es wohl, durch energische Willensbetätigung den Alp abzuschütteln und sich wieder zu einer festen Weltanschauung zu erheben. Aber auch für sie ist es keineswegs gleichgültig, ob sie dieser Weltanschauung nur eine ‚persönliche' Wahrheit beilegen oder in ihr ein Objektives und Allgemeingültiges sehen.

Der Ernst der Wahrheit leidet bei jener Auffassung; ich meine die Tragweite, welche das Erkannte und Geglaubte für die sittliche Betätigung hat. Das Handeln ist sicher mehr als ein bloßes Moment der inneren, intelligibeln Welt; es ist, wenn wir überhaupt die Begriffe des Wahren und Guten, des Erkennens und Wollens auseinanderhalten, ein Hinaustreten der Idee in die Wirklichkeit. Das Denken mag mit einer Traumwelt zufrieden sein, das Wollen und Sollen schließt die Beziehung zur Realität ein, auf die wir zu wirken, die wir zu gestalten haben. Einer rein phänomenalen Welt gegenüber habe ich ebenso wenig Pflichten wie gegenüber den Figuren eines Romans. Auch die Abstufung und charakteristische Größe der Pflichten wird in demselben Maße erschüttert, in dem die Wesensunterschiede der vorgestellten Welt imaginär oder schwankend werden. Mit dem ernsten Zweifel, ob Tier und Mensch wesentlich verschieden sind, ergibt sich konsequent auch eine sittliche Unklarheit, ob das Menschenleben eine höhere Wertschätzung verdient als das tierische.

Aber auch die Achtung vor der Wahrheitserkenntnis und -forschung selbst erleidet eine Abschwächung, wenn den ‚Wert eines Gedankens zuletzt das Persönliche in ihm ausmacht', wenn ‚das innere Mühen selbst immer wichtiger ist als sein Objekt'. Dann könnte ja auch der Irre, der mit leidenschaftlicher Energie seine fixe Idee verfolgt und ausgestaltet, den Ruhm eines großen Geistes beanspruchen; dann würden Nietzsche und ähnliche ungebundene Originale den ersten Geistesgrößen der Menschheit beizuzählen sein. Aber so sehr es dem menschlichen Stolze zusagt, das Wahre gleichsam aus sich herauszuspinnen, so widersprechend und unfruchtbar ist eine solche Beschäftigung; so gern sich der Mensch mit der Einbildung schmeichelt, im Denken sei ‚Selbstoffenbarung und -mitteilung' die Hauptsache, so unerschütterlich fest steht die Tatsache, daß er gar nichts zu offenbaren und mitzuteilen hätte, wenn er es nicht von außen durch die Sinne und die Sprache bekommen hätte, und daß eine solche Mitteilung an andere jedes Zweckes und Wertes entbehrte, wenn die Wahrheit nicht eine überpersönliche, gemeinsame Bedeutung hätte. Wahrheit heißt Übereinstimmung des Denkens mit dem Sein; Wahrheitsforschung heißt Arbeit an der Aufnahme des Seienden in unser Denken. Das innere Mühen ist nur dort ‚wichtiger als sein Objekt',

wo man als Objekt des Denkens und Strebens nur an das Niedrige und Alltägliche denkt. Auch so zeigt es sich wieder, daß der noetische Subjektivismus, indem er die geistige Kraft der Persönlichkeit verherrlichen will, tatsächlich ihre intellektuelle Würde preisgibt, ihre edelste Funktion herabzieht. Schon zu lange hat man in philosophischen Fragen das Hauptgewicht auf die Originalität der Anschauungen und Systeme gelegt, die großen sachlichen Probleme vor der geschichtlichen Registrierung auch der abstrusesten Anschauungen ‚persönlicher' Denker in den Hintergrund gestellt. Wie für den Naturforscher, den Historiker, den Mathematiker nicht die forschende Persönlichkeit, sondern die Richtigkeit und Größe des Erforschten der letzte Maßstab des Wertes und Ruhmes ist, so straft auch die Philosophie nur sich selbst, sie beraubt sich ihres höchsten, auf das Ganze der Menschheit wirkenden Ansehens und Einflusses, wenn sie in falschem Subjektivismus die Selbständigkeit der Denk*weise* für wichtiger erklärt als die Wahrheit des Denk*inhalts*.

In den *Grundfragen* der Natur und des Lebens ist nicht das Neue und Selbsterfundene das Beste und darf es nicht sein. ‚*Das Wahre ist schon längst gefunden — Hat edle Geisterschar verbunden — Das alte Wahre, faßt es an!*' Nicht dadurch wird die Geisteskultur gefördert, daß jeder von vorne anfängt zu denken; auch hier gibt es Überlieferungen, ein Erbe der Vorzeit, in das wir ‚eingeführt' und ‚eingeweiht' werden, eine Weisheit, in die wir uns ‚einleben' müssen, um sie zu verstehen und zur Sache der Persönlichkeit zu machen. Es ist ein durchaus einseitiges Bild, wenn *Emerson* sagt: ‚Jetzt ist unser Tag gekommen; nun wollen wir leben, nicht das Leichentuch der Vergangenheit nachschleppen.' Gewiß nicht; wir wollen nicht das Leichentuch nachschleppen, aber wir wollen den Teppich weiter weben, dessen goldene Kette jene ewigen Wahrheiten sind, die von Urzeiten her leuchtend und unverblaßt das Denken der Menschheit durchziehen, den Teppich, dessen farbigen Einschlag die mannigfaltigen Systeme bilden, mit denen starke und charakteristische Denker zu allen Zeiten jene Wahrheit durchflochten haben.

Einen vollberechtigten und wahrhaft erziehlichen Einfluß übt aber diese natürliche Erbweisheit nur dann aus, wenn zu der Tradition die *Autorität* hinzutritt, wenn der Glaube an die Menschheit sich erhöht zum Glauben an eine sich offenbarende *Gottheit*. So unabweislich sich das Bedürfnis aufdrängt, vor allem die Jugend mit einer klaren und sicheren Lebensanschauung auszurüsten, so schwierig ist es, ihren vorwärtsdrängenden Geist auf das Wahrheitserbe der Vorzeit zu verpflichten, wenn die absolute Garantie des religiösen Glaubens fehlt. Der Glaube ist es ja auch gewesen, der seinerzeit die Ideen der alten Philosophie, das Köstlichste, was natürliche Geisteserhebung errungen hatte, zum gelehrten oder populären Gemeingut der Menschheit gemacht hat.

Steht aber diese Forderung des *Glaubens*, vor allem wie die katholische Kirche sie aufstellt, nicht in schroffem Gegensatz zu den Rechten

und Ansprüchen der Persönlichkeit? Schließt sie nicht das ‚Opfer der Vernunft', also den Verzicht auf die geistige Selbständigkeit ein? Der Glaube ist nicht bloß ein Opfer der Vernunft, er ist auch ein Werk der Vernunft, ein Schlußergebnis ihres auf das Verständnis der Welt und die sittliche Vollkommenheit der Persönlichkeit gerichteten Denkens: ‚Das ist das Ende der Philosophie, zu wissen, daß wir glauben müssen.' Wenn der Katholik auf Grund seiner Einsicht in die geschichtliche und sittliche Beglaubigung der Kirche und mit persönlicher Willenstat sich der Autorität der Kirche unterwirft, so handelt er mit derselben persönlichen und mit größerer sachlicher Berechtigung wie so mancher moderne Geist, der, um sich aus tausend Rätseln und Widersprüchen zu retten und nicht in absoluter Skepsis, d. h. in geistigem Selbstmorde, unterzugehen, schließlich gefühlsmäßig eine Überzeugung annimmt, die er nicht denkend begründen kann, die er meist sogar von einer menschlichen Berühmtheit entlehnt hat. Der christliche Glaube ist trotz seiner Dunkelheit nicht Selbstmord des Geistes, sondern wirkliches Opfer des Geistes, d. h. ein ‚Sterben, um zu werden', ein Durchgang durch Dunkel und Entsagung, um in höherem Lichte freudig aufzuleben. Nicht bloß auf sittlichem, auch auf geistigem Gebiete gilt der Satz, daß das Opfer, die schmerzliche Unterordnung unter eine hohe und allgemeine Idee, nicht Hemmnis, sondern Hebel der Persönlichkeit ist. Sehen wir nicht, wie im Einfachsten, in der sinnlichen und geistigen Aneignung der Außenwelt, die Seele ringen, entsagend arbeiten muß, um hinter ihre Rätsel zu kommen? Erkannten wir nicht, daß das Geisteserbe der Vorzeit, der Schatz tiefer Gedanken, den sie uns hinterlassen, nur dem sich öffnet, der demütig und mühevoll forschend, mit geistigen Opfern ihm naht? Möge man doch nicht bloß in Worten, sondern in praktischem Ernste den Glauben als eine ‚höhere, göttliche Welt' anerkennen! Dann würde es jedem selbstverständlich sein, daß er dieser Welt mit mindestens derselben staunenden Wißbegierde nahen muß, die einst den Anfang der Weltweisheit bildete, daß er ihre geistige Bewältigung nicht für ein Werk des Augenblicks, der jugendlichen ‚Schnellfertigkeit', sondern nur für ein Werk besonnener und langjähriger Versenkung halten darf, bei welchem mißlungene Versuche, die Mühe und Langsamkeit des Fortschritts ebensowenig abschrecken dürfen wie bei der Verfolgung eines großen naturwissenschaftlichen oder sonstigen Problems. Je weiter der redlich und bescheiden Forschende in diese höhere Wirklichkeit eindringt, um so reicheres Licht strahlt ihm auch hier aus dem Dunkel entgegen, um so weitere Ausblicke eröffnen sich ihm in ungeahnte Fernen. Und allmählich lernt er es verstehen, warum ihm droben eine Ewigkeit der Gottschauung verheißen ist; eine unendliche Wahrheitswelt bietet dem Geiste auch eine endlose, unerschöpfliche Quelle anregender Vertiefung und beglückender Erhebung.

Eine solche Weckung und Steigerung persönlicher Geisteskraft soll aber schon hienieden mit dem Glauben Hand in Hand gehen. Die Forderung des ‚lebendigen' Glaubens, die gerade die katholische Kirche stellt, soll

sich nicht nur auf das sittliche, sondern auch auf das intellektuelle Leben beziehen. Christus vergleicht das Evangelium nicht nur mit dem Schatze, den wir suchen und hüten, sondern auch mit dem Brote, das wir in Fleisch und Blut aufnehmen, mit dem Sauerteige, der unser ganzes Wesen aufrüttelt und umwandelt. Die christliche Wissenschaft hat seit Augustin den Wahlspruch: Per fidem ad intellectum — durch Glauben zum Verständnis, durch Erziehung zur Selbständigkeit, durch opfernde Hingabe zur sieghaften Klarheit! — Du sagst: ‚Ich glaube, wie die Kirche glaubt;' du denkst vielleicht, damit deinen Geistesstillstand zu entschuldigen. Ja, ‚glaube, wie die Kirche glaubt,' in stetem Ringen mit den eindringenden Zeitmächten, in lebendigem Fortschritt, in fruchtbarer Anwendung des Geglaubten auf das Leben! (Denzinger.) Wie hat die Kirche ihren Glauben, den Glauben der Apostel, entfaltet durch die Jahrhunderte, wieviel Geistesgrößen zu seinem Dienste erweckt, wieviel Völker ihm unterworfen, wieviel Riesenwerke des Geistes aus ihm geboren! Wenn unsere Gegner sagen: Die geistige Tätigkeit ist besser als die Wahrheit, so irren sie; aber auch du bist im Irrtum, wenn du meinst, die Wahrheit allein, als bloßes Bekenntnis und sachlicher Besitz, mache dich vollkommen. In Gott ist beides, die unendliche Wahrheitsfülle und die lebendige Geistestat, eins; bei uns ist die Wahrheit wertvoller als die Tätigkeit, aber in dem Sinne, daß ihre Größe und Fülle uns antreiben muß, in unermüdlicher Tätigkeit uns zu ihr zu erheben.

Darin haben die Modernen recht: Nur durch geistige Regsamkeit, durch volles Aufgebot der seelischen Kräfte erreichen wir unsere persönliche Vollendung. Ich sage weiter: Nur so werden wir auch dem objektiven Ideal, der Größe unserer Weltanschauung gerecht. Gerade bei einer göttlichen, unendlichen Wahrheit können wir sicher sein, daß Tausende sie erforschen und jeder sie eigenartig auffaßt, daß Tausende in ihre Schatzkammern eindringen und jeder reiche Beute heimträgt. Unsere Dichter und Dramatiker, unsere geistvollen Essayisten schildern uns das eine Menschenleben von immer neuen Gesichtspunkten aus, in wechselnden Beziehungen und originellen Bildern. Warum geben wir uns nicht mehr Mühe, die eine christliche Weltauffassung, die göttliches und menschliches Leben umfaßt, mit ähnlicher Vielseitigkeit, Frische und Aktualität geltend zu machen? Gewiß, es gibt eine Reihe triftiger und ehrenvoller Gründe, weshalb der Katholik im wissenschaftlichen und literarischen Vorwärtsdrängen unserer Zeit häufig nicht gleichen Schritt hält; der eine liegt eben in der Tatsache, daß wir gegen das unbesonnene, revolutionäre Vorwärtsstürmen der Modernen immer wieder die alte, ewige Wahrheit und gute Sitte verteidigen, die Wunden, die ihre falschen Ideen dem Volkskörper schlagen, heilen müssen. Aber anderswo ist es auch Kleinmut, Bequemlichkeit, übertriebener Konservatismus, der den geistigen Fortschritt hindert. Auch derjenige Christ, der wegen praktischer Verpflichtung nicht zu gelehrter Arbeit und produktiver Geistestätigkeit imstande ist, sollte den Trieb zu geistiger Vertiefung nie erlahmen lassen. Wir können ihn auch im Kleinsten

befriedigen, wenn wir das Kleinste mit großer Treue und Andacht anfassen. Beim Lesen der Zeitung, beim Hören eines geistreichen Wortes, beim Betrachten eines Kunstwerks, bei der Vorbereitung einer Schulstunde, beim Eindruck einer traurigen sozialen Erscheinung stellen sich Fragen ein, die uns jedesmal geistig weiterbringen, ja auch sittlich vertiefen, wenn wir nicht flatterhaft über sie wegeilen, sondern sie verfolgen bis in gewisse Grundfragen des Glaubens und Lebens.

IV.

Sittliche Vertiefung! Für sie ist die rechte Stellung der Persönlichkeit zur Idee und Norm noch bedeutsamer als für den Fortschritt der Vernunft; für sie liegt in der Verherrlichung des autonomen, starken Individuums die allergrößte Gefahr. Mit den Worten der Gräfin Terzky an den unschlüssigen Wallenstein:

‚Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt
Kein anderes Unrecht als den Widerspruch‘

wendet sich der autonomistische Lebensglaube an den schwankenden Willen. ‚Alles Zielbewußte, alles Kräftige und Blühende ist sittlich gut; nur die Halbheit und Schwäche ist Sünde!‘ Ein moderner Ethiker beklagt es, daß es so wenige gibt, die sich gegen die festgesetzten Regeln der Sittlichkeit auflehnen; ‚hoch über die banale Vorstellung, daß das Rechte ein feststehendes Etwas sei, dem jedermann seine Meinung anzupassen habe, erhebt sich die Überzeugung, daß es — das Rechte — in jedem einzelnen Geiste besonders besteht, jeder Ausdehnung fähig, sein eigenes Daseinsrecht verkündend und sich, wenn es not tut, gegen die ganze Welt stemmend.‘ (E. Westermarck.)

Daß eine solche Sittenpredigt begierige Hörer und Schüler findet, ist bei der Beschaffenheit der menschlichen Natur nicht verwunderlich. Sie kommt mit ihren großen Worten der Selbstsucht und Sinnlichkeit wie gerufen, um sich ehrbar und würdevoll zu drapieren; sie schmeichelt den Herrenmenschen, die die Masse als ‚Fabrikware der Menschheit‘ rücksichtslos ausnutzen möchten, den Lebenskünstlern, die darnach verlangen, über den ‚aszetischen Zwang‘ der christlichen Moral hinauszukommen und ‚das Leben in all seinen Formen heilig zu sprechen‘; den Kulturträgern in dunklen Erdteilen, die für ihre Superiorität über die Wilden auch eine Ausnahmemoral beanspruchen; den modernen Frauen, die mit E. Key Liebe als allgemeine Nächstenliebe für ‚plattes Dünnbrot‘ und nur die seelenvolle Sinnlichkeit als sättigende, lebensteigernde Liebe erklären; den zahlreichen jungen Menschen, die, kaum daß sie ‚Herr vom ersten Kinderwillen sind‘, sich ‚Übermensch‘ genug fühlen, die ernste Pflicht des Mannes zu verleugnen oder zu verlachen.

Sogar die Reaktion gegen diese subjektivistische Lockerung alles Sittlichen leidet vielfach an dem Fehler, daß sie ihre größere Strenge nur auf Selbstgesetzgebung gründet, daß sie die Orientierung an einer objektiven, all-

gemeingültigen Sittennorm verloren hat. Wieviel ernste, flammende Worte hat ein Tolstoi aus seiner Einsiedelei in die Welt geschleudert; Worte eines Einsiedlers leider auch insofern, als sein erzürntes Gewissen so oft auf bloße persönliche Lebenserfahrungen oder geistreiche Einfälle hin die wichtigsten Wahrheiten und Einrichtungen angreift und im Volksbewußtsein erschüttert! Die nordischen Dichter Ibsen und Björnson zeigen uns auf der einen Seite die moderne Gesellschaft in ihrer Fäulnis und Verderbtheit, auf der anderen strenge, rücksichtslose Tugendhelden, die dieser Gesellschaft ins Gewissen reden. Aber es sind durchgehends Schwärmer oder autonome Starrköpfe, die mit ihren ‚inneren Stimmen', ihren ‚idealen Forderungen' die christliche Moral nur diskreditieren und das Wohl ihrer Mitmenschen fast noch gründlicher ruinieren als die Schurken, die sie bekämpfen.

Der Mensch ist sein eigener Gesetzgeber, aber nur so, wie er sein eigener Zweck und sein eigener Herr ist — in Abhängigkeit von Gott, von den Gesetzen, die er in die Natur der Dinge und der Seele gelegt hat. Der Wille ist an sich ein blindes Vermögen; er darf nicht wie eine fesselose Naturkraft auf beliebige Ziele losstürmen, er muß dem Lichte der Vernunft, der Wahrheit folgen. Die Schranken, welche die christliche Moral dem Wollen und Fühlen des Menschen zieht, ergeben sich aus der Natur des geistigen und sozialen Wesens; ohne sie wird die Freiheit Zersplitterung, die Selbstentfaltung Selbstvernichtung. Herrlich und segenspendend zieht der Strom durch die Lande, solange er sich innerhalb der Uferwehren hält; wehe ihm, wenn er, des Zwanges müde, die Dämme bricht und seine Fluten über die Saaten ergießt; sie zerstören nicht nur die Werke der Menschen, sie enden auch selbst in wüstem Schlamm und sumpfigem Gewässer!

Nicht die Wucht und Stärke der Energie entscheidet über den sittlichen Wert, sondern ihre Richtung; nicht der Glanz der seelischen Anlage, sondern die Form, die ihr aufgeprägt wird; nicht die Konsequenz, mit der einer ‚sich selbst treu bleibt', sondern die Frage, ob dieses Selbst ein würdiges und heiliges ist, ob es dem Geiste der Vollkommenheit gleicht oder jenem ‚stolzen, schönen und traurigen Geiste', der trotz seines lichten Namens und der Unerschütterlichkeit seines Selbst die Verkörperung des Schlechten und Bösen ist. — Wir beugen uns dem Gesetze als dem Ausdrucke der Wahrheit und Wirklichkeit, dem Gesetze als der höchsten Zielordnung, dem Gesetze als dem Abglanz der göttlichen Weisheit und Vollkommenheit; so erheben wir den Willen zur wahren Kraft und Freiheit, so reihen wir unser Dasein in den Kreislauf der Weltordnung ein, lassen uns umfangen und tragen von dem Lebensstrom natürlicher und übernatürlicher Kräfte, die das Zeitliche zur Ewigkeit hinüberleiten, das Geschöpfliche zu Gott emporheben. Ein solches Gesetz zeigt uns die Kirche, einheitlich für alle und zum Höchsten anspornend für jeden; ein Gesetz, durch hohe Glaubenslehren verklärt, durch eine deutliche Autorität verkündet, durch eine weltumfassende Seelsorge allen vermittelt; ein Gesetz, dem die Jahrhunderte Zeugnis ablegen, ehrwürdige Sitten und

Einrichtungen Bodenständigkeit verleihen, hehre Symbole und Kunstschöpfungen den Strahlenglanz weben.

Die Einheitlichkeit dieser sittlichen Norm hindert die charaktervolle Entwicklung der Individuen ebensowenig wie die Wahrung und Ausbildung der nationalen Besonderheiten. Auf ihrem Boden sind große Persönlichkeiten in solcher Ursprünglichkeit und Mannigfaltigkeit emporgewachsen, wie sie kein religiöses oder philosophisches System sonst aufzuweisen hat. Wie die eine Persönlichkeit Christi sich in seiner Apostelschar vielfarbig gebrochen widerspiegelt, in der männlichen Kraft des Petrus, der jungfräulichen Innigkeit des Johannes, der genialen Glut des Paulus, so hat auch später das gleiche Vollkommenheitsideal die verschiedensten Heldengestalten erzeugt, geistesmächtige Denker wie Athanasius und Augustin, herrschgewaltige Kirchenfürsten wie Leo und Innozenz, rücksichtslose Aszeten und Bußprediger wie Bernhard und Damiani, gemütstiefe Mystiker wie Franziskus und Suso, herrliche Männer und Frauen auf Königsthronen, grandiose christliche Dichter und Künstler wie Dante und Michelangelo, Charaktere von den schärfsten Umrissen und unvergleichlicher Kraft.

Man hat gefragt, worin das Wesentliche und Feinste der Sittlichkeit bestehe, in dem Allgemeinen oder in dem Individuellen; man hat sich in neuerer Zeit vielfach für das letztere entschieden. Die christliche und jede ideal begründete Moral muß einen andern Standpunkt einnehmen. Christus selbst spricht es deutlich genug aus, daß die Vollkommenheit, die höchste Sittlichkeit bei seinen Nachfolgern nicht in den Sonderzügen ihres Charakters, sondern in der einen großen Liebe zu Gott und zum Nächsten liegt, die ihr tiefstes Herz und ihr ganzes Herz erfüllt. Jener Standpunkt ist wesentlich ein ästhetischer, kein ethischer. Die Kunst hat die Aufgabe, das Geistige zu versinnlichen, die Sittlichkeit hat die andere, das Sinnliche zu vergeistigen. Gewiß kommt es auch beim Künstler auf wahre Gedanken und edle Ziele an; aber sie gehören mehr dem Denker und dem Menschen als dem Künstler an. Die Kunst lehrt ihn, was er denkt und will, in konkrete Gestalten und Stimmungen, in anschauliches, sinnliches Leben umzusetzen: ‚Bilde Künstler, rede nicht!‘ Der sittliche Lehrer und Erzieher aber empfängt den Menschen als naturbefangenes, sinnlich-selbstsüchtiges Wesen; er hebt ihn durch Grundsätze, die er in seinem Geiste zur Herrschaft bringt, durch edle Gesinnung, allumfassende Liebe, die er in seinem Gemüte entzündet, in ein höheres Sein und Handeln empor. Das sittliche Ideal fordert, daß die Sinnlichkeit dem Geiste unterworfen werde, das Einzelne dem Ganzen, die Stimmung dem Grundsatze, das Schöne dem Guten. Sie erdrückt das Sinnliche und Individuelle nicht; sie freut sich seiner Anmut und Mannigfaltigkeit; aber ihr Maßstab — und sie trägt den absoluten Maßstab für die Wertung des Lebens — liegt nicht in dem fließend Beweglichen und Besonderen, sondern in dem Ewigen und Einenden.

Die Leuchten des christlichen Sternenhimmels kreisen um eine Sonne trotz ihres verschiedenen Glanzes. Sie sind trotz ihrer Höhe über dem

Massen- und Alltagsleben auch den niederen Sphären der Menschheit freundliche Lichtbringer und Tröster, nicht unheilflammende Meteore. In der modernen Vorstellung des Helden vermissen wir zu sehr die soziale Rücksicht und Wohltätigkeit; in der modernen Walhalla treffen wir zu viele Gewaltnaturen und Menschenverächter. Die sittliche Größe als das absolut Wertvolle tritt vor der Naturkraft, die Nächstenliebe als ‚die Fülle des Gesetzes' vor der individuellen Geisteskultur in den Hintergrund. Im Reiche Christi dagegen finden wir eine Größe, die nicht das Kleine erdrückt, ein Wachstum, das nicht die Schwachen aussaugt, einen Adel, der sich verpflichtet fühlt, eine Majestät, die dient, einen Reichtum, der opfert und reich macht. Das allgemeine Gesetz ist auch ein allversöhnendes, allbeglückendes: ‚Was ihr nicht wollt, daß euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen auch nicht tun!' Manche bewundern an Napoleon und Bismarck nichts so sehr als die Gewalttätigkeit, mit der sie Menschen benutzten und beiseite schoben; kommt es daher, daß sie sich im stillen selbst das Zeug zu einem Bismarck oder doch zu dieser Seite seiner Größe zutrauen, oder daß sie als Bedientenseelen ihre Menschenwürde gering schätzen über der Freude, sich im Glanze eines Übermenschen zu sonnen? Auch in der Kirche ist es nicht unbekannt, daß Größe einsam macht, und daß Einsamkeit zur Größe erzieht; ihre Propheten sind aus der Wüste gekommen und ihre großen Päpste aus Klosterzellen. Aber sie kennt keine Größe, die sich nicht auch liebend zu dem Kleinen herabneigt. ‚Das schönste Gewächs auf Erden,' sagt Nietzsche, ‚ist ein hoher, starker Wille.' ‚Eine ganze Landschaft erquickt sich an einem solchen Baume.' Der einsame Baum in der Landschaft ist stattlich für das Auge des Menschen, erquickend für den erhitzten Wanderer; aber wie er die Landschaft nicht wirklich erquickt, so ist er selbst in seiner Vereinzelung dem dörrenden Sonnenbrande, dem Sturm und Blitzstrahl ausgesetzt. Herrlicher, segenspendender als er ist der Riesenbaum im Walde; da, wo Hunderte von Stämmen unter ihm und neben ihm stehen, wo unter ihren Wipfeln Kühlung und reine Luft weht, wo im Moose die Quellen zusammenrieseln, die wirklich das Land befruchten und erquicken.

Das vollkommenste Opfer der Persönlichkeit im Sinne der genießenden, herrschenden Persönlichkeit ist der Ordensstand, der Verzicht auf Eigentum, Ehe, Machtentfaltung; daher auch die heftigen Anklagen der Modernen gegen diese ‚Selbstverneinung'. Wir können aber mit größerem Rechte behaupten, daß gerade in dieser Entsagung die Persönlichkeit, d. h. die Selbständigkeit, Selbstgenügsamkeit und Vollkommenheit des Geistes, am schärfsten zum Ausdruck kommt. Zeigt nicht der freiwillig und freudig Ehelose sich und andern, daß der Mensch als Persönlichkeit über den Zwang geschlechtlicher Ergänzung und bestrickendes Triebleben erhaben ist, daß er sich unabhängig fühlt von dem Ja und Nein, dem Lieben und Verschmähen anderer Menschen? Liegt nicht in der Opferung des irdischen Besitzes und in der vollen Selbstlosigkeit religiöser und sozialer Tätigkeit eine Herrschaft und Sicherheit gegen-

über der Materie und dem Mammon, die sich der Reiche oft nur vortäuscht, eine Betonung der höheren geistigen Zwecke der Arbeit, die in der Jagd nach Erwerb selten zu ihrem Rechte kommen? Ist nicht die Freiheitsbeschränkung, die im Gelübde und in der gemeinsamen Regel liegt, zugleich eine Schulung und Stählung des Willens gegenüber jener Zerstreuung und Unbeständigkeit sinnlicher Willkür, die nur ein Zerrbild wahrer Freiheit und Selbstmacht ist? Ist sie nicht eine Durchführung des sozialen Prinzips, des organischen Einheitsgedankens, die für alle Verbände der Gesellschaft vorbildlich ist, meist auch direkt den wichtigsten Zwecken und Bedürfnissen der Gesellschaft dient? Denn diese Verneinung und Verleugnung ist in der katholischen Aszese nicht Wesen und Zweck, sondern Mittel; Wesen und Zweck ist die ‚Vollkommenheit', die Vollendung der Einzelseele, aber auch des Reiches Gottes, eine Vollkommenheit, die nicht bloß im Jenseits erhofft, sondern hienieden schon grundgelegt und gefördert wird!

Was die christliche Weltflucht will, das ist nicht ein buddhistisches Nirwana, sondern das ‚ewige Leben'; nicht Resignation des Willens, sondern liebende Begeisterung und Anstrengung für Gott und den Nächsten; nicht allmähliches Erlöschen des Geistes, sondern sein Aufleuchten und ewiges Fortleuchten in der Gottschauung.

V.

Es besteht also kein wirklicher Gegensatz zwischen der Ideenwelt der objektiven Wahrheit und des verpflichtenden Gesetzes auf der einen Seite, dem Entwicklungsbedürfnis der Persönlichkeit auf der anderen Seite. Das eigenwillige, sinnliche Ich lehnt sich auf gegen die ideale Ordnung und Gesetzlichkeit; das geistige, wahrhaft persönliche Ich lehnt sich nicht dawider auf; es wächst in sie hinein, indem es selbst emporwächst; es schaut keinen sicherern Weg zur Größe als den, ein Größeres über sich anzuerkennen.

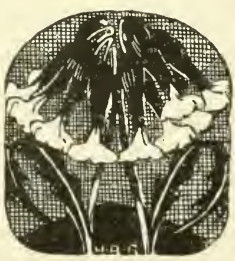
Ich möchte die vorgetragenen Gedanken oder eine Gruppe derselben mit einem Gleichnis beschließen. Warum schätzen wir den Diamant als den kostbarsten Edelstein, den wasserhellen Stein neben den glühend bunten? Als farbenfroher, farbenkleckfender Knabe habe ich das nie verstehen können. Da blieb ich kürzlich abends vor dem Laden eines Juweliers stehen. Auf zierlicher Pyramide drehte sich langsam ein Kranz herrlich geschliffener Brillanten. In reichem elektrischem Glühlicht sprühten aus den gleichsam belebten Steinen alle Farben des Regenbogens. Da zeigte sich die Lösung des Rätsels: Der Brillant ist köstlicher als Rubin und Smaragd, Saphir und Opal, weil er sie alle in sich schließt, weil er, der Farblose, alle Farben ausstrahlt, nicht eintönig, sondern in reizvoller, lebendiger Abwechselung.

Genau so ist es mit der Ideenwelt gegenüber der bunten irdischen Wirklichkeit; genau so mit der Weisheit im Sinne Platons und Augustins gegenüber den Wissenschaften und Künsten; genau so mit der höchsten Wahrheit, Güte und Schönheit gegenüber den persönlichen Ansichten und Ansprüchen

des Ich. Das scheinbar Farblose, das Geistige und Allgemeine, ist reicher und fruchtbarer als das Bunte und Einzelne; die höchsten Ideen beherrschen und gestalten die Wirklichkeit; die Philosophie ist die Wissenschaft der Wissenschaften; die Sittlichkeit ist die Krönung und Seele alles Kulturschaffens. So verhält es sich in der natürlichen Sphäre des Geisteslebens.

Ein anderes Mal bot sich ein ähnliches und doch ganz verschiedenes Schauspiel. In frühester Stunde stiegen wir einen hohen Berg hinan; die grünen Matten ringsum waren mit Millionen Tautropfen bedeckt. Auf einmal trat die Morgensonne hinter den Schneegipfeln der Bernina hervor; ein leichter Wind setzte die Gräser in Bewegung. Wie Millionen Brillanten blitzten die Tauperlen über die Halde hin. Nichts von Kunst, von mechanischer Bewegung, von künstlicher Beleuchtung; alles frische, unberührte Natur — aber das Ganze wieviel schöner und erquickender!

Was natürliche Geisteserhebung, was philosophische Weisheit dem schlichten Manne aus dem Volke nicht geben können, das bietet ihm der Glaube; ein Tautropfen gleichsam, der vom Himmel fällt, der zuerst in der Nacht des Unbewußten schlummert, der dann im Morgenlicht der Erkenntnis zu vielfarbigem Leben erwacht. Auch der einfältige Glaube vermittelt dem Christen einen Inbegriff höchster, lebenspendender Ideen; auch er gibt der Seele einen Standort über der Welt und dem sinnlichen Leben; auch er birgt in sich eine zentrale Leuchtkraft, die, irdisch betrachtet, des Glanzes und der Fülle entbehrt, in Wahrheit aber eine ganze Farbenskala sittlicher Antriebe und geistiger Anregungen in sich faßt. Ein Glaube freilich, der über den Einzelheiten nie das Höchste, den lebendigen Gott, aus dem Auge verliert; ein Glaube, der durch das Äußerliche vordringt und eindringt in den Geist Jesu Christi, der Gottesweisheit in Menschengestalt. Ein Glaube, der nicht zufrieden ist, immer ‚ein Kind zu bleiben, das von jedem Winde der Lehre hin- und hergetrieben wird', sondern mit dem Apostel fortschreiten und heranreifen will ‚zum vollkommenen Manne, zum Maße des Alters der Fülle Christi' (Eph. 4, 13), d. h. zur überzeugten, charaktervollen christlichen Persönlichkeit.



Ein gefallener König.

Von

Selma Lagerlöf.

‚Mein war das Reich der Phantasie,
Nun bin ich ein gefallener König.‘
Snoilsky.

Es klapperte über die Pflastersteine, die Holzpantoffeln klatschten in unruhigem Takt. Die Gassenjungen eilten herbei. Sie schwatzten und pfiffen. Es ging im Laufmarsch. Die Häuser zitterten, und aus den Seitengäßchen stürzte das Echo hervor wie ein Kettenhund aus seiner Hütte.

Hinter den Fensterscheiben zeigten sich Gesichter. Hatte sich etwas zugetragen? War etwas los? Der Lärm verzog sich nach der Vorstadt. Die Dienstmädchen eilten hin, hinter den Gassenjungen drein. Sie schlugen die Hände zusammen und schrieen: ‚Gott bewahre uns, Gott bewahre uns! Gibt es Mord, gibt es Brand?‘ Niemand antwortete. Das Klappern ertönte aus der Ferne.

Nach den Mädchen kamen die weisen Matronen der Stadt geeilt. Sie fragten: ‚Was geht vor? Was stört die Vormittagsruhe? Ist es eine Trauung? Ist es ein Begräbnis? Ist es eine Feuersbrunst? Was tut der Turmwächter? Soll die Stadt niederbrennen, ehe er zu läuten anfängt?‘

Der ganze Haufe machte vor dem kleinen Häuschen des Schuhmachers in der Vorstadt Halt, dem kleinen Häuschen, das Weinranken um Türen und Fenster hatte und darunter zwischen der Straße und dem Hause einen ellenbreiten Garten. Ein Lusthäuschen aus Stroh, Bosketts für ein Mäuslein, Wege für ein Kätzchen. Alles aufs beste geordnet! Erbsen und Bohnen, Rosen und Lavendel, eine Handvoll Gras, drei Stachelbeerbüsche und einen Apfelbaum.

Die Gassenjungen standen am nächsten, sie spähten und berieten. Die blanken schwarzen Fensterscheiben ließen die Blicke nicht weiter vordringen als bis zu den weißen Zwirngardinen. Einer der Jungen klammerte sich an die Weinranken fest und drückte das Gesicht an die Scheibe. ‚Was

sieht er?' flüsterten die andern. ‚Was sieht er?' Die Schusterwerkstatt und die Schusterbank, Schmierbüchsen und Lederflecke, Leisten und Pflöcke, Ringe und Riemen. ‚Sieht er keinen Menschen?' Er sieht den Gesellen, der den Absatz an einem Schuh macht. Sonst niemand, sonst niemand? Große, schwarze Fliegen springen über die Scheibe und trüben seinen Blick. ‚Sieht er niemand andern als den Gesellen?' Niemand andern. Des Meisters Stuhl steht leer. Er sah einmal, zweimal, dreimal nach, des Meisters Stuhl war leer.

Die Menge stand still, riet hin und her und wunderte sich. Es war also wahr. Der alte Schuhmacher war durchgegangen. Niemand wollte es glauben. Man stand da und wartete auf ein Zeichen. Die Katze kam auf das steile Dach heraus. Sie streckte die Krallen aus und glitt die Dachrinne hinab. Ja, der Hausherr war fort, die Katze hatte freie Jagd. Die Spatzen flatterten und kreischten, ganz hilflos.

Ein weißes Küchlein guckte um die Hausecke. Es war schon beinahe ein richtiger Hahn. Der Kamm leuchtete rot wie Weinlaub. Es spähte und guckte, krähte und rief. Die Hühner kamen, eine Reihe weißer Hühner, in vollem Lauf, die Körper wiegten sich, die Flügel schlugen, die gelben Beinchen regten sich wie Trommelschlägel. Die Hühner hüpften in die Erbsen. Schlägereien entspannen sich. Mißgunst brach aus. Eine Henne entfloh mit einer vollen Erbsenschote. Zwei Hähne hackten sie in den Nacken. Die Katze verließ das Spatzennest, um zuzusehen. Bums, da fiel sie mitten in die Schar. Die Hühner entflohen in einer langen, schwankenden Reihe. Der Volkshaufe dachte: ‚Freilich ist es wahr, daß der Schuster sich aus dem Staube gemacht hat. Man sieht es an der Katze und an den Hühnern, daß der Hausherr fort ist.'

Die holprige, vom Herbstregen schlüpfrige Vorstadtgasse hallte von allen den Reden wider. Die Türen standen offen, die Fenster schwangen hin und her. Ein Kopf steckte sich neben den andern, in verwundertem Geflüster. ‚Er ist durchgegangen.' Menschen flüsterten, Sperlinge kreischten, Holzpantoffeln klapperten: ‚Er ist durchgegangen. Der alte Schuhmacher ist durchgegangen. Der Besitzer des kleinen Häuschens, der Mann der jungen Frau, der Vater des schönen Kindes ist durchgegangen. Wer kann es verstehen? Wer kann es verstehen?'

So geht ein altes Liedchen: ‚Alter Mann im Hause, junger Knab' im Walde; Frau entflieht; Kind weint; Heim ohne Herrin.'

Das Liedchen ist alt. Alle verstehen es.

Dies war ein neues Lied. Der Alte war fort. Auf dem Tisch der Werkstatt lag seine Erklärung, daß er niemals wiederzukommen gedachte; daneben war auch ein Brief gelegen. Den hatte die Frau gelesen, aber sonst niemand.

Die junge Frau war in der Küche. Sie tat nichts. Die Nachbarin ging hin und her, hantierte geschäftig herum, setzte die Tassen hin, legte Brennholz zu, weinte ein bißchen und trocknete sich die Tränen mit dem Wischfetzen.

Die weisen Frauen des Viertels saßen steif rings an den Wänden. Sie wußten, was sich in einem Trauerhause schickte. Sie sahen darauf, daß Schweigen herrschte, daß Kummer herrschte. Sie feierten einen Freitag, um die verlassene Frau in ihrer Trauer zu stützen. Grobe Hände lagen still im Schoße, wettergebräunte Wangen legten sich in tiefe Runzeln, dünne Lippen kniffen sich über zahnlosen Kinnladen zusammen.

Die Frau saß unter diesen Bronzebraunen, sanft, hell, mit süßem Taubengesicht. Sie weinte nicht, aber sie zitterte. Sie war so ängstlich, daß sie fast vor Furcht starb. Sie biß die Zähne zusammen, damit niemand hörte, wie sie aufeinander schlugen. Wenn Schritte ertönten, wenn es klopfte, wenn das Wort an sie gerichtet wurde, fuhr sie zusammen.

Sie saß mit dem Brief des Mannes in der Tasche da. Sie erinnerte sich bald an eine Zeile daraus, bald an eine andre. Da stand: ‚Ich halte es nicht länger aus, Euch beide zu sehen.‘ Und an einer andern Stelle: ‚Ich habe jetzt die Gewißheit, daß Du und Erikson durchgehen wollt.‘ Und dann wieder: ‚Du sollst es nicht tun, denn die böse Nachrede der Leute würde Dich unglücklich machen. Ich will fort, dann kannst Du Dich scheiden lassen und wieder ordentlich heiraten. Erikson ist ein braver Arbeiter und kann Dich gut versorgen.‘ Dann tiefer unten: ‚Laß die Leute von mir sagen, was sie wollen, ich bin schon froh, wenn sie nichts Böses von Dir glauben; denn Du würdest es nicht ertragen.‘

Sie begriff es nicht. Sie hatte ihn nicht betrügen wollen. Wenn sie auch gerne mit dem jungen Gesellen plauderte, was ging das den Mann an? Die Liebe ist eine Krankheit, aber sie ist nicht tödlich. Sie hatte sie das ganze Leben hindurch mit Geduld tragen wollen. Wie hatte der Mann ihre heimlichsten Gedanken erraten können?

Welche Qual es ihr war, an ihn zu denken! Er mußte sich geängstigt und gesorgt haben. Er hatte über seine Jahre geweint. Er hatte über die Kräfte und den Mut des Jungen gerast. Er war bei jedem Flüstern, jedem Lächeln, jedem Händedruck erzittert. In lichterlohem Wahnsinn, in knirschender Eifersucht hatte er eine ganze Fluchtgeschichte aus etwas gemacht, was noch nichts war.

Sie dachte daran, wie alt er heute nacht gewesen sein mußte, als er ging. Sein Rücken war gebeugt, seine Hände zitterten. Langer Nächte Qual hatte ihn so gemacht. Er war gegangen, um dieses Dasein quälender Zweifel los zu sein.

Sie erinnerte sich an andre Zeilen aus dem Brief: ‚Es ist nicht meine Absicht, Dich zu beschämen, ich bin immer zu alt für Dich gewesen.‘ Und dann an eine andre: ‚Du sollst immer geachtet und geehrt sein. Schweige nur selbst, dann fällt alle Schande auf mich.‘

Die Frau fühlte immer größere Angst. War es möglich, daß man Menschen so betrügen konnte? Ging es auch an, so vor Gott zu lügen? Warum saß sie hier in der Stube, beklagt wie eine trauernde Mutter, geehrt wie eine Braut am Hochzeitstage? Warum war nicht sie heimatlos, freundelos, verachtet? Wie kann so etwas geschehen? Wie kann Gott sich so betrügen lassen?

Über der großen Chiffonniere hing ein kleines Bücherbrett. Zu oberst auf dem Brett stand ein großes Buch mit Messingspangen. Und diese Spangen bargen die Erzählung von einem Manne und einem Weibe, die vor Gott und den Menschen logen. ‚Wer hat es dir eingegeben, o Weib, daß du solches tun sollst? Sieh, junge Männer stehen hier vor deiner Tür, um dich fortzuführen.‘

Die Frau starrte das Buch an, sie lauschte den Schritten der jungen Männer. Sie erzitterte bei jedem Klopfen, erschauerte bei jedem Schritt. Sie war bereit aufzustehen und zu bekennen, bereit niederzufallen und zu sterben.

Der Kaffee war in Ordnung. Die Frauen glitten sittsam zum Tisch hin. Sie schenkten die Tassen voll, nahmen Zucker in den Mund und begannen den siedendheißen Kaffee einzuschlürfen, still und anständig, die Handwerkerfrauen zuerst, die Scheuerfrauen zuletzt. Aber die Frau des Schusters sah nicht, was vorging. Die Angst raubte ihr ganz die Besinnung. Sie hatte eine Erscheinung. Mitten in der Nacht saß sie auf einem frisch gepflügten Acker. Rings um sie saßen große Vögel mit starken Flügeln und spitzigen Schnäbeln. Sie waren grau, kaum merkbar auf dem grauen Boden, aber sie wachten über sie. Sie hielten Gericht über sie. Mit einem Mal flogen sie auf und senkten sich auf ihren Kopf herab. Sie sah ihre scharfen Klauen, ihre spitzigen Schnäbel; ihre peitschenden Flügel kamen immer näher. Es war wie ein tödlicher Regen von Stahl. Sie duckte den Kopf hinab und fühlte, daß sie sterben mußte. Aber als sie näher kamen, ganz dicht an sie heran, mußte sie aufsehen. Da sah sie, daß die grauen Vögel alle diese alten Frauen waren.

Eine von ihnen fing zu sprechen an. Sie wußte, was anständig war, was sich in einem Trauerhause schickte. Man hatte jetzt lange genug geschwiegen. Aber die Schustersfrau fuhr auf wie von einem Peitschenhiebe getroffen. Was wollte die Frau sagen? ‚Du Matts Wiks Frau, Anna Wik, gestehe! Lange genug hast du vor Gott und vor uns gelogen. Wir sind deine Richter. Wir wollen dich richten und dich zerreißen.‘

Nein, die Frau begann von den Männern zu sprechen. Und die andern stimmten ein, so wie der Anlaß es erforderte. Es wurde nicht zum Lob der Männer gesprochen. Alles Böse, was Männer je getan hatten, wurde ans Licht gezogen. Das war Trost für eine verlassene Frau.

Verleumdung ward auf Verleumdung gewälzt. Wunderliche Wesen, diese Männer! Sie schlagen uns, sie vertrinken unser Geld. Sie verpfänden unsere Habe. Warum in aller Welt hatte unser Herrgott solche erschaffen?

Die Zungen wurden wie Drachenzähne, sie spieen Gift, sie sprühten Feuer. Jede fügte ihr Wort ein. Erzählung häufte sich auf Erzählung. Die Frau floh vor dem berauschten Mann aus dem Hause. Frauen rackerten sich für versoffene Männer. Ehefrauen wurden um anderer Frauen willen verlassen. Die Zungen sausten wie Peitschenhiebe. Das häusliche Elend wurde entblößt. Lange Litaneien wurden gesprochen. Vor des Mannes Tyrannei bewahre uns, o gütiger Gott!

Krankheit und Armut, der Tod der Kinder, die Kälte des Winters, die Plage mit den Alten, alles kommt vom Manne. Die Sklaven zischten gegen ihre Herren. Sie wendeten den Stachel gegen den, zu dessen Füßen sie krochen.

Der Frau des durchgegangenen Mannes gellten diese Worte schrill in den Ohren. Sie wagte, die Unverbesserlichen zu verteidigen. ‚Mein Mann,‘ sagte sie, ‚ist gut.‘ Die Frauen fuhren auf, sie zischten und pfauchten. ‚Er ist durchgegangen. Er ist nicht besser als irgendein andrer. Er, der schon alt ist, hätte es besser verstehen müssen, als von Frau und Kind fortzulaufen. Kannst du glauben, daß er besser ist als irgendein anderer?‘

Die Frau bebte, es war ihr, als würde sie durch stechendes Dornengestrüpp geschleift. Ihr Mann zu den Sündern gezählt! Sie erglühte in Scham, sie wollte sprechen, aber sie schwieg. Sie hatte Angst. Sie vermochte es nicht. Aber warum schwieg Gott? Warum ließ Gott so etwas geschehen?

Wenn sie den Brief herausnähme und ihn laut läse. Dann würde sich der Giftstrom wenden. Der Eiter würde sie bespritzen. Todesangst kam über sie. Sie wagte es nicht. Sie wünschte beinahe, daß eine freche Hand in ihre Tasche gegriffen und den Brief hervorgezogen hätte. Sie vermochte nicht, sich selbst preiszugeben. Drinnen aus der Werkstätte hörte man einen Schusterhammer. Hörte niemand, wie siegesfreudig er klopfte? Den ganzen Tag hatte sie dieses Klopfen gehört und sich darüber erzürnt. Aber keine der Frauen verstand es. Allwissender Gott, hattest du keinen Diener, der die Herzen durchschaute? Sie wollte gern ihr Urteil hinnehmen, wenn sie nur nicht gestehen mußte. Sie wollte jemanden sagen hören: ‚Wer hat es

dir eingegeben, daß du vor Gott lügen solltest?' Sie horchte nach dem Laut der Schritte der jungen Männer, um niederzufallen und zu sterben.

* * *

Mehrere Jahre nach diesem Vorfall heiratete eine geschiedene Frau einen Schuhmacher, der Gesell bei ihrem Manne gewesen war. Sie hatte es nicht gewollt, aber sie war dazu hingezogen worden, wie eine Forelle zum Bootsrand gezogen wird, wenn sie einmal an der Schnur hängen geblieben ist. Der Fischer läßt sie spielen, er läßt sie hin und her schnellen und läßt sie glauben, daß sie frei ist. Aber wenn sie müde geworden ist, wenn sie nicht weiter kann, dann zieht er sie mit leichtem Ruck an das Boot, dann holt er sie herauf und wirft sie auf den Bootsgrund, ehe sie noch weiß, um was es sich handelt.

Die Frau des durchgegangenen Schuhmachers hatte ihren Gesellen verabschiedet und hatte allein leben wollen. Sie wollte ihrem Manne zeigen, daß sie unschuldig war. Aber wo war der Mann? Kümmerte er sich nicht um ihre Treue? Sie litt Not, ihr Kind ging in Lumpen. Wie lange glaubte denn der Mann, daß sie warten konnte? Sie ging zugrunde, wenn sie niemanden hatte, an den sie sich lehnen konnte.

Erikson ging es gut. Er hatte einen Laden drinnen in der Stadt. Seine Schuhe standen auf Spiegelglasscheiben hinter breiten Auslagefenstern. Seine Werkstätte dehnte sich aus. Er mietete eine Wohnung und stellte Sammetmöbel in das Sitzzimmer. Alles wartete nur auf sie. Als sie der Armut gar zu müde war, kam sie.

Sie war anfangs sehr ängstlich. Aber es traf sie kein Unglück. Sie wurde mit jedem Tage sicherer und immer glücklicher. Sie stand bei den Menschen im Ansehen und wußte bei sich, daß sie es nicht verdiente. Dies hielt ihr Gewissen wach, so daß sie eine gute Frau wurde.

Nach einigen Jahren kam ihr erster Mann wieder in das Haus in der Vorstadt. Er ließ sich wieder dort nieder und wollte anfangen zu arbeiten. Aber er bekam keine Arbeit, und kein ordentlicher Mensch wollte mit ihm verkehren. Er wurde verachtet, während seine Frau große Ehre genoß. Und doch hatte er recht getan und sie unrecht gehandelt.

Der Mann behielt sein Geheimnis bei sich, aber es erstickte ihn beinahe. Er fühlte, wie er sank, weil alle ihn für einen schlechten Menschen hielten. Niemand verließ sich auf ihn, niemand wollte ihm Arbeit anvertrauen. Er schloß sich der Gesellschaft an, die er finden konnte und gewöhnte es sich an, zu trinken.

Während es so bergab mit ihm ging, kam die Heilsarmee in die Stadt. Sie mietete einen großen Saal und begann ihre Tätigkeit. Schon

vom ersten Abend an lief alles Lumpengesindel zu den Vorstellungen, um dort Unfug zu treiben. Als dies ungefähr eine Woche angedauert hatte, kam Matts Wik mit, um an der Belustigung teilzunehmen. Es herrschte Gedränge auf der Gasse, und im Tore entstand eine Stockung. Da waren scharfe Ellenbogen und scharfe Zungen; Gassenjungen und Soldaten, Mägde und Scheuerfrauen; friedliche Polizisten und lärmender Pöbel. Die Armee war neu und modern. Die Bälle verloren an Reiz, die Schenken standen leer. Elegants und Hafengesindel, alles ging zur Heilsarmee.

Im Saale war die Decke niedrig. Ganz im Hintergrunde stand eine leere Estrade. Ungestrichene Bänke, geliehene Stühle. Zerschlissener Boden, Feuchtigkeitsflecke an der Decke, Lampen, die rauchten. Der eiserne Ofen mitten im Zimmer verbreitete Wärme und Kohlendunst. Im Augenblick waren alle Plätze besetzt. Zunächst der Estrade saßen Frauen, anständig wie in der Kirche, feierlich wie unter dem Brauthimmel, und hinter ihnen Tagediebe und Nähmädchen. Ganz rückwärts saßen die Jungen, ein Gassenjunge dem andern auf dem Schoß. Und in der Tür gab es Schlägereien zwischen jenen, die nicht hereinkommen konnten.

Die Estrade war leer. Die Uhr hatte noch nicht geschlagen, die Vorstellung noch nicht begonnen. Einer pfiff, einer lachte. Bänke wurden zertreten. Der ‚Kampfruf' flog wie ein Drache zwischen den Leuten hin und her. Das Publikum unterhielt sich auf eigene Faust.

Die Seitentüre öffnete sich. Kalte Luft strömte in das Zimmer. Das Kaminfeuer loderte auf. Schweigen trat ein. Erwartungsvolle Aufmerksamkeit. Endlich kamen sie, drei junge Frauen, Gitarren tragend, die Gesichter von breitkrempigen Hüten beinahe verdeckt. Sie stürzten auf die Knie, sobald sie die Stufen der Estrade erklommen hatten.

Eine von ihnen betete laut. Sie hob den Kopf empor, aber schloß die Augen. Die Stimme war schneidend wie ein Messer. Während des Gebetes war es still. Gassenjungen und Hafengesindel waren noch nicht recht in Zug gekommen. Sie warteten auf die Geständnisse und die anregenden Melodien.

Die Frauen machten sich ans Werk. Sie sangen und beteten, sangen und predigten. Sie lächelten und sprachen von ihrem Glück. Vor sich hatten sie ein Parterre von Hafengesindel. Die begannen aufzustehen, sie sprangen auf die Bänke. Ein drohender Lärm erhob sich in den Scharen. Die Frauen auf der Estrade sahen furchtbare Gesichter durch die rauchige Luft schimmern. Die Männer hatten feuchte, schmutzige Kleider, die übel rochen. Sie spien jeden Augenblick Tabak aus und fluchten bei jedem Wort. Diese Frauen, die gegen sie kämpfen wollen, sprachen von ihrem Glück.

Wie tapfer war diese kleine Armee! Ach, ist es nicht schön, tapfer zu sein, ist es nicht ein Hochgefühl, Gott mit sich zu haben! Es half nichts,

über die mit den größten Hüten zu lachen. Es war höchst wahrscheinlich, daß sie die schwieligen Hände, die grausamen Gesichter, die lästernden Lippen besiegen würden.

‚Singet mit,‘ riefen die Heilsarmeesoldatinnen. ‚Singet mit. Es ist gut, zu singen.‘ Sie stimmten eine bekannte Melodie an. Sie zupften an ihren Gitarren und wiederholten denselben Vers ein Mal ums andere. Sie brachten den einen oder andern der Zunächstsitzenden dazu, mitzusingen. Doch jetzt erdröhnte unten von der Türe ein leichtsinniger Gassenhauer. Töne kämpften gegen Töne; Worte gegen Worte; die Gitarre gegen die Zischpfeife. Die starken, geübten Stimmen der Frauen stritten gegen die heiseren, mutierenden Stimmen der Knaben, gegen die Brummbässe der Männer. Als der Gassenhauer nahe daran war, unterzutauchen, begann man unten an der Tür zu stampfen und zu pfeifen. Der Heilsarmeegesang sank wie ein verwundeter Krieger. Der Lärm war entsetzlich, die Frauen stürzten auf die Knie.

Sie lagen wie ohnmächtig da. Die Augen waren geschlossen. Die Körper wiegten sich in stummem Schmerz. Der Lärm erstarb. Die Heilsarmeekapitänin begann augenblicklich: ‚Herr, alle diese wirst du zu den deinen machen. Dank, o Herr, daß du sie alle in dein Kriegsheer aufnehmen willst! Dank, o Herr, daß wir sie dir zuführen dürfen!‘

Die Volksmasse knirschte, heulte, toste. Es war, als ob alle diese Kehlen von einem scharfen Messer gekitzelt würden. Es war, als fürchteten die Menschen, überwunden zu werden, als hätten sie vergessen, daß sie freiwillig gekommen waren.

Aber die Frau fuhr fort, und ihre scharfe, schneidende Stimme trug den Sieg davon. Sie mußten hören.

‚Ihr tobt und schreit. Die alte Schlange in euch windet sich und rast. Aber das ist gerade das Zeichen. Gesegnet sei das Brüllen der alten Schlange! Es zeigt, daß sie sich quält, daß sie sich fürchtet. Lacht uns aus! Schlagt uns die Fenster ein! Verjagt uns von der Estrade! Morgen werdet ihr uns angehören! Wir werden die Erde besitzen. Wie wollt ihr uns widerstehen? Wie wollt ihr Gott widerstehen?‘

Gleich darauf befahl die Kapitänin einer ihrer Gefährtinnen, vorzutreten und ihr Bekenntnis abzulegen. Sie kam lächelnd. Sie stand kühn und unerschrocken da und schleuderte die Geschichte ihrer Sünde und ihrer Bekehrung den Höhnenden entgegen. Wo hatte es das Küchenmädchen gelernt, lächelnd unter allem diesem Hohn zu stehen? Einige von ihnen, die gekommen waren, um ihren Spott zu treiben, erblaßten. Woher nahmen diese Frauen ihren Mut und ihre Macht? Es stand jemand hinter ihnen.

Die dritte der Frauen trat vor. Sie war ein wunderschönes Kind, reicher Eltern Tochter, mit einer sanften, klaren Singstimme. Sie erzählte nicht von sich selbst. Ihr Zeugnis war eines der gewöhnlichen Lieder.

Das war wie der Schatten eines Sieges. Die Versammlung vergaß sich und lauschte. Dieses Kind war schön zu sehen, lieblich zu hören. Aber als sie verstummt war, brach das Getöse noch furchtbarer los. Unten an der Tür bauten sie eine Estrade aus Bänken, sprangen hinauf und legten Geständnisse ab.

Es wurde immer unheimlicher im Saal. Der eiserne Ofen wurde glutrot, er schluckte Luft und pfauchte Wärme aus. Die ehrbaren Frauen auf den vordersten Bänken sahen sich nach einem Ausweg zu fliehen um, aber es gab keine Möglichkeit, den Saal zu verlassen. Die Heilssoldatinnen auf der Estrade wankten, und auf ihren Stirnen perlte der Schweiß. Sie riefen und beteten um Stärke. Plötzlich fuhr ein Hauch durch die Luft, ein Flüstern schlug an ihr Ohr. Sie wußten nicht, woher es kam, aber sie fühlten einen Umschlag. Gott war mit ihnen. Er kämpfte für sie.

Aufs neue in den Kampf! Die Kapitänin trat vor und erhob die Bibel über ihren Kopf. ‚Haltet inne, haltet inne! Wir fühlen, daß Gott unter uns wirkt. Eine Bekehrung ist nahe. Helft uns beten! Gott will uns eine Seele schenken.‘

Sie fielen in stummem Gebet auf die Knie. Einige im Saal nahmen an dem Gebet teil. Allen teilte sich eine spannende Erwartung mit. War es wahr? Trug sich etwas Großes in der Seele eines Mitmenschen zu, hier, mitten unter ihnen? Würden sie es sehen? Konnten diese Frauen etwas bewirken?‘

Für einen Augenblick war die Menge gewonnen. Jetzt war sie ebenso erpicht auf Wunder wie eben erst auf Lästerung. Niemand wagte sich zu rühren. Alle keuchten vor Erwartung, aber nichts geschah. ‚O Gott, du verlässest uns! Du verläßt uns, o Gott!‘

Die schöne Heilsarmeesoldatin begann zu singen. Sie wählte die mildeste der Melodien, das zarteste Kind der Sehnsucht: ‚Fern er weilet von grünenden Tälern.‘

Die Worte waren nur wenig verändert. Das Lied des finnischen Hirtenmädchens war unschwer zu Jesu Sehnsucht nach der Seele geworden. ‚O, du meine Geliebte, kommst du nicht bald.‘

So mild lockend wie ein bittendes Kind glitt der Gesang in die Gemüter, wie eine Liebkosung, wie ein Segen.

Die Versammlung war stumm, wie versunken in diese Töne. — ‚Berge und Wälder verschmachten, Himmel und Erde leben in Sehnsucht. Mensch, alles in der Welt dürstet danach, daß du deine Seele dem Lichte

erschließest. Dann verbreitet sich Herrlichkeit über alle Welt, dann stehen die Tiere auf aus ihrer Erniedrigung. Alles Seufzen der Kreatur hat ein Ende.'

‚O, du meine Geliebte, kommst du nicht bald?'

‚Es ist nicht wahr, daß du in hohen Königssälen weilest. In dunklen Wäldern, in elenden Hütten hausest du, und du willst nicht kommen. Mein lichter Himmel lockt dich nicht.'

‚O, du meine Geliebte, kommst du nicht bald?'

Unten im Saale stimmten immer mehrere in den Kehrreim ein. Stimme um Stimme kam mit. Sie wußten nicht recht, welcher Worte sie sich bedienten. Die Melodie war genug. Alle Sehnsucht konnte sich in diesen Tönen freisingen. Auch unten an der Tür wurde es gesungen. Es sprengte Herzen. Es unterjochte Willen. Es klang nicht mehr wie eine jammervolle Klage, sondern stark, fordernd, befehlend.

‚O, du meine Geliebte, kommst du nicht bald?'

Unten an der Tür im dichtesten Knäuel stand Matts Wik. Er sah ganz vertrunken aus, aber an diesem Abend war er nicht berauscht. Er stand da und dachte: ‚Wenn ich sprechen dürfte, wenn ich sprechen dürfte.'

Dies war der wunderbarste Raum, den er je gesehen hatte, die wunderbarste Gelegenheit. Eine Stimme sprach zu ihm: ‚Dies ist das Schilf, in das du flüstern kannst, die Wellen, die deine Stimme tragen werden.'

Die Singenden zuckten zusammen. Es war, als hätten sie einen Löwen brüllen hören. Eine starke, furchtbare Stimme sprach furchtbare Worte.

Sie höhnte Gott. Warum dienten die Menschen Gott? Er verließ alle, die ihm dienten. Er hatte seinen Sohn verlassen. Gott half niemandem.

Die Stimme stieg gewaltig an, sie wurde mit jeder Minute brausender. Solche Kraft hatte niemand Menschenlungen zugetraut. Solche Raserei hatte niemand je aus einem zertretenen Herzen losbrechen hören. Sie neigten ihr Haupt wie die Wanderer in der Wüste, wenn der Sturm über sie kommt.

Gewaltige, gewaltige Worte. Sie waren wie donnernde Hammerschläge gegen Gottes Thron. Gegen ihn, der Hiob quälte, der die Märtyrer leiden, der seine Bekenner auf Scheiterhaufen verbrennen ließ. Der Ohnmächtige, wann begründet er sein Reich? Wann läßt er ab, die Arglist zum Siege zu führen?

Anfangs hatten einige versucht, zu lachen. Einige hatten geglaubt, daß dies ein Scherz sei. Jetzt hörten sie bebend, daß es Ernst war. Schon erhoben sich einige, um die Estrade hinaufzufliehen. Sie verlangten den Schutz der Heilsarmee gegen jenen, der Gottes Zorn auf sie herabbeschwor.

Die Stimme fragte sie in zischendem Tonfall, welchen Lohn sie für ihre Mühe erwarteten, Gott zu dienen. Sie sollten sich nicht den Himmel

erwarten. Gott geizte mit seinem Himmel. Ein Mann, sagte er, hatte mehr Gutes getan, als notwendig war, um die Seligkeit zu erringen. Er hatte größere Opfer gebracht, als Gott verlangte. Aber dann wurde er zur Sünde verlockt. Das Leben ist lang. Er bezahlte seine verdiente Gnade schon in dieser Welt. Er mußte den Weg der Verdammten gehen.

Die Rede war der furchtbare Nordwind, der die Schiffe in den Hafen treibt. Bei den Worten des Höhnenden stürzten die Frauen die Estrade hinan. Die Hände der Heilsarmeesoldatinnen wurden erfaßt und geküßt. Bekehrung folgte auf Bekehrung. Sie konnten kaum alle aufnehmen. Knaben und Greise priesen Gott.

Er, der sprach, fuhr fort. Die Worte berauschten ihn. Er sagte zu sich selbst: ‚Ich spreche, ich spreche, endlich spreche ich. Ich sage ihnen mein Geheimnis, und ich sage es doch nicht.‘ Zum ersten Male, seit er das große Opfer gebracht hatte, war er frei von Kummer.

* * *

Es war ein Sonntagnachmittag im Hochsommer. Die Stadt sah wie eine Steinwüste aus, wie eine Mondlandschaft. Man sah keine Katze, keinen Sperling, kaum eine Fliege an einer sonnigen Wand. Kein Schornstein rauchte. In den schwülen Straßen war keine Luft. Das Ganze war nur ein steinbesäter Acker, aus dem Steinwände wuchsen.

Wo waren Hunde und Menschen? Wo waren die jungen Damen in schmalen Röcken und weiten Ärmeln, langen Handschuhen und roten Sonnenschirmen? Wo waren Soldaten und Stutzer, Heilsarmeesoldatinnen und Gassenjungen?

Wohin zogen an dem taufrischen Morgen alle die bunten Lustfahrerscharen, alle die Körbe und Ziehharmonikas und Flaschen, die das Dampfboot ans Land lud. Oder wo kam er hin, der lange Guttemplerzug? Die Fahnen wehten, die Trommeln dröhnten, Gassenjungen schwärmten, stampften, schrieen hurra. Oder wo blieben sie, die blauen Schleierchen, unter denen die Kleinen schliefen, während Vater und Mutter sie andächtig über die Gasse schoben.

Alle waren sie auf dem Wege hinaus in den Wald. Sie klagten über die langen Straßen. Es war, als wenn die Steinhäuser ihnen nachjagten. Endlich, endlich schimmerte Grün. Und gleich vor der Stadt, wo der Weg sich durch platte, feuchte Felder schlängelte, wo der Lerchengesang am vollsten ertönte, wo der Klee honigsüß duftete, da lagen die ersten Zurückgebliebenen. Die Mütze im Nacken, die Nase im Grase. Den Körper in Sonnenschein und Blumenduft gebadet, die Seele von Muße und Ruhe erquickt.

F. von Pocci del. Jos. [illegible] autotyp.

Der Tod als Nachtwächter.

Aber über den Weg zum Walde eilten Proviantträger und Radfahrer. Jungen kamen mit Spaten und blanken Tornistern. Mädchen tanzten in Staubwolken. Himmel und Fahnen und Kinder und Trompeten. Handwerkerfamilien und Arbeiterscharen. Die sich bäumenden Klepper der Charabans erhoben die Vorderbeine über die Haufen. Ein wilder berauschter Geselle sprang auf das Rad. Er wurde von flinken Damen heruntergeschleudert und blieb zappelnd auf dem Rücken im Staube der Landstraße liegen.

Drinnen im Walde spielte und sang, flötete und schluchzte eine Nachtigall. Die Birken kamen nicht gut fort, sie hatten schwarze Stämme. Die Buchen bauten hohe Tempel, Stockwerk auf Stockwerk von quergestreiftem Grün. Der Frosch saß da und zielte mit der Zunge. Und jedesmal fing er eine Fliege. Der Igel patschte in dem alten raschelnden Buchenlaub herum. Libellen huschten über das Moor mit glitzernden Flügeln. Die Menschen ließen sich um die Eßkörbe nieder. Goldkäfer krochen rings um sie durch das Gras. Die piepsenden funkelnden Grillen suchten ihren Sonntag froh zu machen.

Plötzlich verschwand der Igel, er rollte sich erschrocken in seine Stacheln. Die Grillen tauchten in das Grün unter, ganz verstummt. Die Nachtigall sang aus Leibeskräften. Es waren Gitarren, Gitarren. Die Heilsarmee zog unter den Buchen ein. Die Leute erwachten aus der stumpfen Ruhe unter den Bäumen. Tanzboden und Krocketplatz wurden verödet. Schaukel und Karussel hatten eine Stunde Rast. Alles strömte dem Lager der Heilsarmee zu. Die Bänke füllten sich, und auf jeder Erdhöhe saßen Zuhörer.

Jetzt war die Armee gewachsen und stark und mächtig geworden. Um manche liebliche Wange schloß sich der Heilsarmeehut. Mancher starke Mann trug das rote Wams. Es herrschte Friede und Ordnung unter der Menge. Schimpfworte wagten sich nicht über die Lippen. Die Flüche verrollten unschädlich hinter den Zähnen. Und Matts Wik, der Schuhmacher, der gewaltige Gotteslästerer, stand jetzt als Fahnenwächter unter der Estrade. Er war auch einer der Gläubigen. Die Enden der roten Fahne liebkosten freundlich seinen grauen Kopf.

Die Heilsarmeesoldatinnen hatten den Alten nicht vergessen. Sie hatten ihm ihren ersten Sieg zu danken. Sie waren in seiner Einsamkeit zu ihm gekommen. Sie wuschen seine Stube und besserten seine Kleider aus. Sie weigerten sich nicht, mit ihm umzugehen. Und bei ihren Zusammenkünften durfte er sprechen. Seit er sein Schweigen gebrochen hatte, war er glücklich. Er stand nicht mehr als ein Feind Gottes da. Eine brausende Kraft erfüllte ihn. Er war glücklich, wenn er ihr Luft machen durfte. Wenn die Säle vor seiner Löwenstimme erzitterten, war er glücklich.

Er sprach immer von sich selbst. Er erzählte immer seine eigene Geschichte. Das Schicksal des Verkannten schilderte er. Er sprach von Opfern bis aufs Blut, die gebracht worden waren, ohne Lohn zu gewinnen, ohne Anerkennung zu finden. Er kleidete das ein, was er erzählte. Er erzählte sein Geheimnis und erzählte es doch nicht.

Aus ihm wurde ein Dichter. Er bekam die Kraft, die Herzen zu gewinnen. Um seinetwillen sammelte sich die Menge vor der Estrade der Heilsarmee. Er zog sie hin mit den berückend phantastischen Bildern, die sein krankes Hirn erfüllten. Er fesselte sie mit den Worten ergreifender Klage, die seines Herzens Qual ihn gelehrt hatte.

Vielleicht hatte sein Geist schon einmal in dieser Welt des Todes und des Wechsels geweilt. Vielleicht war er damals ein mächtiger Dichter gewesen, erfahren in der Kunst, auf den Saiten des Herzens zu spielen. Aber um schwerer Verbrechen willen war er verurteilt worden, sein Erdenleben abermals zu beginnen, von seiner Hände Arbeit zu leben, unbekannt mit der Macht seines Geistes. Doch jetzt hatte sein Kummer den Kerker seines Geistes gesprengt. Seine Seele war ein eben befreiter Gefangener. Lichtscheu und verwirrt, aber dennoch jubelnd über ihre Freiheit, zog sie über die einstigen Schlachtfelder.

Der wilde, ungelehrte Sänger, die schwarze Drossel, die unter Staren aufgewachsen war, lauschte mißtrauisch den Worten, die ihm auf die Lippen kamen. Woher hatte er die Macht, die Menge zu zwingen, hingerissen seiner Rede zu lauschen? Woher hatte er die Macht, stolze Menschen auf die Knie zu zwingen, sie die Hände ringen zu lassen? Er erzitterte, ehe er zu reden begann. Dann kam ruhige Zuversicht über ihn. Aus der niemals ermessenen Tiefe seines Leidens stiegen unablässig Wolken von qualschweren Worten empor.

Diese Reden wurden nie gedruckt. Sie waren Jagdrufe, schmetternde Hornfanfaren, lockend, belebend, erschreckend, anfeuernd. Nicht zu fangen, nicht wiederzugeben. Sie waren Blitze und rollende Donnerschläge. Die Herzen erschütterten sie in düsterer Angst. Aber vergänglich waren sie, niemals ließen sie sich fangen. Der Wasserfall kann bis auf den letzten Tropfen gemessen werden, das irrende Spiel des Schaumes läßt sich malen, nicht aber der schnelle, irrende, rauschende, wachsende, gewaltige Strom dieser Reden.

An jenem Tage im Walde fragte er die Versammelten, ob sie wüßten, wie sie Gott dienen müßten. — Wie Uria seinem König diente.

Nun wurde der Mann auf der Rednertribüne zu Uria. Nun ritt er durch die Wüste mit seines Königs Brief. Er war allein, die Einsamkeit ängstigte ihn. Seine Gedanken waren düster. Aber er lächelte, wenn er

an sein Weib dachte. Die Wüste wurde ein Blumengefilde, wenn er ihrer gedachte. Quellen entsprangen aus der Erde bei dem Gedanken an sie.

Sein Kamel stürzte. Seine Seele ward von bösen Ahnungen erfüllt. Das Unglück, dachte er, ist ein Geier, der die Wüste liebt. Er machte nicht Kehrt, sondern ging vorwärts mit des Königs Brief. Er trat auf Dornen. Er ging unter Nattern und Skorpionen. Ihn dürstete und hungerte. Er sah Karawanen ihre dunklen Streifen durch den Wüstensand ziehen. Er suchte sie nicht auf. Er wagte es nicht, sich Fremden zuzugesellen. Wer des Königs Brief trägt, muß allein gehen. Er sah des Abends die weißen Zelte der Hirten. Sie lockten ihn wie die lächelnde Wohnstatt seines Weibes. Er glaubte, weiße Schleier winken zu sehen. Doch er wich den Zelten aus und ging in die Einsamkeit. Wehe, wenn sie seines Königs Brief gestohlen hätten!

Wankend geht er, als er die spähenden Räuber hinter sich herjagen sieht. Er denkt an des Königs Brief. Er liest ihn, um ihn dann zu vernichten. Er liest ihn und faßt neuen Mut. Steht auf, Krieger von Juda! Er zerstört den Brief nicht. Er ergibt sich den Räubern nicht. Er kämpft und siegt. Und dann weiter, weiter. Er führt sein Todesurteil mit sich, durch tausend Gefahren. — —

So ist es, Gottes Wille muß befolgt werden bis aufs Blut, bis in den Tod. — —

Während Wik sprach, stand seine geschiedene Frau da und hörte ihm zu. Sie war am Morgen in den Wald gezogen, vergnügt und strahlend, am Arm des Mannes, höchst matronenhaft, respektabel bis in die Fingerspitzen. Die Tochter und der Geselle trugen den Eßkorb. Die Magd folgte mit dem jüngsten Kinde nach. Alles war Friede, Glück, Ruhe gewesen.

Dann waren sie in einem Waldesdickicht gelegen. Sie hatten gegessen und getrunken, gespielt und gelacht. Nicht ein Gedanke an vergangene Zeiten! Das Gewissen schwieg wie ein gesättigtes Kind. Früher, wenn der erste Mann betrunken an ihrem Fenster vorbeigetaumelt war, hatte sie einen Stich in der Seele gefühlt.

Dann hatte sie gehört, daß er der Abgott der Heilsarmee geworden sei. Sie fühlte sich daher ganz ruhig. Jetzt war sie gekommen, um ihn zu hören. Und sie verstand ihn. Er sprach nicht von Uria. Er erzählte von sich selbst. Er wand sich unter dem Gedanken an sein eigenes Opfer. Er riß Stücke aus seinem eigenen Herzen und warf sie unter das Volk. Sie kannte diesen Wüstenreiter, diesen Besieger der Räuber. Und diese ungestillte Qual starrte sie an wie ein offenes Grab. —

Es wurde Nacht. Der Wald wurde menschenleer. Lebt wohl nun, Grün und Blumen! Weiter Himmel, lebe wohl auf lange! Die Schlangen

begannen um die Hügel zu kriechen. Die Kröten sprangen über den Weg. Der Wald wurde häßlich. Alle sehnten sich heim nach der Steinwüste, nach der Mondlandschaft. Dort ist es für Menschen gut sein. Vielleicht können leidende Herzen dort einer raschen Versteinerung entgegengehen.

* * *

Frau Anna Erikson lud ihre alten Freundinnen zusammen. Die Handwerkersgattinnen der Vorstadt und die Scheuerfrauen kamen zu ihr zum Vormittagskaffee. Es waren dieselben da, die am Tage der Flucht bei ihr gewesen waren. Eine war neu hinzugekommen, Maria Anderson, die Kapitänin der Heilsarmee.

Anna Erikson hatte nun viele Wanderungen zur Heilsarmee unternommen. Sie hatte ihren Mann gehört. Er erzählte immer von sich selbst. Er verkleidete seine Geschichte. Sie erkannte sie immer. Er war Abraham. Er war Hiob. Er war Jeremias, den das Volk in den Brunnen warf. Er war Elisa, den die Kinder auf dem Wege verhöhnten.

Dieser Schmerz erschien ihr bodenlos. Dieser Kummer lieh sich alle Stimmen, er machte sich Masken aus allem, was ihm begegnete. Sie begriff nicht, daß der Mann sich gesund sprach, daß es in seinem Innern leuchtete und lachte vor Freude über die Dichtermacht.

Sie hatte ihre Tochter mit zur Armee geschleppt. Die Tochter hatte nicht gehen wollen. Sie war sittsam, streng, pflichttreu. Keine Jugend spielte in ihrem Blut. Sie war alt geboren.

Sie hatte sich ihres Vaters immer geschämt. So war sie herangewachsen. Sie ging gerade, herbe, gleichsam als sagte sie: ‚Seht, eines verachteten Mannes Tochter! Seht, ob Staub auf meinem Kleide ist! Ist ein Tadel auf meinem Wandel?‘ Ihre Mutter war stolz auf sie. Dennoch seufzte sie bisweilen: ‚Ach, daß meiner Tochter Hände weniger weiß wären, vielleicht wären dann ihre Liebkosungen wärmer!‘

Das Mädchen saß in der Armee, spöttisch lächelnd. Sie verachtete die Theatervorstellung. Als ihr Vater hinauftrat, um zu sprechen, wollte sie gehen. Frau Anna Eriksons Hand umklammerte die ihre fest wie eine Zange. Das Mädchen blieb sitzen. Der Wortstrom begann über sie hinzubrausen. Aber was zu ihr sprach, waren nicht so sehr die Worte als die Hand ihrer Mutter.

Diese Hand krümmte sich, krampfhafte Zuckungen durcheilten sie. Sie lag schlaff, gleichsam tot in der ihren, sie griff wild um sich, fieberheiß. Das Gesicht ihrer Mutter verriet nichts. Nur die Hand litt und kämpfte.

Der alte Redner beschrieb das Martyrium des Schweigens. Jesu Freund lag krank. Seine Schwestern sandten ihm Boten. Aber seine Zeit war noch nicht gekommen. Für Gottes Reich mußte Lazarus sterben.

Er ließ nun allen Zweifel, alle Verleumdung auf Christus niederſauſen. Er beſchrieb ſein Leiden. Sein eigenes Mitleid quälte ihn. Er machte alle Todespein durch, er wie Lazarus. Und doch mußte er ſchweigen.

Nur ein Wort hätte es ihn gekoſtet, die Achtung der Freunde wiederzugewinnen. Er ſchwieg. Er mußte die Klage der Schweſtern hören. Er ſagte ihnen die Wahrheit in Worten, die ſie nicht verſtanden. Die Feinde höhnten ihn.

Und ſo weiter, immer ergreifender und ergreifender.

Anna Erikſons Hand lag in der der Tochter. Dieſe Hand beichtete und bekannte: ‚Der Mann dort drüben trägt ſelbſt das Martyrium des Schweigens. Er wird zu Unrecht angeklagt. Mit einem Worte könnte er ſich frei machen.‘

Das Mädchen ging mit ihrer Mutter heim. Sie gingen ſtumm. Das Geſicht des jungen Mädchens war wie Stein. Sie grübelte, ſuchte alles auf, was die Erinnerung ihr ſagen konnte. Ihre Mutter ſah angſtvoll zu ihr auf. Was wußte ſie?

An dem Tage darauf hatte Anna Erikſon ihre Kaffeegeſellſchaft. Man ſprach gar luſtig vom Markt des Tages, von dem Preiſe der Holzſchuhe, von diebiſchen Mägden. Die Frauen plauderten und lachten. Sie goſſen Kaffee in die Untertaſſen. Sie waren heiter und ſorglos. Frau Anna Erikſon konnte nicht verſtehen, woher es gekommen war, daß ſie ſie früher gefürchtet, daß ſie immer geglaubt hatte, daß dieſe ſie richten würden.

Als ſie mit ihrer zweiten Taſſe verſehen waren, als ſie wohlbehaglich daſaßen und der Kaffee auf dem Rand der Taſſen zitterte und die Teller mit Weizenbrot beladen waren, nahm ſie das Wort. Ihre Worte waren ein wenig feierlich, aber ihre Stimme war ruhig.

‚In der Jugend iſt man unvorſichtig. Ein Mädchen, das ſich verheiratet hat, ohne recht zu bedenken, was ſie auf ſich nimmt, kann in große Not kommen. Wer hat es ſchlimmer getroffen als ich?‘

Das wußten ſie alle. Sie waren bei ihr geweſen und hatten mit ihr getrauert.

‚In der Jugend iſt man unvernünftig. Man verſchweigt das, was man ſagen ſollte, weil man ſich ſchämt. Man wagt nicht zu ſprechen aus Furcht vor dem, was die Leute ſagen könnten. Wer nicht zur rechten Zeit geſprochen hat, kann es ein ganzes Leben lang bereuen.‘

Sie glaubten alle, daß dies wahr ſei.

Sie hatte Wik geſtern gehört wie ſo viele Male zuvor. Jetzt mußte ſie ihnen allen etwas über ihn ſagen. Es kam eine brennende Unruhe über ſie, wenn ſie bedachte, was er um ihretwillen gelitten hatte. Dennoch meinte ſie, daß er, der alt geweſen war, es beſſer hätte verſtehen ſollen, als ſie, das junge Ding, zum Eheweib zu nehmen.

‚Ich wagte es in meiner Jugend nicht zu sagen. Aber er ist aus Barmherzigkeit von mir fort, weil er glaubte, daß ich Erikson haben wollte. Ich habe seinen Brief dafür.‘

Sie las ihnen den Brief vor. Eine Träne kam wohlanständig ihre Wangen hinabgeglitten.

‚Er hatte in seiner Eifersucht falsch gesehen. Zwischen Erikson und mir war damals nichts. Es war vier Jahre, ehe wir heirateten. Aber ich will dies jetzt sagen, denn Wik ist zu gut, um so verkannt herumzulaufen. Er ist nicht aus Leichtsinn von Frau und Kindern fort, sondern in guter Absicht. Ich möchte, daß dies überall bekannt wird. Kapitänin Anderson kann vielleicht den Brief in der Armee vorlesen. Ich will, daß Wik Genugtuung widerfährt. Ich weiß auch, daß ich allzu lange geschwiegen habe, aber man gibt sich nicht gern selbst wegen eines Trunkenboldes preis. Jetzt ist es eine andere Sache.‘

Die Frauen saßen förmlich versteinert da. Anna Erikson bebte die Stimme ein wenig, und sie sagte mit einem matten Lächeln:

‚Jetzt wollt ihr Frauen vielleicht gar nie mehr zu mir kommen?‘

‚Aber warum denn? Frau Erikson war doch noch so jung! Und Frau Erikson konnte doch nichts dafür! — Es war ja seine Schuld, wenn er sich solche Dinge einbildete.‘

Sie lächelte. Dies waren die harten Schnäbel, die sie zerreißen sollten. Die Wahrheit war nicht gefährlich und die Lüge auch nicht. Die Füße der jungen Männer warteten nicht vor ihrer Tür.

Wußte sie oder wußte sie nicht, daß ihre älteste Tochter an demselben Morgen ihr Haus verlassen hatte und zu ihrem Vater gegangen war?

* * *

Das Opfer, das Matts Wik gebracht hatte, um die Ehre seiner Frau zu retten, wurde bekannt. Er wurde bewundert. Er wurde verlacht. Sein Brief wurde in der Armee vorgelesen. Einige weinten aus Rührung. Auf der Straße kamen Leute auf ihn zu und drückten ihm die Hand. Seine Tochter zog zu ihm.

An den nächsten Abenden nach diesem schwieg er bei den Zusammenkünften. Er fühlte keinen inneren Ruf. Einmal baten sie ihn, zu sprechen. Er stieg auf die Estrade, faltete die Hände und begann.

Als er ein paar Worte gesagt hatte, hielt er verwirrt inne. Er erkannte die Stimme nicht wieder. Wo war das Löwengebrüll? Wo der brausende Nordwind? Und wo der Wortstrom? Er verstand nicht, verstand nicht.

Er wankte zurück. ‚Ich kann nicht,‘ murmelte er. ‚Gott gibt mir noch nicht Kraft zu sprechen.‘ Er setzte sich auf die Bank nieder und stützte

den Kopf in die Hände. Er sammelte alle seine Denkkraft, um zuerst einmal herauszufinden, worüber er sprechen sollte. Pflegte er in früheren Tagen zu grübeln? Konnte er jetzt grübeln? Die Gedanken drehten sich mit ihm im Kreise.

Vielleicht würde es gehen, wenn er sich wieder erhob, sich dorthin stellte, wo er zu stehen pflegte und mit seinem gewohnten Gebet anfing. Er versuchte. Er wurde aschgrau im Gesicht. Blicke hefteten sich auf ihn. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Nicht ein Wort kam über seine Lippen.

Er saß auf seinem Platz und weinte, schwer stöhnend. Die Gabe war ihm genommen. Er versuchte zu sprechen, versuchte es stumm für sich selbst. Worüber sollte er sprechen? Sein Schmerz war ihm genommen. Er hatte den Menschen jetzt nichts zu sagen, was er ihnen nicht sagen durfte. Er hatte kein Geheimnis einzukleiden. Er brauchte die Dichtung nicht. Die Dichtung wich von ihm.

Es war eine Todesangst. Es war ein Kampf ums Leben. Er wollte das festhalten, was schon gegangen war. Er wollte seinen Schmerz wieder haben, um wieder sprechen zu können. Sein Schmerz war dahin. Er konnte ihn nicht wiederfinden.

Wie ein Betrunkener schwankte er zur Estrade, wieder und immer wieder. Er stammelte einige sinnlose Worte. Er leierte wie eine auswendig gelernte Lektion das herunter, was er andere sagen gehört hatte. Er versuchte, sich selbst nachzuahmen. Er spähte nach Andacht in den Blicken, nach bebendem Schweigen, nach hastigem Atmen. Er vernahm nichts. Was seine Freude gewesen, war von ihm genommen.

Er sank in das Dunkel zurück. Er verfluchte es, daß er mit seinen Reden Frau und Tochter bekehrt hatte. Er hatte das Köstlichste besessen und es verloren. Seine Verzweiflung war furchtbar. — Aber nicht von solchem Schmerz lebt der Genius.

Er war ein Maler ohne Hände, ein Sänger, der seine Stimme verloren hat. Er hatte nur von seinem Schmerz gesprochen. Wovon sollte er jetzt reden?

Er betete: ‚O Gott, da die Ehre stumm ist, aber die Verkanntheit spricht, gib mir die Verkanntheit wieder! Da das Glück stumm ist, aber der Schmerz spricht, gib mir den Schmerz wieder!‘

Aber die Krone war ihm genommen. Er saß da, elender als der Elendeste, denn er war von den Höhen des Lebens herabgestürzt. Er war ein gefallener König.

Selma Lagerlöf.

Von

Johannes Jörgensen.

I.

Drei durch und durch verschiedene Völker leben im skandinavischen Norden zusammen: Dänen, Norweger und Schweden. Der Unterschied ist für jeden, der sich ein wenig mit skandinavischer Literatur beschäftigt, leicht wahrnehmbar, ja auffallend. Der schroffe, harte Norweger, der weiche, träumerische Däne und neben diesen als Dritter im Bunde der romantische, ritterliche Schwede. Man hat die Schweden die Franzosen des Nordens genannt; man könnte sie auch seine Italiener nennen. Wie in Italien sind ein Hauptverbrechen des Volkes die häufigen Mordtaten, während in Dänemark die Unsittlichkeit in puncto sexti und in Norwegen die Trunksucht den Vorrang als Nationallaster behauptet.

Ein ritterlicher, romantischer Charakter ist der Schwede. Das Ungewöhnliche, Abenteuerliche hat für ihn einen ganz besonderen Reiz, eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Schweden waren jene großen Abenteurer, die im 16. und 18. Jahrhundert ganz Mittel- und Osteuropa so viel zu schaffen machten — Gustav Adolf und Karl der Zwölfte. Das Leben des Letzteren ist ein echt schwedisches Epos, mit Stahl und Blut geschrieben und im ‚Kalabalik' zu Bender mit heroischen Drommeten prachtvoll heraustönend. Man muß diese Vergangenheit Schwedens kennen, um seine Eigenart würdigen zu können. Der moderne Schwede ist der Sprößling jener Generationen, welchen ganz Europa ein Schlachtfeld war. Unter den zerfetzten blaugelben Fahnen, die über dem jugendlichen und jungfräulichen Abenteurerkönig flatterten, hat sich in den Schneewüsten Polens, unter der sengenden Sonne der Türkei die schwedische Volksseele gebildet. Kein Volk des Nordens schaut auf eine so ruhmreiche und so romantische, ja romanhafte Vergangenheit zurück. Kein Wunder, daß in neuester Zeit von Schweden auch so viele mutige Entdeckungsreisende hervorgegangen sind: Nordenskiöld, André, Hedin. Der Tatendrang, der sich nicht mehr die kriegerischen Lorbeeren erringen kann, treibt den modernen Schweden in die unendlichen Einöden, die grenzenlosen Wüsteneien, wo er wenigstens gegen Kälte und Nacht, Sandsturm und Hungertod das Leben einsetzen kann.

Die Seele des Schweden steht im Banne des Ungewöhnlichen, im Zeichen des Abenteuers. Auch auf geistigem, ja auf religiösem Gebiete gilt dieses. Auch hier geht die schwedische Seele dem Außerordentlichen zu und sucht unwillkürlich die höchsten Regionen auf.

Daher ist Schweden nicht nur ein Land der Helden und der Abenteurer, sondern auch ein Land der Mystiker. Im Mittelalter, als der Norden katholisch war, ist nur aus Schweden eine Heilige hervorgegangen, die sich mit den großen Gestalten Deutschlands und Italiens, einer hl. Hildegard oder Gertrud, einer hl. Katharina von Siena, vergleichen läßt: die hl. Birgitta. Norwegen und Dänemark haben ihre Märtyrerkönige — einen hl. Olaf und hl. Knud. Dänemark hat außerdem seinen großen Staatsmann und Reichsgründer Absalon, Bischof von Roskilde und Erzbischof von Lund, einen Abt Suger des Nordens. Aber nur in der Schwedin Birgitta blüht voll und ganz das katholische Christentum in seiner mystischen Innerlichkeit und Tiefe, und von ihrer Klostergründung zu Vadstena sind Ströme von religiösem und kulturellem Leben über ganz Skandinavien hinausgegangen und haben für das Werk der großen Margareta, der Königin der drei nordischen Reiche, den Boden bereitet und den Weg geebnet.

Späterhin, als die Gebeine der hl. Birgitta vom Vasakönig verschleudert worden waren und das geeinigte Norden der frommen Margareta in Trümmern darniederlag, gab sich trotz aller Reformation und allem Rationalismus der Drang nach Mystischem immer wieder neuen Ausdruck in Schweden. Ein Schwede war jener große Gelehrte und wunderbare Zeitgenosse von Kant, der in seiner Wohnstube zu Göteborg Besuche von Vergil empfing — Emanuel Swedenborg. Für diesen Geisterseher mitten im Zeitalter der Aufklärung schien das Wort im ‚Faust' Wahrheit zu haben: ‚Die Geisterwelt ist nicht verschlossen.' In großen Werken legte er die Ergebnisse seiner Unterhaltungen mit den Bewohnern des Jenseits nieder und beendigte sein Leben als selbsternannter Reformator des Christentums und Stifter einer neuen Kirche, deren Mitglieder sich noch zu Tausenden zählen.

Als drittes Element der Bildung dieser eigenartigen Volksseele kommt noch unter Gustav dem Dritten ein starker französischer Einfluß hinzu. Schweden erhielt aus der Hand dieses Königs nach dem an der Seine befindlichen Vorbild eine ‚Akademie der Unsterblichen', nur, daß sie in Stockholm nicht vierzig, sondern bloß achtzehn zählte, de aderton, wie sie noch heißen. Aber von dieser Zeit her hat schwedische Sitte und schwedische Sprache überaus starke Anklänge ans Französische bewahrt. Kein Volk im Norden ist höflicher und chevalereskер als die Schweden. Und keine skandinavische Sprache hat sich eine solche Unmenge von französischen Fremdwörtern einverleibt wie die schwedische.

Man muß diese drei Eigenheiten des schwedischen Temperaments und der Bildung Schwedens im Auge behalten, wenn man zum vollen Verständnis einer modernen schwedischen Dichterseele wie der Selma Lagerlöfs vordringen will.

II.

Wenn man eine Reise durch Schweden tut, sieht man auf weiten Strecken vom Fenster des Waggons immer dieselbe Landschaft — eine Landschaft von Stein, Wasser und Wald. Der Zug eilt durch endlose Birken- oder Föhrenwälder, über Einöden mit Felsblöcken und unfruchtbarem Geröll, an großen Seen oder reißenden Strömen vorüber. Selten sieht man einen Menschen, fast seltener noch eine rotgestrichene, von groben Balken zusammengeschlagene Bauernstube. Schweden ist nur ein schwach bevölkertes Land; auf seinen 450 000 Flächenkilometern leben bloß $4^1/_2$ Millionen Einwohner. Vom ganzen Areal ist nur ein Achtel (12 %) urbar; 44 % sind Waldungen, andere 44 % des Bodens ganz und gar unfruchtbar. Ein armes, kaltes Land ist Schweden; in manchen Jahren wird selbst nicht der Roggen dort oben reif. In solchen Hungerjahren gehen große religiöse Erweckungen durchs Land; der Pietismus sendet seine Laienprediger hinaus, und in den ärmlichen Hütten grübelt das Volk über die Gerechtigkeit des Herrn. Die Bibel wird außerordentlich viel gelesen in Schweden, und die dortigen Pietisten werden darum mit dem Namen ‚Leser' (läsare) gekennzeichnet.

Eine heroische, abenteuerliebende Seele, eine ritterliche, lebensfrohe, tanzende Seele, eine tiefbrütende, schwermütige, gottsuchende Seele — eine solche Seele ist eine echt schwedische Seele. Und mit einer solchen Seele sah vor etwa vierzig Jahren inmitten der großen Wälder Vermlands Selma Lagerlöf das Licht der Welt.

III.

Religion und Ritterlichkeit, das sind gleich die zwei Hauptthemata ihres ersten Buches. Aber Ritterlichkeit in der Gestalt von Abenteuer und Religion in der Gestalt von Wunder. Abenteuerliche Taten und Wundergeschichten, das ist, was sie liebt, das ist, was sie erzählen will. Sie will vor allem keine Alltagswirklichkeit, und in der Kunst steht sie zur nüchternen, realistischen Klein- und Graumalerei in entschiedenstem Gegensatz. Sie will eine Wirklichkeit, wo die Liebe goldener, das Unglück schwärzer, die Leidenschaft brennender ist als im gewöhnlichen Leben. So ist sie von Haus aus Romantiker, Romantiker bis ins tiefste Mark hinein.

In einem Schriftchen (‚Die Saga von einer Saga') hat sie uns selber in ihren Werdegang hineinblicken lassen.

Im schönen Vermland — so ungefähr erzählt sie uns — lag ein kleines Gut namens Mårbacka. Früher war es ein Pfarrhof gewesen, und noch ruhte immer eine gewisse Weihe über dem Ort. Man las und studierte dort mehr wie auf den anderen Gehöften der Gegend; nie wurde dort auf die Dienstboten gescholten, noch gab's anderswie harte Worte. Freudig und friedfertig und auf Gott vertrauend lebte man dort in den Tag hinein.

Zu diesem glücklichen Hause kamen nun viele Gäste, und jeder Gast brachte eine Geschichte mit sich. Sonderbare Geschichten waren's, Geschichten

aus jenem alten Schweden der Abenteuer und der Wunder, dem Schweden Swedenborgs und der Karolinen. Und das Mädchen lauschte, und ihre junge Phantasie bevölkerte sich mit allen jenen Gestalten, die später in den Kapiteln der ‚Saga von Gösta Berling' weiter leben sollten. Bald prahlten alte Haudegen mit den Erlebnissen ihrer stürmischen Jugend. Bald erzählten alte Damen die unheimlichen Spukgeschichten der Gegend. Auf jenem Hofe habe der Teufel seinen Gang; eines Abends, als die Frau allein zu Hause war und am Klavier spielte, hörte sie jemanden im Schaukelstuhl in der Ecke. Erschrocken sah sie hin und erstarrte beim Anblick des leibhaftigen Teufels mit Hörnern, Schnauze und Klauen . . .

Manchmal zeigten sich auch vor der Türe alte, herumstreichende Finnenweiber. Und wehe dem, der, was sie immer verlangten, nicht gleich hergab; denn diese alten, mehr denn hundertjährigen Weibsbilder waren Zauberinnen, die über die Dämonen der Luft Gewalt hatten!

In einer Märchenatmosphäre wuchs so das Kind auf, und in eine Märchenatmosphäre versetzt die Erwachsene als Schriftstellerin ihre Leser. Durchblättern wir ihre Werke, und wir werden finden, daß ihr eigenstes Territorium jenes Grenzland der Wirklichkeit ist, wo das Natürliche ins Übernatürliche hinüberspielt und man nicht weiß, ob man einem Wunder oder nur einem Wahn gegenübersteht. Hier treibt die Dichtung der Lagerlöf ihre eigensten Blüten. Alle außerordentlichen und ungewöhnlichen Zustände der Natur oder der Seele sind ihr kongenial.

Daher auch später ihre Vorliebe für die Legende.

IV.

Die Kunst der Lagerlöf befindet sich somit immer auf den Höhen. Das graue, einförmige Alltagsleben widert sie an; man könnte als Wahlspruch über ihre Dichtung jenes Wort Baudelaires setzen: ‚Enivrez-vous toujours! (Berauschet euch immer!) ‚O Menschen,' ruft Gösta Berling, ‚werfet die Maurerkelle hinweg, breitet die Arbeitsschürze über eure Köpfe und leget euch hin, um das lichte Schloß der Träume zu bauen! Was braucht der Geist Tempel von Stein und Lehm? Lernet unverwüstliche Schlösser von Wolken und Träumen bauen!'

Im Bauen solcher Luftschlösser ist die Lagerlöf selber eine Meisterin. Ihre ganze Dichtung ist eine solche über der Wirklichkeit schwebende Fata Morgana. Wirklich ist eigentlich keine ihrer Personen, wirklich im strikten Sinne des Wortes auch keines der Geschehnisse. Jeden Augenblick verläßt die Erzählung den Boden und schwebt in der Luft, wandelt auf den Wolken, verliert sich im Spuk- oder Märchenhaften. Ihre Bücher sind mit übernatürlichen Episoden durchsetzt.

Und die Lagerlöf hat eine ganz eigene Art, sich diesem Übernatürlichen gegenüber zu verhalten. Man lese z. B. im ‚Wunder des Antichrist' das

Kapitel von den Glocken San Pasquales! Fast zur Übersättigung verwertet sie dort die italienische Mirakellegende. Sie gibt uns keine rationalistische Erklärung des Wunders; aber trotzdem fühlt man, daß sie nicht an seine Wirklichkeit glaubt. Sie braucht aber das Wunder als Mittel, um in einer Reihe von Seelen gewisse Zustände hervorbringen zu können, um gewisse Entschlüsse zur Reife zu bringen und bedeutende Entscheidungen hervorzurufen. Sie liebt die menschliche Seele auf ihrer Höhe, und zu dieser Höhe wird der Mensch am leichtesten durch gewaltige Eindrücke von außenher geführt. Auf rein natürlichem Gebiete sind solche Eindrücke z. B. das Gewitter in ‚Jerusalem, I', wo die in der kleinen Berghütte eingeschlossenen Bauern in der Stimme des Sturmes die Stimme ihres eigenen Gewissens hören. In der Einleitung zum ‚Wunder des Antichrist' (später als erste der ‚Christuslegenden' neu herausgegeben) überwältigt das lautlose Schweigen und die tiefe Dunkelheit der Geburtsnacht Christi den Kaiser Augustus mit unnennbarem Grauen. Als himmlische Freisprechung des geizigen, vom Volke gehaßten Pfarrers zu Broby (in ‚Gösta Berlings Saga') strömt nach langer Dürre auf sein verzweifeltes Flehen der Gewitterregen herab. Die Erregung der Gemüter und ihre durch das wundervolle Erreignis erfolgende Beschwichtigung, das ist so recht ein Lagerlöffsches Thema. Weil die moralischen Gefühle und die moralischen Krisen die tiefsten im Menschen sind, darum sind sie der Lieblingsvorwurf der Kunst dieser Schriftstellerin. Und die äußere Natur dient ihr als Symbol dieses Innersten, Tiefsten und Edelsten im Menschen.

V.

Weil dem so ist, liebt die Lagerlöf das Primitive, Naive, das durch Sitte und Tradition Gebundene. Daher ist ihre Dichtung eine Bauerndichtung geworden. Im hochschwedischen Dalarne oder in den kleinen Bergstädten Siziliens findet sie noch jene einfachen gesellschaftlichen Zustände, wo moralische Größe wie moralische Niedrigkeit am klarsten einander gegenüberstehen. Die Menschen haben hier noch die Einfachheit der archaischen Zeiten; sie sind Geistesverwandte der Griechen Homers oder der Hebräer des Alten Testaments.

Und groß wie Helden oder Patriarchen stehen ihre Bauerngestalten auch da. Man fühlt, daß Selma Lagerlöf ein Kind der großen Felder ist und der großen Wälder, keine Städterin. Sie kennt die Seele des Bauern und die wenigen, aber starken und tiefen Gefühle, die darin hausen. Vor allem kennt und versteht sie jene Liebe zum Boden, die den Ackersmann geistige Wurzeln in dem schwarzen, fruchtbaren Erdboden treiben läßt und ihn dieser großen Mutter alles Lebens gegenüber mit Gefühlen der Ehrfurcht, der Hingebung, ja der Andacht erfüllt. Der Zusammenprall dieses Grundgefühles einer Bauernseele mit einer hochgespannten religiösen Erregung bildet das ergreifende Thema ihres ‚Jerusalem'.

VI.

Eine Künstlerin wie die Lagerlöf, deren dichterische Vorliebe allen Grundgefühlen und Grundwerten des menschlichen Lebens gewidmet bleibt, muß mit Notwendigkeit auch das Religiöse hochschätzen.

Aber es gilt hier zu unterscheiden.

Es gibt dichterische Naturen, die das Religiöse um der Religion willen lieben, und die aus religiösen Motiven religiöse Stoffe verarbeiten. Das war der Fall eines Jacopone da Todi oder eines Calderon. Das ist aber der Fall der Lagerlöf nicht.

Es gibt nämlich auch Naturen, denen (wie ein moderner Däne geschrieben hat) ‚das Gefühl von Religion nur mehr wie ein Wein in ihrem Becher vorkommt'. Das sind die rein ästhetischen Naturen, denen die Religion wegen ihrer großen Stimmungen und mächtigen Gefühlsmotive wert und lieb ist. Zu diesen Geistern gesellt sich die schwedische Erzählerin. Alle durchgreifenden Gefühle, alle großen seelischen Erregungen gehören ihrem Reiche an. Daher ist die Religion ihr auch in zwei Gestalten am liebsten: als Wunderglaube und als Ursprung gewaltiger Sinnesänderungen. Am liebsten knüpft sie die zwei zusammen, so im Bekehrungswunder Frau Gordons (‚Jerusalem') oder in der Versuchungsvision Anna Stjärnhöks, wo der Doppelgänger des bösen Sintram ihr die Liebe Gösta Berlings bietet um den Preis des Lebensglückes eines auf Anna fest vertrauenden Menschen. Hier ist das Wunder nur Veräußerlichung des inneren Kampfes, Inkarnation dessen, was im Gewissen sich abspielt. Und in solchen Szenen geht die Kunst der Lagerlöf tiefer als fast alle andere zeitgenössische Kunst, und ihre Dichtung legt ein edles Zeugnis ab von der Würde des Menschen und der ewigen Gültigkeit der sittlichen Gesetze.

Dies ist darum die tiefste Bedeutung dieser anscheinend so romantischen Dichterwerke — eine Proklamation der Rechte des Gewissens. Ein tiefer Realismus liegt hinter den vielen gaukelnden und phantastischen Außenwerken verborgen. Durch alle Heiterkeit dieser Kunst geht als tiefster Ton der erhabene Ernst des Lebens. Alter bäuerlicher Gerechtigkeitssinn hat ihren Arbeiten eine sittliche Haltung gegeben, die man anderswo meist schmerzlich vermissen muß. Man trinkt wie vom tiefen Brunnen des unverfälschten menschlichen Gewissens, wenn man z. B. von den Ingmarssöhnen liest, jenen Menschen, denen nur eins notwendig ist: die Wege Gottes zu wandern, und die, wenn sie einmal davon abgewichen sind, sich nie zufrieden geben, ehe sie wieder mit Gott versöhnt worden sind. Und wie die Ingmarssöhne, so viele andere der Gestalten Selma Lagerlöfs; die edle Gräfin Elisabeth in ‚Gösta Berlings Saga' wacht darüber, daß ihr Leben immer ein Bußleben bleibe, und daß die Freude sich nie an ihren Herd setze. Und reuig bekennt der alte Jan Hök, als sein Sohn ins Gefängnis gekommen ist: ‚Ich war ein böser Mann, darum bekam ich böse Söhne.'

VII.

Im obengenannten autobiographischen Schriftchen erzählt Selma Lagerlöf, wie sie Jahre hindurch ihren ‚Gösta Berling' gar nicht schreiben konnte, weil sie das Buch nach damals geltender naturalistischer Schablone verfertigen wollte. Es war eben in der Blütezeit des französischen und nordischen Naturalismus. ‚Mein Kopf aber war von Spukgeschichten und Erzählungen von wahnsinniger Liebe, von wunderschönen Damen und abenteuersuchenden Kavalieren vollgepfropft, und das alles wollte ich in nüchterner, realistischer Prosa schildern. Ich war nicht besonders hellsehend.'

Diese Schwierigkeit blieb bestehen, bis sie in schon gereiftem Alter sich ein Herz faßte, ihre Geschichte aller Mode zum Trotz in ihrer *eigenen* Weise zu schreiben. Da brach's hervor wie aus verhaltenen Quellen. ‚Ich gab mich selbst ganz mit all meiner Kindlichkeit, allen meinen Träumen. . . . Die Feder glitt wie von selbst über das Papier. Ich war wie berauscht; das hieß doch endlich schreiben! Wozu ich früher Monate, ja Jahre gebraucht hätte, das ward jetzt in einigen Stunden fertig.'

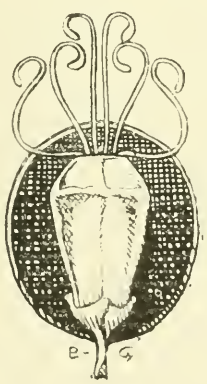
Als eine *Rhapsodie* ist das ganze große Buch über die Kavaliere auf Schloß Ekeby entstanden, und als solche will es gelesen und gewürdigt sein. Selma Lagerlöf ist keine Kleinkünstlerin, keine Virtuosin der psychologischen Miniaturmalerei. Es geht ein Rauschen durch ihre Werke wie von weiten Wäldern und von den Fittichen mächtiger Raubvögel, und der Leser läßt sich gern von diesem Rauschen tragen, auch ohne recht zu wissen, wohin.

Denn zielbewußte Klarheit darf man bei der Lagerlöf *nicht* suchen. Sie ist die Priesterin des erhabensten Sittengesetzes, aber sie ist auch die jubelnde Bacchantin des schwedischen Dionysos, des Branntweingottes. Die Sünde hat ihre Schönheit wie die Tugend, und die große Dichterin hat ein für beide Schönheiten empfängliches Herz. Liebt sie doch als Künstlerin *alle* Leidenschaften, verbotene Liebe wie treue und ehrliche, Aufruhrsglocken und Mädchenentführungen wie Pilgerlieder und Angelusläuten. ‚Dichter sind Näscher an allem, an Gott wie am Teufel,' sagt irgendwo Brentano. Und die Lagerlöf ist eine echte Dichternatur.

Ja, Dichter ist sie mehr denn Romanschreiber, mehr denn Psychologe. Ihre großen Bücher sind nur dem Äußeren nach Erzählungen, in der Wirklichkeit sind sie episch-lyrische Gedichte, Romanzen in Prosa. Zu ihren geistigen Ahnen zählt Selma Lagerlöf selber *Runeberg* und *Bellman*, den ernsten, edlen Sänger der Kämpfe Finnlands gegen die Übermacht der Russen, und den dionysisch-leichtsinnigen, im Rausche jauchzenden und nach dem Rausche todesbetrübten Liebhaber der stockholmschen värtshus-flickor (Kellnerinnen). Zwischen diesen Grenzen liegt das Land Selma Lagerlöfs.

Als eine Reihe dichterischer Gemälde wirken ihre Romane. Ihre Personenschilderung hat wenig Wert; nur in einzelnen Situationen sind ihre Menschengestalten lebendig und wirklich. Ist nicht bei genauer Betrachtung

selbst Gösta Berling ein ganz und gar ungreifbares, aus den disparatesten Zügen zusammengesetztes Wesen? Ist es vielleicht der Dichterin nicht gelungen, die von ihr geschaffene Gestalt mit der in einer historischen Wirklichkeit gegebenen Vorlage in Übereinstimmung zu bringen, und hat man vielleicht hier den Ursprung jener auffälligen Widersprüche im Charakter des Gösta zu suchen? Aber auch Donna Micaela im ‚Antichrist', Ingmar in ‚Jerusalem' bieten dieselben Ungereimtheiten. So wahr und schön jede einzelne psychologische Schilderung für sich auch sein mag, wenn man ein Ganzes daraus zusammenzusetzen versucht, sieht man sich einem unmöglichen Unternehmen gegenüber. Am Ende kennt man keinen der Lagerlöfschen Menschen; wie meistens im wirklichen Leben der Fall, gehen sie an einem inkognito vorüber. Was an ihnen wahr ist, ist das allgemein Menschliche, das primitiv Menschliche. Und so würde man von der Lagerlöf sagen können, sie schildere die Menschen nicht, wohl aber den Menschen.



Zum Kirchenstreit in Frankreich.

Von

Paul Albert Helmer.

Als das französische Gesetz vom 9. Dezember 1905 die Trennung von Staat und Kirche mit Wirkung vom 1. Januar 1906 ab durchführte, erließ der Papst in der Enzyklika ‚Vehementer' vom 11. Februar 1906 eine Gegenkundgebung, durch welche er feierlich gegen das Gesetz protestierte.

Eine derartige Verurteilung entsprach der Tradition der Kirche, die sich jederzeit gegen das Prinzip der Trennung ausgesprochen hatte. Selbst als diese von streng katholischer Seite (Montalembert, Lacordaire und Lamennais) als ein Mittel zur Renovierung des kirchlichen Geistes in Frankreich verlangt worden war, war sie der Verurteilung durch die Enzyklika ‚Mirari vos' (1832) nicht entgangen. Der Kirche erscheint es verwerflich, die Tätigkeit des Staates ausschließlich auf die Bedürfnisse des irdischen Lebens zu beschränken. Denn hierin äußert sich eine Gleichgültigkeit gegen jede religiöse Betätigung, welche im günstigsten Falle zur gleichen Wertung aller Religionen führt, — und mit einer solchen kann sich eine zielbewußte, lebenskräftige Kirche nie zufrieden geben, ohne sich selbst zu verleugnen, — in der Praxis aber meist die Ablehnung jeder Religion zur Folge hat. Kirchliche Lehre ist es ferner, daß nicht bloß der einzelne für seine Person, sondern auch das Volk in seiner Gesamtheit und in seiner äußerlich hervortretenden Organisation die Pflicht hat, die Gottheit anzuerkennen und zu verehren. Das Prinzip der Trennung von Staat und Kirche hat aber gerade durch die völlige Scheidung zwischen staatlicher und kirchlicher Tätigkeit die Negierung jener sozialen Kultuspflicht zur Grundlage.

Anderseits finden sich in den Betätigungen des Staates und der Kirche so viele gemeinsame Berührungspunkte, daß schon aus praktischen Gründen eine Regelung der Beziehungen zwischen beiden Gewalten wünschenswert erscheint. Nicht wenn sich beide ignorieren und jede nach ihrer Seite zieht, sondern nur durch gegenseitiges Entgegenkommen läßt sich der Friede zwischen beiden gewährleisten. Hier deckt sich freilich das Interesse des Staates mit demjenigen der Kirche, wenn nicht sogar das erstere stärker ist als das letztere. Haben doch gerade aus diesem Grunde in vergangenen Zeiten diejenigen Staatsmänner, die in erster Linie die Interessen des Staates ver-

F. von Pocci del. *Jos. Kösel autotyp.*

Narrenspruch.

folgten, schließlich friedliche und geordnete Beziehungen zur Kirche dem Kampfe mit ihr oder auch nur der Trennung vorgezogen und sich zu manchem Gang nach Canossa entschlossen. Der Kirche dagegen ist es bisher auch bei dem System der Trennung nicht nur gelungen, weiter zu bestehen, sondern auch ihre Macht zu erweitern. Aber trotzdem die Erfahrung lehrt, daß die Trennung ihr unschädlich, ja sogar unter Umständen von großem Nutzen war, hat sie jederzeit aus den erwähnten dogmatischen Gründen das Prinzip der Trennung grundsätzlich verworfen.

Der päpstliche Protest betraf neben der prinzipiellen Verwahrung auch die Art und Weise, wie die Trennung durchgeführt worden war. Die französische Regierung hatte sich durch einseitigen Akt von einem völkerrechtlichen Vertrage, dem Konkordat, losgesagt und es dabei nicht nur unterlassen, die Einwilligung der Gegenseite zu erwirken, sondern ihr überhaupt in irgend einer Weise eine Kündigung zuzustellen. Der hierin liegende Rechtsbruch und die verletzende Form, die den kirchenfeindlichen Charakter der Neuerung noch besonders hervortreten ließen, waren schon unmittelbar nach der Publikation des Gesetzes durch die Veröffentlichung eines Weißbuches von seiten des heiligen Stuhles urkundlich festgelegt worden.

An sich betrachtet hat das System der Trennung gegenüber dem früheren Konkordat, das die feste Hand Napoleons nicht verleugnete, nicht unwesentliche Vorteile für die Kirche. Der Staat, welcher keine Religionsgemeinschaft anerkennt, verzichtet damit auf alle Rechte, die ihm bisher eine Mitwirkung bei der Besetzung kirchlicher Ämter gewährten; er hebt alle Beschränkungen auf, die er in der Vergangenheit der Tätigkeit kirchlicher Organe auferlegt hatte (Verbot von Bischofsversammlungen, Erfordernis staatlicher Erlaubnis zu Reisen des Bischofs außerhalb seiner Diözese); er läßt den Anspruch fallen, Betätigungen kirchlicher Organe von seiner Genehmigung (Placet) abhängig zu machen oder einer besonderen Gerichtsbarkeit (appel comme d'abus) zu unterstellen. Es fallen somit fortan sowohl Rechte weg, welche die Kirche dem Staate eingeräumt hatte, als auch solche, welche sich der letztere unter Widerspruch der ersteren selbständig beigelegt hatte.

Von den durch die Trennung beseitigten Rechten der Kirche hat die Aufhebung des einen für Frankreich keinen dauernden Nachteil, da es schon an und für sich durch das Prinzip der Unterrichtsfreiheit gewährleistet ist und also bestehen bleibt. Ich meine das Recht, den Klerus in eigenen Anstalten zu erziehen, ein Recht, auf welches man übrigens anderswo kein so großes Gewicht zu legen scheint, da ja die Bischöfe von Straßburg leichten Herzens auf diesen Teil des Konkordats verzichtet haben, freilich beide Male unter lebhaftem Widerspruch der niederen Geistlichkeit. Einschneidender war die Aufhebung des Kultusetats. Fortan sollte dem Klerus, abgesehen von den staatlich angestellten Anstaltsgeistlichen und abgesehen von gewissen Übergangsbestimmungen zugunsten der in Stellung befindlichen älteren Geistlichen, kein Gehalt mehr aus Staatsmitteln bezahlt werden. Dagegen war eine Einziehung des dem

Kultus dienenden Kirchengutes im Gesetze nicht vorgesehen. Dasselbe sollte vielmehr auf die neu zu gründenden kirchlichen Organe übergehen, soweit diese Organe sich nach den Normativbestimmungen des Gesetzes bilden würden.

Wer sich sine studio et ira auf den Boden der Trennung von Staat und Kirche stellt, der wird es kaum verstehen, daß die Zivilgewalt in demselben Augenblick, in welchem sie erklärt, keine religiöse Gemeinschaft mehr anzuerkennen, sie völlig ignorieren zu wollen, den Anspruch erhebt, ihr eine Verfassung aufzuoktroyieren. Und doch war gerade das Hauptstück des ganzen Gesetzes die Organisation der Kultusgenossenschaften. Hierin, wie in so vielen anderen Punkten, zeigte es sich, daß gerade die radikalsten Parteien von dem Wesen der Trennung, von der Art, wie sie konsequent und folgerichtig durchzuführen ist, kein richtiges Bild hatten. Für sie war die ‚Trennung' ein Kampfmittel im Streite mit der Kirche, kein klar erkanntes Ziel, das als prinzipielles Postulat vertreten wurde. Jeden Augenblick suchten sie, auch später, in die kirchliche Tätigkeit einzugreifen und zogen sich daher von gemäßigteren Vertretern der Trennung die höhnische Bezeichnung ‚concordataires nostalgiques' zu.

Abgesehen hiervon ist es gewagt, eine Verfassung ausfindig machen zu wollen, die sich in gleicher Weise auf alle Konfessionen anwenden läßt. Die Organisation muß sich in sehr vagen Grenzen halten, wenn sie in gleicher Weise den Bedürfnissen der katholischen Hierarchie, denjenigen der lutherischen und der reformierten Gemeinde und denjenigen des israelitischen Kultus genügen soll. Hat das französische Trennungsgesetz es verstanden, diese überaus schwierige Aufgabe, die es sich unnötiger und inkonsequenter Weise gestellt hatte, befriedigend zu lösen? Diese Frage erscheint heute müßig. Manche glaubten es, da Artikel 4 des Gesetzes den Zusatz erhalten hatte, daß die Kirchengüter nur auf diejenigen Kultusgenossenschaften übergehen sollten, die sich gebildet hatten ‚en se conformant aux règles d'organisation générale du culte dont elles se proposent d'assurer l'exercice'. Sie glaubten, daß dieser Hinweis auf die autonomen Bestimmungen der Kirche es ermögliche, die Kultusgenossenschaften mit der dogmatischen Kirchenverfassung in Einklang zu bringen. Rom aber verneinte die Frage und verbot durch die Enzyklika ‚Gravissimo' vom 14. August 1906 die Gründung von Kultusgenossenschaften, da ihm jener Artikel nicht die erforderlichen Garantien für die Respektierung der katholischen Hierarchie zu bieten schien.

Mit dieser Entscheidung war die Kultusorganisation des Trennungsgesetzes — abgesehen von den Protestanten und Israeliten, die sich damit abgefunden hatten — zum toten Buchstaben geworden. Damit fiel auch das gesamte Kirchenvermögen an den Staat. Dieser letztere bemühte sich freilich, in anderer Weise die Fortdauer des öffentlichen Gottesdienstes auf einer gesetzlichen Grundlage zu ermöglichen. Es sollte der Gottesdienst als eine öffentliche Versammlung angesehen und nur eine Anzeige bei der Polizei verlangt werden. Die Kirchen sollten geöffnet und dem Kultus ausschließlich vorbehalten bleiben; aber der Pfarrer hätte unter diesem System keinerlei

Recht an ihnen gehabt, er hätte sie nur ‚tatsächlich innegehabt'. Wegen dieses letzten Ausdruckes im Zirkular des Kultusministers verbot der Papst jene Anzeige der gottesdienstlichen Versammlungen. Somit scheiterte auch dieses System.

Ein neues Gesetz vom 2. Januar 1907 versuchte es noch einmal mit einer gesetzlichen Regelung. Es ließ der Kirche die Wahl zwischen den Kultusgenossenschaften des Trennungsgesetzes, den gemeinrechtlichen Genossenschaften nach dem Gesetz vom Jahre 1901 und den gewöhnlichen öffentlichen Versammlungen, bestimmte aber zugleich, daß die Kirchen unentgeltlich den Genossenschaften oder den Pfarrern von Staat oder Gemeinde, je nachdem der eine oder die andere Eigentümer ist, zur Verfügung gestellt werden könnten. Der Bischof oder Pfarrer sollte also nicht bloß Inhaber der Kirche sein, sondern ein Recht — Mietrecht — daran haben. Anderseits hob ein Gesetz für alle öffentlichen Versammlungen das Erfordernis jener polizeilichen Anzeige auf, die der Papst für die gottesdienstlichen Veranstaltungen verboten hatte. Auch dieser Versuch scheiterte jedoch, da bei den Verhandlungen zwischen dem Seinepräfekten und dem Erzbischof von Paris über die Notre-Dame-Kirche — dieser Vertrag sollte für die anderen vorbildlich sein — die Kirche sich weigerte, auf die Bedingungen des Staates bezüglich der Reparaturen und — der Anstellung der Geistlichen (wieder die concordataires nostalgiques!) einzugehen.

* * *

Betrachtet man das bisherige (Mitte April 1907) Ergebnis vorstehender Entwicklung, so kann man wirklich nicht, wie vielfach der nicht französische Antiklerikalismus tat, von einem Siegeszuge demokratischer Ideen, von einer Befreiung des Staates aus geistlichen Banden sprechen, die anderen Ländern zum Vorbild dienen könnte.

Stolz hatte sich der Staat von der Kirche losgesagt, die er fortan nicht mehr als eine völkerrechtliche Macht anerkannte, mit der ihn kein Vertrag mehr binden sollte, mit welcher er keine diplomatischen Beziehungen mehr unterhalten wollte. Selbständig, ohne Rücksicht auf ihre Lehre, auf die Bedürfnisse ihrer Stellung im Volksleben, auf das, was die Verfolgung ihrer Ziele und die Aufrechterhaltung ihrer Würde erheischte, wollte er die Stellung und die Zusammensetzung der kirchlichen Organe ordnen. Das erforderte die Souveränität des weltlichen Staates, die durch jede Rücksichtnahme auf die Kirche vermindert worden wäre. Und siehe da! Alles hatte der Gesetzgeber vorausgesehen — nur eines nicht: das, was tatsächlich geschah! Diese Macht, die er nicht mehr anerkannte, war dadurch nicht aus der Welt geschafft. Sie war noch da! Und es genügte ein Wort von ihr, um seine Gesetze zu toten Buchstaben zu machen. Dieses rein passive Verhalten der Kirche, das kühle Ablehnen der vorgeschlagenen Kirchenverfassungen, selbst unter Verzicht auf das ganze Kirchenvermögen, genügte, um die größte Verwirrung — incohérence, sagte der Ministerpräsident selbst — in die staatliche Kirchenpolitik zu bringen.

Dazu kam, daß sich in der Majorität, auf die sich die Regierung stützte, und sogar in der Regierung selbst, zwei Strömungen bemerkbar machten

und sogar mehr wie einmal offen bekämpften, die eine, welche unbedingt auf eine Kirchenverfolgung hinarbeitete, die andere, welche gemäßigter war und der Kirche eine leidliche Existenz sichern wollte. Wenn das Trennungsgesetz in seinem Entwurf viel schärfer war, als es später aus den parlamentarischen Verhandlungen hervorgegangen ist, wenn es durch die Einführung einiger freiheitlicheren Bestimmungen wesentlich gemildert worden ist, so ist das nicht bloß das Verdienst der außerhalb der Blockparteien stehenden gemäßigten Republikaner, sondern auch einer Reihe von Mitgliedern der antiklerikalen Majorität. So wie das Gesetz in seiner endgültigen Form erscheint, ist es das Werk Ribots, der als Führer der Opposition auftrat, und des Radikalsozialisten Briand, der Berichterstatter bei den Kammerverhandlungen war und auch dem Gesetze — loi Briand — den Namen gegeben hat. Diese beiden hervorragenden Parlamentarier leiteten als Gegner den schweren Kampf, dessen Preis für den Sieger das Kultusministerium, für den Besiegten die Mitgliedschaft in der Académie Française wurde. Mehr als einmal hatte Briand seine eigenen Parteifreunde bekämpfen müssen, um seine freiheitlicheren Vorschläge zur Annahme zu bringen. In dieser Stellungnahme gegen eigene Parteigenossen, in der edleren Art der Bekämpfung seiner Gegner, in der konsequenten Durchführung seiner eigenen Gedanken zeigte er sich als wahrer Staatsmann, der sich seiner Verantwortung bewußt ist. Um ihn richtig zu würdigen, muß man sich an die vorausgehenden Jahre erinnern, an Waldeck-Rousseau, der zurücktrat, als die radikalsten Vertreter des Blocks ihn weiter zu drängen suchten, als er gehen wollte, oder gar an Combes, der sich diesem Drängen als willenloses Werkzeug fügte. Briand hat sich nicht bloß niemals selbst verleugnet, sondern er hat sich mit Erfolg mehr denn einmal den antiklerikalen Leidenschaften hemmend in den Weg gelegt. Als er am 9. und 13. November 1906 in der Kammer auf die Ablehnung des Trennungsgesetzes durch die Kirche antwortete, war sein Auftreten eine Leistung, welche die Bewunderung auch der Gegner seiner Politik hervorrief und wohl den besten aller Zeiten an die Seite gestellt werden darf.

Seine Stellung ist noch dazu um so schwerer, als der Ministerpräsident Clemenceau selbst die Mäßigung des Kultusministers nur ungern sieht. Er steht den extremen Parteien in seiner Gesinnung näher. Er sucht ihnen daher entgegen zu kommen und hat es verstanden, mehrere Maßregeln durchzusetzen, die gewalttätiger und gehässiger Art sind und nur als schwere politische Fehler auf seiten der kirchenfeindlichen Politiker bezeichnet werden können.

Mag auch formell die Einziehung des Kirchenvermögens eine Folge der Ablehnung der Kultusgenossenschaften sein, so erscheint sie doch als eine Beraubung der Kirche. Die Tausende von Prozessen, die daraus entstehen werden, daß diese zumeist geschenkten Güter ihrer Zweckbestimmung entzogen werden, werden im Volke das Gehässige der Maßregel nur noch fühlbarer hervortreten lassen. Staat und Gemeinden, denen diese Güter zufallen, werden ihres Besitzes kaum recht froh werden.

Als die Anzeige der gottesdienstlichen Versammlungen von der Kirche verweigert wurde, gewann zeitweise die schärfere Tonart Clemenceaus die Oberhand. Der Verwalter des Nunziaturgebäudes wurde ausgewiesen und das Archiv beschlagnahmt. In allen Kirchen wurden die Geistlichen wegen unbefugter Abhaltung von Versammlungen verfolgt. Ersteres war eine im höchsten Maße gehässige und für den päpstlichen Stuhl beleidigende Maßregel; die letztere fiel dazu noch der Lächerlichkeit anheim. Wie konnte man täglich über dreißigtausend Verfolgungen anordnen, um Geldstrafen von höchstens zwanzig Franken aussprechen zu lassen? Nach zwei Tagen schon gab die Regierung diese Idee auf. Endlich wurden Bischöfe und Seminaristen aus den bischöflichen Palästen und den Seminarien ausgewiesen. Auch dies waren Anordnungen, deren einziger Zweck boshafte Schädigung und Kränkung war, die in dieser Form nur zur Befriedigung antiklerikaler Leidenschaften dienen konnten. Um so mehr erregten sich daher auch die Gemüter der Anhänger der Kirche, welche allenthalben Demonstrationen zugunsten der vertriebenen Bischöfe veranstalteten.

Diese Umstände lassen erkennen, wie mächtig diejenigen Elemente sind, die ein schärferes Vorgehen gegen die Kirche verlangen. Es genügte, daß durch eine neue Ablehnung von seiten der Kirche die Stellung des gemäßigteren Briand etwas geschwächt war, um sofort Maßregeln hervorzurufen, die, durch kein besonderes Bedürfnis gerechtfertigt, nur den Zweck haben konnten, zu kränken und zu schädigen. Daneben fand auch die Kirchenpolitik vielfach von den lokalen Machthabern eine schroffe, ja direkt rohe Anwendung, die, an sich dem Charakter der französischen Verwaltung fremd, sich nur durch Haß und Verbitterung erklären läßt. Dieser tatsächlichen Machtstellung der im Hintertreffen drohenden gehässigeren Elemente, nicht bloß der äußerlich in Gesetzen und Verordnungen in die Erscheinung tretenden gemäßigten Ideen Briands muß man Rechnung tragen, will man die Stellungnahme der Kirche verstehen.

* * *

Das kirchliche Verbot der Gründung von Kultusgenossenschaften kam vielen unerwartet. Nicht bloß unter den Laien, sondern auch im Episkopat waren viele Personen für einen Versuch mit der im Trennungsgesetz vorgesehenen Organisation, die ja im Verlaufe der parlamentarischen Verhandlungen eine freiheitlichere Gestaltung erhalten hatte. Durfte man sich auf den Wortlaut des Gesetzes verlassen und eine tolerante Anwendung desselben erwarten? Oder mußte man in der Erinnerung an die wortbrüchige Art, wie Combes das Genossenschaftsgesetz durchgeführt hatte, den Elementen Rechnung tragen, die in letzter Linie einen Vernichtungskampf gegen die Kirche führen wollten und denen allzu leicht in der Majorität die leitende Stelle zufallen konnte? Rom hat gegen diese letzteren Garantien haben wollen und, da es solche im Gesetze nicht fand, die ganze Kultusorganisation, wie sie beabsichtigt war, unmöglich gemacht. Wie sehr auch diese Entscheidung überrascht hat, so läßt sich doch aus der Entwicklung bis heute noch nicht schließen, daß sie ein politischer Fehler gewesen ist. Sie hat, freilich unter den schwersten materiellen Opfern,

einen energischen Widerstand gegen die Kirchenverfolgung wachgerufen. Die Ablehnung des Gesetzes war endlich eine Tat, und einer solchen bedurfte es. Nachdem sie nach langem Zögern der Kirche vollführt war, wurde sie nicht bloß widerspruchslos, sondern begeistert aufgenommen. Gegenüber der jahrelangen Bekämpfung der Katholiken seit der Wende des Jahrhunderts erwarteten alle nicht kirchenfeindlich Gesinnten auf seiten der Kirche ein Handeln, eine Betätigung ihrer Lebenskraft und ihrer sozialen Macht, und in dem Augenblick, in welchem sich der Papst dazu entschloß, hörte jede Diskussion darüber auf, ob diese Aktion besser in dem einen Sinne oder in einem andern erfolgt wäre. So sehr war sie im gegebenen Momente eine historische Notwendigkeit. Wie in der Schlacht der Soldat ohne Murren dem Befehle gehorcht, über dessen Zweckmäßigkeit erst die Weltgeschichte das Urteil fällen wird, so unterwarfen sich sowohl die Katholiken wie auch alle andern nicht zu den Blockparteien gehörenden Franzosen dem Machtspruch des Papstes. Mag einst die Nachwelt die Entscheidung Roms billigen oder nicht, für die einmütige Haltung der Freunde der Kirche, für ihre Disziplin und ihr politisches Verständnis wird sie nur Lob und Bewunderung haben können.

Prüft man aber im einzelnen die Art und Weise, wie der Papst seine Politik durchgeführt hat, so läßt sich an mehr als einem Punkte ein Mangel an Geschicklichkeit feststellen, wie solcher zu Zeiten Leos XIII. der vatikanischen Politik nicht vorgeworfen werden konnte. Wenn die Regierung den Fehler beging, sich den Bedürfnissen der Kirche zu verschließen und es zu verschmähen, sich hierüber an zuständiger Stelle zu unterrichten, ehe sie ihre Kirchenpolitik in Angriff nahm, so läßt sich auch anderseits im Vatikan ein Mangel an Fühlung mit der öffentlichen Meinung Frankreichs, an Einsicht in die Besonderheiten des französischen Volkslebens und der Betätigung der staatlichen Organe nachweisen, über den man sich freilich nicht mehr wundern kann, seitdem durch die Montagninipapiere die Naivität der päpstlichen Diplomatie bekannt worden ist.

Von vornherein ist es bedauerlich, daß der Papst die französische Sprache nicht ausreichend beherrscht. Denn nur das Französische ist imstande, alle jene Schattierungen des Ausdrucks, alle jene feinen Nüancen im Handeln wiederzugeben und verständlich zu machen, die in Frankreich infolge der uralten Kultur, infolge des Nachwirkens der Jahrhunderte langen höfischen Monarchie, das ganze Volksleben beherrschen und verfeinern. Ist doch gerade deshalb die französische Sprache, die in der Literatur der griechischen, in der Gesetzgebung der lateinischen, in der Wissenschaft der deutschen gleichkommt, allen überlegen für die Bedürfnisse des gesellschaftlichen und des öffentlichen Lebens. Aus diesem Grunde und nicht etwa bloß deshalb, weil Richelieu einst an der Spitze Europas stand, ist sie die Sprache der Diplomatie geworden und wird es trotz Frankreichs Nebenbuhler bleiben.

Es ist nicht etwa bloß eine Vermutung, daß diese mangelhafte Kenntnis des Französischen dem Verständnis der allgemeinen Lage und der Stellungnahme gegenüber einzelnen Maßregeln hinderlich war, sondern es ist direkt

nachgewiesen und zugegeben, daß der Sinn verschiedener Dokumente durch die notwendig gewordene Übersetzung entstellt worden ist. Der offizielle französische Wortlaut der Encyklika ‚Gravissimo' vom 14. August 1906, also wohl der wichtigsten päpstlichen Urkunde in dem ganzen Kirchenstreit, enthält bezüglich der Stellungnahme des Episkopats zu dem Trennungsgesetz einen Übersetzungsfehler. Die in Rom abgefaßte Erklärung der Bischöfe bezüglich der Miete der Kirchen enthielt den Satz, daß dieselbe von der Geistlichkeit nur dann angenommen werden könnte, wenn die Gemeinden des ganzen Landes dieselbe ‚einmütig' bewilligen würden. Es mußte sofort eine offiziöse Erklärung abgegeben werden, daß unter dieser ‚Einmütigkeit' keine wirkliche, sondern nur eine ‚moralische' zu verstehen sei. Eine solche Unterscheidung ist keine ‚Nuance' im obigen Sinne, das ist eine Distinktion, für welche die Franzosen kein Verständnis haben, und welche die Schärfe des sonst kategorisch gehaltenen Schriftstückes unwillkürlich herabsetzte. Noch in wichtigeren Punkten lassen sich derartige Mißverständnisse feststellen. Der Kardinal Lecot hat in Bordeaux eine Diözesangenossenschaft gegründet, die in Rom nicht beanstandet worden ist. Da aber dieselbe den von Rom verurteilten Kultusgenossenschaften entspricht, muß entweder das Statut oder — das Trennungsgesetz mißverstanden worden sein. Endlich erscheint es fraglich, ob der Papst, als er in der Enzyklika ‚Gravissimo' ‚gesetzliche' Garantien für die Hierarchie verlangte, wirklich daran dachte, daß die ganze Gesetzgebungsmaschine wieder in Gang gebracht werden müßte.

Fast scheint es, als ob der Vatikan es ebenso verschmäht hätte, auf die Lage der französischen Katholiken Rücksicht zu nehmen, wie die französische Regierung sich geweigert hatte, in irgend einer Weise speziellen Bedürfnissen der Kirche Rechnung zu tragen. Es läßt sich kaum verkennen, daß er nichts getan hat, um die französischen Katholiken auf die Entscheidung vorzubereiten oder ihnen die Annahme derselben zu erleichtern. Schon von jeher hatte der Papst unterlassen, wie Leo XIII. es zu tun pflegte, den zahlreichen kirchlichen und mildtätigen Werken Frankreichs irgend ein Wort der Anerkennung zu spenden, so daß er in den Ruf kam, im Dienste der Feinde Frankreichs zu stehen. Auch als die Umstände zwangen, direkt in der französischen Kirchenpolitik Stellung zu nehmen, hatte der Kardinalstaatssekretär so wenig Fühlung mit dem Lande, daß er fast in jeder Frage den richtigen Zeitpunkt versäumte. Die Veröffentlichung des Weißbuches hatte nach Publikation des Trennungsgesetzes nur noch historische Bedeutung. Zur Zeit der parlamentarischen Verhandlungen dagegen hätte sie die Stellung der Opposition bedeutend stärken können. In der Enzyklika ‚Vehementer' vom 11. Februar 1906, die den erwarteten Protest gegen die Trennung enthielt, wurden praktische Anweisungen versprochen. Lange Monate mußte man aber auf diese warten. Würden sie die Gründung von Kultusgenossenschaften zulassen und Bestimmungen für die Statuten angeben, durch welche die Wahrung der Hierarchie garantiert werden könnte? Oder wollte Rom die ganze Organisation verwerfen? Von Dezember 1905 bis Mitte August 1906 blieb diese Frage offen. Nicht einmal

die damals stattfindenden Kammerwahlen, die doch unbedingt praktische Weisungen für die Kirchenpolitik erheischten, brachten Rom aus seinem Schweigen. Wie leicht hätte es doch in dieser Zeit der Ungewißheit mitten im heftigen Wahlkampfe zu Zwistigkeiten unter den Freunden der Kirche selbst kommen können! Die Gefahr lag mehr denn einmal nahe. Als eine Reihe hervorragender Katholiken in einem vertraulichen Brief an den Episkopat die Annahme des Gesetzes befürwortete, gelangte dieses Schreiben durch Indiskretion in die Presse und wurde von den extrem kirchlich gesinnten zerzaust und die Unterzeichner als ‚cardinaux verts' (eine ganze Reihe von ihnen gehörte der Akademie an, deren Uniform grün ist) verspottet. Es wurde weder der Presse bedeutet, weniger lebhaft gegen eigene Freunde vorzugehen, noch wurde, um die weitere Ausbreitung und Vertiefung des Zwiespaltes zu verhindern, die Entscheidung beschleunigt. Die ‚grünen Kardinäle' bewiesen, daß sie mehr Verständnis für die Bedürfnisse des Augenblicks hatten als ihre Gegner, und schwiegen trotz der heftigsten persönlichen Angriffe. Ja, Merry del Val ging soweit, eine Versammlung des Episkopats zu berufen, die über die ganze Frage beraten sollte, ohne in irgend einer Weise erkennen zu lassen, in welchem Sinne die Entscheidung in Rom erwartet wurde. So kam es, daß sich die Majorität der Versammlung für die Gründung von Kultusgenossenschaften aussprach und Rom sie darauf im Gegensatz hierzu untersagte. War es denn wirklich nicht möglich, die Entscheidung rascher zu bringen und dadurch jene ‚grünen Kardinäle', die optima fide, in diskreter Weise und unter Beobachtung der kirchlichen Hierarchie ihre Ansicht ausgesprochen hatten, vor den Angriffen allzu hitziger Freunde zu schützen? Ließ es sich wirklich nicht vermeiden, den Bischöfen, nachdem man sie um ihre Ansicht gefragt hatte, die schwere Pflicht aufzuerlegen, ihren eigenen Vorschlag aufzugeben? Ja, als sie später die Anmeldung der gottesdienstlichen Versammlungen bei der Polizei in ihren Diözesen angeordnet hatten, kam das Verbot von Rom so spät, daß sie ihre Verordnung zum Teil telegraphisch widerrufen mußten. Es waren starke Zumutungen, die hier Rom an die Disziplin, an die Selbstverleugnung, an die Einigkeit der französischen Katholiken stellte. Und als endlich die Entscheidung kam, enthielt sie nicht die in Aussicht gestellten ‚praktischen Anweisungen', sondern nur ein kategorisches Verbot. Über acht Monate war man in Ungewißheit geblieben, und als Rom sich ausgesprochen hatte, war man keinen Schritt weiter gekommen — und ist es auch bis heute nicht.

* * *

Roms Machtprobe ist gelungen. Wären seine Verbote von dem Willen aller kirchlich gesinnten Franzosen eingegeben worden, hätte niemals ein Zweifel an der einzuschlagenden Politik bestanden, seine Entscheidungen hätten nicht einmütiger aufgenommen und befolgt werden können. Keine verletzte Eitelkeit auf seiten der verschmähten ‚grünen Kardinäle', kein Verlangen nach Selbständigkeit der gallikanischen Kirche vermochten die Eintracht zu stören, nachdem die Entscheidung gefallen. So mächtig drängte sich das Bedürf-

nis nach einheitlichem Handeln auf, daß keine politische Ungeschicklichkeit schaden konnte. Niemals war auch nur einen Augenblick ein Schisma zu befürchten.

Betrachtet man das Verhalten der französischen Katholiken von diesem Gesichtspunkte aus, so muß man sie um so mehr bewundern, als sie ja einer einheitlichen politischen Organisation entbehren. Wenn jetzt die völlige Zerstörung der bisherigen Kirchenverfassung die Katholiken zu festerem Anschluß aneinander zwingt, wenn der entbrannte Kampf das ganze Volk zur Stellungnahme nötigt und ihm eine intensivere Beschäftigung mit religiösen Angelegenheiten auferlegt, dann wird sich auch die bisherige Errungenschaft, die Eintracht, nicht verlieren. Voll Hoffnung darf man daher in die Zukunft sehen. Die unbedingte Unterordnung unter Roms Spruch hat bewiesen, daß der französische Katholizismus eine neue Zeit anbrechen sieht, die ihn verjüngen und seiner neuerwachten Jugendkraft frische Betätigungsgebiete eröffnen wird.

Freilich wird er noch schwere Kämpfe zu überstehen haben, die unter Umständen ihm und Frankreich — nicht zu ihrem Vorteil — ein neues Aussehen geben könnten. Wo bleiben bei dieser bedingungslosen Unterordnung unter Rom auch in den kleinsten lokalen Angelegenheiten die alten Freiheiten der gallikanischen Kirche? Von den bisherigen Versammlungen des Episkopats hat die eine Beschlüsse gefaßt, die Rom verworfen hat, die andere hat ein Manifest erlassen, das in Rom redigiert wurde. Selbst die Formalität der polizeilichen Anmeldung der gottesdienstlichen Versammlungen, die die Bischöfe bereits verordnet hatten, mußten sie auf Roms Anordnung widerrufen. Sollte Rom darin beharren, jede Selbständigkeit des Episkopats zu unterbinden, so besteht große Gefahr, daß es dadurch die neu erwachende Initiative und Lebenskraft der französischen Kirche tötet. Dann aber könnte jene Disziplin, die im Augenblicke des Kampfes alle Bewunderung verdiente, für die weitere Entwicklung verhängnisvoll werden.

Anderseits hat der Kirchenstreit Erscheinungen gezeitigt, die das Bild des Landes selbst gestört haben. Das Bestreben der kirchenfeindlichen Parteien, alle Stellen im Staate ihren Parteifreunden zu sichern, hat dazu geführt, der Gesinnung eines jeden nachzuspüren, so daß die Freiheit der religiösen Betätigung bedeutend geschmälert ist. So ist jenes Angebertum entstanden, dessen unsauberes Gebahren den antiklerikalen Parteien, wenn auch nur vorübergehend, eine nicht bloß moralische Niederlage beibrachte. Abgesehen hiervon hat sich sogar im gesellschaftlichen Leben des Landes, das bisher ‚la douce France' genannt wurde, eine Scheidung der kirchlich Gesinnten von den Antiklerikalen gebildet und droht die Bevölkerung in zwei getrennte Lager einzuschließen. Wenn auch vielleicht dadurch, wie in dem konfessionell geteilten Deutschland, die politische Organisation erleichtert würde, so wäre doch eine derartige dauernde Spaltung der Nation aufs höchste zu bedauern. Denn ihre Folgen sind unberechenbar. Das mögen diejenigen erwägen, die den Kampf aufzwingen; das mögen auch später diejenigen bedenken, die einst als endgültige Sieger aus dem Streite hervorgehen werden.

Gedichte von Philipp Witkop.

Eros.

Wir sind daheim im mütterlichen Schoß
Der Ewigkeit, in einziger Vereinung.
Da kommt das Leben her und reißt uns los
Und stößt uns in den Kerker der Erscheinung.

Nun irren wir im dunklen Raum herum,
Den unermeß'nen Heimwehdrang im Innern,
Und allen Fragen bleibt das Leben stumm,
Und unser tiefstes Glück ist ein Erinnern.

Bis sich die Liebe naht: sie führt uns sacht
Aus allen Engen, allen Einsamkeiten,
Um uns zurück zum mütterlichen Grund,
Zum ewigen All und Ursprung heimzuleiten.

Erscheinung.

Die dunklen Berge beben, der Föhnsturm rollt,
Mit schweren Schollen keucht nun der Strom zu Tal. —
Über den Umkreis des Himmels wandelnd
Auf Morgenwolken erscheint die Liebe.

In Schuld und Zweifel irrte ich jahrelang,
In selbstentfremdeter, dunkler Gebundenheit,
Und in der Notwehr früher Entsagung
Wurde ich wortlos und schmerzlich einsam.

Nun salbt sie mir die Stirne und haucht mich an,
Und meine Augen heben sich hell und hoch,
Und Schuld und Zweifel stäubt von mir nieder
Wie dürre Blätter vom Frühlingsstrauche.

Der Liebende.

Aus zarten Blüten eilte mein Pfad empor,
Nun liegt das Tal in blauer Vergessenheit,
Und über weithinschauenden Gipfeln
Rauschen die ewigen, einsamen Wälder.

O Einsamkeit, du Mutter der Leidenden,
In deinen stillen Armen wuchs ich empor,
Du läutertest den frühen Zwiespalt,
Du wußtest Ruhe dem Ruhelosen.

Nun aber kehrt es müde wie nie dein Kind,
Dein liebſtes, das die Liebe gezeichnet hat,
Und greift nach deinen dunklen Gewanden
Und birgt die Stirne an deinem Herzen.

Was hältſt du heute, heute den Troſt zurück?
Zu deinen Füßen lieg ich, das Haupt gebeugt —
Du aber ſchweigſt, und auf mir fühl' ich
Dunkel und traurig den Blick der Mutter.

Warum?

Warum ich dich, geliebte Freundin, liebe,
Der ich ſo lang in müden Zweifeln ſtand?
Ich lieb nicht dich, Vergängliche, ich liebe
Die Gottheit, die ich in dir heimiſch fand.

Nein, ich lieb dich! Was ſoll mir die Verneinung!
Ich ſtand in Mißtrau'n, ſtand in dunkler Angſt,
Da haſt du mir den Glauben an das Leben,
Die große Zuverſicht zurückgegeben,
Weil du in unſre irdiſche Erſcheinung
So rein und groß die Gottheit niederzwangſt.

Sehnſucht.

Im Schnee-, im Mondlicht breitet ſich Feld an Feld.
Und alles ſchlummert, nur die Erinnerung nicht.
Über die eisverhangenen Gebirge
Geht ſie mit nackten, frierenden Füßen.

Geht ſie zu dir, die Sommererinnerung —
Der Mond war rot. Heut iſt er wie Silber bleich.
In kahlen, ſchneebekleideten Äſten
Flimmert's wie von zerſprungenen Sternen.

Zerſprung'ne Sterne — mein Herz iſt heimwehkrank,
O meine Freundin, wie bin ich krank nach dir!
Sieh, meine Stunden ſtehen wie Bettler
An allen Straßen und warten deiner.

Geburt.

In den erden-nied'ren Räumen
Schritteſt du, im engen Tag,
Als ich noch in ewigen Träumen,
Noch am Herzen Gottes lag.

Aber durch die Tiefen ahnte,
Spähte ich dein Daſein auf.
Durch das Lied der Sterne mahnte
Deine Melodie herauf.

Da verlor sich, da verblaßte,
Was mich wirkte, mich umspann,
Und am Herzen Gottes faßte
Mich die Qual der Sehnsucht an.

Riß das Band, das mich umschürzte?
Einsam war ich und entzweit,
Und aus ewigen Höhen stürzte
Ich ins Tal der Endlichkeit.

Frühling.

Über den Bergen atmen die Wälder auf,
Die Wolken ziehen wie Heere im Frühlingssturm,
Und von der Erde bis zum Monde
Flutet es von gelösten Wassern.

Ich höre die Störche rudern, den Kranich zieh'n,
Die Luft rauscht auf in endlosem Flügelschlag;
Über die zitternden Kreaturen
Bricht das unendliche Heimweh nieder.

Und meine Seele breitet die Flügel aus
Und schwebt und schwindet — findet — und läßt dich nicht,
Und wie der Adler in Sonnenwellen
Atmet und kreist sie in deinem Lichte!

Auferstehung.

Die Berge schauern. Das Dunkel fällt.
Im heiligen Schweigen der Dämmerwelt
Versinken Tag und Getriebe:
Das ist die Stunde der Liebe.

Sie tritt aus dem schwindenden Abendbrand,
Sie schreitet von Wolken- zu Wolkenwand,
Ihr Blick ist Traum und Ferne,
Ihr Haar durchrieseln die Sterne.

Und über den Enden des Weltenbaus
Da schüttet sie ihre Ströme aus,
Und ihre Stimme ist stark und weit:
‚Kommt her zu mir, die ihr durstig seid!'

Und drunten werden die Gassen rot,
Es wirbelt und wirrt in den Tälern der Not,
Und Schatten flehen und winken
Und zittern und nahen, zu trinken.

Ihr Blut ist tot, und ihr Auge dorrt,
Und sie vergaßen das Lebenswort.
Nun knien sie zu den Bächen
Und trinken und pulsen und sprechen.

Gedanken über Technik, Kultur und Kunst.

Von

Friedrich Dessauer.

(Schluß.)

IV.

Zur Psychologie der technischen Arbeit.

Das ist ja gerade, was dem vielgestaltigen Arbeiten des Menschen in jeder Zeit und auch in unserer Zeit den Charakter des Unruhigen, Schwankenden, Unzuverlässigen gibt, daß die Arbeitenden nicht nur ihre Arbeit suchen, sondern auch sich selbst.

Ein Maler malt ein Bild. Der Gehalt seines Bildes muß nach dem Schönen streben. Ein reiner, großer Mensch als Künstler müßte so malen, wie in seiner Seele die Schönheit sich bildet. Aus dieser Kombination zweier Faktoren, dem subjektiven Ideal und dem Ich, müßte das Produkt, das Kunstwerk, zustande kommen. Jeder Künstler — sei er nun Dichter, Musiker, Maler oder was sonst — wird, wenn er beim Schaffen in sich schaut, diese beiden Faktoren bemerken. Die Vorstellung des Schönen in ihm, nach der er strebt; mehr oder minder trägt sein Werk immer den Stempel dieser Zielstrebigkeit, wenn anders es ein Kunstwerk ist.

Aber es sind nicht diese beiden Faktoren allein, durch die sein Werk wird. Es gibt noch eine Reihe anderer, die oft überwiegen. So der Geschmack seiner Zeit, die Mode. In ihren Dienst muß er sich stellen, selbst gegen sich selbst. Dann wird sein Werk unwahr. Ohne Verschulden meist, aber dennoch unwahr. Er malt, musiziert, dichtet nicht, was dem Abbilde des Schönen in seiner Individualität entspricht, sondern, was gefällt.

Es strömen von allen Seiten Anregungen zu ihm hin, die ihn vom geraden Weg abdrängen, wie der Fluß abgedrängt wird von dem kurzen Weg vom Berg ins Meer. Es ergießt sich seine Arbeit wohl nach dorthin, wohin sie soll, aber in vielen Krümmungen und Windungen, so daß zeitweise wohl gar die Richtung nicht erkennbar ist.

Es gibt nur wenige Künstler, die sagen können: ‚Die Kunst und ich.‘ Mehr die Besonderen, seltener die Absonderlichen. Das müssen ganz große

Menſchen ſein. Bei den anderen befinden ſich noch viele andere Dinge im fertigen Werk. Vor allem ihre Zeit und deren Unkultur. Und darum ſind ſolche Werke nicht *ganz wahr*.

Was wir hier von dem Kunſtwerk ſagen, gilt von der Arbeit der Menſchen überhaupt. Sie iſt — und ganz beſonders gilt das von den Geiſteswiſſenſchaften, gilt von der Jurisprudenz, der Theologie, der Philoſophie — nicht *reine* Äußerung des Suchens zum Abſoluten, ſondern getrübte, es ſind Zickzackpfade und es iſt viel ‚Konzeſſion‘ in ihnen: Unwahrheit.

Ein Blick in die Geiſteskämpfe der Vergangenheit und Gegenwart zeigt es uns tauſendmal. Lehrt jener nicht mehr, was gefällt, als was richtig iſt und was er erkennen mußte? Und verteidigt dieſer nicht mehr ſeinen Profeſſorenkatheder als ſeine Wiſſenſchaft?

Das iſt eine Konſtatierung, kein Vorwurf. Aber es iſt ſo.

In der Naturwiſſenſchaft und Technik iſt es anders. Der Naturforſcher und der Ingenieur können in ihrem Werk ſich *nicht* ſuchen und können ihrer Zeit *keine* Konzeſſionen machen. Es kann *keine* Unwahrheit in ihr Werk hinein. Der Naturforſcher denkt den Weltgedanken nach. Der Techniker wendet Erkenntniſſe an.

Gewiß, es gibt ſchlechte Produkte der Technik, gewiß minderwertige Fabrikate. Aber ſie ſind Erzeugniſſe mangelnden Könnens, der Unfähigkeit, während in den anderen Gebieten menſchlicher Arbeit oft gerade die *Fähigſten* am weiteſten abirren: dann nämlich, wenn Unwahrheit in ihrer Arbeit iſt. In des Technikers Arbeit kann Ungeſchick ſein, Unvermögen, aber keine Unwahrheit. Ein Kunſtwerk, das keines iſt, weil es nicht *wahr* iſt, wird von vielen vielleicht dennoch dafür gehalten. Eine Maſchine, die unwahr wäre, kann kein Menſch für eine Maſchine halten. Sie geht eben nicht.

Der Techniker hat bei ſeiner Arbeit Schritt für Schritt die Kontrolle der Natur. Möchte er tauſend Konzeſſionen machen, er kann es nicht. Seine Arbeit iſt nur Arbeit, wenn ſie wahr iſt. Er kann in weſentlichen Dingen nicht von der Mode, nicht vom Ehrgeiz zu Ungunſten ſeines Werkes beeinflußt werden. Er kann *nie ſich ſelbſt* in ſeinem Werke ſuchen, denn dann iſt es *kein* Werk. Und ſei er der charakterſchwächſte, der heuchleriſchſte Menſch der Welt, ſein Werk bleibt wahr. Denn unermeſſen hehr und unabänderlich wacht an ſeinem Konſtruktionstiſch der Genius der Natur, in deſſen Bann er iſt, ſolange er arbeitet. Dies übt eine große erzieheriſche Wirkung auf ihn aus.

Das Beugen und Biegen des Arbeitsſtoffes nach Luſt und Gefallen, wie wir es ſonſt allenthalben ſehen, verſteht er nicht. Fremd ſind ihm *tauſend Möglichkeiten*. Er kennt Aufgaben als Ziele und für jede *die* Löſung. Er verſteht nicht das unendliche Durcheinanderfluten ohne klaren Zweck, dieſes Hin- und Wiederſtrömen ohne ſichtbares — häufig auch ohne wirkliches — Reſultat. Sein Reſultat iſt ein Beſitz, der anderen Reſultat eine Meinung von heute, die möglicherweiſe noch ſchlechter iſt als die Anſicht von geſtern. Er verſteht nicht, daß man ſich um Meinungen überhaupt ſtreitet.

Meinungen ſind nichts für ihn, oder doch nicht viel. Der Naturforſcher hat Erkenntniſſe, der Techniker Reſultate. Was er nicht beſitzt, ſucht er zu erringen; was er nicht erringen kann — wie ſollte er ſich darüber mit ſolchen ſtreiten, die es auch nicht können.

Er vermag auch die Art der Geiſteskämpfe nicht zu faſſen, wie wir ſie täglich in unſerer Mitte ſehen, wie ſie die Jahrhunderte pflegten und kultivierten: Jeder hat dabei eine Anſicht, die er für die richtige hält und ausgibt. Jeder ſucht dem andern die Irrigkeit ſeines Standpunktes wie die Richtigkeit des eigenen zu erweiſen, ihn zu ſich herüber zu ziehen. Er tut das mit allen Mitteln, häufig mit ſolchen, die nicht mehr ganz in der Sache ſelbſt liegen, nicht mehr ganz objektiv ſind. Darum iſt die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit, daß der tüchtigere Dialektiker ſiegt, daß der feinere Kopf, der Zähere, Ausdauerndere, der von der Mehrheit der Zuhörer getragene, die Überhand gewinnt. Liegt doch in den Syſtemen und Vorſchriften der Disputationskunſt eigentlich eine große Lüge.

Das alles erſcheint dem Naturforſcher als müßige Tändelei. Er fragt ganz einfach wunſchlos die Natur. Oder, wenn er wünſcht, ſo iſt er doch bereit, ſich ſofort ihr zu beugen. Arbeitet er mit einem anderen oder vielen anderen, dann iſt es nicht, wie wir es oben beſchrieben. Alle gehen vielmehr einfach aus, die Wahrheit zu ſuchen; miteinander und vorurteilslos. In der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſein ſoll, in der ſtrengen Technik gibt es keine Bekehrung, kein Herüberziehen, weil es keine Vorurteile gibt. Hier kommt zuerſt die Probe, dann das Urteil. Die Natur ſelbſt erzieht und zwingt dazu. Darum iſt der Techniker von Natur aus Feind der Scholaſtik.

So verſchieden ſind die Anſchauungskreiſe, daß der Naturforſcher vieles von den Vorgängen in unſeren Geiſteswiſſenſchaften nicht mehr verſteht, einfach nicht zu faſſen vermag. — Man wirft den Exakten deshalb — mit Unrecht — oft mangelnde Tiefe vor. Der Naturforſcher in Saitſchicks Dialog iſt nicht tief, iſt ein ganz braver Cauſeur, aber nichts weniger als ein Naturforſchertyp. (Hochland IV, Heft 2 und 3.) — Es erſcheint ihm manches wie kindiſche Spielerei. ‚Warum, fragt er ſich, ſtreiten ſich zwei gute Menſchen mit Zähigkeit und Ingrimm, ja unter perſönlicher Verunglimpfung um Dinge, die keiner von ihnen ſicher weiß, beſitzt, die vielleicht anders ſind, als beide meinen?‘

Warum tun ſie das, anſtatt zu gemeinſamem Suchen miteinander auszuziehen? Warum erregen ſie ſich über Dinge, die ſie nicht beſitzen, die ſie nicht erkannt haben, ſich nicht zu eigen gemacht haben, an Stelle ruhig darnach zu ſtreben. Warum ruft jeder: Ich habe recht, wenn er doch weiß, daß er es eigentlich nur wünſcht? Was wir erkennen, ſagt der Naturforſcher, beſitzen wir alle gleichmäßig und gleichzeitig. Und das erfüllt uns mit Freude. Was wir noch nicht beſitzen, erfüllt uns mit Sehnſucht, nimmer indeſſen mit Streit. Wir ſuchen es eben zu gewinnen. Unſere Wege gehen alle parallel, überkreuzen ſich nicht, ſind ohne Willkür, ſind voll Wahrheit. Wer bei uns, unbewußt oder bewußt, ſich ſelbſt ſucht in der Arbeit außer der Natur, die er allein zu ſuchen hat, der ſtolpert über ſich ſelbſt.

Man muß sich diese Unterschiede der Ideenreiche klar machen, sich in ihre Konsequenzen, in die Psyche der Vertreter beider Gruppen hineinleben, um zu begreifen, warum sie einander nicht verstehen, und, leider muß es gesagt sein, warum sie einander oft verachten. Dann kann man weiter gehen und jenen Schritt tun, den diese Arbeit zum Gegenstande hat: den Schritt zur Psychologie der Technik.

Es ist unausbleiblich, daß die strenge, vom Ich freie Arbeit, in den Geist und die Seele des Naturforschers sich einprägt, nachhaltigen Einfluß auf sie ausübt. Sein Verhältnis zu seinem Werk erzieht ihn ganz anders, als vielleicht des Künstlers Verhältnis zu seinem.

Der Maler malt. Es ist etwas Wahres im Bilde; der Ausdruck der Schönheitsvorstellung des Künstlers.

Der Naturforscher erkennt, der Techniker konstruiert. Und ihre Werke sind gänzlich objektiv. Das Kunstwerk besteht nur durch den Maler, ist nur aus ihm, nur im Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit zu fassen. Auch das vollendete Bild ist ein Stück seines Ich.

Der Techniker konstruiert; aber nur während er arbeitet, ist ein Stück von ihm dabei; nur solange er unterwegs zum Richtigen ist, nur solange er noch irrt. Nachher ist das Werk selbständig, und zwar völlig. Es ist objektiv, ohne jede subjektive Beimischung, wenn es ganz richtig ist. Es existiert unabhängig von seinem Schöpfer, kann ohne ihn immer und allzeit verstanden werden. Es sind zwei unabhängige Einheiten — der naturforschende Mensch die eine, die andere, außer ihm existierende, ein Stück Wahrheit, ein Stück Natur — nicht etwa bloß ein Spiegelbild.

Der Künstler schafft, und was er schafft, zu dem sagt er: ex me. Der Techniker schafft und spricht zu seinem fertigen Werke: iuxta me, oder besser: supra me. Dann resigniert er für sich selbst. Und daraus resultiert das Unpersönliche in der Technik zumeist, das wir im vorausgegangenen Essay erstaunt wahrgenommen, vielleicht ein wenig beklagt, jedenfalls aber bewundert haben. Denn es ist ein herrlicher Zug darin.

Das Unpersönliche in der Technik geht so weit, daß die Fachleute ihre großen Mitarbeiter selbst nicht kennen. Wenigstens häufig nicht, zumeist nicht. Wohl erinnere ich mich, mit Ingenieuren gesprochen zu haben, die im Laufe des Gespräches erwähnten: Dies oder jenes habe ich vor einer Anzahl Jahre zuerst gemacht. Es war so. Aber wie oft hatte ich von jener Erkenntnis oder jener Erfindung Gebrauch gemacht, Nutzen gezogen, ohne eine Ahnung vom Autor zu haben. Ja der Gedanke, nach dem ersten Erfinder zu fragen, kommt dem Techniker nur sehr selten. Von tausenden und abertausenden Erfindungen weiß niemand den Menschen. Sie tauchten auf, dort oder da, gingen in die Allgemeinheit über. Der Name wurde nie genannt oder verschwand alsbald. Nur selten, und dann oft falsch, vererbt sich der Name mit dem Werk. Noch mehr gilt dies von der Tätigkeit der Konstrukteure, der Maschinenbauer und jener großen Organisatoren der technischen Arbeit, die den

Betrieben vorstehen. Sie sind große Arbeiter, groß im Erkennen und Vollführen. Ihre Werke bleiben, werden Gemeingut der Menschheit, alle nützen sie, bauen darauf auf; sie aber tauchen unter und verschwinden für ewig.

Ihre Errungenschaften sind ein Besitz für alle; ein Besitz, wie ein Land, wie ein Wald. Ganz unpersönlich. Ein Stück Natur.

Und trotzdem ist ein Meer von Arbeit durch ihr Leben gerauscht. Die Selbstbezwingung und das Entsagen haben darin geweht und das Verzichten auf das eigene Ich. Das Hingeben des dem eigenen Geiste Abgerungenen ist ihnen tägliches Brot geworden, und Hammerdröhnen und Zischen des Feuers klang: ihr Lebenslied, ihr Grabgesang: *Um die Natur den Menschen zu geben.* Von ihnen übernehmen wir unendlichen Besitz, die Grundlage der Kultur, und sie sind verschollen und täglich gehen neue unter.

Darin liegt eine große Kraft. Dieses fortwährende Sichenteignen ist eine wunderbare Erziehungsschule, die vielen gut tun würde. Darum ist dies Völklein so wundersam bescheiden. Freilich, einen großen, freudigen Werkstolz besitzen sie, aber ihr Selbst geben sie hin. Oder hätte man je gehört, daß der Ingenieur sich vordrängt, daß er um Anerkennung, um Orden und Ehrenstellen geizt; daß er sich breit macht und im öffentlichen Leben sich Geltung zu verschaffen sucht? Das Gegenteil ist der Fall. Er, der den nachhaltigsten, den sichersten und über die Schwankungen der Zeit erhabensten Einfluß auf den Grad der Kultur ausübt, schweigt und schafft und verschwindet hinter seinem Werk.

Würde man von diesem Geiste einen Teil nehmen können und damit das gesamte Geistesleben unserer Zeit wie mit einem Sauerteige durchdringen können, was des Guten würde geschafft! Arbeit um der Arbeit willen! Arbeit nur für die Wahrheit. Arbeit ohne Versuchung und Lockung, Arbeit ohne Lüge. *Werke ohne Lüge.* Wenn die Systematik der Ingenieurarbeit mit ihrer Entäußerung von Selbstsucht in unsere Politik, in unsere Gelehrtheit, in unsere Kunst übergehen könnte, welcher Wahrheitsgehalt würde gewonnen, wieviel edler und reiner würden unsere Werke sein.

Ansätze dazu sind vorhanden. Die Natur selbst ist es ja, die den Naturforscher, den Ingenieur erzieht. Auch in der Kunst hat man sich der Natur mehr zugewandt, und dadurch an Wahrheit der Werke gewonnen. Aber es gilt die Menschen zu bilden, damit sie wahre Werte schaffen. Und so wäre es gut, dächten wir, wenn statt mancher grammatikalischen Stunde der künftige Philosoph gerade, der künftige Künstler, der künftige Ästhete, aber auch der Mann des öffentlichen Lebens ein wenig die Natur belauschen lernte und in die Methodik jener Aufgaben eingeführt würde, welche die Natur selbst und die Technik löst. Dort könnte er an der strengen Meisterin Natur lernen, in seiner künftigen Arbeit sich seiner selbst zu entäußern, in seiner Arbeit nicht sich selbst, sondern die Wahrheit und *nur* die Wahrheit zu suchen!

V.

Vom Wahren und Richtigen und vom erzieherischen Einfluß der Technik.

Zwei Gedankengänge haben uns beschäftigt: der Einfluß der Technik auf die Kultur der Menschheit, deren Grundlage sie bildet, und der erzieherische Einfluß der Technik und Naturwissenschaft auf die Menschen.

Von letzterem noch einige Worte: Das erzieherische Moment des naturwissenschaftlichen Studiums und der Technik liegt in der Unfreiheit des Resultats der Arbeit.

In der Philosophie, in der Ästhetik, in der Rechtsgelehrsamkeit legt sich der Autor häufig, wenn auch durch Erfahrung und ernstes Denken veranlaßt, auf einen Standpunkt, ein System fest. Nachdem er dazu Ja gesagt hat, ordnet er ihm die Einzelfälle unter. Und so kommt es, daß im Einzelfall er nicht nur herausbringt, was er muß, sondern ein wenig — oder sogar sehr, — was er will.

Der Künstler gar besitzt praktisch die Freiheit des Resultates am meisten, jene verhängnisvollste aller Freiheiten. Er kann eine Aufgabe so und anders lösen, ohne daß ihm der Vorwurf des Falschen notwendig gemacht werden müßte. Diese Freiheit des Resultates führt oft zur Willkür, und wir sagten es in der vierten von diesen kleinen Gedankenfolgen, daß durch diese Vieldeutigkeit der Arbeit, durch diese Möglichkeit, verschieden vorzugehen, die Arbeit selbst oft schwankend, unscharf, gekrümmt und verbogen erscheine, unzuverlässig werde. Ja, sie wird beeinflußt durch fremde Momente; der Arbeitende sucht nicht mehr nur sein Werk, sondern auch sich selbst. Das Werk wird unwahr. Das ist der größere Teil der Freiheit des Resultates.

Der Naturforscher, der Ingenieur hat keine Freiheit des Resultates. In Wirklichkeit nicht. Sein Resultat ist unabhängig von seinen Wünschen. Es besteht vor ihm und nach ihm. Seine Tätigkeit zwingt ihn, in der Arbeit von sich selbst zu abstrahieren, wunschlos zu sein und nur dem Werk zu leben. Trägt er dennoch sich selbst in die Arbeit und damit die Unwahrheit in sie hinein, so mag sein Tun subjektiv eine Mühe gewesen sein, objektiv ist es keine Arbeit, kein Werk.

In tausenden von Fällen des Tages können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß der Autor — und nicht nur im Parteigezänk der Presse und Politik, sondern auf allen möglichen Gebieten der Gelehrtheit und der Kunst — offenbar meist ohne Absicht, ja ohne Bewußtsein beweist, was er wahr zu haben wünscht. Das liegt zum großen Teil in der Geistesschulung, die oft auf das Formale mehr Gewicht legt als auf das Wesentliche, die uns nicht zu einfachen und gerade fortstrebenden Menschen macht, sondern zu geschickten, versierten, gewandten Menschen. Beim Studium der Grammatiken, beim Studium der Sprachen beugt sich der Geist ständig unter etwas Gesetzmäßigem, etwas Richtigem, dessen Notwendigkeit ihm dabei durchaus nicht

evident erscheint. Denn zwischen ‚Richtig' und ‚Wahr' ist ein enormer Unterschied. Wahr ist, was ohne unser Zutun, unabänderlich, besteht. Richtig in unserem Sinne ist, was kontingent und relativ mit anderen gegebenen Dingen in gesetzmäßigem Zusammenhang steht. Wahrheit ist absolut, etwas immer Ruhendes, dem wir uns langsam, sehnsüchtig nähern. Richtigkeit ist ein Wert von heute, der morgen zerfällt, ein Wert von hier, der anderswo nicht gilt.

Nach Wahrheit strebt mit unendlicher Sehnsucht und unabänderlich die menschliche Vernunft. Das Richtige bedrängt uns, engt uns ein ebenso oft, wie es uns eine Zwischenstufe zur Wahrheit sein kann. Darüber hinwegzuschreiten tut not.

Die Schule hat aber im Mittelalter und auch in der Neuzeit auf das ‚Richtige' allzuviel Wert gelegt. ‚Richtig' im Schulsinne sind tausend Aufsätze geschrieben worden, deren innere Unwahrheit manch' Studentlein dabei quälte. Es ist ein großes stetiges Unrecht darin, daß die Schule so den großen Trieb zur Wahrheit, der in uns allen schlummert, abdrängt, in den Seitenkanal des ‚Richtigen' leitet. Da hilft wohl ein wenig mehr Naturwissenschaft und ihre Anwendung in der Schule. Freilich keine solche, die steif und seelenlos in Büchern steht und Herz und Gemüt kalt läßt. Keine rein mathematische Behandlung der Fragen. Sondern eine, die *in* die Natur hineinführt, die Natur *fragen* lehrt und dazu *anregt*, selbst die Natur zu fragen. Eine, die aufbauen lehrt und kombinieren lehrt auf Grund der gemachten Erfahrung. Keine, die wie tote Grammatik lehrt: ‚So ist es.' Sondern also muß die Naturwissenschaft, müssen die technischen Probleme dargestellt werden, daß die Fragen, die die Menschheit an die Natur stellte, neu gestellt werden in den jugendlichen Geistern, daß sie in ihnen neu der Lösung entgegen reifen und das Näherkommen zur Wahrheit in ihnen lebendig wird. Das erzieht zu einfachen Menschen, denen Wahrheit vor allem steht, die fähig werden, sich selbst und ihre der Wahrheit entgegen stehenden Interessen im Leben einmal unterzuordnen.

Aber es müßte auch eine Naturwissenschaft sein, die in die Tiefen führt und zeigt, wo die Grenzen menschlicher Wissensfähigkeit liegen; eine, die dartut, was die Natur uns über die Grundfragen des Seins, des Werdens und Vergehens sagt, und was sie darüber ewig verschweigt. Sie müßte die Entwicklung zeigen, die wir vom Weltall und seinem Gang, der Erde und ihrem Altern kennen. Sie müßte lehren, wie sich auf ihr unter den gewaltigen, Jahrmillionen währenden Entwicklungsverläufen das Leben aufbaute, wie es jetzt ist, müßte die Entwicklung von anorganischer und organischer Welt, von Pflanzen und Tieren zeigen, und die Perspektiven für die Weiterentwickelung der Erde eröffnen, damit der junge Menschengeist zu ahnen beginnt, welchen Platz unsere kleine Erde hat und er auf ihr, und dann durchglüht ist von dem Bewußtsein, das nur in Annäherung an die Größe dieser Dinge, das nur in der Wahrheit seine Stärke und die Bejahung seines Lebens ist. Das wird ihm dann wichtiger erscheinen als die Rechtschreibung eines französischen Wortes und ein Bindewörtlein im Homer, und es wird seinem Innern, seiner Kultur unendlich viel mehr geben als die leere Willkür des ‚Richtigen'.

Dann wird ihm, dem im techniſchen Geiſte ein wenig geſchulten, im Leben das Bewußtſein kommen, daß eigentlich auch in allen anderen Gebieten menſchlicher Kulturarbeit das, was wir äußerlich täglich konſtatieren, innerlich ſelten exiſtiert: die Freiheit des Reſultates. Es gibt eigentlich keine Freiheit des Reſultates in den meiſten Dingen, weil es nur eine Wahrheit gibt, und nur je ein Spiegelbild für jede Frage in unſerem Innern. Ein Künſtler — um ein Beiſpiel herauszugreifen — ſieht, wenn er ganz ehrlich iſt und ſich von untergeordneten Einflüſſen ganz frei zu machen ſucht, nur eine Löſung für ſeine Aufgabe. Er muß, wenn er ſich treu bleiben will, ſo und nicht anders malen; er fühlt ſich gebunden. Denn, wie wir eingangs des vierten Eſſays geſehen, ſind es zwei Komponenten, aus denen ſich das Werk zuſammenſetzt: das Bild von Wahrheit und Schönheit, das gemäß ſeiner Individualität ſich in der Seele des Künſtlers ſpiegelt und auf das er hinſtrebt. Nun trägt er aber ſeiner Zeit und ihrem Geſchmack Rechnung, malt anders als er eigentlich wollte. Er tut es vielleicht unbewußt, aber er wird eben zur Seite gedrängt. Das iſt nicht an ſich ſchlimm, es iſt ſogar unvermeidlich, denn wir ſind nicht nur wir ſelbſt, ſondern auch Kinder unſerer Zeit. Aber genau genommen exiſtiert auch hier keine Freiheit des Reſultates.

Und ſo auf anderen Gebieten in tauſend Dingen. Wir haben ſo vielfach den Wahrheitsſinn, dieſe tiefe Seelenkraft verloren, und daher das tauſendfältige trübe, weſenloſe Hin- und Herfluten, das gärende Auf- und Abſtrömen in unſerer Geiſteswelt. Leſen wir zwei Stunden in einem franzöſiſchen Eſſay, tauſend Geiſtesblitze, hundert ‚richtige‘ Bemerkungen und kein Gramm Wahrheit, keine Annäherung dazu.

Laſſen wir dieſe edelſte Fähigkeit des Menſchen nicht verkümmern. Wie innig und tief iſt in der jungen Seele der Trieb zur Wahrheit, wie lechzt ſie darnach. Halten wir ihn wach dieſen Trieb, ernähren wir ihn mit lauterer, reiner Speiſe der Natur, mehr als mit dem Kochwerk des Richtigen. Denn der Geiſt baut ſich den Willen, der geläuterte, dem die Wahrheit über allem ſteht, baut ſich den ſtarken Willen zum Guten. Wahrheit über alles, ja über uns ſelbſt mit unſerer Trägheit und Liebe zum Genuß! Gebt der Jugend die Liebe zur Wahrheit und es wird ein kräftiges Geſchlecht erſtehen.

Noch etwas ganz beſonderes bringt der Geiſt der Technik der Kunſt. Schon hat er begonnen, mächtig auf ſie einzuwirken. Schon iſt unſere Zeit im Banne dieſes Einfluſſes. Schon äußert er ſich überall, obwohl er ſelten zum Bewußtſein kommt. In der Architektur erzieht er, in dem äußeren Bau wie in der Innenarchitektur. Immer mehr erzieht er den Künſtler und wird ihm noch manchen Zuſammenhang eröffnen. Wir wiſſen längſt von der Schönheit des Symmetriſchen, des künſtleriſch Gleichgewichtigen. Aber das iſt nur eines der Berührungsgebiete, die zwiſchen Schönheit und Wahrheit beſtehen. Ein Teil der Erkenntnis von der Schönheit des Zweckmäßigen. —

So ruft die fortſchreitende reine und angewandte Naturforſchung, die Grundlegerin unſerer Kultur, die Menſchen mit mancher Stimme zur Ein-

fachheit zurück. Wohl hat Rousseau diesen Ruf erklingen lassen, ohne den Weg zu kennen, der gangbar ist. Die Technik bringt dem Menschen die Natur zu, indem sie ihn darüber herrschen läßt, sie befreit seinen Geist zur Geisteskultur, und sie erzieht ihn zur Einfachheit und Wahrheit. Das trägt sie in sich und überwindet in ihrer Offenbarung alle Hindernisse. Denn lauter, wahr und sieghaft ist der Geist der Technik. —

VI.

Technik, Kultur und Christus.

Wie verhält sich zu dem hier dargestellten mechanischen Entwicklungsgesetz Christus und seine Lehre? Welche Rolle bleibt ihm übrig? Wie beeinflußt er — besteht das Gesetz zu Recht — dennoch die Menschheit?

Für den Techniker — oder sagen wir einmal für den in diesem Sinne modernen Menschen — ist die Naturerkenntnis und ihre Verwertung, die Technik grundlegender und veränderlicher Faktor der Kultur.

Nach Maßgabe des technischen Vermögens eines Volkes sind in ihm die Geister frei. Nach Maßgabe der Geistesfreiheit gewinnen sie in addierender Arbeit neue Werte der Geisteskultur.

Für ihn schwindet die Bedeutung einer Persönlichkeit. Jedes Volk — oder die Menschheit in jeder Epoche — besitzt Fähigkeiten zur Gewinnung kultureller Ideen. Einerlei ob der Träger einer solchen Idee Goethe heißt oder Homer. Hauptsache ist die Freiheit des Geistes, die nur die Technik gewährt. Ist sie gegeben, so *wird* das Volk die Kulturwerte schaffen, weil die Talente immer vorhanden sind.

So entschwindet dem Techniker, überhaupt dem allgemein Betrachtenden, der Wert der Persönlichkeit. Er nähert sich der Statistik. Für ihn ist ein großer Geistesmann nicht eine schöpferische, wirkende Individualität, sondern ein *Produkt*, erzeugt aus der freien Geisteskraft eines Volkes. Für ihn entsteht ein solcher Mann nicht aus dem Ungefähr, leuchtend, führend, die Fackel vorantragend, in ein Reich der Nacht Licht tragend, sondern als *Produkt* seiner Zeit, als Erzeugter der geistigen Kräfte seiner Epoche; *notgedrungen* entsteht er, muß kommen — in letzter Linie hervorgehend aus der gewonnenen Geistesfreiheit, ein Gewinn aus der Technik seiner Zeit.

Was bringt ein solcher Mann? Er bringt neue Kulturgrößen und Werte. Aber Werte, die, obgleich neu, von gleicher Größenordnung sind wie die, welche vor ihm schon vorhanden waren. Werte, die der Fähigkeit des Menschengeistes entsprechen.

Mit dieser Auffassung wird er allen gerecht. Er kann damit Homer deuten und Aristoteles, Plato und die Stoa. Thomas von Aquin — ein Produkt der für ihre Zeit glänzenden Lebenstechnik der Orden — und Kopernikus. Christoph Columbus und Walter von der Vogelweide. Shakespeare und Kant. Goethe und Lister. Alle, alle.

Nur einen nicht. Wie stellt sich der Naturforscher zu Christus?

Alle die Werte, die von den Vielgenannten gewonnen wurden, sind groß, aber unter sich von einer Größenordnung. Was Christus den Menschen gab, ist etwas anderes, ganz Eigenartiges.

Christus hat in einer Zeit der Übergärung, die aus sich nicht mehr weiter kam, ein Lebensideal geschaffen, dessen Größe alle Zeiten überragt. Niemand kann ihn in irgend einer Beziehung annähern, geschweige erreichen. Lebt sich der höchste Menschengeist aus, dann vermag er — vielleicht — einen oder den anderen Gedanken Christi seiner Zeit näher zu bringen. Erfüllen kann er ihn nicht.

Und dabei enthält Christus alles. Äußerste Lebensbejahung, tiefste Entsagung. Das hehrste Ideal und die tiefste Not. Er nimmt vorweg, was selbst vieltausendjährige normale Entwicklung der Menschheit nicht bringen konnte. Und noch Jahrtausende müßten vergehen, ehe wir in normaler Entwicklung die Grenzen seines Reiches erreichen, das er durchmißt.

Christus scheidet aus, scheidet von jeder Entwicklungstheorie aus. Addieren wir alle Werke, die alle großen Geisteshelden in ihrer Zeit und für künftige Zeit schufen, alle, die noch geschaffen werden können, alle Dichter und Denker — es wird nimmer Christi Lebenswerk daraus.

Nimmermehr! Es ist unmöglich; denn Christus ist von einer anderen Größenordnung als wir. Er ist — und so erschien er vielen Großen — menschlich nicht erklärbar.

Zählen wir drei und vier zusammen, so entsteht sieben, eine veränderte, von beiden Summanden beeinflußte Zahl. Aber rechnen wir diese sieben zu einer Zahl von tausend Milliarden, dann bemerken wir die Änderung nicht. Es ist, wie wenn wir ein Sandkorn auf einen Berg legen. Der Berg wächst nicht dadurch: denn er ist von einer anderen Größenordnung.

Und so ist Christus von einer anderen Größenordnung. Er läßt sich nicht menschlich, nicht aus seiner Zeit erklären, nicht mehren und nicht mindern. Die Ziffern, die wir ihm zutragen oder von ihm wegtragen, sind zu klein.

Uns bleibt keine Wahl. Hier macht das Entwicklungsgesetz Halt, das außer ihm Geltung besitzt. Das ist der eine und wohl auch der einzige Beweis für seine Übermenschlichkeit, den wir aus der Naturwissenschaft ziehen können: Ein Beweis aus der Lehre von den Größenordnungen.

Dabei war Christus ganz Mensch. Lebte wie ein Mensch, litt wie ein Mensch, starb wie nur ein Mensch. Aber was er gab, was er wirkte, was er ins Menschenleben hineintrug, das ist nicht mehr menschlich, ist, was nie Menschen vermögen, Potenzierung des Geistes.

Das ist die Stellung, die die Naturwissenschaft zu Christus einnehmen kann. Er scheidet aus ihrer Entwicklungslehre, der sich sonst alles einordnet, aus; er stammt aus einer anderen Größenordnung, die unseren Gesetzen nicht untersteht.

Unter all den Christusbildern, die in früherer und neuer Zeit von Gelehrten entworfen wurden, fehlt eines, von einem Vertreter der exakten Wissenschaften. Alle diese Bilder erschöpfen kein kleines Teilchen seiner Größe.

Alle sind nur die Projektionen, nur die Schatten, die er auf die Geister der Schilderer warf. Unvergleichlich interessant müßte eine Schilderung Christi von solcher Seite sein, die naturforscherisch von reellen Werten ausgeht, in ihnen geschult ist und mit der Gewissenhaftigkeit des Exakten ausgerüstet nun der unendlich überragenden Größe des Göttlichen gegenüberträte.

Und noch Eines: Christus würde, seien wir dessen gewiß, ein großer Bejaher unserer Zeit sein. Denn diese Zeit ist eine Annäherung an sein Gottesreich. In jeder Epoche der Menschengeschichte spiegelt sich sein Reich anders — je nach dem Spiegel. Alle Epochen sind in ihm enthalten. Nie aber waren — wenn wir auch selbst in tausendjähriger Entwicklung nie ganz zu ihm gelangen können — niemals waren wir ihm näher. Denn nie waren die Menschen in ihrem Wirken organisch christlicher. Nie hat eine Zeit so ehrlich, so aufrichtig zum Wahren und Guten gestrebt. Nie war größere, werktätigere Nächstenliebe. Wandert durch unsere Spitäler! Hat jemals ein Volk das für seine Elenden, Schwachen und Kranken getan, was unsere Zeit tut? Hat je eine Gesellschaft selbst für ihre Gefallenen, für ihre Verbrecher mehr Schonung, mehr tätige Hilfe, mehr Handreichung zum Wiederaufrichten, mehr Ansätze zur Milde und Wiedergewinnung beschädigter Werte gehabt wie die gegenwärtige? Ist uns nicht Tausendfaches selbstverständlich, was unsern Vätern noch Selbstüberwindung war? Wundern *wir* uns noch, wenn von allen Schichten der Gesellschaft Tausende auf Glanz und Flitter des Lebens verzichten, um ein Leben von Gelehrtenarbeit im Dienste der Menschheit zu leben? Ist doch der Sinn für wahre Werte des Lebens bei uns so reichlich entwickelt. Freilich, es kommt uns nicht so sehr darauf an, im Dienste eines einzelnen unsere Kraft zu verwenden. Aber Tausenden zu helfen, statt dem Einen, das liegt uns wohl am Herzen, und dem einzelnen dadurch zu dienen, daß wir allen helfen.

Und ist es nicht wertvoller, wenn ein Forscher, wie es in unseren Tagen oft geschah, seinen Zeitgenossen und der Nachwelt als Frucht seiner Lebensarbeit einen Weg, ein Mittel zeigt, um Tausende in Gegenwart und Zukunft vor einem schweren Leiden, einer Krankheit zu *bewahren*, als wenn er einem einzelnen seine Mildtätigkeit bewiesen hätte, dem er vielleicht dennoch nicht helfen konnte? Ist das nicht eine viel höhere Form, ein viel wirksamere Art der Nächstenliebe?

Nur daß wir heute solche Arbeitsleben selbstverständlich finden, während wir sie bei den Vorfahren bewundern. Nur daß wir heute oft bestrebt sind, jener edlen Selbstverständlichkeit, mit der der Forscher sich seiner Arbeit hingibt, niedere Motive unterzuschieben. Menschliche Rücksichten, selbstsüchtige Beweggründe haben zu allen Zeiten bei den Werken der Menschen mitgespielt. An sich ist das höchstens unvollkommen, aber nicht schlecht. Wenn man aber sagt, daß es in unserer Zeit mehr der Fall sei wie früher, so kennt man unsere Zeit oder die Geschichte nicht. *Die Geschichte idealisiert. Die Gegenwart unterschätzt.*

Wer offenen und ehrlichen Auges unsere Zeit ansieht, muß ihr zugeben, daß sie größer und edler ist als die Vergangenheit. Wäre sie selbstsüchtig, am Boden kriechend, wie viele wähnen, dann hätte sie die Leistungen nicht aufzuweisen, die gerade im werktätig christlichen Sinne gewaltiger sind als alles Vergangene. Aber wenn diese Werke groß sind, dann kann die Zeit im Grunde nicht schlecht sein, die sie hervorbringt. ‚Oder hätte man je gehört, daß ein schlechter Baum gute Frucht trägt?' Und: ‚An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.'

Freilich, die Zeit ist nicht mehr so formal in vielen religiösen Dingen. Aber der Geist ist gut. Uud hat nicht gerade Christus alle die in seine Gemeinschaft eingeschlossen, die ehrliche Sucher des Wahren und des Guten sind? Und wahrhaft guter Wille, wahrhaft ehrliches Streben, wahre werktätige Hilfe *ist* in unserer Zeit.

Es ist nicht recht, wenn wir dem gewaltigen Wachstum starr oder gar ablehnend gegenüberstehen. Denn dieses Wachstum ist ja nur die Fruktifizierung der Erkenntnis, der Wahrheit. Es ist ja von Gott selbst als Samen in aller Herzen gelegt; es kann ja nicht böse sein, weil es natürlich, weil es göttlich ist. Es ist eine Flamme, die er selbst in uns entzündet hat, ein Hunger, den er selbst uns verlieh. Aus ihm stammt ja der Trieb zu der Entwicklung, die wir durchleben. Eine große Annäherung zu Christus ist der Sinn unserer Zeit.

Wenn wir an Christus und den Allinhalt seiner Lehre glauben, dann müssen wir unsere Zeit bejahen, dann können wir, wenn wir ehrlich sind, nicht glauben, daß sie ihre großen Werke im Gegensatz zu ihm geschaffen hat. Dann liegt an *uns* die Schuld, wenn wir zurückstehen, an *uns* die Schuld, wenn wir nicht werktätig mit Hand anlegen an unserer Entwicklung. Und wehe uns, wenn diese Entwicklung sich nicht nur ohne uns, *sondern sogar trotz uns vollzieht*.

Christus lehrte uns nicht: Halt' ein, kehr' zurück! Sondern er lehrte uns: Schwing' dich auf, komm höher, näher zu mir! Oder soll wirklich Christus eine Entwicklung verneinen, deren wahrhafter Inhalt doch nichts ist als die Äußerung und Anwendung des von ihm selbst bei der Schöpfung gepflanzten Sehnens nach Erkenntnis?

Wir beschuldigen die Technik. Aber nicht sie ist schuld, sondern wir, weil wir abseits standen, weil wir sie nicht durchgeistigten, nicht zeigten, daß auch sie, wie jede *fortschreitende* Entwicklung, im Geiste Christi ist.

Wir sind schuld: Weil wir der mächtigen Mittel, die uns die Technik an die Hand gab, nicht *Herr* geworden sind, weil wir, statt sie freudig zu ergreifen und durchgeistigend zu meistern, sie zu begrüßen und als unser zu umarmen, ihr als aufdringlichem Neuerer mißtrauten.

Wir sind schuld: Weil wir, statt an Tatsachen uns selbst zu korrigieren, wohl einen Moment dachten, wir könnten verachten und hemmen, was da vor uns aufwuchs. Aber es wächst unaufhaltsam und unerbittlich, und wer nicht die Kraft hat, die Entwicklung zu bejahen, der kommt ihr unter die Räder.

Manche bauen sich aus ihrem Ideenreiche ein Weltsystem und meinen, die Welt müsse sich danach richten, nach den Gesetzen wandern, die sie ihr zeigen. Und wenn dann die Welt sich nicht danach richtet, wenn sie den Weg verfolgt, der in ihr liegt, dann korrigieren sie sich nicht an den Tatsachen, sondern sie sagen: ‚Die Welt ist schlecht, und es geht abwärts mit ihr.‘

Und dann suchen sie nach Fleckchen und Flecken. Und deren sind es immer so viele, weil es Menschen sind, die wandern. Dann sagen sie: ‚Seht her, die Flecken! Hab' ich nicht gesagt, daß die Welt schlecht ist, und daß es abwärts mit ihr geht?‘

O, wenn wir den Mut hätten zu einer großen Weltbejahung, zu einer Bejahung unserer Zeit und ihrer großen Werke! O, wenn wir die Kraft besäßen, uns nach den Tatsachen selbst zu korrigieren! O, wenn wir erkennen würden, daß ein ganzes nachdenkliches Leben dazu gehört, ein wenig vom Inhalt unserer Zeit und ihren Werten und Kräften zu verstehen und zu bejahen, und nur eine einzige Sekunde voll Eigendünkel, um — alles zu verurteilen und zu verneinen!

Wenn wir erst verstehen wollten, suchen, ehrlich lernen und prüfen wollten, bevor wir verurteilen und tadeln!

Wenn wir den Weinberg des Herrn finden wollten, damit er nicht andere Arbeiter herbeiholen müßte!

Wenn wir einsehen wollten, daß der schlecht beginnt, der seinen Bau auf eine Verneinung gründet! Daß nur der in seiner Zeit ein Plätzchen zu eigener Arbeit findet, der sie versteht in ihren großen, unabänderlichen und von unseren Wünschen nicht beeinflußbaren Entwicklungsgängen, und der diese bejaht! Daß Verneinung allein, daß Passivität *keine* Arbeit ist!

Daß wir keine Christen sind, wenn wir, vielleicht einiger Formen wegen, die großen Entwicklungswerte verneinen!

Daß wir nur dann führen können, wenn wir Vorkämpfer der Menschheit sind, daß wir nur Vorkämpfer der Menschheit sein können, wenn wir die Entwicklung fördern! Denn das ist ja der Begriff des Vorkämpfers der Menschheit, daß er ihre Fortentwicklung versteht und vorbereitet. Das geht aber nur mit einem großen, tiefen ‚Ja‘. Wer dieses Ja fürchtet, der ist kein tapferer, kein von der Wahrheit durchdrungener Christ.

Und Christus verlangt von uns werktätige, fortschreitende Arbeit, nicht in der Verneinung, sondern in der Bejahung und Veredlung der Welt. Wehe, wenn es von uns heißt, daß die Völker allenthalben herbeikamen, die Kinder des Reiches aber versagten! Betrachten wir die Früchte unserer Zeit vorurteilslos! Nicht, was ihr an Krankem und Gemeinem anhaftet, sondern was sie *in* ihrer großen *Entwicklung* hervorbrachte! Betrachten wir diese großen, herrlichen Früchte, des Erkennens, der Freiheit, der Erhebung, der Menschenfürsorge! Betrachten wir sie ehrlich, geraden Blickes und klaren Auges! Und betrachten wir, was *wir* dabei getan, betrachten wir unsere eigenen Früchte! Christus sagt: ‚An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.‘

Das Papsttum und die Haager Friedenskonferenzen.

Die Sehnsucht nach Frieden ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern um so heißer, das Zauberwort vom ewigen Frieden um so zündender gewesen, je mehr die Schrecken und furchtbaren Folgen eines Krieges die Menschheit heimgesucht hatten. In unseren Tagen, wo die stets vollkommener werdende Technik Zerstörungsmittel von entsetzlicher Wirkung herzustellen weiß und die kleinste Explosion an irgend einem Punkte des Erdballs zu großen kriegerischen Verwicklungen und unsäglichem Elend führen kann, hat eine wachsende Friedensbewegung einen organisierten Kampf aufgenommen, um dem stündlich der ganzen Welt drohenden Jammer zu begegnen. Die Sozialdemokratie erklärt die Solidarität und Brüderlichkeit der internationalen Arbeiterklasse auf der Grundlage des internationalen Sozialismus für die einzige Hoffnung dauernden Friedens der Völker. Andere Vorkämpfer der Friedensidee suchen im Rahmen der heutigen Staatenordnung durch den Ruf nach Fortbildung des völkerrechtlichen Schiedsverfahrens und nach Einschränkung der Kriegsrüstungen der Aufrechterhaltung des Friedens zu dienen. Die unvermeidlich eintretenden Konflikte sollen nach Recht und Gerechtigkeit, nicht durch Gewalt zur Entscheidung gebracht werden.* Die unaufhörlich fortschreitende Entwicklung der Kriegsrüstungen lastet schwer auf den Völkern und Staaten; das materielle und moralische Wohl der Menschheit erfordert eine Beschränkung der drückenden Militärlasten. Dabei winkt als letztes Ziel die völlige Abrüstung; nur so wird erreicht, daß des Krieges furchtbar Schrecknis mit all seinen Leiden und Qualen für immer verschwindet. Schwere internationale, weltwirtschaftliche Krisen beschwört ein moderner großer Krieg herauf, Not und Elend verbreitend weit über die nationalen Grenzen der Streitenden hinaus. So haben denn alle Staaten gleichmäßig das größte Interesse an einer friedlichen Erledigung der internationalen Streitfälle. Und es ist wohl möglich, auf dem Wege internationaler Verständigung Mittel und Wege zu finden, um einen dauernden Frieden auf Erden zu begründen. Unermüdlich richten daher diese Verfechter der Friedensidee ihren Appell an die Staatenlenker und Nationen, mit den Mitteln des heutigen Völkerrechts den Frieden zu sichern und die Kodifikation einer Friedensordnung in Angriff zu nehmen, von der man alles Heil erwartet.

* Über die verschiedenen Strömungen der Friedensbewegung siehe Philipp Zorn in der ‚Deutschen Revue', November 1906.

Alle Humanitätsphilosophie, alle Interessenabwägung in diplomatischen Verhandlungen und völkerrechtlichen Vertragsinstrumenten vermag die Welt dem Ideal eines dauernden Friedens nur langsam und wenig näher zu bringen: die Durchdringung der Fürsten und Völker mit dem Geiste des Christentums würde seine Verwirklichung bedeuten. Woher soll das zum Fortschreiten im Friedenswerk unumgänglich notwendige ernstliche Wollen und gegenseitige Vertrauen kommen, solange alle Fortbildung der Friedensordnung noch als eine Tat der Realpolitik erscheint und nach Lage der Verhältnisse erscheinen muß? Die dem Christentum innewohnende Kraft, durch welche die gesellschaftliche Ordnung gefestigt und erhalten wird im innerstaatlichen Leben, ist fähig und berufen, sich ordnend und einigend zu betätigen zum Wohle des internationalen Friedens. Es entspricht den Grundsätzen der Religion der Liebe, daß die Staaten nur zum Schutz ihrer Rechte und nur im äußersten Falle zur kriegerischen Selbsthilfe greifen dürfen. Konflikte zwischen Staaten durch Schiedsrichterspruch zur Erledigung zu bringen, ist daher von vielen Anhängern der Friedensbewegung aus religiösen Gründen empfohlen und erstrebt worden. Der Katholik findet es natürlich, daß das Papsttum, der einigende Schlußstein der allgemeinen Kirche, in ganz besonderem Maße berufen ist, bei jeder sich bietenden Gelegenheit für den internationalen Frieden und die Austragung entstandener Streitigkeiten auf dem Wege einer nach Rechtsgrundsätzen entscheidenden Schiedssprechung zu wirken. In Erfüllung dieser hohen Mission hat das Papsttum im Laufe der Zeiten unendlich viel geleistet. Freilich nur vorübergehend als anerkannter über den Staaten stehender Richter; Könige legten dem päpstlichen Weltmonarchen ihre Krone zu Füßen, er entschied, wer Kaiser sein solle, er richtete mahnende und strafende Worte an die Fürsten und Völker. Jahrhunderte sind seitdem vergangen, die weltliche Macht des Papsttums ist nicht mehr. Aber der Fels, auf dem Christus seine Kirche gebaut hat, steht unerschüttert; die geistliche Autorität ist dem Papsttum ungeschmälert geblieben, und Christi Stellvertreter auf Erden erhebt nach wie vor eindringlich und oft erfolgreich seine zum Frieden mahnende Stimme. Doch nicht nur von katholischer Seite wird die Bedeutung des Papsttums für die Aufrechterhaltung des Friedens, vor allem seine vermittelnde Tätigkeit zwischen den Staaten, gewürdigt und geschätzt. Der protestantische Völkerrechtslehrer Heffter stand nicht an zu erklären: ‚Würdig und natürlich für den Oberhirten einer allgemeinen Kirche erscheint ein schiedsrichterliches Amt, wenn es, um den Frieden zu erhalten, von den Parteien angerufen wird.‘ Daß Bismarck im deutsch-spanischen Karolinenstreit die Vermittlungstätigkeit Leo XIII. dankbar anerkannt hat, daß es dem Scharfblick des großen Kanzlers nicht entgangen ist, ‚über wie viele Mittel zur Aufrechterhaltung der politischen und gesellschaftlichen Ordnung die Macht verfügt, mit der das Papsttum ausgestattet ist,‘ daß ein Bismarck bekannte, nichts entspreche der Natur und dem Geiste des römischen Pontifikates besser als die Ausübung von Friedenswerken, daran zu erinnern liegt für uns Deutsche besondere Veranlassung vor. Seit dem Jahre 1885

hat der Papst noch zu verschiedenen Malen vermittelnd und versöhnend den Frieden gewahrt, und wo dies nicht gelang, den Streitenden wenigstens seine Vermittlung angeboten. ‚Dies könnte sich noch in Zukunft zum größten Wohle der zivilisierten Welt wiederholen.'[1])

Gleichwohl schloß man den Papst von der aktiven Teilnahme an der Mitarbeit aus, als 1899 zum ersten Male erfolgreich der Versuch angeregt wurde, auf dem Wege internationaler Vereinbarung nach Möglichkeit das hohe Ideal der Friedensbewegung, die Aufrechterhaltung des Weltfriedens, zu verwirklichen. Das gab Veranlassung zu lebhaften sachlichen und unsachlichen Erörterungen für und wider. Wenn auch zweifellos feststeht, daß auch auf der zweiten Haager Völkerrechtskonferenz kein Vertreter des Papstes erscheinen wird, dürfte ein Rückblick auf die damalige Vorgeschichte der Nichteinladung und die verschiedenen Meinungsäußerungen und Beweisführungen in der völkerrechtlichen Literatur vielerorts dankbarem Interesse begegnen, weil gerade bei diesem einen Zwischenfall die heutige völkerrechtliche Stellung des heiligen Stuhles in ein klares Licht gerückt wurde.[2]) —

Zur allgemeinen Überraschung wurde im Sommer 1898 von der Newa her eine Friedenskundgebung gemeldet, die von den Friedensfreunden als der Beginn einer neuen Ära in der Geschichte der zwischenstaatlichen Beziehungen begrüßt wurde. Es war das Rundschreiben des russischen Ministers des Äußern vom 24. August 1898 an die in Petersburg beglaubigten diplomatischen Vertreter der Mächte. Der russische Kaiser schlug eine Konferenz vor, um die wirksamsten Mittel ausfindig zu machen, allen Völkern die Wohltat eines wahrhaften und dauernden Friedens zu sichern und die möglichste Einschränkung der unaufhörlichen Rüstungen herbeizuführen. Ein zweites Rundschreiben des russischen Ministers vom 11. Januar 1899 bezeichnete die Gegenstände, welche zur Verhandlung gebracht werden sollten. Außer der Frage des Stillstandes der Präsenzstärke der Heere und einer Reihe kriegsrechtlicher Probleme waren es vor allem die kriegvorbeugenden Mittel, die auf das Konferenzprogramm gesetzt wurden. Vermittlung, gute Dienste und wahlfreie Schiedssprechung, jene friedlichen Mittel der internationalen Diplomatie, um bewaffneten Streitigkeiten zu begegnen, sollten durch Staatsvertrag zwischen den Konferenzmächten geordnet werden. Das zweite Sendschreiben erklärte es für selbstverständlich, daß alle Fragen, welche die politischen Beziehungen der Staaten betreffen,

1) Bonfils-Grah, Lehrbuch des Völkerrechts für Studium und Praxis. Berlin 1904. Seite 202.

2) Zum Folgenden siehe insbesondere: Christian Meurer, Die Haager Friedenskonferenz. I. Band. Das Friedensrecht der Haager Konferenz. München 1905. Heinrich Lammasch, Die Fortbildung des Völkerrechts durch die Haager Konferenz. (In ‚Die Kultur.' 2. Jahrg. 1900, Heft I.) Ferner die Aufsätze von A. Chrétien, de Lapradelle, Despagnet, Brusa in t. VI (1899) der Revue Générale De Droit International Public. Paris, A. Pedone, und von Bompard in t. VII (1900) der nämlichen Zeitschrift; endlich Goyau in der Revue Des Deux Mondes. t. CLIV. (1899) p. 590.

sowie alle Fragen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem angenommenen Programm stehen, von den Verhandlungen der Konferenz vollständig ausgeschlossen sein sollten.

Beide Rundschreiben ließ die russische Regierung auch dem Kardinalstaatssekretär Rampolla durch ihren Ministerresidenten Tscharykoff mit einem Begleitschreiben übermitteln. Im Namen Nikolaus II. bat er den Papst, mit der ganzen Macht seines moralischen Ansehens dem großen Werk der Festigung des Friedens seine Unterstützung zu leihen. In seiner Antwort vom 15. Sept. gibt Rampolla die Versicherung, daß der hl. Stuhl geneigt sei, mit allem Eifer und vollster Sympathie an dem schwierigen Unternehmen des russischen Kaisers mitzuarbeiten. Er wisse zwar zur Stunde noch nicht, in welcher Weise die russische Regierung sich diese Mitarbeit vorstelle; deshalb beschränke er sich vorerst darauf, im Prinzip seine rückhaltlose Zustimmung zu geben. In dieser Antwort nahm der Kardinal Veranlassung, die allgemeine Stellungnahme des hl. Stuhles zur internationalen Rechtsorganisation darzulegen. ‚Der Papst hält daran fest, daß der Friede keinen Bestand haben kann, wenn er sich nicht auf die Grundlage des christlichen öffentlichen Rechts stützt, worauf die Eintracht der Fürsten untereinander und die Eintracht zwischen den Völkern und ihren Fürsten beruht. Damit das gegenseitige Mißtrauen und die Veranlassungen zu Angriffs- und Verteidigungskriegen schwinden, die heute die Staaten dazu geführt haben, ihre Rüstungen auszugestalten, und damit ein Geist des Friedens sich durch die Völker des Erdkreises verbreite und sie dazu bringe, sich untereinander als Brüder zu betrachten, ist es erforderlich, daß die christliche Gerechtigkeit volle Geltung in der Welt habe, daß die Grundsätze des Evangeliums wieder zu Ehren kommen nnd daß die schwierige Kunst, die Völker zu regieren, zum Hauptfaktor die Gottesfurcht habe, die der Weisheit Anfang ist . . . Man hat die Beziehungen der Völker durch ein neues Recht regeln wollen, das auf dem Nützlichkeitsprinzip basierte, auf dem Vorherrschen der Gewalt, auf dem Erfolge von vollendeten Tatsachen und auf anderen Anschauungen, die eine Verneinung der ewigen und unveränderlichen Grundsätze der Gerechtigkeit sind: Das ist der Hauptirrtum, der Europa in einen so unseligen Zustand gebracht hat. Der hl. Stuhl hat niemals aufgehört, gegen ein so verhängnisvolles System seine Stimme zu erheben, um die Aufmerksamkeit der Fürsten und Völker darauf zu lenken. Schon im Mittelalter fand dank der erfreulichen Einheit der Christenheit die Stimme der römischen Päpste leicht überall Zugang; es gelang ihnen, lediglich vermöge ihrer Autorität Fürsten und Völker zu versöhnen, Streitigkeiten durch Schiedssprüche beizulegen, die Schwachen gegen ungerechte Bedrückungen zu schützen, Kriege zu verhindern und die christliche Zivilisation zu retten. Obwohl die Verhältnisse in der Welt sich geändert haben, hört der Papst auch heute nicht auf, mit dauernder Sorge seine moralische Macht zu gebrauchen, um in den Geist der Völker die christliche Idee der Gerechtigkeit und der Liebe eindringen zu lassen, um die Nationalitätenkämpfe zu beseitigen, um die Völker an die gegenseitigen

Pflichten der Brüderlichkeit zu erinnern, um zum Wohle der Völker Ehrfurcht vor den von Gott eingesetzten Obrigkeiten einzuschärfen und um in Übereinstimmung mit den Grundsätzen des Evangeliums dem Rechte der Gewalt die Gewalt des Rechtes entgegenzusetzen.'

Auf das zweite russische Sendschreiben erwiderte Rampolla am 10. Februar 1899, indem er sich besonders eingehend über den achten Punkt des russischen Programms äußerte, in welchem eine internationale Regelung der kriegvorbeugenden Mittel gefordert wurde. ‚In der internationalen Gesellschaft der Staaten,' schrieb der Kardinal, ‚fehlt ein System gesetzlicher und moralischer Mittel, die geeignet wären, das Recht eines jeden zu bestimmen und zur Geltung zu bringen; es bleibt demnach nichts anderes übrig, als unmittelbar zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen; daher rührt auch das Wetteifern der Staaten in der Entwicklung ihrer militärischen Macht ... Angesichts einer so unheilvollen Sachlage erscheint die Einrichtung einer Vermittlung und eines Schiedsgerichtes als das geeignetste Heilmittel; sie entspricht in jeder Hinsicht den Wünschen des hl. Stuhles ... Vielleicht — und das wird ja bei den Verhandlungen der Konferenz besser hervortreten — darf man nicht einmal hoffen, daß das Schiedsgericht, das doch seiner Natur nach obligatorisch sein muß, unter allen Umständen Gegenstand einstimmiger Annahme und Zustimmung werden kann. Die Einrichtung einer Vermittlung, die mit Autorität ausgestattet, mit dem ganzen nötigen moralischen Einfluß bekleidet und mit der unerläßlichen Garantie für Zuständigkeit und Unparteilichkeit versehen ist, ohne die Freiheit der streitenden Parteien anzutasten, würde weniger der Gefahr ausgesetzt sein, auf Hindernisse zu stoßen.'

Die von Rußland beabsichtigte Einladung des Papstes scheiterte an dem Widerspruch Italiens; obwohl Rußland insbesondere betonte, daß die fehlende Mitwirkung des Papstes in der Christenheit unliebsam bemerkt werden würde und der Bedeutung des Werkes Eintrag tun könne, beharrte Italien bei seinem Widerspruch; anfang Februar 1899 ließ es der russischen und holländischen Regierung eröffnen, daß es seine Teilnahme an die Bedingung knüpfe, daß der Papst ausgeschlossen werde. So wurde denn von dem holländischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als er am 6. April 1899 die Einladungen erließ, der Vatikan übergangen.

Wenn Italien angeblich die Befürchtung hegte, der päpstliche Vertreter auf der Konferenz würde die Gelegenheit ergreifen, um vor den Delegierten der Mächte die römische Frage aufzurollen, so konnte das nur ein Vorwand sein, um den wirklichen Grund des italienischen Vetos zu verdecken. Nahm der Papst das russische Programm bedingungslos an, so verzichtete er damit auf jede allgemeine Erörterung seiner internationalen Stellung.

Der Vatikan zeigte dem Widerspruch Italiens gegenüber eine weise Mäßigung und Zurückhaltung. Während eine kirchenfeindliche Presse behauptete, der Papst suche mit allen Mitteln seine Zulassung zur Konferenz zu erreichen, konnte der augenscheinlich vom Vatikan inspirierte ‚Osservatore Romano' am

3. Februar 1899 auf das bestimmteste und ohne ein Dementi befürchten zu müssen, die Erklärung abgeben, daß die päpstliche Diplomatie keinen Schritt getan, daß sie nicht den entferntesten Wunsch geäußert und keinen direkten oder indirekten Weg betreten habe, um in die Friedenskonferenz zu kommen. Mit welchem Interesse der Papst auch nach seiner Ausschließung von der Friedenskonferenz ihren Arbeiten entgegensah, ergibt sich aus den Worten, die er bei dem Empfang des Kardinalskollegiums am Feste seines Namenspatrons, am 11. April 1899, an die versammelten Prälaten richtete: ‚Unsere Gedanken sind auf die Tat gerichtet, welcher Wir mit Unseren Wünschen vorausgeeilt sind, und die das zur Neige gehende Jahrhundert mit einem versöhnenden Strahle erhellt. Das schreckliche Spiel des Krieges seltener und minder blutig zu machen und so die Wege zu einem ruhigeren Leben der Menschheit vorzubereiten, das ist ein Unternehmen, welches ganz danach angetan ist, die Person dessen in der Geschichte der Zivilisation leuchtend hervortreten zu lassen, der mit Klugheit und Mut die Initiative hierzu ergriffen hat. Wir haben es von Anfang an mit dem Eifer begrüßt, der unter solchen Umständen denjenigen beseelen muß, der die hohe Aufgabe hat, auf Erden die Tugenden des Evangeliums zu fördern und auszubreiten. *Wir wünschen nach wie vor*, daß ein reichlicher und allseitiger Erfolg den hohen Absichten entsprechen möge.‘

Vor Beginn der Konferenz verließ der päpstliche Internuntius im Haag seinen Posten und begab sich nach Luxemburg; solange Italiens Vertreter im Haag weilte, war er nicht mit einem Vertreter des Papsttums in einer Stadt.

Am 18. Mai 1899 wurde der große Völkerrechtskongreß feierlich eröffnet. Ende April hatten die katholischen Abgeordneten der Zweiten Kammer im Haag eine Protesterklärung eingebracht, welche die Nichteinladung des Papstes und der Südafrikanischen Republik zum Gegenstande hatte. Elf Tage vor dem Zusammentritt der Konferenz richtete Königin Wilhelmina ein Schreiben an den Papst, worin sie die Mitteilung machte, daß sie auf die Bitte und Anregung Sr. Majestät des Herrschers aller Reußen die Konferenz nach dem Haag berufen habe. Sie halte diese Anzeige für ihre Pflicht, nachdem der Papst, dessen beredtes Wort sich immer mit so großer Gewalt zugunsten des Friedens erhebe, erst ganz kürzlich in einer Allokution vom 11. April diese edlen Empfindungen noch besonders für die Beziehungen der Völker untereinander zum Ausdruck gebracht habe. ‚Ich bin überzeugt,‘ so schrieb die Königin, ‚daß Ew. Heiligkeit mit wohlwollendem Auge das Zusammentreten dieser Konferenz verfolgen werden, und Ich wäre sehr glücklich, wenn Höchstdieselben Mir die Versicherung dieses hohen Wohlwollens geben und dadurch dem großen Werk, welches nach den edlen Absichten des hochherzigen Herrschers aller Reußen in Meiner Residenz seiner Erledigung harrt, Höchstihre wertvolle moralische Unterstützung leihen wollten.‘ In seiner Antwort vom 29. Mai 1899 spricht Leo XIII. seine lebhafte Sympathie für das höchst sittliche, glückverheißende Ziel der bereits begonnenen Arbeiten aus.

‚Bei derartigen Unternehmungen gehört es nach Unserer Meinung zu Unserer ganz besonderen Aufgabe, nicht bloß eine moralische Unterstützung zu gewähren, sondern auch, an den Beratungen wirklich teilzunehmen. Denn es handelt sich um eine Angelegenheit, die ihrer Natur nach im höchsten Sinn vornehm und innig mit Unserm Amt verbunden ist, welch letzteres im Namen des göttlichen Stifters der Kirche und in Kraft mehrhundertjähriger Überlieferung zur Friedensvermittlung eingesetzt ist. In der Tat macht die Gewalt des Hohenpriestertums nicht an den nationalen Grenzen halt; es umfaßt alle Völker, um sie in dem wahren Frieden des Evangeliums zu einen. Seine Tätigkeit in der Förderung des allgemeinen Wohles der Menschheit erhebt sich über die besonderen Interessen, welche die verschiedenen Staatsoberhäupter vertreten, und besser als irgend jemand weiß es so viele geistig verschiedene Völker zur Eintracht zu bringen. Die Geschichte gibt hierfür Zeugnis von allen Bemühungen, die Unsere Vorgänger aufgewandt haben, um durch ihren Einfluß die unglücklicherweise unvermeidlichen Kriegsgesetze zu mildern, um weiter, wenn es unter den Fürsten zu Meinungsverschiedenheiten kam, auch jeden blutigen Kampf aufzuhalten, um schließlich die schärfsten Streitigkeiten zwischen Völkern gütlich beizulegen und das Recht der Schwachen mutig gegen die Ansprüche der Starken zu verteidigen. Auch was Uns selbst betrifft, so ist es Uns trotz der rechtswidrigen Lage, in der Wir Uns zur Zeit befinden, vergönnt gewesen, einen schweren Streit zwischen berühmten Nationen, nämlich Deutschland und Spanien, zu beendigen, und heute selbst haben Wir die Hoffnung, zwischen zwei Nationen von Südamerika, welche ihren Streit Unserem Schiedsspruch unterworfen haben, bald wieder Eintracht herstellen zu können. Trotz der Hindernisse, die auftreten können, werden Wir in den alten Bahnen fortwandeln, da Uns die Pflicht obliegt, diese überkommene Mission zu erfüllen, ohne ein anderes Ziel im Auge zu behalten als das öffentliche Wohl, ohne nach anderem Ruhm zu begehren als dem, der heiligen Sache der christlichen Gesittung zu dienen.‘

Dieser Briefwechsel wurde in der letzten Plenarsitzung der Konferenz verlesen und ins Protokoll aufgenommen; so wurde jede unliebsame Debatte über die päpstliche Kundgebung abgeschnitten.

Die Frage, ob die Ausschließung des Papstes gerechtfertigt war oder nicht, ist seitdem in der völkerrechtlichen Literatur wiederholt erörtert worden. Hatte der Papst einen begründeten Anspruch darauf, an den Beratungen wirklich teilzunehmen?

Selbst Schriftsteller, welche die Friedensverdienste des Papsttums gebührend anerkennen, verneinen die Frage: ‚Wer schon als Schiedsrichter und Vermittler tätig war, hat damit unmöglich schon einen Anspruch auf die Mitgliedschaft bei einer internationalen Friedenskonferenz. Ebensowenig gibt der seelsorgerliche Beruf zur Bekämpfung des Geistes der Feindseligkeit schon eine rechtliche Stellung bei Friedensschlüssen und Friedenskonferenzen. Auch aus dem Umstand, daß der Papst zur Wahrnehmung der kirchlichen Interessen in den Staaten bei diesen Gesandtschaften unterhält, folgt noch nicht, daß

F. von Pocci del. *Jos. Kösel autotyp.*

Harlekin und Kolombine.

das Papsttum bei Verhandlungen über weltliche zwischenstaatliche Verhältnisse Sitz und Stimme auf Kongressen hat.'*

Auf der Friedenskonferenz waren — wenn man von Bulgarien absieht — nur Staaten vertreten: außer den europäischen auch die Vereinigten Staaten von Amerika, Mexiko, Persien, Siam, China und Japan. Daß der Papst nicht eingeladen worden war, entsprach also seiner völkerrechtlichen Stellung — so hat man vielfach geschlossen. In der modernen Völkerrechtswissenschaft ist diejenige Auffassung die herrschende, wonach das Völkerrecht, ebenso wie das Staatsrecht, auf dem Begriff der Staatsgewalt ruht. Der Papst ist aber seit der Einverleibung des Kirchenstaates seiner weltlichen Macht entkleidet; nach dem italienischen Garantiegesetz steht ihm außer einer Dotation der Nießbrauch an den apostolischen Palästen des Vatikans und des Laterans sowie an allen dazu gehörigen und davon abhängenden Gebäuden, Gärten und Ländereien zu, ebenso an der Villa Castel Gandolfo und all ihrem Zubehör. Staatsgebiet und Staatsvolk sind dem Papste genommen. Doch ist ihm eine Reihe von Befugnissen und Prärogativen zugestanden, die sonst nur souveräne Staaten und deren Oberhäupter besitzen. Die italienische Regierung erweist dem Papste, in dem Gebiete des Königreichs, die einem Souverän zukommenden Ehren und bewahrt ihm den Ehrenvorrang, den ihm die katholischen Souveräne einräumen. Die bei Sr. Heiligkeit beglaubigten Gesandten der auswärtigen Staaten erfreuen sich in Italien aller Vorrechte und Befreiungen, die den diplomatischen Vertretern nach Völkerrecht gebühren. Den bei auswärtigen Regierungen beglaubigten Gesandten des hl. Stuhles sichert das Garantiegesetz im italienischen Staatsgebiete die nach dem Völkerrecht herkömmlichen Vorrechte und Befreiungen zu. Der Papst ist niemandes Untertan. Seine Person ist heilig und unverletzlich. Der Angriff auf seine Person und die Aufforderung dazu werden mit den gleichen Strafen belegt, wie der Angriff und die Aufforderung zu einem Angriff gegen die Person des Königs. Er hat das Recht, die hergebrachte Zahl von Garden als Leibwache für seine Person und für die Bewachung der Paläste zu halten. Trotz allem ist der Papst ‚kein Souverän im gewöhnlichen Sinne des Wortes'; ‚man ist gezwungen, ihn völkerrechtlich als eine Rechtspersönlichkeit eigener Art anzusehen, die sich scharf von der Persönlichkeit der Staaten unterscheidet. Während die Souveräne keine völkerrechtlichen Personen im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur die Vertreter ihrer Staaten sind, besitzt der Papst als solcher eine eigene völkerrechtliche Persönlichkeit' (Bonfils). Man hat von einer quasi-völkerrechtlichen Persönlichkeit gesprochen und betont, daß die dermalige Stellung des Papstes im System des Völkerrechts juristisch völlig unkonstruierbar sei.

Danach mag dahingestellt bleiben, ob er einen völkerrechtlichen Anspruch darauf hatte, zu dem Haager Staatenkongreß eingeladen zu werden.

* Meurer a. a. O. Seite 15.

Doch dürfte anderseits einer solchen Einladung vom Standpunkt des modernen Völkerrechts aus nichts entgegengestanden haben. Wenn Bulgarien, das doch auch der staatlichen Souveränität darbt, am Weltpostverein als vertragschließender Staat beteiligt ist, wenn die souveränen Staaten Bulgarien zur Friedenskonferenz zuließen und dieser sog. halbsouveräne Staat mit abstimmen und das Schlußprotokoll mitunterzeichnen konnte, so dürften diese Tatsachen sicher nicht zuungunsten der Zulassung des Papstes sprechen. Es ist auch nicht bekannt geworden, daß Italien sein Veto mit formal-juristischen Bedenken begründet hätte. Der Begriff der Halbsouveränität ist jedenfalls ebensowenig juristisch konstruierbar wie die heutige internationale Rechtsstellung des hl. Stuhles.

Heinrich Lammasch, der bekannte Professor des Völkerrechts an der Universität Wien, der als wissenschaftlicher Delegierter Österreichs an der Haager Konferenz teilnahm, hat sich nachher dahin ausgesprochen: ‚Die Ausschließung des Papstes war hinsichtlich der kriegsrechtlichen Fragen ebenso selbstverständlich als sie in Betreff der Schiedsgerichtsfrage wohl nur aus den politischen Verhältnissen und nicht aus sachlichen Gründen zu erklären ist, da doch die Päpste so oft als Schiedsrichter fungiert hatten und noch zuletzt Fürst Bismarck die Vermittlung des päpstlichen Stuhles in einem Konflikte mit Spanien angerufen hatte.‘ Diese vermittelnde Ansicht würdigt vollkommen die Verdienste des Papsttums um die Erhaltung des Friedens; doch kann ihr vom juristischen Standpunkt aus nicht beigepflichtet werden. Auch der verdiente Darsteller der gesamten Verhandlungen der Haager Friedenskonferenz Professor Dr. Christian Meurer in Würzburg erkennt die völkerrechtlichen Friedensverdienste des hl. Stuhles unumwunden an; doch fehle auch bei einem friedensrechtlichen Abkommen, wo die Staaten beschließen, was *sie* als Norm für *ihr* Verhalten zu einander gelten lassen wollen, für eine Bindung des Papstes die Unterlage. Auch sei zu bedenken, daß man für andere leicht einen strengeren Maßstab gutheiße, wenn man selbst nach demselben nicht gemessen werden könne oder nicht gemessen zu werden brauche.

Dieser letztere Einwand trifft bei den an dem Haager Abkommen beteiligten Klein- und Mittelstaaten nicht weniger zu, als dies möglicherweise bei der Beteiligung des Papsttums der Fall gewesen wäre. Wenn die Gefahr, welche in der auf der Basis völkerrechtlicher Gleichheit aller Staaten erfolgenden Beratung und Abstimmung lag, nahezu gänzlich hat überwunden werden können, so hätte auch die Mitwirkung des Papstes die Verhandlungen nicht lähmen können. Das Wort des italienischen Delegierten Graf Nigra: ‚Hier gibt es weder Großmächte noch Kleinstaaten,‘ war eitel Schönrederei; bei aller grundsätzlichen Rechtsgleichheit ist doch die Macht der Tatsachen ein gar gewichtiger Faktor.

Bompard hat Recht, wenn er darauf hinweist, daß der Vatikan an einem ausschließlich *christlichen* öffentlichen Recht festhält, während unsere moderne Völkerrechtswissenschaft ein *neutrales* internationales Recht anstrebt, dem alle Fragen der Religion, der Rasse und der Regierungsform fremd sind. Konnte aber daraus ein begründetes Bedenken gegen die Zulassung des

Papstes hergeleitet werden? Man hat gemeint, der Papst habe gut über Interessen von Staaten befinden; er suche unbekümmert um wichtige nationale Interessen seiner Anschauung vom Völkerrecht Geltung zu verschaffen. Darin liege eine große Gefahr; diese Betonung des Idealen, aber vielleicht praktisch Unerreichbaren, könne nur die Einmütigkeit der Staaten auf internationalen Kongressen aufs Spiel setzen. Wir glauben nicht, daß die Teilnahme des Papstes an der Konferenz irgendwelchen Unfrieden gestiftet hätte. Nahm er das Konferenzprogramm an, — dazu war er bereit, — so arbeitete er im Rahmen der modernen internationalen Rechtsgemeinschaft mit, was ihn natürlich nicht hätte hindern können und dürfen, die Forderungen der christlichen Religion bei den Reformberatungen anzumelden. Wäre denn die Teilnahme des Papstes selbst in den Augen eines modernen nichtchristlichen ‚Kulturmenschen' bedenklicher als die Zulassung der mohammedanischen Staatengebilde, welche die Unkultur des Islam in der Rechtsgemeinschaft der Staaten repräsentieren? Staaten, deren Völkerrechtsbuch der Koran ist, läßt man zur Konferenz zu; die Forderungen, welche die katholische Kirche für ein ideales Völkerrecht stellt, sollen die Arbeiten auf den internationalen Kongressen gefährden.

Die Ausschließung des Papstes von der Friedenskonferenz hat nach de Lapradelle die internationale Stellung des hl. Stuhles erheblich geschwächt; durch die Einrichtung des ständigen Gerichtshofes im Haag seien seiner Rolle als internationaler Schiedsrichter engere Schranken gewiesen. Denn dem jederzeit den Haager Signatarmächten zugänglichen Schiedshof werde fortan in erster Linie die Erledigung der internationalen Streitfragen zufallen. Ob das zutreffend ist? Artikel 21 des Abkommens zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle lautet: ‚Der ständige Schiedshof soll für alle Schiedsfälle zuständig sein, sofern nicht zwischen den Parteien über die Einsetzung eines besonderen Schiedsgerichts Einverständnis besteht.' Wenn nun eine Einigung über die Anrufung des Papstes als Schiedsrichters zustande kommt, so bedeutet das sicherlich keine Steigerung des Prestiges der Haager Konferenz (Despagnet), wohl aber eine ungeheure Stärkung des internationalen Ansehens des hl. Stuhles. Und daß auch nach 1899 ein solcher Fall eintritt, dagegen bietet die Existenz des Haager Schiedsabkommens keinerlei Gewähr.

Erst die Zukunft wird zeigen, ob der Ausschluß des Papsttums von der tätigen Mitarbeit an der Fortbildung des internationalen Friedensrechts auf Staatenkongressen ein dauernder sein wird. Denn die Bedingungen, unter denen die auf der internationalen Friedenskonferenz nicht vertreten gewesenen Mächte dem Haager Schiedsabkommen beitreten können, sollen nach Art. 60 dieses völkerrechtlichen Vertrags den Gegenstand einer späteren Verständigung zwischen den Vertragsmächten bilden. Daß man bei Annahme dieses Artikels auch an die Möglichkeit einer Zulassung der Kurie gedacht hat, steht wohl außer Zweifel. Weit mehr als der Mangel einer Landeshoheit und andere Bedenken formaler Natur wird bei der Entscheidung über eine Vertretung des Papstes

auf den Völkerrechtskonferenzen eine Rolle spielen: die Existenz der römischen Frage. Ihre Lösung würde auch die Lösung der Frage herbeiführen, welcher diese Zeilen gewidmet sind.

Dr. Heinrich Pohl.

Franz Graf von Pocci.

(Geb. 7. März 1807, gest. 7. Mai 1876.)

Nur wenige werden sich heutzutage rühmen können, unter dem Eindruck von Poccis ersten Schriften aufgewachsen zu sein. Wir Kinder hatten dazumal nur wenige Spielsachen und Bücher, unter diesen die lieben Erzählungen von Christoph Schmid und dem späteren Bauberger, die aber immer und wieder gelesen wurden. Damals erfüllten uns, stets freudig begrüßt, die netten Heftchen Poccis vom ‚Kleinen Frieder', von dem, ‚der auszog, das Fürchten zu lernen', von ‚Blaubart', ‚Rosenrot' und ‚Schneewittchen', alle mit Bildern ausgestattet, die wir immer und immer wieder vornahmen und zu betrachten nicht ermüdeten, mit den über dem Feuer glührot glänzenden Schuhen, in welchen die böse Stiefmutter sich zu Tode tanzen mußte. Und dann erst der ‚Festkalender', mit dessen Heften die guten Onkel und Tanten — deren (wie Andersen sagt) jedes Kind wenigstens neunzig haben sollte — uns zu heiligen Zeiten beschenkten; geziert mit Ornamenten, Rankenwerk und herzigen Bildern, und Singweisen, mit Reimen von Guido Görres: die von ‚Herzog Christoph' berichteten und dessen Sprung und Steinwurf, von der alten Münchener Bierbeschau, von St. Benno, dem Patron des Bayerlandes, von Prinz Eugen und den Türkenkriegen, von Wasserfahrten, der ‚Ammenuhr', dem frommen König Wenzeslaus, von Weihnachts- und Osterfesten, von den zur weiten Schule wandernden Kindern, der ‚Wiener Meerfahrt' und sonst noch Gott weiß was! Nach den ungeschlachten und ausgequetschten Holzschnitten des ‚Pfennig-' und ‚Heller-Magazins' die erste illustrierte Zeitschrift für die Jugend! Dazu die ‚Geschichten und Bilder' und dann erst noch die ‚Schattenspiele' und immer neuen ‚Spruchbüchlein' mit den lehrreichen Versen:

‚Ein Bote soll nicht knappen,
Muß fest und hurtig trappen;
Ein Schütze soll nicht schielen,
Muß scharf und sicher zielen;
Ein Kind — was hat's zu sorgen?
Brav lernen und gehorchen —
Dann mag's auch lustig spielen!'

Es lag unbewußt darinnen ein frischer Waldhauch aus der von den Romantikern und Germanisten, vorerst durch die Brüder Grimm, wieder erwachenden Vorzeit mit ihren Sagen, Mären und Herkommen, von deutscher Kunst und Herrlichkeit, die auch die ‚Gesellschaft zu den drei Schilden' beseelte; die erst ahnungsvoll und unbestimmt, schließlich später im ‚Germanischen Museum' zu Nürnberg ihren festgestaltenden Ausbau erlangte, ebenso in den

zur Erforschung deutschen Lebens, Volkstums und Geschichte unentwegt arbeitenden, über das ganze deutsche Land ausgefächerten ‚Historischen Vereinen!‘

In gleichem Sinne entstand das mit Poccis Beihilfe ausgestattete, von Guido Görres unternommene ‚Deutsche Hausbuch‘. Pocci komponierte die Lieder der ältesten Minnesinger; von ihm stammen die Jäger-, Soldaten-, Studenten-, Kinder- und Volksliedersammlungen, alle mit den echten Singweisen und Bildern durch seine Hand ausgestattet, die wieder auf Ludwig Richters herzerfreuende Kunst wirkten. Auch der furchtbare Humor von Poccis ‚Totentänzen‘ entsprang teilweise aus demselben unversiegbaren Jungquell echter Lebenskraft. Dieselbe Signatur tragen die Sammlung ‚Altes und Neues‘, das ‚Büchlein A bis Z‘, das kerngesunde ‚Volksbüchlein‘; dramatische Gestaltung empfing der ‚Karfunkel‘ und ‚Gevatter Tod‘, und als glücklichster Griff ins volle Leben erwuchsen die Marionettenspiele und das ‚Kasperltheater‘, wozu Pocci in einer mit Hans Sachsens Fastnachtspielen wetteifernden Genialität in zwanzig Jahren vierzig Dramen lieferte, die alle über die kleinen, auch weltbedeutenden Bretter gingen und durch vier Jahrzehnte ihre volle, wohlberechtigte Zugkraft bewiesen. Man könnte mit gleichem Rechte Rückerts Schlußwort zu dessen Bearbeitung von Hariris geistverwandten Makamen darüber setzen:

‚Glücklich ist nun durchgespielt das Possenspiel;
Ich bin dessen Diener, der mir nach es tut!
Schämen darf ich nicht mich, daß ich's schlecht gemacht,
Sondern daß ich schlechtes Ding gemacht zu gut'.‘

Einen ergänzenden Gegensatz dazu bieten Poccis viel zu wenig gewürdigte ‚Herbstblätter‘. Hier hat der Dichter, freilich oft in ungelenker Form, sein psychologisches Glaubensbekenntnis niedergelegt, ein Grundbuch seines aus tiefstem Schacht des Denkens ausgeschürften Edelmetalls, wahre ‚Monita paterna‘ für seine Standes- und Zeitgenossen, die wohl erst später wieder ausgegraben, zur vollen Physiognomie des seltenen Mannes gehören, in welchem fast unversöhnliche Gegensätze arbeiteten, drängten, wogten und stritten und doch in eine echte Symphonie ausklingend zusammenwuchsen. Wie Hans Rosenplüt von dem trefflichen Landshuter Herzog Ludwig dem Reichen, so könnte man auch vom Grafen Pocci, der mit den Colonnas die von drei Ähren bekrönte Säule im Wappen führte, rühmen: Seinen Schild immer rein und unbefleckt von Unehre und Rost gehalten zu haben (Sein Schilt empfing nye mackel noch mayl). Er war ein Edelmann im reinsten Licht.

Mit angeborener Begabung übte er die Setzkunst, komponierte Lieder, Klavierstücke, Symphonien und kleine Operetten, handhabte die Radiernadel, mehr noch den Stift und Pinsel; ihm diente die Feder zu Reim und Prosa; beide flossen ihm bereitwillig aus der Hand, um seine Gebilde nur so hinzuschreiben; seine unerschöpfliche Phantasie fand immer die entsprechende Form. Landschaften erblühten mit derselben Leichtigkeit wie ritterliche Burgen und Schlösser, die er immer neu auf das Papier zauberte, an verschiedenen Teilen fast immer zugleich arbeitend; wie oft wendete er das unten noch nasse Blatt und zeichnete umgekehrt die in den Lüften ziehenden Wolken, die Linien der Berg-

ketten, die Wipfel der Bäume und Wälder. Am überraschendsten ergoß er die reichen Empfindungen seiner Seele in frei erfundenen Fugen auf seinem Kolodikon, im treuesten Ausdruck aller seiner Stimmungen, in Leid, Trauer und tiefster Melancholie: das quoll und perlte, himmelaufschreiend und klagend, aus dem Labyrinth von Jammer und Schmerz immer ein versöhnendes, tröstendes Finale findend. Er las, grübelte und dachte über alle Fragen der Zeit und des Wissens und bildete sich mit gerechtem Verständnis sein Urteil. Neben ironischer Skeptik und scharfem Sarkasmus doch wieder ein tiefgläubiges Kindergemüt! Dazu ein Hofmann in den höchsten Kreisen, immer Kavalier; ein Kenner und Gönner jeder wahren Kunst in all ihren Phasen, auch der Karikatur, die er zur Freude seiner Freunde im engeren geselligen Kreise für ‚Altengland' und die ‚Zwanglosen', die er in Festzügen, Gruppen, mutwilligen Einfällen und portraitsicheren Andenken, seine eigene Person ebensowenig verschonend, niederlegte. Hievon trat bisher noch das wenigste in die Öffentlichkeit. Erst A. Dreyer in seinem schönen und erschöpfenden Buch über ‚Franz Pocci als Dichter, Künstler und Kinderfreund'* hat, freilich ohne den feinen Reiz der Farbe, die ersten Proben gebracht. Dazu gehört der tolle Zyklus des ‚Staatshämorrhoidarius', welcher zuerst in den ‚Fliegenden Blättern' von Braun und Schneider erschien. Das dünne Heftchen verspottet in üppigster Laune die omnipotente Bureaukratie, während seine Beiträge zu den ‚Münchener Bilderbogen', die ‚Lustige Gesellschaft', das ‚Bilderbuch' und das köstliche ‚Was du willst', einen wahren Schatz für die gesündeste Jugendliteratur bieten. Dazu zählen auch die alljährlich neuen ‚Weihnachtsbilder', die über hundert Nummern laufenden photographischen ‚Namenbilder' und ‚Buchzeichen'.

Außer den Rittern, Sängerlein und ‚Fahrenden Schülern' zeichnete er gerne allerlei verdächtig streunendes Volk, Geisterbanner, Alchymisten, Adepten, Nigromanten und verschlagene, aus den Bergen heimlich Goldsand vertragende ‚Venediger', von denen Kobell in seinen ‚Schnadahüpfeln' singt:

‚Die welschen Venediger
Wissen's gar guat,
Wier a' Schatz z'finden is,
Wie ma' 'n hebt, wie ma' tuat:
Und an' Schatz hon i' g'fund'n,
Er is ma' lieb gnua
Und ho' 'braucht koan' Venediger,
Gar koan dazua.'

Weiters kommen Schnapphähne und Buschklepper, trink- und tanzlustiges Bauernvolk, wie selbes schon der ritterliche Neithart von Reuental und

* Dieses Buch über Pocci verdient nach Inhalt wie ganz besonders auch Ausstattung alle Anerkennung. Es ist hier schon im äußeren Gewande eine harmonische Charakterisierung des Gegenstandes versucht worden und gelungen. — Auf die schon früher erwähnten Poccibücher, eine hübsch ausgestattete Sammlung ‚Märchen, Lieder und lustige Komödien' (bei Etzold u. Co., München, 2 Mk.), wie auch das ‚Lustige Komödienbüchlein', eine Auswahl von Poccis schönsten Marionettenspielen (2 Bde., Inselverlag Leipzig, 7 Mk.) sei hier nochmals verwiesen.

Hans der Hesselloher in Strophen abschilderte, spruchweise, schnabelschuhige Narren mit Schellenohren, wie unser Bild ein Exempel statuiert mit dem erklärenden Reimwerk:

‚Viel Häselein springen über das Feld,
Viel Narren gibt es auf der Welt;
Und der das Sprüchlein hat erfunden
Ist einer von den ärgsten Kunden,
Weil ihm zu allen Tagesstunden
Sein Sinn durch Torheit ist gebunden.‘

Von da führt der Weg zu den naheliegenden ‚Totentänzen‘. Wie schon Hans Holbein den herkömmlichen Ideenkreis erweiterte und deutliche Anklänge an die Zeit des Bauernkrieges, aus den neuen Erfindungen, Weltentdeckungen und Seefahrten einfügte, so spiegelt auch Pocci die Erscheinungen der Gegenwart: hier steht der Knochenmann als Wechselwärter an den Schienen, lenkt die Schraube des Dampfers, die Hebel des Dampfrosses, geleitet als Bergführer den Sportsfreund zur Alpenkletterung, stürzt den Berghauer in die Teufen, zerreißt die Drahtleitung des Telegraphen, wälzt Lawinen über die Zahnradbahn, treibt Massenmord mit allen Mitteln heutiger Zerstörungskunst: Alles als neue Illustration zu dem uralten ‚Media in vita!‘ und ‚Nescitis horam‘ — ein ewiges Memento mori durch alle Phasen des Lebens! Der Knochenmann bleibt ein Räuber und Dieb, der auch unserm längst auf solche Überraschung gefaßten Zeichner ein plötzliches Ende bereitete.

Fehlt ihm auch die bis zur künstlerischen Grazie und Feinheit der Farbe durchgestaltende Formvollendung, der letzte künstlerische Schliff, so steht Pocci doch nächst Schwinds Phantasie, Steinles Grazie und Richters seelenvoller Innigkeit ganz an *seiner* Stelle. Er spricht seine wohl und scharf akzentuierte Sprache und hat volles Recht, ganz zu Wort zu kommen. Fr. Rückerts Devise paßt auch hier vollkommen:

‚Manches macht ich wohl wie andere,
Manches macht ein anderer Mann
Besser; aber manches mach' ich,
Was kein anderer machen kann!‘

H. Holland.

Die Kunst im Dienste der Kirche und der ‚Stil'!

Ich muß etwas weit zurückgreifen; aber an mir liegt die Schuld nicht. Mein im Augustheft 1905 der vorliegenden Zeitschrift veröffentlichter, harmloser Artikel ‚Vom „kirchlichen" Stilelend' hat neben vieler Zustimmung zu mancherlei Mißverständnissen und Bedenken Anlaß gegeben. Insbesondere hat es jetzt nach $1^1/_2$ Jahren ein P. Heimanns für angebracht gefunden, im Februarheft 1907 der Pastoralzeitschrift ‚Pastor bonus' gegen jenen Aufsatz einen Angriff zu richten, der zwar die Gesamttendenz und den Kernpunkt meiner Ausführungen in der Hauptsache mißversteht und sich mit der Bestreitung von Nebendingen und der Widerlegung willkürlich konstruierter, von mir gar nicht aufgestellter Behauptungen befaßt, der aber, wie ich höre, die Auffassung mancher, namentlich geistlicher Kreise widerspiegeln soll.* Wenn also auch dieser sachlich ziemlich belanglose und in der Form wenig angemessene Vorstoß mich an sich nicht zu einer Erwiderung reizen könnte, so finde ich doch das Drängen einiger Freunde gerechtfertigt, die wünschen, ich möge im Interesse der keineswegs unwichtigen Sache einer etwaigen falschen Auffassung des von mir vertretenen und von vielen freudig geteilten, für die künftige Entwicklung des Kirchenbaues bedeutsamen Standpunktes vorbeugen, den die auf einer höchst äußerlichen Betrachtungsweise beruhende Darstellung meines Kritikers in falschem Lichte erscheinen zu lassen, nur zu geeignet sei.

Indem ich mich also auf den materiellen Inhalt der mir gewidmeten Polemik beschränke, stelle ich vor allem fest, daß mein ‚Grundgedanke' ganz kläglich verkannt worden ist. Es ist nicht das Prinzip, daß die Kirchen stets ‚mit Rücksicht auf harmonischen Zusammenklang mit der Umgebung' errichtet werden sollen — so richtig und wichtig dieser Satz auch an sich ist — sondern die These, daß auch die Kirchen, rein ästhetisch betrachtet, den allgemeinen Gesetzen der Kunst unterliegen, weil es gar keine spezifische ‚kirchliche' Kunst, also auch keinen ‚kirchlichen' Stil gibt, daß demnach jede Stilart ‚kirchlich' sein kann, sofern sie nur zweckmäßig den sachlichen Bedingungen des katholischen Kultusgebäudes entspricht, kurz, daß auch die im Dienste der Kirche stehende Kunst — Architektur sowohl als Ausstattungskunst — eine lebendige (nicht einseitig historisch-traditionelle), sachliche und dadurch erst ‚schöne' sein soll. Alles übrige sind nur Details, Folgerungen, Illustrationen jenes ‚Grundgedankens', den man bekämpfen und ablehnen kann, den man aber nicht mißverstehen darf; ich halte ihn jedenfalls aufrecht und bin allzeit bereit, in eine sachliche Diskussion über die These einzutreten, vorausgesetzt, daß sie von Berufenen ernsthaft geführt wird.

---

* Sehr vorteilhaft unterscheiden sich von solchen vulgären Anschauungen die Bemerkungen der ‚Stimmen aus Maria Laach' über das Thema ‚Denkmalpflege auf dem Lande' in der gleichnamigen Miszelle des 3. Heftes Jahrg. 1907, deren Ausführungen über Landkirchen, die ich vorbehaltlos unterschreibe, sich als Wiederaufnahme und Rechtfertigung meines Standpunktes darstellen.

Aus der verkehrten Grundauffassung ergeben sich die vielen verkehrten Einzelurteile von selbst, deren Schiefheiten hier alle zu berichtigen mir sowohl Zeit wie Laune fehlen. Einige der schlimmsten Verzerrungen müssen aber doch berührt werden.

1. Ich habe mich nirgends gegen den romanischen, gotischen oder sonst einen historischen ‚Stil' als solchen ausgesprochen; ich bin vielmehr der Überzeugung, daß sie recht gut wirken können, nur müssen sie je nach dem Einzelfall an ihrem Platze sein, worüber sich nur in individuo urteilen läßt. Dabei setze ich als selbstverständlich voraus, daß die betreffende Formensprache in irgend einer Weise den veränderten Bedingungen der Neuzeit entsprechend naturgemäß und organisch weiterentwickelt und dem modernen Empfinden angepaßt wird: Das sklavische Kopieren archaistischer Formen, und seien sie noch so ‚stilgerecht', hat mit lebendiger Kunst nichts zu tun. Denn ich wiederhole, was ich schon einmal geschrieben habe, ‚wir können nicht mehr mit den Köpfen der Alten denken, mit ihrer Phantasie gestalten, mit ihren Augen sehen, mit ihrem Gemüt empfinden'. Gerade an diesem entscheidenden Punkte geht die Gegenseite schweigend vorüber: hier sollte sie mich widerlegen!

2. Dem ‚Scheunentypus' rede ich durchaus nicht das Wort; was ich verlange, ist der Anschluß an die ‚bodenständige Bauweise' (der in allen möglichen Stilformen zu erreichen ist und nicht ohne weiteres mit der bisher an dem betreffenden Orte üblichen Kirchenbauart identifiziert werden darf), weil damit am ehesten die so wichtigen Stimmungswerte, das Verwachsen der Bevölkerung mit dem Gotteshause erreicht werden können. Daß diese Bauweise bei einer Kirche, deren Zweck und Wesen entsprechend, andere Ausgestaltung annehmen muß als bei einem Bauernhause, ist selbstverständlich. Nur mit der banausischen Vorstellung, als ob der ‚Zauber der Kunst' in äußerlichen Schmuckformen und aufgeklebten Zierraten (‚Säulen, Pfeiler, Bogen, Rosetten, Kapitäler' [sic!]) bestehe, soll man mir vom Halse bleiben. Auch die Leute ‚hinter dem Pfluge' haben denn doch mehr Verständnis für das Wesentliche und Echte.

3. Der geforderte ‚Zusammenklang mit der Umgebung' liegt nicht darin, daß die Kirchen den sie umgebenden Gebäuden gleichen, sondern daß sie zu ihnen passen, mit ihnen zusammen ästhetisch befriedigend wirken sollen. Es ist daher — von der Geschmacklosigkeit, ‚Düngerhaufen' und ‚Stallumgebung' heranzuziehen, will ich gar nicht reden — lächerlich, hier nach einem schematischen Kanon zu fragen. Deshalb führt der Kritiker auch mit all seinen Exemplifikationen Luftstreiche. Und wenn er fragt: wie paßt der Kölner Dom zu den ihn früher umgebenden Häuschen (ich habe sie noch gesehen!), wie das Ulmer Münster zu den Fachwerkgiebeln usw.? so antworte ich: prachtvoll passen sie, denn hier ist der sonst so vielfach vermißte harmonische Zusammenklang, den ich bei zahlreichen ‚stilvollen' Schablonenkirchen aus den siebziger, achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beim besten Willen nicht finden kann. Daß P. Heimanns gar nicht begriffen hat, was man ästhetisch unter ‚Zusammenklang' versteht, geht aus seinen völlig deplazierten Bemerkungen über den Altenberger Dom hervor; denn der Kontrast zwischen dem waldigen Hügelland und dem hochragenden Bauwerk ist doch kein ästhetischer Gegensatz, sondern selber wieder ein ‚Zusammenklang' eigener Art und eigenen Reizes. Was übrigens die fortwährende Berufung auf gewaltige Dome soll, wo die Frage sich um schlichteste Landkirchen dreht, ist unerfindlich.

4. Als reine Unterstellung charakterisiert sich der Versuch, mir zu unterschieben, als fordere ich die Erhaltung unzureichender, unpraktischer, ungesunder Kirchlein nur um ihrer poetischen Reize willen à tout prix. Das Gegenteil ist wahr. Nur betone ich, wenn eine Kirche ersetzt werden muß, dann muß der Ersatz die von mir genügend angedeuteten Bedingungen in ästhetischer

usw. Beziehung erfüllen. Das vermag aber irgend ein anderer ‚Stil' — sogar die vielgeschmähte, aber in ihrem Wesen so wenig erkannte ‚Moderne' — unter Umständen gerade so gut, bisweilen sogar noch besser als die angeblich ‚kirchliche' romanische und gotische Bauweise. Daß hier viele Fehler gemacht worden sind, leugnet mein Kritiker nicht; wozu also die Aufregung?

* * *

Doch um mich nicht in Einzelheiten und Nebendingen zu verlieren, stelle ich die Punkte, auf die es mir hauptsächlich ankommt, rekapitulierend so bestimmt heraus, daß jeder weiß, worauf er seine Angriffe zu richten hat:

1. Es gibt überhaupt keinen spezifischen ‚kirchlichen' Stil in der bildenden Kunst, wie es auch streng genommen gar keine ‚kirchliche' Kunst gibt. Man müßte denn annehmen, daß die Pflege und Leitung der Kunst zur wesentlichen Aufgabe der Kirche gehöre, was doch hoffentlich niemand behaupten wird, obwohl ich mich über die Verteidigung einer solchen These schließlich auch nicht mehr besonders wundern würde — in einer Zeit, wo man von gewisser Seite der Kirche nur zu gern einen direkten und formellen Einfluß auf die verschiedensten weltlichen Kulturgebiete vindizieren möchte, zum Schaden der Kirche selbst, die den einzigen Zweck hat, die Seelen zu Gott zu führen. Selbstverständlich hindert das nicht, daß die Kirche sich verständnisvoll der Kunst bei ihren gottesdienstlichen Bauten usw. bedient; und es ist stets die Ehre der katholischen Kirche gewesen, daß sie der Kunst eine Heimstätte geboten hat. Dabei steht ihr aber als Kirche — von ihren kunstverständigen Mitgliedern also abgesehen — kein anderer Einfluß auf die Kunst zu, als daß sie ihr die sachlichen, von den Erfordernissen ihrer liturgischen Zwecke gebotenen Bedingungen vorzuschreiben hat. Wie die Kunst die ihr in diesem Rahmen gestellten Aufgaben löst, ist ihre eigenste Sache und unterliegt — nach der ästhetischen Seite natürlich — nur ihren eigenen immanenten Gesetzen. Zweifellos steht es den kirchlichen Faktoren, wie jedem Bauherrn oder Besteller von Kunstwerken, frei, das Produkt anzunehmen oder abzulehnen. Aber an sich ist jede Formenweise, jeder ‚Stil', der jenes leistet, d. h. die von den kirchlichen Bedürfnissen erforderten Bedingungen erfüllt, ‚kirchlich'. Von einer ‚kirchlichen Kunst' kann man also eigentlich nur in übertragenem Sinne reden. In entsprechender Weise bedienen sich ja auch die verschiedensten anderen Faktoren der Kunst, z. B. der Staat, die Kommunen, Verkehrsgesellschaften, Private usw., ohne daß man von einer ‚staatlichen', ‚stadtlichen' u. dergl. Kunst redete. Selbstverständlich bilden sich je nach den Zwecken in den verschiedenen Zeiten bestimmte Typen heraus, sodaß man z. B. von einem Schloß- oder Burgenstil, von Kasernen-, Bahnhofs-, Rathaus-, Theater-, Hotel- usw. Stil sprechen kann. Das sind aber lediglich aus dem Gebrauchszweck, nicht aus dem Kunstzweck, hergeleitete Typen, also nicht Analogien zu den berühmten Schlagworten ‚romanisch', ‚gotisch', ‚Renaissance' usw., die als Kunstformen bei all jenen Typen zur Anwendung kommen können. In gleicher Weise können sie auch sämtlich ‚kirchlich' sein, wenn sie nur den Sachbedingungen Genüge leisten, die man an ein kirchliches Bauwerk ꝛc. zu stellen hat — was sie freilich im Einzelfall beweisen müssen.

2. Es ist ein durch nichts gerechtfertigtes Vorurteil, daß bestimmte historische Stilformen (es handelt sich um die romanischen und gotischen) allein oder doch vorzugsweise ‚kirchlich' seien* — eine Ansicht, die in ihrer praktischen Durchführung weder der Kirche noch der Kunst zum Vorteil gereichen kann, weil sie mit einer Trennung von dem lebendigen Strom

* Mit Genugtuung finde ich meine Ansicht geteilt in einem Aufsatze ‚Gotik und Kunst' von Dr. Buschbell in Nr. 10 der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung vom 7. 3. 1907.

der Entwicklung gleichbedeutend wäre. Ich leugne selbstverständlich nicht, daß gewisse Architekturformen sich besonders gut den Bedürfnissen des katholischen Gottesdienstes anzuschmiegen und unterzuordnen verstanden haben; und neue Formen hätten selbstverständlich erst den Beweis ihrer gleichen Tauglichkeit und Leistungsfähigkeit zu erbringen. Auch möchte ich das Gewicht der Tradition, zumal bei einem so konservativen Gebilde wie der katholischen Kirche, keineswegs gering anschlagen, und es liegt mir darum ferne, einem plötzlichen Bruche mit der Vergangenheit das Wort zu reden: wogegen ich mich nur sträube, das ist das eigensinnige Festhalten an erstarrten Stilformeln, die unserm modernen Empfinden nichts mehr sagen, und die Ablehnung eines jeden Fortschrittes, jeder Weiterbildung, die doch sonst jede innerlich kraftvolle Zeit aufzuweisen hat. Ich behaupte sogar — und könnte das mit den frappantesten Beispielen belegen, — daß selbst unsere scheinbar extremsten Archaisten überall da, wo sie etwas wirklich Befriedigendes geschaffen haben, im tiefsten Grunde doch (bewußt oder unbewußt) modern empfinden. Und eben dies, daß wir nicht mehr in die Haut der Alten fahren können, ist auch der Grund, weshalb ich, argwöhnisch gemacht durch den vandalisme restaurateur, — ein Wort, das ich nicht erfunden habe, — so eindringlich zur Vorsicht bei Restaurationen mahne.

3. *Auch die ‚moderne' Kunst sollte nicht grundsätzlich von kirchlichen Aufgaben ausgeschlossen werden.* Es ist ein berechtigter Wunsch, man darf sogar sagen Verlangen, daß sie nicht nur theoretisch und platonisch als im Prinzip ‚nicht unkirchlich' anerkannt werde, — eine Anerkennung, die ihr noch vielfach vorenthalten wird, — sondern daß ihr auch tatsächlich Gelegenheit geboten werde, zu zeigen, was sie auf diesem Gebiete vermag. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß die moderne Richtung (in dem bewußten spezifischen Sinne gefaßt) schon besonders imponierende Leistungen für die Zwecke des katholischen Kultus aufzuweisen hätte. Aber das liegt doch zum geringsten Teile an ihr selbst, sondern in der Hauptsache an dem äußerlichen Umstande, daß man sie von diesem Gebiete teils absichtlich ferngehalten, teils stillschweigend übergangen hat, kurz, daß man ihr fast keine bezüglichen Aufgaben gestellt hat. Erst wenn sie an konkreten Aufgaben, die selbstverständlich alle von den kirchlichen Zwecken geforderten sachlichen Bedingungen einschließen müßten, scheiterte, erst dann könnte man loyalerweise sagen, daß sie für die Kirche nicht verwendbar sei. Das wird sich aber nicht beweisen lassen — vorausgesetzt, daß man nicht lediglich mit gewissen von allen gesunden Geistern verurteilten Auswüchsen operiert, die mit dem Wesen der modernen Kunst nichts gemein haben; diese ihr einseitig vorzurücken, ist kein sehr gerechtes Verfahren, zumal wenn man beliebt, das was an ihr echt und lebenskräftig ist, und was sich als solches bereits erprobt hat, einfach zu ignorieren. Die evangelische Kirche ringt sich in dieser Beziehung allmählich zu einem vorurteilsfreieren Standpunkt durch, wie z. B. ein interessanter Vortrag des Provinzialkonservators Prof. Clemen, gehalten 1906 auf dem II. Kongreß für protestantischen Kirchenbau in Dresden,* erfreulicherweise zeigt. Bei der konservativen, das Traditionelle pietätvoll pflegenden Art des Katholizismus sehen dessen leitende Faktoren viel leichter in jeder Evolution eine Revolution, auch da, wo es sich nicht um Dogma oder Disziplin handelt; und das hat ja nach einer Seite sein Gutes. Man kann aber auch zu weit darin gehen; und ich meine, man geht heute hie und da hinsichtlich der Kirchenarchitektur im Konservatismus recht weit. Frühere Zeiten, die man heute mit Emphase als ‚die Zeiten des Glaubens' zu bezeichnen liebt, waren darin viel weitherziger; denn seiner Zeit waren romanische Bauweise, Gotik, Renaissance usw. bei ihrem Aufkommen doch auch ‚modern' und folglich ‚revolutionär'. Wenn

* Abgedruckt in Nr. 2, IV. der Zeitschrift ‚Die Kirche', die manche interessante Entwürfe ‚moderner' Kirchenbauten, auch katholischer, bringt.

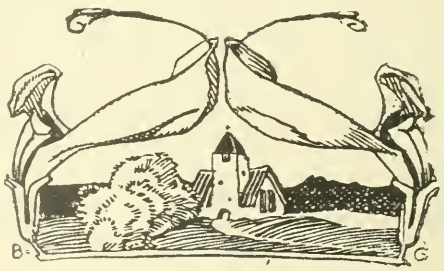
man sie hätte als ‚nicht kirchlich' verschreien wollen, so wären sie nicht durchgedrungen. Ich meine aber, was jenen Zeiten, die ihre Kirchen ihrem ästhetischen Empfinden entsprechend bauten, recht war, das sollte unserer Gegenwart billig sein. Man lasse also die ‚Moderne' (im guten Sinne) unter gleichen Bedingungen mit in Konkurrenz treten, und es wird sich von selbst herausstellen, ob sie für die Kirche brauchbar ist. Für meine Person bin ich — nach den Ansätzen, die sich namentlich in Süddeutschland zeigen — überzeugt, wenn man den modernen Künstlern Gelegenheit gibt und Zeit läßt, wird sich ein neuzeitlicher Kirchenbautypus herausbilden. Einstweilen gebe ich mich freilich, aus meiner Kenntnis der Verhältnisse heraus, keineswegs ausschweifenden Hoffnungen hin. Was aber zwanglos erreicht werden könnte, das ist die Berücksichtigung wenigstens der modernen Ausstattungs- und Kleinkunst; ihr die Wege in unsere Kirchen zu bahnen, wäre die zunächstliegende Arbeit.

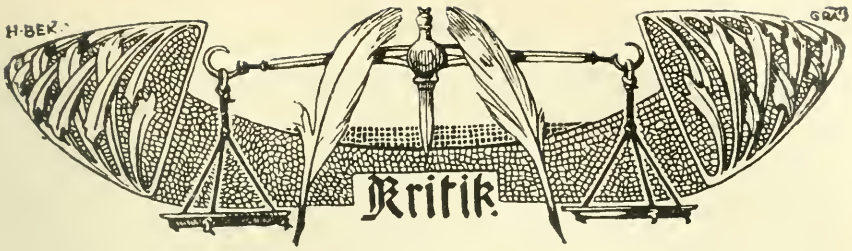
Die vorstehenden drei Punkte, die den Kern der ‚kirchlichen' Stilfrage bilden, wollte ich zur Diskussion stellen; und es kann mir nur erwünscht sein, wenn sie recht eingehend debattiert werden, zumal da ich mit der Absicht liebäugele, nach Abschluß der klärenden Erörterung den ganzen Gegenstand ausführlich und im Zusammenhang mit der neueren Kultur- und Kunstentwicklung in einer Monographie zu behandeln.

* * *

P. S. Das Vorstehende war längst geschrieben, als mir der ausgezeichnete Aufsatz ‚Kunst und Kirche' aus der Feder von J. A. Lux im Aprilheft zu Gesicht kam, mit dessen Grundauffassung ich völlig übereinstimme, und den ich freudigst begrüße, weil er meine Aufstellungen harmonisch ergänzt und lebensvoll illustriert.

Johannes Rumbauer.





Vom deutschen Zentrum.

Professor Martin Spahn hat eine Studie* über das deutsche Zentrum veröffentlicht. Geistreich pointiert wie alles, was der Verfasser schreibt, hat sie viel Beifall und Zustimmung gefunden. Ein abweichendes Urteil wird daher überraschen und Widerspruch hervorrufen. Es soll trotzdem im folgenden kurz begründet werden, zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit, was die Vergangenheit, zur Ausräumung verhängnisvoller Täuschungen, was Gegenwart und Zukunft angeht.

Merkwürdig: den Historiker scheinen die großen und kleinen geschichtlichen Faktoren nicht zu interessieren, welche das Zentrum als ein historisches Gebilde entstehen ließen. Für ihn ist es eine Partei, welche vorschauende politische Weisheit gemacht hat, zuerst der geniale Windthorst, dann dessen kluge Nachfolger, von denen Lieber ausdrücklich genannt wird. Im Halbdunkel der bundesstaatlich-konstitutionellen Vereinigung, der er im norddeutschen Reichstage angehörte, hatte Windthorst gewartet, so heißt es auf Seite 32. ‚Die Partei aber, auf die er wartete, sollte dem Geiste des deutschen Verfassungsrechts entsprechen, ihre parlamentarische Wirksamkeit zugleich auf gefestigte konstitutionelle Grundlagen stellen und sich den werdenden Bedürfnissen der Nation mit der Schmiegsamkeit praktischer Politik anpassen können.‘ Glaubt Spahn wirklich, die Eigenart des Zentrums damit erschöpfend angegeben zu haben?

Und woher kam ihm denn die Partei, wie entstand sie ursprünglich, was machte sie notwendig? Darüber bleiben wir völlig im Dunkeln. Der Artikel wird erwähnt, welchen ‚einer der hervorragendsten Führer der katholischen Partei‘ — es war Peter Reichensperger — am 11. Juni 1870 in der ‚Kölnischen Volksztg.‘ veröffentlichte. Im Hinblicke auf die bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause wurde darin ein Programm für die katholische Bevölkerung Preußens entworfen. Von den fünf Punkten, die es enthielt, müssen die beiden ersten auch hier mitgeteilt werden. Sie fordern: 1) ‚Aufrechterhaltung der durch die preußische Verfassungsurkunde gewährleisteten Selbständigkeit der Kirche in Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten, insbesondere auch hinsichtlich der Bildung und Entwicklung kirchlicher Gesellschaften; 2) Abwehr aller gegen den konfessionellen Charakter des Volksunterrichts gerichteten Bestrebungen und Angriffe zur Sicherung des heiligsten Rechts der christlichen Familie, sowie endlich Verwirklichung der verfassungsmäßig verheißenen Unterrichtsfreiheit.‘ Spahn ist mit dem Programm wenig zufrieden. Er findet auffallend, ‚daß von der Selbständigkeit der Kirche,

* Das deutsche Zentrum. Von Martin Spahn. In der Sammlung ‚Kultur und Katholizismus‘. Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung, Mainz und München.

der Freiheit des Unterrichts, der Selbstverwaltung von Gemeinde, Kreis und Provinz, dem Schutze der Rechte der Einzelstaaten die Rede ist,' ‚dagegen der Staat gar keine Rolle spielt'. Das Programm ist ihm eine ‚unverfälschte Kundgebung der alten liberalen Auffassung vom Wesen des Parlaments, die auch den Katholiken geläufig war'. Vor allem aber nimmt er Anstoß daran, daß der Aufruf deutlich an die alte ‚katholische Fraktion' des Abgeordnetenhauses anknüpft. Auf diese ist er nicht gut zu sprechen. Stimmt er auch nicht ausdrücklich denen bei, welche darin ‚ein gewaltsames Sichaussondern und eine Herausforderung an die nichtkatholischen Bürger' erblicken wollten, so gilt sie ihm doch als eine ‚zeitweilige Anormalität', der ‚Ausdruck einer dem preußischen Staatsgebilde anhaftenden Unvollkommenheit'. Die beiden Provinzen, aus denen die Fraktion sich rekrutiert hatte, seien damals mit dem Ganzen des preußischen Staatsorganismus noch nicht zu voller nationaler Einheit verwachsen gewesen. Sie führten ‚ein Sonderleben nach der unpolitischen Weise der Kleinstaaten'. Das ist schwerlich richtig und keinenfalls trifft es den Kern der Sache. Wenn die katholischen Rheinländer und Westfalen sich nicht mit der gleichen Rückhaltlosigkeit und Wärme als Preußen fühlten, wie die Söhne der östlichen Provinzen, so war der konfessionelle Gegensatz die Ursache, und wenn Abgeordnete dieser Provinzen sich zu einer besonderen parlamentarischen Fraktion zusammentaten, so bestimmte sie dazu der Umstand, daß für zahlreiche Beschwerden der Katholiken über nicht ausgeführte Versprechungen und schreiende Ungleichheit in der Behandlung Abhilfe nur auf dem Wege parlamentarischer Wirksamkeit zu erhoffen war. Ihren signifikanten Ausdruck hatten diese Bestrebungen in dem Antrage Otto vom Jahre 1853 gefunden. Daß es der auf konfessioneller Basis errichteten Vereinigung nicht gelungen war, sich zu einer politischen Partei im vollen Sinne durchzuarbeiten und ihr insbesondere die Konfliktsjahre verhängnisvoll wurden, ist richtig, trotzdem hatte Peter Reichensperger allen Grund zu seinem Vorgehen, und es war kein Anachronismus, wenn er an die frühere Parteibildung anknüpfte. Man erinnere sich doch an die Vorgänge im preußischen Abgeordnetenhause am Schlusse der abgelaufenen Legislaturperiode!

Im Sommer 1869 hatte in der Berliner Vorstadt Moabit der sogenannte Klostersturm stattgefunden, ein Pöbelexzeß, wie er in jeder Großstadt aus geringfügigem Anlasse sich ereignen kann. Aber im Anschlusse daran und wohl auch unter der Nachwirkung des in Worms abgehaltenen Protestantentages, waren bei dem preußischen Abgeordnetenhause Petitionen eingegangen, welche Aufhebung der Klöster forderten. Die Kommission, welcher dieselben in herkömmlicher Weise zur Vorberatung überwiesen waren, trat in großer Mehrheit dem Verlangen der Petenten bei und vertrat im Gegensatze zu den Ausführungen des Regierungskommissars den Standpunkt, daß die Zulassung der Klöster in Preußen der rechtlichen Unterlage entbehre. Berichterstatter war der Abgeordnete Gneist. Zu einer sachlichen Behandlung im Plenum kam es nicht, weil die Majorität des Hauses eine solche nicht wünschte. Um so interessanter waren die Geschäftsordnungsdebatten vom 8. und 9. Februar 1870. Der Reihe nach verlangten P. Reichensperger, Mallinckrodt und — Windthorst, daß der Petitionsbericht zur Diskussion gestellt werde. Letzterer, der nach Spahn als Mitglied des Reichstags im Halbdunkel der bundesstaatlich-konstitutionellen Fraktion auf die neue Partei wartete, trat hier, im preußischen Abgeordnetenhause, mit solchem Nachdrucke hervor, daß es ihm einen Ordnungsruf des Präsidenten eintrug. Von dem Kommissionsberichte hatte er gesagt, daß ihm in seinem langen parlamentarischen Leben kein Schrift-

stück vorgekommen sei, welches ‚gegen einen großen Teil der Bevölkerung mehr provokatorische Beleidigungen enthalte', und mit den Worten geschlossen: ‚Wir können den uns hingeworfenen Fehdehandschuh so nicht liegen lassen.' Weit über den einzelnen Anlaß hinaus bezeichnet dieser Satz die Situation. Die preußischen Katholiken, an ihrer Spitze Männer wie die drei genannten Abgeordneten sahen, welche Angriffe sich gegen ihre Rechte und Freiheiten vorbereiteten und waren zur Abwehr entschlossen. In dem von P. Reichensperger entworfenen Programm kommt dies zum Ausdruck. Auch die zweite der dort formulierten Forderungen war durch bestimmte Vorkommnisse veranlaßt.

Am 3. Dezember 1868 war die Mehrheit des Abgeordnetenhauses einer Petition des Breslauer Magistrates beigetreten, welche die Errichtung einer konfessionslosen Schule verlangte. In der gleichen Sitzung wurde das Verlangen der katholischen Bürgerschaft Breslaus verworfen, welches auf Errichtung einer katholischen städtischen Realschule gerichtet war. Man sah deutlich, wohin die liberale Partei steuerte, nachdem sie ihren Frieden mit Bismarck gemacht hatte.

Als eine Partei der Abwehr war die zu begründende Partei von Anfang an gedacht. Daran änderte nichts, daß auf Versammlungen in Essen und Soest das Programm durch den Hinweis auf soziale Aufgaben der Gesetzgebung ergänzt wurde. Die soziale Frage bildete seit Jahren ein ständiges Thema der katholischen Generalversammlungen, aber die Erörterungen trugen noch auf Jahre hinaus ein akademisches Gepräge. Als eine Partei der Abwehr trat sie unter dem Namen Zentrum (Verfassungspartei) nach den im November 1870 erfolgten Wahlen ins preußische Abgeordnetenhaus ein. Von ihr ging sodann der Anstoß zur Bildung der Zentrumsfraktion des Reichstags aus. In einem Aufrufe vom 11. Jan. 1871 forderte sie die Wahl von Männern, ‚welchen das Wohl aller Volksklassen wie aller das deutsche Reich bildenden Stämme am Herzen liegt, welche die bestehenden Besonderheiten nur insoweit der Einheit geopfert sehen wollen, als dieselben nachweislich dem Ganzen zu Schaden gereichen, welche endlich — wie die politische — so auch die kirchliche Freiheit und das Recht der Religionsgesellschaften gegen mögliche Eingriffe der Gesetzgebung sowohl als gegen feindliche Parteibestrebungen entschieden gewahrt wissen wollen.' Die gleichen Forderungen, nur etwas genauer präzisiert, kehren in dem Programm wieder, welches die aus den Reichstagswahlen hervorgegangene Fraktion im Frühjahr 1871 veröffentlichte. Unter Ziffer 1 erscheint die Aufrechterhaltung des föderativen Charakters der Reichsverfassung. Unter Ziffer 2 heißt es wörtlich: ‚Das moralische und materielle Wohl aller Volksklassen ist nach Kräften zu fördern; für die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reichs ist die verfassungsmäßige Festsetzung von Garantien zu erstreben und insbesondere das Recht der Religionsgesellschaften gegen Eingriffe der Gesetzgebung zu schützen.' Zwanzig Mitglieder des preußischen Zentrums, darunter Savigny, die beiden Reichensperger, Mallinckrodt, Windthorst, Schorlemer-Alst, waren zugleich Mitglieder der Reichstagsfraktion; Savigny, Peter Reichensperger, Mallinckrodt und Windthorst gehörten da wie dort zum Vorstande. So bestand von Anfang an zwischen beiden Fraktionen der denkbar engste Zusammenhang grundsätzlicher und persönlicher Art. Und dabei blieb es durch alle die Jahre hindurch. Kämpfe wie Erfolge der einen blieben niemals ohne Rückwirkung auf die andere. Auffallenderweise ist hiervon bei Spahn so gut wie keine Rede. Aber die Eigenart der Reichstagsfraktion ist ohne Berücksichtigung jenes engen Zusammenhanges nicht zu verstehen. Hätte es ihr selbst an Anlässen

gefehlt, sich als eine Partei der Abwehr zu betätigen, so würden die Aufgaben der Fraktion des Abgeordnetenhauses sie immer wieder daran erinnert haben.

Noch auffallender ist, wenn Spahn zu glauben scheint, Parteibildungen auf konfessioneller Grundlage und mit kirchen-politischen Zielen seien süddeutsches Gewächs. Richtig ist, daß in Baden schon seit Beginn der fünfziger Jahre kirchliche Fragen und konfessionelle Gegensätze das öffentliche Leben bewegten und bestimmten, daß in Hessen noch vor dem Kulturkampfe im Reiche und in Preußen die liberale Partei in ihrem Kampfe gegen das Ministerium Dalwigk zugleich ihrem Hasse gegen die katholische Kirche Luft machte. Aber ‚Ansätze kirchenpolitischer Parteibildung' gab es weder da noch dort. Soweit nicht die Verteidigung der kirchlichen Interessen von den kirchlichen Organen selbst geführt wurde, waren es höchstens einzelne Persönlichkeiten, welche in der Kammer dafür eintraten, so Buß in Baden, Seitz in Hessen. In Bayern aber lagen die Dinge überhaupt anders. Hier war der entscheidende und die Parteileidenschaft aufrüttelnde Gegensatz der zwischen altbayrisch-konservativ und preußenfreundlich-liberal. Nicht darüber ärgerte man sich in Bayern, daß die von Max II. berufenen Dichter und Gelehrten Protestanten, sondern daß es ‚Nordlichter' waren, und noch viele Jahre später machte der extreme Flügel des altbayrischen Partikularismus gar kein Hehl daraus, daß ihm ein liberaler Bayer immer noch erwünschter war, als ein preußischer Katholik. Hätte es in Süddeutschland Ansätze zu kirchenpolitischer Parteibildung gegeben, sie hätten schon 1868 bei den Wahlen zum Zollparlament in die Erscheinung treten müssen. Aber in Bayern wählten damals die späteren Zentrumswahlkreise ‚bayrisch-konservativ'; mit dieser Etikette erschienen die späteren Zentrumsabgeordneten Freiherr von Aretin, Freiherr zu Frankenstein, Freytag, Freiherr von Hafenbrädl, Krätzer, Freiherr von Ow in Berlin. In Württemberg nannte sich das spätere Zentrumsmitglied Probst ‚großdeutsch'. Hessen sandte nur Liberale verschiedener Schattierung, und wenn der Badener Lindau als ‚klerikal' verzeichnet wurde, so lag dies nicht daran, daß dort eine organisierte klerikale Partei im öffentlichen Leben bestanden hätte, sondern daran, daß man für den keiner politischen Partei angehörenden katholischen Volksmann eine andere Bezeichnung nicht hatte. Spahn sagt: ‚In den kleinen deutschen Staaten fristeten die Ansätze kirchenpolitischer Parteibildungen ihr Dasein noch weiter, bis die vorbildliche Entwicklung des Parteiwesens im Reich sie zwang und zwingt, den konfessionellen Charakter zunächst satzungsgemäß, allmählich auch tatsächlich abzustreifen.' Das Umgekehrte ist das Richtige! Nicht nur den Namen entlehnten die bayerische, württembergische badische und hessische Zentrumsfraktionen von dem Zentrum in Berlin, sondern sie hatten von dort auch gelernt, sich auf kirchenpolitische Grundsätze zu stellen und diese im parlamentarischen Kampfe zu verteidigen oder zu verwerten. Noch in den achtziger Jahren unternahm es das bayerische Zentrum, nachdem es kurz zuvor seinen alten Namen der patriotischen Partei aufgegeben hatte, auf diesem Wege das Ministerium Lutz zu Fall zu bringen.

Die Süddeutschen, welche 1871 zum Zentrum kamen, suchten in erster Linie Schutz und Rückhalt für ihren Gegensatz gegen preußischen Unitarismus. Nur wenigen mag der Gedanke aufgegangen sein, daß in dem seit 1866 völlig veränderten Deutschland und bei der weitgehenden Verschiebung des konfessionellen Verhältnisses innerhalb der Bevölkerung eine politische Organisation der deutschen Katholiken nötig geworden sei. Nicht sie waren es, die den konfessionellen Einschlag brachten.

Spahn meint, daran habe man bei der Begründung der Partei nicht oder nicht ernstlich gedacht, ‚daß man eine dauernde Oppositionsstellung mit der Front gegen die Regierung beziehen werde.' Von den preußischen Mitgliedern trifft dies nicht zu. Savigny, Mallinckrodt, die beiden Reichensperger und erst recht Windthorst waren schwerlich im Unklaren, daß es auch im Reiche zu schweren Kämpfen kommen werde, und eine Oppositionsstellung der Regierung gegenüber war ihnen nichts neues oder unbehagliches. Der Bischof von Mainz freilich hoffte auf die Regierung. Er sah den Feind im Liberalismus und seinen Vertretern, deren kleinliche Böswilligkeit er in Hessen kennen gelernt hatte. Sein Ideal waren die Bestimmungen der preußischen Verfassung, welche die Selbständigkeit der katholischen Kirche gewährleisteten. Diese wollte er in die Verfassung des neuen Reichs aufgenommen wissen. Was er demnächst in Berlin erfuhr, gehörte zu den bittersten Enttäuschungen seines Lebens. Der Versuch, welchen das Zentrum in der bezeichneten Richtung unternahm, schlug fehl. Aber noch vor der ‚Grundrechtsdebatte', welche in den ersten Tagen des April stattfand, hatte sogleich bei Beginn des Reichstags die Adreßdebatte ein grelles Licht auf die Situation geworfen. Sie war nach Kettelers Ausdruck ‚entscheidend und verhängnisvoll für die Stellung der überwiegend protestantischen Majorität bei allen Verhandlungen, welche nach irgend einer Seite mit konfessionellen Fragen in Zusammenhang standen'.

Überraschender aber als alles Bisherige ist, was Spahn über die Bedeutung des Kulturkampfes für das Zentrum zu sagen weiß. Hier stellen sich ihm die Dinge förmlich auf den Kopf. Nach seiner Auffassung war Bismarck allein der Verantwortliche. Seine gewaltige Imperatorennatur ertrug kein Parlament als selbständigen Machtfaktor. Die liberale Opposition der sechziger Jahre hatte er besiegt. Der größere Teil der früheren Gegner folgte jetzt der Führung des Reichskanzlers. Ein anderer Teil, die Fortschrittspartei, schreckte ihn nicht; sie war ein mehr lästiger als gefährlicher Gegner. Aber das Zentrum! Wäre es die alte katholische Fraktion gewesen, ‚auf konfessioneller Grundlage errichtet, ohnmächtig, von den übrigen Parteien und von der positiven Teilnahme am Staatsleben abgeschnitten,' — er würde sich nicht darum gekümmert haben. Statt dessen sah er sich gegenüber ‚einer großen, wohlgeordneten politischen Partei mit selbstständigem Programm, unter der Führung eines Mannes, dessen bedeutende Eigenschaften er durch amtliche und parlamentarische Verhandlungen der letzten Jahre kannte'. ‚Das Parlament ... als gleichberechtigter politischer Faktor, als organisierte Volksvertretung gewann für Bismarcks scharfes Auge in dem kleinen Manne zum ersten Male während der deutschen Verfassungsgeschichte Leben, Bedeutung. Er nahm diese Tatsache zunächst persönlich, Windthorst konnte nur vorhaben, ihn zu stürzen. Aber in dem Maße, wie er seinen Willen und sein Genie mit dem Wohl des Reiches ehrlich zu identifizieren gewohnt war, fand er auch das Reich gefährdet.' Darum also unternahm er den Kulturkampf, den Kampf gegen die katholische Kirche, ihre Diener und Würdenträger, ihre Organisation und ihr innerstes Leben, gegen ein starkes Drittel der Bevölkerung des neuen Reiches, — nur um dem Zentrum das Wasser abzugraben, um sich den lästigen parlamentarischen Einfluß vom Halse zu schaffen!

Allen Respekt vor der Reichstagsfraktion jener Tage, und Windthorst, der Unvergeßliche und Unvergleichliche in allen Ehren, — aber das klingt doch stark nach Überschätzung. Was bedeutete denn das 67 Mann starke Zentrum, trotz der Kapazitäten, über welche es verfügte, gegenüber der großen Majorität des Reichs-

tags, auf deren Gefolgschaft Bismarck zählen konnte? Nichts! Es war eine Partei der Abwehr, und die Reden seiner großen Führer verbreiteten weithin im Lande Klarheit über den unverfälschbaren Sinn der kirchlichen Grundsätze und die Pläne und Tücken der Gegner. Praktische Erfolge waren nicht zu erreichen. Von jeder positiven Mitarbeit waren die Mitglieder tatsächlich ausgeschlossen. Wie sehr der Kanzler Windthorst haßte, wissen wir aus seinem eigenen Munde; ob er ihn je als ebenbürtigen Gegner anerkannt hat, steht dahin. Außerdem hatte Windthorst dazumal noch gar nicht die Führung; erst als Mallinckrodt im ersten Jahre der zweiten Legislaturperiode gestorben war und Franckenstein nach dem Tode Savignys den Vorsitz übernahm, fiel sie ihm unbestritten zu. Der Ärger über die neue Partei und den Welfen in ihr hat zweifellos bei Bismarck mitgewirkt; für sich allein hätte er ihn nicht zum Kulturkampf getrieben, und als einen Kampf gegen den Parlamentarismus hat er diesen gewiß nicht aufgefaßt.

Spahn meint sodann den Kulturkampf auch darum beklagen zu müssen, weil durch ihn ‚das Zentrum in seiner Entwicklung als politische Partei beeinträchtigt wurde'. Bisher glaubte man umgekehrt, das Zentrum verdanke dem Kulturkampf seine Stärke und innerliche Geschlossenheit. Er gab das Feuer, in welchem die nach Stammeszugehörigkeit und sozialer Stellung, nach beruflichen und wirtschaftlichen Interessen so ganz verschiedenen Elemente zusammengeschmiedet wurden. Weil man jahrelang treue Waffenbrüderschaft gehalten, weil man die heiligsten Überzeugungen in schwerer Zeit gemeinsam vertreten und verteidigt hatte, darum wollte und darum *konnte* man auch späterhin zusammenbleiben. Die hundertköpfige Fraktion war ein einheitliches Ganzes geworden. Kein Führergenie und keine planmäßige Erziehung hätte sie dazu machen können, am wenigsten, wenn hierfür dasjenige leitend gewesen wäre, was sich der Verfasser als Gedanken Windthorsts zurecht legt. Auf eine staatsrechtliche oder politische Theorie läßt sich keine Partei aufbauen. Ihr Zustandekommen erheischt wirksamere Impulse, die jeder einzelne in sich erleben kann und die sich im Kontakt mit den Wählermassen steigern und verstärken. Aber die *geschichtlich gewordene* Partei konnte sich getrost auch unter veränderten Verhältnissen der Führung des Mannes anvertrauen, dessen Weitblick und dessen nie versagende erfinderische Taktik sie in den Tagen des Kampfes kennen gelernt hatte.

Eine *politische* Partei aber war das Zentrum von allem Anfang an. Es wollte eine politische Partei sein nach seinem Programm und nach den Absichten seiner Führer. Das hat schon Bischof Ketteler in seiner Schrift vom Jahre 1872 nachdrücklich geltend gemacht. Durch die geschichtliche Entwicklung aber ist es erst recht dazu geworden. Der lange Kampf gegen die Regierung und gegen die Majoritätsparteien machte es naturgemäß zu einem der vornehmsten Hüter des verfassungsmäßigen Rechts. Niemals konnte es der Partei in den Sinn kommen, an der Grundlage zu rütteln, auf der sie stand. Aus ihrer Zusammensetzung erwuchs ihr die Aufgabe, bei jeder großen Frage zunächst in sich selbst den Ausgleich der verschiedenen Meinungen und Interessen zu suchen und so einer jeden gegenüber eine eigene positive Stellung zu gewinnen. Neue politische Pflichten fielen ihr zu, als die geschichtliche Entwicklung sie in die Rolle einer führenden und ausschlaggebenden Partei versetzt hatte. Nach M. Spahn gewinnt es den Anschein, als ob es dies der politischen Weisheit seiner Führer verdankt hätte. Darin läge nicht nur eine Verkennung der Tatsachen, sondern zugleich eine verhängnisvolle Täuschung. Nicht das überragende Talent Windthorsts, welcher zu-

dem am 14. März 1891 starb, noch die überraschende Sachkenntnis Liebers in Marinefragen, noch Spahns, des Vaters, juristische Technik, noch Hitzes sozialpolitische Detailarbeit konnten der Partei diese Stellung verschaffen. Herbeigeführt wurde dieselbe vielmehr durch den unaufhaltsamen Niedergang der nationalliberalen Partei und das wachsende Anschwellen einer radikalen Linken. So wurde das Zentrum, die Partei der Mitte und zugleich die numerisch stärkste Partei, der unentbehrliche Bestandteil jeder Majoritätsbildung im Reichstag und damit diejenige Partei, auf welche die Regierung notgedrungen sich stützen mußte.

Trotzdem durfte der Ausspruch nie vergessen werden, welchen Windthorst am 8. Mai 1879 im Reichstage tat, als der Umschwung in der Wirtschaftspolitik zum ersten Male eine Änderung in der Stellung der Parteien gebracht hatte: ‚Wir sind heute, was wir gestern waren und werden morgen sein, was wir heute sind.' Das Zentrum im Reichstage war und ist die politische Organisation der deutschen Katholiken. Wohl wünschten und hofften schon die Begründer, daß auch Angehörige anderer Konfessionen beitreten möchten. Das Programm, welches die kirchliche Freiheit niemals im Sinne einer Privilegierung der katholischen Kirche verstanden wissen wollte, war kein Hindernis. Die historische Entwicklung, das Zurücktreten der religiösen Fragen in den Verhandlungen des Reichstags, die grundsätzliche Stellung, welche die Fraktion den wichtigsten verfassungsrechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen gegenüber einnahm, hätten den Beitritt Andersgläubiger fördern müssen. Er ist trotzdem zu keiner Zeit in nennenswertem Umfange erfolgt. Die letzten Wahlen haben die hannoverschen Hospitanten bis auf einen einzigen beseitigt.

Hier liegt der Punkt, wo Spahn weit über das Ziel hinausschießt. Oder richtiger: er übersieht die Imponderabilien, welche das Parteileben der Völker am tiefsten zu beeinflussen pflegen.

Die ‚Konfessionalität der sie tragenden Volksbewegung' gab, wie er meint, der jungen Fraktion ‚eine schmale und in Deutschland besonders bedenkliche Basis'. Dies soll sich Windthorst niemals verhehlt haben, während andere, vor allem Mallinckrodt, ‚im Innersten in dem Gedankenkreis der katholischen Fraktion standen.' Auch zwangen gerade die ersten Entwicklungsjahre das Zentrum des Reichstags, sich fast ausschließlich auf kirchenpolitischem Gebiete zu betätigen und seine Kräfte in konfessionellen Streitigkeiten aufzureiben. Aber das konnte anders werden, wenn die Verhältnisse sich änderten. ‚Eine Parteidoktrin schleppte es nicht hinter sich, es war frei, reale Politik zu treiben' und dereinst ‚dem Reiche eine seiner Verfassung durchaus entsprechende Partei zu bilden und seine Entwicklung begeistert zu pflegen'. Im Anfang der neunziger Jahre war dieses Ziel erreicht. Bei der Beratung der Heeresvorlage erklärte Lieber seine Partei ‚*unter Ausschaltung jedes konfessionellen Elements als föderative und sozialpolitische Reichspartei*'. Das Erbe Windthorstscher Politik soll er damit übernommen haben. Und nun brach eine herrliche Zeit an. Unter Hohenlohes Kanzlerschaft fiel der Schwerpunkt des politischen Lebens in den Reichstag. Seine Präsidialgeschäfte übernahm im März 1895 das Zentrum an Stelle der Konservativen. Spahn erwähnt die besonderen Umstände nicht, unter welchen sich der Wechsel vollzog. Das Zentrum ‚übernahm zugleich den Hauptanteil an der gesetzgeberischen Arbeit des Reichstags, übte auch auf deren formelle Behandlung wie materielle Gestaltung den stärksten Einfluß aus'. Zugleich schwand der Gegensatz zwischen den Parteien. ‚Ein Zusammenarbeiten von Zentrum, Konservativen und

Nationalliberalen wurde die Regel. Stetigkeit kam in die Gesetzgebung wie in die Budgetpolitik.' ‚Schon verbreitete sich ein ruhiges Behagen in den an der Gesetzgebung beteiligten Faktoren.'

Wer sich in Zentrumskreisen solch ruhigem Behagen hingegeben hätte, wäre durch die Vorkommnisse der letzten Wochen und Monate unliebsam aufgerüttelt worden. Zu seiner peinlichen Überraschung hätte er erfahren müssen, wie wenig in Wahrheit das konfessionelle Element aus dem deutschen Parteileben ausgeschaltet ist. ‚Ich hätte nicht geglaubt, daß die Katholikenpartei so verhaßt sei,' schrieb Harden in der ‚Zukunft'. Mit wachsendem Unmute hatte man vielenorts die ausschlaggebende Stellung der Partei ertragen, den vielen und großen Leistungen zum Trotz, auf welche sie sich berufen konnte. Eigene Kampfesorganisationen bliesen in das glimmende Feuer. Vielleicht hat Spahn davon gehört, wenn es auch zu seinen Lieblingsgedanken nicht paßt, daß sich Windthorst stets gegen die Übernahme des Reichstagspräsidiums durch das Zentrum ausgesprochen hatte. So sehr war er nach dieser Richtung hin der ‚schmalen Basis' eingedenk geblieben. Trotz der tadellosen Amtsführung des Grafen Ballestrem verstummte die ärgerliche Klage darüber nicht, daß im Lande der Reformation ein Katholik an solcher Stelle stehe. Für die nach Tausenden zählenden Vertreter einer naturalistischen Weltanschauung war die Führerschaft des Zentrums das deutlichste Zeichen der über Deutschland brütenden Reaktion. Das brach nun alles hervor.

Zum Glücke aber hatte sich das Zentrum doch nicht völlig ‚über die Volksbewegung erhoben, der es seine Wahlen verdankte'. Pflegte auch im Reichstage seit langem fast nur von Armee und Marine, von sozial-, wirtschafts- und finanzpolitischen Fragen die Rede zu sein, so spielten doch in den Landesvertretungen, und nicht nur in Süddeutschland, wie man nach Spahns Darlegung vermuten könnte, sondern ganz besonders auch in Preußen, Kirchen- und Schulpolitik eine große Rolle. Zum Glück kamen die Wähler nicht auf den Gedanken, daß die Zentrumspolitik, der sie bisher angehangen hatten, die in Volksversammlungen und der Presse (nach Spahn ist dieselbe bis jetzt ‚mehr katholische als Zentrumspresse' gewesen) vertreten wurde, nur gleichsam die exoterische sei, und es daneben noch eine esoterische, von dem großen Windthorst eigentlich gewollte und von den Diadochen in die Tat übersetzte Zentrumspolitik gebe. Wäre das Zentrum wirklich nichts als eine ‚sozialpolitische und föderative Reichspartei', es hätte gegenüber dem Frontwechsel des Reichskanzlers, dem Aufmarsch der feindlichen Parteien und der zweifellos wirksamen nationalen Parole sich nicht in seiner alten Stärke behaupten können. Zumal auch in den Kreisen seiner Wähler Zweifel über die Richtigkeit der Aktion vom 13. Dezember aufgetaucht sein mochten. Aber die katholischen Wähler blieben ihm treu, weil sie darin ihre politische Organisation erblickten, als Partei der Abwehr entstanden, durch den Kulturkampf stark geworden, aber auch heute noch berufen, wo es nottut, ihre besonderen Interessen parlamentarisch zu vertreten.

An Tatsachen läßt sich nicht rütteln. Das Zentrum ist die politische Organisation der deutschen Katholiken; von da stammt ihm seine Kraft, ebenso aber auch die Grenze seiner Machtsphäre. Spahn spricht von der Möglichkeit, daß sich eine andere ‚große Verfassungs- und sozialpolitische Partei' bilden könne. Vielleicht kommt sie jetzt und erfüllt damit die Wünsche des Fürsten Bülow. Das Zentrum aber bleibt, was es war. Eine politische Partei, mit politischem Programm, mit politischen Grundsätzen, politischen Aufgaben und Zielen, keine religiöse oder

konfessionelle Partei in dem Sinne, daß es ausschließlich katholische Interessen zu vertreten oder politische Fragen unter kirchlichen Gesichtspunkten zu bemessen hätte. Aber es ist als die historisch gewordene Organisation der katholischen Minderheit in Deutschland eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage, ganz ebenso wie es politische Parteien auf nationaler oder gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Grundlage gibt oder geben kann. Die praktischen Konsequenzen daraus mögen diejenigen ziehen, die es angeht.

V. E. T.

Sehne dich und wandere!

Wo über die Macht der Gewohnheit — Vernunft Herrin geworden, da herrscht — Glück.

Der edelste Ausdruck menschlichen Mutes ist — Liebe zur Wahrhaftigkeit.

Viele Eltern und Erzieher gebärden sich so, als wären sie berufen, den Kindern das heillose ‚Sichfürchten' beizubringen.

Stolzes Ehrgefühl ist im Grunde weiter nichts als das freudige Bewußtsein, seines Lebens wert zu sein.

Wer Menschen nur mit dem Verstande gerecht werden will, der verneint notwendig das Beste und Tiefste ihres eigentümlichen Wesens.

Der Erzieher ist der Bildner innerer Menschlichkeit. In dieser Erkenntnis reicht er dem Künstler die Hand und arbeitet gemeinsam mit ihm; jener in der Menschenseele gut vorbereitend, dieser in ihr schön erfüllend.

Hermann von Blomberg.

Um die Ideale des Papsttums.

Bereits durch drei Nummern der altangesehenen ‚North American Review' (vom 4. Jan. bis 15. Febr.) zieht sich an führender Stelle eine Auseinandersetzung über die Ideale des Papsttums, wie sie unter Wahrung gleich beneidenswerter Denkweite und Freimütigkeit in einem deutschen interkonfessionellen Organ nimmermehr sich abspielen könnte. Es ist dies nicht nur ein Beweis für das weit lebhaftere Interesse, mit welchem die führenden Kreise der angloamerikanischen Geisteswelt an allen Angelegenheiten religiösen und ethischen Gehalts teilnehmen, es bezeugt sich darin auch die weit größere Bereitwilligkeit, mit der man dort trotz manchen ‚No popery'-Geschreis die geheiligte Würde und weltgeschichtliche Mission des Papsttums anerkennt und einer Einigung der Christenheit unter seiner Zentralleitung entgegenhofft. Am charakteristischsten kommt das in besagter Diskussion dadurch zum Ausdruck, daß an dritter Stelle nach zwei Katholiken auch ein Protestant eingreift, Professor Charles August Briggs, ein hervorragendes Mitglied der amerikanischen Episkopalkirche. Er beginnt seine Abhandlung über ‚Wirklichkeit und Ideal im Papsttum' mit den bezeichnenden Worten:

‚Das Papsttum ist eine der größten Einrichtungen, die jemals in der Welt bestanden haben; es ist die größte jetzt existierende und blickt mit ruhiger Sicherheit einer noch größeren Zukunft entgegen. Seine Herrschaft erstreckt sich durch die Welt hin über die einzige ökumenische Kirche. Alle anderen Kirchen sind national oder provinzial in der Organisation. Es reicht zurück in ununterbrochener Nachfolge durch mehr als achtzehn Jahrhunderte bis zu St. Petrus ... Die Geschichte des Papsttums ist eine Geschichte des Sturms und Widerstreits; aber es ist aus allen Konflikten noch stärker als zuvor hervorgegangen ... Das Papsttum hat eine weit festere Stütze in einer Anzahl Textstellen des Neuen Testaments und in der christlichen Geschichte, als die meisten Protestanten zugeben wollen ... Alle Versuche, die Stelle vom „Felsen" anders zu erklären als mit Bezug auf Petrus, sind schmählich gescheitert ... Es ist augenscheinlich, daß Jesus, als er zu Petrus sprach, die ganze Geschichte seines Königreichs im Auge hatte.'

Ursprünglich habe auch die protestantische Reformation ‚alle festen, historischen und biblischen Rechte des Papsttums' anerkennen wollen und nur gegen die usurpierten Rechte Einspruch erhoben, sei aber dann durch die Zeitumstände weiter getrieben worden. Unterdes habe sich aber auch das Papsttum allmählich reformiert, und diese Reform schreite langsam und vorsichtig vorwärts.

‚Katholiken und Protestanten in der ganzen Welt schauen voll Hoffnung und Herzenseifer nach großen und weitgreifenden Reformen aus, welche die Übel beseitigen möchten, aus denen sich die Trennung der Kirche ergab, und die Grenzen zerstören möchten, auf Grund deren die Trennung fortdauert; nach Reformen, welche im Geiste der Liebe und Eintracht die ganze christliche Welt vereinen um Christus, unsern Herrn, und einen Nachfolger Petri, der Christus so nahe steht, als Petrus ihm stand... Gibt das Papsttum, wie es jetzt besteht, einige Hoffnung für das künftige? Kann man einige Anzeichen der Reformen wahrnehmen, die nötig sind zur Wiedervereinigung?‘

Erst mit dieser Fragestellung mündet Briggs in den spezielleren Diskussionsstoff ein, um welchen sich der vorangegangene Widerstreit der beiden katholischen Stimmen allein gedreht hatte. Zuerst nämlich veröffentlichte ein ungenannter (nach Versicherung der Redaktion im amerikanischen Klerus hochangesehener und gelehrter) ‚katholischer Priester‘ einen lebhaften Anklageartikel gegen die ‚Dreieinhalb Regierungsjahre Pius X.‘, und darauf erwiderte der bekannte Erzbischof John Ireland in einem verteidigenden Rechenschaftsbericht über ‚das Pontifikat Pius X.‘ Gewiß fehlt es auch diesen beiden Artikeln nicht an allgemein bedeutsamen Sätzen, aber auf die volle Höhe hat den Gedankenaustausch doch erst die Stimme des Außenstehenden geführt, indem sie absehend von der Person und den zeitlichen Zufälligkeiten allein den tieferen und dauernden Wesensgründen nachging. — Es kann wohl nachdenklich machen, wenn man sieht, wie der Übereifer innerkirchlicher Parteiungen, seien sie nun ‚reformerischen‘ oder ‚intransigenten‘ Gepräges, die gemeinsamen Ideale in den Hintergrund zu drängen droht, aus dem sie erst die Einigungssehnsucht des Sektenchristen wieder ganz hervorrückt. Gerade er betont das ‚Katholische‘, Universelle der Kirche und des Papsttums ohne Einschränkung. Darum fordert er als Vorbedingung der Wiedervereinigung das Abstreifen aller nationalen und provinzialen Sonderbeziehungen. Es sei nicht nötig, daß der Nachfolger Petri Bischof von Rom noch ein Italiener sei.

‚Wenn auf irgend eine Weise das Amt des Primats getrennt würde von diözesanen, provinzialen und nationalen Bischofsämtern und beschränkt auf ökumenische Pflichten, würde eine Menge von Übeln schwinden.‘

Damit zusammen hänge dann die Einschränkung der päpstlichen Jurisdiktion auf ihren eigentlichen Bezirk und die Aufgabe alles Anspruchs auf weltliche Gewalt, der ja doch ‚nicht länger von praktischer Bedeutung‘ sei. Das Papsttum brauche nur ein beschränktes Territorium, innerhalb dessen es seine Verwaltung frei von jeder weltlichen Oberhoheit führen könne, ähnlich etwa dem mit der amerikanischen Bundeshauptstadt Washington zusammenfallenden Distrikt Columbia. Auch der ‚katholische Priester‘ erklärt rundweg, daß die überwiegende Mehrheit der Katholiken von einer Wiederherstellung des alten Kirchenstaates nichts wissen will. Und selbst Erzbischof Ireland, obwohl er nicht gelten lassen will, daß hierin die Katholiken der Welt anders denken als die Politiker des Vatikans, betont nur die Notwendigkeit völliger

Unabhängigkeit des Papstes und die Schwierigkeit des durch Italiens Gewaltmaßregeln neu aufgerollten Problems.

‚Auch Italien,' sagt Ireland, ‚sieht die Frage der Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles nicht als eine abgeschlossene Angelegenheit an. Es sieht das Problem: Es weiß nicht, wie es am besten gelöst werden soll, aber es ist sich bewußt, daß das Problem bleibt. Unterdessen hat Pius X. viel, sehr viel getan, das Problem seiner praktischen Härten in Italien zu entledigen.'

Noch ungleich folgenschwerer ist eine andere Forderung, die Briggs als Vorbedingung der Kircheneinigung ansieht. Er verlangt Verzicht auf jede Einmischung in die bürgerliche Regierung; die traurigen Folgen solcher Einmischung hätten sich erst wieder in Frankreich gezeigt. Auch der ‚katholische Priester' spricht sich, trotz Syllabus, für völlige Trennung von Kirche und Staat aus.

‚Aus einleuchtenden Gründen werden wir amerikanischen Katholiken nicht oft an diese theologische Lehre (des Syllabus) erinnert. Tatsache ist, daß alle einigermaßen aufgeklärten amerikanischen Katholiken, Geistliche wie Laien, in diesem Punkte aus ehrlicher Überzeugung zu unserer Konstitution stehen und den Versuch der römischen Kurie, jene Kirchen- und Staatsdoktrin in die Religion des Sohnes Gottes einzureihen, als eine unheilige Anmaßung (impertinence) verwerfen.'

Kein Wunder, wenn Erzbischof Ireland gegen so scharfe Ausdrücke entrüstet protestiert und demgegenüber die würdige und respektvolle Sprache Fogazzaros, dem doch vielfach ähnliche Ideale vorschwebten, als Muster hinstellt. Die Kirche sei gewiß ein Reich des Geistes; aber unter Menschen müsse sie auch durch weltliche Mittel wirken. Der Papst sei darauf angewiesen, mit den weltlichen Machthabern zu verkehren und zu verhandeln. Und Frankreich gegenüber habe er mit vollem Recht betont, daß die den französischen Katholiken aufgezwungenen Verhaltungsmaßregeln den Grundsätzen des katholischen Glaubens widersprechen. Gewiß eigne den Verwaltungsmaßnahmen des Papstes keine Unfehlbarkeit, und dem Katholiken sei die diskrete Äußerung abweichender Ansicht gestattet. Aber die Unterschiebung unedler Motive bei Maßnahmen der Kurie sei illoyal und unwürdig.

‚Die katholische Schule ist durchaus keine Schule sklavischer Unterwerfung oder völliger Auslieferung des Denkens und Tuns. Aber sie ist nichtsdestoweniger eine Schule des Gehorsams gegen die Autorität und der Ehrerbietung vor ihren Maßnahmen. Darin ist immer ihre Stärke gelegen und ihre Kraft des schließlichen Sieges.'

Neben der Freiheit im bürgerlich-politischen Tun fordert Briggs auch Freiheit des wissenschaftlichen Forschens.

‚Die Ansprüche des Papsttums, Fragen der Wissenschaft und Philosophie, der Soziologie und Wirtschaftslehre zu entscheiden, werden übel aufgenommen und abgelehnt von den Gelehrten und allen an solchen Fragen Interessierten.'

Auch in diesem Punkte äußert sich der ‚katholische Priester' weit ungestümer und beklagt, daß gerade die besten katholischen Gelehrten auf den

Index kämen. Dagegen helfe nur offene Auflehnung; die Gelehrten müßten sich weigern, ihre Vernunft dem römischen Tribunal zu unterwerfen. Erzbischof Ireland nimmt gegen solche Vorwürfe die römischen Kongregationen, die dem ‚katholischen Priester' ja als ein wahrer Popanz erschienen, in Schutz. Päpstliche Unfehlbarkeit komme ihren Entscheidungen nicht zu, und ihr Verhalten sei geregelt durch die ängstliche Sorge, der geringste Irrtum könne sich einschleichen. Ein solcher Rigorismus sei geboten gegenüber der Maßlosigkeit moderner Denkwillkür. Gewiß enthielten auch die jüngstzensierten Werke von Viollet, Laberthonnière, Fogazzaro ‚viel Wahres und Heilsames'. Aber ebenso offenkundig seien auch ihre Mißverständnisse und Irrtümer in religiösen und kirchlichen Dingen.

Die auch in solchen Einzelgebieten zutage tretende Grundschwierigkeit der jetzigen Lage sieht Briggs schließlich darin, daß die vom vatikanischen Konzil auf Sachen des Glaubens und der Sitte beschränkte päpstliche Unfehlbarkeit über diese Gebiete hinauswächst. Wie die Geschichte lehre, könne es dem Papst nicht überlassen bleiben, seine eigenen Machtvollkommenheiten abzugrenzen; die Regierungsgewalt des Papstes, die heute absoluter sei als die des Zars von Rußland oder des Sultans der Türkei, müsse fest bestimmt und begrenzt werden durch eine Konstitution.

‚Die etwaige Wiedervereinigung der Christenheit hängt ab vom Wiedererstarken und einträchtigen Ausarbeiten dreier Einigkeitslinien: Die drei großen Teile der Christenheit besitzen nur unvollkommene Einheit durch den ausschließlichen Gebrauch von einem der drei Einigungsmittel. Die römisch-katholische Kirche macht das Papsttum zum wesentlichen Prinzip der Einheit, die griechische die ökumenischen Konzile, die protestantische Staatskirche die Übereinstimmung des Volkes.'

Demgegenüber sollten sich Papst, Klerus und Volksvertretung in die drei Regierungstätigkeiten der Exekutive, Legislative und Justiz teilen.

‚Dieses Ideal mag in seinen Einzelheiten eine Illusion sein ..., aber sicher wird eines Tages das Papsttum so reformiert werden, daß es mit Christi Ideal völlig übereinstimmt, und so umgestaltet, daß es zum exekutiven Haupt einer allgemeinen Kirche wird.'

Ähnlich hofft auch der ‚katholische Priester', bei all seiner maßlosen Verbitterung über die jetzigen römischen Zustände, auf jenen Tag, wo es einem Papste wieder möglich sein werde, mit den Grundsätzen des Neuen Testaments zu regieren; und Erzbischof Ireland gründet seine Zuversicht, daß das Papsttum auch die jetzigen Stürme siegreich überdauert, auf die gläubige Gewißheit, daß Christus mit seiner Kirche ist. r.

Eine innere Niederlage.

Der 16. März 1907 bedeutet in der geistigen Welt der französischen Katholiken einen Sterbetag. Soviel Niederlagen diese äußerlich in den letzten Jahren auch erlitten haben, es fehlte doch niemals an verheißungsvollen geistigen Ansätzen zum Besseren, und man braucht gewiß auch heute noch nicht

zu verzweifeln. Aber wenn eine Zeitschrift wie die noch in unserm letzten Heft angezogene ‚Quinzaine' nach zwölfjährigem Bestehen und nach einer Arbeitsleistung von 75 Bänden gerade in einem Augenblick ihr Erscheinen einstellen muß, da eigentlich die größten Aufgaben ihrer harrten, da alles hätte zusammenwirken müssen, um ein solches Mittel der Verständigung zwischen dem alten Geist und den Forderungen der neuen Lage zu erhalten, wir sagen, wenn in solchem Augenblick das Bewußtsein der einen und gemeinsamen Aufgabe versagt, dann kann und muß man wohl von einer inneren Niederlage innerhalb des französischen Katholizismus sprechen. Das Ereignis scheint uns bedeutend genug, um hier einigen Gedanken des geist- und charaktervollen Herausgebers George Fonsegrive ein Echo zu geben, die er in einem Epilog mit dem Ernst und der unerschrockenen Wahrheitsliebe des von einem Lebenswerke Abschiednehmenden ausspricht.

Drei große Ziele schwebten der ‚Quinzaine' als besonders erstrebenswert vor: Die Förderung der geistigen Entwicklung der französischen Katholiken bis zu der den Forderungen der Zeit gewachsenen Höhe; die Organisation des demokratischen Regimes und die Schaffung sozial gereifter Verhältnisse.

‚Bis zum Jahre 1890 war die Mehrzahl der französischen Katholiken monarchistisch, antidemokratisch gesinnt und wenig geneigt, den wirtschaftlichen Forderungen der arbeitenden Klasse entgegenzukommen. Die von La Tour du Pin und Graf de Mun ins Leben gerufene soziale Bewegung ... war sozusagen in der Wiege gestorben. Die ungeheure Mehrheit der Katholiken, ihre Führer an der Spitze, grollten der Republik und wußten über das allgemeine Stimmrecht nur Schlimmes zu sagen. Gleichzeitig suchten sie die Philosophie, die sie für die Verteidigung des Glaubens als allein brauchbar ansahen, im Mittelalter, waren mißtrauisch gegen die Wissenschaft und hegten dennoch zu gleicher Zeit, da sie ihre Glaubensanschauungen mit den Ergebnissen dieser Wissenschaft in Einklang zu bringen suchten, ein tiefes Mißtrauen gegen alle exegetischen Untersuchungen. Von der wissenschaftlichen Kritik angefangen bis zur demokratischen und republikanischen Verfassung erschien ihnen der ganze moderne Geist wie eine Verschwörung gegen Gerechtigkeit und Wahrheit, wie eine Erhebung des Menschengeistes gegen Gott, und sie stießen mit Abscheu alles zurück, was das Zeichen dieses modernen Geistes trug, das Zeichen Satans, das Zeichen des apokalyptischen Tieres.'

Schon vor 1870 habe die Schule Lacordaires, Dupanloups und Montalemberts diesem absoluten Vorurteil gegen die Neuzeit entgegenzuarbeiten gesucht; aber diese ältere ‚liberale Schule' sei selber unter der Last mächtiger Abneigungen und autoritärer Urteilssprüche unterlegen. Weit entfernt, ihre Bestrebungen kritiklos wieder aufnehmen zu wollen, blieb sich die ‚Quinzaine' und ihr Herausgeber vielmehr bewußt, daß das Unrecht dieser nach Freiheit rufenden Bewegung zum großen Teil darin bestand, die Freiheit, die immer nur Mittel zum Zweck sein durfte, schließlich als Selbstzweck proklamiert zu haben. Nur in der Bekämpfung des Dogmas von der absoluten Schlechtigkeit der modernen Welt setzte sie das Werk jener Schule fort. Im übrigen ging das Streben dieser Halbmonatsschrift und ihres Kreises nach einer ganz

anderen Richtung. Nicht eine Doktrin verkündigen, sondern eine Methode praktisch zu machen, war ihre Aufgabe.

‚Als rückhaltlose und bekenntnismutige Katholiken konnten wir unsere Leser nur unter den kirchlich Gläubigen suchen und finden; aber anderseits mußte unsere Art, die Dinge zu behandeln, unsere Glaubensgenossen (so wie sie nun einmal erzogen waren! D. R.) stutzig machen. Denn außerhalb des Gebiets des dogmatisch Religiösen trugen wir uns nicht mit fertigen Meinungen: viel lieber widmeten wir uns Untersuchungen und Forschungen. Wir waren niemals der Ansicht, daß eine Meinung nur deshalb verwerflich sei, weil sie von Leuten vertreten wurde, die wir nicht leiden mochten. Die Feindseligkeit gewisser Menschen hat uns ebensowenig ein Beweis dafür geschienen, daß alles, was sie sagten, falsch und irrtümlich sei, als uns die Sympathie, die wir für andere empfanden, ein Zeichen untrüglicher Wahrheit ihrer Gedanken und einwandfreier Güte ihrer Handlungen gewesen sind.‘

Die Katholiken seien Dogmatiker in Sachen der Religion, und das ganz gewiß mit Recht, denn sonst wären sie eben keine Katholiken. Aber sie begingen nur zu oft den Fehler, daß sie diese dogmatische Geistesrichtung überall betätigten, in politischen, wirtschaftlichen und sozialen, ja sogar in literarischen Dingen. Auch die Philosophie und Wissenschaft sei ihnen gleichsam nur ein Katalog von dogmatischen Formeln. Dem gegenüber sei die Aufgabe gewesen, diese allzu konservative Richtung in einem Geisteszustand zu akklimatisieren, der ihr erlaubt hätte, den Bewegungen des Lebens mit aufmerksamem und liebevollem Blick zu folgen und sich jeweils den Verhältnissen anzupassen, in die sie hineingestellt seien, ‚die sie aber leider nicht kennen und die sie verkennen, weil sie sie nicht verstehen, und mit denen sie daher in hartem Anprall zusammenstoßen.‘ Ihre Methoden aber ließen sich in vier Regeln zusammenfassen:

‚Die erste Regel dieser Methoden besteht darin, niemals zu glauben, daß man auf irgend einem Punkt zur vollen, ungeteilten und daher endgültigen Wahrheit vorgedrungen ist. Es gilt hier nichts anderes als die Übertragung der christlichen Demut auf das Gebiet der Wissenschaft. Es gibt nichts, von dem der Mensch schon alles weiß. Wie weit er auch seine Forschungen getrieben hat, es wird immer noch ein unermeßliches Gebiet unentdeckt vor ihm liegen, das er nicht erschöpfen kann. Ein immerwährendes Forschen bleibt ihm Bedürfnis. Jeden Tag muß der Mensch, für ewig ein Bettler um die Wahrheit, wie um jede andere Vollkommenheit, sein Reisebündel auf sich nehmen und um das Brot seiner Seele gehen und an alle Tore klopfen, die sich ihm öffnen wollen: Tore der Wissenschaft, Tore der Philosophie, Tore der Geschichte, Tore der Religion, Tore der Natur, Tore der Seele, Tore Gottes. Jeden Abend entschlummert er über seinem Bündel, und wenn es ihm am Abend auch voll geschienen, so entdeckt er doch an jedem Morgen leere Stellen und Mängel darin, und das Herz voller Hoffnung beginnt er die Wanderung des vorigen Tages.‘

Das aber sei die zweite Regel: mit verlangendem Geiste die Wahrheit befragen und suchen. Gelehrig stehe er im Vorhof des Tempels; wie auch immer der Spruch des Orakels laute, und würden alle seine Voreingenommen-

heiten damit über den Haufen geworfen, er glaube lieber jenem als dem eigenen Wahrspruch. Auch hier enthülle sich eine Ähnlichkeit zwischen dem wissenschaftlichen Geist und der Methode des christlichen Tugendstrebens: auch der Gelehrte solle sich selber verleugnen, die erkannte Wahrheit seinen persönlichen Vorstellungen vorziehen, den Hypothesen gegenüber Entsagung üben, um sich ganz in die Hand der Wahrheit zu geben. — Und aus dieser zweiten Regel geht eine dritte hervor. Sie bestimmt unser Verhalten in der Diskussion mit Andersdenkenden.

‚Einer unserer Behauptungen sehen wir eine andere gegenübergestellt: unterziehen wir die unsere von neuem einer Prüfung, vergleichen wir sie mit den Tatsachen, revidieren wir unsere Gedankengänge. Wenn wir nach dieser wiederholten Kritik überzeugt bleiben, denjenigen Teil der Wahrheit, den wir gesehen haben und ausdrücken wollen, auch gut gesehen zu haben, so kehren wir abermals zu der widersprechenden Behauptung zurück, versuchen wir sie richtig zu verstehen, versetzen wir uns in die Lage unseres Gegners, bemühen wir uns, die Dinge in der gleichen Perspektive zu sehen, in der er sie gesehen, denken wir seinen Gedanken nach und machen wir ihn uns selber lebendig. Nach alledem müßte es, vorausgesetzt daß unser Gegner ein Geist von einigem Wert ist, sehr verwunderlich sein, entdeckten wir nicht gleichzeitig mit den Lücken und Mängeln seines Gedankens auch eine Anzahl gediegener Gesichtspunkte, die seiner Meinung Wahrscheinlichkeit verleihen und unsere eigene Empfindung vielleicht ergänzen können. Auf diese Weise werden wir nicht nur gerecht gegen die Personen, sondern auch genau gegenüber der Wahrheit sein.‘

Für die Kritik und die Widerlegung aber gelte diese vierte Regel: Sowohl im Bereich der Spekulation wie im Bereich der Tatsachen könne man nur das zerstören, was man zu ersetzen fähig wäre. Der Beweis, daß eine Behauptung falsch sei, genüge in keiner Weise. Eine Behauptung zu verneinen, zu unterdrücken habe keinen Wert, wenn man nicht gleichzeitig an ihre Stelle etwas setzen könne, was den Geist und die Geister befriedige. In diesen vier Regeln sei die Methode der Zeitschrift beschlossen. Diese Methode zu verstehen, seien viele nicht fähig gewesen. Die unverständige Kritik der einseitig Konservativen habe viele Leser verwirrt, während die indifferenten Katholiken ebenso wie die Freidenker die Revue als ein klerikales Organ behandelt hätten. In allen Fragen habe die ‚Quinzaine‘ an die Stelle der Methoden des Zwanges die Methoden der Prüfung und der freien Selbstbestimmung gesetzt. Zukünftig müsse man sich mit diesem Wandel der Methode abfinden:

‚In unsern westeuropäischen Ländern, wo die Kulturentwicklung fast einen jeden Bürger zu einem selbständig denkenden Menschen gemacht hat, wird man auf die Menschen nur noch von innen heraus wirken, indem man sich an das Licht der Erkenntnis, an die persönlichen Empfindungen des Gewissens und des Herzens wendet. Den Zwangsmethoden sind die Methoden der Überzeugung und der Freiheit gefolgt. Warum sollten wir klagen, daß der Mensch heute nur noch nach diesen Methoden seine Zustimmung und mit dieser Zustimmung sich selber der Wahrheit ergibt? Diese Methoden sind die einzigen, die dem mensch-

lichen Geist vollkommen entsprechen, und was wären das Christentum und das Reich Gottes, wenn sie nicht über die Geister herrschten.'

Dieser Freiheit des menschlichen Gewissens von jedem äußeren Zwang, so führt Fonsegrive weiter aus, entspreche gleichsam auch ein Recht des Einzelnen, seinen inneren Erfahrungen Ausdruck zu verleihen.

,Jeder Gläubige ist ein Glied des mystischen Leibes der Kirche, ein jeder nimmt Teil an dem gemeinsamen Leben und steht diesem Leben innerlich und erfahrungsmäßig nahe; einem jeden ist daher nach den Regeln der Disziplin auch gestattet, Zeugnis von seinem Erleben zu geben. Christi Geist ist durch alle Glieder ausgegossen, auf welcher Stufe der kirchlichen Rangordnung sie auch stehen mögen, und wenn es große Heilige auf den obern Stufen gab, so gab es deren auch auf den unteren. Die Autorität hat keine andere Aufgabe als unter den durch das Zeugnis der einzelnen offenbar gewordenen Lebensformen zu unterscheiden, welche davon gesund und wahrhaft lebensfördernd sind, um diese zu trennen von jenen, die den Keim der Krankheit und des Todes in sich tragen können.'

Hier drängt sich die Frage der Stellung des Laienelementes in der Kirche auf, die Fonsegrive in derselben Weise beantwortet, wie in dem Echo ‚Laientum und Kirche' im Aprilheft dieser Zeitschrift geschehen ist. Gleich Fogazzaro erklärt er jede Lossagung von der Kirche für eine Torheit und innere Ungereimtheit. Doch weist er mit Entrüstung die Behauptung einiger Journalisten zurück, daß, wenn Leute wie Fogazzaro erklärten, in der Kirche bleiben zu wollen, dies nur geschehe, um das kirchliche Leben besser vergiften zu können.

,Solchen Behauptungen gegenüber kann auch der Ruhigste unmöglich mit seiner Entrüstung zurückhalten. Hätte man unter den Katholiken auch nur die Hälfte der Mühe, sich gegenseitig anzuschwärzen und einige Verurteilungen herbeizuführen, darauf verwandt, sich gegenseitig richtig zu verstehen, so wäre man ohne Zweifel dahin gekommen, gewisse Formulierungen, die beunruhigend schienen, in befriedigender Art und Weise zu klären, so wäre man auf beiden Seiten zum Lichte vorgedrungen und hätte die Situation für die Autorität nicht so schwierig, für die Freiheit nicht so unhaltbar gemacht, vor allem aber wäre die Einigkeit nicht gestört worden.'

Wir können hier nicht urteilen, ob die von der ‚Quinzaine' proklamierte Methode durch die Jahre des Bestehens der Zeitschrift von ihrem Herausgeber und seinen Mitarbeitern immer genau befolgt worden ist. Dies aber dürfte klar sein, daß in dieser Methode selber eine Garantie des Friedens gelegen ist. Es kann nichts schaden, wenn die Katholiken der anderen Länder sich an den Erfahrungen der französischen Glaubensgenossen hin und wieder orientieren. Fonsegrive faßte einige der wichtigsten in seinem Epilog zusammen; sie auch den deutschen Lesern zugut kommen zu lassen, schien uns ein Werk der Klugheit und vorschauenden Sorge.

-th.

Zeitgeschichte.

Der Bismarcksche und der Einemsche casus belli. Fürst Bismarck hat einmal den Fall, in dem das deutsche Reich einen Krieg führen würde, mit einer Deutlichkeit, die keine Möglichkeit einer falschen Auslegung zuließ, umschrieben mit dem unübertrefflich einfachen Worte: ‚Nur wenn es wirklich angegriffen wird.‘ Die drei casus belli, die er selbst als Premierminister erlebt hat, die von 1864, 1866 und 1870, stimmen nicht ganz dazu: denn, wenn auch in allen drei Fällen fremde Angriffsgelüste gegen Preußen, resp. Preußen-Deutschland, vorlagen, so war doch sein Wille, die Träger dieser Angriffsgelüste seinerseits vor wirklichem Angegriffenwerden anzugreifen, jedenfalls nicht geringer, und er führte so sehr die aktive Rolle des den Gegnern den Zug diktierenden, nicht von ihrem Zuge abhängigen Staatsmannes, daß man sagen muß: Er selbst hat die drei Kriege, ehe noch ein wirklicher Angriff über Preußen kam, gewollt. Er soll damit nicht der Unstimmigkeit mit sich selbst geziehen werden. Es war die Zeit vor der Einigung Deutschlands. Die Einigung hatte er sich als das große Ziel seiner Minister-Präsidentschaft immer bestimmter vorgesteckt, und schon 1862 hatte er mit der ihm eigenen Offenheit ausgesprochen, daß sie ohne Blut und Eisen nicht zu erringen sei. Ganz anders war die Lage nach der Gründung des Deutschen Reiches. Das gerechte Gefühl der ‚Sättigung‘ war über ihn und das deutsche Volk gekommen. Er widerstand, einmal selbst gegen Moltkes Willensmeinung, der leicht herbeizuführenden Möglichkeit, die französischen Unvorsichtigkeiten in der Dokumentierung des Rachegedankens zu einem Kriegsfall zu drehen und zu wenden. Ich habe die Überzeugung, sein innerstes Motiv war dabei das rein sittliche, die Greuel des Krieges nicht ohne zwingende Not heraufbeschwören zu wollen. Nachdem er um der Staatsvernunft willen der einfachen Menschlichkeit seines Gefühles und Gewissens dreimal so viel auferlegt nnd zugemutet hatte, ohne sich im Gewissen belastet fühlen zu müssen, scheute er davor zurück, im Alter nun auch noch sein Gewissen zu belasten. Denn aus reiner Opportunität hätte sich ein früher Revanchekrieg, etwa 1875, gewiß sehr empfohlen. Bismarck hat sich in seinem Alter in diese Friedensliebe offenbar so tief eingelebt, daß er ihr in dem obigen Ausspruch einen so weitgehenden Ausdruck gegeben hat, wie sich vielleicht noch nie eine Großmacht zu einer Friedensliebe bis so äußerster Grenze bekannt hat. Da aber ausdrücklich formulierte Worte von ihm seit der Zeit seiner großartigen Erfolge ein gewaltiges Gewicht in ganz Europa hatten, so lebten wir im

letzten Jahrzehnt seiner Reichskanzlerschaft in einem so tiefen und sicheren Friedensgefühl wie Anfang der sechziger Jahre, wo man ganz fest voraussetzte, daß in der Mitte von Europa ein Krieg gar nicht mehr entstehen könnte. Auch 1887 ist kein Beweis dagegen, denn es steht jetzt wohl fest, daß die recht hatten, welche das Vertrauen nicht verloren, daß Bismarck den Willen und die Macht hatte, auch damals den Frieden aufrecht zu erhalten. —

Vor kurzem hat der Kriegsminister v. Einem einem ausländischen Interviewer gegenüber Deutschlands Friedensliebe mit den Worten versichert, Deutschland werde nur Krieg führen, wenn es seine Lebensinteressen verlangten oder seine Ehre geböte. Gegen die spätbismarcksche Formel ist das offenbar ein Rückschritt zu leichterer Kriegsmöglichkeit. Es ist eben ungefähr die allgemeine Formel, seitdem Kabinettskriege unmöglich geworden sind, jedenfalls weit entfernt, nur persönliche Meinung des Kriegsministers zu sein. Wenn die Formel ganz aufrichtig gehandhabt wird, wie im neuen Deutschen Reiche seit seinem Ursprung, so läßt sich auch unter dieser Formel mit dem Gefühl ausreichender Friedenssicherheit leben. Aber die Auslegung der beiden determinierenden Begriffe läßt doch immerhin noch einen weiten Spielraum offen, und das ist es, wodurch die gegenwärtige Friedensbürgschaft gegen die spätbismarcksche an Kraft verloren hat. Was sind in jedem einzelnen Fall ‚Lebensinteressen'? Das ist bei einem Organismus, der es nur in übertragenem Sinne ist, weit weniger leicht zu entscheiden als bei einem natürlichen Organismus, zumal bei der verfluchten Willigkeit der Sprache, die sie auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Entwicklung erreicht hat, und bei dem geheimen Einfluß der Leidenschaften. Bei uns kann das tiefernste Verantwortlichkeitsgefühl des Kaisers ‚vor Gott und dem deutschen Volke' darüber beruhigen, daß die ‚Lebensinteressen' einmal ohne inneres Recht herangezogen werden sollten. Aber wenn nun z. B. England in der deutschen Konkurrenz mit seinem Handel eine Verletzung seiner ‚Lebensinteressen' empfände und zu einem Kriege mit Deutschland schürte! Wir leben immer in einem Helldunkel darüber, ob das nicht schon von fern geschieht. Und wäre das nach unserem besten modernen Bewußtsein ein hinreichender Kriegsgrund, das heißt ein hinreichender Grund, daß sich Millionen, die es nur von fern anginge, zu Mord und Zerfleischung untereinander aufmachten, — dieser Kriegsgrund, daß einige Tausend englischer Kaufleute einige Millionen Pfund Sterling mehr verdienten? Mir deucht, in diesem Punkte müßte die öffentliche Meinung noch sehr einsetzen, um eine allgemeine Aufklärung zu schaffen, die dem furchtbarsten Unheil zuvorkäme.

Die Hereinziehung des Ehrbegriffes in die Festsetzung der Bedingungen, unter denen der Friede erhalten werden kann, scheint noch gefährlicher, weil sich unter dem Zeichen dieses Gefühls die Völkerleidenschaften am allerleichtesten erhitzen; sie ist es aber nicht. Denn Ehrverletzungen von Volk zu Volk, wie sie alltäglich in der Presse und im privaten Gespräch begangen werden, lassen die vernünftigen Vertreter der Völker, die Staaten, auf sich beruhen, sie reichen ja gar nicht an die Ehre der Völker heran. Wirkliche solche Verletzungen von Staat zu Staat sind bei den Regierungen dank der inneren Bildung der Personen, die die Regierung führen, gar nicht möglich, oder fallen doch nur vor, wenn anderweitig ein Kriegszustand schon ausgebrochen ist. Fielen sie vor, so ist das Verhalten des deutschen Kaisers klassisch-vorbildlich, wie er nach Ermordung des deutschen Gesandten in Peking schon in den nächsten Tagen eine Kriegsflotte hinaussandte, um kriegerische Genugtuung

zu fordern. Das mußte der entschiedenste Friedensfreund um der nationalen Ehre willen für einen unumgänglichen casus belli ansehen. Wenn eine fremde Macht Anspruch auf irgend ein Stück des staatlichen Gebietes erhöbe, so wäre auch darauf der Krieg die unweigerliche Antwort, — nicht um des vielleicht gleichgültigen Wertes des Gebietes willen, sondern weil grundsätzlich sich keine Macht das von einer anderen bieten lassen kann, d. h. viel mehr um der Ehre als um des materiellen Besitzes willen. So wird der ‚Ehrenpunkt' stets schon in ganz bestimmte Greifbarkeit treten, und es ist keine Gefahr, daß eine Regierung auf dunkle Gefühle hin sich in ihn mit der Folge, den Krieg zu erklären, werfen könnte. —

Daß seit der Zeit von Algeciras und in Folge von immer wieder einmal über dunklen englischen Machenschaften aufreißendem Schleier ein gewisses Unbehagen und Mißtrauen am Grunde unseres Gefühles für die europäische Lage ruht, ist kaum zu leugnen. Es ist daher gewiß ganz gut, daß sich die allgemeine Meinung prinzipiell recht klar werde, unter welchen Bedingungen auch jetzt noch ein Krieg mit ihrer Zustimmung geführt werden könnte. Denn auf der andern Seite ist es gewiß, daß sich das Gefühl dafür, daß ein Krieg, zumal in den Dimensionen, die er jetzt annehmen würde, heiligen modernen Gedanken über das rechte Verhalten von Mensch zu Mensch widerspricht, seit 1870 mächtig verschärft hat. Witzeleien über Bertha v. Suttner sind billig, aber das Buch dieser Frau ist voller von wirklich männlichen und unbestreitbar logischen Gedanken, als sich die, die es nur vom Hörensagen kennen, träumen lassen, und nicht ein ‚Sentimentaler', sondern ein Staatsmann, dem doch als solchem die Rücksicht auf staatliche Vernunft und Tradition über das rein menschliche Gefühl geht, Graf v. Kalnocky, hat ausgesprochen, daß mit diesem Buch in der Hand die Verantwortung für einen Krieg viel schwerer zu tragen sei als früher. Ein Krieg ohne Zustimmung der Besten der europäischen Nationen würde, abgesehen von seinen Greueln, auch noch eine wahre Seelenfolter für diese mit sich führen. Im Frieden sich auch rein geistig auf die Möglichkeiten der Friedenserhaltung zu rüsten, ist gewiß geraten.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Staatsuniversitäten und freie Akademien. Unsere individualistische Zeit redet viel von der ‚akademischen Freiheit' des einzelnen Hochschullehrers und -studenten, vergißt aber meist der wichtigeren, sozialen Ergänzung, die man mit Otto Willmann als ‚Akademienfreiheit' bezeichnen kann. Ein Vortrag des genannten Salzburger Pädagogen in der Dresdener Gehestiftung: ‚Die Hochschule der Gegenwart'* erinnert zu gelegener Zeit an dieses ursprüngliche und durch das Zeugnis der Geschichte vollbestätigte Freiheitsrecht des gelehrten und lehrenden Standes. Wir haben uns in Deutschland allzu rasch und leicht in die verhältnismäßig junge Entwicklung gefügt, durch welche unsere höchsten Bildungsanstalten in die einheitliche Staatsuniform hineingezwängt worden sind; und erst die allerjüngsten Veranstaltungen angewandter Wissenschaft, zumal die verschiedenen städtischen Akademiegründungen (medizinische Anstalten, Handelshochschulen u. dgl.) erinnern uns wieder deutlicher an jenen Typus selbstwüchsiger, aus privater oder korporativer Initiative entsprungener und vom Staat unabhängiger Hochschulen, der heute noch so vielfach im Ausland (in England, Amerika, der Schweiz, Belgien 2c.) mit erfreulichen Ergebnissen besteht. Was sich heute auch bei uns allmählich namentlich aus dem

* Neue Zeit- und Streitfragen, herausgeg. von der Gehestiftung zu Dresden. IV. Jahrg., 1. Heft. Dresden 1906, Verlag von Zahn und Jaensch; brosch. M. 1.—.

Vordringen der technischen Wissenschaften wieder ergeben kann, begegnet sich bemerkenswerterweise mit solchen Idealen, die man auch bei den ‚Antipoden' der modernen Techniker, den Humanisten voraussetzen sollte. Mit Recht hebt nämlich Willmann hervor: ‚Derartige selbstwüchsige Anstalten hätten die Verehrer des Altertums zu würdigen allen Grund gehabt, da bei den Griechen in der Blütezeit alle Lehrinstitute privaten Ursprungs waren und ihre Autonomie den Behörden gegenüber energisch wahrten, wie der Exodus aller Philosophenschulen Athens im 4. Jahrhundert v. Chr. zeigt, als ein Antrag gestellt wurde, die Errichtung solcher Schulen solle an die Bewilligung des Rates und des Volkes geknüpft werden.' Daß sich heute die Humanisten der Monopolisierung des Hochschulwesens weniger widersetzen, hängt wohl enge zusammen mit der weitgehenden Preisgabe der Unterrichtsfreiheit im Mittelschulwesen, dem Hauptbetätigungsfeld der Humanisten. Leicht möglich, daß ein drohender ‚Kulturkampf' um die Schule auch diesen Kreisen die Gefahren uneingeschränkter Staatsobhut wieder deutlicher vor Augen rückt. Unterdessen ist es vornehmlich der Unabhängigkeitssinn der Techniker und sonstiger Praktiker, der von ihren Lehrmeistern ein Aufgehen im Staatsbeamtentum abwenden will. Auch für die soziale Mittelstellung des Gelehrtenstandes, vermöge deren er seinen Aufgaben am freiesten leben kann, ist es von größter Bedeutung, daß er nicht immer restloser einer der vielen Beamtenkategorien mit nur mehr dekorativen Vorrechten eingereiht werde. Professor Petermann in seiner Schrift über ‚Die Gelehrtenschulen und den Gelehrtenstand' betont mit gutem Grund: ‚Wissen will von jedem persönlich erarbeitet sein. Insofern bildet der Gelehrtenstand eine Brücke zwischen den besitzenden und den arbeitenden Klassen. Wer den Zusammenhalt dieser Brücke unachtsam zerbröckeln läßt oder eingebildeten Nebenvorteilen zuliebe absichtlich löst, dürfte kaum dem Vorwurfe entgehen, daß er einen wenngleich schwachen Ableiter der sozialen Spannung leichtsinnig zerstöre.' Die Erhaltung eines freien Standesbewußtseins im Gelehrtenstand, welches mit Standesdünkel nichts zu tun haben muß, ist bei seinem weitreichenden geistigen Einfluß auch von nicht geringer sozialethischer Bedeutung, wohlgeeignet, in denen, die von ihm lernen, den Stolz auf eigene Arbeit und frei behauptete Lebensstellung zu wecken und zu erhalten. Staatssozialismus, wo er hingehört; aber die freie Berufsübung und Standesorganisation darf hierdurch, wo sie zweckentsprechender ist, keinesfalls unterdrückt werden. Auch die abstrakte ‚Freiheit der Wissenschaft' kann nicht gewahrt bleiben, wenn die konkrete Freiheit der Wissenschaftler und ihrer Organisationen Stück für Stück preisgegeben wird.

Dr. S.

Philosophie.

Schwierigkeiten der Popularisierung. Es wird immer eine schwierige Frage bleiben, was und in welcher Weise man popularisieren soll — oder mit Erfolg kann. Denn was man zur Hebung der sog. allgemeinen Bildung tun kann, das *soll* zweifellos auch geschehen; aber welche Gebiete eignen sich dazu und welche wären besser der strengeren Form der Wissenschaft zu reservieren, und wie weit soll und kann man *ohne Schaden für die Sache* der Gewohnheit an leichteres Denken und losere logische Gedankenführung entgegenkommen — das ist die Frage. Vor allem wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Naturwissenschaft popularisiert, häufig skruppellos und wahllos, und darum mit recht zweifelhaftem Erfolge. Bewiesenes und Unbewiesenes spukt durcheinander in den Köpfen, Hypothesen gelten für unumstößliche Wahrheiten und kühne Phantasien, speziell in Biologie, Geologie und Astro-

nomie, als Tatsachen. Das große Publikum glaubt da, es sei viel mehr erreicht, als der Fall ist, und ist dann enttäuscht und erstaunt, wenn die Gelehrten noch über Fragen streiten, die es längst erledigt glaubt. Dann aber verfällt es leicht in Skeptizismus oder Mystizismus, weil ihm die siegesgewisse Popularisierungswut einen ganz falschen Begriff von dem Erreichbaren und dem mühevoll unendlichen Weg zu den gesicherten Errungenschaften beigebracht hat.

Da scheint nun ein naheliegendes Gegengift die Popularisierung dessen, was man wissenschaftlich ‚Erkenntnistheorie' nennt, und zwei neuere Werke wollen in dieser Hinsicht wirken, vielleicht durch ähnliche Erwägungen beeinflußt. Freilich sind sie in anderer Beziehung grundverschieden, wie die ganze Geistesrichtung ihrer Verfasser; aber die Idee ist ihnen gemeinsam, nun auch einmal für die Art unseres Denkens und die Methode wissenschaftlicher Erkenntnis in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken;* und beide sind höchst beachtenswert und lesenswert.

Weinstein bezieht sich nur auf die Naturwissenschaft, obwohl er mit Zitaten und Vergleichen auch die anderen Wissenschaftsgebiete beizuziehen sich bemüht und zwei Schlußkapitel über Dichtung und Leben anfügt, die sich in den Rahmen des Ganzen nicht fügen wollen. Im wesentlichen ist sein Buch ein Versuch, in möglichst gemeinverständlicher Schreibweise in die der Naturwissenschaft zugrunde liegenden Tatsachen der Psychologie, Logik und Erkenntnistheorie einzuführen; und er hofft damit Laien und Fachgelehrten gerecht zu werden.

Unter Fachgelehrten können nur die Nicht-Philosophen gemeint sein; denn über diese Fragen sind in den letzten Jahrzehnten so viele tiefe und eindringende Untersuchungen erschienen, von denen keine erwähnt wird, daß der Philosoph wohl kaum nach diesem Werk greifen wird, um sich zu unterrichten. Dafür herrscht auch zu häufig eine leichte und bequeme Art vor, sich mit den Problemen abzufinden; in der Art wie z. B. S. 75 mit dem der Seele, über die ‚Annahmen zu denjenigen Dingen gehören, die jeder mit sich selbst abmachen muß'. Das ist der moderne Skeptizismus und Relativismus, der die Grundlagen der Wissenschaft zu erschüttern droht. Ein Philosoph muß sich über solche Fragen eine Überzeugung bilden, zumal wenn er andere lehren will; und der Laie folgert aus solchen Sätzen nur zu leicht die Berechtigung, nicht zu lernen, sondern alles ‚mit sich selbst abzumachen'.

Der Laie also, für den eben das Buch schließlich doch allein geschrieben ist, kann trotzdem viel Gutes und Nützliches daraus lernen und vielleicht angelockt werden, andere und gründlichere Werke zur Hand zu nehmen. Aber er läuft auch Gefahr, sich bei der flüssigen und glatten Darstellungsweise diese schwierigen Probleme zu leicht zu denken und den Werken aus dem Weg zu gehen, die die Sachen nicht so elegant bewältigen zu können glauben. Und da erhebt sich eben das allgemeinere Bedenken gegen diese Art der Popularisierung so schwieriger Fragen. Ist es nicht eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, wenn man dem Publikum weis macht, es könne sie auf so bequeme und schmerzlose Weise bewältigen? Vor die Tüchtigkeit setzten die Götter den Schweiß; und angestrengtes, eindringendes Denken kann man dem kaum ersparen, der Erkenntnisprobleme verarbeiten und ernsthaft mit sich abmachen will. Es ist dem jedenfalls in der besten Absicht verfaßten Buche nur zu wünschen, daß seine Leser sich zu den Quellen locken lassen und die Gefahr meiden, sich den Weg dahin dornenlos und blumig vorzustellen.

* B. Weinstein, die philosophischen Grundlagen der Wissenschaften. Vorlesungen. Leipzig, Teubner 1906. — Joh. Volkelt, die Quellen der menschlichen Gewißheit. München, C. H. Beck, 1906.

Von ganz anderer Art und in anderem Stile geschrieben ist Volkelts Buch. Hier könnte nur die elegante Ausstattung und äußere Form den Irrtum erwecken, es handle sich um mühelose Lektüre; der Inhalt wird das bald richtig stellen; die Sprache ist schön und klar, vermeidet aber durchaus die feuilletonistischen Erleichterungen, die sich bei Weinstein häufig finden, und die zahlreichen Zitate erleichtern es dem Leser, sich über einzelne Fragen genauer zu unterrichten. Das Buch ist entstanden durch die Erfahrung, daß Volkelts größeres erkenntnistheoretisches Werk: ‚Erfahrung und Denken' (1886) nicht die genügende Beachtung gefunden hat (S. 2), die es tatsächlich wegen seiner umfassenden Umsicht verdient. Nun soll in kürzerer Form das Wichtigste zusammengefaßt und in größerer Schärfe beleuchtet werden. Das ist Volkelt sicher gelungen, und hier wird der Philosoph eine willkommene Zusammenfassung der Fundamentalprobleme der Erkenntnis finden und zu des Verfassers klar herausgearbeitetem Standpunkt innerlich Stellung nehmen müssen.

Aber ob der Laie etwas damit anfangen kann, ist mir aus ganz anderen Gründen fraglich, als bei Weinstein. Trotz des am Anfang stark betonten Dualismus kommt Volkelt doch schließlich über einen, wenn auch bedächtigen und kritischen Phänomenalismus nicht hinaus, trotz aller lebhaften Polemik gegen Konscientialismus und Skeptizismus. S. 120 ff. ist der Glaube an eine Außenwelt nur die fünfte Art intuitiver Gewißheit — und ich bin überzeugt, daß kein Laie, wenn er das durchdacht und verstanden hat, zuzustimmen vermag — und ebensowenig ein Vertreter der Naturwissenschaft. Er mag die so geistvoll deduzierte Theorie bewundern, aber sie sich zu eigen machen vermag er nicht, denn sein Tun und Denken setzt die Annahme der Außenwelt nicht nur als intuitiv, sondern als Grundlage aller Erkenntnis überhaupt voraus. Das kann hier nicht erörtert werden; nur der Hinweis war nötig, daß die Kluft zwischen Philosophie und Naturwissenschaft prinzipiell noch immer unausgefüllt ist und daß der Laie heute ebenso prinzipiell auf Seite dieser steht. Das kann man beklagen, wird es aber so leicht nicht ändern, und darum ist auch hier der Erfolg der Popularisierung problematisch. Erst müßten die Gelehrten beider Gebiete sich zusammenfinden und eine gemeinsame Erkenntnistheorie aufstellen, die beiden genügt; dann kann sie der Laie zu verstehen suchen. Im gegenwärtigen Zustand der schärfsten Widersprüche kann nur der sich ein Urteil bilden, der die verschiedenen Erkenntnistheorien studiert; in der Hand des Studenten der Philosophie sollte Volkelts Buch nicht fehlen, aber weitere Kreise wird es kaum auf die philosophische Seite hinüberziehen.

Zumal nicht diejenigen, die nach den Büchern über ‚Lebensphilosophie' greifen, denen Volkelts letztes, sehr originelles Kapitel gewidmet ist. Ich kann seinen Optimismus hier nicht teilen: wer die Nietzsche, Bruno Wille und Ellen Key liebt, durch ihren phantastischen, überlogischen, schrankenlosen Ausdruck und Gedankenflug nicht von vornherein abgestoßen — sondern angezogen wird, der ist verloren für gesunde und wissenschaftliche Philosophie und wird nie ernsthafte Erkenntnistheorie goutieren — auch die Volkelts nicht! Alles läßt sich nicht vereinigen, Phantasterei und eindringender Scharfsinn befriedigen verschiedene geistige Bedürfnisse und ich meine, man dürfte sagen:

Philosophie hüte dich vor den Phantasten. Sie ist noch nie durch diese gefördert, wohl aber aufgehalten worden und ‚prophetische Gesichte' (S. 134) — mag man sie schätzen und lieben — werden allerwege keine Wissenschaft erzeugen. Die Freunde dieser Lebens-

philosophen suchen nicht Wissen, sondern Aufregung; deren Werke sind geistige Narkotika, wie Alkohol und Morphium körperliche, und es schmerzt, einen Volkelt diesen Schwarmgeistern das Wort reden zu hören. Der Rausch, auch der dionysische, ist keine Quelle der menschlichen Erkenntnis oder Gewißheit.

Das Richtige und Wertvolle hiezu hatte Volkelt schon in dem 22. Kapitel über die Möglichkeit der Metaphysik gesagt; nur schade, daß uns alle Verteidiger der Metaphysik ‚Einleitungen' dazu und Beweise ihrer Notwendigkeit geben, aber niemand eine solche schreibt. In positiven Leistungen müßte erst die von Volkelt prächtig und scharf gekennzeichnete (S. 104) ‚moderne' philosophische Richtung des Herabdrückens und Trivialisierens menschlicher Fähigkeit überwunden werden, ehe man hoffen kann, weitere Kreise von dieser menschlicher Schwäche so bequemen Auffassung zu heilen. Das Phantastische ist da kein Gegengift, sondern wirkt in demselben Sinn; vom Skeptizismus zum Mystizismus war allezeit nur ein Schritt. Jener Kampf aber muß in den Hallen der Wissenschaft ausgefochten werden, und ich fürchte, es wird ihm nicht heilsam sein, versucht man schon heute, erkenntnistheoretische Fragen zu popularisieren.

Dr. Otto von der Pfordten.

Kulturgeschichte.

Die Technik als Kulturmacht. Unter diesem Titel hat Dr. Ulrich Wendt, der frühere Leiter der Reichsdruckerei, ein Buch* geschrieben, das als einheitliche Zusammenfassung aller Versuche, die menschliche Kulturentwicklung aus rein materiellen Faktoren zu erklären, kein geringes Interesse herausfordert. Der Leitsatz des Verfassers ist: Nicht die Ideen, nicht die Wissenschaft haben ausschlaggebend den Gang der Kultur bestimmt, und zwar nicht nur der materiellen Kultur, sondern auch der sozialen und geistigen; es ist vielmehr die Technik, d. h. die Leitung der mechanischen Arbeitsvorgänge, welche die Menschheit vorangebracht hat, während die geistigen Faktoren, das theoretische Wissen im allgemeinen, nachfolgten. Das Buch bringt auch dankenswerterweise in den Details eine ganze Menge Momente bei, welche den Einfluß der Technik als Kulturfaktor zweifellos bedeutend erscheinen lassen. Es bleibt aber den Beweis für die behauptete Präponderanz der technischen Vorgänge vor den Ideen insofern schuldig, als es unterläßt zu erklären, wie denn die Technik sich im Laufe der Entwicklung so sehr vervollkommnen konnte, wenn man die rein geistigen Mächte so gering anschlägt. Wendt läßt den Fortschritt in der Geschichte in folgenden Etappen sich vollziehen: 1) Durch die Technik wird die menschliche Arbeitskraft fortschreitend vergeistigt; 2) der steigende Geist erkämpft sich im Staate die persönliche und die politische Freiheit; 3) der befreite Mensch vertieft das seelische Leben und veredelt die Kultur. Über all diese Sätze läßt sich ja ohne Frage reden; aber sie gehören zu jenen gefährlichen Halbwahrheiten, die in der Hand des einseitigen Theoretikers nur zu leicht zu totalen Irrtümern werden wie hier, wo das ideale Moment als kulturelle Triebkraft ausgeschaltet werden soll. Es ist eine krasse Übertreibung zu sagen: ‚Alle kulturellen Erfolge sind errungen im Kampf mit der Natur. Nicht Moralvorschriften bessern den Menschen, sondern die langsame, arbeitsvolle Entwicklung an der Hand der Technik.' Abgesehen von allem andern widerspricht dem schon die Erfahrung. Als Denker ist Wendt halt weder tief noch klar; dagegen möchte ich ihn als Kulturhistoriker schätzen; so sind auch die prinzipiellen Teile seines Buches entschieden die schwächsten, die Einzelheiten

* Die Technik als Kulturmacht in sozialer und geistiger Beziehung. Eine Studie von Ulrich Wendt. – VIII und 322 S. Berlin 1906 bei Georg Reimer.

aber vielfach fein beobachtet, interessant dargestellt und geschickt verwertet. So entschieden ich also die gezogenen Konsequenzen ablehnen muß, so offen spreche ich aus, daß niemand das Werk trotz seines an nicht wenigen Stellen hervorstechenden dilettantischen Charakters lesen wird, ohne viel zu lernen. Hätte der Verfasser das erste und letzte Kapitel weggelassen, hätte er sich insbesondere seine wenig motivierten und verbissenen Ausfälle auf das Christentum und die Kirche — durch die er nur beweist, daß ihm der Sinn für die Schätzung religiöser Energien mangelt — verkniffen, so könnte man sich seiner fleißigen Arbeit fast vorbehaltlos freuen.

J. M–r.

Literatur.

Wilhelm Busch. Zu seinem 75. Geburtstage.

‚Besser ist's zum Lachen schreiben, denn zum Weinen; Eigenstes der Menschen ist das Lachen,'

sagt Rabelais in seinem unsterblichen Werke ‚Gargantua und Pantagruel'. Ja, eigenstes der Menschen ist das Lachen, der Menschheit unverkäufliches Anrecht und ihr Trost, ebenso gut wie das Weinen. Und der Deutsche hat gern beides vereint, er liebt das ‚unter Tränen Lachen'.

Da kommt nun ein Dichter und Künstler, der mit echt niederdeutscher Behaglichkeit und Derbheit, aber ohne einen Tropfen deutscher Sentimentalität und Feuchtigkeit, mit trockenem, zwerchfellerschütterndem Humor uns allerlei sagt. Und wir hören seine Wahrheiten und Bitterkeiten an, und keiner fühlt sich selbst getroffen; wir freuen uns, daß wir besser und klüger sind als die geschilderten Vertreter generis humani. Wir lachen, lachen gründlich, aber wir bessern uns nicht.

Und doch steckt ein ernster, stiller Mann hinter dem lachenden Gesichte, ein Mann der Weltverachtung und Weltüberwindung, den man selbst mit Michelangelo und Goethe vergleichen wollte. In der Tat, mit diesen teilt er die Kenntnis der Welt und der Menschen, aber es fehlt ihm die große Liebe, die alles verzeiht, und der heilige Ernst, der neben dem Bösen auch das Gute schaut.

Und doch muß auch er in ‚Didelbum' bekennen:

‚Die Summe unseres Lebens
Sind die Stunden, wo wir lieben.'

Und auch er scheint einmal eine tiefe, schöne Liebe getragen zu haben zu jener Bertha, deren Namen er mit seiner alten Krücke ‚und mit der alten zitternden Hand' in den Sand schreiben will, wenn er dereinst ganz alt und schwach geworden; die so früh verblühte; der sie ‚die Lagerstatt bereiten mußten'; der er alles Gute zuschreibt, das in ihm lebt; die ihm die wunderbaren Verse eingegeben:

‚Wo bist du nun, du süßes Kind geblieben?
Bist du ein Bild im Denken deiner Lieben?
Hast du die weißen Schwingen ausgebreitet,
Und zogst hinauf von Engelshand geleitet
Zu jener Gottesstadt im Paradiese,
Wo auf der heiligstillen Blütenwiese
Fernher in feierlichem Zug die Frommen
Anbetend zu dem Bild des Lammes kommen?
Wo du auch seist, im Herzen bleibst du mein.
Was Gutes in mir lebt, dein ist's allein.'

Aber, was sich ihm sonst an Liebe darbot, er scheint es zurückgewiesen zu haben:

‚Oft wohl hätten dich so gerne
Weiche Arme warm gebettet;
Doch du standest kühl von ferne,
Unbewegt, wie angekettet.'

Mit überlegener Ironie, mit oft herzlos scheinendem Hihilachen hat er in seinen Bildern und Versen das ganze Menschenleben begleitet. Eine bunte Reihe von Gestalten und Situationen zieht vor unsern Blicken vorüber: der Heuchler und Frömmler (‚die haben alles hinter sich. Und sind, gottlob! recht tugendlich!'), der Grobian, der Philister, der Eigennützling; vor allem aber bilden zwei Typen sein Lieblingsthema: der Idealist, der unpraktische Schwärmer (wie jener Balduin Bählamm, der diese ‚altgebackene Welt' flieht und in die ‚Poetendimension' zieht, aber jedesmal ‚verhindert' wird,

wenn er ‚sich etwas Schönes' dichten will) und der Bösewicht schlechthin, der — uns unbegreiflich — immer wieder seine, mit breitem Behagen erzählten, Streiche verübt, wenn er auch zum guten Beschluß seiner längst verdienten Strafe nicht entgeht. Überschaut man die Galerie der Gestalten Buschs, so fällt einem unwillkürlich jene Stelle aus ‚Eduards Traum' ein: ‚Ein wahrhaft guter Mensch war mir nicht vorgekommen. Nicht, daß ich mich recht herzlich darnach gesehnt hätte; es war nur der Vollständigkeit wegen.'

Während Busch meist ewig gültige Typen in individuellen Formen geschaffen, hat er sich auch einigemal von vergänglichen Zeitströmungen tragen lassen; so hat er in den ‚Partikularisten' das Welfentum verspottet; so auch leider in einigen seiner Werke die Kulturkampfshetze mitgemacht; auch der Vorwurf, daß er zuweilen eine Vorliebe für heikle Stoffe und Situationen zeige, läßt sich durch den Hinweis auf das Beispiel anderer Satiriker nicht entkräften.

Woher nun eigentlich die außerordentliche Beliebtheit des Verfassers von ‚Max und Moritz' und die beispiellose Verbreitung seiner Bilderbücher? Seine pessimistische Weltanschauung (‚der Schmerz ist Herr, und Sklavin ist die Lust') kann nicht der Grund sein. Sie ist zu sehr verneinend, zu trostlos im Grunde. Wohl eher die andere Seite seiner Philosophie: Die behagliche Weltfreude des sich sicher fühlenden Beobachters, mag sie auch zuletzt hervorfließen aus der pessimistischen Erkenntnis, daß uns alle einmal der ‚schwarze Kater' holt, wie den Vogel auf dem Leim, drum zuvor noch ‚quinquiliert und lustig gepfiffen!'

Nicht zum wenigsten aber, glaube ich, verdankt er den Erfolg seiner Meisterschaft oder vielmehr seiner wahren Kunst der humoristischen Darstellung, seiner unerschöpflichen Erfindung komischer Gestalten und Situationen, seiner unübertrefflichen Beherrschung der komischen Form. Welche Fülle köstlicher Käuze, grotesker Szenen, übermütiger Einfälle und Ideen!

Und für alles findet er den richtigen Ton; er kann zierlich, beweglich und lyrisch zart, derb und steif, gelehrt und archaistisch sein, wie es ihm gefällt. Wie prächtig hat er den Jobsiadenstil nachgeahmt! Und überhaupt, was hat er aus der Jobsiade gemacht! Sie ist wieder auferstanden in einem köstlichen Bilderroman, der den ganzen Humor des ermüdenden, geschwätzigen Kortum in konzentrierter Form wiedergibt.

Busch kennt das Geheimnis des komischen Verses, seine Verse sind knapp, sicher, jedes Wort ein Treffer! Wie selbstverständlich, wie leicht fließen sie dahin:

‚In der Kammer still und dunkel
Schläft die Tante bei dem Onkel.'

Glaubt man nicht die friedlichen Atemzüge des ahnungslosen Schläferpaares zu hören! Und so ließen sich ungezählte Beispiele bringen. Bei Busch ist jeder Vers gelungen, keiner eine Niete. Welche Prägnanz in den knappen, schlagenden Sätzen! Diese glatten, klangvollen Reime, die sich von selbst Ohr und Gedächtnis einprägen, deren Durchschlagskraft oft erhöht wird durch das Verlegen des Reimes auf gänzlich unbetonte Silben:

‚Er hebt es leise in die Höh',
Ach ja! Und sie errötete,'

durch das Zerreißen eines Wortes auf zwei Verse:

‚Jeder weiß, was so ein Mai-
Käfer für ein Vogel sei.'

Seine grotesken Wortbildungen (‚Jungfernbundesfahnenstange', ‚Schießeding'), seine verblüffenden Zusammenstellungen:

‚Rosen, Tanten, Basen, Nelken
Sind genötigt zu verwelken.'

‚Frisches Hemd und frischer Mut!'

seien hier nur erwähnt. Wie alle großen Humoristen erzielt er schon durch die Namengebung komische Wirkungen. Wie Reuters ‚Pomuchelskopp' werfen Buschs

Krischan Stinkel, Apothekereiprovisor Mickefett, Balduin Bählamm, Mister Pief durch ihre Namen ihre Schatten schon voraus.

Und erst seine kostbaren Einleitungen, Zwischenstücke, Nachworte mit ihren klassischen Betrachtungen und Definitionen, seine großartigen Sentenzen, von denen viele dem deutschen Volk in Fleisch und Blut übergegangen sind, die, oft in pathetischer Form ganz selbstverständliche Wahrheiten oder Bosheiten aussprechen. So findet seine soziale Weisheit:

‚ist hienieden
Zu vieles viel zu viel verschieden:
Der eine fährt Mist, der andere spazieren;
Das kann ja zu nichts Gutem führen.‘

Oder er definiert boshaft:

‚Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen.‘

Das Wort wird bei Busch harmonisch ergänzt durch seine Zeichnungen; sie reden oft, wo der Dichter schweigen will oder muß; sie gehören dazu, und sie haben einen guten Teil an der Beliebtheit des Künstlers. Sie sind prächtig wie seine Verse, oft nur aus wenigen Strichen und Punkten bestehend; aber welches Leben, welche Bewegung, welche Stufenleiter der Gefühle und Lagen wird durch diese einfachen Mittel hervorgezaubert!

So dürfen wir in Busch zweifellos den größten Meister der deutschen humoristischen oder vielmehr komischen Dichtung und Zeichnung erkennen; er ist ein Künstler, der vielen, ja Ungezählten, heitere Stunden bereitet hat, und noch manches Zwischenstündlein unseres Lebens soll uns sein übermütiger Humor verkürzen, wenn wir dann auch jedesmal mit um so tieferer Dankbarkeit jener weihevollen Stunden gedenken werden, die wir den großen, echten Freude- und Trostspendern der Menschheit verdanken, die, wie ein Charles Dickens und ein Fritz Reuter, den verklärenden Schein goldigen Humors über ihres Lebens und überhaupt des Lebens düsterste Seiten geworfen, die selbst eine bittere Jugendzeit oder eine harte ‚Festungstid‘ mit verzeihender Liebe und poetischem Glanze umgeben, die uns die Welt des Kleinen und Bescheidenen so nahe gebracht und so lieb gemacht haben.

F. Wippermann.

Karl Larsen. Einen poetischen Spaziergänger könnte man diesen Dänen nennen, dessen Reisebücher jetzt in zwei kleinen, schön ausgestatteten Bänden deutsch vorliegen. (‚Poetische Reisen. Erste und zweite Fahrt.‘ Inselverlag, 1906 u. 1907.) Kein Pilger ist er, kein Waller, sondern ein feinsinniger Liebhaber guter Kunst und eigentümlicher Volksart. Dem Schreiber dieser Zeilen sagte Larsen einmal: — und das Wort kennzeichnet ihn — ‚Ich komme von einer Europafahrt zurück, und ich habe mit Trauer gefunden, daß man überall daran ist, die Welt häßlicher zu machen.‘ Damit ist auch das Ziel seiner Fahrten gegeben, — das Eigentümliche, das noch nicht Kulturverdorbene ist, was er überall liebevoll sucht.

So zieht's ihn hin zum großen, halbwilden, ‚heiligen‘ Rußland. Der Kopenhagener Skeptiker weidet sich hier an den großen, ursprünglichen, naiven Gefühlen der slawischen Volksseele.

So versteckt er sich gern in einem altdeutschen Ratskeller, und zwischen den ehrwürdigen Weinfässern sieht er, vom Rüdesheimer leicht inspiriert, Siebel, Faust und Mephisto — aber jenen modernen Mephisto, den er in einem seiner Romane (‚Dr. Ix‘) geschildert hat, und der eigentlich der Genius der modernen, egoistischen Kunst ist . . .

Und der Graumaler des Alltagslebens, — denn das ist Larsen daheim zu Kopenhagen, ein Hammershöj der Literatur, — wohin winkt's ihn wohl sonst, wenn er im Zuge sitzt und südwärts fährt? Nach Portugal, nach dem blumenleuchtenden, farbenstrahlenden Lande am atlantischen Meere, und nach dem schönen Spanien der Toreadoren und der Mantillen, des Blutes und der blanken Schwerter!

Seinen Kontrast zu suchen — darauf geht Larsen überall aus. Und liegt das nicht auch im Begriffe der Reise, daß man eine Gegenwirkung der sonstigen Einflüsse erzielen will? War die ganze romantische Bewegung nach Süden, nach Italien, etwas anderes als ein neuer Ausdruck jenes uralten Bedürfnisses der germanischen Nebelvölker nach Sonnenschein und blauem Himmel?

Larsen hat diesem Zuge nachgegeben, und er, der wirklichkeitstreueste aller nordischen Wirklichkeitsschilderer, ist so fast ein Romantiker geworden. Ein idealer Duft verschleiert ihm jene Länder zwischen Mittelmeer und Weltmeer — Portugal ist ihm nicht schlechthin Portugal, sondern, wie es schon auf dem Titelblatte liebkosend heißt, das schöne Portugal. Feinsinnig weiß er die Elemente jenes Zaubers darzulegen, womit der romanische Süden die nordische Seele umgarnt. Bei uns im Norden, sagte er, ‚fehlt die Fontäne der Kunst' (wie prägnant ist nicht dieses Wort!) und dann — wie ein Portugiese gesungen — ‚Vergil ging nie durch den nordischen Wald'. Es fehlt unserer Kultur, ja unserer Natur jene Weihe der Jahrtausende, die den Mittelmeerländern eigen ...

Man wird in Larsen einen angenehmen Reisebegleiter finden, denn er ist ein Liebhaber der Reise und ein Virtuos der Reise. Man wird in seinen zwei Büchlein gute Reisekameraden haben, mit denen man nicht über alle Fragen übereinstimmt, die aber immer die edle Sprache und würdige Art eines hochgebildeten und klugen Mannes zu wahren wissen. Johannes Jörgensen.

Kunst.

Die Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession. Wenn die Sezession in ihrem Programm der Unabhängigkeit in Farbengebung und Auffassung die Selbständigkeit vor allem des Neuerers und Pfadsuchers schätzt, den vielleicht unsicheren Erwerb dem vermöglichen Besitz vorzieht, statt mit den gewonnenen Mitteln nach Ausdruck zu streben, immer neue Möglichkeiten der Darstellung wie der Empfindung verwirklichen will, dann hat sie in der heurigen Frühjahrsausstellung wieder einen typischen Vertreter, einen ihrer Vorkämpfer schon seit Jahren. Julius Exter lockt den Beschauer nicht durch angenehme Bilder, aber er verlangt energisch Beachtung und fordert zur Auseinandersetzung auf. Er ist kein Fertiger und will es nicht sein. Er sättigt die Leinwand mit Farben, bald mit den Lokalfarben des Objekts und wieder mit den tiefen Nuancen eines visionären Schauens. Er kennt den sinnlichen Reizwert der Farbe, doch auch ihren Stimmungswert für das seelische Erleben. Mit beiden naht er seinen Gegenständen, Köpfen, Figuren, Landschaften. Sie wachsen ihm nicht leicht aus der Hand, er formt sie in heißem Bemühen. Noch gelingt ihm nicht ein einfaches: Es werde. Die Elemente der Farben und des Lichtes sind daran, sich aus dem Chaos zu lösen und sich in Harmonie zu ordnen, aber noch schwebt sein Geist nicht souverän über ihnen. Am besten gelingt ihm seine Schöpfung der Landschaft. Seine Menschen leiden unter der Anstrengung seiner Arbeit, unter seinem Willen zur Macht. Sein ‚Bubi' und ‚Mädi' machen einen kindlich hilflosen Eindruck, nicht so fast als ob das Wesen des Kindes so charakterisiert werden sollte, sondern weil sich die künstlerische Arbeit an ihnen vermühte. Sie scheinen zu fragen: Was soll mit uns werden, nicht etwa mit ahnender, tastender Seele, sondern im Bann des Problems der malerischen Technik und künstlerischen Bezwingung! Auch seine verschiedenen Köpfe, soweit sie Selbstzweck, Persönlichkeit sind, sind von diesem Hauch des Spintisierens getrübt. Andere verlieren ihre Persönlichkeit vor der wichtiger genommenen Studie von Farbe und Be-

leuchtung. Die Landschaft wird mächtig, rein malerisch und wiewohl ohne Figuren auch seelisch. Nicht in den ‚Holzknechten', mehr schon in ‚Nocturno', am meisten in den kleinen Naturschilderungen. ‚Nocturno', nackte Frauen am Strand, ist eine anschauliche Probe seiner künstlerischen Ziele, des noch immer ungeebneten Weges zu ihnen. Lyrisch-pathetisch hat er sich aufgeschwungen; doch ist es gewollt leidenschaftliches Gebahren, kaum tief seelische Gebärde. Das Beste gibt Exter in seinen kleinen Landschaften, von denen ‚Abendsonne' ganz Bild ist. Mehr Studien sind seine Gewitterbilder, Vorwürfe, die ihm erwünschte Gelegenheit gaben, das Unheilschwangere, Grausige, Gefährliche der Elemente in grelle, zuckende, zerrissene Farben umzusetzen. Exters Farbenwerke zeigen ein großes Wollen und versprechen ein immer noch wachsendes Können.

Eine Reihe guter Talente ist mit guten Malereien vertreten. Gegenstände von zugleich auch größerem inhaltlichem Interesse sind selten. Die ganze Entstehungsgeschichte der modernen Malerei ist dem nicht günstig. Die sichtbare Natur war Lehrerin und eine neue Technik ein Ziel oder Folge. So wiederholen sich Landschaften und Tierstücke neben einzelnen Porträten ständig. Auch das Stilleben behauptet seinen Platz und als besonders für Beleuchtungsstudien geeignet das Interieur. Der Zug ins Erhabene, geistig Große, ist der reinen Malerei, wie sie noch verstanden wird, notwendig versagt. Der Künstler mag indes diese edle Macht nicht entbehren und wendet sie auf die Landschaft an. Die monumentale Steigerung und Stilisierung ins Große birgt jedoch die Gefahr der Verödung und Veräußerlichung. Pietzsch ist dieser Gefahr nicht entgangen. Die Anwendung neuer Malweisen großer Vorgänger bringt noch eine zweite Gefahr. Der große Künstler wird in den Mitteln immer breiter, einfacher, karger. Die Farbe betrachtet er immer weniger als die Masse, aus der er bildet, sondern als Surrogat seiner Intuitionen. Ihm wächst die Technik aus dem Thema heraus. Von Nachfahren wird sie mit herangebracht; sie wird äußerlich. Was dort Vereinfachung war, wird hier Vergröberung. Der Kraftmanier wohnt keine Kraft inne. In harten Farbflecken und schweren Pinselstrichen müht sich der Künstler und kann der Materie doch nicht recht den Odem des Lebens geben. Solch ein Mühsamer ist Groeber. Lamms Bildern eignet eine großzügige Auffassung und breite, wirksame Wiedergabe, doch auch noch auf Kosten der Innerlichkeit. Bodenständig und seiner Mittel bewußt ist Philipp Klein. Er hat es von der Studie und Skizze zum Bild gebracht. Koloristische Feinheiten wie einheitliche Wirkung zeichnen seine Gemälde aus. Sie haben etwas Reales, Gefestigtes, malerische Reize insbesondere seine Stilleben. Zwei große Landschaften, ‚Märzsonne' von Eichfeld und ‚Unter Erlen' von Kaiser bringen nichts Neues, aber Gutes. Auch Hummel hat eine gute Kollektion ausgestellt. Samberger ist mit Porträten nicht fortschrittlich, aber doch in persönlicher Note vertreten. Die Graphiker stehen hauptsächlich im Dienste des regenerierten Holzschnittes. Die plastische Ausstellung ist ziemlich reizlos; gepflegt wird gerne die Kleinplastik. Für die christliche Kunstübung beachtenswert sind die Holzreliefs mit biblischem Gegenstande von Balth. Schmitt.

Die reine Darstellung, so weit man von einer solchen reden kann, hat viel Gutes gestiftet und ist damit noch nicht am Ende. Aber eine Kunst, eine Malerei, die im Volk stärkere Wurzeln fassen will, benötigt mehr Zweckgedanken des Inhalts wie der Anwendung.

K. Weiß.

Musik.

Max Schillings' ‚Moloch'. Gegenüber der kolossalen Sensation, die die

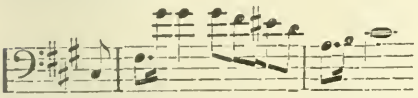
vorletzte Opernsaison mit der Strauß-Wildeschen ‚Salome' gebracht hatte, verlief die diesmalige Saison ziemlich ruhig und ohne stark aus dem gewohnten Rahmen heraustretendes Ereignis. Nur das Ende des Jahres 1906 in Dresden zur Uraufführung gebrachte Musikdrama ‚Moloch' von Max Schillings zog die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, da Schillings sich durch seine beiden ersten Opern ‚Ingwelde' und ‚Der Pfeifertag' einen berühmten Namen unter den Opernkomponisten der Gegenwart gemacht hat, so daß ein neues Werk von ihm von vorneherein weitgehendes Interesse beanspruchen kann.

Will man die Kunst von Schillings mit einem Schlagwort charakterisieren, so könnte man sie als ‚vornehm' in des Wortes weitester Bedeutung bezeichnen. Vornehm ist sie vor allem darin, daß sie alle billigen Effektmittel verschmäht. Wenn sie auch mit dem ganzen anspruchsvollen Rüstzeug der Moderne arbeitet, so ergibt sich doch alles das so natürlich und selbstverständlich aus dem Stil, aus dem Wesen dieser Musik, daß nichts marktschreierisch, nichts aufdringlich wirkt. Andererseits birgt aber dieses Prädikat ‚vornehm' auch ein künstlerisches Minus: ein Element des Unpersönlichen, Reservierten; man ist bei dieser Musik nie sicher, ob der Komponist wirklich alles innerlich miterlebt und aus sich selbst geschöpft hat, oder ob es an- und nachempfunden ist. Damit in Zusammenhang steht, daß Schillings von allen bedeutenden modernen Opernkomponisten am stärksten unter Wagnerschem Einfluß steht, was allen seinen bisherigen Werken den nicht wegzuleugnenden Stempel des Epigonentums aufdrückt. So fehlt seiner Kunst das Unmittelbare, wirklich Überzeugende. Stets imponiert aber der tiefe künstlerische Ernst und die reife, technische Überlegenheit, die der Tonsetzer überall bekundet.

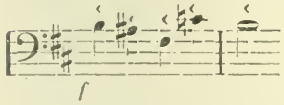
Auch das neue Werk, der ‚Moloch', fällt aus dem Stil der früheren Werke Schillings' nicht heraus, wenn es auch naturgemäß vor ihnen gesteigerte Reife und Abgeklärtheit voraus hat. Das Textbuch von Emil Gerhäuser lehnt sich in freier Weise an Hebbels Molochfragment an, das hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf. Leider läßt die Operndichtung im letzten Akt das große weltgeschichtliche Moment aus den Augen, das hohe Kulturdrama verfällt mit der Sterbeszene zwischen dem Königssohn Teut und seiner Geliebten Theoda in den Ton des Rührstücks. Im übrigen mußte der Stoff gerade für Schillings, der sich als künstlerischer Interpret kühnen, trotzigen Heldentums schon in der ‚Ingwelde' mit Glück versucht hatte, sehr anziehend wirken. Ein wichtiges Moment hat sich aber Schillings bei seiner Molochmusik entgehen lassen, oder es wenigstens nicht mit genügender Schärfe herausgearbeitet: die Zeichnung der ethnographischen Gegensätze. Hiram, der selbstgewaltige Kulturmensch, der Molochpriester, mußte in scharfen musikalischen Gegensatz zu den Germanen, den einfachen, schlichten Naturmenschen, gesetzt werden, etwa in ähnlicher Weise, wie Gluck in ‚Paris und Helena' den Trojaner Paris gegenüber den rauhen Spartanern charakterisiert hat. Davon ist in Schillings' Musik nichts zu spüren. Teut und seine germanischen Volksgenossen reden in dem gleichen hohen musikalischen Pathos wie der karthagische Priester. Und doch hätte es, ganz abgesehen von der dramatischen Wahrheit, eine sehr wirkungsvolle musikalische Steigerung gegeben, wenn in dem Maße, in dem das Naturvolk nach und nach zum Kulturvolk aufsteigt, auch die Sprache der Musik immer reicher und komplizierter würde. Klose hat in seiner ‚Ilsebill' unter teilweise ähnlichen Verhältnissen eine solche Steigerung zu großer Wirkung zu bringen vermocht.

In manchen Dingen zeigt übrigens die Molochmusik den Einfluß von Richard

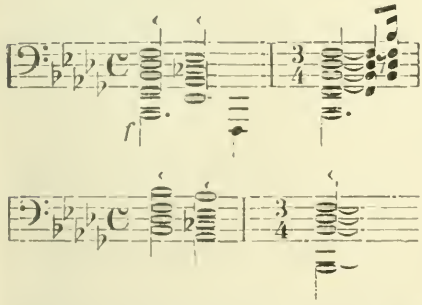
Strauß, und zwar nicht nur in der Orchesterbehandlung, sondern auch in der Thematik. Besonders die musikalische Zeichnung Hirams, des Herrenmenschen, ist in dem weitgeschwungenen, kühn ausholenden Haupt- und Leitmotiv des Molochpriesters:



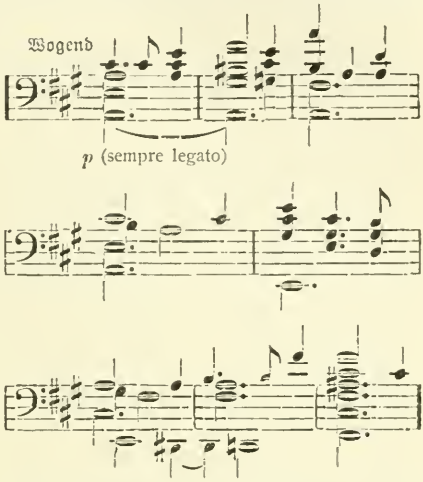
Straußischer Provenienz; in seinem allgemeinen Charakter (nicht durch spezifisch melodische Ähnlichkeit) erinnert dieses Motiv etwas an das Hauptthema von Strauß' sinfonischer Dichtung ‚Macbeth', wie überhaupt diese weit ausholende Thematik ein Charakteristikum der Straußschen Musik ist. Übrigens ist gerade die musikalische Interpretation des Molochreiches dem Komponisten vortrefflich gelungen. Das eben mitgeteilte Motiv Hirams ist zweifellos eine höchst prägnante und eindrucksstarke melodische Idee. Der Moloch selbst hat das Leitmotiv:



ebenfalls ein sehr charakteristischer Tongedanke, der die mannigfachsten, oft recht interessanten thematischen Wandlungen erfährt. Vorzüglich ist das düstere Kolorit des Molochkults auch mit dem Thema:



getroffen. Lieblichere Töne werden in den Liebesszenen zwischen Teut und Theoda angeschlagen, volkstümlich ist die Tonsprache in der Ernteszene, die den dritten Akt eröffnet. Hiezu hat Schillings auch ein sinfonisches Vorspiel geschrieben, das zum Besten der Partitur gehört. Der Mittelsatz:



ist nicht nur klanglich äußerst fein, sondern auch melodisch reizvoll und einschmeichelnd. Dieses Vorspiel reiht sich den entsprechenden Stücken aus ‚Ingwelde' und ‚Pfeifertag' ebenbürtig an. Noch ist besonders hervorzuheben die Szene der seherischen Königin Velleda vor Moloch, die von großer dramatischer Ausdruckskraft ist; als Vorbild mögen da die Erdaszenen aus Wagners ‚Ring' gedient haben. An lyrischen Ruhepunkten fehlt es dem ‚Moloch' etwas, so daß verhältnismäßig wenig Abwechslung in die Musik kommt. An herben Kühnheiten und Dissonanzwirkungen steht ‚Moloch' hinter der in dieser Hinsicht berüchtigten ‚Salome' kaum zurück; doch sind alle diese musikalischen Mittel in den Dienst der dramatischen Wirkung gestellt und darum ästhetisch berechtigt.

Ob dem ‚Moloch' ein dauernder Bühnenerfolg beschieden sein wird, getrauen wir uns nicht zu entscheiden; ein ernstes, sympathisches Kunstwerk, eingehenden Studiums wert, ist Schillings' neue Oper aber sicherlich.

Dr. Eugen Schmitz.

Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit. Von Dr. Arnold Braß. Stuttgart 1906. Verlag von Max Kielmann.

Der Verfasser, ein angesehener Biologe, weist dem Jenenser Fachgenossen nach, daß derselbe in vielen Punkten hinter den Forschungsergebnissen der Gegenwart zurückbleibt, namentlich hinsichtlich der Zellenlehre, der längst widerlegten Gastrula-Hypothese, der Säugetiersystematik ꝛc. In der wunderbaren Anpassung des Auges und der vielfältigen Fürsorge für das Werdende findet der Verfasser besonders schlagende Beweise für seine teleologische, antidarwinistische Naturauffassung. Leider schädigt der Verfasser den Eindruck seiner meist schlagenden Beweisgründe durch mancherlei unnötige Abschweifungen und Persönlichkeiten, hat aber trotzdem eine wertvolle Ergänzung der Chwolsonschen, Dennertschen und anderer Streitschriften erbracht. Dr H. M.

Grundriß der Kunstgeschichte. Von A. Bohnemann. Mit 197 Textbildern und einer farbigen Tafel. 2. Aufl. Leipzig 1906. Ferd. Hirt und Sohn.

Ein gut orientierendes, auch das Kunstgewerbe eingehend berücksichtigendes Hilfsbuch für den kunstgeschichtlichen Unterricht. Die neueren Forschungen sind leider wenig berücksichtigt. Manche Würdigungen der Künstler leiden unter dem Hang, das Unverbürgte und Anekdotenhafte heranzuziehen, z. B. bei der Erwähnung Hans Holbein des Älteren. Sehr vorteilhaft wirkt in dem Büchlein die verhältnismäßig eingehende Darstellung der Kunst des 19. Jahrhunderts. Die Illustrationen sind gut ausgewählt und sehr klar im Druck. L.

Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß. Von Magdalena von Broecker. Fünfte Auflage mit 113 Abbildungen. Herausgegeben von Richard Bürkner. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Ein in seinen Hauptzügen gelungenes Gewebe, jedoch mit einem auffällig starken protestantischen Einschlag. Das ‚wahrheitsuchende protestantische Auge‘ (S. 180) läßt sich keine Gelegenheit entgehen, mehr oder minder starke Trümpfe auszuspielen, so ‚manch feistes Pfäfflein‘ (S. 157), ‚der von Rom beherrschte, nach weltlicher Herrschaft durstige Priesterstand, der den frischen, gesunden germanischen Geist erstarren macht unter römischem Zwang, im Grunde unfähig, ihn zu wahrer Freiheit und Sittlichkeit zu erziehen‘ (S. 59), ‚die mönchische Kirche, die den Blick für die Natur verliert‘ (S. 77), ‚die entsetzlich verkommene Geistlichkeit‘ (S. 91), ‚die Jesuiten, die zu einem Kreuzzug gegen Bibelleser schüren, gegen alle, die da ehrlich kämpfen für Gewissensfreiheit und Gedankenfreiheit, denen jedes Mittel, Spionage und Folter, willkommen ist; denn der heilige Zweck heiligt das Mittel‘ (S. 169), ‚man fühlt Rubens an, wie er unter Weihrauchduft und Kirchenpomp nicht in seinem Elemente ist‘ (S. 174), ‚die Jesuiten, die nun doppelt schüren, die die Throne zu beherrschen suchen, durch den Beichtstuhl die Gewissen ängstigen . . .‘ (S. 188), ‚die krankhaft religiöse Romantik Overbecks und Schadows‘ (S. 205) usw. Ich vermute, daß diese und ähnliche Gedankensplitter und Deklamationen auf Rechnung des kampflustigen Herrn Herausgebers zu setzen sind. Der Stil ist bei allem Pathos der Sprache volkstümlich. Eine Verarbeitung der wichtigsten neueren wissenschaftlichen Ergebnisse ist nirgends versucht. Die Güte der Abbildungen ist sehr verschieden; viele wirken recht flau. L.

Schematischer Leitfaden der Kunstgeschichte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Von Käthe Strunz. Leipzig und Wien 1906. Franz Deuticke. 2 Mk.

Das Büchlein macht den Eindruck eines nicht ohne Verständnis nachgeschriebenen Kollegienheftes; es enthält eine reiche Sammlung von Charakteristiken im Depeschenstil, verbrämt mit gelegentlichen kunstphilosophischen u. a. Zitaten. Mißverständnisse sind bei der knappen Fassung der Urteile nicht zu verhüten

gewesen. Ein vollständig Unvorbereiteter wird mit dem Büchlein nicht viel anzufangen wissen, zumal es ohne Illustrationen erschienen ist. Als kleines, bequemes Nachschlagebuch wird es aber dem mit der Sache schon Vertrauten recht nützlich sein, da die Verfasserin streng systematisch ihre Aufgabe erfaßte. L.

Geschichte der russischen Literatur. Von Prof. Dr. A. Brückner. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig. Br. 7.50 Mk., geb. 8.50 und 9.50 Mk.

Die russische Literatur stellt sich in engerer Verbindung mit dem politischen und sozialen Leben des russischen Volkes dar als anderswo. In seinen dichterischen Erzeugnissen spiegelt sich dieses Rußland, ‚wie es, das Herabsteigen des Engels in den Teich Siloa erwartend, nicht lebt, sondern vegetiert, träumt und schläft,' und dessen Revolution selbst keine Tat ist, sondern wie Zuckungen eines wüsten Traumes erscheint; aus seiner Tendenzliteratur, seinen Aufklärungs- und sozialen Anklageschriften wird seine Kultur verstanden. Die Tendenz des künstlerischen Arbeitens führt immer wieder in die Nation und Politik. Brückner hat seine Aufgabe hauptsächlich unter diesem richtigen und zugleich aktuellen Gesichtspunkt in seiner ‚Geschichte der russischen Literatur', erschienen in der Sammlung ‚Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen', gelöst. Die ersten Kapitel, die die altrussische Literatur behandeln, sind als eine gründlich orientierende Einleitung zu betrachten; die eingehende Analyse beginnt erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts und steigert sich so, daß der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Löwenanteil zufällt. Die Darstellung und Wertung geschieht im Zusammenhang mit der Geschichte und den Bestrebungen des russischen Volkes. Über dem Literarischen und Ästhetischen steht das Kultur- und Zeitgeschichtliche. Brückner hat sich in seinen Stoff mit starkem Fühlen hineingelebt, und mancher Ton aus dieser aggressiven oder satirischen Kampfliteratur klingt in seinen eigenen Worten wieder. Keine trockene Geschichte von Zahlen und Namen, sondern ein lebhaftes, persönliches Buch, dem man nur einen leichteren Satzbau und flüssigeren Stil wünschte. Bei dem Mangel einer guten, größeren russischen Literaturgeschichte ein dankenswertes Werk, das ohne Zweifel bei der jetzigen Zeitlage das Interesse findet, das es verdient. W.

Herrn Arnes Schatz. Von Selma Lagerlöf. Übersetzt von Francis Maro. 157 S. München 1904, A. Langen.

Mit diesem Buche steht Lagerlöf zweifellos nach Inhalt und Form auf der Höhe ihrer Kunst. Es ist — in der modernen Literatur leider ein seltener Fall! — eine wirkliche Novelle, obwohl sie diesen so oft mit Unrecht usurpierten Titel selber gar nicht beansprucht, aus der Zeit nach der Reformation in Schweden — mit einer höchst einfachen Begebenheit, einem Raubmord und dessen Sühne; aber von so harmonischer Struktur und solcher Stimmungsgewalt, daß man schon zu Storm und C. F. Meyer gehen muß, wenn man literarische Parallelen finden will. Man hat bei manchen, namentlich den größeren Werken der Lagerlöf einen gewissen Mangel psychologischer Entwicklung der Charaktere und Geschehnisse erkennen zu sollen geglaubt; eine solche Bemängelung ist im vorliegenden Falle ausgeschlossen. Und zwar bedient sich die Dichterin, auch hier ganz im Rahmen ihrer Eigenart bleibend, zur inneren Motivierung ihrer sonst als Selbstzweck auftretenden Phantastik; sie zitiert die Geisterwelt, aber nur um die inneren Seelenvorgänge — vermeintliche Pflicht der Blutrache, Schuldbewußtsein und Sühne — gewissermaßen zu verobjektivieren, und es ist von höchstem Interesse, die Dichterin sich dieses neuen Kunstmittels — offenbar unbewußt — bedienen zu sehen. Scheinbare mühelose Einfachheit, verbunden mit verhaltener Prägnanz in Gefühl und Wort, war stets ein Zeichen wahrhaft großer Kunst. In ‚Herrn Arnes Schatz' werden mit diesen Mitteln jene Seelentiefen berührt, die ohne weiteres alle Poesie mitklingen lassen. Dieses Genre der Novelle sollte die große Schwedin weiter pflegen, und ihr Lorbeer wird niemals welken.

Johannes Mumbauer.

Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen. Von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen übersetzt von Pauline Klaiber. — 322 S. 8°. München, Albert Langen, 1907.

Ein neues Werk der Lagerlöf darf jedesmal mit besonderen Erwartungen aufgenommen werden. Das Buch, das sie uns jetzt nach längerer, vielleicht — Überraschungen sind bei ihr nicht ausgeschlossen — einen Fortschritt in der Entwicklung verheißender Pause bietet, bleibt ganz in ihrer eigensten Domäne, der phantasieerfüllten Märchenwelt, und zwar

so ausschließlich und naiv wie in keiner ihrer anderen Dichtungen. Levertin nennt die Art der Lagerlöfschen Darstellung ‚die tiefe Stimme einer wunderbaren Märchenerzählerin'. Ich finde, daß dies im vorliegenden Falle hervorragend zutrifft; in gleichmäßigem Flusse und mit der größten Selbstverständlichkeit werden hier die wunderbaren Abenteuer des Jungen, der in ein Wichtelmännchen verwandelt mit den Tieren die Reise durch ganz Schweden macht, erzählt; man muß unwillkürlich an Andersen denken, nur ist die Phantasie stärker und origineller, die Naturbeobachtung exakter, auch alles moderner, mit unverkennbaren Anklängen an die alte Tierfabel. Ob man wirklich von einem ‚Kinderbuch' reden darf, will ich nicht entscheiden; jedenfalls werden auch große Kinder über die starke und reine Poesie der beseelten Natur sich freuen, mag auch stellenweise ein lehrhafter Ton sich bemerklich machen, der die frühere Lehrerin verrät. Seit Brentanos ‚Gockel, Hinkel und Gackeleia' dürfte kein schöneres Märchenbuch aus Dichterhand hervorgegangen sein. Man sollte es recht vielen Kindern in die Hand geben, wenn sie auch noch nicht alle Feinheiten (ich erinnere z. B. an die Schilderung Vinetas, die wundervolle Geschichte der Wildente Jarro und an die Wahrsagung von den östergötländischen Bauern) zu würdigen wissen. Eine eigentliche neue Offenbarung Lagerlöfscher Begabung ist das prächtige Buch jedoch nicht, nur die Bestätigung und Vertiefung ihrer Eigenart; aber auch dafür wollen wir ihr dankbar sein. Im übrigen stellt sich auf der letzten Seite heraus, daß wir es nur mit dem ‚ersten Teile' des Märchenzyklus zu tun haben; das Buch endigt damit, wie der kleine Nils bei seinem Ritt auf dem Gänserich den einen Holzschuh verliert. Hoffentlich läßt die Dichterin ihren ‚Helden' nicht allzu lange in der Luft schweben und ihn auf Erlösung von seiner Verzauberung, uns aber auf die Fortsetzung und den Schluß der Geschichte warten.

Johannes Mumbauer.

Küsten. Von Leo Sternberg. Verlag von F. A. Lattmann, Berlin, Goslar, Leipzig.

Fein erlauschte und plastisch geschaute Gefühle in kunstvoll ziselierten Versen. Ein sinniges Poetengemüt spricht sich in diesem Buche in schönen, oft neuartigen und überraschenden Bildern aus; seltsam und fremd schauen sie sich an, verdunkeln sich aber auch ins Gekünstelte mit schwerfälligen Worten und schweren Wendungen. Hart und herbe stehen die Verse manchmal da, und das feine Feuer des Geistes vermag das kunstvolle Gebilde nicht ganz zu durchwärmen, ein Gefühl, das die splendide, üppige Ausstattung verstärkt. Manche wären auch ohne Schaden zu missen. Aber Sternberg ist ein Lyriker von starker Kraft und persönlicher Note.

K. W.

Aus Rauch und Raum. Von Alexander von Bernus. Verlag von Schuster und Löffler, Berlin.

Bernus zeigt in diesen Gedichten ein Streben nach Tiefe und Weltanschauung. Er vermag jedoch weder zu neuen Werten vorwärts zu schreiten, noch die alten Werte in großen persönlichen Kämpfen und Leiden neu zu schaffen. Vorläufig sind die Verse, die er ‚Zur Einführung' dem Buche voranstellt, nichts als eine jugendlich pathetische Geste: ‚Ich stand in Schaffenstrunkenheit — am felsigen Ufergestade der Zeit — und wuchs hinein in die Ewigkeit.'

Im Garten der Rosen. Lieder und Gedichte. Von Hans Giese. Verlag von Jos. C. Huber, Dießen.

Es ist etwas von Rosenduft und Drosselsingen in dem Buch. Leicht und liebenswürdig tönen die Verse. Von schmerzlichen Problemen wissen sie wenig. Harmlos und bedürfnislos schließen sie sich dem Volkslied an. Solche Strophen dürfen auf literarische Würdigung kaum einen Anspruch machen. Aber es gibt hie und da wohl noch glückliche Gemüter, die sich über ihnen ergötzen.

Dr. Phil. Witkop.

Die Bilder des Meister Eltz. Ein Sommernachtstraum. Novelle von Konrad Berthold. — 196 S. — Jena, Hermann Costenoble, 1905.

Man weiß nicht recht, ob man das seltsame Buch für Ernst oder als eine Mystifikation nehmen soll; wahrscheinlich aber soll es ein versuchsweiser Vorstoß gegen das christliche Sittengesetz sein, der vorsichtshalber als ‚Sommernachtstraum' bezeichnet wird. Der Verfasser — unter dem Pseudonym soll sich ein ‚in weiten Kreisen bekannter deutscher Rechtslehrer' verbergen, ‚der aus Gründen, die aus dem Inhalt des Buches selbst entspringen, einstweilen einen Schleier über seine Person ziehen muß,' — behandelt das Problem der ‚freien Liebe', das für uns freilich kein Problem sein kann, oder noch genauer die Frage, ‚ob eine edle Liebe

zwischen Mann und Frau nur in der Ehe möglich sei.' Die Antwort gibt die ‚Heldin' Ellen, die ihr Herz dreimal verschenkt hat, einmal legitim dem Grafen Berka, dann ‚frei' der Reihe nach an den Maler Eltz und den Gelehrten Hans Herzog, der zum Schluß auch den Laufpaß erhält. Trotzdem wird uns vorgeträumt, daß das Verhältnis speziell dieses letzten Paares — von Eltz sowohl wie von Herzog sind Kinder da — ein edles sei. Die dichterischen Qualitäten sind trotz allem märchenhaften Brimborium äußerst mäßig; sogar die Erfindungsgabe ist als schwächlich und gezwungen zu bezeichnen; kurz, ästhetisch muß das Opus als ausgeklügelt abgelehnt werden. Aber auch als Problemwerk leidet es vor allem an dem großen Fehler, daß es — von unseren prinzipiellen Einwendungen abgesehen — völlig versäumt, zu zeigen, daß die Lage des bestimmten Menschenpaares, welche doch selbst hypothetisch nur als seltener Ausnahmefall gelten dürfte, eine typische Bedeutung hätte. Aber selbst die Möglichkeit des Ausnahmefalles weisen wir ab. Auf die vielen schrullenhaften Ansichten über Religion, Kirche, Ehe, Mutterrecht, Treue, Recht des Alters, Kunst usw. verlohnt es sich nicht, hier einzugehen. Wenn derartig tiefe Fragen behandelt werden, dürfen wir doch verlangen: Bitte, etwas ernsthafter!

J. M–r.

Georg Bangs Liebe. Roman von Karl Rosner. Berlin 1906. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ein liebes, anheimelndes Buch! Ohne absonderliche Problemstellungen und Schicksalsverknüpfungen erzählt es in schlichter Herzlichkeit die Schicksale eines jungen Wiener Buchhändlers; seine Kindheit unter der Obhut aufopfernder Mutterssorge, seine Lehr- und Wanderjahre draußen in der hastenden Welt und seine Heimkehr zur lieben Kaiserstadt an der Donau, wo die Liebste seiner harrt, die aus glänzenderen, aber auch trüberen Verhältnissen erwachsen, mit ihm zu sicherbescheidenem Glück sich eint. Man mag wohl Georg Bangs Lebensgang allzu glatt und einfach gefügt finden, aber der Reiz des Buches liegt auch nicht im Ganzen, sondern in dem vielen liebevoll erfaßten Einzelnen, das in gemütreicher Wiener Tönung zusammengestimmt ist.

E.

Im Zauber der Wartburg. Roman von Gustav Adolf Müller. 398 S. Leipzig, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung, o. J.

Diese Erzählung aus dem alten Eisenach und seiner lieblichen Umgebung zu den Zeiten der hl. Landgräfin Elisabeth tritt auf mit dem Anspruch, sich an zeitgeschichtlicher Reproduktionskraft und literarisch-poetischem Gehalt über das Durchschnittsniveau der bedenklich in Mißkredit gekommenen ‚Ritterromane' zu erheben. Das ist auch in mancher Hinsicht zuzugeben; der Verfasser hat das ernste Streben, Echtes zu geben. Aber eine bedeutende Dichtung ist ihm doch nicht gelungen. Aus der leidvollen Geschichte der Liebe des ritterlichen Burgvogtes zu der hochgemuten Henkerstochter tritt kein geschlossenes Zeit- und Weltbild hervor. Der Dichter bleibt zu viel an Einzeldingen haften, die ja zum Teil bezaubernd gezeichnet sind, zum Teil aber auch einen schiefen Gesamteindruck bewirken. Von falscher Auffassung des frühmittelalterlichen kirchlichen Lebens soll dabei ganz abgesehen werden; dem Autor liegt es auch offenbar fern, hier tendenziös wirken zu wollen. Die edle und würdige Auffassung des Heiligenideals in dem bemitleidenswerten Schicksal der hl. Elisabeth muß sogar anerkannt werden. Das Buch darf, von einigen Süßlichkeiten abgesehen, zur besseren Unterhaltungslektüre gerechnet werden; aber hohen Flug nimmt es nicht.

J. M-r.

Unsere Kunstbeilagen.

‚Natur, Kunst und Wissenschaft' benennt sich unsere erste Beilage von Schwind, eine Titel- und Inhaltsangabe, die bei einem früheren Maler sicher eine wohlkomponierte Allegorie voraussetzte. Schwind genügt die weltabgeschiedene, friedenvolle Gruppe dreier Einsiedler, um mehr als einen bloß verstandesmäßigen Inhalt auszudrücken in einem landschaftlich wie figürlich reizvollen Bilde. Die intimen Gefühlswerte, die es ausströmt, sind ein Charakteristikum Schwinds,

trennen es aber auch von der früheren Malerei und bringen es unserem heutigen Empfinden ohne weiteres nahe.

Franz Poccis ‚Tod als Nachtwächter' führt eine furchtbare Situation vor Augen: In nachtschlafender Zeit wandert der Knochenmann, mit Spieß und Leuchte, durch die menschenleere Straße einer kleinen Stadt. Dazu legt ihm der Zeichner die warnenden Strophen in den grinsenden Mund:

‚Ihr Herrn und Frauen, laßt euch sagen,
Die Glock' hat Mitternacht geschlagen!
Macht Reu und Leid, zum Herren fleht,
Wer weiß, wie's morgen um euch steht!

Ihr Herrn und Frau'n, 's ist Tageswende,
Komm' ich, so ist's mit euch zu Ende;
Sing' ich als Wächter euch zur Ruh',
So bleiben eure Augen zu!

Ihr Junggesellen und Fräulein schön,
Vernehmet meines Horn Getön —
Jung oder alt, mir gilt es gleich,
Ich hol' euch alle in mein Reich.

Priester und Lai — ich will's euch sagen —
Das letzte Stündlein hat geschlagen;
Ich leucht' euch in das Grab hinein
Mit meiner Leuchte dumpfem Schein.

Ihr Herrn und Frauen, laßt euch sagen,
Man wird hinaus gar bald euch tragen,
Es kräht der Hahn beim Morgenrot,
Dazu singt euch ein Lied der Tod!'

Im ‚Narrenspruch' geißelt der zeichnende Dichter mit heiterem Humor die unerschöpflich rastlose Torheit. Der auf dem Spruchband angefangene Vers ist in unserem Pocciartikel von Professor Dr. Holland, Seite 215, ganz wiedergegeben. ‚Harlekin und Kolombine', eine verkleinerte Nachbildung von Nr. 114 der ‚Münchener Bilderbogen', gibt sich als eine in fünf Akten abspielende, ergötzliche, auch ohne Musik selbstverständliche Pantomine in scharfumschriebener Silhouettenform.

Offene Briefe.

Herrn O. K. in B. Der neuerliche Umfall der literarischen Kritik über Karl May in einem Teil der Presse hat auch sonst vielfach Staunen erregt. ‚Hochland' wird jedenfalls zu dieser Angelegenheit Stellung nehmen.

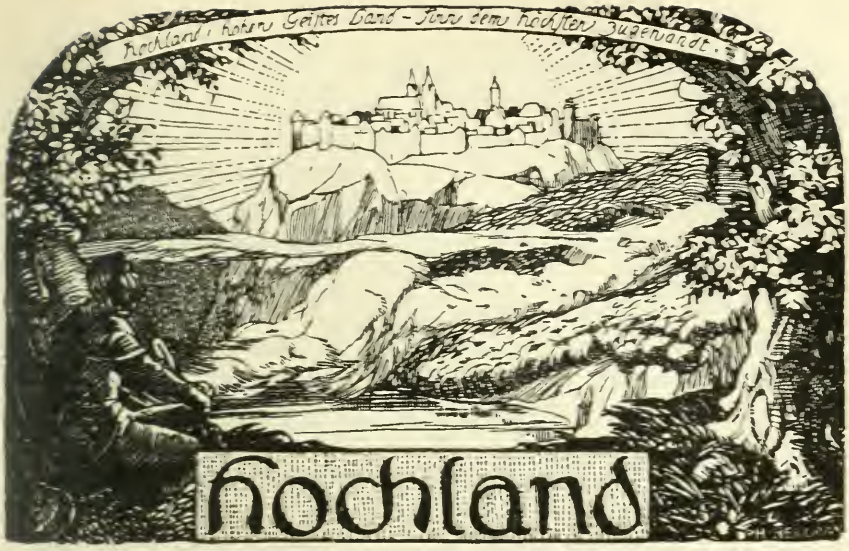
Die Erzählung ‚Ein gefallener König' von Selma Lagerlöf entnahmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers Albert Langen in München der Sammlung ‚Unsichtbare Bande' der nordischen Erzählerin (br. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Bei Langen sind auch die anderen deutschen Übersetzungen der Werke Lagerlöfs erschienen, von denen ‚Herrn Arnes Schatz' und die ‚Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen' im gleichen Heft S. 253 besprochen sind.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Meisner sc. Heliogr. Kösel

Der verlorene Sohn



Vierter Jahrgang. Juni 1907. 9. Heft.

Ein Abschied.

Von

Timm Kröger.

Unser Hof war durch Aufsaugung kleinerer Besitzungen so groß geworden, wie er im Dorfserdbuch beschrieben stand. Namen einzelner Koppeln und Wiesen: Heinshof, Heinswiese, Schröderkoppel und Beckmannsvotshorst — gaben noch Kunde von Bauernstellen, über deren Herdstelle jetzt unser Pflug ging.

Beckmannsvotshorst. — Was besagt die Zwischensilbe ‚vots‘ eigentlich? Ist sie vielleicht ein verkümmertes ‚Voß‘? Das will ich dahingestellt sein lassen, denn kein Mensch weiß es. — Aber ‚Horst‘, die Bedeutung ist bekannt. Es ist höher belegenes, trocknes, von Sumpfland umgebenes, oder gegen Sumpfland vorgeschobenes Sandland.

Das bestätigte die Lage von Beckmanns-votshorst. Es war nach den Wiesen und nach den Mooren hin das äußerste Hochland, sein Knick lief mit einem gewissen Trutz an der großen Leere, wo so oft aufgeregte Winde stürmten, hin, — hier eckig gebrochen, dort weich gekrümmt, wie der Rand des bald andrängenden, bald wegfliehenden Weichlandes gebot. Ein wunderliches Gefühl, eine wunderliche Stimmung zog mich nach Beckmannsvotshorst,

zumal zur Zeit der trüben Herbstschauer. Als Kind stand ich auf dem Knickwall, im brausenden Wind einsam und verlassen — so verlassen, daß sich für das Gefühl schwer Worte finden ließen — und doch über meine Verlassenheit und Einsamkeit frohlockend. Und ich stand und horchte über die Moore hin, ob sich nicht der über der Einöde ruhende Schrecken in Donner entlade. Denn mir war, als ob das kommen müsse — mit dumpfem Rollen kommen müsse.

In der Fortsetzung des am Knickwall entlang führenden Weges fiel ein Wagengeleise mit Fußsteig langsam in die Tiefe hinab nach dem Hochmoor zu, das fernhin mit hohem schwarzem Rand und wilder Heide auftrotzte. Als ich noch klein war, wollte ich wissen, wohin der Weg führe — man nannte mir ein paar Namen, denen die Wiesen gehörten, zuletzt den Schulmeister, der mit einem Stück Schulland unmittelbar an der Au liege. Man sehe zwar nicht das Wasser, sondern nur die Linien der großen Uferbinsen, aber gleich hinter der Au komme das Moor. Und als ich einmal, damals schon halberwachsen, dicht vor dem wilden Moor einen Punkt, oder vielmehr einen Strich sah, der sich bewegte, und ihn schließlich für einen Menschen halten mußte, da erschrak ich förmlich in der Seele des fernen Mannes. So vereinsamt und verlassen dünkte er mich. Kuhknecht Johann, der neben mir stand, deckte die Hand über die Augen und sah scharf hin. — ‚Wokeen is dat?‘ fragte ich. — ‚Ja,‘ antwortete er, ‚dat kann keen god anners wen, as de ol Scholmeister.‘ Den alten Schulmeister kannte ich, wie einen, und noch einmal erschrak ich in seiner vereinsamten Seele.

So fühlte ich auf Beckmannsvotshorst Furcht und Grausen; aber Furcht und Grausen hoben sich auf dem Untergrund einer feierlichen Stimmung ab; es war ein von der Phantasie großgezogener, und doch wirklich empfundener Schrecken.

Am schönsten war er, wenn es gegen Abend ging und schließlich der schon lange Zeit am hellen Himmel stehende Mond Farbe bekam. Dann nahm ich den alten Schulmeister nachts sogar in meine Träume hinüber. Der alte Schulmeister hoch oben auf dem Mond, scharf am Rand der Scheibe — da stand er gottverlassen und allein — stand auf versteintem liebeleerem Mond und starrte in die von keinem Menschenauge gesehene, geheimnisvolle Nacht der unbekannten Seite.

Das und Ähnliches fühlte ich auf Beckmannsvotshorst, aber es war noch ein Ding da, das meine Einbildungskraft bewegte.

Der Knick hatte nicht weit von seinem Ende eine Einbuchtung. Die Fahrt nach einem anderen Grundstück, unserer Verlehntsweide, ging da hinein, ein Hecktor schloß sie landesüblich ab. Dort sah man eine von Hütejungen aus Steinfindlingen und Rasen hergestellte Bank, unter präch-

tigen vom Wall herabhängenden Goldweiden, neben einem grünbewachsenen kleinen Erdhügel, einem sogenannten ‚Dutt'.

Der Dutt war eine historische Denkwürdigkeit. Mein Großvater hatte unter den Weiden zur Zeit der Kosakennot ein Versteck ausgeschachtet, und darin seine Pferde verborgen. Das Dach, mit Grassoden belegt, hatte dem Bau ein unverfängliches Aussehen gegeben. Er war in Verfall gekommen, das Holz war nicht mehr da, von allem war nur der Dutt übrig geblieben.

In meinen Augen war er etwas außerordentliches — ein Napoleonshügel, ein Napoleonsdenkmal. Die Schauer der Bewunderung, die ich diesem Namen zollte, stiegen bei dem Dutt in mir auf, denn ohne Napoleon keine Kosaken, ohne Kosaken keinen Wall und ohne Wall keinen Dutt. Ich war also durchaus berechtigt, meinen Dutt zu dem zu machen, was er für mich war.

In der Schule wurde eigentlich keine Geschichte gelehrt; es wurden nur Geschichten aus der Geschichte vorgetragen und selbst diese gegen die Vorschrift des Visitatoriums. Ich hatte aber zuhause Hilfsmittel. Ein wenig in der Schule, etwas mehr aus dem Mund alter Leute, das meiste aus dem Buch, das auf dem Bücherbrett meines Bruders stand, ein dickes Buch, in dem nur von ihm die Rede und auf jeder dritten Seite ein Bild war. Napoleon hinten und vorne, er hatte alles beherrscht, hatte alles zu schanden gemacht, er war der große Beweger der Zeit, Napoleon war mein Gott. Und deshalb hielt ich meinen Napoleonshügel in Ehren.

Aber um diese Liebe wurde ich schmerzlich betrogen.

Mein Bruder Hans verwaltete nach dem Tode meines Vaters unsern Hof. Ich fand ihn eines Tages nach dem Frühstück im Gespräch mit dem Großknecht Kassen.

‚Ja,' sagte Hans, ‚dann lassen wir es dabei. Spann an und fahr den alten Dutt weg. Es ist gute Erde, und auf den Wiesen wirkt sie wie Dünger.'

Kassen stand vor ihm und stocherte sich die Zähne mit einem Schwefelstricken. Dann warf er das Holz weg und griff nach dem Hosenbund, seine blauleinenen Beinkleider hochzuziehen.

‚Auf den Wiesen ist's reiner Kompost. Und was soll der alte Dutt da oben noch länger liegen?' antwortete er.

Es wurde noch besprochen, daß Jakob aufladen und daß ich zwischen fahren solle und daß auf der Langwiese abzuladen sei. Da wurde mir bei dem Vorhaben der Männer unheimlich.

‚Hans — von was für einem Dutt sprichst du?'

‚Nun von wem anders als von dem auf der Beckmannsvotshorst.'

‚Vom Kosakendutt?'

‚Natürlich.'

‚Wo Großvater den Stall von gebaut hat?

‚Ja, ja!‘

‚Hans, das ist ja mein Napoleonshügel!‘

Kassen lachte. ‚Was hat Napoleon damit zu tun?‘ fragte er.

Ich suchte klar zu machen, daß es sich um ein Denkzeichen an die Zeit Napoleons handele, vielleicht das letzte, das in unserer Dorfschaft zu finden sei, fand aber kein Gehör. Ich suchte meinem Bruder und Kassen Wrich klar zu machen, was ich selbst nur dunkel fühlte, ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß der Erdhaufen in dem Winkel am Knickwall der Beckmannsvotshorst, dort vor dem Hecktor der Verlehntsweide, für mich den Wert eines Gedächtnismales zum Andenken eines über alle Menschen hinausgewachsenen Mannes habe. Aber wie konnte mir dies wohl gelingen; es hörte sich auch ziemlich dumm und unzusammenhängend an, was ich vorbrachte.

‚Junge, Junge,‘ erwiderte Hans, ‚was tühnst du dir zurecht, der alte Erddutt kann da doch nicht ewig liegen bleiben?‘

‚Er hindert auch die Einfahrt, liegt überhaupt im Wege,‘ bekräftigte Kassen.

Da ging er schon hin, die Pferde aus dem Stall zu ziehen. Und ich mußte bei dem Vandalenwerk selber mittun.

* * *

Und als es geschehen war, da sagte ich zu mir: Was denn? Ein Erdhaufen ist ein Erdhaufen, es gibt bessere Zeugen für Napoleon als ein Erddutt, nicht Dinge, die tot sind, sondern denkende Menschen. Menschen mit Bewußtsein und Kenntnis ihres großen Zeitgenossen, Augen, die schon das Tageslicht sahen, als er lebte, die die Sonne seiner Ruhmestage aufgehen sahen. — Muß nicht ein ganz kleiner Abglanz meines Gottes in solchen alten Augen leben? — Und hatte ich sie nicht in aller nächster Nähe? Haben nicht schon Mutters Augen die Sonne von Austerlitz gesehen?

Ich wollte keine Minute verlieren, diese Napoleonsaugen zu suchen. Ich wollte Mutter fragen. Der alte Schulmeister kann, dachte ich, vielleicht noch mehr erzählen, aber dem mochte ich nicht damit kommen. Er sagte immer zu mir — ‚Fritz,‘ sagte er, ‚nicht so wild mit der Einbildung, nicht zu wild in die Luft! Wenn man zu viel und zu hoch fliegt, dann verlernt man das Gehen, und ohne feste Schritte geht's hier nun einmal nicht.‘ — Nein, ich wollte Mutter fragen.

Wir waren rasch fertig geworden. Als ich mein Gespann ausgeschirrt hatte, suchte ich sie, suchte sie lange und fand sie nicht, traf sie aber schließlich in einer Wäschekammer über einem großen Haufen Linnen. Es war große Wäsche gewesen, es mußte alles wieder eingepackt und eingezählt

werden. Nun kam ich mit meinem Napoleonsanliegen, aber da hörte sie gar nicht hin — es fehlte ein Handtuch. Vierzig waren in die Wäsche gekommen, nun waren's nur neununddreißig. Sie besann sich aber, daß eines beim Abnehmen in den Sand gefallen sei und nachgespült worden war, es hing noch an der Leine; sie ging hinaus, es zu holen.

Und ich immer neben ihr her: ‚Erzähl mir was von Napoleon!'

‚Ich weiß nichts von Napoleon,' antwortete sie, ‚geh' zur Großmutter, die weiß mehr, die nennt ihn aber — das kannst du dir merken — Bonapart. Als Napoleon wogte, war ich Kind und dachte an Äpfel und Nüsse und Pflaumen, aber nicht an Napoleon. Bohnenkaffee gab es nicht mehr, der kostete anderthalb Thaler das Pfund, wir tranken Kaffee von Roggen. Das Korn kostete nichts, Vater war ein harter Mann, aber über deinen Napoleon hat er geweint. Und später kamen dann die Kosaken auch ja noch. Großmutter weiß alles, geh' zu ihr!'

Wir waren bei der Wäscheleine angekommen; Nummer vierzig flatterte stolz im Wind. Ich aber ließ Nummer vierzig und ließ auch meine Mutter. Jetzt paßte es freilich nicht, es war gleich Mittag. Das große Horn rief schon aus der Bodenlucke; aber nach Tisch und wenn Großmutter ausgeschlafen hat und Kaffee trinkt, dann will ich zu ihr und sie nach Napoleon fragen.

* * *

Großmutter war eben so alt wie Napoleon Bonaparte; nun näherte sie sich den Neunzigern. Was wird sie mir sagen? Wird es viel werden, wird es wohl das sein, was ich suche? Schwerlich. Sie ist zwar eine gescheite Frau, aber ihre Welt ist eng und in ihrer Welt ist sie je länger, je tiefer eingewiegt.

Ja, wenn es sich um etwas anderes, zum Beispiel um die Geschichte unseres Dorfes gehandelt hätte! Da hört man immer gerne zu. Und wenn sie dann anfängt von Großvater und Großmutter zu berichten, und was davon Großvater und Großmutter gehört hätten, dann fällt so eine Art Schimmer in das Dunkel der Vergangenheit hinein. Aber das, was ich wissen will, das pflegt Großmutter auf den großen Herrgott, der sich darüber das Kommando allein vorbehalten hat, abzuwälzen.

Sie bewohnte in einem angebauten Flügel ein paar Stuben der Südseite. Der Landweg führte ziemlich hart vorüber. Von den Stuben aus sah man unter prächtigen Buchenkronen über die Straße und über einen kleinen Ziergarten hinweg auf Knickland und Ackerland. Und am breit ausladenden Horizont dräuten die ernsten überall sichtbaren Wiesen und Moore.

Mutter hatte mit ihr gesprochen; Großmutter lachte schon, als ich in die Stube trat. Sie saß vor ihrem Kaffee, eine kleine Greisin in der

bäurischen Frauentracht des achtzehnten Jahrhunderts, Tücher um Kopf und Haare. Von ihrem kleinen Runzelgesicht blieb nicht viel.

‚Junge, Fritz, was du immer im Kopf hast! Von Bonapart willst was wissen?‘

‚Ja, Großmutter, erzähl was von ihm!‘

‚Hat sich was zu erzählen. Komm nur erst mal her und trink einmal!‘

Das ließ ich mir gefallen, Kaffee mochte ich ganz gern, und eine Tasse war schon für mich hingestellt.

‚Hat sich was zu erzählen,‘ wiederholte Großmutter und trank ihrerseits auch.

‚Einerlei was.‘ Ich erlaubte mir auch, in den Zuckertopf zu greifen.

‚Ja, was soll ich von Bonapart erzählen, du hast ihn ja in deinen Büchern und hier ist er — Gott sei Dank — niemals hergekommen. Sieh, Fritz, ich hab' einen dummen Verstand, und mit meinem dummen Verstand denke ich so: Bonapart war ein großer Sünder, einer der allergrößten, die es wohl gegeben hat, einige haben ihn ja gar für den Antichrist gehalten. Und, wenn es auch gewesen ist, auch der Antichrist kommt nicht von ungefähr und nicht anders als in der Gestalt von unserer Sünde Sold, und Gott allein weiß, weshalb er ihn geschickt hat!‘

‚Meinst du, Gott hat Bonapart geschickt?‘

Die alten Augen sahen mich scharf an.

‚Was ist das für'n Schnack, Fritz? Ist das 'n Frage? Wer soll ihn sonst geschickt haben, wenn nicht der liebe Gott? Kann denn im Himmel und auf Erden was geschehen, das nicht sein Wille ist?‘

Aber schon blickte sie milder. Rasch trank sie aus und stülpte den Tassenkopf um.

‚Du hast es auch ja nicht so gemeint, Fritz, ich kenn dich, du bist ein guter Junge.‘ Die Greisenhand faßte mich gütig am Kinn.

Die Wendung des Gesprächs wollte mir nicht recht behagen.

‚Erzähl mir was von den Kosaken, Großmutter,‘ bat ich.

Und Großmutter erzählte was von den Kosaken, Sachen, die ich noch nicht gehört hatte und solche, die mir bekannt waren, hauptsächlich von der letzten Art. Lange Zeit hatte es nicht gedauert, wo die Kosakenzüge in unserem Dorf und in unserer Gegend gewesen waren und die Bauern gebrandschatzt hatten. Das war aber in so gründlicher Weise geschehen, daß der Kosakenschrecken noch lange im Volksmund nachgelebt hat und im Grunde auch heute noch nicht tot ist. Selbst nach Abzug der Truppen hatten einzelne Marodöre die Gegend unsicher gemacht.

‚Sie waren aber nicht alle echt,‘ fügte Großmutter hinzu und stieß mit ihrem Handstock auf die Dielen. — Nicht alle waren echt, die meisten waren

wohl im Land geboren, trugen falsche Bärte und hätten unsere Sprache gut sprechen können, wenn sie nur gewollt hätten. Im Moor, wo jetzt Klaus Ahlmanns Kate steht, wohnte damals ein Mann, der mit Nachnamen Schüssel und mit Vornamen Kai hieß. Vor der Kosakenzeit war es nicht viel mehr als eine Hütte, worin er wohnte, ein Ding, wo es im Bett nicht viel weniger regnete als im Wischhof. Nach der Kosakenzeit deckte und ‚unterlehnte' er sein Haus und wohnte wie in einem Palast. Keiner wußte, wo er das Geld her habe. Jeder dachte sich aber nichts Gutes. Im Dorfe hieß Kai Schüssel schon längst der Kosak. Da begab es sich zu einer Zeit, wo es schon halb in Vergessenheit gekommen war, daß beim Bauervogt Thiessen eingebrochen und Geld und Korn gestohlen wurde. Und die Schneespuren liefen nach dem Moore hin, wo Kai wohnte. So wurde Haussuchung bei ihm gehalten, und da fand die Obrigkeit wohl nicht das, was sie suchte, aber sie fand im Bettstroh eine ganze Menge silberner Löffel und Messer nnd Gabeln mit dem Namen Elsa von Rumohr. Die waren dem Amtmann von wilden Kosaken geraubt worden. Schüssels Frau war ein halbes Jahr weg, Kai aber ist aus dem Zuchthaus, wohin er geschickt wurde, lebendig nicht wieder herausgekommen.

‚Aber Napoleon — Bonapart wollte ich sagen! War viel von ihm die Rede?'

‚Viel nicht, mein Fritz. Bei uns Bauersleuten wurde wohl mehr an ihn gedacht, als von ihm gesprochen. Wir hatten für den kommenden Tag zu sorgen, damit wir nur zu essen hatten. Ängstlich taten wir es nicht, das will der Heiland auch ja nicht mal haben, wir vertrauten auf Gott; aber unsere Not hatten wir doch so viel, daß wir nicht von Leuten sprachen, die wir nicht kannten. Und Wochenblätter las nur der Schulmeister. Wir kamen nicht einmal viel mit Nachbarn zusammen. Aber wenn dann das Gespräch auf Bonapart kam, dann kam da nicht viel Gutes an den Tag.'

‚Was sagte und dachte man dann?'

‚Ja, mein Fritz, man sagte und dachte so: Bonapart ist ein böser Mann, aber Gott hat ihm die Macht gegeben. Gott wird schon wissen, warum und wie lange und wann ein Ende zu machen ist. Und ich selbst dachte, die Welt da draußen und die Menschen in den großen Städten sind, das wird wohl der Grund sein, zu klug geworden, wollen klüger sein, als der Herr im Himmel selbst und als er in seiner Allmacht zulassen kann. Und aus lauter Klugheit ist das Volk auch im Leben übermütig geworden und hat seiner rechtmäßigen Obrigkeit nicht mehr gehorchen wollen. Da hat der liebe Gott gesagt: Gut, paßt euch die alte Obrigkeit nicht mehr, dann kann ich euch ja eine neue geben und können wir ja mal sehen, ob euch die besser gefällt. Da haben sie denn ja auch gesehen, was die neue Obrigkeit gebracht hat.'

‚Krieg und Kriegsnot und Hunger und Elend und Drangsal und Wehklagen und Wirrwar. Einige meinen ja, daß Bonapart der Antichrist der Offenbarung Johannis gewesen ist. Ich weiß es nicht, aber was er auch gewesen ist, er war eine Geißel in Gottes Hand und dazu hatte Gott sich den schlechtesten Menschen, den es wohl gegeben hat, genommen.‘ —

Als Großmutter das gesagt hatte, platzte bei mir ein Wort, ein Gedanke heraus, den ich gleich nachher gern wieder eingefangen hätte.

‚Großmutter, wie kann er böse gewesen sein, wenn er Gotteswillen tat?‘

‚Kind, was sprichst du da?‘

‚Alles Böse und alles Ungerechte geschieht mit seinem Willen. Es gibt doch nichts, was gegen seinen Gefallen getan wird, kann es ja nicht geben. Aber für uns Menschen ist es ein Prüfstein.‘

‚Großmutter —‘

Ich wollte noch was fragen, wollte Großmutters Gedankenwagen Steine ins Geleise wälzen — ich kam nicht dazu. Ich sah Großmutters Gottvertrauen und Eifer und rührte nicht mehr daran.

‚Großmutter —‘ hatte ich gesagt; die alte Frau hatte wohl nicht einmal gehört; sie saß still in ihrem Stuhl. Ich wußte auch nichts zu sagen und sah aus dem Fenster. Die Buchen wölbten sich hoch in die Luft hinaus. Die Sonne warf sich durch Blätter und Zweige und warf die Fensterzeichnung auf die mit Sand bestreuten Dielen. Auf der Koppel jenseits des Wegs eggten Gespanne den Schritten von Kassen nach. Kassen Großknecht trug den Saatsack um den Nacken und senkte Tritt für Tritt und Wurf für Wurf die blanke Saat in den Acker. Und wie Goldregen fiel es in die dampfenden Furchen. Goldregen fiel in die dampfende Erde und Napoleon war ein böser Mensch.

‚Du meinst, Großmutter, Bonapart war bös?‘

‚Ja, Kind,‘ antwortete sie, ‚das kann doch wohl nicht fraglich sein. Wenn irgend einer bös gewesen ist, war es doch Bonapart. — Und —‘

Sie stockte, wie überlegend, ob sie aussprechen dürfe, was sie dachte. Sie überwand ihre Bedenken. —

‚Kind, wir wollen dem großen Herrgott nichts vorschreiben und nichts besser wissen wollen als er, aber nach unserm dummen Menschenverstand muß Bonapart in der Hölle noch tausendmal mehr leiden als Sören Sörensen, der den Schneider auf dem Brammerfeld erschlug und dreizehn Schillinge abnahm. Ist er doch mit tausendmal mehr Blut beladen in die Ewigkeit gegangen.‘

Sie faltete fromm die Hände. ‚Wenn man bedenkt, Fritz. Nun brennt er schon so viele Jahre und wird ewig an seinem Leibe brennen.‘ —

Vor mir die kleine im Stuhl zusammengesunkene Greisengestalt; die schüttelte sich vor Schauder und Zorn, aber auch vor Mitleid und Liebe, und Zorn und Mitleid und Liebe galten der armen Seele des großen Napoleon. Aber draußen hoben sich stolze Baumkronen, dort erklangen Lieder der Lust und der Freude, Blumen drüben im Garten, und immer noch Goldregen der Liebe aus Kassens Hand — Napoleon aber in der Hölle in unerträglicher Qual.

Ich sann und träumte, und durch all mein Träumen drang ein humoristischer Vaterton. ‚Laß das man sein, mein Junge, es nützt dir nichts! Du wirst es nicht ergrübeln.‘ — Und schließlich weckte mich Großmutter.

‚Fritz,‘ fing sie an, ‚es ist schrecklich, das auszudenken. — Und Bonapart war doch auch ein Mensch, ist von einer Mutter geboren worden, und eine Mutter hat ihn geliebt. Was weiß ich, was wissen wir? Gott ist die Liebe, und vielleicht hat er in seiner Fülle auch für den Sünder Bonapart noch ein Tröpfchen Gnade.‘

‚Amen!‘ fiel ich ein.

Ich tat es nicht allein Großmutter zu Gefallen, ich tat es auch zu dessen Ehre, an den ich eben still gedacht hatte.

Und wieder Schweigen.

‚Großmutter —‘

‚Was, mein Kind?‘

‚War da kein einer im Dorfe, der was von Napoleon, ich meine von Bonapart, hielt?‘

‚Einer, der was von ihm hielt?‘

‚Ich meine, einer, der da sagte, er sei ein großer Mann, er sei, was man ein Genie nennt, das heißt also ein Mensch, der mehr kann als andere Leute, ein von Gott mit einem Verstand, der alle anderen himmelhoch überragt, ausgerüsteter Mann — und den man bewundern muß, weil er ein Wunderwerk von Gottes Allmacht und Weisheit ist? Ich meine, war da kein einer, der ihn so ansah, der ihn bewunderte?‘ — Großmutter sah mich und meinen Eifer und lächelte.

‚Ja, wenn du das so meinst, dann war da wohl einer, der was von ihm hielt. Damals war er ein junger Kerl, nun ist er alt.‘

‚Lebt der Mann noch?‘

‚Er lebt noch, ist aber ein alter Mann, wenn auch nicht so alt wie ich, und du kennst ihn ganz gut.‘

‚Es ist der alte Schulmeister.‘

‚Just der; ich bin wohl in den dreißigern gewesen, da wurde er hier Schulmeister. Deine Mutter ist bei ihm zu Schule gegangen und dann die andern alle und du und deine Geschwister ja auch.‘

‚An den hab ich auch schon gedacht,‘ antwortete ich.

‚Er war damals ja ein junger Kerl, aber in Bonapart war er ganz vernarrt und gröhlte von ihm im Dorfe herum, als wenn der der liebe Herrgott selbst sei. Kannst ja mal hingehen!‘

Großmutter griff nach ihrem Handstock, mit dem sie in der Stube ‚herumzutöffeln‘ pflegte, und erhob sich, es wurde ihr wohl zu lang. Ich wollte aufbrechen, aber da setzte sich die Alte wieder.

‚Das muß ich dir noch sagen, vom Schulmeister,‘ fing sie wieder an. ‚Mit Bonapart — da ist was dazwischen gekommen — da ist er nicht so gut Freund mit geblieben.‘

‚Ah!‘

‚Ja, er hat gar gegen ihn in den Krieg ziehen wollen, obgleich unser König Napoleons Freund war.‘

‚Das hat der alte Schulmeister getan?‘

‚Lief einfach vom Schuldienst weg, über Lubeck ins Deutsche hinein. Das war, als Bonapart von Gott geschlagen, aus Rußland zurückkam und die Völker, wie man sagt, gegen Napoleon aufstanden. Der Schulmeister hatte im Sinn, ins Preußische zu gehen und dort Soldat gegen Napoleon zu werden. Er ist aber im Mecklenburgischen aufgegriffen und zurückgebracht worden. Und die Leute sagen, er kann von Glück nachsagen, und es ist ein reines Wunder, daß er nicht totgeschossen worden ist.‘

* * *

Das war der alte Schulmeister, der am Rand der Mondscheibe stand und in die Nacht der unbekannten Seite blickte; fünf Jahre lang hatte ich noch bei ihm die Schule besucht. Als kleiner Fibelschütze hatte ich am ersten Tag von ihm ein Schweineschmalzbutterbrod verlangt und auch erhalten. Am zweiten Tag hatte er den Schlüssel zum Brotschrank verloren; er hat ihn niemals wieder gefunden. Die Unterrichtssprache bei ihm war plattdeutsch und plattdeutsch seine Umgangssprache. Plattdeutsch war sogar sein Religionsunterricht, mithin auch die Bibelauslegung; und wo es sich nur irgendwie mit dem Unterrichtsgegenstand vertrug, da rauchte er. Beim Singen wurde die Pfeife zugleich Dirigentenstab. Alt war er schon, als ich zur Schule kam. Gegen die Mitte der Siebziger ertrug er das Schulhalten nicht mehr. Da erhielt er in seinem frisch aus der Stadt zurückgekehrten Sohn einen Stellvertreter, der ihm die Last abnahm.

Er war ein eigener Mann. Ich merkte zwar aus kleinen Anzeichen seine besondere Gewogenheit, aber so nahe, wie ich gerne an ihn heran gekommen wäre, gelangte ich nicht. Ich litt unter Befangenheit; der Alte hätte sie gern hinweggescheucht, aber das Wie schien auch ihm nicht gegeben

zu sein. Aber immer spielte er in meinem Dichten und Trachten eine Rolle. Nicht allein in der Beckmannsvotshorst, öfter noch kam mir ein anderes Bild. Es ist hell und sonnig, hell und sonnig der Tag, an dem er vom Schulhause nach seinem Immenhagen hinübergeht — groß und mager, ein wenig gebeugt. Es ist die Zeit, wo die jungen Völker ausschwärmen — da sehe ich ihn, in altdeutscher Bauerntracht: Rundhut, farbige Wollweste, kurze Beinkleider, lange Strümpfe, silberne Kniespangen.

Und noch ein Bild. Drei Jahre schon ist der ‚Substitut' da, der Alte lebt seinen Immen und seinem Garten und seinen Büchern. Ich bin in der Schule nach oben gerückt; ich sitze als erster auf der Knabenseite. Es ist Rechenstunde, der junge Lehrer hat sich leise gedrückt; man sieht ihn im Garten eifrig graben, denn es ist Frühling und die Kartoffeln sollen gelegt werden. Im Schulzimmer rechnet jedes Kind nach Kroymann auf der Tafel, es geht zur Not auch ohne Aufsicht. Aber die Tür öffnet sich, und der Alte kommt herein, das Wochenblatt und ein großes Quartbuch in der Hand, die Pfeife im Munde. Und mit Pfeife und Zeitung und Buch setzt er sich zu mir auf die Bank. ‚Fritz, nun steck man mal die Tafel bißchen ein, nun wollen wir zwei beide lesen.'

Erst las er mir was aus der Zeitung vor, ich weiß nicht mehr was, ich weiß nur, daß darin vom deutschen Bund und von Schleswig-Holstein die Rede war.

‚Es ist ein Jammer!' seufzte der Alte, schlug leicht mit den Knöcheln auf den Schultisch und steckte das Blatt in die Tasche. — ‚Wir wollen was Besseres lesen.' Er schlug das mitgebrachte Buch auf und las mir die Geschichte der elf Offiziere vom Schillschen Korps vor, die die Franzosen 1809 in Wesel erschossen haben.

‚Sieh, mein Sohn, das waren Männer! Hier ist das Bild dazu.' — Und er zeigte mir den Holzschnitt. Zehn der Tapferen waren hingestreckt, einer stand noch aufrecht. — ‚Schießt ihr so schlecht?' rief er den Franzosen zu. Und entblößte mit der Linken (die Rechte war den toten Kameraden angeseilt) die Uniform aufreißend, seine Brust. — ‚Hier, hier sitzt das preußische Herz!' Eine neue Salve, und auch er war dahin.

‚Das waren Männer,' wiederholte der Schulmeister, der angebliche Napoleonsverehrer. — ‚Sie starben mit einem Hoch auf das Vaterland und auf den Lippen das Hoch des Preußenkönigs.'

Der Alte wiegte lächelnd seinen grauen Kopf.

‚Hm — hm — mit einem Hoch auf den König, mein Sohn. Was Treue ist, das kann man von diesen Männern lernen.'

Nach Hause gekommen habe ich der Mutter erzählt, der alte Schulmeister habe mit mir in einem Buch gelesen und habe dabei geweint.

‚Geweint? Das ist dir wohl nur so vorgekommen.‘

Es war wohl so, wie die Mutter sagte. Ordentlich geweint hat der alte Mann wohl nicht. Aber die Tränen haben ihm in den Augen gestanden.

Als er das Buch zuklappte, sagte er noch, und auch in seiner Stimme war Bewegung: ‚Sieh, mein Jung! Wenn man so was liest, dann wird man selbst besser.‘

Ich habe oft an den Augenblick denken müssen, wo der Alte bei mir auf der Bank saß, aber das Andere war doch beharrlicher: — sonnbeschienen, lang und mager, altdeutsche Tracht, langsam über den Weg nach den Immen, und alles in blauem Duft. Nicht nur im Duft des Sonntags, sondern auch in dem der Vergangenheit, des halben süßen Vergessens.

* * *

Dort, wo der Knickwall der Beckmannsvotshorst zu Ende geht und die auf Tiefmoor ruhenden Wiesen anfangen, dicht bei dem einstmaligen Napoleonshügel, stößt scharf nach Westen hin eine Sandader ins Sumpfland hinein — eine schmale Halbinsel, Eldorado der Regenwürmer und Maulwürfe. Die vielen Haufen des blinden Bergmanns sind Jahr für Jahr ein rechter Ärger für den Landmann. Die Haufen müssen beseitigt werden, damit das Gras durchkommt. Nun gab es freilich auch schon damals Landwirte, die das in grober Weise besorgten, und die Erde mit Pferden und Eggen (in den Zinken war Busch geflochten) auseinanderwarfen. Auf meines Vaters Hof tat man das aber nicht, da wurde an der alten feineren, gründlicheren Art festgehalten. Man nimmt die kurze Düngerforke, wirft die Haufen auseinander und zerreibt alles gleichmäßig mit dem Rücken der drei Zinken auf dem Gras. Da können die Gräser überall durchkommen, die frische Humuserde hat sogar befruchtende Wirkung.

Seit Zerstörung meines Napoleonshügels war ein Jahr vergangen, und noch immer hatte ich die beste Quelle meiner Begeisterung nicht aufgegraben, dem alten Schulmeister meine Seelennot nicht vorgetragen. Daran dachte ich, als ich, die Forke auf der Schulter, nach Beckmannsvotshorst ging, die Maulwurfshügel zu bekriegen.

Nun war es denn auch wohl richtig zu spät; der Alte verließ in den allernächsten Tagen unsern Ort, denn die Schulstelle war neu besetzt. Die Obrigkeit hatte gesagt, die Stellvertreterei müsse ein Ende haben, wenn der Schulmeister nicht mehr könne, müsse er abgehen und Pension nehmen. Der Sohn hatte von Anfang an mehr Lust zur Landwirtschaft, er kaufte sich weiter nach Westen hin eine Bauernstelle; übermorgen oder überübermorgen geht der Flüttzug des Dorfes ab.

Wenn ich heut abend nochmal hinginge, dachte ich, wie ich mit meiner Forke auf dem Weg war. Als ich über die große Ziegelweide ging (sie liegt vor Beckmannsvotshorst) schlug plötzlich die etwas scharf gewordene Stimme eines alten Mannes an mein Ohr: ‚Na, Fritz, willst den Maulwurfshaufen was?‘

Ich erschrak förmlich; es war der, an den ich dachte, der alte Schulmeister mit Stock und Pfeife.

Wie mußte ich geschlendert haben, wenn so alte Leute einen einholen!

‚Gun Dag, Fritz!‘

‚Gun Dag, Perfetter!‘

Der Perfettertitel war sonst im Dorfe nicht Mode, aber dem Lehrer so grade ins Gesicht, wandte man ihn wohl mal an.

‚Na, willst den Maulwürfen zu Leib?‘ wiederholte er.

‚Ja.‘

‚Auf Beckmannsvotshorst?‘

‚Ja.‘

‚Dann gehen wir zusammen; ich wollte nochmal nach meiner Wiese hinunter. Es ist, denk' ich, das letztemal, und da freut es mich, Fritz, daß ich dich noch mal sehe.‘ — Ich lächelte; ich wußte nichts Passendes zu erwidern.

‚Hättest auch gerne mal kommen können nach dem Schulberg rauf, mein Jung!‘

Ich konnte auch jetzt nur lächeln.

‚Hast dich wohl nicht getraut, was? Bist wohl blöde, was?‘

‚Ja,‘ antwortete ich.

‚Ich kenne dich,‘ erwiderte der Alte. Mit krummen Knien und graden Schritten, den Stock in der Rechten, die Pfeife in der Linken, plauderte er neben mir.

‚Das Schulhalten konnte ich zuletzt nicht mehr gut vertragen. Ich hatte mit Leib und Magen zu tun. Nun da ich mehr in der frischen Luft bin, weiß ich nichts davon. Johann, meinem Sohn, geht's auch so; nun bekommt auch er ja seinen Willen.‘

So sprach der alte Schulmeister.

‚Wenn ich nur nicht von hier fort müßte, Fritz! Ich glaub', das gibt mir den Rest. Johann nimmt es leichter. Aber, ist es ein Wunder? Er ist jung, ich bin alt. Ein alter Baumstumpf verpflanzt sich nicht.‘

‚Ja,‘ antwortete ich. Ich wußte nichts anderes zu sagen.

‚So ein junger Mensch, wie du, sagt „ja“ und denkt sich nichts dabei. Ich sage auch ja, füge aber hinzu: Es muß sein. Und denke dabei allerlei.‘

‚Fritz,‘ sagte er plötzlich, stand still und sah mich an, ‚glaubst du, daß man die Kinder so leicht vergißt, das Gejauchze und Geschwärme und Gelärme? Ihr habt mich oft geärgert, so laut wart ihr, aber lieb war es doch.‘

‚Nun,‘ setzte er wie in Gedanken hinzu, ‚wir bekommen ja eignen Grund und Boden, und das ja ist auch was wert.‘

‚Ja,‘ erwiderte ich, immer noch unfrei in meiner Rolle als Vertrauter meines alten Lehrers.

Er kam auf ganz Intimes, auf die Heirat seiner Tochter mit einem gewissen Schwarz, die ein Unglück für beide Teile gewesen sei. Sie sei denn ja auch im ersten Kindbett gestorben.

Inzwischen waren wir auf Beckmannsvotshorst angekommen und gingen zwischen Knick und Einsamkeit entlang. Aufgeregte Kiebitze kamen in Scharen angeflogen und stießen in hurtigem Flatterflug nach unsern Köpfen. Und ein Geschwärm ringsherum, Lieder und Koseworte kleiner behender Watvögel — hierher — dorther — überallher — aber überall unsichtbar.

Und bei diesen Auferstehungsgesängen wurde ich freier und vertrauter, brachte es zuletzt zu verständigen Antworten, dachte sogar an meinen Napoleonshügel und wie ich den Alten wohl am besten auf ein Napoleonsgespräch hinführen möchte.

Ich ernannte mich zum Weissager des Vogelfluges. — Wenn die beiden großen Vögel, die langsam über die Wiesen streichen, sich vor dem Moor setzen, dann wird nichts draus, wenn sie über die Au nach dem Moor fliegen, dann wird es glücken. — Und beide Vögel (es war ein Storchenpaar) flogen über die Wiesen und Au nach dem Moor.

Wenn sie sich im Moor niederlassen, dachte ich weiter, dann ist es ganz sicher. Sie setzten sich in die Oldenbütteler Moorkuhlen. Das gab mir viel Mut.

Der Marsch mochte den alten Mann ermüden; er stand still, atmete tief aus der Brust und sah in die Weite.

‚Sieh, mein Sohn!‘ begann er wieder. ‚Weit bin ich gerade nicht in der Welt herumgekommen, aber ein kleines Stück habe ich doch gesehen, mehr als so ein Kiekindiewelt, wie du bist.‘

Er sah mich begütigend an.

‚Ja,‘ fuhr der Alte fort, ‚es ist so. Noch bist du ein Kiekindiewelt, bist mithin glücklich, siehst die Welt mit Kinderaugen an. Nimm mir's nicht übel, mein Sohn, daß ich es sage! Zu lange wird's ja nicht mehr dauern. Ich hab' die Ahnung, daß du hier nicht bleiben wirst; da bist du zu anders zu als die andern Kinder. Das treibt hinaus. Und — deshalb denke ich: Ein halbes Dutzend Jahre, und der Jung, der Fritz, könnte dich Kiekindiewelt nennen, wenn du dann noch lebtest.‘ —

Und wieder sah der alte Schulmeister auf die Wiesen, auf das dahinter aufstarrende Moor, auf die blaue Lasur des Horizontes und auf die leicht hinfließenden Schleier weißer Wolken. Und er reckte die Arme, als wollte er alles, was er sah, umfassen.

‚Wo du auch hinkommen magst, Fritz, vergiß deine Heimat nicht! Sie kann sich mit vielem auf der Erde messen, was mehr gerühmt wird als diese schlichte, sozusagen, öde Gegend. Nimm sie hin, ganz hin in dein Herz! Mach die Augen auf! Heut hast du noch alles beisammen, nimm, wie es vor dir liegt! Mach die Augen recht weit auf und behalte die Stunden im Gedächtnis, wo du mit dem alten Schulmeister zusammen auf der Beckmannsvotshorst im Bekassinengesang und Kiebitzgeschrei über Wiesen und Moor siehst! Mach die Augen weit auf! Glaub mir, es ist nicht so sehr die allgemeine Erinnerung, was man ins Leben mit hineinnimmt, meistens ist es die eines besonderen Tages, woran man Jahr für Jahr zehrt. Du weißt, ich bin drüben im Westen zu Haus, wo die Marsch sich dehnt und die Wolken aus dem Meer aufsteigen und die Brandung weiß an den Deich hinauf springt. Mal ging ich mit Vater über Feld, da sah ich eigentlich zum erstenmal die Marsch, und so nahm ich sie mit mir. Und ein andermal lief ich bei Hochflut auf dem Deich herum. Da sah ich das Meer, und so hab ich's behalten. Wer weiß, Fritz! Vielleicht ist der Tag dieser Sonne der glückliche, der dir bis ans Lebensende sagen wird, wie schön dein Dorf, wie schön und gewaltig diese Wiesen und diese Moore sind!'

Ich schwieg vor Bewegung und weil ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Ich sah dem Alten aber in die leuchtenden Augen, und das war auch wohl die beste Antwort, auch der beste Ausdruck dafür, was in mir wogte und wallte. Ich wußte, daß ich es mit mir nehmen würde, ich wußte auch, daß sich die Worte meines Meisters mit der Kraft einer Weissagung in meine Seele eingruben.

Noch immer trug ich die Dreizinkige auf der Schulter und hatte noch immer die Absicht, die Maulwurfshaufen zu bekriegen. Und der Alte stand noch mal still, um sich vom Reden und Gehen zu erholen. Die Asche seiner Pfeife schüttete er aus, blies das Letzte in die Winde, lies den Saft auslaufen und steckte die Pfeife in die Tasche.

‚Allmählich fühlt man doch die Jahre,' plauderte er. ‚Noch nicht lange, da wußte ich beim Gehen nichts davon. Aber jetzt bei längeren Märschen, zumal wenn ich dabei spreche, dann mag man nicht mehr, dann schmeckt — wunderlicherweise — die Pfeife nicht mehr.'

‚Oben beim Heck nach der Verlehntsweide,' sagte ich, ‚da ist eine Bank, da kann man schön sitzen.'

‚Für einen alten Mann bißchen frisch im Wetter, mein Jung, aber einen Augenblick wird's wohl gehen. Wo ist denn das Ding?'

‚Wir sind gleich da; früher war da auch ein Napoleonshügel.'

Der Alte erinnerte sich des Winkels und der wundervollen ‚Wicheln' auf dem Knick, gleich darauf saß er auf meiner Bank.

‚Sagtest du nicht was von Napoleon? Was war mit Napoleon?‘

Ich zeigte ihm, wo mein Heiligtum gestanden hatte und kramte schließlich meinen ganzen Seelenjammer aus. Was Mutter gesagt und was Großmutter gesagt, zuletzt bat ich auch ihn, mir etwas über Napoleon zu sagen. Ich erzählte alles; nur das, was ich von seinem Ausmarsch erfahren hatte, verschwieg ich.

‚Warum hast du mich nicht längst gefragt?‘

‚Ich mochte nicht.‘

‚Das heißt, du getrautest dich nicht, du warst zu blöde. — Nimm mir nicht übel, Fritz, aber das mit deiner Blödigkeit, das ist Torheit! Man kann so schwer an dich herankommen. — Also von Napoleon soll ich dir was erzählen? Ja, da ist viel zu sagen — das war einer.‘

Der alte Schulmeister lachte; man sah die beiden langen Vorderzähne, die er noch sein eigen nannte.

‚Ja, Napoleon — das war einer. So einer kommt nicht mal alle tausend Jahr. Das war einer! — Ob er größeres Genie gewesen ist als Friedrich der Große oder Karl der Große und andere, das weiß ich nicht, — die Umstände, die Zeit, — die Aufgaben, die die Zeit zu lösen gab, — spielen ja auch mit. — Es gibt ja Leute, die sagen: Die Zeit macht die großen Männer. Und wunderlich ist es, daß sie immer da sind, wenn sie nötig werden. Da ist Cäsar. — Hast mal was von ihm gelesen? Ja? Schön, aber es ist doch Torheit, mit dir über solche Sachen zu sprechen, da bist du zu jung zu und zu unerfahren.‘ Ich schwieg.

‚Wollen, wenn Gott zuläßt, paar Jahr ins Land gehen lassen. Und dann wollen wir von Cäsar und von Napoleon miteinander reden.‘

‚Nicht wahr, du missest Napoleons Größe jetzt nach Zahl und Glanz seiner Siege ab und nach den Tausenden, die seinetwegen ins Gras beißen mußten, und nach den Quadratmeilen seines Reiches — nicht wahr?‘

‚Ich weiß nicht,‘ antwortete ich, aber es war so, wie Persetter sagte.

Da tat ich eine Gegenfrage:

‚Persetter — war Napoleon böse?‘

‚Böse?‘

‚Ich meine, ob er vor Gott böse war, so daß er jetzt in der Hölle ist.‘

‚Wie kommst du darauf?‘

Ich wiederholte, was ich mit Großmutter darüber geredet hatte — Napoleon ein Abgesandter Gottes, nach seinem Willen handelnd und doch in der Hölle.

‚Junge, Junge, was sind das für Sachen?‘

‚Ist es wahr, Persetter? Und wenn es wahr ist, ist unser Herrgott dann immer noch der Allgütige und Allmächtige?‘

Der Alte sah mich ernst, beinahe finster, aber immer sinnend an, stand auf und sagte: ‚Wenn man lange sitzt, verkühlt man sich, und unsere Zeit wird's auch.'

Er nahm Pfeife und Tabaksbeutel und stopfte und sah immer nachdenklich aus. Er nahm Stahl und Schwamm und schlug Feuer und fing an zu rauchen. Und ging.

Draußen auf der freien Beckmannsvotshorst am Knickwall stand er still und drückte mir die Hand.

‚Auf dem Rückweg,' sagte er, ‚komm ich noch mal zu dir hin. Es fällt mir beinah schwerer als vieles andere, dich hier zu lassen, mein Jung! Ich halte was von dir, das kannst du glauben. — Aber es muß sein, es muß ja so vieles sein. Hoffentlich ist es nicht für immer. Du hast versprochen, mich zu besuchen, das ist schön, das sollst du aber auch tun. Sieh, wenn ihr die Frühjahrssaat in die Erde gebracht habt, dann gibt's so vierzehn Tage, wo nicht viel los ist. Kompost ist weg und Grasmähen noch nicht angebracht, dann komm hin!'

Das versprach ich.

‚Und zum Schluß will ich dir auch noch eine Art Antwort geben auf das von Napoleon, was du zuletzt fragtest. — Frag du man dreist zu! — Das und Ähnliches wirst du noch viel fragen im Leben. — Fragen steht jedem frei — Antwort wirst du aber nicht bekommen. Und das kannst du dir merken: Überall, wo man was wissen will, woran einem gelegen ist, was über das, was man mit Sinnen fassen kann, hinausgeht, da kriegt man keine Antwort. Wo man Gänge verfolgt, die ins Überirdische oder auch ins Unterirdische gehen, da kommt man auf verschlossene Türen. Da kann man klopfen, so viel man will, kein Mensch, kein Professor, kein Weiser und auch kein Gott sagt herein. — Ich weiß nicht, und kein Mensch weiß es, ob Napoleon, der ganz sicher nur das tat, was zu tun und zu vollenden Gott ihn erschaffen hatte, und dabei doch nach gewöhnlichen Begriffen ein gottloser Mensch war, ob der vor seinem Schöpfer ein Sünder gewesen ist und dafür Strafe leiden muß. Ich weiß auch nicht, ob vor Gottes Allmacht überhaupt ein sündhafter freier Wille des Menschen möglich ist.'

Der Alte reckte seinen Stab zur Höhe, als wolle er den Himmel und seine Heerscharen anrufen, mich auf die Lösung aller Rätsel im Jenseits vertrösten, tat es aber nicht; er schloß die Lippen, nahm seinen Stock wieder in die Hand und an die Erde und ging.

‚Adjüs, Fritz!'

Er kam zurück und reichte mir die Hand.

‚Da hätte ich wegen Napoleon dir bald nicht nochmal die Hand gegeben,' sagte er.

‚Adjüs, mein Jung, bis auf nachher!‘

Da ging er hin — lang, mager — etwas krumm — mit dünnen Beinen und Waden, in langen Strümpfen und Kniehosen, einen ganz alten und ganz weichen Rundhut auf dem Kopfe — so ging er das Wagengeleise hinunter in die Wiesen hinein. Umschwärmt von Bekassinengesang und Kiebitzgeschrei strebte er seiner Wiese, die am feuchten Flußufer lag, zu. Einen Augenblick stand ich still, ihm nachzusehen; dann besann ich mich auf den Zweck meiner Anwesenheit und fing den Verwüstungskrieg gegen die Maulwurfsberge an.

Eine halbe Stunde mochte ich gearbeitet haben, die Ergebnisse meines Fleißes lagen als schwarz und sauber gebreitete Maulwurfserde am Boden. — Plötzlich war mir, als kämen hinter mir lange — lange Schritte und, bevor ich mich umkehrte, legte sich eine Hand auf meine Schulter.

‚Mein Fritz,‘ sagte der Alte, denn der alte Schulmeister stand hinter mir, ‚mein Fritz, ich war schon bei Klaus Wiebens Rethwiese. Ich komme nochmal zurück, ich hab mir's anders überlegt; wir wollen jetzt Abschied nehmen. Wenn ich zurückkomme, bist du am andern Ende, da seh ich dich nicht mehr.‘

Ich wollte einfallen. —

‚Du willst sagen, du willst mir entgegen gehen; du willst sagen, du kommst morgen zu mir. Tu das nicht, mein Sohn! Den Raub an der Arbeit wollte ich schon verantworten, aber einmal muß es doch sein. Du willst sagen, du willst mich wegfahren. Tu auch das nicht! Wir wollen uns jetzt Adjüs sagen. Sieh, just jetzt ist mir nach Abschiednehmen zumute, und ich glaube, dir auch.‘

‚Und dann,‘ fuhr er fort, ‚komme ich auch wegen sonst was. Wir sprachen von Napoleon und, daß er ein so großes Genie gewesen sei. Wir sagten das, obgleich er unser deutsches Volk mit Füßen getreten hat. Just das ist ja das Wunderbare an dem Genie, daß wir das Göttliche in ihm ahnen und anbeten, auch wenn es uns als Feind entgegen tritt. Ich hab mich für Napoleon begeistert, du hast es getan. Als wir es taten, waren wir beide im Recht. Aber das merke dir, mein Sohn! Die Liebe gehöre deinem Volke allein! Gedenke stets, daß du ein Deutscher bist! Du darfst es mit Stolz tun, es gibt kein besser Volk im Erdenrund!

Denke daran!

Ich bin alt; ich habe meine Pflicht zu tun versucht; ob es genügt, ich weiß es nicht. Doch du bist jung; wer weiß, an welchen Platz ein Gott dich noch mal im Leben stellen wird. Drum sag ich: Gedenke stets, daß du ein Deutscher bist!

Und weil wir so jung uns nimmer wiedersehen, wer weiß, ob überhaupt, und weil wir nun einmal uns in der Beckmannsvotshorst getroffen

haben, und weil nun mal ein ganz besonderer Tag auf uns herniederscheint, so sollst du mir in meine alte Hand versprechen: Du willst dran denken, daß das Deutsche Volk dein eigen Volk allein ist, willst stets vor Augen haben, daß deutsches Land der Boden ist, aus dem du selbst entsprossen bist. — Gedenke dessen, gedenke stets, daß du ein Deutscher bist!'

Die Forke lag am Boden; wortlos reichte ich beide Hände dem alten Freund.

‚Du brauchst mir nichts zu sagen, ich weiß, wie du es meinst; ich weiß auch, daß das Gedächtnis dieser Stunde in deinem Herzen bleibt, so lange wie es pocht.'

Ich antwortete kein Wort, ich weinte an des alten Mannes Brust.

* * *

Die Sonne wiegte sich als voller, runder und milder Feuerball ein paar Linien über dem Horizont. Auf den Wiesen wurde es allgemach still, und vom Oldenbüttler Moor strebte mein Storchenpaar dem Dorfe zu. Ich arbeitete auf dem letzten Viertel des Sandrückens — da ging der Schulmeister mit langem Stock, ein wenig krumm, ein bißchen müden, schlaffen Ganges. Wie er den Rücken meiner Sandader überschritt, stockte er und sah nach mir. Sein Stock wuchs wie ein langer Finger in die Höhe. Ich verstand die Sprache dieses Fingers: Gedenke stets, was du gelobt! Und eh' ich wußte, wie's geschah, da ragten meiner Forke Zinken, drei eherne Finger einer Eideshand, im Abendleuchten auf. Der Alte schwenkte den Rundhut; er hatte meinen Eid gehört.

* * *

Ich habe meinen alten Lehrer nicht wiedergesehen. Als ich zur Besuchsreise gerüstet war, da erhielt ich die Nachricht: er ist nicht mehr. Ein Schlagfluß hatte schnell des Erdenwallens Ziel gesteckt.

Oft noch träume ich von dem guten, treuen Mann. Aber ich sehe ihn nicht mehr am Rand der Mondscheibe oder sonnbeschienen nach dem Immenhagen gehen — jetzt steh' ich, die Zinken hoch erhoben, auf Beckmannsvotshorst und schwöre ihm, zu denken stets, daß ich ein Deutscher bin.

Wo der Knick scharf nach der Ziegelweide umbiegt, hob sich zum letzten Male sein Schattenriß ab. —

Ein alter, gebeugter Mann mit langem Stock und treuem, langsamem Schritt.

Die Wahrheit der hl. Schrift nach der Anschauung der neueren katholischen Exegese.*

Von

Norbert Peters.

Das Mittelalter konnte glauben, die prinzipielle Harmonie des religiösen Glaubens und der natürlichen Wissenschaften ein- für allemal erreicht zu haben. Denn die Schwierigkeiten der Auseinandersetzung von Wissen und Glauben in den Büchern der Offenbarung waren damals noch kaum ins Bewußtsein getreten, weil das Band derselben naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Gesamtanschauung die Menschen jener Zeit noch mit der Kulturwelt, auf deren Boden diese Bücher emporgewachsen sind, verknüpfte. Erst das Aufblühen einer selbständigen Naturwissenschaft, später einer eben solchen Geschichtswissenschaft hat die schöne Illusion der mittelalterlichen Theologen zerschlagen.

---

* Verfasser folgt einer Aufforderung der Redaktion, um die Leser dieser Zeitschrift über den heutigen Stand der Bibelfrage im katholischen Lager zu orientieren. Wer eingehendere Belehrung wünscht, findet diese in folgenden neueren Schriften: P. Franz von Hummelauer S. J., Exegetisches zur Inspirationsfrage, Freiburg i. B., 1904; P. M. J. Lagrange O. P., La méthode historique, surtout à propos de l'Ancien Testament, 2. éd., Paris 1904; Norbert Peters, Die grundsätzliche Stellung der katholischen Kirche zur Bibelforschung, Paderborn 1905, (holländisch Brüssel 1907); ders., Bibel und Naturwissenschaft, Paderborn 1906; ders., Papst Pius X. und das Bibelstudium, Paderborn 1906; ders., Glauben und Wissen im ersten biblischen Schöpfungsbericht, Paderborn 1907; P. F. Prat S. J., La bible et l'histoire, Paris 1905 (deutsch Straßburg 1906); J. Rieber, Der moderne Kampf um die Bibel, Prag 1905. Theologen seien noch verwiesen auf P. Chr. Pesch S. J., De inspiratione Sacrae Scripturae, Friburgi B. 1906; H. Schell, Jahwe und Christus, Paderborn 1905; P. D. Zanecchia O. P., Scriptor Sacer sub divina inspiratione iuxta sententiam Cardinalis Franzelin, Romae 1903. — Die Hauptgegenschriften sind: P. L. Billot S. J., De inspiratione Sacrae Scripturae, Romae 1903; P. A. J. Delattre S. J., Autour de la question biblique, Liège 1904; P. L. Fonck S. J., Der Kampf um die Wahrheit der hl. Schrift seit 25 Jahren, Innsbruck 1905; P. S. Schiffini S. J., Divinitas Scripturarum, Augustae Taurinorum 1905. — Das Manuskript wurde am 20. August 1906 abgeschlossen.

Seitdem aber zerreißt ein schmerzlicher Zwiespalt die Seele der Menschheit. Voll Glaubenssehnsucht und Glaubensdrang kann sie doch nicht mehr glauben, so wie die Väter glaubten. Denn sie sieht eine weite Kluft gähnen zwischen dem lebendigen Quell herzerquickender Wasser, nach dem sie lechzt wie der Hirsch nach Wasserquellen, und zwischen den Bergen von Wissensschätzen, die die moderne Forschung aufgetürmt hat. Will deshalb die Theologie in unseren Tagen ihres apostolischen Amtes walten, so muß sie die Brücke schlagen über den gähnenden Schlund, die Brücke zwischen der modern-wissenschaftlichen und der alten christlich-religiösen Betrachtung der Welt, daß die Menschen wiederkommen und mit Freuden schöpfen aus dem ewig sprudelnden Jungbrunnen des Heiles und so jenen Frieden wiederfinden, den die Welt mit allen ihren Diesseitswerten nun einmal nicht geben kann.

Das Problem der Klärung des Verhältnisses von Wissen und Glauben wurde aber zunächst als Folge der besseren naturwissenschaftlichen Kenntnisse empfunden. Im Prozesse Galileo Galileis erreichte es den Höhepunkt der Tragik. In seiner Verurteilung siegte eine im Grunde mehr protestantische als katholische Auffassung der Bibel. Aber mit Galileis Tode war das Drama keineswegs zu Ende gespielt. Es war nur der erste Akt im Ringen des modernen Wirklichkeitssinnes und der exakten Wissenschaft im Schoße unserer Kirche gegenüber der aprioristischen Konstruktion einer ihre Kraft überschätzenden und ihre Kompetenzen überschreitenden theologischen Richtung in der Kirche. Unaufhaltsam wälzten sich die Wogen des Stromes der neuen Wissenschaft weiter. Die Indexblätter mit der Verurteilung des heliozentrischen Weltsystems vom Jahre 1616 wurden endlich im Jahre 1822 weggeschwemmt.

Die ultrakonservativen Theologen änderten nunmehr aber ihre Taktik. Hatte man bis dahin das kopernikanische Weltsystem verworfen, weil die Bibel das ptolemäische lehre, so behauptete man jetzt, Moses habe schon die Hauptresultate der modernen Naturwissenschaft innegehabt, sei schon ein größerer Astronom, Geologe, Paläontologe und Biologe gewesen als die modernen Meister dieser Wissenszweige. In stets neuer fruchtloser Sisyphusarbeit plagte man sich deshalb mit dem Nachweis der Harmonie der naturwissenschaftlichen Data der Bibel mit den Resultaten und Hypothesen moderner Wissenschaft. Man erklärte in die Bibel hinein die moderne Kosmogonie und Geogonie samt der Kant-La Placeschen Weltbildungstheorie, die moderne natürliche Einteilung der Pflanzenwelt in Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen; man fand sogar ein nach Art des elektrischen Lichtes vom Sonnenlicht unabhängiges Licht in den ersten Kapiteln der Genesis. Aus diesen neuen Erklärungen schlug man dann, um die Sache des Glaubens noch unheilvoller zu diskreditieren, frischweg Kapital für die Verteidigung der Inspiration der Bibel. Friede, Friede! rief man immer wieder; aber es war kein Friede!

Die Exegese, vom Geiste der historischen Methode befruchtet, wandte sich von dieser modernes Denken und Fühlen in die altehrwürdigen Denkmäler des Glaubens hineininterpretierenden opportunistischen Richtung immer mehr

ab. Scharf wurde der Grundsatz proklamiert: Historisches Verständnis des Schriftstellers aus seiner Zeit und aus seiner Umwelt heraus. Im Lichte dieses Prinzips mußten aber neben den naturwissenschaftlichen bald auch die noch viel zahlreicheren Schwierigkeiten um so peinlicher ins Bewußtsein treten, die der Fortschritt der historischen Wissenschaft gebracht hat, insbesondere seitdem die Geschichte und Kultur des orientalischen Altertums aus so vielen Ruinenhügeln gespenstisch wieder erstanden ist. Alle Fachleute wußten es freilich längst; für weitere Kreise aber beleuchtete erst die durch F. Delitzsch gerufene Bibel-Babel-Debatte blitzartig die Tatsache: Nicht nur menschliche Unvollkommenheit, sondern auch menschliches Irren birgt das alte heilige Buch, dem man unter dem faszinierenden Einflusse der altprotestantischen Betrachtungsweise auch in unserer Kirche eine überspannte Verehrung, das Menschliche in ihm vergöttlichend, entgegenzubringen sich gewöhnt hatte.

Seitdem ist Unruhe und Verwirrung in vieler Herzen eingekehrt. Sie wähnen, daß es nunmehr um die Bibel geschehen sei, daß man sie nicht länger als ein göttliches inspiriertes Buch anerkennen könne, wenn wirklich Irriges in ihr sich finde. Darum stemmen sich andere mit wahrem Fanatismus gegen die Anerkennung des erdenhaften Untergrundes der in der Bibel enthaltenen himmlischen Offenbarung. Typisch für diese Richtung ist jener viel zitierte protestantische Pfarrer, der aller exakten Wissenschaft zum Trotze daran festhielt, daß nicht die Erde sich um die Sonne drehe, daß vielmehr die Sonne um die Erde kreise, weil die Bibel dieses verlange. Solcher Pfarrer gibt es zwar nach der Seite der Naturwissenschaften nicht mehr viele, vielleicht keinen mehr. Aber um so größer ist die Zahl jener Christen, die so denken wie jener Pfarrer, sobald die heute die Geister bewegende Untersuchung des Verhältnisses der historischen Tatsachen zu der Darstellung der Bibel zur Debatte steht. Es erheischt deshalb heute vor allen Dingen als die brennendste Aufgabe der wissenschaftlichen Theologie die Frage Klärung: ‚Wie verträgt sich die kirchliche Inspirationslehre mit ihrer Behauptung der Wahrheit und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift mit der durch die Wissenschaft sichergestellten Unvollkommenheit der Bibel in wissenschaftlicher Beziehung?‘ Das ist der Kern der heute so viel ventilierten biblischen Frage, die die moderne Welt an die Theologen unserer Zeit richtet, die aber keineswegs damit aus der Welt geschafft ist, daß man sie kurzsichtig leugnet. Innerhalb des Rahmens eines kurzen Essay läßt sich die Antwort auf diese für die Zukunft des Christentums heute wichtigste Frage natürlich nur in ihren Hauptumrissen, auch nach der prinzipiellen Seite, geben. Der Nachweis der Wahrheit und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift im einzelnen aber ist überhaupt nicht die Sache kurzer Vorträge, sondern der gründlichen Erklärung der einzelnen biblischen Bücher durch eine methodische Exegese.

* * *

Das vatikanische Konzil hat so wenig das Wesen der Inspiration definiert wie das Tridentinum. Es begnügte sich damit, den Satz jenes Konzils zu wiederholen, daß alle Bücher der heiligen Schrift, wie sie der in der vierten Sitzung des Konzils zu Trient festgelegte Kanon enthält, mit allen ihren Teilen inspiriert und als solche — das wurde im Hinblick auf eine schiefe theologische Schulmeinung hinzugefügt — der Kirche übergeben seien. Es konnten deshalb bald nach dem Vatikanum wieder Zweifel über die Ausdehnung des inspirierenden Einflusses des heiligen Geistes auf die Hagiographen auftauchen. August Rohling, damals Professor der Theologie in Münster, stellte in Natur und Offenbarung (1872) die These auf, daß die Inspiration der heiligen Schrift, obgleich sie auf alle Bücher und alle Teile aller Bücher des Kanon gehe, zu beschränken sei auf die Gegenstände des Glaubens und der Sitten. Man dürfe deshalb außerhalb dieses engeren Gebietes Irrtümer in der heiligen Schrift zugestehen. Professor Joseph Nebbert in Paderborn trat Rohling sofort entgegen, und dieser blieb die Replik nicht schuldig. Die bald darauf einsetzenden Wirren des Kulturkampfes nahmen aber die Aufmerksamkeit der deutschen Katholiken vollständig gefangen und absorbierten alle ihre Kräfte. Es ist deshalb begreiflich, daß die Kontroverse der beiden westfälischen Theologen nicht diejenige Beachtung fand, die sie verdient hätte.

Anders gestaltete sich die Sache außerhalb Deutschlands. In Frankreich vertrat François Lenormant (1880) dieselben Anschauungen wie Rohling. Die Inspiration, so lehrte er, erstrecke sich weder auf die naturwissenschaftlichen Gegenstände, noch auf die profan-geschichtlichen Tatsachen in der Bibel, sondern nur auf dasjenige, was die Religion angehe und sich auf den Glauben und die Sitten beziehe. Auch anderwärts tauchten dieselben Ideen auf. In England hielt der spätere Kardinal Newman wenigstens die Meinung für zulässig, daß man nebensächliche Bemerkungen der Schriftsteller, die sich nicht auf religiöse Dinge beziehen, von dem Einflusse der Inspiration ausnehmen dürfe. Andere Gelehrte, wie W. Clifford, H. Faye, S. di Bartolo, Semeria u. a., äußerten sich mehr oder minder sympathisch diesen Meinungen gegenüber. Vorzüglich drangen dieselben aber in Frankreich bald weiter vor. Monsignore d'Hulst, der Rektor der freien theologischen Fakultät zu Paris, war der Hauptbannerträger der sich bildenden école large.

Von der Überzeugung durchdrungen, daß dieser mit der Lehre der katholischen Kirche nicht vereinbaren Auffassung gegenüber etwas geschehen müsse, erließ Papst Leo XIII. am 18. November 1893 die Enzyklika Providentissimus Deus. In dieser, die allerdings keine Kathedralentscheidung im strengen Sinne des vatikanischen Unfehlbarkeitsdogmas ist, weil die Absicht nicht erkennbar ist, daß der Träger des Primats in der ganzen Vollgewalt seiner obersten Autorität unsere Frage bindend für die ganze Kirche entscheiden will, weist der Papst die die Inspiration auf das Gebiet der Glaubens- und Sittenlehre einschränkenden neuen Theorien zurück und betont, daß die Inspiration und die Irrtumslosigkeit nicht nur auf das Gebiet

der Glaubens- und Sittenlehre sich erstrecke, sondern auf den ganzen Inhalt der Bibel ebenso wie auf ihren ganzen Umfang.

Mit diesem päpstlichen Eingreifen war aber das Ringen um die erlösende Formel für die Auffassung des Inspirationsbegriffes keineswegs zu Ende. In Deutschland hatten schon längst vorher einzelne Gelehrte (Anton von Scholz, Paul Schanz) für die Lösung der Schwierigkeiten des Verhältnisses der heiligen Schriftsteller zu den profanen Wissenschaften die Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu ihren Quellen und die Untersuchung der literarischen Art der einzelnen Bücher betont. Sie hatten aber nur wenig Beachtung gefunden, weil in Deutschland die nurkonservative Richtung noch alles beherrschte. In Frankreich dagegen fanden analoge Bestrebungen einen ungemein fruchtbaren Boden. Der Wortführer der neuen fortschrittlichen Schule wurde insbesondere P. M. J. Lagrange O. P., der hochverdiente Direktor der École pratique d'études bibliques; ihr hervorragendstes Organ ist die im Jahre 1892 gegründete ‚Revue biblique internationale', die überhaupt zur Zeit das angesehenste bibelwissenschaftliche Organ auf katholischer Seite sein dürfte. Außerdem seien als Anhänger dieser Schule genannt von französischen Gelehrten: Battifol, Calmes, P. Condamin, P. Cruveilhier, Dufour, Bischof Douais, Durand, Girerd, Hackspill, Ladeuze, Bischof Le Camus, Lesêtre, Erzbischof Mignot und P. Prat; von amerikanischen Gigot, Poels und P. M. y Velez; von belgischen und holländischen van Hoonacker, Jansen und P. L. Sanders, von englischen Barry, Clarke, Abt Ford, von Hügel und P. Sidney-Smith; von italienischen P. Beaufay, P. Bonaccorsi, Buonaiuti, P. Genocchi, P. Gismondi, P. Janssens, Minocchi, Erzbischof Mazella und P. Zanecchia; von österreichischen Miketta und Rieber; von Schweizern Meyenberg, P. Rose und P. Zapletal. In Deutschland hatte mittlerweile W. Engelkemper schon 1901 in seiner schönen Studie über die Paradiesesflüsse und C. Holzhey 1902 in seiner freimütigen Monographie ‚Schöpfung, Bibel und Inspiration' für die Ideen der fortschrittlichen Schule gewirkt, von gelegentlichen Äußerungen anderer (N. Peters, P. Vetter) abgesehen. Aber erst die prächtige Schrift des um die alttestamentliche Wissenschaft längst durch eine Reihe von Kommentaren und Monographien hochverdienten Jesuitenpaters Franz von Hummelauer brachte in unserem Vaterlande die Sache mehr in Fluß. Engert, Göttsberger, Happel, Hehn, P. Höpfl, Kneib, W. Koch, Margreth, Meffert, Meinertz, Nikel, P. Chr. Pesch, Peters, Renz, Schäfers, Schanz, Schell, Schulz, Vetter, P. Wiesmann, P. Zenner und andere stellten sich, in den Einzelheiten der Schrifterklärung natürlich mehr oder minder ausgeprägt — und das gilt auch von den genannten außerdeutschen Gelehrten —, auf den Boden der fortschrittlichen Exegese. Nennenswerter Widerspruch aus Gelehrtenkreisen hat sich literarisch gegen diese Männer in Deutschland nicht erhoben.

Man sieht: Es handelt sich hier nicht etwa um die Schrullen einiger von einem unkirchlichen Liberalismus angekränkelter Sonderlinge unter den katholischen Exegeten, wie man es früher oft genug darzustellen beliebte. Wir

sehen vielmehr eine mächtige, weitverbreitete Vorwärtsbewegung in der theologischen Wissenschaft vor Augen, die täglich an Terrain innerhalb der Mauern und an Ansehen außerhalb derselben gewinnt, zu der vor allen Dingen der Nachwuchs der Bibelgelehrten fast ausnahmslos hält. Sollte diese ganze mit Feuereifer für die Ehre der katholischen Wissenschaft arbeitende Schule wirklich nichts anderes sein, als eine, wenn der Mann recht hätte, von den Oberen mit Stumpf und Stiel auszurottende ‚Mistel in der hochragenden Krone des edlen Fruchtbaumes der kirchlichen Wissenschaft'? Nein, es ist das Wehen des heiligen Geistes, der über den wogenden Wassern schwebt (Gen. 1, 2), aus denen ein Neuland zum Licht emporsteigen wird, ein neues, das doch ein altes ist, aber ein altes in neuer Form und in neuer Schöne!

Die Bibelgelehrten aus der fortschrittlichen Schule stellen sich nämlich zunächst grundsätzlich mit beiden Füßen auf den Boden der katholischen Glaubenslehre. Darum haben sie die heilige Überzeugung, daß die heiligen Schriften das Merkmal der Inspiration haben, daß alle Bücher des Kanon der katholischen Kirche, die protokanonischen sowohl als die deuterokanonischen, mit allen ihren Teilen im Sinne des Trienter und des vatikanischen Konzils vom heiligen Geiste eingegeben sind. Die Meinung, daß nur die religiösen Wahrheiten der Bibel unter dem Einflusse des hl. Geistes niedergeschrieben seien, nicht auch die in der Bibel enthaltenen profanwissenschaftlichen Sätze, lehnen sie ebenso ab wie die hochkonservative Exegese. Wie es keine nichtinspirierten Teile in der hl. Schrift gibt, so auch keine nichtinspirierten Ideen in dem Lehrinhalte der Bibel. Die Inspiration ist eine totale, wie sie eine universale ist. Der ganze Inhalt der Bibel ist inspiriert, wie es ihr ganzer Umfang ist. Es ist deshalb eine Unmöglichkeit, das geheimnisvolle Zusammenwirken des heiligen Geistes und des menschlichen Schriftstellers in den heiligen Büchern im einzelnen genau zu trennen und je dem göttlichen und dem menschlichen Faktor das seinige an dem Belehrungsschatze des fertigen Buches zuzuweisen. Das Werk ist ganz Gottes, und das Werk ist ganz des Menschen, so wie die saftreiche Olive ganz das Produkt des edlen Olivenzweiges ist, der auf den wilden Oleaster aufgepfropft wurde, ganz aber auch das Produkt des wilden Stammes.

Mit der Inspiration ist aber die Irrtumslosigkeit gegeben. Das fordert die Glaubensüberlieferung der christlichen Vorzeit zweifellos und ist von Papst Leo XIII. in der erwähnten Enzyklika Providentissimus Deus auf's eindringlichste eingeschärft. Auch diese Irrtumslosigkeit der Bibel wird darum von der fortschrittlichen Exegese nicht minder statuiert wie von der nurkonservativen.

Diese Irrtumslosigkeit bedarf aber nach mehr als einer Seite der näheren Bestimmung. Zunächst ist die Bibel freilich irrtumslos, aber nicht in ihrem jetzigen Texte, sondern nur in jener Textesgestalt, die aus der Feder der heiligen Schriftsteller floß. Ihr Text ist zwar im wesentlichen unversehrt auf uns gekommen, aber nicht unversehrt in allen Einzelheiten. Darum

enthält unser heutiger Text der heiligen Bücher, auch die offizielle und authentische lateinische Kirchenbibel, zweifellos Irrtümer und Fehler in manchen historischen Details. Die Textkritik hat also auch bei der Bibel ihre Existenzberechtigung. Die methodische Handhabung derselben ist ein ganz vorzügliches Mittel, um in zahlreichen Fällen die Widersprüche zwischen den Resultaten der modernen historischen Forschung und den biblischen Einzelangaben zu beseitigen. Aber ein Allheilmittel gibt es in der Bibelwissenschaft so wenig wie in der Medizin. Ja, die methodische Textkritik beseitigt nicht nur Schwierigkeiten, sie schafft nach dieser Seite auch neue. Es muß deshalb die im Gegensatze zu der früheren Mißachtung heute in einzelnen theologischen Kreisen herrschende Überschätzung der Textkritik zurückgewiesen werden, die durch sie alle Krankheiten heilen will. Ist man doch sogar, ohne dafür auch nur den geringsten Anhalt in den Textzeugen zu haben, schon soweit gegangen, durch willkürliche Textesänderungen, hier durch Versumstellungen, die Anstöße beseitigen zu wollen, die die moderne Naturwissenschaft am ersten biblischen Schöpfungsberichte (Gen. c. 1) nimmt. Das heißt aber doch nichts anderes, als das alte heilige Buch nach modernen wissenschaftlichen Anschauungen umarbeiten, statt den überlieferten Text desselben festzustellen und diesen zu erklären. Verfasser muß allerdings gestehen, daß er zeitweilig selbst dieser falschen Richtung gehuldigt hat. Auch er glaubte als junger, speziell für die biblische Philologie begeisterter Anfänger, als ihm der Blick noch durch einen allzu engen Inspirationsbegriff getrübt war, den er namentlich in dem Unterrichte eines seiner Lehrer eingesogen hatte, daß die Lösung der ganzen biblischen Frage auf dem Gebiete der Textkritik zu suchen sei. Dies war sogar der Hauptgrund, weshalb er gerade auf diesem Felde der Bibelwissenschaft vor drei Lustren für eine Reihe von Jahren seinen Pflug einsetzte, bald von derselben Richtung wegen seiner textkritischen Arbeiten scheel angesehen, die heute im Rühmen der Textkritik für die Lösung des Bibelproblems sich nicht genug tun kann. Mittlerweile hat er sich aber längst überzeugt, daß ein anderer Punkt für die Lösung der biblischen Frage von viel größerer Bedeutung ist.

Es ist nämlich klar, daß die heiligen Schriftsteller an sich natürlicherweise über das Niveau des Wissens ihrer Zeit nicht emporragten. Ein Mehr an Wissen kann deshalb nur wurzeln in der übernatürlichen Mitteilung durch den heiligen Geist. Es ist aber ein dogmatisch längst allgemein anerkannter Satz, daß die Inspiration keineswegs mit der übernatürlichen Offenbarung identisch ist, obgleich sie in populären Kreisen unter dem unbewußten Einflusse der rein mechanischen Auffassung der Inspiration des orthodoxen Protestantismus auch heute noch dieser manchmal gleichgesetzt wird. Die Bibel ist nicht die Offenbarung, sondern sie ‚enthält die Offenbarung'. Das ist schon durch das Tridentinum deutlich genug ausgesprochen und durch das Vatikanum wiederholt. Alles in ihr ist von Gott inspiriert, aber nicht alles in ihr ist von Gott offenbart. Daraus folgt, daß es in der heiligen Schrift Partien, ja ganze Bücher geben kann, bei deren Entstehung die Offenbarung

Gottes im strengen Sinne des Wortes gar keine Rolle spielte, sondern nur die Inspiration zu der Tätigkeit des menschlichen Schriftstellers, zu seinen Kenntnissen und zu seiner schriftstellerischen Methode hinzukam. Denn das Objekt der besonderen göttlichen Mitteilung sind keineswegs die in der Bibel enthaltenen Kenntnisse, die dem heiligen Schriftsteller natürlicherweise bereits bekannt oder erreichbar waren. ‚Der heilige Geist wurde ihnen ja nicht zuteil, um ihnen die geistige Arbeit zu ersparen' (H. Schell). Sind den Hagiographen diese Dinge aber nicht direkt von Gott mitgeteilt, so ist man auch berechtigt, in diesen Dingen mit den *menschlichen Autoren* der heiligen Bücher, mit ihrer Zeit und ihrem Milieu zu rechnen. Diese Wahrheit war freilich in der exegetischen Praxis unter dem Einflusse eines überspannten, durch die Einwirkung des orthodoxen Protestantismus gebrachten Inspirationsbegriffes, der nur einseitig das Göttliche in der Bibel und bei ihrer Entstehung betonte, in unserer Bibelwissenschaft fast verloren gegangen, so daß sie fast neu entdeckt werden mußte. Wahr und irrtumslos ist die hl. Schrift allerdings auch in jenen Partien und in jenen Dingen, bei denen von einer Offenbarung Gottes an die Autoren im strengen Sinne des Wortes keine Rede sein kann, wo es sich vielmehr um menschliches Wissen handelt, in dessen Kategorien die behauptenden Aussagen der heiligen Bücher zum Ausdruck gebracht worden sind; das fordert die Inspiration. Aber die Bibel ist nach dieser Seite nicht irrtumslos im absoluten, sondern nur in einem bedingten Sinne, d. h. so weit, als sie es nach dem Zwecke und nach dem Willen der einzelnen inspirierten Schriftsteller sein soll. Dabei fordert der Inspirationsglaube nur die Einschränkung, daß weder der Wahrheit der Heilslehren und Heilstatsachen irgendwie derogiert werde, noch die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers Einbuße erleide. Darum ist es aber keineswegs notwendig, daß in jenen der Umwelt des Schriftstellers entnommenen, ihm nicht direkt von Gott mitgeteilten Dingen jede Unvollkommenheit und jeder Irrtum ausgeschlossen sei. Es steht deshalb dogmatisch der Annahme nichts im Wege, daß die heiligen Schriften nicht nur in der späteren, im einzelnen an zahlreichen Stellen verderbten Textgestalt, sondern auch in ihrer ursprünglichen Form Irrtümer enthalten, *nicht* etwa, indem sie Irrtümer *lehren*, sondern insofern als die Formen, die sie zur Darstellung ihrer lehrhaften Behauptungen verwenden, Irriges *enthalten*. Denn die heiligen Schriftsteller haben nicht diese toten Formalelemente behauptet, sondern den lebendigen Inhalt derselben. Ihre Wahrhaftigkeit kommt deshalb nicht für diese Formen in Betracht, sondern nur für die behauptenden Aussagen, die sie durch das Mittel dieser Formen zum Ausdruck gebracht haben. Die *Irrtumslosigkeit* ihrer Schriften ist deshalb eine *absolute* im Hinblick auf die Person des Schriftstellers, insofern er unter dem inspirierenden Einflusse des göttlichen Geistes keine irrige Behauptung aufstellen kann. Sie ist aber nur eine *relative* im Hinblick auf das Werk des Schriftstellers, insofern dieser unrichtige Formen zur Darlegung der richtigen Behauptungen verwenden kann. Diese behauptenden

Aussagen werden durch solche unrichtige formale Elemente so wenig unwahr wie etwa ein mathematischer Beweisgang durch orthographische oder stilistische Fehler, oder wie die Begründung des Urteils eines Richters durch den darin aufgenommenen, von einem Zeugen falsch angegebenen oder von dem Gerichtschreiber falsch geschriebenen Namen des Täters oder eines Zeugen oder seines Alters.

Daß die heiligen Schriftsteller sich von den wissenschaftlichen Dingen dieselben falschen Vorstellungen machten wie ihre Umwelt, ändert aber an der Berechtigung dieser Auffassung der Irrtumslosigkeit nichts. Denn es kommt für diese keineswegs darauf an, was die Hagiographen über diese Dinge *dachten*, sondern was sie über diese Dinge *behaupten* wollen. Denn so lange der Schriftsteller über seine falschen Vorstellungen nichts behauptet, haben sie auf die Frage der Wahrheit seiner Schriften keinen Einfluß. Diese steht aber allein zur Debatte, nicht die persönliche Irrtumsfähigkeit der Verfasser; wie etwa in ähnlicher Weise nicht die persönliche Irrtumslosigkeit des heiligen Vaters, sondern die Irrtumslosigkeit, die Unfehlbarkeit seiner lehrhaften Behauptungen unter den bekannten Bedingungen Glaubenssatz der katholischen Kirche ist.

So weit hat die Dogmatik grundsätzlich ein Recht, von der Exegese gehört zu werden. Der Satz von der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift muß respektiert werden; er gilt aber nur für die Urgestalt der heiligen Bücher und nur für dasjenige, was die Verfasser der einzelnen Bücher behauptend haben aussagen wollen. Wie deshalb zunächst gefragt werden muß: Was hat der Hagiograph geschrieben?, so muß weiter die Frage lauten: Was hat *er* mit dem, was er niederschrieb, aussagen wollen? Hier aber ist die *Kompetenz des Dogmatikers* zu Ende, hier setzt der *Exeget mit der empirischen Forschung ein*. Nur sein Urteil, bei dem auf dem katholischen Standpunkte natürlich der Sinn der Kirche und die einmütige Übereinstimmung der Väter gegebenen Falles zu dem ihnen gebührenden Rechte zu kommen haben, hat hier fachmännischen Wert. Will der Dogmatiker über diese Detailfragen in den Problemen unserer heutigen Exegese urteilen, so wird er sich der Mühe unterziehen müssen, in jahrelanger Arbeit in die historisch-kritische Methode der modernen Bibelwissenschaft und in ihre Hilfsdisziplinen sowie in den tatsächlichen Stand der Probleme sich einzuarbeiten. Über unbescheidenes aprioristisches Aburteilen, lediglich vom philosophisch-dogmatischen Standpunkte aus, bei ungenügender Kenntnis des Tatsachenmaterials, werden die Exegeten in Zukunft mit noch größerer Seelenruhe zur Tagesordnung übergehen als seither. Die Dogmatik mag darüber befinden, ob die *Grundsätze* der fortschrittlichen Exegese mit dem Dogma in Einklang stehen; in der *Anwendung* der Grundsätze auf die einzelnen bibelwissenschaftlichen Probleme gehört zu werden, haben die Dogmatiker nur dann ein Recht, wenn sie auch exegetische Fachmänner sind. Die Zeit der Alleinherrschaft der aprioristischen Spekulation ist auch für unsere Theologie ein- für allemal vorüber.

Die Sache liegt hier ähnlich wie bei dem Verhältnis der Exegese zu den Kirchenvätern. Diese sind maßgebend in ihrem auf dem Glauben der alten Kirche basierenden Grundsatze von der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift. Deshalb muß jeder katholische Bibelforscher diesen Satz von der Irrtumslosigkeit der Bibel annehmen, selbstverständlich nur in dem, was die Hagiographen behauptend aussagen. Ebenso ist nach katholischer Lehre die einmütige Übereinstimmung der Väter als der Zeugen des Glaubens der alten Kirche in der Erklärung der Bibel bindend, aber nur für die Glaubens- und Sittenlehren. Darüber läßt das Tridentinum und Vatikanum keinen Zweifel. Außerhalb dieses engeren Gebietes aber sind die Väter, auch in der Anwendung ihres Grundsatzes der Irrtumslosigkeit, für die profanwissenschaftliche Erklärung der Bibel Kinder ihrer Zeit, stehen auf dem Standpunkte der naturwissenschaftlichen, der literarkritischen, der historischen Kenntnisse ihrer Mitwelt und der wissenschaftlichen Methode der Erklärung der Bibel in den Schulen ihrer Zeit. Indem die Kirche ihre Bibelforscher nur in den Glaubens- und Sittenlehren auf die einmütige Übereinstimmung der Väter verpflichtet, läßt sie deshalb dem Fortschritt die Bahn offen, um über die Anschauungen der Väter hinauszuschreiten und zu einem tieferen wissenschaftlichen Verständnis der Bibel vorzudringen. Auch die allerkonservativsten Exegeten erkennen darum wenigstens praktisch die Notwendigkeit an, von den Vätern in diesen Dingen vielfach abzugehen. Es handelt sich also in diesem Punkte nur um einen graduellen Unterschied zwischen der fortschrittlichen und der nurkonservativen katholischen Bibelwissenschaft unserer Zeit. Selbst P. Delattre S. J., neben seinen Ordensbrüdern P. Billot, P. Brucker, P. Dorsch, P. Fonck, P. Murillo und P. Schiffini,* ein Hauptrufer gegen die fortschrittliche Exegese, muß die Möglichkeit offen lassen, daß die Väter einzelne Stellen nicht richtig erfaßt hätten. Die Väter bezeugen uns also den Satz von der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift in dem, was diese behauptet, als Glaubenslehre. Wie sich aber bei der Anwendung dieses unverrückbaren Glaubensprinzips in Verbindung mit den Fortschritten der profanwissenschaftlichen Kenntnisse und der Methode der Erklärung die Auslegung nach der profanwissenschaftlichen Seite im einzelnen gestalten werde, darüber konnten die Väter sich noch nicht klar aussprechen, weil die diesbezüglichen Probleme zu ihrer Zeit noch gar nicht oder nur keimhaft diskutiert wurden. ‚Die Schrift ist nicht mit ihren Erklärern zu verwechseln; auf manche naive wundersüchtige Auffassung, die nicht nur Laien, sondern auch Theologen von den Büchern des Alten Testamentes haben, wird verzichtet werden müssen. Das Wunderbare der Geschichte der Theokratie, einschließlich jener der heiligen Bücher, liegt, wie es sich in der Kirchengeschichte wiederholt, nicht außen, sondern innen.

* Für das Verständnis der Stellungnahme gerade so vieler Jesuiten gegen die fortschrittliche Exegese ist von großer Bedeutung das in der ‚Theologischen Revue‘ 1906, Sp. 333 f. abgedruckte Zirkular des verstorbenen Ordensgenerals P. Martin vom 4. November 1904.

Die Schrift hat das Forum strenger wissenschaftlicher Kritik sowohl ihrer Geschichte als ihrem Inhalte nach nicht zu fürchten' (Anton von Scholz, Zeit und Ort der Entstehung der Bücher des Alten Testamentes S. 35, 1893).

Der dargelegte *oberste Grundsatz* der fortschrittlichen Exegese, daß die heiligen Schriften nur darin irrtumslos sind, worüber die Verfasser ihre Leser belehren wollen, nur in dem, was sie behauptend aussagen, fand aber zunächst seine Anwendung für das Gebiet der *Naturwissenschaften*. Die Verfasser der heiligen Schriften haben bei ihrer Schriftstellerei ausschließlich Heilszwecke. Darum darf man ebenso wenig annehmen, daß sie Belehrungen über rein naturwissenschaftliche Dinge bieten wollen, wie man ein Recht hat, zu behaupten, daß der heilige Geist ihnen naturwissenschaftliche Kenntnisse mitgeteilt, etwa dem Verfasser des ersten biblischen Schöpfungsberichtes (Gen. c. 1) einen Katechismus der Kosmologie und Geologie offenbart habe, wie manche Theologen lange genug gemeint haben. Wo deshalb solche naturwissenschaftliche Dinge in der Bibel erwähnt werden, sind sie nur als Kategorien für die Einkleidung der religiösen Behauptungen zu fassen, sind ähnlich zu beurteilen wie die Beziehungen auf naturwissenschaftliche Dinge in einer modernen Predigt oder Katechese. Diese Formalelemente der religiösen Belehrung sind aber von den Verfassern der heiligen Bücher einfachhin dem wissenschaftlichen Standpunkte des Altertums entnommen. Die Bibel ist für die Naturwissenschaften also nicht mehr als eine Quelle für ihre Geschichte. Man hat also kein Recht, objektiv absolut geltende, vom heiligen Geiste gewährleistete naturwissenschaftliche Wahrheit in der heiligen Schrift zu suchen. Damit ist das Verhältnis des religiösen Glaubens zu den Naturwissenschaften ein- für allemal so bestimmt, daß ein Konflikt zwischen beiden nicht mehr möglich ist, wenn nur die Theologen wie die Naturforscher je die Grenzen ihres Gebietes nicht überschreiten.

Dieser Standpunkt der fortschrittlichen Exegese hat durch Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben *Providentissimus Deus* die Billigung des obersten Glaubenswächters in unserer Kirche gefunden; er ist längst, abgesehen von einzelnen aus Prinzip an den Kollegienheften ihrer Jugend festhaltenden Überkonservativen, Gemeingut der ganzen katholischen Theologie geworden, wenn man auch noch darüber streiten mag, ob Leo XIII. nur eine Anpassung an die durch einen falschen Sinnenschein gebrachte Ausdrucksweise in naturwissenschaftlichen Dingen bei den heiligen Schriftstellern lehre, während die Anpassung an die unvollkommene Naturanschauung sich nur als Konsequenz daraus ergebe, oder ob der Papst direkt eine Anpassung an die unvollkommene Naturerkenntnis des Altertums lehren wolle.

Während man aber nach der Seite der Naturwissenschaften im wesentlichen einig ist, geht man noch auseinander bei der Würdigung des Verhältnisses der heiligen Schriftsteller zu den *historischen Wissenschaften*. Nach der Anschauung vieler Theologen (P. von Hummelauer, P. Lagrange, N. Peters u. a.) hat zwar schon Papst Leo XIII. in seiner Enzyklika *Providentissimus*

Deus die Konsequenz auch für das geschichtliche Gebiet gezogen in der viel besprochenen Stelle: ‚Diese selben Grundsätze (sc. die für die Naturwissenschaften und die Bibel gelten) können sodann nach Gefallen auf andere verwandte Wissenszweige, besonders auf die Geschichte angewendet werden.‘ Da die Berechtigung dieser Interpretation aber von anderen lebhaft bestritten wird (P. Fonck, P. Chr. Pesch, J. Selbst u. a.), mag die Sache hier außer Betracht bleiben. Daß aber durch das Zugeständnis der Berechtigung des Grundsatzes für die Naturwissenschaften dasselbe Prinzip als Konsequenz auch für das historische Gebiet gegeben ist, verlangt die einfachste Logik. Waren die heiligen Schriftsteller in naturwissenschaftlichen Dingen Kinder ihrer Zeit, so ist kein Grund vorhanden, diesem Satze für das Gebiet der Geschichte, soweit es sich nicht um Heilstatsachen handelt, die Geltung zu versagen, selbstverständlich mit der aus dem Satze der Irrtumslosigkeit der hl. Schriften sich ergebenden Einschränkung, daß die heiligen Bücher so wenig eine historische Unrichtigkeit lehren können als eine naturwissenschaftliche. Sie können solche historische Unrichtigkeiten aber als formale Elemente ihrer heilsgeschichtlichen Behauptungen ebenso gut enthalten wie naturwissenschaftliche. Ihre Darstellung der Geschichte außerhalb der Heilstatsachen ist deshalb so gut eine solche nach dem Augenscheine, wie ihre Darstellung der naturwissenschaftlichen Vorgänge. Ihr Zweck ist ebensowenig der, eine in allen Einzelheiten objektiv richtige Darstellung des Geschichtsverlaufes, also kritische Geschichte, zu geben, als sie beabsichtigen, objektive Belehrung über naturwissenschaftliche Gegenstände zu bieten. Sie verwenden vielmehr die ihnen und ihrem Volke gemeinsamen geschichtlichen Vorstellungen und Erinnerungen, ebenso die vorgefundenen schriftlichen Quellen in der zu ihrer Zeit üblichen Weise für die Darstellung ihrer Ideen. Dabei mögen irrige formale Elemente mit untergelaufen sein. Dieses ist für die Wahrheit der von ihnen beabsichtigten Gesamtdarstellung kaum von größerer Bedeutung als etwa die der Zeit der Handlung nicht entsprechende Ausführung der Kleidung des Herrn und seiner Apostel in einer Szene aus dem Evangelium bei Albrecht Dürer. ‚Wer darum erwartet, in der sog. heiligen Geschichte eine genaue und wahre Geschichte überall zu finden, setzt sich der sicheren Gefahr aus, nicht geschichtliche Wahrheit, sondern geschichtliche Irrtümer zu finden, die jedoch weder dem inspirierenden Gott noch dem hl. Schriftsteller angerechnet werden können, sondern ganz allein demjenigen, der geschichtliche Wahrheit sucht, wo weder Gott noch der heilige Schriftsteller sie gelehrt haben‘ (P. Zanecchia O. P.).

Instruktiver, als lange theoretische Ausführungen ist für die Einzelauffassung der geschichtlichen Darstellung das, was der Verfasser oder besser Exzerptor unseres kanonischen zweiten Makkabäerbuches über sein Buch selber sagt. Im Vorwort (2, 23 und 26—28) lesen wir bei ihm: ‚Dieses alles, was Jason von Kyonne in fünf Büchern beschrieben hat, wollen wir versuchen, aufs kürzeste zusammenzuziehen. . . . Für uns freilich, die wir die Mühe des Auszugs übernommen haben, ist es nichts Leichtes, sondern ein

Geschäft, das Schweiß und Nachtwachen kostet, gleichwie es dem nicht an Arbeit fehlt, der ein Gastmahl bereitet und für das Behagen anderer sorgt. Dennoch wollen wir um des Dankes der vielen willen die Mühe gerne ertragen, indem wir die genaue Durchforschung des einzelnen dem Verfasser überlassen und uns nur die Anfertigung eines regelrechten Auszuges angelegen sein lassen.' Und am Schlusse des Buches (15, 38) bemerkt er entschuldigend: ‚Und wenn das Buch nun schön ausgefallen ist und geschickt in der Darstellung, so geschah eben das, was ich selber wollte; wenn aber schwach und mittelmäßig, so tat ich doch, was ich konnte.' Eine solche ‚besondere Bemerkung des Schriftstellers über die Bedeutung seiner Quellen' finden wir freilich nicht immer, wo er Quellen verwendet, ja, modern ausgedrückt, geradezu mit der Papierschere gearbeitet hat; sie ist aber auch gar nicht notwendig, wo die Betrachtung des ganzen Buches klar genug spricht, und ‚war bei der alten schriftstellerischen Methode nicht immer möglich' (P. Schanz).

Man sieht aber an dem dargelegten Beispiele des zweiten Buches der Makkabäer: die Zuverlässigkeit der alttestamentlichen Geschichtschreibung im großen und ganzen wird durch die freiere Auffassung ihrer Schriften nicht berührt. Die Substanz der Heilsgeschichte bleibt in ihrer Wahrheit unerschüttert. Dagegen erhält die Wissenschaft die notwendige Freiheit der Bewegung, um sich erfolgreich mit der historischen profangeschichtlichen Forschung auseinandersetzen zu können, ohne in jedem Detail durch das Inspirationsdogma eingeschnürt zu sein. Wir haben deshalb die zum guten Teil recht gesuchten und von denkenden Christen auch als solche empfundenen Ausflüchte heute nicht mehr nötig, die man den von der Kritik seit Spinoza immer schärfer und zahlreicher gegen die Göttlichkeit der heiligen Bücher erhobenen Schwierigkeiten so oft gegenüberzustellen beliebte. Das lösende Prinzip ist fast stets: Die Bibel enthält freilich jene erdenhaften Data, aber sie lehrt sie nicht.

Was die einzelnen Verfasser der heiligen Bücher für das Gebiet der Geschichte lehrhaft behaupten, hat aber, wie gesagt, die Exegese festzustellen als historische Disziplin, auch hier natürlich unter gewissenhafter Wahrung des Tridentinischen Auslegungsprinzips des Sinnes der Kirche und der einmütigen Übereinstimmung der Väter für das Gebiet der Glaubens- und Sittenlehren. Dabei muß aber vor allen Dingen der Jahrtausende weite Abstand des Milieus der heiligen Autoren von unserer Umwelt stets scharf im Auge behalten werden. Deshalb ist eine genaue Kenntnis der literarischen Gepflogenheiten der alten Zeit an erster Stelle notwendig, sorgfältige Berücksichtigung der Art und Weise der alten Schriftstellerei des Orients. Weil man diesen Punkt nicht genügend beachtete, hat man lange Zeit die literarischen Gewohnheiten einer späteren Zeit und einer anderen Kulturwelt in naiver Verallgemeinerung auf das graue israelitische Altertum übertragen. Deshalb ist man in diesen Dingen allzu lange in die Irre gegangen, hat allzu oft auch hier untergelegt, statt auszulegen.

Constantin Meunier fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Landwirtschaft.

Früher faßte man beinahe ausschließlich die einzelnen Sätze des einzelnen Buches ins Auge; die Exegese war mehr eine Erklärung der einzelnen Worte und Sätze, als der ganzen Bücher. Man fragte allzu einseitig nach dem zunächst dem modernen Menschen in die Augen fallenden Sinne des einzelnen Satzes, statt das einzelne im Lichte des ganzen Buches, unter dem Gesichtswinkel der schriftstellerischen Methode des Verfassers und der ganzen literarischen Art seines Werkes zu betrachten. Infolgedessen kam man dazu, in zahlreichen Einzelheiten behauptende Aussagen des inspirierten Verfassers des Gesamtbuches zu sehen, wo nur Aussagen des Verfassers seiner Quellen vorliegen, die der Verfasser benutzte, ohne für jedes Detail derselben die Garantie zu übernehmen, wenn er ihre Darstellung auch im großen und ganzen durch die Aufnahme in sein Buch approbierte. Das Urteil darüber, wie weit der Verfasser selbst die Gewähr übernimmt und wie weit er sie seinen Quellen, den schriftlichen sowohl wie den mündlichen überläßt, wird aber in vielen Einzelheiten immer mehr anders als früher ausfallen, seitdem der von unseren schriftstellerischen Gewohnheiten so himmelweit verschiedene Werdegang der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments erschlossen ist, seitdem die mosaikartig aus dem vorhandenen Quellenmaterial aufbauende Arbeitsmethode der prophetischen Schule angemessen gewürdigt wird.

Aus dieser Arbeitsweise der Verfasser, Sammler und Redaktoren der heiligen Bücher ergibt sich nämlich sofort, daß wir nicht nur annehmen dürfen, daß sie die Gewähr für viele Einzelheiten dann ihren Quellen zuschieben, wenn sie sich direkt auf diese berufen, sondern unter Umständen auch dann, wenn dieses nicht ausdrücklich geschieht. Der Rekurs auf die stillschweigende Zitierung aus ihren Quellen hat also auch sein Recht. Er ist darum auch durch die von Papst Pius X. genehmigte Entscheidung der Päpstlichen Bibelkommission vom 13. Februar 1905 als exegetisches Prinzip für die Bibelforschung in der katholischen Kirche zugelassen unter der Bedingung, daß für den einzelnen Fall ‚mit gründlichen Beweisen dargetan werde, daß der Hagiograph wirklich Worte oder Dokumente eines anderen zitiere und daß er dieselben weder billige noch zu den seinen mache, so daß man mit Recht annimmt, er rede nicht in seinem eigenen Namen'. Die zwei hier beigefügten Bedingungen entsprechen in gleicher Weise dem Glaubenssatze von der Inspiration der heiligen Schrift, der für die Behauptungen des inspirierten Schriftstellers einen Irrtum nicht duldet, wie den Forderungen solider Wissenschaft, die für jede These ausreichende Gründe fordern muß. Jene ausschweifende moderne literarkritische Hypothesenreiterei, von der selbst Julius Wellhausen neulich schrieb, daß sie die literarkritische Analyse zum Kinderspiel mache, ist durch diese weisen Einschränkungen ausgeschlossen, während eine solide Literarkritik sich auf dem Fundamente dieses Prinzips aufbauen läßt.

Die Frage aber, inwieweit Zitate vorliegen und wie weit der inspirierte Verfasser, der sie in sein Buch aufnahm, für ihren Inhalt garantiert, ist mit dieser Entscheidung auf das Gebiet der wissenschaftlichen Exegese ver-

wiesen, wohin sie allein gehört. Wer stillschweigende Zitierung behauptet und eine literarkritische Quellenscheidungshypothese aufstellt, soll sie mit sachlichen Gründen beweisen. Dieser Beweis ist aber im einzelnen Falle auch recht wohl möglich, ohne daß der Verfasser ausdrücklich von seinen Quellen redet. Wenn beispielsweise der Verfasser eines Buches mehrere von einander in Einzelheiten abweichende Berichte über dasselbe Ereignis in seinem Werke nebeneinanderstellt oder wenn er zwei verschiedene, sich keineswegs deckende Stammbäume derselben Person aufnimmt, ohne ein Wort darüber zu verlieren, so ist damit durch den inspirierten Schriftsteller selbst ausreichend angedeutet, daß er nur verschiedene Überlieferungen vorlegen, nicht für alle Details derselben sich verbürgen will. Es ist sogar der Fall möglich, daß der Beweis für eine stillschweigende Zitierung auf der breitesten Basis der Analogie geführt werden kann. So wird beispielsweise die Gewähr eines modernen Schriftstellers für den Satz, daß Kaiser Napoleon I. in der Völkerschlacht bei Leipzig 78000 Mann und 300 Geschütze verlor, nicht weiter ausgedehnt werden können, als daß er diese Zahlen in seinen Quellen fand oder aus ihnen berechnete. Ebenso liegt es aber der Natur der Sache nach, wenn etwa in den Büchern Samuel (I c. 4) erzählt wird, daß in der Schlacht bei Aphek gegen die Philister 30000 Israeliten gefallen seien, ganz abgesehen von der textkritischen Frage der Ursprünglichkeit der exorbitanten Zahl. Denn daß eine spezielle Offenbarung über solche Zahlenangaben vorliege, wäre zu beweisen. Wer solche für die Annahme stillschweigender Zitierungen im Einzelfalle geführten Beweise nicht für genügend hält, wird seine exegetischen Gründe dagegen zu stellen haben. Wenn seine allgemeinen aprioristischen Räsonnements nicht mehr beachtet werden, so hat er keine Ursache, sich beschwert zu fühlen.

Noch wichtiger, als die stillschweigenden Zitate, ist die Untersuchung der literarischen Art und ihre stete Berücksichtigung für die Einzelerklärung. Die protestantische Theologie war auf dem Boden ihres Prinzips von der Durchsichtigkeit und Klarheit der heiligen Schrift von jeher gewohnt gewesen, in den sich auf den ersten Blick als ‚geschichtlich' präsentierenden Teilen der Bibel ganz und in allen Einzelheiten Geschichte im strengen Sinne zu finden. Diese einseitige Richtung hat auch die katholische Exegese seit dem 16. Jahrhundert lange Zeit beherrscht, weil man sich scheute, auch in einer solchen Überwertung der Bibel vom konfessionellen Gegner sich übertreffen zu lassen. Auf dem Fundamente dieses Vorurteils ist aber auch jene offenbarungsfeindliche negative Kritik aufgebaut, die heute den Glauben so vieler Christen gefährdet. Diese ist deshalb nur zu überwinden durch Abkehr von der falschen Voraussetzung dieser pseudohistorischen Bibelwissenschaft, die im Grunde in der Hineininterpretierung in die Bibel das denkbar Möglichste geleistet hat. Es darf also bei der Erklärung der ‚geschichtlichen' Bücher — in der hebräischen Bibel heißen sie übrigens ‚Propheten' — nicht ausgegangen werden von unseren geschichtlichen Anforderungen. Es muß vielmehr zunächst bestimmt

werden, in welchem Sinne die einzelnen Bücher und ihre Teile wirklich ‚geschichtlich' sind und sein wollen. Denn die Bibel hat niemals Zwecken dienen sollen, wie wir sie bei einem modernen Lehrbuch der Geschichte voraussetzen. Es müssen deshalb die einzelnen Partien der Bibel zunächst sorgfältig auf ihre literarische Art untersucht werden. Es muß für jedes Buch und jeden Abschnitt jedes Buches klargestellt werden, ob wir es etwa mit einem Gleichnis oder mit einer geschichtlichen Erzählung, mit Volks- oder Familienüberlieferungen oder mit religiöser Geschichte, mit freier oder mit dichterischer Erzählung, mit erbaulicher Erzählung oder mit spekulativer Theologie, mit Midrasch und Haggada oder Apokalypse zu tun haben. In dem Lichte der so gewonnenen Kenntnis der literarischen Art müssen sodann die Einzelheiten betrachtet und gewertet werden. Mangelhaftigkeit nach dieser Richtung der Bestimmung der literarischen Art ist die Hauptkrankheit unserer Literatur der Einleitungswissenschaft und der biblischen Hermeneutik. Wie viel da nachzuholen ist, zeigt in Franz von Hummelauers vielgenannter Schrift ‚Exegetisches zur Inspirationsfrage' (1904) das Kapitel über die literarischen Arten der alttestamentlichen Erzählung und Hermann Gunkels im vorigen Jahre in der deutschen Literaturzeitung erschienene Abhandlung über ‚die Grundprobleme der Israelitischen Literaturgeschichte' (1906, Nr. 29 und Nr. 30).

Für die Irrtumslosigkeit des Hagiographen ist aber die Erkenntnis der literarischen Art seiner Darstellung geradezu fundamental. Denn die von ihm gewählte literarische Art seines ganzen Buches oder eines Teiles desselben lehrt uns noch mehr als der Wortlaut und der nächste Zusammenhang, was der Autor im einzelnen belehrend und behauptend aussagen wollte und was als bloßes Formalelement seiner Belehrungen aufzufassen ist. Das Urteil über die subjektive Wahrheit der Einzelheiten seines Buches wird nämlich ganz anders lauten, wenn wir eine kritische Geschichtsdarstellung vor uns haben oder Geschichte im freieren Sinne, eine prosaische freiere Geschichtserzählung oder ein episches Gedicht, einen Midrasch oder eine Parabel. Denn der Autor stellt seine Ideen dar entsprechend der literarischen Art, die er gewählt hat. Seine Ausführungen haben deshalb nur diejenige Wahrheit, die der gebrauchten literarischen Art eigentümlich ist, und niemand darf ein Mehr fordern. Die Chronik bleibt deshalb völlig wahr, obgleich es feststeht, daß sie in Einzelzügen von den parallelen Berichten der übrigen alttestamentlichen Bücher abweicht. Denn sie fällt der literarischen Art nach unter den freien Begriff des Midrasch, wie auch unter ihren Quellen nach ihrer eigenen Aussage bereits zwei Midraschim waren. Und wenn im Buche der Weisheit bei der Erzählung des Auszugs der Israeliten aus Ägypten (c. 16—19) noch weit über das Buch Exodus hinausgehende, zum Teil recht sonderbare Einzelzüge in der Schilderung sich finden, so ist das Verhältnis dieser Dinge zu der Frage der Irrtumslosigkeit sofort klar, wenn wir erkannt haben, daß wir keinen historischen Bericht in unserem Sinne vor uns haben, sondern eine rhetorische Ausmalung aus der ägyptisch-jüdischen Haggada zum Pentateuch.

Ebenso wird sich, um noch ein drittes Beispiel anzufügen, die Erklärung des Buches Judith ganz anders gestalten dürfen, wenn wir der durch die holländischen Gelehrten Jansen und Sloet in ihrem eben erschienenen Kommentar zu diesem Buche verfochtenen Auffassung beitreten, die in diesem Buche eine zu didaktisch-erbaulichen Zwecken lange nach den geschilderten Ereignissen verfaßte freie künstlerische Darstellung sieht. Erst dadurch gewinnen wir auch die notwendige Ellenbogenfreiheit für eine erfolgreiche Verteidigung dieses Buches.

Die Untersuchung der literarischen Art ist aber zunächst nicht Sache des religiösen Glaubens, sondern eine Frage der nach den Prinzipien der Stilistik urteilenden literarischen Kritik. Darum ist es ebenso verfehlt, in diesen Dingen einseitige Belehrung in der kirchlichen Lehrüberlieferung zu suchen, wie es falsch war, über naturwissenschaftliche Fragen in der Bibel einseitig bei den Vätern Aufklärung zu erhoffen. Wenn die Väter irren konnten in der Auffassung der naturwissenschaftlichen Stellen der Bibel, so konnten sie nicht minder in diesen Fragen der literarischen Art das Ziel verfehlen, indem sie etwa Geschichte im strengen Sinne dort suchten, wo nur eine freiere Art der Geschichtsdarstellung oder gar eine apokalyptische Weissagung im Gewande der Geschichte vorliegt. Die Erkenntnis und das Verständnis der Bibel ist eben mit der Zeit der Väter keineswegs abgeschlossen, wird sich vielmehr stets fortschreitend weiter entwickeln und vervollkommnen bis zum Ende der Zeiten. Nur wer unsere heutige Wissenschaft völlig überschätzt, kann wähnen, daß unsere Zeit in allen Punkten das letzte Wort sprechen werde.

Die Berechtigung des Prinzips der literarischen Art ist übrigens ebenfalls Gegenstand einer kirchlichen Entscheidung gewesen. Schon Papst Leo XIII. hatte in der Enzyklika ‚Providentissimus Deus' auf die Sache hingewiesen in dem damals nicht genügend beachteten Satze, ‚daß man von dem Literalsinn, der sich gewissermaßen aufdrängt, keineswegs abgehen dürfe, sofern nicht ein Vernunftgrund sein Festhalten hindert oder nicht zwingende Notwendigkeit vorliegt, ihn preiszugeben.' Im Jahre 1905 aber hat Papst Pius X. am 23. Juni die Entscheidung der Päpstlichen Bibelkommission genehmigt, nach der ‚die Meinung als ein gesundes exegetisches Prinzip zugelassen werden kann, die annimmt, daß Bücher der heiligen Schrift, die als geschichtlich gelten, ganz oder zum Teil zuweilen nicht eigentlich und objektiv wahre Geschichte erzählen, sondern die geschichtliche Form nur zur Schau tragen, um etwas von dem wörtlichen oder geschichtlichen Sinn der Worte Verschiedenes zu bezeichnen', . . . wenn ‚ohne Widerspruch gegen die Auffassung der Kirche und unbeschadet ihres Urteils durch gründliche Beweise dargetan wird, daß der heilige Schriftsteller keine wahre und eigentliche Geschichte darstellen, sondern unter dem Schein und in der Form der Geschichte eine Parabel, Allegorie oder sonst einen von der streng buchstäblichen oder geschichtlichen Auffassung der Worte verschiedenen Sinn vorlegen wollte'. Mit dieser weisen Anerkennung der prinzipiellen Berechtigung des Grundsatzes der literarischen Arten in der notwendigen Einschränkung verträgt sich der Standpunkt der

fortschrittlichen Exegese durchaus. Ein Hauptgegner derselben, übrigens wie die meisten Gegner selbst nicht Exeget, schrieb freilich noch im Jahre 1903: ‚Was jene literarische Arten nennen, würde man richtiger Arten der Windbeutelei (genera vanitatis) nennen, bei denen es entweder keine Entschuldigung gibt, oder wenn es eine gibt, die Unwissenheit den Irrtum entschuldigt und die Verwegenheit die Unwissenheit.' Der Satz ist durch die besprochene römische Entscheidung definitiv gerichtet. Ich habe ihn nur noch angeführt, damit er als Probe diene für die Art und Weise, wie man die fortschrittliche Exegese in nurkonservativen Kreisen nicht gerade selten zu bekämpfen beliebte.

* * *

So tritt die dargelegte Auffassung der mit der Inspiration geforderten Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift weder irgend einer Glaubens- und Sittenlehre im engsten Sinne zu nahe, noch tastet sie die Tatsachen der in der Bibel erzählten Heilsgeschichte an. Dagegen sucht sie allerdings die zeitgeschichtlich bedingten Züge in der biblischen Darstellung der Heilslehren pflicht- und wahrheitsgemäß zu werten.

Nur auf dieser Grundlage ist die Errichtung des Baues einer allerdings in ihren Einzelheiten zum guten Teile neuen, in ihren Fundamenten, Hauptsäulen und Hauptmauern aber durchaus alten katholischen Bibelwissenschaft möglich, einer Bibelwissenschaft, die gleich gewissenhaft die Kontinuität der Glaubenslehre wahrt, wie sie den fortschreitenden Erkenntnissen der naturwissenschaftlichen und der geschichtlichen Tatsachen ihr Recht gibt. Entweder wird man unseren Bibelforschern die nach den Prinzipien unseres Glaubens ihnen zustehende Freiheit nicht beschränken, dieses stolze Gebäude zu errichten für Kinder und Kindeskinder, daß sie in Sicherheit darin wohnen können, weil es auch den Angriffen mit den vollkommeneren Waffen der modernen Kulturwelt standhält, oder die katholische Bibelwissenschaft muß zu einer Art — Ghetto werden in der Stadt der Wissenschaften, wie es der Talmud und die talmudische Wissenschaft gewesen ist. Heute fürchten wir diese zweite Alternative nicht mehr. Denn es sind allzu viele Anzeichen lebenskräftigen Fortschritts bemerkbar; es geht langsam, aber sicher vorwärts mit unserer Bibelwissenschaft, und zwar mit Billigung und unter Förderung der höchsten kirchlichen Auktorität.

Man hat aber nirgendwo die geringste Ursache, für den Glauben und die Kirche von der Kritik der gesundfortschrittlichen Exegese etwas zu fürchten. Die Hyperkritik mit ihren Extravaganzen scheint auch auf protestantischer Seite im Abflauen zu sein; sie war aber eine notwendige und nicht zu umgehende Reaktion gegenüber der üblich gewordenen Kritiklosigkeit zugunsten aller sog. ‚Traditionen' und zahlreicher naiver Auffassungen biblischer Berichte bei den Alten. In der straffen Zucht unserer Kirche wären ihre Übertreibungen nicht möglich gewesen; aber auch diese haben für eine gesunde Entwicklung der Bibelwissenschaft indirekt ihren Nutzen gehabt und sind nach dieser Richtung

auch uns zugute gekommen, weil sie uns zwangen, kritischer zu werden, um unsere Position überhaupt noch verteidigen zu können. Daß auch bei einzelnen der Unsrigen das wieder frei gewordene Pendel zunächst hin und wieder etwas zu weit nach links ausgeschlagen ist, nachdem man es allzu lange auf der rechten Seite zu hoch gehoben und mit Gewalt in dieser Lage festgehalten hatte, ist freilich nicht zu verwundern. Die Lösung der Bibelfrage liegt aber in der rechten Mitte, gleich weit entfernt von abergläubischer Kritiklosigkeit wie von ungläubigem Aburteilen. ‚In derselben Weise,' so schrieb deshalb am 11. Januar 1906 Papst Pius X. an Bischof Le Camus von La Rochelle, ‚wie man die Verwegenheit derjenigen verurteilen muß, die sich verleiten lassen, viel mehr dem Geschmack der Neuheit zu folgen, als der Unterweisung der Kirche, und nicht zaudern, auf kritische Prozesse von einer ausschweifenden Freiheit zu rekurrieren, geziemt es sich ebenso, die Stellung derjenigen zu mißbilligen, die auf keine Weise wagen, mit der bis vor kurzem herrschenden Schrifteregese zu brechen, auch wenn unter Wahrung der Unversehrtheit des Glaubens der weise Fortschritt der Studien sie einlädt, es herzhaft zu tun.' Echte Kritik ist notwendig, d. h. eindringendste, gründlichste Untersuchung aller historischen Tatsächlichkeiten, gewissenhafteste Durchforschung aller biblischen Einzelprobleme ohne jede Verschleierung oder Vertuschung der Schwierigkeiten, getragen vom glühendsten Eifer für die Wahrheit und von ungebrochenem Mute der Überzeugung, unter Aufbietung aller Kräfte aller unserer Forscher, mit allen Raffinements der Hilfsmittel der modernen historischen Methode, aber auch unter sorgfältiger Wahrung der Tatsachen der Dogmen des Glaubens unserer Kirche. Denn dieser Glaube kann niemals trotz aller Irrgänge der Theologen und der theologischen Schulen in seiner Substanz falsch gewesen sein. Ein weites Arbeitsfeld tut sich demnach für unsere Forscher auf für viele Jahrzehnte. Viel Ringen und Kämpfen winkt, aber auch viel Suchen und Finden!

Aber wird nicht manchmal die wissenschaftliche Forschung in die Irre gehen? wird man fragen. Ja freilich, ohne allen Zweifel! Aber was schadet das viel? Ohne die Gefahr des Irrens ist nun einmal kein Fortschritt möglich und um diese Gefahr ist die Abwendung der Versteinerung der kirchlichen Wissenschaft wahrlich nicht zu teuer erkauft. ‚Wer nur rückwärts zu schauen versteht, wird ebenso rasch wie Loths Gattin versteinern' (F. X. Kraus). Wenn auch wirklich einmal ein Gelehrter, der es ehrlich meint und seiner Kirche treu ergeben ist, eine Meinung vertritt, die sich als falsch erweist, es hat nicht allzu viel zu bedeuten. Dadurch wird das Seelenheil der Gläubigen so wenig gefährdet wie sein eigenes. Denn auf katholischem Standpunkte steht nicht das von der Kirche gelehrte Dogma selbst direkt zur Debatte, sondern lediglich seine Begründung durch eine der zwei Quellen des Glaubens. Die wissenschaftliche Forschung aber wird sich schon selbst korrigieren, und die berufenen Organe der Kirche werden den Glauben zu schirmen wissen ohne die Beihilfe unberufener Wächter der Rechtgläubigkeit ihrer Brüder. Ihr Pharisäer aber hütet eure Zungen!

‚Wer mutig sich wagt an das Rätsel der Zeit,
Fehlt leichter, als der es sich hält beiseit.
Wer die Wahrheit verfehlt, doch in flammender Glut
Sie liebt und meint, ist edel und gut.‘ (Johannes Schrott.)

‚Durchforschet die Schriften, weil ihr glaubet, daß ihr in ihnen das ewige Leben habet!‘ (Joh. 5, 39.) Dies Johanneische Herrenwort wird mehr als je die theologische Wissenschaft in den nächsten Jahrzehnten beherrschen. Der der Menschenseele von ihrem Schöpfer eingepflanzte Erkenntnistrieb verlangt den Fortschritt der Wissenschaft. Die Bahn ist aber auch für den Fortschritt der Bibelwissenschaft prinzipiell frei; sie wird sich deshalb bald auch nirgendwo mehr für die Praxis der Gelehrtenarbeit geschlossen halten lassen. Tritt aber in der Tat unsere Bibelwissenschaft, wie es den Anschein hat, in eine neue Blüteperiode, so ist freilich die von so vielen so innig geliebte Einerleiheit in allen Detailfragen nicht mehr möglich. Wie wir in den übrigen theologischen Disziplinen unbeschadet der Glaubenseinheit verschiedene Schulen haben, wie in der Dogmatik das thomistische und das molinistische System, in der Moral die probabilistische und die äquiprobabilistische Richtung sich gegenüberstehen, ohne daß das Seelenheil der Gläubigen dadurch seither gelitten hätte, so wird es in Zukunft auch in der Bibelwissenschaft in unserer Kirche zwei Hauptschulen geben, die eine mehr fortschrittlich als konservativ, die andere mehr konservativ als fortschrittlich, aber beide streng auf dem Boden der katholischen Glaubenslehre sich haltend, beide der kirchlichen Autorität gleich ergeben, beide von dieser gleich unparteiisch behandelt. Beide theologische Schulen werden in intensiver Arbeit an den ungezählten Problemen der neueren Bibelwissenschaft ihre Existenzberechtigung zu erweisen haben. Je nach dem Erfolge wird die eine Fortschritte machen, die andere Rückschritte. Verfasser sieht seinerseits ohne Bangen für die fortschrittliche Schule diesem Wettstreit entgegen. Möge man nur auf beiden Seiten wacker Hand und Fuß regen; die Bibelwissenschaft in unserer Kirche kann es wahrlich gebrauchen!

In der gegenseitigen Kontrolle aber, die beim wissenschaftlichen Gegner naturgemäß schärfer ausfällt, als beim Gliede derselben Schule, wird auch hier ein großer Nutzen zutage treten für die gesunde und gedeihliche Entwicklung. Die fortschrittlichen Exegeten werden die Arbeiten der konservativen Schule auf ihre Probehaltigkeit vor dem Forum moderner kritischer Methode prüfen, diese die Resultate jener auf ihre Stich- und Hiebfestigkeit in der Richtung der Kontinuität der Glaubensüberlieferung. Beides wird der Wahrheit nur zum Segen gereichen und damit auch dem wahren Nutzen der Kirche dienen, wofern es nur auf beiden Seiten im rechten Geiste geschieht, wie in unbestechlicher Wahrhaftigkeit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung gegenüber, so in unerschütterlicher Glaubensfestigkeit gegenüber den Lehrsätzen der unfehlbaren Kirche Gottes.

Constantin Meunier.

Ein Pfadfinder moderner Plastik.

Von

Joseph Popp.

Meunier gehört durchaus zu den Künstlern, deren Genius sich nur an der Wirklichkeit inspiriert. Er ist aber nicht zufrieden, diese in ihrer äußeren Erscheinung möglichst getreu wiederzugeben; er dringt vor zu dem, was hinter der ‚Erscheinungen Flucht' als Bleibendes fortlebt: Er schaut ihre verborgenen Schönheiten, den vielfach verschlungenen Sinn in Natur und Menschenleben. Dadurch wird der Künstler zu deren Lehrer und Deuter; dadurch schafft er uns wahrhaftige Lebenswerte. Bei allem Realismus der Form ist eine solche Kunst durchaus idealistisch gerichtet. Da aber ein derartiger Künstler wesentlich der von außen kommenden Anregung bedarf, so kann es sich fügen, daß er nie zur vollen Entwicklung seiner inneren Möglichkeiten gelangt. — Das erklärt uns auch, weshalb Meunier erst mit fünfzig Jahren anfing, ein großer Künstler zu werden. Erst als er in die belgische Industriegegend kam, wurde ihm der genialische Funke entlockt. Von da ab wuchs Meunier immer mehr in sein Prophetentum hinein. Man hat also wegen dieser späten Entfaltung mit Unrecht an seiner Genialität gezweifelt. Zugleich erklärt sich daraus, warum Meunier trotz seiner ausgeprägten bildhauerischen Begabung von Fraikin, seinem ersten Lehrer in der Plastik, nicht für diese gewonnen wurde: dessen Nymphen, Lichtgöttinnen und badende Mädchen waren nicht die Welt, die unseren Künstler anregte. Es läßt uns endlich begreifen, warum sich Meunier in der Malerei de Groux anschloß, der das Vorstadtleben von Brüssel darstellte.

Manches mögen dazu seine entbehrungsreiche Jugend und sein melancholisches Temperament beigetragen haben. — Als das letzte von sechs Kindern eines frühverstorbenen Steuereinnehmers war Constantin Meunier am 12. April 1831 in einem Vororte Brüssels geboren. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre soll der immer kränkliche Junge allabendlich geweint haben, so daß ihn die Familie nur den ‚klagenden Jeremias' nannte.

Meunier übertraf de Groux schon in seinem ersten Bild, einer Krankenhausszene, an eindringlicher Darstellung. Die nächsten Bilder geben Schilderungen aus dem Leben der Trappisten, Volksdarstellungen im Sinne de Groux', und einen Bauernaufstand. Um leben zu können, übernahm er mit seinem Freunde Kartons für Kirchenfenster und Entwürfe zu kunstgewerblichen Arbeiten. Auch schuf er manches Bild für Kirchen, meist im Staatsauftrag. All diese Arbeiten waren mehr oder weniger schwer und dunkel in der Farbe; doch gewann ihnen das Stück Seele, das darin steckte, Beachtung. Das beste Werk dieser Schaffensperiode ist die ‚Zigarettenfabrik von Sevilla', die Reminiszenz an eine Reise nach Spanien.

Bald darauf (1881) kam Meunier in sein gelobtes Land. Sein späterer Biograph Lemonnier schrieb ein Buch über Belgien, und Meunier sollte die Industriebezirke illustrieren. Das führte ihn nach Séraing, wo das Leben und Treiben in der riesenhaften Maschinenbauanstalt und in der weltberühmten Glasfabrik von Val St. Lambert einen tiefen Eindruck auf ihn machten.

Mit einer Art Zauber aber umfing es Meunier kurze Zeit später im ‚Borinage', dem schwarzen Land der Kohlenbergwerke von Lüttich, Charleroi und Mons: ‚Ich war betroffen von dieser tragischen, wilden Schönheit. Ich fühlte etwas wie die Offenbarung eines neu zu schaffenden Lebenswerkes. Ein unendliches Mitleid ergriff mich.' Der Künstler fühlte sich inspiriert und gab das charakteristisch Geschaute als vergeistigte Wirklichkeit in mächtigen Bildern wieder: Wir sehen die Schlackenhügel in langen Reihen unaufhörlich gegen den Horizont wallen. Ihr grauschwarzer Überzug benimmt uns fast den Atem. Dazwischen erheben sich wie Ungeheuer mit glühenden Augen und drohendem Rachen die mächtigen Hochöfen. Riesige Kamine ragen wie Dampfsäulen empor, die Tag und Nacht in schwarzem und weißem Qualm zum Himmel steigen. Manchmal entfacht der Wind ihren Rauch zu mächtigen Fahnen, deren schweres Tuch über dem Land als Sturm- und Kampfzeichen weht. Dort steigt ein hohes Fördergerüst auf, durch dessen Fachwerk der fahle Himmel hereinleuchtet. —

Wohin das Auge blickt, sieht es alles mit Ruß, Staub und klebrigem Qualm überzogen. Selbst in das spärliche Gemüse, das in den Vorgärten der Arbeiterhäuser ein kümmerliches Dasein fristet, stiehlt es sich wie Gift hinein. Es schwärzt die roten Ziegel und grünen Fensterläden der niederen Bergmannshäuser, die in den Mulden versenkt liegen.

Ein schauerlich-grandioser Zug schwebt über dem Ganzen, würdig einer dantesken Phantasie für ihre Höllenbilder: Es ist, als ob ein Stück Erdrinde weggenommen wäre, um uns in eine unterirdische Welt der Arbeit und ihres Erfolges blicken zu lassen.

Gemildert wird dieser Eindruck, wenn die Nebel wallen und ihre Schleier mit feinem, silbrigen Gespinnst das Land überziehen. Gedämpft scheint dann selbst das Geräusch; ja, es umschwebt uns bisweilen, als ob Ge-

heimnisse flüsternd von Mund zu Mund gingen. Die Schuttkegel heben und senken sich gleich schweren Meereswogen; der Feuerschein der Öfen und Kamine zuckt darein, gespenstisch hin und wieder huschend; das gedämpfte Tageslicht erhebt seine leisen Flügel und streift mit weicher, schmiegsamer Hand über allen Schmutz, alle Rauheit. Die Kamine steigen wie gotische Türme empor, aus Duft gebaut.

Das Publikum begriff diese düstere Schönheit nicht, so daß der Künstler nur wenige Abnehmer fand. Das zwang ihn schon im folgenden Jahre, eine Professur in Löwen anzunehmen. ‚Es ist die Verbannung, aber es ist das tägliche Brot,' meinte er, als er hinzog.

Dort entstanden jene Werke, deren Eindruck wir oben anzudeuten suchten. Von dort zog Meunier immer wieder aus, um die Glut der Schmelzöfen, die Arbeit in den Gruben, das Sausen der Maschinen, die Wucht der Eisenhämmer, das Gewirr der Menschen und den Schwung ihrer Hantierungen auf sich wirken zu lassen. Von Zeit zu Zeit ging er auch nach Antwerpen, um die Hafenarbeiter und Fischer zu studieren. In Kohlezeichnungen, die manchmal mit Pastell gehöht sind, hielt er seine Eindrücke fest.

Immer mehr ergriff ihn das Leben und die Art dieser Menschen: die Elastizität ihrer Körper, die Spannkraft ihrer Muskeln und Sehnen, die Macht ihrer Arme, das blitzartige Zugreifen der Hände, das wuchtige Einstemmen der Füße. Eine neue Welt und ihr tiefer Sinn ging ihm allmählich auf. Er schaute die Schönheit moderner Arbeit und ahnte den Geist ihres Arbeiters. Dennoch schuf Meunier kein Bild wie Menzels ‚Eisenwalzwerk', das einige Jahre früher (1871) erstanden war. Er empfand wohl unwillkürlich, daß für eine derart sprühende Darstellung sein Pinsel zu schwer war. Um so lieber schilderte er die Bergarbeiter, wie sie in ihrem wuchtenden, schleppenden Gang zur Grube wandern, vor dem Fördergerüste im Gespräche stehen oder kauern, wie sie die Kohlenwagen aus dem Schachte bringen und müden Schrittes nach Hause ziehen. Auch als Opfer ihres Berufes zeigt er sie uns: abgearbeitet, aber nicht verelendet; müde, aber nicht stumpfsinnig. Er sieht sie zu Hunderten in einer spärlich erleuchteten Scheune hingestreckt liegen — eine furchtbare ‚Hekatombe'.

Das Landschaftliche tritt nun so sehr zurück, daß es nur noch spärliche Kulisse ist. Die Menschen beherrschen den Raum, ja überfüllen ihn und beschweren damit den Eindruck des Bildes. Sie rücken mehr in den Vordergrund und werden immer plastischer. Nahezu lebensgroß, erinnern sie an den plumpen Irrtum der ‚Armenleute'-Maler aus den achtziger Jahren, als sei durch eine möglichste Annäherung an die äußere Wirklichkeit auch deren Geist reiner und stärker herauszukristallisieren.

Dennoch bedeutet für Meunier dieser Rückschritt in eine unmalerische Entwicklung einen konsequenten Fortschritt nach seinem wirklichen Ziel, zur Plastik. So schuf er 1887, gleichsam instinktiv, den ‚Hammermeister'. Das Werk erregte bei seiner Ausstellung in Paris die Bewunderung und das Er-

staunen der dortigen Künstler. Man begriff nicht, wie ein Maler hier im ersten Wurf eine gleichsam endgültige plastische Form für einen neuen Typus gefunden hatte. — Diese Schöpfung war nur äußerlich ein Anfang; in Wirklichkeit stellte sie die erste reife Frucht einer konsequenten Entwicklung dar, die der Künstler mit der unbewußten Sicherheit des Genies nun abgeschlossen hatte.

In dem Augenblicke, da Meunier die künstlerischen Elemente seiner Gestalten und ihrer Arbeit voll begriffen: den Takt und Rhythmus der Muskeln, das wechselvolle Spiel der Körperbewegungen, das Anstrengende, Aufregende und Gefährliche solcher Tätigkeit, fand er wie von selbst den richtigen Ausdruck hiefür: die plastische Form und deren Charakteristik im Umriß. Damit ergab sich dem Künstler auch das Gemeinsame in all diesen Glasbläsern, Puddlern, Hammerschmieden, Steinmetzen, Kohlenhäuern, Lastträgern, Mähern und Pflügern — und er schuf einen Typus ihrer äußeren Erscheinung: Schlanke, sehnige, muskulöse Gestalten, meist nur mit einer Hose bekleidet. An den fast überlangen Armen hängen knochige Hände wie starke Zangen. Die Füße, oft in plumpen Holzschuhen steckend, kommen kaum vom Boden los, als ob sich durch dessen Berührung ihre Kraft immer wieder erneute. Den verhältnismäßig kleinen Kopf bedeckt gewöhnlich ein runder Hermeshut. Energisch vorstehende Backenknochen und eine am Sattel leicht gekrümmte, schräg abfallende Nase, wie das ausgeprägte Kinn, verleihen dem Gesichte ein scharfes Profil. — Wie Glieder einer großen Familie stehen sie vor uns. Das hebt den Einzelnen aus seiner Besonderheit heraus und entzieht uns den Reiz der individuellen Erscheinung, steigert aber die innere Bedeutung. Und diese benimmt den kaum einen halben Meter hohen Statuetten alles Genrehafte, rückt sie in die Perspektive eines großzügigen Eindruckes. Selbst für das Gewand findet Meunier durch seine allgemeine Behandlungsweise eine überaus glückliche Lösung. Die heutige Kleidung bietet wegen ihrer geringen künstlerischen Momente für den Maler und noch mehr für den Bildhauer außerordentliche Schwierigkeiten, die sich für das Arbeitskostüm noch steigern. Meunier half sich damit, daß er die Tracht als bloße Nebensache nur andeutet und sie dem Gesamteindrucke der Gestalt einordnet. Dadurch behält diese letztere den Hauptakzent und gewinnt durch die Kleidung eine Art Begleitmelodie, die den Ausdruck des Körpers noch verstärkt.

Beim Studium dieser neuen herben Schönheit erschloß sich Meunier auch deren Geist: wie die Musik anfangs nur die Sinne gefangen nimmt, allmählich aber die Seele in ihren Bann zwingt, so erlebte Meunier immer tiefer die uralte Majestät des menschlichen Körpers in der Arbeit: all die blitzenden Bewegungen und Anstrengungen, die unter dem Kommando eines zähen und energischen Willens den immer erneuten Sturmlauf der Arbeit gegen die Macht des Stoffes unternehmen, erlebte er jetzt wie ein erhabenes Schauspiel. Er sah sie im großen Organismus der modernen Kultur und feierte sie wie Millet, der aus ähnlicher Gesinnung den Bauern zu epischer,

ja biblischer Größe erhoben hatte. Das verleiht diesen Menschen, obwohl sie in ‚Ruß und Rauch' gekleidet sind, den Bergschlünden, dem Erdboden, den Schiffsräumen entstiegen scheinen, auch eine gemeinsame, geistige Signatur. Sie gibt ihnen trotz der ungefügen Glieder, gekrümmten Rücken, plumpen Hände und Füße etwas Selbstbewußtes, ja Sieghaftes. Diese Arbeitertypen charakterisieren unsere Zeit in ihrer technischen und sozialen Kultur ebenso wie uns die olympischen Sieger einen Blick in die Kultur Griechenlands vermitteln.

So wollen Meuniers Gestalten für sich und als Vertreter ihrer Arbeit aufgefaßt sein. Auch künstlerisch müssen sie als Ganzes geschaut werden. Dann erschließen sie uns in neuer Sprache ein Stück Wirklichkeit, deren charakteristische Schönheit und geistigen Sinn. Diese Werke verstehen heißt der modernen Industrie und dem Leben ihrer Arbeiter ästhetisch, persönlich und sachlich näherkommen.

Der ‚Hammermeister'. Eine herkulische Gestalt stützt sich in gelassener Ruhe mit der Rechten auf eine Zange; die Linke stemmt sich in die Hüfte; der Blick träumt beinahe. Dennoch liegt in der Silhouette der ganzen Gestalt etwas Herausforderndes, Kampfbereites. Die dicken Gamaschen schaffen ihrem Träger wahre Elefantenfüße; sie stören uns aber so wenig, als das schwere Schurzfell oder das viereckige Kopftuch, das wie ein feuchter Lappen über die Schädelwölbung herabhängt. Die Kleidung ist mit dem Manne wie verwachsen: wir hören unter ihr die geschäftigen Pulsschläge und empfinden die Form wie Kraft dieses Körpers. Noch deutlicher aber als dies alles spricht aus dem Umriß das Gefühl eines Menschen, der sich seiner selbst voll bewußt ist. Ein prachtvolles Bild stolzer Männlichkeit!

Ein ähnlicher Charakter prägt sich im ‚Lastträger' aus, der vor dem Antwerpener Museum aufgestellt ist. Wie er die Arme in die Lenden stützt und dazu spricht: All ihr reichen Kauffahrteier könnt ohne mich und diese Schultern eure Schätze nicht bergen! — Und das sagt er fast wie eine Kriegserklärung, mit trotzig zurückgestelltem Kopfe, indes die Gestalt ins Heroische wächst. Wir vergessen, daß ein Arbeiter in beschmutztem, schwerem Gewande vor uns steht; so sehr umgibt ihn der Hauch der Freiheit und das Gefühl eigener Kraft. Er weiß sich mit tausend anderen eins als Teil einer ungeheuren Macht, der Technik und Industrie bedürfen, die durch ihre Streiks und Boykotts Riesenbetriebe zum Stillstande bringen kann.

Prachtvoll in der elastischen Spannung des zum Schlag Ausholenden wiegt sich der ‚Steinmetz' vor uns. Man fühlt beinahe, wie die Wucht allmählich zu den Armen hinaufsteigt und in ihrer Überfülle mit einem Ruck die Muskeln auslöst zum blitzgleichen, donnernden Schlag.

Auch aus dem unscheinbarsten Motiv weiß Meunier den künstlerischen Gehalt zu schöpfen: Da steht einer, der aus einer Flasche trinkt. Das Sichaufrichten an dem tiefen, vollen Zug spricht aus jeder Windung des sich empor ringenden Umrisses.

Die Büste eines Bergarbeiters, der seine Hacke geschultert hält, erinnert an eine antike Herme in der Villa Ludovisi; mit dem Unterschiede, daß im modernen Werke mehr Seele lebt.

Ein beinahe anmutiges Seitenstück zu diesem energischen Brustbild ist die ‚rufende Bergarbeiterin'. Die herben, jungfräulichen Formen der straffen, knospenden Glieder wirken in dem enganliegenden Arbeitskostüm wie eine biegsame Feder aus Stahl. Man glaubt das Mädchen vielmehr auf den Bergeshöhen als im Berginnern tätig, so frei und freudig weiß Meunier die Erscheinung seiner Arbeiter nachzudichten. Hier bewundern wir auch die Behandlung des Gewandes, das sich mühelos dem Körper anschmiegt, mit ihm atmet und lebt. Durch die Modellierung der sich hebenden und senkenden Flächen fängt sich in ihnen das Licht und spielt anmutig um die ganze Gestalt.

Rührend erscheint uns die ‚junge Mutter', die ihr Kind stillt. Mit welch keuscher Anmut und inniger Hingebung sie dem Kleinen die Brust reicht; wie sie jeden Atemzug mit liebevoll wachendem Blick begleitet — sie möchte dem Durstigen auch alle ihre Liebe mitgeben können. Das Aneinander- und Ineinanderschmiegen der Beiden wird durch das Kleid wie mit einem Schleier umwoben, in dem die breitmodellierten Körperflächen verschwimmen: Eine Welt für sich, eine Idylle in Erz.

Meunier weiß aber auch das Mühselige, Abgearbeitete seiner Menschen mit einfachsten Mitteln anzudeuten. Da sehen wir eine Frau, der sich die Haut über den Schädel spannt, als seien nur mehr Spinngewebe über den Knochen — doch sie ist darob nicht verbittert. Sie trägt ihr Schicksal aus dem Bewußtsein: für den Gatten, die Kinder, die Menschheit ihr Leben und dessen Kraft zu verzehren.

Erstaunlich ist, wie der Künstler in dem ‚Puddler', der eben auf einige Augenblicke der fast verblödenden Hitze des Schmelzofens entronnen ist und sich nun auf einem Stein ausatmet, das momentane Erschlafftsein wiedergibt. Der Körper ist durch Erhöhungen und Vertiefungen seiner Oberfläche so modelliert, daß das auffallende Licht den ganzen Menschen beinahe so weich wie eine Molluske erscheinen läßt. Und doch wissen wir aus der wuchtigen, äußeren Linienführung, daß sich in ihm bald neue Kraft zu neuer Arbeit regt.

Bezeichnend für Meuniers Ausdrucksfähigkeit und weise Zurückhaltung ist die Gruppe ‚Das schlagende Wetter'. Er hat es miterlebt, wie eine Mutter angsterfüllt im dunklen Schacht, bei spärlichem Lampenlicht unter den Toten ihren Sohn sucht; die entstellten Gesichter der Leichen prüfend, unter verbrannten Muskeln, verdrehten Augen, verzerrten Zügen den Teuren herauszufinden, huscht sie hier hin und dort hin, steigt über Steine und Leichen und tastet sich hastig weiter, bis sie endlich vor ihrem Sohn inne hält. — ‚C'était horrible — terrible,' murmelte Meunier vor sich hin, wenn er von dem Unglück erzählte.

Dargestellt aber hat er es also: Eine abgehärmte Frau, deren Gestalt sich wie zu einem Tau zusammengedreht hat, legt die Hände auf die

aneinandergepreßten Kniee. Ihr Oberkörper beugt sich leicht vornüber und steht wie der Stamm einer Trauerweide über dem Leichnam ihres Sohnes. Der liegt lang hingestreckt zu ihren Füßen, den Kopf zurückgebogen, die Faust wie im Kampfe geballt, die Zehen im Schmerze eingezogen — sonst fast unverletzt. Da verlieren der Mutter Augen den Blick; sie ist wie versteinert, ‚eine moderne Niobe'.

Auch das Schicksal der Tiere formt Meunier mit persönlichster Anteilnahme. Sein alter Grubengaul, der stets in den Tiefen bleiben muß, wie Zolas berühmte ‚Bataille', ist eine tragische Karrikatur. Sie wurde von den französischen Schriftstellern seitenlang besungen; namentlich von Oktave Mirbeau. In der Tat, hier spricht ein Leben zu uns. Meunier gibt uns eine seltsame Mischung von Stumpfsinn, Ermüdung und einer Art stoischen Ergebung. Wie erschütternd gerade abgearbeitete Pferde wirken können, kann jeder leicht im Leben studieren.

Das mühsame und ehrliche Vorwärtsstreben eines tüchtigen Arbeitspferdes zeigt der Gaul, der den ‚Krevettenfischer' auf den Sandhügel hinaufträgt. Eine mächtige Kraft der Charakteristik steckt in einem anderen, dickbäuchigen Ackergaul, mit seinen derben Fesseln. Ein Arbeiter reitet ihn an ‚die Tränke'. — Ein stolzes, monumentales Bild, dessen großzügige Silhouette eine prachtvolle Steigerung nach der Höhe zeigt. Fast wie in einer Diagonale steigt die Linie von den Ohren des Pferdes zum Kopf des Reiters. Entlastend wirkt das sich Zurückneigen der lässig sicheren Gestalt gegen die Wucht des Tierkörpers. Dieser selbst hat im Sockel ein Gegengewicht. Der ausgleichende Rhythmus der mannigfachen Linienführung und die wohlerwogene Massenverteilung machen dies Werk zu einer der eindrucksvollsten Schöpfungen der neueren Plastik.

Was wir in der Freifigur als Charakteristik des Einzelnen gesehen, das erweitert sich im Relief zu einem Bilde gemeinsamer Tätigkeit.

Nach plastischen Grundsätzen besteht die Wirkung des Reliefs in der Flächenentfaltung: die Darstellung rollt sich auf. Damit wir diesen Eindruck gewinnen, müssen die Höhepunkte der am meisten sich abhebenden Figuren möglichst in einer idealen Fläche liegen. So schufen die Griechen der besten Zeit; so arbeitet unter den Modernen A. Hildebrand, der das Prinzip auch noch theoretisch dargestellt hat in seiner Schrift ‚Das Problem der Form'.

Dadurch wird der Hintergrund vollständige Nebensache. Die Alten haben dessen Neutralität gerne durch Bemalung noch hervorgehoben; das Bohren und Unterarbeiten der Spätrömischen Zeit diente demselben Zwecke. Deshalb vermied die Antike im Relief auch die mathematische Perspektive. Erst die Renaissance hat diese eingeführt. Ghiberti mißlang sie noch; seine Landschaftsszenen sind wie die Versatzstücke einer Bühne. Donatello erreichte auf Grund seines Naturstudiums die Lösung: Er gab möglichst immer das Ganze. Auf diesem Wege ging Meunier weiter und schuf im Sinne der heutigen Luftperspektive eine neue Reliefform: Was der Beschauer sich entfernt vor-

stellen soll, ist wie in der Wirklichkeit, kleiner und verschwommener. Durch diese malerische Behandlung gewinnt Meunier für seine Menschen und deren Tätigkeit, die sich stets im Vordergrunde abspielt, die schärfsten und lebendigsten Umrisse; ihre Bewegung beherrscht das Ganze und gibt diesem eine deutliche Struktur. Zugleich sehen wir ihre Umwelt, wie das Fluten eines um sie wogenden Gewandes, mit und die Episode schließt sich zu einer ganzen Welt zusammen, die keine anderen Gedanken und Gefühle aufkommen läßt als ihre eigenen.

All dies macht Meuniers Reliefs zu ebenso wirksamen Darstellungen moderner Arbeit, als die Freifiguren den Typus des Arbeiters uns künstlerisch und seinem geistigen Gehalt nach erschließen.

Da sehen wir die Puddler, wie sie glühendes Metall aus dem Ofen holen und mit Wagen fortführen. Der heiße Qualm, der wie ein versengender Samum aus dieser Gluthölle schlägt, wirft sie fast zurück; eine wilde Energie aber drängt sie vorwärts. Es ist wie ein Kampf mit einem gefährlichen, tückischen, starken Feind, der alle körperliche Macht und geistige Aufmerksamkeit beansprucht. Ein andermal sitzt ein Bergmann wie in eine Höhle geklemmt ‚vor Ort'. Er ringt die Kohlen mit dem Brucheisen beinahe in Wut dem harten Gestein ab. Nur eine kleine Lampe leuchtet ihm. Wir vergessen über der gespannten Rückenlinie, der eisernen Muskeltätigkeit der Arme, dem sich Anspannen des ganzen Körpers das Mühselige, Harte und Dumpfe dieser Arbeit; wir genießen beinahe nur ihren Sieg.

Dann wieder steigt eine Gruppe aus dem Schacht empor; die einen mit einer Hast, als stürzte hinter ihnen die Welt zusammen; andere von dem plötzlichen Tageslicht geblendet, als schauten sie in eine weite, leuchtende Ferne. Haben sie dann die feste Erde gewonnen, dann ziehen sie auf einem andern Bilde mit schwerem, festem Schritt ihrem Heim, ihrer Familie, ihrer Erholung entgegen. Manche halten in der nervigen Faust die Haue, als seien sie in Gedanken noch bei ihrer Arbeit — und doch liegt eine drängende, wenn auch langsame Vorwärtsbewegung in ihren Reihen.

In einem weiteren Relief ziehen zwei Menschen mit angespanntesten Muskeln wohl einen Pflug durchs feuchte, schwere, großschollige Ackerland. Über ihren Häuptern werden drohende Wolken vom Sturm dahingetrieben. Es ist wie ein Wettkampf mit den Elementen — und die Menschen werden gewinnen.

Scheu gewordene Pferde jagen dort in die weite Wasserflut; hinter ihnen her zwei mächtige Jünglinge, von denen der eine noch eine große Garbe mitträgt.

Die Zusammenfassung und den Höhepunkt von Meuniers Kunst stellt sein ‚Denkmal der Arbeit' dar. Bis zu seinem Tode mühte sich der Künstler vergebens, für diese vier Reliefs und fünf Vollfiguren den architektonischen Aufbau zu finden. Sie sind auch ohne einen solchen Rahmen das Hohelied moderner Arbeit.

Das lebendigste Bild repräsentiert die Industrie. Wohl finden wir bekannte Gestalten und ganze Gruppen hier wie in anderen Reliefs wieder; sie

erweitern sich aber jetzt zu einer typischen Darstellung der heutigen Technik und ihres Schaffens.

So auch diese Puddler. Acht Arbeiter sind mit Anspannung aller Kraft, Überlegung und Gewandtheit um einen Schmelztigel bemüht. Dieser hat in der Weißglühhitze einen Sprung bekommen und muß nun aus dem Ofen, dem ungeheurer Qualm, Rauch und Glut entströmen, gezerrt und auf einem eigens konstruierten Karren fortgeschafft werden. Drei Männer sind an der Arbeit, das gefährliche Ding herauszubekommen, andere sitzen auf der Deichsel und drücken mit aller Wucht den Wagenrand gegen die Ofenmündung, ein weiterer ist schon bereit, das mächtige Rad in Schwung zu bringen. ‚Es ist ein Gewirr von teuflischen Bewegungen, welches einige Minuten dauert und welches ich wiederzugeben versucht habe,' schrieb Meunier zu diesem Bild.

Ungleich ruhiger wirkt die nächste Gruppe, die den Bergbau versinnbildlicht. Das stärkst bewegte Motiv ist der Bergmann ‚vor Ort'. Andere meißeln im Stehen Öffnungen für das Brucheisen, wälzen schwere Blöcke fort oder ruhen sich ein paar Minuten aus. Nichts von einer unterirdischen Atmosphäre umgibt uns; wir genießen nur das prächtige Schauspiel athletischer Männer, die der Erde ihre Schätze in zäher, unermüdlicher, gewaltiger Arbeit abringen.

Daran reihen sich als Repräsentanten des Handels Lastträger, die ein Schiff entleeren. Wir sehen riesige Fässer rollen, schwere Barren und große Säcke tragen, ein mächtiger Pferdekopf wird sichtbar, vertraulich an seinen Führer geschmiegt. An nichts anderes denken diese Leute, als zu arbeiten, so rasch zu schaffen, als gälte es, die Waren vom drohenden Untergang zu retten. Es packt nicht bloß die Vehemenz, die Leidenschaft in dieser Muskeltätigkeit, noch mehr ergreift die Hingebung, die sich in dem kraftvollen Zusammenklang dieser fleißigen Schar kundgibt.

Ähnlich verbunden sehen wir die Feldarbeiter im hohen Getreidefeld nach dem Wetter ausschauen, die Sichel führen und die Ährenbündel zusammenraffen. Nichts verspüren wir von irgend welcher Mühseligkeit dieses Tuns, es erquickt uns nur der schöne Rythmus ihres Schaffens.

Dieser monumentalen Verherrlichung der Arbeit entsprechen die Freifiguren, die als Flankierung und Krönung gedacht waren. Der ‚Ahne' ist eine mächtige Gestalt, die in nachdenklicher Ruhe die Hände auf den Schoß legt. Eine beinahe feierliche Größe spricht aus diesem Alten, der in der Würde seiner Erscheinung ein griechischer Philosoph sein könnte. Quellendes Leben zuckt in dem athletischen jungen ‚Arbeiter mit dem Hammer'. Obwohl auch er in sitzender Stellung sich befindet, hat seine Gestalt doch etwas Explosives: die Füße sind wie zum Sprunge auf die Erde gesetzt, die rechte Hand greift schon nach dem Hammer. Kniend ist ein Bergmann dargestellt, der ebenfalls der Erholung pflegt, indes die Augen nachdenklich in die Ferne sehen — die merkwürdige Charakteristik einer Ruhe, die Kräfte zu neuer Arbeit sammelt. Eine männlich stolze Erscheinung ist der weitausschreitende ‚Sämann', der in mächtiger Gebärde das Korn über die ganze Erde hin zu streuen

scheint. Diese Figur sollte das ganze bekrönen und damit auf die Zukunft weisen. Manchmal dachte Meunier auch daran die Gruppe der ‚Fruchtbarkeit' für diesen Zweck zu verwenden: eine Frau hält auf ihrem Schoße ein Kind, zur Rechten schmiegt sich ein größerer Knabe an sie. Die Mutter selbst ist das Urbild einer reifen, kraftvollen, unerschöpflichen Lebensquelle, aus der Generationen emporsteigen. Das Haupt zeigt beinahe eine Imperatorennatur.

Auch ein paar religiöse Werke schuf Meunier in seiner plastischen Sprache. Obwohl sie aus der inneren Erschütterung hervorgingen, die ihm der rasche Verlust zweier erwachsener Söhne bereitete, so reichen sie nicht an seine eben geschilderten Arbeiten heran.

Wir nennen vor allem eine ‚Pieta' und den ‚Ecco homo'. Dort beugt sich die Mutter in verhaltenem Schmerz über den toten Sohn. Nur mit den äußersten Fingerspitzen der Rechten wagt sie die Dornenkrone zu lösen. Die Linke getraut sich kaum, den erhobenen Arm des Herrn zu berühren, der die Mutter wie mit letzter Kraft noch segnen will. Hier sehen wir Christus in der Wendung von Dürers ‚Schmerzensmann' an der Geißelsäule. Es ist als ob der ganze Mensch, zu Tode erschöpft, uns in die Arme sinken wollte; seine Knie vermögen kaum mehr die ineinanderklebenden Hände zu tragen. Er erwartet noch einen letzten Schlag, nicht in stumpfer Gefühllosigkeit, sondern voll bewußter Ergebung. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt nicht im Gesichte, sondern in der Linienführung der ganzen Gestalt.

Ungleich bedeutender wirkt der ‚Verlorene Sohn'. Hier ergriff Meunier wieder ein Stück Menschenleben, das sich überdies in einer Gruppe abspielt, die gerade für unseres Meisters Begabung das denkbar glücklichste Motiv hat. Dadurch wohl wurde sie seine beseeltste Schöpfung. Von der zweimaligen Fassung ist jene mit dem unbärtigen Vater die Eindringlichere.

Schon von ferne deutet uns der Umriß den Grundgedanken der Szene an: ein junger Mann drängt sich auf den Knien stürmisch gegen einen älteren, der sich liebevoll von seinem Sitze gegen ihn herabbeugt. Alles strebt im Sohne vorwärts und aufwärts. Von den Füßen steigt es auf zur Brust, die sich ganz in den Vater versenken will, strömt es weiter in die Arme, die sich um dessen Nacken klammern, als gälte es, sich zu retten vor einem Versinken in unendliche Tiefen. Durstig suchen die Augen einen Blick der Verzeihung und Aufnahme. Der Vater aber beugt das Haupt des Sohnes etwas zurück wie prüfend, ob es wirklich der Langersehnte ist; und nun er ihn erkennt, da träufelt wie in langsam fallenden, schweren Balsamtropfen seine ganze Liebe in die Seele des Wiedergefundenen. Wohl liegt so viel des Erschütternden im Antlitze der beiden, aber ungleich mehr und intensiver äußert sich der innere Vorgang in deren Gestalten. Meuniers Fähigkeit, eine Bewegung zu beseelen, hat hier wohl ihren Höhepunkt erreicht. Deshalb muß ihm jegliche Gewandung als ein Hemmnis erscheinen, wie hinwiederum die nackten Körper das Seelische erhebt, ja verklärt. Auch wird das zeitlose Geschehnis der Parabel damit zu ewiggültiger Bedeutung erhoben.

Mit diesem Lebenswerke, dem sich noch manche liebevolle Plakette von Kinderköpfen und Porträtbüsten anschließt, tritt Meunier in die Reihe jener unsterblichen Meister, die in neuen Formen neue Werte schaffen, die Kunst und das Leben in gleicher Fülle bereichernd.

Mit Adolf Hildebrand und A. Rodin aber bildet Meunier den markantesten Ausdruck dessen, was die heutige Plastik an technischem Können und an Idealen zu bieten hat.

Hildebrands Stärke ruht in der vollendeten Form, aus der sich seine Werke streng geschlossen aufbauen. Sein hochentwickeltes architektonisches Gefühl macht ihn zum ersten Monumentalbildhauer Deutschlands, dessen ruhige Linienführung, breite Flächenwirkung und Zusammenfassung des Wesentlichen das mangelnde Leben teilweise ersetzen. Nur im Porträt, das keine allzu starke Abstraktion zuläßt, pocht es lauter und voller; doch dämpft es auch hier die stilisierte Form zu vornehmer Ruhe.

Hildebrand ist ein spätgeborener Grieche, dessen überlegender Kunstverstand und kühle Kultur nie die Naivität und selbstverständliche Anmut des Vorbildes erreichen.

Ganz anders Rodin, der Franzose und Moderne. Seine Seele liegt stets im Fieber. Seine Pulse zucken bald in verzehrender Sehnsucht oder in krampfhaftem Ringen nach Ausdruck. Bald grübelt er bis zur Verzweiflung, dann wieder ist er voll aufjauchzender Seligkeit. Heute erfüllt er uns mit Schauern der Ewigkeit, die uns auf die Knie drängen, morgen feiert er geheimnisvolle Mysterien des Liebesglückes. Das Abstrakteste lockt ihn. Wo er den Marmor berührt, da lebt dieser auf: es zuckt darin, es bebt, es sprüht in jeder Linie, unter der Haut, in den zitternden Fingerspitzen. Scheinbar willkürlich durchbricht Rodin alle Gesetze und Erfahrungen seiner Kunst: er türmt Gestalten auf Gestalten; er schlingt sie in regellosem Ineinander zu Knäueln, aus denen wir erst das einzelne auslösen müssen. Rodin schafft traumhafte Gebilde einer fast ätherischen Phantasie und läßt daneben ein unbehauenes Stück vom Blocke stehen, um den Gegensatz noch zu steigern.

Wieder anders Meunier. Er ist kein ganz Großer wie Rodin, aber er ist gleich ihm und Hildebrand ein Pfadfinder der neuen Plastik. Ihn inspiriert die Wirklichkeit, das umgebende Leben. Er hat das Schaffen der Industrie in den Bereich der Kunst gezogen und uns eine neue Schönheit schauen gelehrt; er hat uns frei von aller sozialistischen Tendenz den modernen Arbeiter künstlerisch und menschlich näher gebracht.

Die englische Politik und unsere Nation.

Von

Martin Spahn.

Als Bismarck uns Deutschen in den ersten acht Jahren seines Ministeriums, den größten seines Lebens, das deutsche Reich geschaffen hatte, zeigte sich die Nation sofort von unbegrenztem Vertrauen auf sein Werk erfüllt. Sie vertraute darauf, daß ihre Einheit und Macht Bestand haben werde. Der Kanzler dagegen blieb in lebhafter Unruhe. Er glaubte nicht an den Beginn einer Friedenszeit. Er erinnerte sich, daß Friedrich der Große das durch zwei kurze Feldzüge eroberte Schlesien im siebenjährigen Kriege gegen die Koalition der drei festländischen Großmächte jener Zeit zu verteidigen hatte. So, nahm er an, würden auch wir uns noch eines Bundes feindlicher Großmächte in schwerem Streite erwehren müssen. Denn hatte schon der winzige brandenburgische Staat die traditionellen Leiter der europäischen Politik zu Wien und Paris durch seinen Eintritt in ihre Kreise in solchen Aufruhr versetzt, so schien erst recht die politische Konsolidierung der gesamten deutschen Nation unter preußischer Führung die älteren Regierungen herauszufordern. Diese Anschauung, daß sich ein Koalitionskrieg wider das Reich vorbereite, beherrschte Bismarcks äußere wie innere Politik vom Herbst 1870 bis zum Frühjahr 1875. In seiner Diplomatie dürfte sie bis ans Ende seiner Kanzlerschaft nachgewirkt haben.

Heute, ein Jahrzehnt nach Bismarcks Tode, da sich unsere Staatsmänner verhältnismäßig ruhig zeigen, verbreitet sich in der Nation die Stimmung immer weiter und schwüler, daß die von dem genialen Kanzler befürchtete europäische Koalition spät, aber um so bedrohlicher Gestalt annehme und uns schlimmen Tagen entgegenführen werde. Wer so denkt, muß die Kriegsgefahr für unmittelbar und unvermeidlich halten. In der Tat spielt unsere Machtsteigerung seit den Siegestagen von 1866 und 1870, die Furcht vor uns als der ersten Macht zu Lande, der Neid auf unsere Entwicklung, der Wunsch, uns wieder herabzudrücken, für den Erfolg der diplomatischen Vorgänge um uns her, die unsere nationalen Besorgnisse heraufbeschwören, offensichtlich eine Rolle. Aber wie diese psychologischen Motive schon in den siebziger Jahren nicht impulsiv genug waren, um einen Koalitionskrieg gegen uns zu erzeugen, so tragen sie auch heute nur dazu bei, die Situation zu

verschärfen: Geschaffen haben sie die gegenwärtige Lage nicht. Nicht um ein Erbe Bismarckscher Tage handelt es sich bei ihr. Man muß, wenn man zu einem zutreffenden Urteil über die Bedingungen der auswärtigen Politik des Reiches zur Zeit kommen will, andere Gesichtspunkte aufsuchen.

Durch den Frieden von Frankfurt waren wir 1871 der stärkste Faktor innerhalb des europäischen Staatenkonzerts geworden. Das Objekt der europäischen Politik bildeten damals Probleme, die ihrer Natur nach für wesentlich staatlich und militärisch gelten durften und ihrem territorialen Umfange nach auf Europa sich beschränkten: Fragen der Nationalität und vor allem Grenzfragen. Mittlerweile hat sich der Aktionskreis der europäischen Politik über die Welt ausgedehnt, und ihre Aufgaben, die gegenwärtig der Lösung harren, sind vorwiegend wirtschaftspolitischer Art. In dem Maße, wie sich dieser Wechsel der Szenerie von 1890 bis 1900 vollzog, rückten wir in die zweite Reihe der Mächte zurück und sahen wir England die Spitze einnehmen. Wir wurden, nachdem wir die Bahn unserer nationalen Entwicklung zur politischen Einheit erfolgreich durchmessen hatten, auf eine andere, von uns großenteils noch zu durchmessende hinübergeführt. Das verminderte unser Ansehen, jedoch mehr scheinbar als wirklich, mehr für den Augenblick als auf die Dauer. Unsere Macht erlitt keine Einbuße; ihr Einsatz freilich wurde wieder gefährlicher, dafür eröffneten sich aber auch Möglichkeiten, sie weiter zu verstärken. Denn das neue Ziel, das sich dem Wettbewerb der Nationen darbot: die höchste Entwicklung und Anwendung ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, konnte gar nicht günstiger für uns gewählt werden. Schon in der vorhergehenden Periode unserer Geschichte hatten wir die Richtung darauf genommen und mannigfachen Nutzen davon bei Begründung unserer nationalen Einheit erfahren. Daher waren die ersten Flügelschläge der Weltpolitik Deutschlands in den neunziger Jahren überraschend kräftig und geschickt.

Man rufe sich jene Jahre ins Gedächtnis! Die politische Stimmung der deutschen Bevölkerung beruhigte sich von Jahr zu Jahr. Der gewöhnliche konfessionelle Hader schlief ein. Die zwanzig Millionen Katholiken, die bisher zum großen Teile dem preußischen Staats- und dem Reichsleben sowie der deutschen Nationalkultur kritisierend ferngestanden hatten, fanden sich bereit, mit der protestantischen Bevölkerung freudig zusammenzuarbeiten. Die einflußreichen Parteien des Reichstages, Konservative, Zentrum und Nationalliberale, schlossen sich zu einer festen Mehrheit aneinander. Was an umfassenden und wichtigen Entwürfen dem Parlamente vorgelegt wurde, erledigten sie. Sie erwiesen sich politisch mannhaft und weitsichtig genug, um den Flottengründungsplan von 1897 ohne Zögern zu genehmigen und dabei ausdrücklich dem Entschlusse des Kaisers zur Weltpolitik als einer nationalen Notwendigkeit zuzustimmen. Ihre Tat will daran gemessen werden, daß dreißig Jahre früher der preußische Landtag den Staat in die Wirrnisse des Konflikts getrieben hatte, als sich die Regierung anschickte, zum ersten Male aktive Großmachtpolitik, zunächst nur auf dem Festland, zu treiben. Selbst die Sozial-

demokratie entzog sich der allgemeinen Aufwärts-Bewegung nicht. Die ‚revisionistische' Stimmung kam in ihr auf gegenüber der revolutionären Gesinnung, welche sie infolge der auf ihre Ächtung und Brandmarkung durch die Nation berechneten Politik Bismarcks beherrschte. Volkswirtschaftlich waren die neunziger Jahre Jahre einer überaus ertragreichen Hochkonjunktur, und besonders für unsern Auslandhandel Jahre, da er den Schnellverkehr mit Amerika an sich riß und da er an der Küste sowohl Afrikas als Südost-Asiens die englische Flagge verdrängte. Ebenso glücklich wirkte unsere auswärtige Politik, obwohl in Chlodwig Hohenlohe ein keineswegs glänzend begabter, sondern nur ein vorsichtiger und gewandter Kanzler sie leitete. Es gelang, die zu Beginn der neunziger Jahre eingetretene Spannung mit Rußland alsbald wieder zu mildern. Auch die Beziehungen zu Frankreich wurden neutraler als vorher. Wir erhielten in Kiautschou einen Stützpunkt für unsere ostasiatischen Interessen und fingen an, ein Faktor der ostasiatischen Politik zu werden. Wir befestigten unsere Stellung in Afrika, und wir wurden vor allen Dingen der erste Freund des Sultans, so daß sich uns der Zutritt zur Levante öffnete. Die deutschen Banken rüsteten sich, Schienenwege durch Kleinasien zu legen, die bis zum persischen Meerbusen führen sollten. Und während unsere Pläne dort dergestalt in die Ferne schweiften, trieb unser bester Bundesgenosse, die österreichische Diplomatie, trotz der inneren Wirren der Monarchie die althergebrachte österreichische Balkanpolitik mit solchem Nachdruck weiter, daß unserer jungen Levante-Politik dadurch der Rücken gedeckt wurde. Die Umrißlinien eines Systems auswärtiger Politik zeichneten sich in den Bemühungen unserer Diplomatie ab, die geeignet erschienen, in Ostasien durch ein Zusammengehen mit Frankreich und Rußland, am Mittelmeer durch das Bündnis mit Österreich und eine Interessengemeinschaft mit der französischen Regierung und am Atlantischen Ozean durch eine in der Anbahnung befindliche Freundschaft mit den Vereinigten Staaten ein Gleichgewicht gegen Englands Herrschaft über die Meere herzustellen. Es waren gewiß Anfänge. Der Abstand, der uns von England trennte, blieb nach wie vor groß, und unsere wirtschaftliche Überflügelung der übrigen Nationen konnte noch nicht als zweifellos gelten. Aber wir konnten uns sehen lassen — vor den andern und vor unsern Vätern.

Um die Jahrhundertwende trat jedoch ein Stillstand ein. Erst war es nur ein Stocken. Heute ist es schon eine Krisis. Die englische Politik, in den neunziger Jahren noch träg und unentschlossen, hatte sich von der Ruhstatt erhoben. Sie ward in Chamberlain durch einen wahrhaft großzügigen Staatsmann inspiriert und von 1901 an durch die weltkluge und hervorragend gewandte Persönlichkeit Eduards VII. ohne viele Worte und höflich vertreten. Der König nahm für sein Land bald in allen wichtigen Angelegenheiten Europas die Initiative in Anspruch. Englands Weltmacht zeigte sich noch überlegen genug, um den diplomatischen Widerstand, den der eine oder andere Staat zu leisten versuchte, ohne Mühe zu brechen.

Beobachtet man die Tätigkeit Eduards so genau, als es dem Laien verstattet wird, so irrt man wohl schwerlich, wenn man als erste und dringlichste Sorge des Königs das Mittelmeer erkennt. Er nahm sich damit einer Aufgabe der englischen Politik an, die unter der langen Regierung seiner Mutter anfangs nicht sonderlich erfolgreich wahrgenommen und dann vernachlässigt worden war. Von dem Einflusse, den England auf dem Mittelmeer ausübt, scheint die Sicherheit seiner Verbindung mit Indien bedingt, und auf dieser wiederum beruht seine Stellung als Weltmacht. Der Kampf zwischen dem napoleonischen und dem englischen Imperialismus vor hundert Jahren hat sich wesentlich um die Vorherrschaft auf dem Mittelmeer als Objekt gedreht. England ruhte damals nicht, bis nach beinahe zwanzigjährigem Ringen der gefährliche Gegner, der seinen Angriff je gegen das Fundament der englischen Macht gerichtet hatte, zu Tode gehetzt war. Dann aber suchte seine Diplomatie künftiger Bedrohung ein für allemal vorzubeugen. Sie brachte außer dem westlichen Zugang zum Mittelmeer, außer Gibraltar, das sie schon seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts besetzt hielt, auch Ägypten, den Posten am östlichen Ausgang gen Indien hin in Abhängigkeit von sich. Die Errungenschaft erwies sich jedoch auf die Dauer als nicht so ausschlaggebend, wie man rechnete. Trotz Gibraltar und Ägypten ward Englands Mittelmeer-Einfluß zwischen 1880 und 1900 abermals in Frage gestellt, zuerst im Zusammenhang mit der von Jules Ferry entschlossen inaugurierten französischen Kolonialpolitik, die Frankreichs durch den Krieg von 1870 erschütterte Großmacht-Bedeutung wieder herstellte, sodann im Gefolge der kraftvoll vorstoßenden deutschen Handels-Entwicklung. Frankreich dehnte sich so breit an den Küsten Nordwestafrikas aus, näherte sich auch der Madrider Regierung so freundnachbarlich, daß Gibraltars Wert als Stützpunkt der englischen Flotte bedenklich sank. Anderseits drang das deutsche Geld, der deutsche Kaufmann und der deutsche Ingenieur von Konstantinopel durch das Zweiströme-Land zum Persischen Meerbusen vor, und damit rückte die Stunde nahe, da sich vielleicht auch Ägypten umgehen ließ. Für beide Nationen bildete England das einzige schwerer zu beseitigende Hindernis ihres Vorwärtskommens. Eine Interessengemeinschaft bereitete sich zwischen ihnen vor, die bald dadurch verstärkt wurde, daß sich französische Kolonisation und deutscher Handel auch in Hinterasien der englischen Politik gegenüber begegneten. Schon nahm das Übelwollen ab, das sich ihre Regierungen bis 1890 bezeigt hatten. Der Friede von Schimonoseki führte sie zur Schlichtung des japanisch-chinesischen Krieges 1896 in Ostasien Seite an Seite. Wer konnte wissen, wie lang oder kurz es noch währen würde, bis sie sich auch im Mittelmeergebiet vereinigen würden? Als England sich gezwungen sah, den unnötigen und vermutlich zwecklosen Vorstoß des französischen Obersten Marchand nach Faschoda wider seine Stellung in Ägypten rücksichtslos zurückzuweisen, schien der Moment gekommen. Verständigten sich die beiden Festlandmächte, wurden sie beide für ihre maritimen und weltpolitischen Pläne frei.

Das Bedrohliche der Situation ließ sich für England auch dadurch nicht ausgleichen, daß die übrigen Großmächte ebenfalls am Mittelmeer engagiert sind. Rußland, um dessen Gunst sich die Engländer kraft dynastischer Beziehungen bemühen konnten, war in Europa mit Frankreich verbündet. Es operierte in Ostasien mit diesem und mit dem deutschen Reiche zusammen. Auch war es schon unterwegs nach Mürzsteg, wo es mit Österreich, dem Bundesgenossen Deutschlands, gemeinsame Richtlinien der Balkanpolitik vereinbarte. Österreichs Diplomatie aber ging und geht auf der Halbinsel aus eigenstem Interesse wie aus Freundschaft mit Deutschland Hand in Hand. Italien ist erst im Laufe des 19. Jahrhunderts Großmacht geworden. England hatte fleißig dazu beigetragen. Es hatte annehmen dürfen, daß der neue Staat, ganz Küste und überall angreifbar, ein natürliches Anlehnungsbedürfnis an Englands stützende Flotte empfinden würde. Italien war denn auch bald in den von den Engländern erwarteten Handelsgegensatz gegen Frankreich geraten. Aber es neigte sich daraufhin nicht England zu. Der Staatskunst Bismarcks gelang es vielmehr, die römische Regierung in den Dreibund zu ziehen. Seitdem erlebten die Engländer keine reine Freude mehr an ihrem Schützling, wenn er sich auch zu keiner Zeit von ihnen lossagte.

Hier scheint indessen das scharfe Auge der englischen Staatsmänner der Jahrhundertwende die Stelle erkannt zu haben, an der sie noch am ehesten einsetzen konnten, um in der Mittelmeer-Politik wieder einen Wechsel der Dinge zugunsten ihrer Nation herbeizuführen.

Sie pflegten die italienischen Beziehungen mit größerer Klugheit und größerem Eifer als bisher. Zuerst sorgten sie dafür, daß der Gegensatz zwischen Frankreich und Italien sich milderte und sogar Sympathie-Bewegungen sich entwickelten. Dann dürften sie die durch Österreichs Fortschritte wieder reger werdende Nebenbuhlerschaft zwischen Österreich und Italien auf dem Balkan, Albaniens wegen, genährt haben. Beides lockerte die Verbindung des apenninischen Königreichs mit den Dreibundmächten, ohne es doch auf Frankreichs Seite hinüberzuwerfen. Alles, was geschah, war, daß die Italiener unmerklich, aber sicher von uns unabhängiger und à discrétion Englands gestellt wurden.

Dann kam der unselige Tag, an dem Kaiser Wilhelm II. in Tanger landete und der französischen Ausdehnungspolitik in Marokko ein Halt winkte. In unmittelbarer Folge davon konnte Eduard der französisch-deutschen Annäherung, die in Frankreich unter dem Ministerium Delcassé ohnehin schon ihre erste Krisis durch den Widerstand der Erinnerungen an 1870 auszuhalten hatte, einen Riegel vorschieben. Er einigte sich mit den Franzosen, auf deren Behandlung er sich von seiner Prinzenzeit her vortrefflich versteht, unterstützte sie in der marokkanischen Affäre und verhalf ihnen auf der Konferenz von Algeciras zu einer starken Stellung inmitten des europäischen Staatenkonzerts gegenüber Deutschland, wie sie sie seit dem großen Kriege nicht mehr besessen hatten.

Wie weit uns der Echec, den unser Ansehen dabei erlitt, innerhalb der gesamten Welt des Mohammedanismus schädigte, ist wohl zur Zeit noch kaum abzumessen. Bei dem Nachdruck aber, mit dem sich unser Kaiser als Schutzherr und Freund des Mohammedanismus lange Zeit darstellen ließ, ist eine Schädigung wahrscheinlich. Von wichtigen Konsequenzen könnte sie vorläufig wohl nur sein, wenn sie bis ins Herz des mohammedanischen Völkersystems, bis nach Konstantinopel reichte. Denn hier müßte sie der ersten Aktion zu Hilfe kommen, die Eduards Mittelmeer-Politik unmittelbar gegen von uns besetzte oder erstrebte Positionen richtet.

Kurz nach der Konferenz von Algeciras brachte der König nämlich ein Abkommen mit Rußland über Persien zustande, das — soviel sich erkennen läßt — jede politische Ausnutzung der zu erbauenden Bagdad-Bahn durch Deutschland unmöglich macht, aber wahrscheinlich auch ihre Verwertung für unsere Handelsinteressen lähmt. Wieder einige Monate später erfuhren wir, daß der Einfluß unseres bewährten Botschafters bei der Pforte durch eine englische Intrige gebrochen worden sei. Seitdem sind nur wenige Wochen verflossen. Da ging der italienische König nach Athen. Herzliche Toaste wurden gewechselt. Zurückgekehrt, traf Viktor Emanuel in Gaeta mit Eduard zusammen, der selber offenbar geflissentlich Athen gemieden hatte. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß hier Verabredungen gegen Österreichs Balkan-Stellung im Gange sind, wie die unsere in Konstantinopel selber unterwühlt wird oder schon unterwühlt ist. Der König scheint dabei seines Erfolges gewiß zu sein. Denn er zögert nicht, nun auch auf Frankreichs Politik im westlichen Mittelmeer, vorerst mittelbar, zu drücken und Gibraltar zu entlasten.

Man wird in dieser Hinsicht darauf achten dürfen, wie empfindlich die französische Presse auf den königlichen Besuch in Cartagena reagierte. Frankreich hat Spanien vor zwei Jahren als guten Freund mit in die marokkanische Politik eintreten lassen, zu der es uns den Zutritt so heftig und zäh verwehrte. Durch die Konferenz von Algeciras wurde diese Beteiligung Spaniens in Marokko unter die Bürgschaft der europäischen Großmächte gestellt. Aber mittlerweile ist der Einfluß Englands am Madrider Hofe durch dynastische Mittel, die der Republik nicht zur Verfügung stehen, stärker und beständiger als der Frankreichs gestiegen. Solange es eine englische und französische auswärtige Politik gibt, die einen solchen Namen verdient (also jetzt schon seit einem halben Jahrtausend), buhlen beide Nationen mit wechselndem Erfolge um Spaniens Hingabe. Daß England im Jahre 1807 Spanien zur Auflehnung gegen die Abhängigkeit aufstachelte, in die es sich Napoleon gegenüber begeben hatte, hat den Zweikampf zwischen ihm und dem Korsen um die Weltherrschaft vor hundert Jahren im tiefsten Grunde zu seinen Gunsten entschieden. Auch jetzt war die Situation wieder bedenklich genug geworden. Frankreich, herrschend über Algier, Tunis und Marokko und verbündet mit Spanien, war ein Gegner, der nach Englands Drohen oder Lächeln nicht viel zu fragen brauchte. Ein solcher Gegner ist Frankreich aber seit Cartagena

vielleicht nicht mehr. Ist es Eduard gelungen, Spanien wieder von Frankreich abzuziehen, und kann er es künftig in Marokko sogar gegen Frankreich verwenden, so ist bei der maritimen Überlegenheit, die England über Frankreich niemals einbüßte, dieses wieder an die Kette gelegt. Eine Versicherung des französischen Besitzstandes in Hinterasien, wie sie durch die Entente cordiale und neuestens durch ein französisch-japanisches Abkommen getroffen worden sein soll, würde dafür keine Entschädigung bieten.

Die nächsten Jahre werden uns wohl ebenso hierüber wie über die Tragweite unserer und der Zurückdrängung Österreichs auf dem Balkan und in der Levante deutliche Aufklärung verschaffen. Vielleicht enttäuschen sie uns noch angenehm. Einstweilen läßt sich kaum leugnen, daß die Mittelmeerpolitik Eduards VII. im Begriffe ist, einen vollen Erfolg davonzutragen. Englands Vorherrschaft auf diesem Verbindungsmeere zwischen dem Abendlande und Indien scheint abermals hergestellt; der strategische Mittelpunkt seiner großen atlantischen Flotte konnte schon von Gibraltar wieder nach dem Kanal und der Nordsee verschoben werden. Die Hauptschuld an diesem Gelingen der königlichen Absichten mag tragen, daß die Interessengemeinschaft, die sich Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen Frankreich und Deutschland bildete, durch unsere Einmischung in Marokko gestört wurde. Vielleicht war es aus Gründen, die der Öffentlichkeit vorenthalten werden müssen, unvermeidlich, daß der Kaiser nach Tanger ging. Das Bedauern über seine Landung an der marokkanischen Küste darf also nicht zur Anklage gegen sie ausarten. Aber die Tatsache, daß der französisch-deutsche Konflikt Eduard zu seinem ersten wirklichen Triumph verhalf, besteht darum nicht weniger. Durch ihn wird der König für die vornehmste Aufgabe frei, die der englischen Staatskunst der Gegenwart gestellt ist: für die Überwachung der Gebietssphäre des Stillen Ozeans.

Wir Deutsche erfahren in der Regel über so weit entlegene Gegenden wie den Stillen Ozean wenig. Zur allgemeinen Kenntnis ist unter uns nur der englisch-japanische Vertrag vom Jahre 1905 gelangt. Möglich, daß er zunächst auf nichts als eine Sicherung Indiens und eine Fesselung der asiatischen Festlandspolitik Japans abgesehen war. Jetzt jedoch hat er schon eine viel bedeutendere Geltung erhalten. In dem heraufziehenden Streite zwischen den Vereinigten Staaten und Japan wahrt er England einen Beobachtungs- und Einwirkungsplatz in unmittelbarer Nähe der Beteiligten, ohne daß es sich selber im voraus in Verpflichtungen eingelassen zu haben scheint. Unablässig arbeitet die englische Diplomatie dort weiter. Sie schafft Beruhigung zwischen Japan und Rußland, sie einigt Japan und Frankreich in einem Freundschaftsvertrage und steift dadurch Japans Haltung in den heimatlichen Gewässern so sehr als möglich, ohne daß es doch unabhängig von ihr werden kann. Sicherlich ist noch in den Anfängen, was sich am Stillen Ozean vorbereitet. Es kann sein, daß nicht viel daraus wird. Wahrscheinlicher ist das Gegenteil. Dann aber werden die Vorgänge dort die äußersten

weltgeschichtlichen Folgen haben. Steht etwa noch ein anderes Bemühen Englands damit im Zusammenhange? Vor Jahren begann Chamberlain, das britische Kolonialreich zu organisieren und in seinen Spuren wandelt im Augenblick wieder sein König. Zu Kanada, Australien und Indien hat die englische Politik um das Jahr 1900 Südafrika als Schlußglied dem Rahmen ihres machtvollen Besitzes eingefügt. Sie hat eiserne Energie dafür aufgewandt, und die ganze Nation hat ihr opferbereit zugestimmt. Ihre Stellung bietet seitdem am Stillen Ozean die Möglichkeit eines Aufmarsches von außerordentlicher Stärke, wie weit auch der Imperialismus des Yankeetums oder die Erhebung der mongolischen Rasse in den nächsten Generationen zielen mag. Die einzelnen Teile des Weltreiches sind jedoch noch unzureichend verbunden, und damit mag es an dem Verlasse auf sie und vor allem an ihrer einheitlichen Verwendbarkeit mangeln. Bringt die englische Politik auch ihre Verknüpfung zustande, so werden wir die Zuschauer einer erstaunlichen Tat organisierender Staatspolitik werden. Vielleicht ist sie dem Vollzuge schon näher, als die Engländer selbst einstweilen wahr haben wollen. Die offizielle Berichterstattung über die neuliche zweite Kolonialkonferenz in London hat sich beflissen, viel von deren unfruchtbarem Verlauf zu melden. Ihr Eifer war nicht dazu angetan, die Welt über die wirklichen Ergebnisse der Konferenz in Sicherheit zu wiegen.

* * *

Wie erklärt es sich nun aber, daß keine Nation der Erde von diesem glücklichen Fortgang der englischen Politik in den letzten Jahren lebhafter beunruhigt wird als die deutsche? Sind wir nicht fast alle überzeugt, daß die englische Politik uns gilt und daß sie zu einem Kriege wider uns führen wird? In seltsamem Widerspruche steht dazu freilich, um sofort auch dieses zu bedenken, daß man uns in aller Welt wegen unserer Unruhe anklagt, als ob wir und nicht die Engländer auf die Störung des Friedens bedacht seien und Eroberungspläne verfolgten? Der Gegensatz zwischen unserer Stimmung und dem Urteil, das die Welt von uns hegt, auch zwischen den vornehmsten Zielen der englischen Politik und unserer Beklemmung durch sie zählt unter die merkwürdigsten Erscheinungen des psychischen Lebens der Gegenwart.

Will man dem Gegensatze auf den Grund gehen, so wird man zunächst beachten müssen, inwieweit durch uns selbst verursachte Einbildungen an der Situation Schuld tragen. Zahlreiche Landsleute haben sich seit 1870 eine Art ‚allemannozentrischer' Weltbetrachtung angeeignet, die den Tatsachen wenig gerecht wird. Insbesondere von Englands wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und kriegerischer Macht redeten jene Kreise im Vergleiche zu unseren Leistungen geringschätzig. Sie beeinflußten allmählich die Meinung der gesamten Nation und bewirken heute, daß die Nation jetzt, da sich England wieder regt, überempfindlich und übermäßig enttäuscht ist. Schiebt uns England irgendwo wieder beiseite wie am Bosporus, wo wir ihm seit 1890 in den Weg ge-

treten waren, so sind wir sofort geneigt, darin eine Herausforderung und ein Unrecht zu erblicken. In dem Maße, als unser weltpolitischer Gesichtskreis noch beschränkter ist als der englische, ist es uns zumute, als ob die Staatskunst Englands ihre ganze Stoßkraft gegen die frühesten Errungenschaften unserer Weltpolitik kehre, während sie nur, weltumfassend wie ihre Aktion ist, auch uns gegenüber mehrere Reibungsflächen besitzt. In diesen Sachverhalt sieht kein Ausländer hinein. Überall legt man deshalb unsere Gereiztheit böswillig aus, umsomehr, als das allemannozentrische Denken unserer Landsleute und ihr dementsprechendes Auftreten die seit 1870 fortlebenden Vorurteile gegen uns nährte und nährt. Man sieht: Hier handelt es sich diesseits wie jenseits unserer Grenzen um rein stimmungsmäßige Übertreibung gewisser weltpolitischer Beschwerden, die wir gegen England haben und äußern. Der wahre Untergrund unserer Unruhe wird freilich durch eine solche Beobachtung nicht erschöpft. Er liegt tiefer und muß unsere ernsteste Besorgnis erregen. Zwei im Wesen völlig verschiedene, in ihrer Bedeutung aber gleich wichtige Tatsachenreihen stoßen in ihm zusammen, bilden ihn gemeinschaftlich. Die eine leitet sich her aus der Gesinnung Eduards VII. als Mensch, die andere aus dem Verhältnis der beiden Nationen zueinander.

Man braucht im Vergleichen politischer Vorgänge nicht sonderlich geübt zu sein, um zu erkennen, daß sich Englands Beziehungen zu uns nicht einfach nach den allgemeinen Bedingungen und Absichten der englischen Politik abwägen lassen. Ein Persönliches spricht in ihnen mit, das der englischen Politik in all ihren sonstigen Beziehungen fremd ist. Dieses Persönliche erscheint uns unberechenbar. Es empört auch unsere Überzeugung, die wir als Menschen des 20. Jahrhunderts von den Rücksichten haben, welche von jeder Staatsleitung auf die Interessen der Völker genommen werden müssen. Eduard VII. fühlt sich, wir meinen es alle, als Feind Wilhelms II. und sinnt darauf, ihn zu demütigen. Wie tief sein Haß wurzelt, steht dahin. Zuweilen meint man in seiner geschäftigen Diplomatie nur die ein wenig faunische Freude eines Virtuosen staatsmännischer Kunst wahrzunehmen, der sich im Narren und Übertrumpfen des Gegners gefällt. Öfter schaut sich das Spiel fanatischer an. So oder so kann aus diesem Fürstengrolle ein Krieg entspringen. Müßte sich der Krieg nun auf jeden Fall zwischen England und Deutschland abspielen, so würden wir wenigstens noch zweifeln dürfen, ob nicht die englische Volkswirtschaft, die ebenso wie die unsere unter den Kriegsfolgen zu leiden hätte, ihn hintanzuhalten vermöchte, bis ein evidentes Interesse beider Nationen ihn billigte. Aber dies ist das Arge an unserer Sorge, daß uns Eduard VII., der sich bisher im Unterschied von dem schöpferischen Politiker Chamberlain mit echt dynastischer Begabung als ein Meister der traditionellen Politik seines Landes bewies, durch einen Krieg von Festlandsmächten und nicht durch seine Flotte niederwerfen zu wollen scheint. Am stärksten dürfte der König dabei auf die Verbitterung rechnen, die sich der Franzosen 1905 wider uns bemächtigte. Lähmt er ihre kolonialpolitischen Fortschritte am Mittelmeer, so wird ihre üble

Laune vermutlich noch wachsen. Kolonialpolitisch nicht mehr abgelenkt und befriedigt, werden sie sich, wie Bismarck es schon voraussah, in erhöhtem Maße wieder Revanche-Gedanken überlassen. Doch müßten sie für einen Krieg einen Bundesgenossen finden. Da gibt uns die Haltung Rußlands seit Jahren zu denken. Es hat auch in den schwersten Tagen seines Krieges mit Japan, unseren Freundschaftsbezeugungen zum Trotz, nie seine Heeresmacht an der deutschen Grenze vermindert. Es hat dann im vorigen Jahre, obwohl es bei seiner inneren Lage Ursache zu haben schien, uns nicht zu kränken, einen Vertrag mit England abgeschlossen, der uns unmöglich willkommen sein konnte. Es wird jetzt der parlamentarischen Schwierigkeiten, anscheinend aus Mangel an organisatorischem Vermögen, nicht Herr, die Quellen seines Wohlstandes fließen aber bei der unverbrauchten Fülle seiner Naturkräfte stetig weiter. Darin liegt ein Anreiz für seine Regierung, äußeren Verwicklungen nicht aus dem Wege zu gehen. Gewiß ist kein französisch-russischer Krieg gegen uns unmittelbar im Anzuge. An Elementen zu einem solchen fehlt es jedoch nicht.

Der Krieg würde ein reiner Kabinettskrieg werden, denn weder die französische noch unsere Nation noch die Bevölkerung Rußlands ist kriegerisch gesinnt. Aber wenn nur England bei ihm nicht mitengagiert wird, müssen wir darauf gefaßt sein, daß der englische König die Kriegsneigungen bis zum äußersten schürt, ohne daß wir ihn daran hindern können, ohne daß auch seine eigene Nation seinem Treiben Einhalt gebietet. Selbstlosigkeit und Idealismus sind von seiner Nation in der auswärtigen Politik im Lauf der Geschichte noch nie an den Tag gelegt worden. Diesmal rät der Egoismus ihr so stark als je, Eduard VII. gewähren zu lassen. Denn allerdings: auch das englische Volk, so wenig es offenbar die aggressive Gesinnung seines Fürsten teilt, ist befangen gegen uns und unserer raschen wirtschaftlichen, nationalen und politischen Entwicklung nicht hold. In diesem Gefühle billigt es, wenn nicht das letzte Ziel, so desto lebhafter die diplomatischen Vorbereitungen Eduards; es sieht, welche schädigende Wirkung sie schon auf unsere Stellung in der Welt und daheim ausüben und welcher Nutzen dem englischen Wohlstand daraus zuwächst. Wir dürfen eben eines nicht verkennen: Rüstet der englische König erst allmählich zum dynastischen Kriege wider seinen Neffen auf dem deutschen Kaiserthrone, so liegen die Völker, über die die beiden Männer regieren, bereits seit Jahren im Kampfe miteinander. Sie kämpfen nicht Waffe wider Waffe, Leib wider Leib, und werden es schwerlich tun. Sie streiten um die Distanz, die sie in dem wirtschaftlichen Wettbewerb um die Kaufmannschaft der Welt in Zukunft trennen soll. Diesen Streit aber drohte, wie sich die Dinge neuerdings anließen, nicht das Aufeinanderprallen der Panzer auf hoher See oder das der Heere auf dem Lande, sondern schon das diplomatische Geschick Eduards zu unseren Ungunsten zu entscheiden. Englands Wirtschaft ist der unseren noch so weit voraus, daß ihr geholfen ist, wenn wir nur nicht mehr näher an sie herankommen; unsere Fahrt hinwiederum verlangsamt sich mit jedem Grade, um den unser Vertrauen auf die Ruhe und Gesundheit der

deutschen Staatsentwicklung drinnen und draußen sinkt. Die englische Bevölkerung beobachtet das, und sie wird dadurch fasziniert. So ist der Gegensatz Englands und Deutschlands einmal ein dynastischer: er zielt auf einen europäischen Krieg, und zu zweit ein nationalwirtschaftlicher: ihm genügt die dauernde Beunruhigung Deutschlands.

Es ist betrübend, festzustellen, welche Fortschritte zu diesem zweiten Ziele hin die englische Politik im letzten Jahrfünft gemacht hat. Uns unsicher zu stimmen und uns in ein dauerndes Gefühl drohender Verwickelungen zu versetzen, scheint einstweilen doch die Hauptwirkung zu sein, die sich England von der Unzahl der Besuche und Empfänge seines Königs, seiner Familienverbindungen und politischen Freundschaften, seiner Schlichtung alter Streitigkeiten und seiner diplomatischen Bündnisse verspricht. Eduard wiederholt das grausame Spiel in seiner geräuschlosen und doch auffälligen Art von Jahr zu Jahr, und jedesmal werden wir nervöser. Kaum ist noch ein Staat in Europa übrig, dem wir nicht einmal in einem näheren oder loseren Verein mit dem König begegneten. Und wie glaubwürdig weiß der Takt des Königs uns jede dieser Beunruhigungen zu machen! In Paris ist er alle Augenblicke, bleibt er nach Belieben, verhält er sich, als sei er in seiner Domäne. Dem österreichischen Kaiserhause dagegen streckt er nur gelegentlich und für einen Augenblick die Hand hin, wenn er in Marienbad zur Kur weilt; aber so kurz und höflich der Händedruck ist, er wird in einer Art und Weise gewechselt, daß der deutsche Nachbar unwillkürlich fürchtet: man nehme wohl Rücksicht auf den Dreibund, aber fremd seien sich die Partisane längst nicht mehr. Gewiß stellen sich den englischen Kombinationen hier und da andere entgegen, wie sich etwa die gegenwärtige österreichische Diplomatie des Herrn von Aehrenthal zu bemühen scheint, die Wege der hl. Allianz und des Drei-Kaiserbündnisses neu zu erschließen. Auf sie nimmt aber unsere öffentliche Meinung kaum noch Rücksicht, oder vielmehr merkt sie auch an ihnen nur, daß nicht wir es sind, die die Initiative zu den Vereinbarungen ergreifen. Für sie reicht jetzt schon die vorübergehende Verbindung irgend einer Regierung mit England aus, um sich fortwährend ins Bewußtsein zu rufen, daß fast alle anderen freundlich zu einander stehen und wir isoliert sind. Allein und ohnmächtig, so däucht es uns, werden wir zur Seite gehalten. Man macht die Politik der Welt ohne uns, und vielleicht meint man uns bereits viel zu vergönnen, wenn man uns wie weiland dem Preußen Friedrich Wilhelms IV. erlaubt, an den Kongressen und Konferenzen Gesamteuropas teilzunehmen.

Dieses System der Isolierung Deutschlands, glücklich, wie es von dem Könige betrieben wird, mußte tiefen, leidenschaftlichen Mißmut in der Brust der deutschen Nation auslösen. Jetzt hat der König auch nach Washington, so sagt man, wo die englische Diplomatie bisher nicht genügte, einen hervorragenden Staatsmann geschickt. Unsere freundschaftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten sind das letzte Ergebnis, das wir uns aus der so wohl intentionierten Politik der neunziger Jahre, der Politik der Verbindung

mit Rußland und Frankreich in Ostasien, der Interessengemeinschaft mit Frankreich am Mittelmeer und der Freundschaft mit Nordamerika, bewahrten. Nähme der König unserm daheim unbeliebten Botschafter drüben auch dieses Ergebnis aus der Hand, so ist schwer abzusehen, bis zu welchem Ingrimm sich die nationale Unzufriedenheit mit unserer auswärtigen Politik steigern würde. Flammte sie dann in echtem Kriegszorn empor, so führte das vielleicht zu einer Niederlage, wäre aber doch ein Zeichen, daß wir innerlich gesund sind. Es gilt jedoch die Wette, daß der Ingrimm sich nur nach innen schlagen wird, wie schon bisher in jedem solchen Falle. Denn nicht nur liegt der Druck der englischen Atlantic-Flotte auf uns, die jetzt in der Nordsee unseren Küsten gegenüber versammelt ist, sondern wir können auch aus eigener Not und Schwäche zur Zeit nicht mehr als schelten. Was ist das für eine Stimmung in der ganzen Nation? Welche Unrast! Welche Enttäuschung! Einzig und allein durch unseren plötzlichen und unerwarteten Stillstand in der auswärtigen Politik verursacht, wendet sie sich in raschem Wechsel launenhaft gegen jeden Faktor, den sie irgendwie haftbar machen zu können meint. Wir haben sie sich Monate lang gegen das sog. persönliche Regiment auflehnen sehen. Dann wieder ward Fürst Bülow von ihr auf jede Weise angegriffen. Unsere Vertreter im Auslande mußten sich in Bausch und Bogen verurteilen lassen. Auch die Wut wider das Zentrum erklärt sich mindestens zum Teil aus der Verdrossenheit über die Mißerfolge im Ausland. Das Zentrum war die ‚regierende' Partei. Daß es sich aus Ultramontanen zusammensetze, daß es also keine vaterländische Begeisterung empfinde, daß ihm der Wirtschaftssinn der Nation und ihre individuelle Lebendigkeit als angeblich protestantische Erzeugnisse ein Greuel seien, ward von Hetzern längst als Ursache des Lahmens unserer Politik ausgeschrien. Als eines seiner Mitglieder gar tatsächlich einen bemerkenswerten Mangel an nationalem Takt an den Tag legte, in der Art, wie es Mißstände in den Kolonien zur ungelegensten Zeit wieder und wieder zum Vortrag brachte, wandte sich die ganze Flut des nationalen Ingrimms mit einem Schlage wider die angefeindete Partei.

Indem wir diese nervöse Fluktuation der Volksstimmung in den Bereich unserer fortschreitenden Erwägung ziehen, stoßen wir auf den für Deutschland bedenklichsten Erfolg, den Eduard VII. in seiner Regierung noch davontrug. Er hat eine Krisis in unserem politischen Leben erzeugt, die unseren inneren Bestand aufs gefährlichste zu erschüttern droht, weil sie nicht aus inneren Entwicklungsnotwendigkeiten, sondern unter dem Drucke einer überlegenen fremdländischen Politik ausgebrochen ist. Unwillkürlich tritt einem das schreckende Jammerbild der österreichischen Lage von 1859 bis 1866 vor Augen, wenn man sich ausmalt, welchen Schwierigkeiten wir möglicherweise zutreiben. War nicht in der europäischen Politik das von Napoleon und Bismarck abhängig gewordene, hin- und hersteuernde Österreich im Innern längst zermürbt und zerrieben, ehe unsere tapferen Soldaten das Erzgebirge überschritten und Moltke Benedek bei Königgrätz schlug?

Es haftet uns Deutschen so mancher Fehler des Volkscharakters und so manche bedenkliche Tradition unserer Staatsentwicklung an, wovon wir fürchten müssen, daß sie in kritischen Jahren unseres politischen Fortschritts wieder Herr werden. Laband, der ausgezeichnete Staatsrechtslehrer, hat jüngst eine Übersicht über unsere staatsrechtliche Entwicklung in Hinnebergs ‚Kultur der Gegenwart' mit der Warnung geschlossen, daß wir uns vor zweierlei, vor der finanziellen Zerrüttung des Reiches und vor dem Aufkommen des Parlamentarismus, zu hüten hätten. Beide Gefahren stehen allerdings unmittelbar über uns. Wer die verzweifelten Anstrengungen der letzten Jahre beobachtet hat, dem Reich aus der Finanznot zu helfen, der kennt sein Unvermögen, seine Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen. Es gibt kein Halten mehr in seinen Ausgaben und keine Möglichkeit mehr, ohne Änderung des Reichsorganismus seine Einnahmen entsprechend neu zu ordnen. Ebenso sind wir aber auch schon in den Parlamentarismus hineingetrieben. Das Schicksal unserer Politik ist seit dem letzten 13. Dezember von der Reichsregierung in die Hände einer leistungsunfähigen liberalen Parteikombination gelegt worden, weil man an der positiven organisatorischen Arbeit und an der Wirksamkeit der Regierungsinitiative verzweifelte; man nahm seine Zuflucht zu einer Politik des Werbens um die liberale öffentliche Meinung daheim wie draußen nach der Art des Österreichers Schmerling in jenen schicksalsvollen Jahren österreichischer Geschichte. Zu regieren ist mit dieser im Parlament nur schwach vertretenen, ungeschulten Gruppe nicht; die Mehrheitsverhältnisse im Reichstag, die Bedürfnisse des nationalen Lebens stehen ihr ebenso im Wege wie ihr Mangel an organisatorischer Begabung und an taktischer Zucht; sie bewilligt Kolonialarmeen und verweigert ihnen den General. Aber sie gebietet über die Presse, und sagt sie nicht immer wieder, daß wir durch einen Bruch mit der ‚Reaktion' uns die Sympathien der anderen Länder wieder gewinnen müssen, wo wie in Frankreich die Radikalen oder wie in England die Liberalen am Ruder sind? Es war eine Kapitulation vor der öffentlichen Meinung, was am 13. Dezember geschah. Damit sind wir denn möglicherweise auch in eine Zeit des ziellosen Systemwechsels im Innern geraten. Wie lange wird es die Regierung unter der Herrschaft der öffentlichen Meinung aushalten? Will sie aber dann ein entschieden konservatives Regiment führen, so ist sie schon durch die Reichstagswahlen des Jahres 1903 belehrt. Unser liberales Kleinbürgertum ist jeden Augenblick wieder imstande, die Sozialdemokratie gegen eine konservativ-katholische Reichstagsmehrheit durch Mitläuferei so stark zu machen, daß diese sich im Kampfe mit Vielrederei und Obstruktion aufreiben muß. Unterdessen heult der Sturm konfessionellen Haders abermals durch das Land, nicht unähnlich dem Nationalitätenhasse, der sich im Österreich Schmerlings nach zwölfjähriger Erschöpfung 1861 wieder erhob. Unsere Reichsregierung hat in diesen Sturm durch ihre Anklage wider das Zentrum auf unnationale Haltung noch hineingeblasen; denn kein Verdacht faßt von je rascher in der protestantischen Bevölkerung Wurzel, als daß die

‚Römlinge' dem Vaterlande weigern, was das Vaterland zur Verteidigung braucht. Sie gab zugleich Millionen west- und süddeutscher Wähler, die durch das Zentrum für staatliches Denken und politische Mitarbeit gewonnen wurden, den Neigungen oppositioneller Demokratie aufs neue preis. Zurückhaltender ist die Reichsregierung bisher gegenüber der kürzlich wieder lebhaft betriebenen Einmischung liberaler Politiker in die aktive auswärtige Politik. Wer da liest, was sich liberale Abgeordnete und Journalisten an bedachten oder unbedachten Unziemlichkeiten gegen das Ausland und an Flaumacherei in der inländischen Bevölkerung leisten, wird sich leicht des Schadens erinnern, den die Vorgänger dieser selben Männer in den ersten Jahren Bismarcks der preußischen Politik anrichteten. Wessen politische Urteilsfähigkeit einmal derart Lügen gestraft wurde wie im Jahre 1866 die der Liberalen, wer dazu schon einmal eine so lang nachwirkende Verstimmung im preußischen Volke und im gesamten Deutschland wider die Leitung des eigenen Landes zuwege gebracht hat, dem sollte man ein Menschenalter später noch einige Diskretion und auch Rücksicht auf die vom Kaiser bestellten Vertreter unserer auswärtigen Politik zutrauen. Unsere Liberalen aber besorgen mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt, wie einst die Geschäfte Österreichs, so jetzt wieder die Geschäfte unserer persönlichsten Feinde, indem sie draußen die friedlich gesinnten Völker gegen uns voreinnehmen und daheim unserer Nation, die sich gern der wirtschaftlichen Arbeit widmen würde, den Sinn bange machen und ihr von nichts als drohendem Krieg und Angriff reden.

Es ist gut, daß unsere Industrie und unser Handel, durch die Zollpolitik der letzten Jahre in ihrer Stellung auf dem inländischen Markte gestärkt, der Unruhe gegenüber noch vortrefflich standhalten. Sie haben die Verluste, denen sie um die Jahrhundertwende ausgesetzt waren, leicht überwunden und erfreuen sich einer Hochkonjunktur, die nach dem Urteil der Kenner Bürgschaften der Dauer in sich trägt. Freilich scheinen sie sich nicht mehr mit derselben kaufmännischen Kühnheit und Kapitalkraft wie bis 1900 in überseeischen Unternehmungen festzulegen. Ob ihre Vorsicht aber Folge der währenden Geldknappheit oder ein erstes Nachgeben gegen die wachsende Unsicherheit der vaterländischen Politik ist, steht dahin.

‚Die englische Politik und unsere Nation' — es läßt sich nicht abstreiten, daß dieses Problem besteht. Die Größe und Kraft, welche die englische Diplomatie gegenwärtig entfaltet, die dynastische Abneigung König Eduards wider Wilhelm II. und der wirtschaftliche Wettbewerb der englischen und deutschen Nation haben das Problem geschaffen; dann ist es durch die Unruhe, welche uns in seinem Gefolge befiel, für uns kritisch geworden. Prüfen wir indessen die Lage noch einmal, diesmal um uns schauend, von dem äußersten und bedrohlichsten Gesichtspunkte aus, den wir im Laufe unserer Überlegungen erreichten, für den Fall also, daß Eduard VII. uns durch Frankreich und Rußland außer Gefecht zu setzen wünschte, so zeigt sich eben dort, — fast wie am Ziele von Dantes Höllenwanderung ein Lichtschein aufleuchtet und ein Weg fortan wieder auf-

Constantin Meunier fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Säemann.

wärts führt, — daß die Gefahr, die uns umgibt, ihr Maß hat. Jüngst, am 30. April äußerte sich der Reichskanzler, wie er es in den letzten Jahren in immer kürzeren Abständen tat, im Reichstag zur auswärtigen Lage. Wenn das Ohr nicht täuscht, sprach er weniger glatt und glänzend wie sonst, dafür aber klang durch seine Rede ein ihm sonst nicht eigenes zuversichtliches Gefühl, wie ein Nachhall der tüchtigen, getrosten Worte, die der Kriegsminister acht Tage zuvor an derselben Stätte gesagt hatte. Man vergleiche damit einen Augenblick lang die Nervosität, mit der am 3. Mai Herr Dernburg einem Hinweise des Abgeordneten Spahn begegnete, welcher ein von ihm schon 1904 im ‚Hochland' niedergelegtes Wort wiederholt und den möglichen Wert Deutschostafrikas für unsere Weltmacht infolge seiner geographischen Lage am Indischen Ozean und gegenüber Indien betont hatte. Der Staatssekretär der Kolonien beteuerte geradezu, daß unsere Kolonien nur wirtschaftliche, keine politischen Zwecke hätten. Da wird man sich eines Gedankens kaum erwehren. Ein Krieg Englands wider uns bleibt nach wie vor für unsere leitenden Männer eine Sorge, an die sie nicht rühren lassen. In dem Moment aber, wo England vermeidet, sich selber einzusetzen, weil es für seine Volkswirtschaft zu argen Schaden fürchtet, oder weil es sich für Aufgaben frei halten will, die ihm zur Zeit wichtiger sind, dann weicht der gefährlichste Druck, der auf unserer Staatsleitung liegt. Wird Eduard VII. Rußland und Frankreich für sich fechten lassen, — wohlan, so unterschätzt die Reichsregierung auch diese Gefahr nicht, aber ihr gegenüber hofft sie auf unser gutes Heer und unsere feste Rüstung. Der Reichstag schien die Stimmung des Kanzlers zu teilen, und wenn man der Presse trauen darf, hat sich die Nation ebenfalls an dem festeren Ton der Kanzlerrede aufgerichtet, sich auf sich selbst besonnen.

Die Lage bleibt düster; aber es ist nicht unmöglich, daß fortan eine größere Beruhigung in unserem Lande eintritt. Vorhin wurde absichtlich der ärgste Vergleich angewandt, den unsere inneren Zustände erlauben: der Vergleich mit dem Österreich der Jahre 1859 bis 1866. Wir können soweit treiben. Verfallen sind wir heute solchem Schicksal noch nicht. Es ist eine innere Kraft in uns, über die Österreich nie verfügte — jene ‚unverwüstliche geistige Kraft des Deutschen', die ein Mann wie Goerres in den Jahren sowohl der Knechtschaft als der Erhebung staunend wahrgenommen hatte. Sie macht unser Volk zu jenem ‚Riesen', als welchen Machiavelli es unter den Völkern selbst in einer Zeit politischen Darniederliegens erkannte. Vielleicht war es deshalb auch psychologisch bedingt, daß Fürst Bülow die erste innerlich herzhafte Rede, die ihm glückte, eben die vom 30. April, sogleich in eine bei ihm fast verwunderlich anmutende Mahnung zur Einheit im Innern ausklingen ließ: ‚Und bleiben wir uns vor allem bewußt, daß wir Schwierigkeiten um so eher und sicherer überwinden werden, je mehr wir eine ruhige, stetige, sachliche auswärtige Politik treiben und je mehr wir uns entschlossen zeigen, unseren Frieden, unsere Ehre, unsere Weltstellung durch Sammlung aller Kräfte im Innern zu wahren.' Diese innere Wiedererhebung wird freilich mehr Mühe

und Zeit kosten als das Wiederaufleben unserer kriegerischen Zuversicht. Denn hier brauchen wir uns die gute Wehr nur zu erhalten, die wir besitzen. Dort aber müssen wir etwas herstellen, was wir verloren haben. Die Ansätze zur parlamentarischen Cliquenwirtschaft müssen ausgerottet, der Bann der konfessionellen Voreingenommenheit muß gebrochen werden. Es handelt sich wahrhaftig zurzeit nicht um unsere geistige Kultur, die durch einen Bund reaktionärer Parteien oder gar durch Rom bedroht sein soll, sondern um unsere nationale Durchschlagskraft in dem weltpolitischen Wirtschaftskampf und um unsere altgermanische Fähigkeit freudiger, willensbereiter Organisation aller Individuen, die uns irgendwie für unsere nationale Aufgabe in Schule, Volkswirtschaft und Politik zur Verfügung stehen. Dazu werden wir uns indessen nur wieder emporraffen, wenn wir eine Regierung, eine rechte Führung finden. Das nationale Leben Deutschlands ist auf monarchische Leitung gestellt. Wir sind von Natur und Blut keine Republikaner, weniger als irgend eine andere Nation. An der Unmittelbarkeit und Energie der Führung hat es uns aber, bei aller Ehrfurcht werden wir es bekennen dürfen, seit 1890 gefehlt. Das geistige Fluidum, das von Wilhelm I. ausging und durch Bismarck alle bewegte, haben wir nachher nicht mehr gespürt. In dem Augenblicke, in dem es wieder strömen würde, würde die Nation sicher von ihren Mängeln genesen. Sammlung aller Kräfte im Innern — das heißt in Deutschland Anziehung aller Kräfte durch eine starke, mit dem Volke in Kontakt befindliche Monarchie.

Zur Psychologie des Ingenieurs.

Von

Georg Siemens.

Hand in Hand mit der immer rascheren Entwicklung der technischen Wissenschaften und ihrer industriellen Verwertung hat sich in Deutschland auch die Zahl ihrer Vertreter vermehrt. Während sie noch vor dreißig Jahren unter den Gebildeten kaum bemerkt wurden, bilden sie jetzt einen nicht zu unterschätzenden Bruchteil der akademischen Berufsstände. Durch die natürliche Entwicklung der Dinge sind sie allmählich in manchen industriellen Betrieben, vor allem jedoch in zahlreichen Gemeinde- und Staatsverwaltungen zu den juristisch Vorgebildeten, die früher allein für jegliche Verwaltungstätigkeit in Betracht kamen, in einen gewissen Gegensatz getreten, der sich hauptsächlich in Klagen über Zurücksetzung und mangelnde Einflußmöglichkeit äußert. Daraus hat sich dann allmählich ein regelrechter Kampf entwickelt um die ‚erste Hypothek' im öffentlichen Leben, von dem zwar die große Masse der Außenstehenden wenig bemerkt, der aber darum nicht minder heftig geführt wird. Auf Seiten der technischen Berufe haben nicht nur hervorragende akademische Lehrer, sondern auch große wissenschaftliche Korporationen eine Reihe bündiger Forderungen aufgestellt, die zunächst eine erheblich stärkere Berücksichtigung des Ingenieurelements bei der Besetzung der Verwaltungsposten in Staat und Gemeinde verlangen, und die weiterhin darauf abzielen, das Unterrichtswesen an den höheren Schulen den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechend umzugestalten.

Das sind Fragen, an deren Beantwortung auch die Allgemeinheit ein ganz erhebliches Interesse hat, und da gerade in den weiteren Kreisen der Gebildeten noch mancherlei zum Teil sonderbare Vorstellungen über die Psyche des Ingenieurs und ihre Lebensäußerungen umlaufen, dürfte es angemessen sein, sich deren Eigenart einmal etwas näher zu betrachten. Zu ihren Forderungen wird man doch einmal irgendwie Stellung nehmen müssen.

Selbstverständlich lassen sich Anschauungen wie die nachfolgend vorgetragenen nicht beweisen, weder zahlenmäßig noch durch zwingende Folgerungen;

sie sind auch zum Teil bedingt durch die allgemeine Stellungnahme zu den Erscheinungen der umgebenden Welt und werden von dem sogleich abgelehnt werden, der eben in diesen allgemeinen Problemen einen grundsätzlich anderen Standpunkt einnimmt. Ihr Wert liegt lediglich darin, daß man sie anderen gegenüberstellen kann.

* * *

Grundlegend für die Begriffsbildung des akademischen Ingenieurs sind seine Studienjahre. Das später folgende praktische Leben macht gewiß auch noch seine starken Einflüsse fühlbar geltend, aber bei dem großen Durchschnitt wird die allgemeine Richtung, in der sich die Entwicklung weiterbewegt, auf der technischen Hochschule ein für allemal festgelegt. Und deren Lehrbetrieb sieht doch wesentlich anders aus, als vielfach geglaubt wird.

Zunächst seinem Inhalt nach. Die mathematisch-physikalische Grundlage, auf der sich das weitere Studium aufbaut, ist nicht so ausgedehnt, wie der Laie gewöhnlich glaubt. Vieles, was in der — sagen wir abstrakten Behandlung der exakten Wissenschaften schon seiner systematischen Bedeutung wegen eine große Rolle spielt, verschwindet hier völlig hinter anderem, das für diesen oder jenen Zweck des produktiven Schaffens von besonderer Bedeutung ist. Aufs zweckmäßigste mit dem materiellen Stoff verbunden, von dessen Eigenheiten und seiner Zweckbestimmung vollständig beherrscht, sind diese ausgebauten Zweige großenteils wieder selbständige Bahnen menschlichen Schaffens geworden, aber alles andere als ein exaktes, d. h. von Meinungen und Kompromissen unabhängiges Gedankensystem.

Und daß diese Spezialgebiete so in den Vordergrund treten und eine umfassende systematische Behandlung des ganzen unmöglich machen, ist schon durch den verfolgten Zweck gegeben. Mathematisch exakten Forschungen und Ergebnissen soll der Ingenieur auch gar nicht nachjagen: wenn er gelernt hat, das elementare Handwerkzeug der Mathematik und Physik rasch und sicher zu handhaben, in zahlenmäßig bestimmten Begriffen zu denken und mit errechneten Ziffern gleich einen Maßstab zur Schätzung zu gewinnen, so ist das nicht nur für das industrielle Geldverdienen, sondern in der Regel auch für die Entwicklung der wissenschaftlichen Technik nützlicher als die gelehrteste Doktorarbeit.

Durch den Gegenstand selbst ist ferner von vornherein eine den übrigen Wissenszweigen fremde Art seiner Behandlung zu geben. Alle der Untersuchung unterworfenen Dinge sind entweder selbst Gebilde des Raumes oder sie werden durch Erscheinungsformen des Raumes versinnlicht. Damit ist die zeichnerische Behandlung nicht nur für die Darstellung, sondern auch für den Forschungsweg selbst die gegebene Methode, und das gilt nicht nur für die körperlich sichtbaren Gebilde, sondern auch für den größten Teil rein geistiger Denkvorgänge, die in zeichnerisch symbolisierter Form verfolgt werden können und vielfach verfolgt werden müssen. So spielt sich der größte Teil aller Geistestätigkeit des Ingenieurs nicht im Nacheinander zeitlicher Schlußfolgerungen,

sondern im Nebeneinander zeichnerisch dargestellter Gebilde ab. Und so zwingt diese Behandlungsweise den Schaffenden zum fortwährenden gegenseitigen Verschieben geistiger Bilder, und dem Aufnehmenden erscheint sie nicht als eine logische Aufeinanderfolge geistiger Schlüsse, sondern bietet sich dem prüfenden Auge als endlich gefundenes Gleichgewicht einander widerstrebender Forderungen dar: die Spuren des zurückgelegten Weges sind zum größten Teil verwischt, der die Darstellung beherrschende Begriff ist das Resultat.

Räumliche Dinge zu übersehen und klar darzustellen, Darstellungen des Raumes zu übersehen und sich klar vorzustellen, das ist mit die wichtigste Voraussetzung für alle schöpferische Ingenieurtätigkeit. Sie zu erwerben, dafür ist die sonst weitaus vorherrschende Lehrmethode die denkbar ungeeignetste. Mehr wie bei irgend einer anderen Disziplin, die Medizin vielleicht ausgenommen, ist nicht das Wissen, sondern das Können der Endzweck des Studiums, ist daher der Lernende darauf angewiesen, durch tägliches Schauen und tastendes Bilden die Übung sich zu erwerben, die hier allein den Meister machen kann. Daher ein starkes Zurücktreten der systematisierenden Vorlesung, eine frühzeitig einsetzende Anleitung zu produktiver Arbeit am Konstruktionstisch und im Laboratorium, eine möglichst ausgedehnte Vorführung nützlicher Vorbilder im Bilde und — in der Wirklichkeit. Nicht eine schön geordnete Vielheit großer Ideen in sich aufzunehmen, sondern nüchternes und nützliches Schaffen zu üben, darauf läuft alles hinaus.

* * *

Im Gegensatz daher zu der vielfach verbreiteten Meinung, daß unter dem Einfluß der exaktesten aller Wissenschaften streng systematisch aufbauendes Denken den Kern des Studiums bilde, ist solches dem Ingenieur im allgemeinen ziemlich fremd. Soll seine Wissenschaft mit der sich selbst überstürzenden Entwicklung der Dinge einigermaßen Schritt halten, so hat sie gar keine Zeit zu Systembildungen. Die rastlos umwirbelnden Speichen des großen Schwungrades der modernen Zeit werfen ihre unruhig zuckenden Schatten bis in den Hörsaal. Nirgendwo anders ist daher im allgemeinen pedantische Systematik so verpönt wie hier, nirgendwo Lehrplan und Lehrbetrieb so vielen Umänderungen unterworfen. Auch die Literatur trägt zum größten Teil diesen Stempel des Augenblicklichen. Umfassende Lehrbücher gibt es nur in beschränkter Zahl, ihre Stoffanordnung ist ziemlich willkürlich, stete Umänderung ihr gemeinsames Kennzeichen. Was der literarischen Veröffentlichung wert erscheint, sammelt sich in der gewaltig aufschwellenden Masse der Fachzeitschriften. Das höchste, was dabei geschieht, ist, das sich türmende Material einigermaßen zu katalogisieren: es nach Art der philosophischen, juristischen, nationalökonomischen Disziplinen zu einheitlichen Bauten zusammenzutragen, betrachtet man als Arbeit passend für einen Sisyphus.

Gepaart mit diesem Mangel an systematischem Denken ist ein außerordentlich gering entwickelter Sinn für den geschichtlichen Werdegang der Dinge.

Gewiß hat sich auch hier alles Gewordene logisch auf etwas Vorhergegangenem aufgebaut, aber der Zusammenhang mit diesem ist manchmal so schwer aufzufinden und vor allem für das erstrebte Ziel häufig so bedeutungslos, daß man sich nur selten Mühe gibt, nach ihm zu forschen. Ab und zu taucht bei der Behandlung eines bestimmten Gebietes einmal eine historische Reminiszenz auf, aber man fühlt, sie ist hauptsächlich dekorativ gedacht. Einige Ansätze zu ausschließlich geschichtlicher Würdigung, die in letzter Zeit hier und da in der Literatur auftauchen, berühren vollständiges Neuland. Auch ihnen haftet noch immer etwas der Charakter des Luxusgegenstandes, für Mußestunden Geschaffenen an, das mit der eigentlichen, vorwärtshastenden Wissenschaft nur noch wenig gemein hat. Der Ingenieur ist der Mann der Gegenwart und der Zukunft, die Vergangenheit berührt ihn kaum: viele verachten sie, wenige kennen sie, keiner braucht sie.

Und doch könnte man sie manchmal gut gebrauchen. Gerade der allem Systematischen entgegenstehende reine Nützlichkeitsstandpunkt und die Scheu vor dem Zurückblicken verleitet so leicht dazu, den Zusammenhang mit anderen Disziplinen zu verschleiern, die Kenntnis so manchen verwandten Gebietes entbehrlich scheinen zu lassen. Zwar ist in letzter Zeit mit immer größerem Nachdruck die Notwendigkeit betont worden, rechtliche, kaufmännische und wirtschaftspolitische Gesichtspunkte neben den rein technischen in das Studium einzuführen, aber die Versuche dazu sind noch recht zaghaft, stoßen auf vielfachen Widerstand und entbehren bislang völlig der Einheitlichkeit. Im allgemeinen wird der Ingenieur nach wie vor zum brauchbaren Arbeiter, nicht zum Leiter der industriellen Produktion erzogen, seine Interessen bleiben auf sein engstes Arbeitsgebiet beschränkt. Gewiß tritt solch einseitiges Fachinteresse bei allen Ständen zutage, aber es wird doch bei vielen dadurch erheblich gemildert, daß gerade während des Studiums die Behandlung des Stoffes auf einer etwas breiteren Basis als der des unbedingt Nächstliegenden und Nützlichsten aufgebaut werden konnte und manches Fernerliegende um des größeren Zusammenhanges willen in den Kreis der Betrachtungen hineingezogen wurde. Die Erziehung zum Können sichert die Hand, die zum Wissen weitet den Blick.

* * *

Was unsere Väter Humanismus nannten, was heute noch unter diesem Sammelbegriff den Grundstock unserer ältesten und — sagen wir es ruhig — vornehmsten Mittelschule bildet, dem ist von einflußreichen Ingenieurkreisen erbitterte Fehde angesagt worden. Seine Alleinherrschaft ist schon gebrochen, sein Einfluß wird von Tag zu Tag eingedämmt, am liebsten sähen sie ihn ganz verschwinden. Auch bei denjenigen, die sich später nicht einem der materiell produktiven Berufe widmen wollen, halten sie es für viel angemessener, wenn sie statt der vorwiegend sprachlich-geschichtlichen Schulung eingehender mit dem bekannt würden, worauf sich unsere moderne Kultur aufbaue.

Das mag teilweise berechtigt sein; hier ist nicht der Ort, das zu untersuchen. Für einen Teil der Schüler ist das Fehlen des Humanismus aber geradezu ein Unglück — für die zukünftigen Ingenieure.

Freilich geht diese Auffassung von der Anschauung aus, daß die möglichst vollkommene Ausbildung des Menschen zum raschen Geldverdienen nicht Zweck und Absicht unserer deutschen höheren Schulen sei. Wenn aber unter allgemeiner Bildung die Fähigkeit verstanden wird, den vielfach sich widersprechenden Anforderungen des Lebens an den einzelnen und die Gesamtheit mit einigem Verständnis gegenüberzustehen, dann wird man auch den ergänzenden Wert unserer vielgeschmähten humanistischen Bildung nicht gering schätzen. Man wird ihn eben nicht an der Schneiderelle der unmittelbaren Nützlichkeit messen. Nicht was man mit der Kenntnis der antiken Sprachen übersetzen kann, sondern wozu sie den Werdenden erzogen haben, darin liegt ihre bleibende Bedeutung.

Das in sich abgeschlossene unveränderliche Ganze, das die antike Sprache darstellt, ist sicherlich zunächst die handgreiflichste Systembildung, die dem entwicklungsbedürftigen jungen Geiste vorgeführt werden kann. Nicht als ob er sich dessen bewußt wäre, wenn er seufzend mit den grammatischen Regeln sich müht. Aber unbewußt und unbemerkt schult sich die tastende Logik an dem strengen, bleibenden, körperlosen Gedankensystem, dessen Gesetze in der bunt wechselnden Darstellung menschlichen Lebens unaufhörlich und in stets neuer Form in die Erscheinung treten. Selbst die Einführung in die reine Mathematik, an sich gewiß geeignet zur Versinnlichung systematischer Denkgebäude, kann niemals jenen Zwang zum fortwährenden Ordnen der Begriffe erzeugen, den das stete Arbeiten in der klassischen Sprache mit sich bringt, wo jeder neu geformte Satz das Ergebnis gliedernder Denkarbeit ist. Und keinesfalls kann das Einprägen sonstigen Wissensstoffes, mag er auch noch so sehr den Zusammenhang wichtiger Naturgesetze veranschaulichen, eine Wirkung hervorbringen, die sich auch nur entfernt mit jener des Humanismus vergleichen läßt.

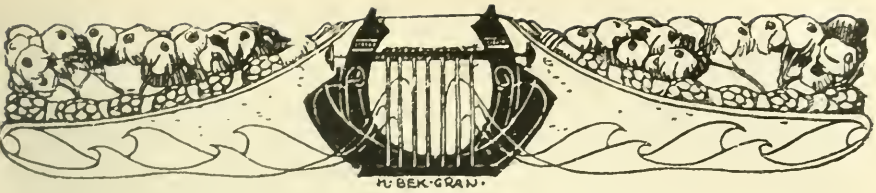
Die klassische Literatur lehrt uns aber noch Wichtigeres. Wer einmal durch ihre frische Unmittelbarkeit mit dem Geist der antiken Zeit bekannt wurde, wird auch eher ein Verständnis dafür haben, wie unsere Zeit geworden ist. Auf jeden Fall hat er genug gelernt, um die Ideen jener Kulturbanausen belachen zu können, die da glauben, erst seit James Watt etwa gäbe es überhaupt ein Menschendasein. Die da sich keine Vorstellung davon machen können, was das eigentlich für Leute waren, die Politik treiben wollten und keine Zeitungen drucken konnten, die Trauerspiele schrieben und keine Drehbühne hatten, und die den Kapitalisten Krösus und den Großindustriellen Pharao für Barbaren erklärten. Mag auch das meiste von dem Wissensstoff der klassischen Sprachen dem älter werdenden allmählich entschwinden, eins wird er nie vergessen: daß es auch in grauer Vorzeit trotz ärmlichster technischer Entwicklung eine blühende Kultur gegeben hat, die wir in einzelnen ihrer Glanzpunkte mit

all unseren reichen Mitteln noch nicht wieder erreicht haben, und daß damals so gut wie später Menschen lebten, vor deren geistigem Riesenmaß die Durchschnittskinder auch der vorgeschrittensten Zeit armselig erscheinen. Wer einmal von diesem Bewußtsein durchdrungen wurde, der hat für die großen Fragen der Gegenwart doch ein etwas mehr geschichtlich vertieftes Verständnis wie derjenige, der sie einfach gelöst sieht durch vermehrte Herstellung von Walzeisen und Kupferdraht.

Würdigung des Vergangenen erleichtert das Verstehen aller Dinge. Unsere heutige Kulturform, unser Staats- und Gesellschaftsleben ist ein so ungeheuer kompliziertes Ding, daß es schon den meisten der im Leben stehenden unmöglich ist, es einigermaßen zu überblicken. Umsomehr sollte es selbstverständlich sein, daß man dem noch Lernenden an ihm nicht die grundlegenden Begriffe menschlichen Gemeinwesens klar machen kann. Leichter nimmt der ungeschulte Geist die soviel einfacheren Formen des antiken Lebens in sich auf, und dabei vermitteln sie ihm in edler Schlichtheit ein Bild der Universalität aller Wissenschaften und Künste, für die er in unserer Zeit kein Beispiel mehr finden kann. Diese bietet ihm vielmehr ein solch unübersehbares Bild zusammenhanglos gehäufter Einzelarbeit, daß einseitige und schiefe Begriffsbildung ganz unausbleiblich ist, wenn nicht zunächst eine edel einfache Zusammenfassung dem werdenden Verstande geboten wurde, an der er seine Anschauungen langsam und in allmählich tiefer eindringender Gewöhnung entwickeln konnte. Nützlicher als die tiefsinnigste Darlegung über den modernen Verfassungsstaat ist eine anregend gehaltene Lektüre des Tukydides, und in den Jahren der tiefsten Eindrücke einmal Platons Apologie oder Phädon gelesen zu haben, das ist wichtiger als ein ganzer Sack voll Biologie.

* * *

Begründet durch die Eigenart des behandelten Stoffes haften der wissenschaftlichen Ingenieurschulung drei Dinge an: Mangel an Systematik und systematischer Literatur, Mangel an historischem Sinn und Mangel an organischer Verbindung mit verwandten Disziplinen. Diese drei beeinflussen auch erheblich die allgemeine Geistesrichtung des Ingenieurs. Das wirksamste Gegengewicht gegen die dadurch bedingte Einseitigkeit bildet eine frühzeitig einsetzende Erziehung zu Denkwegen, die dem späteren Beruf nicht unbedingt am nächsten liegen. Der Humanismus ist nicht nur nicht überflüssig für den Ingenieur, er ist ihm bitter nötig.



Zur Geschichte des Leitmotivs in der romantischen Oper.

Von

Eugen Schmitz.

Wenn man heute vom Leitmotiv spricht, so denkt jedermann sofort an Richard Wagner. Durch Wagner ist ja das Leitmotiv ein prinzipieller Formfaktor des musikalischen Dramas geworden, der Name ‚Leitmotiv' wurde zu einem Schlagwort für den neuen musikdramatischen Stil. Daß freilich die Idee des Leitmotivs an sich keineswegs eine neue Erfindung Wagners war, sondern schon lange vorher in verschiedenartiger Form in der Musikgeschichte vorkommt, ist heute wohl ziemlich allgemein bekannt. Indessen können wir gegenwärtig die Geschichte des Leitmotivs in ihrer Gesamtheit noch nicht übersehen, da unsere junge Musikforschung das ungeheuer große allgemeine Material noch nicht so weit sichten konnte, daß man die Entwicklung derartiger Detailerscheinungen in allen ihren Phasen und Punkten bereits klar verfolgen könnte. Nur einzelne Partien dieser Entwicklung kann man einstweilen herausgreifen und selbständig betrachten; wenn wir im folgenden dies mit der Geschichte des Leitmotivs in der romantischen Oper tun, so hat diese Auswahl noch deshalb besonderes Interesse, weil die romantische Oper ja in gewissem Sinne der Ausgangspunkt der Wagnerschen Kunst ist, die Behandlung des Leitmotivs in der romantischen Oper daher die direkte Vorstufe zu Wagner bildet.

Wenn man vom Wagnerschen Leitmotiv spricht, so muß man stets zwei Gattungen desselben scharf auseinander halten: das Leitmotiv im engeren Sinn und das Erinnerungsmotiv. Letzteres ist die primitivere Erscheinungsform und findet sich auch vor Wagner viel häufiger. Das Erinnerungsmotiv wird nicht thematisch umgebildet, sondern erscheint stets in der (im wesentlichen) gleichen Fassung. Beispiel: Holländermotiv, Frageverbot. Das Leitmotiv im eigentlichen Sinn erfährt dagegen eine der jeweiligen Situation entsprechende, melodische, harmonische, rhythmische, kurz, ‚thematische' Umbildung. Von Wagner selbst theoretisch aufgestelltes Beispiel: Rheingoldfanfare. Beim Erinnerungsmotiv läßt sich ferner wieder unterscheiden, ob es ein direktes oder ein indirektes ist. Direkt kann man das Erinnerungsmotiv dann nennen, wenn die Textworte oder die Handlung auf den Gegenstand, für den das Erinnerungsmotiv aufgestellt ist, direkt Bezug nehmen. Wenn z. B. das Holländermotiv

in dem Augenblick ertönt, wo der Holländer die Szene betritt, wenn bei Loges Erzählung von dem Spiel der Rheintöchter mit Alberich die ‚Weia Waga'-Melodie erscheint, so sind das direkte Erinnerungsmotive. Wenn dagegen Erik seinen Traum erzählt von dem fremden Unbekannten, den er mit Sentas Vater kommen sah und dazu das Holländermotiv im Orchester auftritt, oder wenn nach Sigmunds Worten ‚den Vater doch fand ich nicht' das Walhallthema leise erklingt, so sind das Fälle des indirekten Erinnerungsmotivs, indem hier die jeweiligen ‚Gegenstände' des Erinnerungsmotivs nur indirekt im Texte angedeutet sind; das indirekte Erinnerungsmotiv liefert eine poetisch-musikalische Erklärung; der Hörer weiß nun durch die Musik sofort, was es in dem einen Fall mit dem geheimnisvollen Unbekannten, im andern Fall mit dem auf so rätselhafte Weise verschwundenen Vater des Wälsungen für eine Bewandtnis hat.

Sowohl beim Leitmotiv i. e. S. wie beim Erinnerungsmotiv muß man die poetisch-dramatische und die musikalische Bedeutung unterscheiden. Im ersteren Sinne sind Leitmotiv und Erinnerungsmotiv eine Vertiefung und Verdeutlichung der Entwicklung der dramatischen Idee; bezüglich der musikalischen Bedeutung aber ist daran zu denken, daß Wiederkehr der gleichen Motive eine der wichtigsten Faktoren der musikalischen Formgestaltung ist und zwar sowohl Wiederkehr ohne thematische Umbildung (vergl. z. B. Rondo und Fuge) als auch mit thematischer Umbildung (moderne Sonatenform). In der geschichtlichen Entwicklung des Leitmotivs treten diese beiden Seiten, die poetische und die musikalische, öfters auch getrennt auf. Die musikalische Seite des Leitmotivs findet sich von Anfang an in den Formen der Instrumentalmusik. Am interessantesten ist hier ihr Vorkommen dann, wenn es sich um Motive mit thematischer Umbildung, also um (reinmusikalische) Vorläufer des Leitmotivs i. e. S. handelt. In erster Linie ist hier der Frobergerschen Toccatenform zu gedenken, die als wichtiger Endpunkt einer ziemlich mannigfaltigen Entwicklungsreihe vorausgehender ähnlicher Tonformen, die wir hier nicht weiter berücksichtigen können, erscheint. Die Frobergersche Toccate besteht bekanntlich aus einer Anzahl selbständiger Teile, denen sämtlich das gleiche Hauptthema zugrunde liegt, welches aber in jedem Teil eine entscheidende thematische Umbildung erfährt. So zieht sich *ein* Motiv als ‚Leitmotiv' durch die ganze Toccate durch, erscheint jedoch stets in neuer thematischer Gestaltung.

Freilich verfolgt diese thematische Umbildung lediglich reinmusikalische und nicht wie das Wagnersche Leitmotiv auch poetisierende Zwecke. Ein ganz ähnlicher Gedanke verkörpert sich in der Variationensuite des beginnenden 17. Jahrhunderts (Peurl und Nachfolger), wo sich ebenfalls durch die einzelnen Tänze der Suite ein gemeinsames, in steter Umbildung erscheinendes Hauptthema leitmotivisch durchzieht, freilich wiederum ohne poetisierende Absicht.

Außer solchen und ähnlichen reinmusikalischen Vorbildern findet sich das Leitmotiv auch in seiner vereinigten musikalischen und poetischen Gestalt in der früheren Musikentwicklung vor. Bekanntlich verwendeten es schon die

Begründer der Oper, die Florentiner, in bescheidener Form. Nachdem es durch die die dramatische Natur der Oper mehr und mehr beiseite setzende weitere Entwicklung für einige Zeit verschwunden war, taucht es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der französischen Oper bei Monsigny und Gretry (Richard Löwenherz) zunächst als Erinnerungsmotiv wieder auf, um in der Kunst Glucks, des großen Reformators der Oper, eine für die Folgezeit ausschlaggebende definitive Wiederherstellung und Neuschöpfung zu erfahren. Allein nicht nur in der Oper allein, sondern auch in anderen Kunstformen finden wir die Idee des Leitmotivs vertreten. Am frappantesten vielleicht in der alten Kirchenmusik mit ihrem cantus firmus. Wie die leitende Grundidee, das musikalische und poetische Motto, zieht sich durch die Messen und Motetten der Komponisten des 15. und 16. Jahrhunderts eine Liedmelodie oder ein Motiv des gregorianischen Chorals durch, gewissermaßen den festen Halt, den Kernpunkt der musikalischen Entwicklung bildend, in steter thematischer Umbildung doch die Einheit wahrend. Überhaupt ist gerade die ältere Kirchenmusik reich an poetisierenden Zügen, die dem Geist des Leitmotivs verwandt sind. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Dietrich Buxtehude verwendet zu seiner Kantate ‚Ihr lieben Christen freut euch nun' (bald wird Christus erscheinen) die Choralmelodie ‚Nun laßt uns den Leib begraben', wodurch in die freudige Stimmung eine ernste Mahnung des Todes hineinklingt: der Erlöser kommt ja, um zu leiden und zu sterben. Ähnlich läßt bekanntlich Bach den ersten Choral seines Weihnachtsoratoriums ‚Wie soll ich dich empfangen' auf die Melodie von ‚O Haupt voll Blut und Wunden' singen, damit ebenfalls auf das zukünftige Leiden des Christkindleins hindeutend.

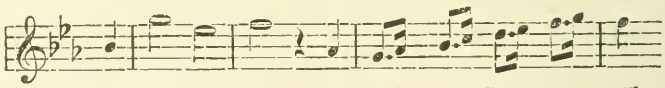
Die im Vorstehenden gegebenen Andeutungen, so unvollständig und kursorisch sie auch sein mögen, dürften doch klar ergeben haben, in welch mannigfacher Weise die Idee des Leitmotivs in der Musik der älteren Zeit bereits zur Geltung gekommen war. Wenn wir daher nun an die Aufgabe herantreten, zu untersuchen, welche Rolle das Leitmotiv in der romantischen Oper spielt, bewegen wir uns insoferne auf bekanntem Boden, als wir prinzipiell neue Fälle nicht mehr antreffen werden.

Von allen Vertretern der romantischen Oper ist für die Geschichte des Leitmotivs keiner so wichtig und interessant als Karl Maria von Weber. Dies nicht blos deshalb, weil er fraglos die künstlerisch bedeutendste Erscheinung unter den romantischen Musikdramatikern ist, sondern auch, weil kein anderer so planvoll in der Verwendung des Leitmotivs ist, wie er. Schon in den Jugendopern zeigen sich Ansätze dazu; so im ‚Abu Hassan'. Ein kleines Thema aus dem Duett Nr. 1:

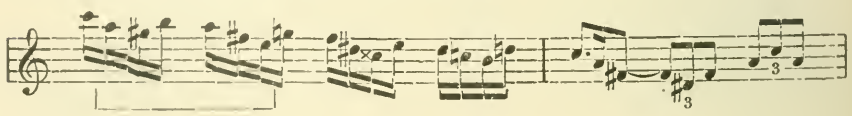
erscheint wieder zu Anfang des allgemeinen Schlußchors. Die Textstelle im Duett lautet: ‚Kann sich da der Geist erheben? Lohnt sich's der Müh' zu

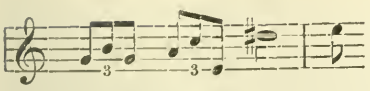
leben?', nämlich, wenn man so wie Hassan infolge von Schulden auf Wasser und Brot beschränkt ist. Indem nun dieses Thema in dem abschließenden Dankeschor an den Kalifen, der Hassan von seinen Schulden befreit hat, wiederkehrt, erinnert es daran, daß nun auch Hassans leibliche Nöte ein Ende haben. Was wir in dieser Jugendoper als vereinzeltes Beispiel fanden, das ist in des Meisters späteren Werken in prinzipieller Weise weiter durchgeführt. Am meisten gilt dies vom Freischütz; Jähns, der treffliche Biograph Webers, zählt hier nicht weniger als elf Fälle des Leitmotivs auf. Die allgemeine Bekanntheit des ‚Freischütz' überhebt uns der Mühe, diese einzelnen Fälle hier alle anzuführen; einer der weniger beachteten dürfte die Wiederkehr von Kaspars Stelle ‚Hilf Samiel, sieben' (am Schluß der Wolfsschlucht) im Finale des dritten Aktes bei der Chorstelle ‚Vernahmt ihr's nicht, er rief den Bösen' sein. Im allgemeinen darf man jedoch sagen, daß die Konsequenz, mit der die Idee des Leitmotivs im Freischütz durchgeführt erscheint, kaum in einem früheren Werk dagewesen sein dürfte, so wichtige Anregungen auch namentlich die französische Spieloper (man denke nur an Cherubinis ‚Wasserträger') zu geben vermochte. Eine Stelle, wie das Eintreten des Spottchors bei Max' zögerndem Abstieg in die Wolfsschlucht, ist eine psychologisch wie dramatisch so feinsinnige Verwendung des Leitmotivs, daß sie von der Wagnerschen und modernen Kunst nicht mehr überboten werden konnte.

Auch ‚Euryanthe' ist für die Geschichte des Leitmotivs bedeutend, wenn auch nicht so ausschlaggebend. Da diese Webersche Oper heute mehr gerühmt und genannt als gekannt ist, können wir hier die leitmotivischen Bildungen etwas ausführlicher besprechen. Das Hauptmotiv der ganzen Oper ist Adolars:

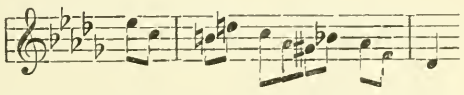


das bereits in der Ouvertüre auftritt und auch an den wichtigsten Punkten der musikalischen und dramatischen Entwicklung wieder erscheint. Nachdem es zuerst in Nr. 4, als die Wette zwischen Adolar und Lysiart geschlossen ist, erschien (zu den zitierten Textworten), tritt es im zweiten Finale (Nr. 14) wieder ein (in des-dur), wo Adolar, als Antwort auf die Behauptung Lysiarts, er habe die Wette gewonnen und könne Euryanthens Untreue erweisen, die Geliebte an die Brust zieht (‚Komm an mein Herz, von deinem Arm umfangen ꝛc.'); die Musik zeigt uns dadurch im Anschluß an die Handlung das noch unerschütterte Vertrauen Adolars zu Euryanthe. Äußerst interessant ist die Verwendung des Motivs der Eglantine:

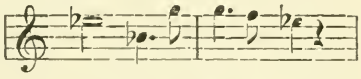




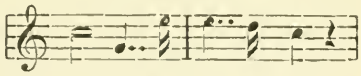
es erscheint zuerst in Nr. 5 bei ihrem ersten Auftreten und begleitet sie durch die ganze Oper, ihr heimtückisches Wesen trefflich charakterisierend. In Nr. 8, der dämonischen Rachearie, dienen die beiden oben eingeklammerten Takte als Begleitungsfigur. Besonders bemerkenswert ist die poetisierende Verwendung des Motivs im zweiten Finale (Nr. 14) bei Lysiarts Worten: ‚Bewundernswürdig ist's gelungen, dies stolze Herz im Sturm errungen;' hier erklärt uns sein Auftreten, wie es Lysiart gelungen ist, Euryanthen scheinbar mit Recht der Untreue zu bezichtigen, nämlich durch das ränkevolle Spiel Eglantinens. Zu beachten ist auch die ruhige, zuversichtliche Haltung, die das sonst so unruhig flatternde Motiv hier annimmt:



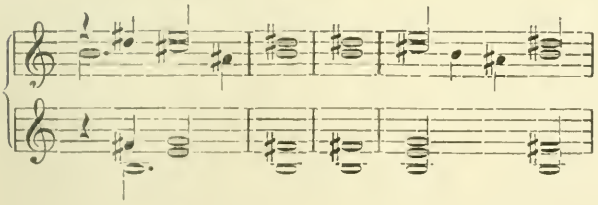
Die Harmonie ruht nicht wie sonst auf dem verminderten Septimenakkord, sondern auf dem viel ‚entschiedener' klingenden kleinen Septakkord f-a-c-es mit ruhigem b-dur-Schluß. Auch in Nr. 19 bei Euryanthens Stelle ‚Eglantinens flehend Kosen lockt mir mein Geheimnis ab' klingt das Motiv an. Ein deutliches Leitmotiv besteht auch für die Liebe zwischen Euryanthe und Adolar; es ist dies im Rezitativ Nr. 5 bei Euryanthens Worten: ‚Da drang der Liebe Blick, ein Pfeil in meine unbewehrte Brust, und mein war Adolar' zuerst im Orchester auftauchende Thema:



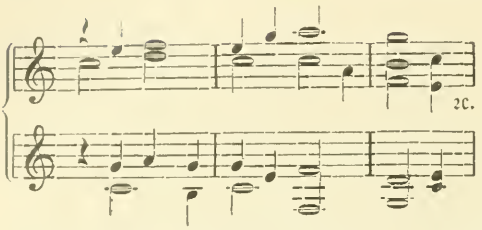
Von den verschiedenen Stellen, an denen es in der Oper wieder erscheint, ist hervorzuheben das Liebesduett Nr. 13 ‚Hin nimm die Seele mein,' wo es in der Fassung:



als Hauptthema auftritt. Als wichtiges Leitmotiv ist schließlich noch zu nennen das Motiv von Emmas Geist:

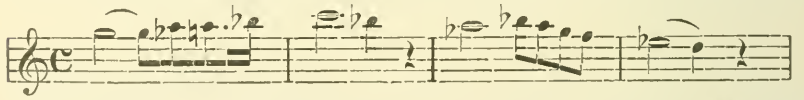


welches, nachdem es in der Ouvertüre bereits gebracht wurde, zum ersten Male im Rezitativ Nr. 6 erscheint und überhaupt jederzeit erklingt, so oft im Text von der mysteriösen Geistergeschichte die Rede ist. Interessant ist die Umgestaltung, die es im dritten Finale erfährt, als nach der Lösung des Konflikts und der neuen Vereinigung der Liebenden Euryanthe die Hoffnung verlauten läßt, daß durch diese Wendung des Geschicks auch Emma von dem auf ihr lastenden Fluch erlöst worden sei. (‚Ich ahne, Emma, selig ist sie jetzt' ꝛc.) Hier erklingt das Motiv in verkürzter und vereinfachter Fassung, ruhig und mild in abgeklärtem c-dur:



Zeigt uns demnach Webers ‚Euryanthe' ähnlich wie der Freischütz das Leitmotiv in mannigfacher und gelegentlich typischer Verwendung, so kommt des Meisters letzte Oper, der ‚Oberon', für die Geschichte des Leitmotivs nur in sehr beschränktem Maße in Betracht. Eine Wiederkehr mehrerer charakteristischer Themen, wie wir sie in den anderen Opern fanden, gibt es im Oberon nicht; diese Oper hat nur ein einziges Leitmotiv: es ist der Hornruf des Elfenkönigs, mit dem gleich die Ouvertüre beginnt. Jähns hat in seinem biographisch-thematischen Verzeichnis der Werke Webers darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Hornruf dem Anfang von zwei originalen orientalischen Melodien entnommen ist, welche Weber dann im Chor der Haremswächter benutzt hat. So ist das durch die ganze Oper sich hinziehende Motiv gewissermaßen das Leitmotiv der orientalischen Welt und der im Orient hausenden Feenwelt und gibt der Musik das Lokalkolorit. Im übrigen ist die geringe Verwertung des Leitmotivs im ‚Oberon' vielleicht als charakteristisches Stilmerkmal für die Oper aufzufassen, welche unter allen Opern Webers trotz der blühend schönen Musik die wenigste dramatische Wirkung macht und am ausgeprägtesten den Charakter der ‚Nummernoper' trägt.

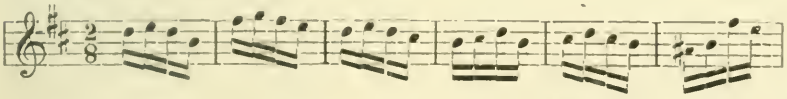
Ein interessantes Beispiel für die Zwecke unserer Studien bietet dagegen Webers Schauspielmusik zu Preziosa. Zunächst ist zu bemerken, daß auch hier ähnlich wie im Oberon ein das Lokalkolorit gebendes und das allgemeine Milieu zeichnendes Motiv sich durch die ganze Partitur hinzieht: es ist die Melodie des allgemein bekannten Zigeunermarsches. Viel wichtiger dagegen ist das Liebesmotiv Preziosas, die edle und ausdrucksvolle Klarinettenmelodie:



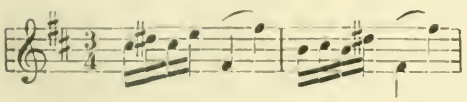
Sie ertönt zuerst im Melodram Nr. 3 bei Preziosas Worten: ‚Da plötzlich, hehr und mild, naht ihr des Freundes Bild,' wo des Trostes gedacht wird, den der armen verlassenen Waise ein treuer Geliebter geben kann. Zum zweiten Male tritt das Motiv dann im Melodram Nr. 5 ein, als Preziosa den ihr von Alonso zugeworfenen Blumenstrauß aufhebt und an die Brust steckt. Die dabeistehende szenische Bemerkung lautet: ‚Ihr Blick begegnet Don Alonso.' Es ist das ein ungemein interessanter Fall der Verwendung des Leitmotivs zur Charakterisierung der szenischen Handlung, ein Fall engster Wechselbeziehungen zwischen Bühnenhandlung und Musik. Bekannt sind die beiden ähnlichen typischen Fälle bei Wagner, die er selbst einmal in einem Brief an Liszt bespricht: das Eintreten des Frageverbots bei Ortruds triumphierender Gebärde gegen Elsa am Schluß des zweiten Aktes von ‚Lohengrin', und das Anklingen des Klarinettensolos aus der Liebesszene, als Elisabeth

dem sich entfernenden Tannhäuser einen Gruß nachwinkt. Der Fall in Webers ‚Preziosa', den wir eben kennen gelernt haben, ist ganz der gleiche; es ist hier dieselbe Idee mit gleicher musikdramatischer Prägnanz verwirklicht wie in den um zwei Dezennien jüngeren Werken von Wagner.* Neben dem Spottchor in der Wolfsschlucht ist es die bedeutsamste leitmotivische Stelle Webers; beide Beispiele beweisen, daß kaum ein Komponist vor Wagner das Wesen des musikalischen Dramas so klar erfaßt hat als der Schöpfer des ‚Freischütz'.

Daß Weber sich der ästhetischen Bedeutung des Leitmotivs wohl bewußt war, zeigt auch eine Stelle in seinen Schriften (Reclamsche Ausgabe S. 131), wo er bei der Besprechung des ‚Faust' von Spohr besonders anerkennend hervorhebt: ‚Glücklich und richtig berechnet gehen einige Melodien wie leise Fäden durch das Ganze und halten es geistig zusammen.' Weber hatte die erste Aufführung der Spohrschen Oper am 1. September 1816 in Prag geleitet. Den Spohrschen ‚Faust' kann man als die erste bedeutende Oper der romantischen Schule bezeichnen, da sich die Kennzeichen der romantischen Richtung bei ihr zum ersten Male ausgeprägt vereinigt finden. Neben die romantisch-mittelalterliche Textdichtung tritt eine durch die reiche chromatische Harmonik und die koloristische Orchesterbehandlung (z. B. geteilte Celli u. dergl.) farbenprächtig dämmerige Musik. Bemerkenswert ist auch noch, daß ‚Faust' in der Titelrolle die erste jener großen Baritonpartien bringt, die für den weiteren Verlauf der romantischen Oper bis zu Wagners ‚Holländer' typisch werden; ferner ist dem Orchester zum erstenmal die Orgel zugesellt. Die Ouvertüre hat ein dem Textbuch vorgedrucktes Programm, dem sie mit Aufgabe der reinmusikalischen Form genau sich anschließt (eine Vorahnung der Lisztschen ‚sinfonischen Dichtung'), die Rezitative erscheinen erstmalig in strenger Takteinteilung. Neben diesen bedeutsam in die Zukunft weisenden Elementen erscheint die Verwendung des Leitmotivs im ‚Faust' nur von sekundärer Bedeutung. Die wichtigste diesbezügliche Stelle ist die Wiederkehr der charakteristischen Hexenmusik aus der Blocksbergszene



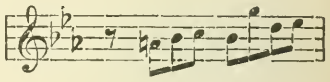
und



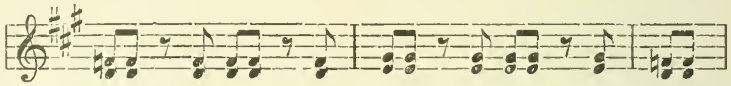
am Anfang des dritten Aktes, wo die Hexen von Fausts verbrecherischer Brautnacht zurückkehren. Eine viel ausgedehntere Behandlung findet das Leitmotiv in einer späteren Bearbeitung des ‚Faust', die Spohr im Jahre 1851 für die italienische Oper in London vornahm und wobei der gesprochene Dialog in Rezitative umgesetzt wurde. Spohrs zweite bedeutendere Oper ‚Zemire und Azor' (Frankfurt 1819) ist ebenfalls in der Verwendung von Leitmotiven ziemlich zurückhaltend. Spohr verwendet hier

* Die dramatischen Ballette und das Melodram (Benda) des 18. Jahrhunderts bieten manchmal ähnlich prägnante Beispiele des szenischen Leitmotivs.

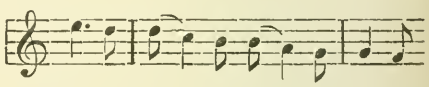
in den Rezitativen gerne Themen aus den vorhergehenden oder nachfolgenden Arien oder Ensemblestücken; z. B. tritt in Azors Rezitativ Nr. 6 ‚Sanft tragen ihn die leichten Lüfte' eine tonmalerische Figur auf:



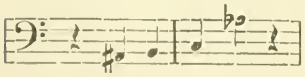
die im vorhergehenden Ensemble bei Azors Worten ‚Nun folget mir, leicht durch die Lüfte soll tragen euch mein Wolkenwagen' erschien; oder die Einleitung von Azors Rezitativ Nr. 15 ‚Vergebens sucht in weiter Ferne mein Auge dich Zemire!' ist aus seiner nachfolgenden Arie der Stelle ‚Umstrickt sind meine Tage von feindlicher Gewalt' entnommen. Die geheimnisvolle Rose Azors ist durch eine im ersten Finale öfters anklingende, zuerst bei Alis Worten: ‚Die Rose, die er dir gegeben, bedroht des Vaters Leben' erscheinende geheimnisvolle Begleitung repräsentiert:



die leise an die schaurigen Nibelungensynkopen Richard Wagners erinnert. Eine gewisse leitmotivische Beziehung ist auch darin zu erkennen, daß für die musikalische Charakterisierung von Azors Geisterreich die Grundtonart as-dur ziemlich konsequent festgehalten ist und die Melodik in den verschiedenen Nummern verwandte Züge aufweist, wie z. B. ein Vergleich des Larghettos von Chor Nr. 1 mit Chor Nr. 9 leicht erkennen läßt. Eine etwas reichere leitmotivische Ausbeute bietet Spohrs berühmteste Oper, die ‚Jessonda'. Ein psychologisch feiner Fall des Erinnerungsmotivs findet sich hier zunächst in Nr. 16. Rondo und Rezitativ, als Nadori einsam wandelnd die Rettung Jessondas, der Schwester seiner Geliebten Amazili, beschließt; hier erklingt die bekannte Melodie aus dem Finale Nr. 9:



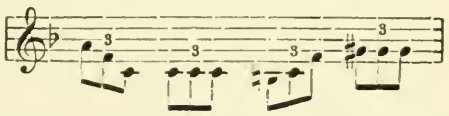
womit Amazili den jungen Priester um seine Hilfe angefleht hat; ‚O süßer Lohn, wenn dann Jessondas Schwester die Tat mit sanftem Blick mir danket,' so denkt Nadori jetzt. Einen zweiten interessanten Fall bringt das Finale Nr. 20. Tristan hat in der zur heiligen Quelle wandelnden todgeweihten Feuersbraut seine Geliebte Jessonda erkannt und will sie den Feinden entreißen, als ihn der Oberpriester Dandau an die durch gegenseitiges Ehrenwort bekräftigte Waffenruhe gemahnt. Das seine Worte begleitende kleine Orchestermotiv:



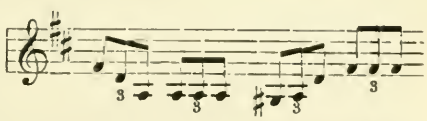
kehrt in der die Seelenleiden Tristans schildernden Einleitung zum dritten Akt wieder; wie ein quälender, immer wieder sich aufdrängender Gedanke erscheint es hier; auch dem folgenden Rezitativ, in dem sich Tristan der Verzweiflung überläßt, daß die kaum wiedergefundene Geliebte ihm aufs neue und für immer entrissen werden soll, spielt es eine wichtige Rolle. Die sich anschließende Szene, in der Nadori ihm die befreiende Kunde von dem Bruch

des Waffenstillstands durch die Feinde bringt, enthält eine motivische Reminiszenz an Nr. 16: Das Auftrittsmotiv des jungen Priesters ist hier wie dort das gleiche. Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß bei Danaus Entschluß, die Opferung der Jessonda alsbald zu vollziehen, um die augenscheinlich erzürnten Götter zu besänftigen (Nr. 26), das Hauptmotiv der Trauermusik von Nr. 1 wiederkehrt, und daß das Duett, in dem Jessonda und Amazili im Finale Nr. 28 das siegreiche Vordringen der Portugiesen feiern, an das kriegerische Terzett Nr. 25, mit welchem die Portugiesenführer in den Kampf ziehen, anklingt, so dürften damit die wichtigsten Fälle des Leitmotivs in ‚Jessonda' genannt sein. Wenn auch nicht mit gleicher Prägnanz wie bei Weber, so sehen wir doch auch bei Spohr eine zielbewußte und verhältnismäßig reichhaltige Verwendung des Leitmotivs. Zur Geschichte der romantischen Oper gehören in gewissem Sinne auch Spohrs Oratorien; hier ist für uns besonders das Werk ‚Des Heilands letzte Stunden' bemerkenswert, welches in dem beim Tod des Erlösers eintretenden Erdbeben und Unwetter geistreiche musikalische Anklänge an die Gerichtsszene, wo der Heiland zum Tode verurteilt wird, enthält.

Der dritte der drei Meister, die man als spezielle Vertreter der romantischen Oper zu bezeichnen pflegt, Heinrich Marschner, kommt für unsere Zwecke am meisten mit seinem ‚Vampyr' in Betracht. Eine wichtige Rolle spielt hier ein charakteristisches Triolenmotiv:

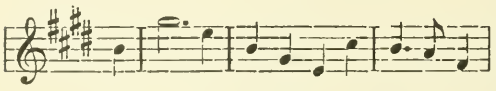


aus Ruthwens erster Arie ‚Ha welche Lust', welches dem unheimlichen Blutsauger als Leitmotiv mit auf den Weg gegeben ist. Es kehrt wieder im Duett Nr. 3, als Janthe, das erste Opfer dieses grausamen Dämons, von dem Gefühl des unerklärlichen Grauens spricht, das ihr Ruthwen zuerst eingeflößt habe, gewissermaßen um den verborgenen Grund dieses Grauens zu erklären. Während es hier ganz in der ursprünglichen Fassung erscheint, tritt es im Finale Nr. 9 mit thematischer Umbildung auf:



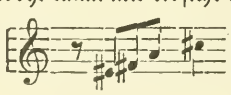
also als Leitmotiv i. e. Sinn. Die geringe Änderung am Schlusse (ein Terzschritt statt des übermäßigen Sekundschrittes) hat seinen unheimlichen Charakter stark verdeckt: Ruthwen bittet Malvina um einen freundlichen Blick! Einen interessanten Fall des Erinnerungsmotivs bringt die sogenannte ‚große Szene'; hier kehrt Aubrys Stelle ‚Meinen Schwur geh' ich zu brechen, Gott im Himmel wird verzeih'n' wieder, als Ruthwen ihm darauf das Schicksal eines Vampyrs schildert, das ihn als Strafe eines solchen Eidbruches treffen wird, ‚bestimmt dich vom Blute derer zu nähren, die dich am meisten lieben und ehren.' Auch in Aubrys folgender Arie findet sich ein Anklang daran bei der Stelle ‚Grinsend hör ich sie (die bösen Geister) triumphieren'. — Sonst ist von Fällen des Leitmotivs im Vampyr noch bemerkenswert der

freilich schon durch den Sinn des Textes ‚Mahnt mich nicht mit diesen Tönen' geforderte Anklang an den einleitenden Hexenchor in Ruthwens erster Arie; auch in Nr. 4 findet ein Zurückgreifen auf diese Einleitungsnummer statt und zwar zuerst, als der erschreckte Berkley bei der Wahrnehmung, daß er sich bei der berüchtigten Vampyrhöhle befinde, in die Worte ausbricht: ‚Welchen Ort betraten wir? Hier hausen böse Geister seit Jahrhunderten' 2c.; wo einige kurze schrille Akkorde aus jener früheren Szene blitzartig die Situation beleuchten. Noch eindringlicher wiederholt sich die Stelle bei den verzweiflungsvollen Worten des totwunden Ruthwen ‚Nur der Hölle Hohngelächter muß ich hören', wo sie sich zu einer realistischen Tonmalerei gestaltet. Schließlich ist noch der bereits in der Ouvertüre auftretenden ‚Erlösungsmelodie', ‚Wer Gottesfurcht im treuen Herzen trägt':



welche in der Oper mehrmals wiederkehrt (doch stets nur zu den gleichen Textworten), zu gedenken.

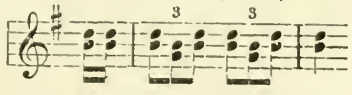
In den beiden anderen berühmten Opern Marschners finden sich leitmotivische Bildungen fast gar nicht. In ‚Templer und Jüdin' sind das einzig leitmotivische Element die Kriegslieder der Sachsen und Normannen, welche den der Textdichtung einen trefflichen historischen Hintergrund gebenden Gegensatz der beiden feindlichen Nationen wirkungsvoll auf musikalisches Gebiet verpflanzen. Das Kriegslied der Sachsen (Nr. 2) kehrt wieder in Nr. 6 (Szene zwischen Guilbert und Rebekka), wo ihm auch zum erstenmal der Normannenchor gegenübertritt. Im Finale Nr. 8 bei dem Kampf der beiden Völker wiederholen sich dann die beiden Melodien, jede ihre Partei charakterisierend. Sonst findet sich in der ganzen Oper kein Fall des Leitmotivs, was um so verwunderlicher ist, als sich oft die Gelegenheit dazu direkt aufdrängt, so z. B. bei der zweimaligen Gerichtsszene, wo selbst die gleichen Worte sich teilweise wiederholen: ‚Gott wird den Kämpen mir bereiten' 2c. Ein von O. Neitzel in seinem ‚Führer durch die Oper' (Bd. I, 2 S. 135) angeführter Fall motivischer Wiederholung dürfte vom Komponisten, wie Neitzel auch selbst bemerkt, wohl kaum mit Absicht angebracht sein; es kehrt nämlich ein kleines Orchestermotiv:



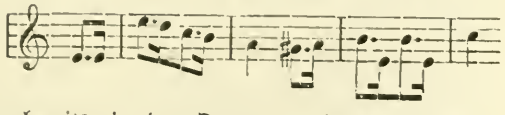
welches beim ersten Begegnen Guilberts und Rebekkas ertönte (‚Dich täuschte nicht dein Glaube' in Nr. 6), in Nr. 12 bei den Worten Guilberts ‚Wer malet meinen Schrecken' wieder. Irgend ein poetischer oder musikalischer Grund für diese motivische Anknüpfung läßt sich nicht finden. — In ‚Hans Heiling' kehrt nur die Stelle ‚Wenn mein Kranz verblüht' aus dem Vorspiel bei der Wiederholung dieser Worte im dritten Akt wieder, ferner der Anfang der Arie des Heiling ‚An jenem Tag, da du mir Treu versprochen' (Nr. 3), als Heiling im dritten Akt die abtrünnige Geliebte an das einstige Gelöbnis erinnert; die kleinen melodischen Abbeugungen, die das Motiv hier erfährt, sind nicht poetisch charakterisierend. Sonst findet sich in der Oper nirgends das Leitmotiv verwendet, obwohl sich ebenso wie im Templer und Jüdin oft

genug Gelegenheit dazu böte; z. B. läge es doch nahe, ein Motiv des Zauberbuchs, oder ein Motiv für Heilings Zugehörigkeit zum Geisterreich (etwa wie Ruthwens Triolenmotiv im Vampyr) einzuführen u. dergl. Es ist verwunderlich, daß Marschner, nachdem er doch in seiner ersten Oper einen so bedeutsamen Anlauf dazu genommen hatte, in seinen späteren Werken den Gedanken der leitmotivischen Gestaltung so ganz fallen ließ; das richtige Verständnis für die dramatische Wichtigkeit desselben besaß er offenbar nicht in dem gleichen Maße wie Weber.

Von den gangbaren Repertoireopern pflegt man außer den Werken der drei ‚offiziellen' romantischen Musikdramatiker in erster Linie noch Lortzings ‚Undine' und Kreutzers ‚Nachtlager' zur romantischen Oper zu rechnen. Das ‚Nachtlager' ist namentlich durch die Behandlung des Rezitativs* für den Übergang der Nummernoper in das moderne Musikdrama wichtig geworden; in dieser Hinsicht steht es in einer Reihe mit Webers ‚Euryanthe'. Bei der Gestaltung dieser Rezitative nun spielt ein Prinzip eine wichtige Rolle, das wir bereits in geringerem Maße in Spohrs ‚Zemire und Azor' verwendet fanden; es werden aus den ‚geschlossenen Formen' einzelne Tonphrasen in das Rezitativ herübergenommen, um eine einheitliche musikalische Fassung zu erzielen. Dabei handelt es sich fast ausschließlich um ein musikalisches, nicht ein poetisches Element. Denn wenn z. B. im Rezitativ nach der bekannten Romanze zu den Worten des Jägers ‚Färbt diese Kost so rosig dir die Wangen, so kann sich doch der Weidmann dran begnügen' musikalisch die Stelle ‚schmiegt sich die Taube kosend an dich an' aus der Romanze wiederkehrt, so ist irgend ein poetisierender Zusammenhang nicht gegeben, sondern es wird lediglich die musikalische Einheitlichkeit durch diese motivische Reminiszenz gefördert. Ähnliche Fälle finden sich in der Partitur des ‚Nachtlagers' noch verschiedene. Doch lassen sich auch einige Fälle des poetisierenden Leitmotivs nachweisen. Z. B. bei der ersten Erwähnung der alten Schloßruine durch Gabriele im Rezitativ Nr. 4 erklingt der Anfang der Romanze von Finale Nr. 6. Der den Prinzregenten suchende Jägerchor zu Anfang des zweiten Aktes enthält Anklänge an die Romanze ‚Ein Schütz bin ich'; der Prinzregent selbst hat zwei Leitmotive; das eine, das auch an der Spitze seiner Romanze steht, für sein Inkognito-Auftreten als Jäger:



das andere als Repräsentation seiner fürstlichen Persönlichkeit:

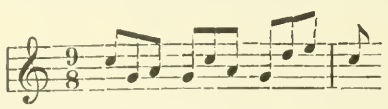


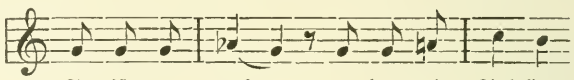
Dieses tritt zuerst, nachdem es bereits in der Ouvertüre eingeführt wurde, bei Gomez Erzählung (Nr. 2), daß der Prinz sich in der Nähe auf der Jagd

* Die Rezitative wurden erst später nachkomponiert; anfangs war das ‚Nachtlager' eine Dialogoper.

befinde, auf. Am Schluß der Oper, als der Jäger sich zu erkennen gibt, erscheint es bei den Worten ‚Den du Jäger nur genannt, ist der Prinz, ist der Infant' in der Melodie der Singstimme.

In Lortzings ‚Undine' ist das Leitmotiv ziemlich reichlich verwendet, doch sollen hier nur die prägnantesten Fälle erwähnt werden. Durch die ganze Oper durch zieht sich zunächst das bekannte liebliche Motiv der Wassergeister: am charakteristischsten ist sein Auftreten, als Undine Bertalda zum erstenmal erblickt und wie von geheimnisvoller Erinnerung erfüllt wird. Wichtig ist ferner das Auftreten des bereits in der Ouvertüre erscheinenden Klagemotivs:





mit dem im Finale Nr. 15 Undine den Treubruch des Geliebten beklagt, im Finale Nr. 18, wo Undine als rächender Geist aus dem Brunnen steigend ‚seufzend nach den erleuchteten Fenstern des Schlosses blickt' (so lautet die szenische Angabe in der Partitur). Wir haben hier wieder, ähnlich wie bei Webers ‚Preziosa', einen Fall der Verknüpfung des Leitmotivs mit einer dramatischen Bühnenhandlung; es ist dies die interessanteste leitmotivische Stelle des Werks. Im übrigen sei kurz hingewiesen auf das in den beiden letzten Finales mehrfach auftretende ‚Unheilsmotiv', welches auch die Ouvertüre einleitet und die rächende Sühne der Wassergeister charakterisiert; ferner auf das liebliche Motiv, das an der Spitze von Undinens Erzählung von den Wassergeistern (Nr. 8) steht, und beim Auftreten Undinens im Finale Nr. 10, sowie beim Erscheinen Kühleborns im Finale Nr. 15, wiederholt wird. Wenn auch diese und andere Fälle an sich nichts besonderes charakteristisches bieten, so ist doch ihr verhältnismäßig zahlreiches Vorkommen bemerkenswert für das zunehmende Interesse, das einzelne Komponisten dem Leitmotiv zu Anfang der vierziger Jahre schenkten.*

Wie wenig ‚populär' übrigens der Gedanke des Leitmotivs in der Komponistenwelt vor Wagner trotzdem noch war, das zeigt ein Blick auf die zahlreichen mehr oder weniger ‚berühmten' oder ‚beliebten' ‚Kapellmeisteropern' aus der Zeit unmittelbar vor und während des ersten Auftretens Wagners. Blättern wir in diesen Partituren der Reissiger, Lindpaintner, Lachner und Genossen, so finden wir kaum je leitmotivische Gestaltung, obwohl der Text oft genug (ähnlich wie wir dies bei Marschners ‚Templer' fanden) die beste Gelegenheit dazu böte. In Lindpaintners ‚Vampyr' z. B. hat Aubry (welchen Namen der Blutsauger hier trägt) nicht so wie bei Marschner ein musikalisches

* Auch die unlängst von Pfitzner neu edierte Oper ‚Undine' von E. Th. A. Hoffmann weist entschiedene Ansätze zu leitmotivischen Bildungen auf (Motive Undinens und Kuhleborns u. a.).

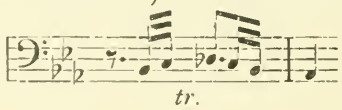
Motiv für seine dämonische Eigenschaft. Wie wirkungsvoll und dramatisch klärend wäre ein solches Leitmotiv für die Nr. 5 und 7; in Nr. 5 (Szene und Arie) spricht Isolde von der unheimlichen Traumerscheinung, die ihr Aubrys Bild gezeigt hat; in Nr. 7 (Finale) tritt unerwartet Aubry in Wirklichkeit vor sie hin; es findet sich nicht die geringste musikalische Beziehung zwischen beiden Szenen. Wie wirkungsvoll, dramatisch und musikalisch solche Fälle bei leitmotivischer Behandlung sich gestalten lassen, hat bekanntlich Wagner im Lohengrin gezeigt. In Lindpaintners ‚Genueserin' findet sich lediglich eine zweimal wiederkehrende ‚Erlösungsmelodie': ‚Ja, auf seiner Sonne Strahlen schwingt ein Cherub sich herab', die zuerst in Biancas Szene im Kerker, als ein plötzlich durchs Fenster fallender heller Sonnenstrahl die der Verzweiflung Nahe mit wunderbarem Trost erfüllt, erscheint (in des-dur), dann im letzten Finale der Oper als glanzvoller Schlußchor in c-dur wiederholt wird. In Reissigers ‚Libella' kehrt ein kleines Motiv:

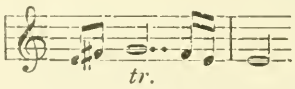
aus der von den Nixen im See erzählenden Romanze Nr. 5 ‚Es ging ein Fischer dem Ufer entlang' im Nixenchor Nr. 6 wieder, hat jedoch hier eine weit sanftere lieblichere Fassung (as-dur statt g-moll):

indessen ist diese Reminiszenz nicht so stark ausgeprägt, daß man sie als gewollt sicher bezeichnen könnte; wahrscheinlich wird sie zufällig sein.

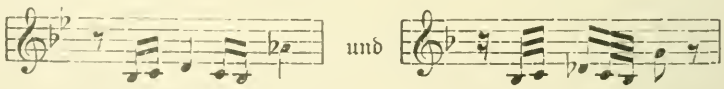
Zur Geschichte der romantischen Oper gehören in gewissem Sinne auch Löwes Oratorien (ähnlich wie die Spohrschen), weil sie im Gegensatz z. B. zu den an Bach und Händel anknüpfenden Oratorien Mendelssohns sich ganz in der Sphäre und zum großen Teil auch in den Formen der romantischen Oper bewegen. Daß wir ihrer hier kurz Erwähnung tun, hat vornehmlich darin seinen Grund, daß Löwe in der Geschichte des Leitmotivs eine sehr bedeutende Rolle spielt. Namentlich was das Leitmotiv i. e. S. betrifft, ist er mit seinen Balladen wohl der wichtigste Vorgänger Wagners, indem ja das Prinzip der Löweschen Balladenform darin besteht, daß eine im ganzen festgehaltene Grundmelodie im Anschluß an die wechselnden poetischen Situationen und Stimmungen wechselnde musikalische Umbildungen erfährt. Aber auch durch seine starke Neigung zum ‚poetisierenden' Musizieren kommt Löwe hier in Betracht. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der Eintritt der Hexenmusik aus Spohrs ‚Faust' am Höhepunkt seiner Ballade ‚Walpurgisnacht'; ein eigentliches ‚Leitmotiv' liegt ja allerdings bei derartigen ‚Zitaten' nicht vor; allein das poetisierende Wesen derselben ist doch mit der Idee des Leitmotivs sehr nahe verwandt und bedeutet eine wichtige Vorstufe dazu. Derartig poetisierende Elemente finden sich auch in den Oratorien des Meisters durch Einführung von Choralmelodien. So zieht sich z. B. durch das Oratorium ‚Johannes Huß' der Choral ‚Was mein Gott will gescheh' allzeit' durch; zuerst wird er von Huß angestimmt, als er sich zum Aufbruch nach dem Konzil, vor dem er sich verantworten soll, bereit macht: ‚Ich hoff' auf meine gute

Sach'' (Nr. 4), dann auf der Reise bei der Begegnung mit den Zigeunern (Nr. 7); sehr poetisch klingt er endlich bei Huß' letztem Gebet ‚Nur eins mein Gott will bitten ich' an (Nr. 22). In dem Oratorium ‚Die Siebenschläfer', das die Legende von den sieben unter Kaiser Decius in eine Höhle eingemauerten Märtyrern, welche 190 Jahre lebend schliefen, behandelt, erklingt bei der Öffnung der Höhle mit feinem poetischen Sinn der Choral ‚Erinnere dich, mein Geist, erfreut des hohen Tags der Herrlichkeit! Halt im Gedächtnis Jesum Christ, der von dem Tod erstanden ist!' Im übrigen sind die Löweschen Oratorien für die Geschichte des Musikdramas auch interessant durch die Verwendung der Form der ‚dramatischen Szene', d. h. durch die enge Verknüpfung von rezitativischer und arioser Musik. Nr. 5 des Oratoriums ‚Huß' (Wenzel, Sofia und Huß: ‚Ihr seid beschuldigt Huß') bietet ein treffendes Beispiel.

Zum Schluß noch einige Worte über Schumanns ‚Genoveva', die man unter den berühmteren Werken in gewissem Sinn als das letzte Erzeugnis der romantischen Oper bezeichnen kann. ‚Genoveva' hat ein ähnliches Schicksal gehabt wie Webers ‚Euryanthe'; beide Werke haben trotz ihrer reichen musikalischen Schönheit auf der Bühne nicht dauernd Fuß zu fassen vermocht wegen ihrer dramatischen Mängel. Liegt bei ‚Euryanthe' dieser dramatische Mangel ausschließlich im Text, ist bei ‚Genoveva' auch die Musik mit verantwortlich zu machen. Schumann fehlte es zum Dramatiker an der inneren Festigkeit, an jener Gedrungenheit und plastischen Schärfe der Tonsprache, ohne die eine dramatische Wirkung nicht zu denken ist. Die Partitur der Genoveva quillt über von Musik; Melodie reiht sich an Melodie: aber die dramatische Wirkung bleibt aus. Wie man reichste musikalische Potenz mit größter dramatischer Wirkung vereinigen kann, das hat Richard Wagner gezeigt; bei Schumann wird der musikalische Reichtum geradezu zum künstlerischen Verhängnis. Diesem ganzen Stil des Werks entsprechend spielt das Leitmotiv in der ‚Genoveva' auch nur eine bescheidene Rolle. Ein charakteristisches Leitmotiv i. e. S. enthält die Partitur aber doch in dem bereits in der Ouvertüre auftretenden ‚Unheilsmotiv': 

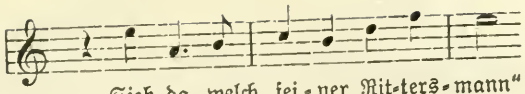
welches dann im Duett Nr. 9, als Genoveva den von seiner Leidenschaft überwältigten Golo mit den Worten ‚Zurück, ehrloser Bastard' von sich stößt, in der Fassung: 

erklingt. Einen unheimlich schauerlichen Charakter trägt die Umbildung, die das Motiv in Szene 17 erfährt, als Golo, den Ring Siegfrieds bringend, der Pfalzgräfin den Tod verkündigt:



Noch einen zweiten interessanten Fall des Leitmotivs bietet das Duett Nr. 9; das Hauptmotiv desselben stammt nämlich aus der Szene, wo Margarethe den

Golo belauscht hat, als er Genoveva küßte:



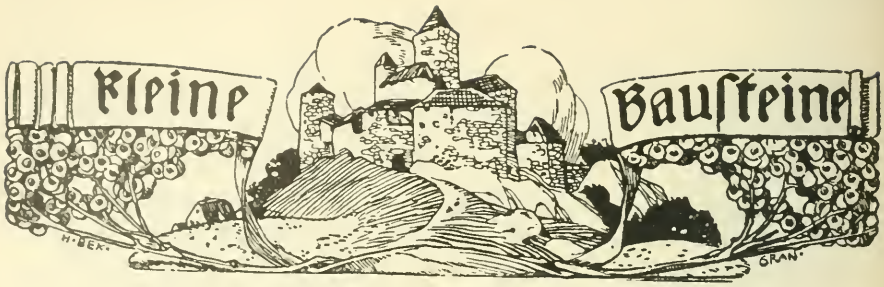
Dieses Thema wird dadurch zum motivischen Symbol für die verbrecherische Liebe des Golo. Mit diesen zwei allerdings ziemlich charakteristischen Fällen ist die leitmotivische Bedeutung der Schumannschen Oper erschöpft.

Ist das Leitmotiv von Richard Wagner auch nicht ‚erfunden‘ worden, so hat er doch die prinzipielle Anwendung desselben in vorher ungeahnter Weise ausgedehnt und zum vielleicht wichtigsten Formelement des modernen Musikdramas gemacht. Daß aber im einzelnen jede Art der Anwendung des Leitmotivs auch in der älteren Oper bereits gelegentlich vorkommt, dürften unsere vorstehenden Untersuchungen trotz des eng beschränkten Spielraums derselben erwiesen haben.

Juni.

Goldregen sank zur Erde nieder,
Verblichen ist der rote Dorn,
In braunen Rispen steht der Flieder,
Und silberglänzend wogt das Korn.
Viel üppige Akazienblüten
Berauschen süß die Juniluft. —
Wie soll sich da ein Herze hüten
Nach all dem Schimmer, all dem Duft?
Und leise schwillt ein Heimverlangen
In dieser satten Sonnenruh',
Halb Lebensdrang, halb Todesbangen —
Der Sommer träumt der Ernte zu.

Hans Nordeck.



Briefe von Luise Hensel.

Mitgeteilt von K. Hoeber.

Wird es nicht mit Recht eine falsche Pietät gescholten werden, wenn man Briefe, die nur für den Empfänger bemessene Angelegenheiten des äußeren und inneren Lebens besprechen, dadurch zu erhalten sucht, daß man sie der Öffentlichkeit übergibt und auf den vielstimmigen Markt des Lebens trägt? Ist in solchem Falle nicht der Vorwurf berechtigt, daß man durch übertriebene Pietät erst recht pietätlos werde? Diese Frage, diese Befürchtung ist vielfach ohne Zweifel begründet. Und doch läßt sich andererseits nicht leugnen, daß wir in den ursprünglichen Lebensäußerungen und Herzensergießungen bedeutender Personen, namentlich solcher, die nun einmal der Geschichte angehören, weit zuverlässigere Quellen ihres Wesens und Charakters besitzen als in den scharfsinnigsten und sachgemäßesten Ergebnissen, die die Forschertätigkeit anderer aus dem sonstigen biographischen Material zu ziehen vermag. Ja, der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß derjenige, der wie Luise Hensel den Mut und die Selbstüberwindung besessen hat, seine geheimsten Gedanken und Gemütsregungen dem Papier anzuvertrauen, um dadurch Klarheit und Wahrheit zu gewinnen, auch nicht davor zurückschrecken würde, daß die Öffentlichkeit von diesen Bekenntnissen erführe, falls nur dieser Zweck, nämlich Klarheit und Wahrheit, dabei gesucht wird. In diesem Sinne hat das Scherzwort Goethes: ‚Andere verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere' einen hohen sittlichen Wert.

Nach den ergiebigen Veröffentlichungen aus der literarischen Hinterlassenschaft von Luise Hensel ist es gerade ausgeschlossen, daß je ein Hauch das edle Bild der Dichterin beflecken oder entstellen könnte. Für ihre vielen Verehrer und Verehrerinnen hat es indes einen besonderen Reiz, immer wieder aufs neue festzustellen, daß jede frische Quelle, die über ihren inneren Lebensgang zutage tritt, nur dazu beitragen wird, die lieben, wohlbekannten Züge zu verstärken und trotz des hie und da hervorgetretenen Versuches einer minder günstigen Deutung die reinen Absichten und Neigungen der gottgeweihten Dichterin zu bestätigen. Keiner ihrer noch so intimen Briefe braucht

das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen, und getrost kann man der Mahnung des Domkapitulars Ferdinand Bartscher folgen, der vor 25 Jahren schrieb:*

‚Das Bild Luisens würde noch klarer hervortreten, wenn die mit ihr innig befreundeten Personen ihre Korrespondenz mit Luise, welche sie bisher als einen Schatz geheim gehalten haben, sich entschließen wollten, dieselbe ganz oder wenigstens das ihr inneres Leben Betreffende aus derselben zu veröffentlichen.‘

* * *

Die unten folgenden Briefe stammen aus der Zeit von 1859—1876 und sind an die Frau Regierungsrat Clara Busch in Wiesbaden gerichtet, die älteste Tochter des Medizinalrates Dr. Peez, mit dessen Familie Luise Hensel seit ihrem ersten Aufenthalte in Wiesbaden im Frühjahr 1825 in vertrautestem Verkehr geblieben war; unter anderm verbrachte sie den Winter 1838/39 in diesem Hause.

Der erste Brief ist aus Regensburg datiert, wo Luise von Ende Juni bis Mitte August 1859 bei ihrer Freundin Apollonia Diepenbrock, der Schwester des Breslauer Fürstbischofs, zu Gast war. Er bestätigt das von Binder über die damalige lebhafte Aufregung im Freundeskreise der Dichterin Gesagte.** Bei ihr pflegten sich während politischer Streitigkeiten Freund und Feind offen auszusprechen,*** und so hörte sie während des Krieges in Oberitalien in hochgestellten Kreisen mancherlei, was der Öffentlichkeit verborgen blieb.

Die drei weiteren Briefe haben um deswillen ein größeres Interesse für uns, weil sie die letzten Lebensjahre Luisens berühren und ihr geschwächter körperlicher Zustand darin mit größerer Ausführlichkeit beschrieben ist, als dies aus sonstigen Briefen, die der Biographie zugrunde liegen, bekannt ist. Rührend ist in all ihren Leiden und Gebrechen das unerschütterliche Gottvertrauen, das sie beseelte und ihr die Kraft zum Ausharren bis ans Ende verlieh. Wenn ihr auch bei Verwandten und Freunden immer wieder ein Heim bereitet ward, wo sie Trost und Linderung in ihren Schmerzen erfuhr, so fand sie doch in ihrem langen Erdenwallen nirgends eine bleibende Stätte, bis sie am 18. Dezember 1876 zur ewigen Heimat einging. Noch der letzte Brief, ein halbes Jahr vor ihrem Tode geschrieben, zeigt die kräftigen Züge der früheren Jahre, obschon die Schreiberin von ‚Gekritzel‘ spricht, und enthält eine ergreifende Schilderung der Leiden, die der Schwergeprüften noch im Alter von 78 Jahren auferlegt wurden. Auch diese Briefe sind wie so viele andere wohltuende Beweise dafür, daß die Dichterin allen denen ein dankbares Herz und treue Liebe bis zum Grabe bewahrt hat, die ihr einmal Gutes erwiesen hatten.

---

* Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel, S. 397.

** L. Hensel. Ein Lebensbild. 2. Aufl. S. 423 ff.

*** Hub. Reinkens, L. Hensel und ihre Lieder. S. 225.

G. j. J. Chr.! Regensburg, d. 21. Juli 59.

Meine geliebte Clara!

Dein lieber Brief wurde mir hier zu Theil und ich danke Dir herzlich für alles Liebe, was er mir sagt. Ich hätte Dir auch längst schon geantwortet, wenn ich Dir mein Kommen nur in etwa näher hätte angeben können und wenn mich nicht die tiefste Verstimmung über die überaus traurige Lage unserer Zeit so beherrschte, daß ich kaum zum Schreiben des kleinsten Briefes mich entschließen kann. Glaube mir, meine liebe Clara, daß ich doppelt leide, weil ich Preußin bin. Ich theile ganz Deine Ansichten und habe seit lange gefürchtet, daß es so kommen werde, wie es nun leider ist, nämlich daß die Zerklüftung Deutschlands immer auffallender und gefährlicher wird. Und wenn auch auf Östreich's Seite gefehlt sein mag: auf Preußens Seite liegt in diesem Augenblick die weit größere Schuld. Möge die Sühne nicht zu blutig werden! Ich fürchte alles.

Mündlich wollen wir einander mehr sagen, wenn Du es magst. Ich habe Einiges über den innern Zusammenhang der Napoleonischen List nach verschiedenen Seiten hin erfahren, daß mir vor so teuflischer Bosheit graust. Erst wußte er Preußen auf indirekten Wegen am Garn zu halten und dies mußte ihm dann den armen, braven jungen Kaiser selbst ohne es zu wollen in die Arme treiben. Laß uns beten für alle deutsche Herrscher um Licht und Kraft von Oben, um ein einfältiges Auge, das das Rechte zur rechten Zeit erkennt und thut. Leider hat der Prinz-Regent immer in der Meinung: Der allgemeine Krieg sei noch zu vermeiden, gesäumt bis es zu spät war mit seiner Hilfe. Daß er aus dem Unglück Östreichs für sich hatte Vorteil ziehen wollen, wie man ihn dessen jetzt beschuldigt, das glaube ich nicht; aber er hat schlechte Räthe gehabt, das ist außer allem Zweifel, und so konnte man ihn hinhalten mit Vermittlungs-Bemühungen, bis er zu spät zur That kam. Es scheint übrigens, daß L. Napoleon sehr genau wußte, was in Berlin beschlossen ward; es muß also Verrath im eignen Hause dort sein. Und jetzt wird der Regent nicht einmal zu seiner Vertheidigung alles sagen können, da er sonst Napoleon den Vorwand zum Krieg in die Hände gibt. Vielleicht wäre es trotzdem das Beste, denn jetzt wird den Wühlern aller Orten nur Zeit gelassen und dem tückischen Gegner zu Rüstungen der furchtbarsten Art. Nur Gott kann rathen, helfen. — Die Augsburger Zeitung gab einen Auszug aus einer Schrift über die gegenwärtige Lage von Dr. A. Peez, mit welchem ich sehr einverstanden bin; ich vermuthe, daß Dein Bruder der Verfasser ist. Grüße ihn von mir. O! hätte man seine Stimme noch zu rechter Zeit gehört — wie anders wäre es gekommen! — Mein Bruder wird auch entsetzlich niedergeschlagen sein; er wollte von Anfang an, daß wir ohne alle Bedingung einfach und von ganzem Herzen mit Östreich gingen. Der ganze bessere Theil des Volkes denkt auch so und war von Begeistrung ergriffen für diesen Kampf. Offiziere und Soldaten sahen mit Ungeduld dem Aufbruch entgegen, ja Verheirathete, die Weib und Kind zu verlassen hatten — wie muß jetzt dort die Stimmung sein! — ich scheue mich fast heim zu kommen. Als ich von Wiedenbrück abreiste, war grade die Mobilmachung angeordnet. — Doch genug — ich kann's ja nicht ändern, kann nur beten — möchte ich das besser können — und muß mich ergeben in das, was über uns kommen wird. — Lebe wohl. Apollonia grüßt herzlich. Sie hat mir ein Fläschchen Walburgisöl für Dich gegeben. Es war unsre Absicht eine Reise nach Altötting zu machen; die ungeheure Hitze erlaubte es aber bis jetzt nicht, da A. sehr schwächlich ist; nun warten wir immer noch auf gutes, kühleres Wetter, so es aber nicht kommt, muß

ich endlich so fort, obgleich sie beständig dagegen protestiert. Ich denke jedenfalls gegen die Mitte des Augusts 2 Tage bei Dir zu weilen, meine liebe Clara, und ich freue mich auf Deine Unterhaltung sehr — ach! Könnte man sich nur recht von Herzen noch auf etwas freuen. Wir leben in einer überaus trüben Zeit In Aschaffenburg denke ich einen Tag zu bleiben, bei Dir 2, in Mainz 1—2. Doch alles wie Gott will! Möchte ich Dich mit allen Deinen Lieben wohl finden! Grüße alle.

In Liebe

Deine

alte Freundin
Luise.

Wiedenbrück, d. 7. Aug. 1864.

Meine geliebte Clara!

Wie undankbar muß ich Dir erschienen sein, daß ich Dir noch immer nicht schrieb, Dir für all Deine Liebesbeweise nicht dankte (d. h. nicht Dank sagte, denn im Herzen habe ich Dir innigst gedankt und wol Tausend Briefe an Dich geschrieben) aber wenn Du mein abgequältes Leben seitdem gesehen hättest, so würdest Du Dich nicht wundern.

d. 13. Als ich vor einigen Tagen bis hieher in sehr unbequemer Lage (wie auch noch heut) geschrieben, ward ich unterbrochen und konnte noch nicht weiter damit kommen, wie gern ich Dir auch (zumal gestern an Deinem Namenstage) schreiben wollte. Möge Gott Dir Seinen reichsten Segen verleihen, und möge alles Liebe und Geliebte, das zu Deinem Glück gehört, an Leib und Seele frisch und fröhlich sein und bleiben!

d. 17. Aber Du bekommst eine Brief-Mosaik, verzeihe! Ich will jetzt so gut ich kann Dir erzählen, wie es mir ohngefähr ergangen seit wir uns im vorigen Herbst sahen, und wie es kommt, daß ich seit 3 Wochen liegen muß und mich erst seit Kurzem täglich ein paar Mal, auf einen Stock gestützt, durch meine beiden kleinen Stuben bewegen kann. Vorher aber herzlichsten Dank für Brief und Jacke, die Du so zart und schön gestrickt hast und die mir auch schon recht wohl gethan hat. Auch beim Nähen (an dem ich freilich meiner von Gicht gekrümmter Finger wegen selten noch etwas thun kann) habe ich immer ein liebes und nettes Andenken von Dir: das hübsche Nadelbüchlein, was Du mir im J. 1840 gearbeitet hast. Könnte ich Dir nur auch einmal etwas Hübsches schenken. — Doch nun zum Bericht, den ich aber kurz fassen muß, wenn der Brief heut endlich fort soll. Wir haben heut d. 18., gestern war ich durch Besuch unterbrochen worden. Die guten Leute nehmen alle hier so viel Theil. Also: im vorigen Herbst blieb meine Schwester noch ein paar Wochen bei mir, dann hatte ich noch große Wäsche und Wintereinrichtungen zu machen. Weihnachten und den Winter über war ich sehr von der Gicht an den Händen geplagt, besonders an der rechten, hatte auch viel Kopfleiden wie seit lange und noch immer. Im Frühjahr bekam ich die Röthel-Masern, wie der Arzt den Ausschlag nannte, und konnte mich bis Ende Juni gar nicht wieder erholen, mußte darum auch dem Sohn meines Bruders die Bitte wieder abschlagen, seine 4 prächtigen Kinder zu pflegen, während das fünfte erwartet ward, sollte dafür nun jetzt zur Taufe des kleinen Mädchens, das Mitte Juni geboren ist, kommen; aber vor drei Wochen, wo ich meine größeste Wäsche hatte, fiel ich beim Zeug-Aufhängen und verletzte mir das Knöchelgelenk am rechten Fuß so arg, daß ich noch liegen muß. Blutegel, Einreibungen, Bäder usw. haben bis jetzt noch nicht viel genützt und es wäre ein Unsinn, wenn ich in

diesem Zustand eine Reise, weit über 100 Meilen machen wollte. Sebastian's Gut liegt hart an der russischen Grenze. Nun wie Gott will! Laß mich Deinem frommen Gebet empfohlen sein. Möge es Euch Allen wohl gehen! Hoffentlich ist Deine dicke Backe, an der ich Dich zuletzt so sehr leiden sah, längst wieder in ihre richtigen Schranken getreten. Gott geb's!

Deine Empfohlne hat hoffentlich jene Stelle in Belgien erhalten; ich habe nämlich Dein Zeugniß für dieselbe sogleich nach der Gräfin Robiano geschickt, und hörte später, sie habe für jenes ihr befreundete Haus eine passende Person gefunden, deren Identität mit jener von Dir empfohlnen mir unverkennbar schien. Die Namen hat mein armer alter Kopf vergessen. So wolleſt Du, liebste Clara, ihm auch verzeihen, daß er wieder den gegenwärtigen Titel Deines lieben Mannes (den ich sehr hoch schätze und herzlichst grüße) vergessen hat. Sage es mir doch gelegendlich schwarz auf weiß. So mögte ich auch Deine Freundin (die geb. Tippel) gern grüßen, aber auch ihr Name ist mir entfallen.

Nun aber mein Lebewohl für heut. Gottes reichster Segen über Euch Alle! Deinem Bruder, Deinen lieben Kindern natürlich auch herzlichste Grüße.

In alter Liebe und Treue

Deine

sehr alte Freundin

Aloyse M. H.,

die Dich nie aus dem Herzen verliert, wenn sie auch nicht oft schreiben kann.

G. s. J. Chr.! Mainz, d. 1. Aug. 1872.

Meine geliebte Clara!

Wie schmerzlich leid ist es mir, daß ich dich nicht mehr fand als ich mit meiner Schwester am Montag früh nach Wiesbaden eilte. Wir waren spät am Samstag-Abend hier angekommen, weil das Kölner Schiff wegen mangelhafter Kohlen sich sehr bedeutend verspätete. Ich fand hier 2 liebe Briefe von Dir, aus deren letztem uns Allen schien, daß Du erst Dienstag reisen würdest, dennoch wollte ich Dir Sonntag schreiben, daß ich Montag früh kommen würde; es war aber so viel Unruhe hier im Hause, daß ich erst am Abend dazu kommen konnte, und da wäre es nutzlos gewesen, weil der Brief doch vor mir nicht mehr angekommen wäre, ich auch sicher hoffte, Dich am frühen Morgen noch zu finden. Gott hat mir diese Freude nicht geben wollen, Euch noch einmal zu sehn; ich muß es zu den schweren Opfern legen, die Er schon von mir verlangt hat. Die Reise ist mir furchtbar schwer geworden und in meinem hohen Alter (74 Jahre) kann ich's nicht für möglich halten, noch einmal zu kommen; ich werde auch wol nicht mehr lange hienieden pilgern. Hätte ich nicht allen Grund, mich vor der großen Rechenschaft jenseits zu fürchten, so würde mir der Abschied von dieser Welt, die mir immer unheimlicher wird, nicht schwer fallen. Es sieht sehr, sehr drohend aus überall, Gott helfe uns durch! Für die Kirche wird gewiß noch eine bessere Zeit kommen, aber ich werde sie schwerlich mehr erleben. Eitelkeit, Genußsucht und Gottlosigkeit haben alle Stände durchdrungen und fordern Gottes Gerechtigkeit zur Strafe heraus, auf die dann wol Besserung und Sühnung folgen werden, aber erst nach harter Buße. Ohne ein Prophet zu sein, kann man das alles kaum bezweifeln. Doch wozu sage ich Dir das, liebes Clärchen! Ich bin überzeugt, daß Ihr Alle bester Gesinnung seid und treu zur Kirche haltet.

Wenn ich Dir auch Jahre lang nicht geschrieben habe, so bist Du indessen meinem Herzen nicht fern gewesen und ich habe Deiner täglich vor Gott gedacht wie auch Deiner lieben Heimgegangenen. Meine Kräfte reichen schon lange nicht mehr aus auch nur das Nothwendige zu thun, und so muß ich mir die Unterhaltung mit lieben Freunden leider versagen, wenn nicht eine besondere Pflicht mich zum Schreiben zwingt. Meine Augen sind auch sehr schwach, oft ist mir auf längere Zeit das Schreiben unmöglich. ‚Das Alter ist ein schlimmer Gast', sagte meine gute alte Mutter in ihren letzten Jahren so oft, und ich empfinde jetzt die Wahrheit dieser Worte sehr merklich.

Zum 1. Oktober muß ich leider meine behaglich kleine Wohnung in Wiedenbrück verlassen, da das Haus durch Todesfall in andre Hände gekommen ist; das ist mir sehr hart und es wird mir wol nichts übrig bleiben als vorläufig für das Winterhalbjahr mich in Cöln in ein Pflegehaus der Barmherzigen Schwestern zurückzuziehen und bis zum Frühjahr etwas Geeignetes zu suchen, muß dann aber in Wiedenbrück ein Zimmer miethen zur Aufbewarung meiner Sachen. Es ist schwer, mit so gesunkenen Kräften noch so viel Wechsel erfahren zu müssen, doch Gott will es so und also ist es gut. Bei Freunden den Winter zuzubringen, wozu ich von verschiedenen Seiten freundlichst aufgefordert bin, hielte ich gar nicht mehr aus, denn ich muß vor Allem Ruhe und Einsamkeit haben, da ich im Winter viel krank bin. So ist's jedenfalls am Besten, daß ich mich in die Hände der Barmherzigen Schwestern gebe. Wenn ich im Frühjahr noch lebe, so wird mir Gott wol zeigen, wohin ich meine Schritte wenden soll. Bete für mich, liebste Clara! Meine herzlichsten Grüße Deinem lieben Mann, Kindern und der verehrten Mama. Gott segne Euch alle und mache Euch recht frisch an Geist, Seele und Leib! Amen.

Meine Schwester hat für einige Tage Deine freundliche Einladung angenommen; hoffentlich wird ihr noch die Freude, Dich zu sehen; sie wollte 3 Wochen im Badehause weilen. Man ruft mich ab und der Brief muß fort; Lebewohl, Lebewohl!

In alter treuer Liebe

Deine müde alte Freundin
Aloyse H.

[Die Schwester Luisens fügte noch hinzu:

Auch ich sage Ihnen verehrte Frau Regierungsräthin! das herzliche Bedauern Sie nicht gesehen zu haben, demnächst aber auch den freundlichsten Dank für die Nacht welche ich in Ihrem gastlichen Hause zugebracht habe. Dadurch ward es mir und den gütigen Bemühungen des Fräulein Häuser möglich zum andern Tage eine passende Wohnung zu bekommen. — Mich Ihrer geehrten Familie empfelend, bin ich mit wahrer Hochschätzung

Ihre treu ergebne
Wilhelmine Hensel.]

G. l. J. Chr.!

Meine geliebte Clara!

Wol ist es lange, lange her, seit Du zum letzten Mal ein Lebenszeichen von mir erhalten, aber kein Tag ist seitdem vergangen, an welchem ich Deiner und aller Deiner Lieben nicht im Gebet gedacht habe. Leider habe ich Dir noch nicht meinen Dank gesagt für einen sehr lieben Brief, der

in Begleitung eines Buches kam, über welches ich Dir schreiben sollte. Ich war damals sehr in Anspruch genommen und zudem mehrseitig leidend, konnte daher nur wenig lesen, fand aber gleich manches Erbauliche und Interessante, über das ich Dir nach Beendung der Lectüre schreiben wollte, da schickte mir aber der liebe Gott ein Hinderniß auf lange, lange. Beim raschen Umwenden während des Ankleidens fiel ich und brach das Hüftgelenk und verschiedne Knochen am Gelenk der linken Hand. Ich habe das erste Halbjahr furchtbar gelitten, 15 Monate ganz zu Bett gelegen; seit Ende Novembers v. J. bringe ich nun täglich 12 Stunden halb liegend auf einem Sessel zu, während ich die 12 Stunden von Abends 9 bis Morgens 9 halb sitzend im Bett liege. Es haben sich natürlich manche andre Leiden hinzugesellt, da ich keine Bewegung machen kann, und mein hohes Alter (78 Jahre) bringt schon auch seine Leiden mit sich. Aber ich kann nur Gott danken, daß Er mir Kreuz schickt, da wir als Christen ja wissen, daß es zu unserm Heile dienlich ist. Erbitte mir die Gnade, es treu und willig, ja wo möglich freudig zu tragen. Du siehst wol an meinem Gekritzel, daß ich nur mit Mühe schreiben kann. Meine Finger sind von der Gicht schon lange verbogen, dazu nun auch meine Augen sehr schwach. Ich kann oft Wochen lang gar nicht schreiben und immer nur mit Schmerz und Mühe. Doch ich will nun aufhören, Dir über meine Leiden und Hinderungen Bericht zu geben, da ich Dir nur sagen wollte, daß ich Deiner in alter Liebe gedenke, in diesen Tagen aber besonders auch in Trauer und tiefer Teilnahme, indem ich mir denken kann, wie Dich die Wegnahme Eurer schönen Kirche betrüben muß. Jedes ehrliche Herz muß sich empören über solchen Raub. Gott helfe uns durch diese unerquickliche Zeiten bald hindurch! Es wird immer unheimlicher auf der Welt, und wäre ich fertig zum Abschied und reif für den Himmel, so würde ich mich freuen, meinem Ende so nahe zu sein. Seit einigen Jahren schon leide ich an Brustbeschwerden, die sich nun schon vor längerer Zeit als Brustwasser zu erkennen gaben. Wie Gott will! Er wird auch das überwinden helfen. Bete nur für mich um eine gute letzte Stunde, meine liebe Clara! Möge es Dir und Deinen Lieben wohl gehn! Ich bitte, Gemahl und Kinder herzlich zu grüßen.

Sobald ich kann, werde ich auch das nette Büchlein weiter lesen; es muß erst zwischen meinen vielen Büchern, die von den hier waltenden Schwestern arg durcheinander gebracht sind, wieder herausgesucht werden, was hoffentlich in nächster Zeit geschehen wird.

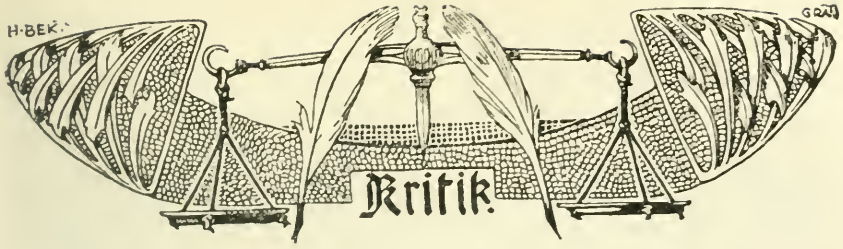
Nun kann ich aber nicht mehr, so viel ich Dir auch noch gern sagen mögte. Lebe wohl! Gottes Friede mit uns allen!

In Liebe und Treue

Deine

alte Freundin
Luise M. H.

Paderborn, d. 9. Mai 1876.
Adr.: L. H., Paderborn, Westphalen-Hof.



Eine lesenswerte Arbeit über die Revolution in Rußland.

Es ist nicht jedermanns Sache, die Weltbedeutung der russischen Wirren richtig zu würdigen, weder des produktiven Darstellers noch des Lesers. Wer jetzt alle Winkel und Ecken des russischen Lebens durchstöbern will, wird sich aus dem Labyrinth nicht mehr herausfinden, selbst wenn er sein irdisches Dasein in irgend welchen Teilen des Gebäudes zubrachte. Herr Vrba, der Verfasser des interessanten Werkes: Die Revolution in Rußland, Prag 1906, II Bände, hat es versucht, mit Hilfe einer Ariadneschnur sich in die Vorgänge zu vertiefen und den Ausgang wieder zu finden. Dieser Leitfaden ist ihm die Judenfrage. Die ganze Arbeit ließe sich besser lesen und verstehen, wenn der Verfasser nicht von Rußland und seinen Geschicken ausgegangen wäre, sondern von dem Einfluß des Judentums überhaupt. Alsdann stellten sich die russischen Wirren und Greuel als eine Episode in Israels Pilgerfahrt durch die Weltgeschichte dar. Freilich wird man ohne Bedenken einräumen müssen, daß es kaum ein Element im russischen Volks- und Staatsleben gibt, welches eine so durchgreifende Bedeutung in seinem Zersetzungsprozeß hätte als die Judenfrage. In der Tat, wer hiervon ausgeht, kann sicher sein, die meisten der bestehenden Übelstände wenigstens zu streifen. In gewissem Sinne handelt es sich, wie auch wir in unseren Aufsätzen nachwiesen,* um einen offenen Kampf zwischen den sechs Millionen russischer Juden und dem großrussischen Stamm, der die Basis des heutigen russischen Reiches bildet. Daß in diesem Kampfe das ganze internationale Judentum auf jüdischer Seite steht, ist selbstverständlich und von der jüdischen Presse oftmals offen eingeräumt worden. Nicht die Juden tragen daran schuld, wenn der europäische Philister um seiner Ruhe willen das nicht einsehen möchte, wenn Geheimräte, Professoren, Bischöfe noch den sog. ‚Progroms' eifrig Beiträge zahlten, um die jüdischen Streitkräfte gegen Rußland mit Handwaffen und Sprengstoffen zu versehen. Es ist das die Tragikomik eines jeden Mißverständnisses. Freilich, ob es dem Judentum gelingen wird, den von ihm selbst aufgewühlten slavischen Sumpf in ein Kulturland zu verwandeln, ob ihm auch nur dasjenige Maß von Erfolg zuteil wird, welches einstmals die Normannen, Tartaren und seit Peter dem Großen die Deutschen in der sarmatischen Tiefebene erzielten, bleibt eine ungelöste Frage. Wie dem auch sein mag, zum Zusammenbruch des russischen Reiches, der Vernichtung seiner Ehre und Weltstellung haben die jüdischen Attacken genügt, und es ist jetzt nur die Frage, wohin und wie die geringen Kulturschätze Rußlands gerettet werden sollen.

Indem der Verfasser die Mängel und die Weltstellung des Judentums ins Ungemessene steigert, übergeht er mit einer gewissen Kürze die Strömungen

* Oktober- und Novemberheft 1905 von ‚Hochland'.

und Kräfte des russischen Volkes selbst. Man wird aus seiner Darstellung kaum erfahren, inwieweit das Volk seine eigenen Geschicke beeinflußte oder schuld daran trägt, daß es so weit gekommen ist. Wollte der Verfasser geflissentlich die hilflose Passivität der russischen Rasse hervorheben? Herr Vrba ist, wie es scheint, den Slaven im allgemeinen wohlgesinnt; aber die Umstände selbst beeinflußten seine Darstellung. Rußland und sein Volk bilden tatsächlich ein totes Material, an welchem die semitische Zerstörungswut Orgien feiert.

Carl Emil Punges schrieb einmal: ‚Jedes Land hat die Juden, die es verdient.' Das trifft nicht unbedingt zu. Die Judenfrage in einem Staate hängt nicht nur von der kulturellen Kraft, dem Selbstgefühl und der Energie der herrschenden Rasse ab, sondern auch von der Zahl der Juden, die sich unter dem führenden Volke niederließen. Bismarck hat das seinerzeit erkannt, indem er die Naturalisierung ausländischer Juden in Preußen gänzlich verhindern wollte. Nur hierin liegt die Lösung der Judenfrage in Deutschland; denn der stete Zuzug unter einer fremden, oft sehr minderwertigen Kultur lebender Juden müßte das deutsche Volk stets wieder auf das Fremdartige dieser Rasse aufmerksam machen, die Opposition immer wieder wecken und ließe die Judenfrage nie zur Ruhe kommen.

Es liegt im Interesse gerade der in Deutschland naturalisierten Juden, sich dieses frischen Zuzuges zu erwehren, weil sie sonst niemals darauf werden rechnen können, daß man sie als echte Söhne der deutschen Heimat ansieht.

Nun liegen freilich für Rußland mit seinen sechs Millionen Juden die Dinge weit schwieriger. Indessen man darf nie vergessen, daß durch die zarische Gesetzgebung, die strenge Beschränkung der Juden auf ein bestimmtes, meist von Polen, Litauern und Weißrussen bewohntes Ansiedelungsgebiet die herrschende großrussische Rasse vom jüdischen Einfluß bis in die letzte Zeit völlig intakt dastand. Der Bewohner Zentralrußlands hatte kaum Gelegenheit, mit Juden in Berührung zu treten. Die jämmerliche Schwäche der führenden Kreise, der Intelligenz, des Adels und auch weiter Schichten des Beamtentums ließ das Volk dem ersten Ansturm der jüdischen Propaganda hilflos unterliegen. Das echte Russentum hatte an dieser überstürzten Revolutionierung nicht das geringste Interesse. Die Wertlosigkeit seiner geistigen Entwicklung, die moralische und intellektuelle Hohlheit des durch Generationen gepflegten Nihilismus hat es zu willigen Werkzeugen der jüdischen Zerstörungsarbeit gemacht. Können wir aber die Juden dafür tadeln? Sie wollten vernichten; sie mußten es in ihrem nationalen Interesse; was kümmerte es sie, daß sie auf einen kernfaulen Gegner stießen, auf ein untüchtiges, feiges Heer? Trifft etwa die Japaner ein Vorwurf, daß sie die jammervolle Flotte mit Roschestwenski und Nebogatow an der Spitze mühelos vernichteten? In dieser Einseitigkeit liegt die Lücke und der Grundmangel des Vrbaschen Buches. Er ist seinem Ariadnefaden nachgegangen; in den einzelnen Räumen des Labyrinthes konnte er sich nicht umsehen. Wir erfahren sehr wenig von dem wahren Rußland, von der inneren Auflösung, der kulturellen Schwäche der Nation. Daraus erklärt sich der oft sehr spärliche Inhalt einzelner Kapitel mit vielversprechenden Titeln; so vor allem Kapitel 12 über: Die Universitäten, die eigentlichen Urheber der Revolution. Die Lamentationen des Panslavisten Podgoreik bieten keine Klärung in dieser wichtigsten Frage. Die hochdramatischen Vorgänge in den baltischen Provinzen sind in Kapitel 21 mit ein paar Zeitungsauszügen erledigt. Statt einer für die deutsche Industrie und deutsche Kapitalisten interessanten Dar-

Constantin Meunier fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Kopf des Lastträgers.

stellung der Ereignisse in der Fabrikstadt Lodz (Königreich Polen), wie es in der Überschrift heißt, wird uns in Kapitel 22 über einen Waffentransport durch den ‚Sirms' nach dem Kaukasus berichtet. Die Geschichte des Popen Gapon ist sehr unvollständig wiedergegeben. Erst im zweiten Bande beschäftigt sich der Verfasser mit den Vorgängen innerhalb des russischen Lebens und der herrschenden Kreise, welche die Anarchie vorbereiteten. Auch hier begegnen wir aphoristischen Bemerkungen oder Referaten oft einseitiger Darsteller, denen übrigens Sachkenntnis nicht abzusprechen ist.

Diese Mängel in der Darstellung, die sich aus der Größe der gestellten Aufgabe leicht erklären, werden indessen aufgewogen durch die positive Seite der Arbeit. Nicht die russischen Dinge an sich lernen wir kennen, sondern das Urteil, welches die europäische, namentlich aber die deutsche Presse der verschiedenen Richtungen über die einzelnen Stadien der russischen Wirren fällte. Das ist ein sehr wertvolles Ergebnis. Wir erfahren, welche Geschlossenheit die jüdische Presse in der Beurteilung der revolutionären Vorgänge zeigte, mit welcher Konsequenz sie bestrebt war, der öffentlichen Meinung Europas die Ereignisse im Lichte eines imposanten Kulturkampfes zu zeigen; wie sie versuchte, ihre hirnlosen Agenten aus der russischen Intelligenz zu heben und zu idealisieren, alle Torheiten dieser Politiker zu beschönigen. Aber es war nicht die Schuld der jüdischen Presse, daß mit dem Nihilismus sich eben auch nichts schaffen läßt, und daß sie schließlich selbst gezwungen war, in letzter Zeit mehr Kühle und Zurückhaltung walten zu lassen.

Wir Deutsche müssen die Vorgänge in Rußland mit scharfem Blick verfolgen; unsere Zukunft wird von dorther bestimmt und beeinflußt werden trotz unserer gewiß sehr wichtigen überseeischen Interessen. Herr Vrba zeigt uns, vor welchen Darstellern dieser Ereignisse wir uns vor allem zu hüten haben. Das ist ein großes Verdienst. Wir sollen nicht jüdisch, sondern deutsch denken. Nicht hassen sollen wir aber die Juden, sondern durchschauen und ihre Interessen von den unserigen mit Klarheit und Wahrheit scheiden.

Heinrich Löwe.

Reinliche Scheidung in der Frauenbewegung.

Eine ‚reinliche Scheidung zwischen solchen, die zerstören, und solchen, die bauen wollen', erscheint zur Genugtuung aller ernsthaften Freunde der modernen Frauenbewegung nachgerade auch denjenigen radikalen Elementen notwendig, denen bürgerliche und soziale Freiheit nicht gleichbedeutend ist mit Preisgabe aller sittlichen Selbstachtung und Selbstzucht. Selbst eine so weit links stehende Frauenrechtlerin, wie Ella Mensch, die Schriftleiterin der ‚Frauen-Rundschau', erachtet es für notwendig, in einer eigenen Broschüre sich von den ‚Bilderstürmern in der Berliner Frauenbewegung' klipp und klar loszusagen; und die unreinliche Umgebung, in welche ihre Kampfschrift durch Einreihung in Hans Ostwalds ‚Großstadt-Dokumente'* geraten ist, soll uns nicht hindern, ihren mutigen Worten hier ein Echo zu geben. Ihrem Motto

‚Greif selten in ein Wespennest,
Doch wenn du greifst, so greife fest!'

getreu, kennzeichnet die Verfasserin als schlimmsten Auswuchs der Frauenbewegung jene ‚erotische Influenza', welche, aller Hemmungsvorstellungen verlustig, ihre sonderbaren Begriffe von Liebe und Ehe in verführerischen Schlagworten anpreist und in einer zügellosen Belletristik ‚verherrlicht'. Fräulein Mensch rechnet sich auch zu den Bekennerinnen einer ‚neuen Ethik', aber sie kann deren Ziel nur in einer Erhöhung des allgemeinen sittlichen Niveaus, nicht in einer ‚laxen und skrupellosen Verwischung' aller bisher grundlegenden Gegensätze erblicken:

‚Ich bediene mich in bezug auf diese Verblendeten keines der Ausdrücke, wie sie das Lexikon des lieben Pfahlbürgertums und Philisteriums aller Zeiten bereit hält. Aber eines muß ich sagen: Es ist eine riesengroße Dummheit, den Ast abzusägen, auf dem man sitzt. Das tun alle die Frauen, die vergessen, welche reale und ideale Macht in der keuschen Gesinnung des Menschen, in der Reinheit seiner Handlungen und Worte beruht. Das ist nicht „Brauch", nicht „veraltete Sitte", das ist ein tiefer Lebensquell, der niemals versiegen darf, der sich immer wieder erneuern muß, wenn die Menschheit in der Kultur weiter kommen soll. Denn Kultur bezieht sich nicht auf die äußeren Errungenschaften, sondern auf das Werden und Wachstum des geistigen und sittlichen Menschen, und dieser ist zugleich der religiöse Mensch. Wo es anders verstanden wird, wo man etwa Freude und Befriedigung empfindet an einer Kultur, die einem sittlichen Indifferentismus Vorschub leistet, da kommt der kritische Standpunkt Rousseaus wieder zu Ehren, der eine solche Oberflächen-

* Als Band 26. Berlin o. J. bei Hermann Seemann Nachfolger.

zivilisation mit dem Pathos des ethischen Menschen ablehnt. Da es nun aber keinen „Naturzustand" gibt, zu dem wir zurückkehren oder den wir wiederherstellen könnten, so müssen wir in einem höheren Kulturzustande das Heil erblicken und auf ihn hin unsere geistige und soziale Arbeit einrichten.'

Von solchen Gesichtspunkten aus findet Ella Mensch die schärfsten Protestworte gegen das ‚Liebeszigeunertum' in der Lyrik einer Beutler, Maria Madeleine u. dgl. und mancherlei ähnlichen ‚novellistischen Bekenntnissen liebeswütiger Weiblein'.

‚Liebe, ja das ist ein Großes, Gewaltiges, die Seele des Alls! Aber in diesen tollen Sexualphantasien war alles zu finden — nur keine Liebe! ... Es ist immer bedenklich, wenn so viel gefabelt wird von der „inneren Freiheit", vom „Mut zur Sünde" usw. Es macht mißtrauisch, dieses Pochen auf Kraft. Der wahrhaft Starke verschmäht die Prahlerei. Und wer ehrlich gegen sich selbst ist, redet sich auch kaum den Blödsinn ein, daß es eines so großen Mutes zur Sünde bedarf. Sünde oder Schuld, oder was man nun dafür einsetzen will, ist meistens nicht das Resultat des Mutes und der Tapferkeit, sondern einer ganz erbärmlichen Feigheit und eines jämmerlichen Sichgehenlassens.'

In dieser impulsiven, durch reichlichen Sperrdruck aufpochenden Sprache rechnet Ella Mensch ab mit den übelsten ‚Großstadttypen' in der Frauenbewegung, unter welchen sie die vier Klassen der ‚Friedensfanatikerin', der ‚Vereinswühlerin', der ‚Modestudentin' und der ‚Vortragsdilettantin' ergötzlich unterscheidet und mit solcher Schärfe charakterisiert, wie sie nur aus unmittelbarster Lebensbeobachtung entspringt. Ganz besonders trefflicher rechnet sie mit jenen ‚Recht auf Mutterschaft'-Phrasen ab, welche das unverehelichte Weib nur als verkümmertes Halbwesen gelten lassen und beispielsweise im ‚Zölibat der Lehrerinnen' eine naturwidrige ‚Grausamkeit' erblicken. Gegenüber den Verweisen reichsdeutscher Agitatorinnen auf die österreichischen Verhältnisse, wo verheiratete Frauen öffentlichen Schuldienst leisten können, zitiert sie Belege aus ihrer Redaktionskorrespondenz von Österreich her. So schreibt z. B. eine verheiratete Lehrerin:

‚Ich kann alle deutschen Kolleginnen nur warnen, sich nicht unsere Zustände herbeizuzwingen. Schuldienst und Hausfrauenpflichten lassen sich nicht vereinen — ich könnte Ihnen da von Tragödien erzählen ...'

Gegenüber einem abscheulichen Tendenzroman ‚Ecce mater', welcher die Leiden der um Mannesliebe und Mutterglück ‚schmählich betrogenen' Lehrerin schildern soll, spricht die Verfasserin als ihre Beobachtung aus, was gewiß viele mit uns aus eigener Erfahrung freudig bestätigen:

‚Wenn man denn schon generalisieren will, so kann man nur feststellen, daß gerade unsere deutschen Lehrerinnen in der Gesellschaft, in den Kreisen, in denen sie sich bewegen, durchschnittlich angenehm auffallen durch ein fröhliches, selbstsicheres Wesen, durch die Gabe, mit Jung und Alt gut auszukommen, ... durch ein harmonisches Gleichgewicht der Kräfte, um das manche mürrische Ehefrau sie beneiden könnte ... Niemand verwehrt ihr den Zugang zum Leben. Heiraten kann sie, sobald sie will, nach vorausgegangener Kündigung, aber sie

kann nicht vom Staat verlangen, daß er einen Teil der so überaus wichtigen Volkserziehung in die Hände von Personen legt, die ihr nur die Hälfte ihrer Kraft zuwenden können. Eben weil der Staat mit Menschen rechnet und nicht wie ein Warenhaus nur mit Angestellten, kann er diesem Verlangen nicht entsprechen.'

Während alle Arbeiterfürsorge, die von Grund aus einsetzt, besonders darauf ausgeht, die Frau dem Haus zu erhalten und dem meist so unglücklichen Doppelberuf der verheirateten Fabrikarbeiterin ein Ende zu machen, wollen jene exaltierten Bilderstürmerinnen in anderen, noch anspruchsvolleren Lebenskreisen den sozialen Rückschritt mit Gewalt erst herbeiführen. Wer die unverheiratete Frau an sich schon als ein Halbgeschöpf ansieht, eben der schreibt ja dem Mann nichts geringeres als den Mormonenberuf zu, aus dem Weibe erst den ganzen Menschen zu schaffen. Kommt dazu noch die Proklamierung der erotischen Freizügigkeit, dann kehrt das alte Verhältnis von ‚Herr' und ‚Sklavin' vollends wieder.

‚Die Tatsache, daß die Einehe noch immer eine sehr unvollkommene Institution ist und durchaus nicht das leistet, was sie dem „Ideal" nach leisten sollte, rechtfertigt keineswegs das Bestreben, an Stelle dieser Institution noch unvollkommenere und mangelhaftere Zustände zu setzen ... Das Gesetz schützt den Schwächeren. Die Einehe ist der Schutz für die Frau; sie sollte nicht gedankenlos auf diesen Schutz verzichten.'

So ruft die Verfasserin, mag sie sich an die ledigen oder verheirateten Schwestern wenden, immer in erster Linie die Frauen selbst zu einer stets höheren und edleren Sittlichkeitsentwicklung auf, an der sich dann konsequentermaßen auch das ‚stärkere Geschlecht' weiter empor läutern wird. Im Niedergang aber der weiblichen Moral sieht sie mit Recht das schlimmste Anzeichen allgemeinen Niedergangs und die bedrohlichste Gefährdung gerade der edelsten Frauenrechte.

r.

‚Romane für jedermann.'

Mit der steigenden und fast unkontrollierbaren Masse der Literatur werden die Versuche einzelner Kritiker, Erzieher oder Seelsorger häufiger, sich dem Leser als Führer anzubieten. Unsere raisonnierenden Weihnachtskataloge, literarischen Jahresberichte, Ratgeber u. dgl. geben von dieser Tätigkeit Zeugnis. Daneben tauchen ab und zu Bücher auf, die es sich zur Aufgabe machen, insbesondere die Werke der erzählenden Literatur von moralischen oder konfessionellen Gesichtspunkten aus zu sichten, zu verurteilen oder zu empfehlen. Einen Versuch dieser Art haben wir in Deutschland von Heinrich Keiter (‚Konfessionelle Brunnenvergiftung'), dem das Verdienst bleiben wird, einmal, wenn auch hie und da mit einem übers Ziel hinausschießenden Eifer und bedenklicher Einseitigkeit, dargetan zu haben, in welch trauriger Weise der Roman von vielen Autoren in den Dienst der konfessionellen Hetze gestellt wird. Weiter als Keiter geht ein 1906 in Cambrai (bei Oscar Masson) in dritter

Auflage erschienenes Buch des Abbé Louis Bethleem: ‚Romans à lire et Romans à proscrire' (Romane, die man lesen darf und Romane, die zu verurteilen sind). Der Verfasser hält über die in Frankreich gangbaren Autoren und Werke Gericht, indem er sie unter folgende Rubriken austeilt: Romane, die zu verurteilen sind, a) in Kraft der Inderdekrete, b) im Namen der christlichen Moral, weltliche Romane, anständige Romane, Romane für Jünglinge und jedermann, Kinderromane. Es würde wenig dabei herauskommen, wollten wir uns mit ihm über Einzelheiten auseinandersetzen. Seine Absicht ist zweifellos gut und schätzbar, seine Methode jedoch falsch und naiv. Schon die seltsame Unterscheidung zwischen weltlichen und anständigen Romanen läßt das erkennen. Wann hört der weltliche Roman auf, ein weltlicher Roman zu sein, mit welchen Eigenschaften erwirbt sich ein Roman das Prädikat anständig? Kann ein Roman nicht weltlich und anständig zugleich sein? Die Austeilung der erstgenannten Romangattung an Weltleute und Personen von reifem Alter und Urteil, der anderen Gattung an wohlerzogene Jünglinge und junge Mädchen ist so sehr durch spezifisch-französische Erziehungs- und Gesellschaftsbegriffe bedingt, daß man von anderen Verhältnissen aus gar nicht darüber reden kann. Dennoch zeigt der Verfasser mehrfach ein Streben nach Unbefangenheit und Weitherzigkeit. So z. B. wenn er von der bekannten Gyp spricht. Vom Standpunkt der Moral sei sie weit entfernt, keinen Vorwurf zu verdienen. Aber wenn sie auch vor leicht geschürzten, gewagten, ja selbst schmutzigen Worten nicht zurückschrecke, so sei sie doch niemals plump und verstehe es, *Wahrheiten* zu sagen. Und sie sage sie drollig. Die Wahrheit aber, die lache und lachen mache, übe keine ungesunden Wirkungen aus, ja, sie sei für viele heilsamer als die einschläfernde und für alle vorzuziehen vor einer Wahrheit, die Ekel erregt. — Hier ist eine Erkenntnis *ausgesprochen*, eine der wenigen fruchtbaren des Buches, leider aber nicht *genutzt*: die Erkenntnis nämlich, daß es einschläfernde Wahrheiten gibt und daß diese für niemand heilsam sind. Leider sind die vom Abbé Bethleem empfohlenen Werke — Ausnahmen bestätigen die Regel — solche mit einschläfernden Wahrheiten — und da liegt die gefährliche Seite seines Buches. Es wird für alle, die einmal die öde Langweiligkeit und literarische Geringwertigkeit der meisten empfohlenen ‚Romans honnêtes' und besonders der ‚Romans pour tous' kennen gelernt haben, ein sicherer und bedenklicher Führer zu all jenen Romanen, vor denen es warnen will, zu denen es aber tatsächlich durch die den Inhalt andeutenden Bemerkungen hinlenkt. Hier muß einer unwillkürlich an das Wort Lichtenbergs denken, daß unter allen verbotenen Büchern keines mehr verboten sein sollte, als ein Katalog von verbotenen Büchern.

Daß Abbé Bethleem weitherzig sein kann, haben wir gesehen. Dennoch besteht kein Zweifel, daß ihm als *Ideal* die Gattung der sogenannten anständigen Romane vorschwebt, die man in alle Hände geben kann. Hier aber liegt der Grundirrtum nicht nur dieser, sondern der meisten ähnlichen

Versuche, die literarischen Werke eines Volkes nach Gesichtspunkten, wie den gewählten, zu klassifizieren und dann je nachdem zu proskribieren oder zu empfehlen.

Auch bei uns gibt es eine Kritik, die es als Ruhmestitel eines Romans ansieht, wenn er ‚für jedermann' empfohlen werden kann. Diese Kritik hat es sich wohl kaum jemals klar gemacht, wie wenig verträglich ihre Ansicht mit dem tieferen Wesen der dichterischen Gattung ist, die sie auf solche Weise beloben will. Kein geringerer als René Bazin* hat in einem Vortrag über diese Frage ein offenes und entschiedenes Wort gesprochen, das ein Echo hier verdient.

‚Welches ist das natürliche Publikum des Romans? Nehmen wir an, daß eine Romanschöpfung von jedermann gelesen werden kann, ist dies ein besonderer Vorzug oder eine einfache Begleiterscheinung? Haben wir hier ein Ideal, mit dem sich der Schriftsteller beschäftigen muß, oder liegt vielmehr im Begriff des Romans selber ein Element, das bestimmend und abgrenzend auf das Publikum wirkt, an das sich der Romandichter wendet? Mit einem Wort: welche Bedeutung hat, ästhetisch gesprochen, die berühmte Formel des Romans, der in alle Hände gegeben werden kann?'

An einem Beispiel aus der Redaktionserfahrung zeigt René Bazin, welche Ansprüche von gewissen Lesern sofort an eine Revue gestellt zu werden pflegen, die sich programmatisch auf den Boden christlicher Moralität gestellt hat, oder bei der man solches wenigstens voraussetzen darf.

‚Einige ihrer Abonnenten werden sich das gleich zunutze machen und von dem Herausgeber verlangen, nicht daß er moralisch einwandfreie Romane bringe, was zu verlangen ihr Recht wäre, nein, daß er Romane bringe, die auch junge Mädchen lesen dürfen . . . Nun, ich glaube, und ich werde es beweisen, daß diese Abonnenten im Unrecht sind; daß der Roman, so wie sie ihn auffassen und vorschreiben, eine falsche und verderbliche Sache ist; daß der Roman für junge Töchter immer nur ein glücklicher Zufall sein kann in einer Literatur, die nicht für sie geschaffen wird.'

Diese Behauptung stützt René Bazin auf zwei Tatsachen: Der Roman als ein Werk der Lebensspiegelung verlangt zu seinem Verständnis Leser, die ‚gelebt haben' und das Leben aus Erfahrung kennen; der Roman als eine Schöpfung der Kunst setzt ein geübtes Verständnis ihrer Formen, Mittel, Sprechweisen voraus, das nur der reife Geist besitzt. Und diese Lebenserfahrung, die unerläßlich ist, sowie dieses Verständnis der Kunstform, das nicht fehlen sollte, sie seien nicht nur bedingt durch Werke, die sich in ihrer Stoffwahl dem unfertigen Leser als unzuträglich ankündigen, sondern selbst durch solche, die wie gewisse Erzählungen Daudets, George Sands, Lotis oder Maupassants stofflich einwandfrei sind. Wenn nun auch René Bazin für unser deutsches Gefühl zu weit geht, indem er selbst solche Werke wie die letztgenannten

* Vgl. über ihn den Artikel im Hochland, 3. Jahrgang, Bd. 1, S. 157 ff.

der reiferen Jugend durchaus vorenthalten wissen möchte, bleibt dennoch nicht weniger wahr, was er zur Rechtfertigung seines Standpunktes vorbringt:

‚Der Autor hat nicht den Ehrgeiz für ein Jugendpublikum zu schreiben. Er hat geschrieben für Männer und Frauen, die seine Idee durchdringen und ergänzen, die auch das Unausgesprochene erraten, die Worte nach ihrem besonderen Gewicht empfinden können und die so verstehen, neben das Werk des Schriftstellers das zu stellen, was man das Werk des Lesers nennen könnte. Diese Mitarbeit, die ihm die Jugend niemals entgegenbringen kann, ist einem jeden großen Werke gegenüber nötig; sie ist ein Element, mit dem der Autor rechnen muß. Die Künstler pflegen nicht alles zu sagen, einmal, weil es ihnen nicht zusteht, dann aber auch, weil es ihnen genügt, die Linie nur anzudeuten, damit die Kurve im Geist des einsichtigen Lesers sich ins Unendliche verlängere. Sie wissen im voraus, daß bei einer ganz kleinen Stelle, die sie mit tieferer Empfindung schreiben, in die sie ein wenig mehr von ihrer Seele legen, das Buch sich in den pietätvollen Händen des Lesers oder der Leserin schließen wird, und daß sich lange Träume um eine einzige Zeile spinnen, so, wie oft aus einem einzigen Samenkorn ein ganzer Strauß von Blüten aufsprießt. Allerdings muß das Erdreich durch das Leben bestellt und geeignet sein, diese Aussaat aufzunehmen, zu nähren und bis zur Blüte zu hegen ... Die Erziehung, der Unterricht sind nur Mittel zweiter Ordnung, um diese innere Verbindung zwischen Autor und Leser zu bewirken. Nur das Leben und was ein Mensch persönlich an Leid erfahren hat, vermag den Boden zu bereiten für diese Gemeinschaft zweier Unbekannten in ein und derselben Empfindung, die der eine kaum ausspricht und der andere doch ganz fühlt. Die Jugend, so viel Vorrechte sie sonst auch habe, dieses bleibt ihr versagt. Sie hat nicht gelitten. In ihren Augen glänzt nur die Freude der sich erschließenden Welt. Die Gedanken anderer wird sie verkümmern lassen oder sich erschöpfend bemühen, dieselben in sich aufzunehmen. Der lebenswahre Roman ist nicht gemacht für diejenigen, die nicht gelebt haben ... Das aber ist das Geheimnis, Bücher zu verstehen: diejenigen, die durch die Schule des Leids gegangen sind, werden, ob sie nun unwissend oder weise sind, immer etwas von den Schilderungen des Lebens verstehen. Die andern und diejenigen, die jung sind, mögen erst die Schule des Lebens durchmachen. Sie sollen leben und den Roman beiseite lassen wie ein Werk, dessen Sinn für sie leer ist, dessen Sprache sie nicht verstehen. Sie werden danach greifen, sobald sie geweint haben: und das wird niemals lange auf sich warten lassen.‘

Es liegt zweifellos in der besonderen Art des französischen Romans begründet, daß René Bazin auf das künstlerische Verständnis des Lesers ein so viel geringeres Gewicht legt als auf die Lebenserfahrung. Der französische Roman beschäftigt sich mehr als der deutsche mit Liebes- und Ehekonflikten, er ist mehr Darstellung gesellschaftlicher Beziehungen, während der deutsche die Probleme der Bildung, des Lebensinhalts, der Weltanschauung bevorzugt. Je mehr dieser letztere bei der Darstellung seiner Menschen und ihrer Denkweisen mit der Objektivität des Kunstwerkes verfährt, desto größere Anforderungen stellt er an das künstlerische Verständnis seiner Leser, an jene ästhetische Toleranz, die da jede Gestalt mit ihren guten oder schlechten, richtigen oder falschen Meinungen, Begriffen, Vorstellungen, mit ihrem hohen oder

niederen Glauben und Wähnen nimmt wie sie ist und als solche in ihrer Totalität ästhetisch zu genießen versteht. Diese Ruhe der ästhetischen Betrachtung, bei der moralische oder intellektuelle Antipathien so lange kein Recht haben, als wir den Autor nicht selber für eine uns antipathische Meinung oder Gestalt Partei ergreifen sehen, geht gar manchen Lesern nur deshalb verloren, weil sie genau wie jene von René Bazin getadelten Abonnenten den Roman immer und immer wieder unter jugendpädagogischen Gesichtspunkten betrachten. ‚Romane für jedermann' gibt es nun einmal nicht; dieser Begriff enthält eine contradictio in adjecto; das Ausbreitungsgebiet des Romans, auch des für die Jugend stofflich einwandfreien, ist notwendig beschränkt, bei uns zum Teil aus anderen Erwägungen wie in Frankreich, insofern als in ihnen der Begriff der Jugend nicht an eine Altersgrenze gebunden bleibt, sondern sich in den der intellektuellen bezw. ästhetischen Unreife erweitert. Aber so oder so: René Bazin hat Recht, der ‚Roman für jedermann' ist ein ‚genre faux', ist ‚ganz einfach ein literarischer Irrtum.'

-th.

Die Wipfel.

An dem Horizont, wie Lichtgedanken,
Seh ich in dem tiefen Himmelsblau
Immer zwei besonnte Wipfel schwanken.

Weiß es nicht, in welchem fernen Grund
Ihre Wurzeln in der Erde ranken,
Ob der Wind ihr Samenkorn gesät,
Ob sie Menschenhand ihr Leben danken,
Ob sie einsam ohne Brüder steh'n.

Wenn die Schatten auf die Erde sanken,
Seh' ich immer noch beim letzten Strahl
Fern im Blau, wie helle Lichtgedanken,
Leise die besonnten Wipfel schwanken.

Sophie Steinwarz.

Zeitgeschichte.

Liegt in dem englischen Handelsneid auf Deutschland ein Kriegsgrund verborgen? Die Tatsache, daß in England ein großer Teil der Presse und des Volkes bis in die Regierung, sogar eine liberale, hinauf von Neid gegen Deutschlands Konkurrenz auf dem Markte der verschiedensten Nationen des ganzen Erdballs erfüllt ist und Deutschland in seinem weiteren Vordringen in Eroberung des Absatzes für seine Waren hemmen und in die frühere Inferiorität zurückgedrängt sehen möchte, muß als feststehend angesehen werden. Die englische Politik hat seit über einem Jahrhundert, unter Whigs und Torys, immer einen gemeinsamen Charakter, welche Unterschiede auch sonst die Vorliebe für den Fortschritt einerseits, die Erhaltung andererseits im Gefolge haben möge: den Charakter, sich alle Völker der Erde als gegen allen anderen Export sie bevorzugende Abnehmer der englischen Waren tributpflichtig zu wünschen. Englands Bevölkerung will nicht nur — mit gutem Recht — bestehen können und vermag das nicht durch seine eigene Produktion zu erreichen, sondern ist auch von heftiger Begierde nach Reichtum entbrannt. Seine insulare Lage, die unausreichende Leistungsfähigkeit und die Art der Verwendung seines Grundes und Bodens, endlich der Nationalcharakter, wie er sich herausgebildet hat, bringt beides mit sich.

Handelskriege, um den unbequemen Konkurrenten sich vom Leibe zu halten und niederzudrücken, sind in der Geschichte der Menschheit keine Seltenheit. Aber das sittliche Urteil der Menschen über die Mittel und Wege, wie sich Nationen des Mitbewerbes anderer um die Lebensbedingungen erwehren sollen, hat sich denn doch sehr geändert. Im Privatleben wäre es nicht nur schändlich, seinem Konkurrenten nach Leib und Leben zu stehen, sondern auch ein kriminelles Kapitalverbrechen. Sollte die rein sittliche Qualität der Sache im Völkerleben eine andere sein? In früheren Zeiten machte man sich darüber nicht viel Kopfzerbrechen, die Kriege saßen lose und waren, Ausnahmen wie Rom und Karthago abgerechnet, auch in viel geringerem Grade Ereignisse, die der Existenz der Nationen an Herz und Nieren gingen, die allerhöchste Anspannung der nationalen Kräfte herbeiführten. Wenigstens in dem eigentlich christlichen Zeitalter, zwischen Völkerwanderung und Reformation, war das so. Heutzutage aber wird der Krieg einerseits, weil die Arbeit für Leben, Gesundheit und Wohlstand der Bevölkerung, also die praktische Nächstenliebe, einen so wissenschaftlichen Ernst und einen so ungeheuren Umfang angenommen

hat, viel tiefer als im Widerspruch mit dieser stehend empfunden, andererseits für alle Fälle in der Friedenszeit so über die Maßen gründlich vorbereitet, daß er an Vernichtung von persönlichen und Sachwerten alles Vergangene derselben Art weit hinter sich lassen würde. Dazu kommt die aus verfeinerter und vertiefter ethischer Bildung sich erhebende Frage: Da alle Menschen mit gleichem Recht am Leben geboren werden, ist da die Pflicht für diejenigen, die es gerade so unglücklich trifft, wahrhaft überzeugend zu konstruieren, daß sie sich aufopfern müssen — nicht für ein in Glorienschein ausgesonnenes, über alles erhabenes großes Ganzes, das der persönlichen Einheit ermangelt, sondern für andere ihres Gleichen, die ohne ihr Verdienst den Vorteil davon haben würden?

Wenn England also wirklich daran dächte, durch einen Seekrieg die deutsche Flotte, deren Flagge der Handel bekanntlich folgt, zu vernichten, um so die deutsche Handelskonkurrenz gründlich loszuwerden, so erscheint der veredelten öffentlichen Meinung der anderen europäischen Völker, am meisten des deutschen Volkes, ein solches Beginnen jetzt brutal, d. h. unmenschlich, und ein solcher Krieg könnte nicht anders als unter dem Fluch dieser öffentlichen Meinung sich erheben. Doch muß man wohl den Nationalegoismus der Engländer für hartgesotten genug halten, um auch das zu ertragen, wenn auch nicht unter einem liberalen Ministerium, so doch unter einem rein nationalistischen, das sie sich schaffen würden. Und wenn wirklich die Ernährung oder auch nur der Reichtum des englischen Volkes nur unter dieser einen Bedingung zu erhalten wäre, so ständen allerdings der Brutalität sehr starke Milderungsgründe zur Seite. Eins freilich müßte man ihm noch besonders entgegenhalten. Wie wäre ein solcher Krieg vor der von England so gern hervorgekehrten Christlichkeit zu verantworten? Soll diese also wirklich als nur Bigotterie entlarvt und auch das ertragen werden? Ich brauche den nächstliegenden Gesichtspunkt, daß Religion der Menschenliebe und ein furchtbarer Krieg aus Handelsinteressen wirklich nur höchst künstlich miteinander zu vereinigen sind, nicht weiter zu urgieren.

Nun aber kann man doch nicht zugeben, daß in Englands Lage die Gewalt das einzige Mittel wäre, um der bedrohlichen Handelskonkurrenz Deutschlands zu begegnen. Deutschland selbst hat die bewundernswerte Vervielfachung seiner Ausfuhr in den letzten beiden Jahrzehnten durch zwei Mittel erreicht, die mit Gewalt nichts zu tun haben. Erstens durch drei Worte. Ich meine: durch die kluge und sozusagen bußfertige Beherzigung der drei Worte, die der Geheimrat Reuleaux bei Gelegenheit der Weltausstellung von Melbourne über die Qualität der damaligen deutschen Waren aussprach, ‚billig und schlecht.' Es hat sich bekehrt zu der für immer idealen Formel ‚gut und preiswert'. Die Beschaffenheit der Waren und damit ihre Wirkung auf die Kaufwilligkeit muß sich ja immer aus diesen beiden einfachen Faktoren zusammensetzen, wobei das Moment des Preiswerten so zu verstehen ist, daß ein legitimer Nutzen für die Arbeit der Hervorbringung und des Handelsvertriebes übrig bleiben muß. Zweitens durch das Genie und den Fleiß der deutschen Technik und ihre Fußung auf wissenschaftlicher Gründlichkeit. Können das die Engländer nicht auch beherzigen? Das ist eine Empfehlung der in den landläufigen Phrasenvorrat übergegangenen Devise vom ‚friedlichen Wettbewerb' der Völker, aber sie ist hier nicht als fertige Phrase gebraucht, sondern durch sachliches Nachdenken als richtig hervorgeholt. Ferner ließe sich die Produktionsfähigkeit des englischen Bodens durch Opfer der Aristokratie an ihren Parks und Jagdgründen gar wohl bedeutend

heben. Doch ist ja das Abgeschnittenwerden von äußerer Zufuhr bei der Macht der englischen Flotte so wie so in absehbarer Zeit für England nie zu fürchten.

Umgekehrt läge alle Hoffnung Englands in einem Kriege mit Deutschland ausschließlich in der von ihm leicht auszuführenden Abschneidung des Gegners von überseeischer Zufuhr. Dabei würde für die Versorgung aller notwendigen Bedürfnisse Deutschland mindestens ein Teil der festländischen Verbindungen offen bleiben, und auf die Kolonialwaren müßte es einmal in der Zeit der Not verzichten können. Die deutsche Flotte würde trotz ihres unvergleichlichen Schneids vernünftigerweise gar nicht versuchen, die hohe See zu halten, aber unter dem Schutze ihrer formidablen Küstenbefestigungen und im Zusammenwirken mit diesen sollte sie es wahrhaftig der englischen Flotte schon schwer, nein, unmöglich machen, das Ziel der Vernichtung dieses Gegners zu erreichen. Und ob nicht etwa die Fahrt der Kauffahrteischiffe ohne Kriegskontrebande durch das Einverständnis der Mächte auf der nächsten Friedenskonferenz im Haag doch noch völkerrechtlich freigegeben wird, ist auch noch die Frage. Soll etwa England das neue Recht brutal brechen wollen? Und sollte es das können, ohne vielleicht eine gefahrdrohende Koalition gegen sich ins Leben zu rufen?

England wird diese Schwierigkeiten eines etwaigen Angriffs auf Deutschland wohl noch tiefer fühlen als das Gehässige und geradezu Unsittliche, welches ein Krieg aus dem Motiv des Handelsneides für die heutige ethische Bildung an sich hat. Daher denn die nicht verstummen wollenden Gerüchte von einem seitens dieser Macht weit angelegten Plane, Deutschland zu isolieren oder ‚einzukreisen'. Und Frankreich würde ja seit 1871 ganz sicher der Bundesgenosse jeder Großmacht sein, die gegen Deutschland Krieg führen würde, — wenn es sich nicht in der zwölften Stunde noch eines Besseren besinnt. England rechnet sicher bei seinen Velleitäten, die sich ja zu festen Absichten noch nicht verdichtet haben, auf diese Bundesgenossenschaft, eingelebt, wie es ist, in die unschöne Klugheit, andere für sich die Kastanien aus dem Feuer herausholen zu lassen. Aber Frankreich sollte sein guter Genius, ja seine einfachste Vernunft doch vor diesem entsetzlichen Abenteuer behüten! Denn Deutschland hat seit dem gleichen Stande der Einwohnerzahl um 1870 Frankreich jetzt um zwanzig Millionen überholt, und es hat seit 1871 sein Schwert auch nicht einen einzigen Tag rosten lassen. Frankreich hat das freilich, in seiner Weise und mit manchem Experimentieren von zweifelhaftem Wert, auch nicht getan, aber unter der stetigen Leitung preußischer Könige ist das doch eine ganz andere Sache als unter republikanischen Ministerien von unaufzählbaren Abwechselungen. Frankreich würde in einem neuen Kriege mit Deutschland gänzlich vernichtet werden, vor allem auch bei seiner jetzt schon märchenhaften Schuldenlast, völlig verarmen. Denn wer glaubt, daß der deutsche Kaiser, selbst die eine oder andere verlorene Schlacht angenommen, dergleichen es 1870 nicht gab, aber jetzt immerhin nicht undenkbar sein möchte, der Ausdauer entbehren würde, einen ‚unehrenvollen' Frieden nicht abzuschließen? Darin ist Wilhelm II. seinem Ahnherrn Friedrich II. sicherlich vollkommen ähnlich. Und, was die zweite Hauptsache ist, warum sollte sich seit 1870 die in Summa durch Tat bewiesene Überlegenheit des einzelnen deutschen Soldaten oder gar Offiziers über den einzelnen französischen Soldaten und Offizier verändert haben?

England mag glauben, Frankreich zu haben, aber wenn es einen Funken von ruhiger Überlegung und Verantwortlichkeitsgefühl in Frankreich gibt, hat es

dieses Land hoffentlich doch nicht. Die Nationalisten sind in Frankreich seit vielen Jahren in der Minderheit gegen die Republikaner, und die Strömung, die eine Verständigung mit Deutschland herbeisehnt, ist bei den besten der Franzosen in stillem Wachsen.

Alles in allem überwiegt so doch wohl die Hoffnung, daß der Handelsneid Englands nicht zu den grauenvollen Flammen eines ‚Weltbrandes' aufschlagen wird. Ungezählte Tausende von blühenden Menschen auf beiden Seiten nach blinder Auswahl der Geschosse im frühen, aufsteigenden Aste ihres Lebens zum Tod, zu Jammer und Verkrüppelung verurteilt zu denken — das ist, auch die segensreich klärende Gewittermacht eines großen Krieges in Anschlag gebracht, eine so grauenvolle Vorstellung, daß jeder an seinem Platze, was er irgend auch nur im leisesten dagegen tun könnte, dagegen zu tun berechtigt und verpflichtet erscheinen muß.

Die Bedrohung des englischen Nationalreichtums durch die deutsche merkantile Überflügelung bleibt freilich bestehen, und es ist England nicht zu verdenken, wenn es auf alle Mittel sinnt, den gegenwärtigen Status zu seinen Gunsten zu ändern. Krieg wäre ein unmoralisches und nach obigen Erwägungen der Chancen noch dazu sehr unsicheres Mittel. Den friedlichen Wettbewerb haben wir schon als das rechte Mittel berührt. Aber es zeigen sich noch weitere Perspektiven. Müssen denn für alle Zeiten die Nationen, jede in ihrer Sonderung für sich, jugendlich verkorpsburschlicht, wie ich es öfters genannt habe, ihr Bestes im Wettstreit mit anderen suchen, so daß der Vorteil der einen immer der Nachteil für eine andere sein muß? Gibt es nicht das Ideal des Guten, das jedem das möglichst Gute zuteil werden lassen will? Gibt es nicht einen Übergang von der Jugend zum Mannesalter? Gibt es nicht jetzt schon Verteilung der ‚Interessensphären'? Läßt sich solche nicht auf die Handelskonkurrenz anwenden, oder vielmehr, ist sie nicht auch schon auf diese angewandt? Warum soll nicht der eine Teil mit dem anderen Vereinbarungen treffen, daß er dort, wo er doch nicht recht hoch kommen kann, vor dem anderen zurücktreten will, und daß es der andere in der umgekehrten Lage ebenso macht? Doch das ist nur das einfachste Beispiel. Jedenfalls hat sich das Prinzip des *schrankenlosen* Wettbewerbs innerhalb der einzelnen Staaten schon als verderblich erwiesen und ist daher fast überall verklausuliert, warum sollte es in den internationalen Beziehungen unüberwindlich sein?

Die Voraussetzung in allem Vorigen ist, daß Deutschland jedenfalls niemals den Handelsneid Englands seinerseits zum casus belli machen wird. Das gehört zum eisernen Bestand der politisch-sittlichen Bildung des Volkes und der Regierung von Deutschland und ist die Kehrseite der unübertrefflichen Energie, mit der es jeden aufgedrängten Krieg führen würde. Zwar gibt es in Deutschland eine Partei, die in einem Siedegrad von Engländerhaß dem Insularvolke lieber heute als morgen den Krieg erklären würde, wenn sie nur die Macht und einigermaßen der Quantität nach die Flotte dazu hätte. Dieser Partei erscheint England als ganz kraß nationalegoistisch. Sie macht sich aber nicht klar, daß sie eben das, was sie bei England so hassenswürdig findet, genau so in ihren Gefühlen für das deutsche Vaterland wiederholt, sich also anderen ebenso hassenswürdig macht. Diese Partei ist aber so klein, — kaum ein Hundertstel der Reichstagsabgeordneten wird sie vertreten, — daß keine Gefahr ist, daß sie jemals das wahrhaft deutsche Wesen, dessen Wahlspruch ist: ‚Friedliebend stark', sollte verdrängen können. Das jugendlich germanische Wesen mag gewesen sein: Liebe zum Kampfe um des Kampfes

willen, inzwischen ist aber die deutsche Nation zu allseitigerer Tugend durch ihre zweitausendjährige Geschichte erzogen, ohne an Tüchtigkeit für den Kampf, wenn er sein muß, verloren zu haben.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Philosophie.

Fichte und Paulsen. In seinen von flammender Begeisterung getragenen ‚Reden an die deutsche Nation' empfiehlt J. G. Fichte im Winter 1807/08 als einziges Mittel der Erhebung aus tiefem Fall eine neue universale Volkserziehung. Es gilt nicht mehr ‚etwas am Menschen' zu bilden, es gilt den Menschen selbst zu bilden, die Bildung soll ein ‚persönlicher Bestandteil des Zöglings' werden. Die neue Erziehung soll die ‚sichere und besonnene Kunst' sein, ‚einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden,' und zwar soll sie die ganze Nation ohne Unterschied der Stände berücksichtigen. Nichts weniger als eine öde Gleichmacherei wird indes damit beabsichtigt: ‚Worauf beruht denn alle menschliche Größe, außer auf der Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit der Person?' ‚Unser Maßstab der Größe bleibt der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei und von ihnen begeistert.' — Etwa hundert Jahre später charakterisiert ein anderer Berliner Philosoph, Fr. Paulsen, in einem äußerst lesenswerten Büchlein* die wahre Nationalbildung in ähnlicher Weise: ‚Das aber wäre das Ideal einer wahren Nationalbildung: nicht Gleichheit der Bildung aller, sondern: auf dem Grunde einer einheitlichen Volksbildung, die selbst wieder als ein Glied der Menschheitsbildung eingeordnet wäre, ein Höchstes von individueller Ausbildung, nach der unendlichen Vielheit der Aufgaben, der Kräfte und Begabungen, welche die schöpferische Natur hervorbringt.' — Fichte und Paulsen — es hat einen eigenen Reiz, beide Denker miteinander nach Ähnlichkeit und Gegensatz zu vergleichen: es treten uns in ihnen nicht bloß zwei Persönlichkeiten, sondern zwei Zeiten entgegen. Beide gehen von Kant aus, beider Ansichten hat man als ethischen Idealismus gekennzeichnet, beide suchen ihre Ideale in die Wirklichkeit zu übertragen, daher beider Interesse für die Erziehung des Volkes, beide glauben endlich an die Verwirklichung ihrer Ideen, sie sind, wie alle Männer der Tat, Optimisten. Sehen wir indes näher zu, so liegt gerade in diesen Vergleichspunkten der Ansatz zu einer um so größeren Verschiedenheit. Fichtes Kantianismus ist eine selbstständige, spekulative, kongeniale Fortbildung Kantischer Ideen. Fichte hat eine geschlossene, mit eiserner und schroffer Konsequenz durchgeführte Weltanschauung. Mit geradezu religiöser Glaubensinnigkeit hängt er an seinem ‚absoluten Ich'. Paulsen dagegen ist der geistvolle Kantinterpret. Das seit Fichtes Auftreten verflossene Jahrhundert hat den Sinn von den Höhen der Spekulation ab- und den Niederungen der Wirklichkeit zugelenkt, den Rätseln, Dunkelheiten und scheinbaren Widersprüchen, die in ihrer Verwicklung sich nicht leicht auf eine Formel zurückführen lassen. An Stelle des weltfernen Philosophen ist der nüchterne Naturforscher und Historiker getreten. Paulsens Werke lassen deutlich diese Geisteswandlung erkennen. Die eigensinnige Folgerichtigkeit einer einheitlichen Weltanschauung sucht man hier vergeblich. Wohl sehnt sich Paulsen nach einer neuen, alles umfassenden und fruchtbaren Synthese: aber es bleibt beim Sehnen. Zu hart und schroff stehen sich die noch unversöhnten Gegensätze der Wirklichkeit gegenüber: daher — bei aller

* F. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. B. G. Teubner, Leipzig (Aus Natur und Geisteswelt).

staunenerregenden Gelehrsamkeit, vielleicht gerade wegen seines umfangreichen Wissens — das Schwanken des Urteils, die Konzessionen nach rechts und links, eine ‚Objektivität' nicht ohne den Beigeschmack der Skepsis. — Diese Grundverschiedenheit spiegelt sich auch auf dem Gebiete der Ethik und der Religion. Fichte ‚glaubt' an das reine Ich und den idealen Gehalt, den es repräsentiert, d. h. er ist felsenfest überzeugt, dieses Ich und die Bedeutung der damit zusammenhängenden idealen Weltanschauung klar und irrtumslos erfaßt zu haben. Er umfaßt deshalb auch diesen Glaubensinhalt mit einer Art ethischen Fanatismus. Auch Paulsen glaubt an etwas Höheres, die platte Wirklichkeit Überragendes, aber sein Glaube ist eigentlich nur ein Wunsch, geboren aus der Unbefriedigung mit dem Inhalt des irdischen Lebens. Daher seine farblose Bestimmung des religiösen Glaubens, die manchem Verehrer als ‚weitherzige Interkonfessionalität' erscheint.* — Fichtes praktische Mahnungen wirken deshalb auch wie begeisternde Predigten. Gleich Blitzen treffen sie die Herzen und entflammen in ihnen das Feuer heiliger Begeisterung. Das gilt besonders von den eingangs erwähnten ‚Reden', die von glühendster Vaterlandsliebe erfüllt sind.** Auch Paulsens Werke sind von reinem Patriotismus beseelt, aber sie reißen nicht mit sich fort; sie erfreuen durch ihren gefälligen Stil und erwärmen durch ihre treffenden, anmutigen und geistsprühenden Bemerkungen. — Fichtes Werke möchte ich einem gigantischen Höhenzuge vergleichen, dessen wildromantische Zacken das Auge fesseln und den Geist mit Schauern der Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, und wir verstehen vollkommen, daß man auf den Gedanken kommen konnte, die staunenswertesten unter diesen Formationen, die Ideen, die gleich riesigen Felsblöcken in reicher Fülle in Fichtes Werken sich finden, zu sammeln und, übersichtlich geordnet, denen zu bieten, die in Fichtes Werke sich nicht vertiefen können.* — Paulsens Schriften dagegen gleichen einem stillen Tal mit einer üppigen und anziehenden Vegetation, man versenkt sich gern in sie und verläßt sie stets mit dem Gefühl ästhetischer Befriedigung und intellektueller Bereicherung. — — Wiederum ist es die Verschiedenheit der Zeit, welche in nicht geringem Maße diese Verschiedenheit des Einflusses beider auf die Umwelt bedingt. Fichte predigte in einer Zeit der Not, und Not lehrt nicht nur beten, sie zwingt geradezu zur Ausbildung einer einheitlichen, alles beherrschenden, zündenden Idee. Heute leben wir dagegen — trotz des materiellen Wohlbefindens — in dem Zustand einer geistigen Leere und Zerrissenheit. Daher die Unempfänglichkeit der Meisten für weittragende Ideen. Daher aber auch die noch unerfüllte Sehnsucht Paulsens ‚nach einem neuen, reicheren, freieren, geistigeren Lebensinhalt, die Sehnsucht nach leitenden Ideen, die Sehnsucht nach Religion'. Fichtes titanischer Idealismus stillt diese Sehnsucht nicht, so imposant und packend auch seine Ideen uns erscheinen. Dem kritisch geschärften Blick des modernen Denkers entgehen nicht die Einseitigkeiten und Widersprüche des mit Recht vielbewunderten Systems, ja, die skeptische Stimmung der Gegenwart, die ihren bün-

* Treffend, wenn auch etwas temperamentvoll kritisiert Otto Nordwälder in seiner Schrift ‚Friedrich Paulsen und seine religiösen Anschauungen' (Mainz, Druckerei Lehrlingshaus) die Weltanschauung des Berliner Philosophen.

** Vgl. Switalski, ‚Das deutsche Volkstum und die Vaterlandsliebe nach Fichtes Reden an die deutsche Nation.' (Braunsberg, Grimme 1906.)

* Max Rieß hat es in einem geschmackvoll ausgestatteten Bändchen in geschickter Weise versucht: ‚J. Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit.' (‚Erzieher zu Deutscher Bildung.', Eugen Diederichs. Jena u. Leipzig 1905.) — Das Herausreißen der Zitate aus dem Zusammhang ist freilich immer etwas bedenklich, zumal bei einem so schwierigen Denker wie Fichte.

digsten Ausdruck im Agnostizismus, in dem wenigstens angestrebten Verzicht auf alle und jede Metaphysik erhält, will überhaupt von einer ‚absoluten' Wahrheit nichts wissen. Den ersehnten ‚geistigeren Lebensinhalt' glaubt deshalb auch Paulsen lediglich in der ‚praktischen Zuversicht' finden zu können, ‚die nicht auf Sehen und Erkennen, sondern auf dem Hoffen und Wollen beruht,' in einer rein subjektiv bedingten Gefühlsstimmung ‚der Demut und Zuversicht, der Gottesfurcht und des Gottvertrauens'. — Können wir uns mit dieser Auskunft Paulsens zufrieden geben? Keineswegs! Der nach Wahrheit dürstende Menschengeist, dessen durch Vergängliches nicht stillbares Sehnen Augustinus so ergreifend in seinen Bekenntnissen charakterisiert, wird in unklaren Ahnungen nie und nimmer Ruhe und Frieden finden. Er verlangt nach einer Weltanschauung, die so reich und unerschöpflich wie die Welt selbst ist, nach einer gedanklichen Synthese, die für alle Probleme des Lebens einen allseitig befriedigenden, harmonisch abgetönten, wenn auch nicht alles sonnenklar erhellenden Aufschluß bietet und so für das Werten und Handeln einen nie versiegenden Quell fruchtbarer und begeisternder Leitgedanken eröffnet. Der gläubige Christ ist von der siegesfrohen, unerschütterlichen Überzeugung durchdrungen, daß sein Glaube diese alles umspannende Synthese in einzig unanfechtbarer Weise gewährt. Nur in der Rückkehr zur lebendigen Erfassung des christlichen Glaubens sehen wir eine vollgültige Bürgschaft für die Erfüllung der modernen ‚Sehnsucht nach leitenden Ideen'.

Prof. Dr. W. Switalski.

Neue Erkenntnisse in der Logik, d. h. in der Lehre von den Formen und Gesetzen unseres Denkens zu gewinnen, erscheint gar manchem als ein aussichtsloses, unfruchtbares Unternehmen. Die Logik gilt vielfach als eine recht trockene Schulwissenschaft, welche nichts weiteres zu tun hat, als die verschiedenen Arten unserer Begriffe, Urteile und Schlüsse fein säuberlich in Kategorien einzuordnen und etwa noch in eigentümlich lautenden Memorierverslein dem Gedächtnis einzuprägen. Der Vater der Logik als Wissenschaft, Aristoteles, gilt zugleich im wesentlichen als ihr Vollender, und was etwa Spätere noch weiter ins Einzelne ausgebaut, wird als Spezialistenarbeit ohne allgemeineres Interesse angesehen. In der Tat muß man sich ja fragen: Woher sollen auf diesem Gebiet noch wesentliche neue Erkenntnisse gewonnen werden, da ja doch der Gegenstand dieser Wissenschaft, das menschliche Denken, sich dem Wesen nach zu allen Zeiten gleich geblieben ist und stets, sobald man es nur ins Auge faßte, der wissenschaftlichen Durchforschung im vollen Umfang zugänglich war.

Zwar hat man vereinzelt — ganz neuerdings wieder der amerikanische Psychologe Baldwin — die Deszendenztheorie auch auf diesem Gebiet in Anwendung zu bringen versucht und eine allmähliche Höherentwicklung nachweisen wollen; aber das führt (wie ich einmal an dem früheren derartigen Unternehmen des Darwinschülers Romanes nachgewiesen habe* nur zur Verwirrung und Verwischung, statt zur Klärung der grundlegendsten Erkenntnisse.

Auch die Einführung des psychologischen Experiments, wie sie namentlich in der Schule Oswald Külpes versucht wird, hat bisher der Theorie des Denkens keine wesentliche Förderung gebracht. Noch Karl Marbe gelangte durch seine ‚Untersuchungen über das Denken' (Leipzig 1901) zu der ausdrücklichen Resignation: ‚Unsere psychologischen Untersuchungen werden niemals geeignet sein, die logischen Probleme direkt zu fördern', und eigentlich nur indirekte Förderung haben

* Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie (Köln 1903) S. 71 ff.

auch die neuesten experimentellen Arbeiten von Henry Watt und namentlich August Messer (‚Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Denken' im Archiv für die gesamte Psychologie, Bd. VIII [1906], S. 1—224) gebracht, insoferne sie hauptsächlich den Einfluß der Urteilstätigkeit auf das assoziative Wiederauftreten der Gedächtnisvorstellungen klären.

Auf der anderen Seite hat sich gegen das Bestreben, die Logik zu einer Sonderdisziplin der Psychologie zu machen und mit deren neuzeitlichen Arbeitsweisen und Grundauffassungen zu behandeln, also gegen den sogenannten ‚Psychologismus' in der Logik, der entschiedenste Widerspruch erhoben; und als Wortführer der ‚reinen Logik' hat Edmund Husserl in seinen ‚Logischen Untersuchungen' (2 Bde., Halle 1900 f.) ein bedeutsames Werk geschaffen, um dessen Aufstellungen sich seitdem ein lebhafter, in die schwierigsten Gebiete der Erkenntnistheorie hinüberspielender Streit entspinnt.

Schon aus diesen wenigen Hinweisen dürfte zur Genüge erhellen, daß die Logik keineswegs eine so fertige Wissenschaft ist, als viele glauben, und daß auch noch um *ihre* Grundbegriffe und wesentlichsten Aufstellungen ein Streit der Meinungen besteht, der sehr wohl nach Art und Gegenstand das Interesse auch von Nichtfachleuten in Anspruch zu nehmen vermag. Die ‚Schwierigkeiten der Popularisierung' werden allerdings in wenigen der einschlägigen systematischen Werke und Einzelschriften hinreichend überwunden, und nur selten begegnet man einer Arbeit, wie Otto Frhr. von der Pfordtens ‚Versuch einer Theorie von Urteil und Begriff',* worin die wissenschaftliche Gründlichkeit mit der Gemeinverständlichkeit für denkwillige Leser verbunden bleibt. Tiefgreifende Neuerkenntnisse hat allerdings der Verfasser, der einen Mittelweg zwischen Psychologismus und reiner Logik gehen will, nicht gewonnen, aber durch geschicktes Ausgehen von möglichst einfachen Fällen ursprünglicher Wahrnehmungsurteile (Beispiel: die erste Wahrnehmung eines Automobils) mancherlei Grundunterschiede schärfer gefaßt und bestimmt und besonders über die beiden Vorstufen des vollendeten Urteils, das Impersonalurteil (im Beispielsfall: (‚es rast, staubt, stinkt' 2c.) und das Existentialurteil (‚das Automobil existiert') und die höherführenden Gedankenkombinationen wertvolle Beobachtungen erbracht. Freilich könnte man sich den *genetischen* Gesichtspunkt, von welchem Pfordten ausgeht, wohl noch weiter durchgeführt denken, und nur über diesen einen neuen und wichtigen Erkenntnisbezirk der Logik sei hier noch ein Wort gesagt.

Bei Pfordten verhindert ein weiteres Vordringen die schon von Aristoteles her auf der Logik lastende allzu enge Verbindung derselben mit der Grammatik, die Bestimmung der grundlegenden Denkprozesse nach allzu naher Analogie mit den Sprachformen, in welchen sie ausgedrückt werden. Schon die Pfordtensche Definition der Logik als der Lehre von ‚allen denjenigen psychischen Gebilden, welche sich in der Sprache ausdrücken lassen', ist von diesem Erbfehler nicht frei. Zwar gibt er später zu, daß sich Urteile zweifellos auch bei Taubstummen finden, die keine Sprache haben, und ‚vermutlich auch bei Tieren'. Aber gerade diese letztere irrtümliche Annahme zeigt, wie leicht sich die Vernachlässigung der *vorsprachlichen* Urteilsformen rächt. Ehe nämlich das Kind Urteile sprachlich formuliert, fällt es sie gedanklich schon in zahlreichen Fällen und bekundet sie auch unzweideutig nach außen in Handlungen überlegten, wählenden und wertenden Charakters, die man darum ebensogut wie den sprachlichen Urteils*ausdruck* als Urteile bezeichnen

* Heidelberg 1906, bei Karl Winter.

dürfte. Gerade auf diese Tatbestände vermehrte Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, dürfte ein indirektes Verdienst der sonst so aussichtslosen beszendenztheoretischen Lösungsversuche logischer Probleme bleiben. Ähnlich dürfte auch das Schlußergebnis sonstiger grundstürzender Neuerungsversuche in der Logik ausfallen; in ihren eigentlichen Endzielen scheiternd, tragen sie doch dazu bei, alte Erkenntnisse zu vertiefen und zu bereichern.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Das biogenetische Grundgesetz. Oskar Hertwig in Berlin ist einer der bedeutendsten Embryologen, wenn nicht der bedeutendste. Dieser Forscher hat in der ‚Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik' (Beigabe zur ‚Münchner Allgemeinen Zeitung' 1907, Nr. 2 und 3) über das biogenetische Grundgesetz nach dem heutigen Stand der Biologie eine kleine Abhandlung veröffentlicht, welche zum wichtigsten gehört, was seit Jahren über diese Frage geschrieben wurde. Ist sie doch das kurze Resümé eines kolossal ausgedehnten, in die feinsten Detailkenntnisse sich verzweigenden Fachwissens.

Das biogenetische Grundgesetz hat seinen Namen von Häckel und will nach darwinistischer und speziell Häckelscher Auffassung besagen, daß die einzelnen Entwicklungsstadien, die ein Tier oder auch der Mensch, angefangen vom Ei bis zum fertigen Zustande, durchläuft ‚Wiederholungen von Vorfahrenformen sind, daß uns also die ontogenetische Entwicklung (des einzelnen Individuums) ein wenn auch reduziertes und verändertes Bild der phylogenetischen Entwicklung (Stammesentwicklung) darbiete. Dieses biogenetische Grundgesetz gilt in der modernen Entwicklungslehre ‚als eine der Hauptstützen für die Theorie, daß die jetzt lebenden Organismen aus einfacheren Urformen auf natürlichem Wege im Laufe langer Zeiträume sich gebildet haben.' Hertwig legt nun die Notwendigkeit dar, an der Fassung dieses Grundgesetzes eine Änderung vorzunehmen. Diese Änderung ist aber so eingreifend, daß sie das Häckelsche biogenetische Grundgesetz vollständig zerstört und so der Häckelschen allzu oberflächlichen Entwicklungstheorie ‚eine der Hauptstützen' benimmt.

Diese Änderung ist notwendig ‚einmal, weil sich die ontogenetischen Stadien ihrem ganzen Wesen nach nicht als Wiederholungen der Formen, welche sich in der langen Vorfahrenreihe einander gefolgt sind, wissenschaftlich charakterisieren lassen, und zweitens, weil noch hervorgehoben werden muß, daß auf die Ähnlichkeit embryonaler Formen allein sich kein Schluß auf eine gemeinsame Abstammung, wie es so vielfach geschieht, begründen läßt.'

Man sieht auf den ersten Blick, was diese ‚Änderung' zu bedeuten hat: eine Umstoßung des Häckelschen Gesetzes.

Verfolgen wir kurz den Gedankengang Hertwigs. Das Tier beginnt seine Entwicklung mit einer Eizelle. Daraus kann man nun zwar schließen, daß die einfachste, uralte Ahnenform die Zelle gewesen ist; dagegen ist zu bestreiten, daß die Eizelle beispielsweise eines Säugetieres diese Ahnenform der Stammesentwicklung wiederhole. Das moderne Säugetierei ist nichts Einfaches, das einer Urzelle entsprechen würde, sondern es ist selbst etwas Gewordenes, das komplizierte Produkt einer langen Entwicklung. Die verschiedenen Eizellen unterscheiden sich durch Stammes-, Klassen-, Ordnungs-, Familien-, Arten- und individuelle Charaktere gerade so scharf wie die ausgewachsenen Tiere selbst. Die Eizelle ist also keine einfache Urform mit wenigen, einfachen Anlagen, sondern ist ‚zu einer unendlich und wunderbar komplizierten Anlagesubstanz geworden'. Das ist sie geworden durch die Entwicklung der Art, die nur

im Keimplasma, also in der Eizelle, zur dauernden Auswirkung kommen kann. Veränderungen in der Struktur der Eizelle rufen eine Änderung in der embryonalen Entwicklung und dadurch in der Ausgestaltung und Formengebung des Individuums hervor. Auch äußere Einflüsse, welche auf das fertige Individuum einwirken, können nur dann formenverändernd und artbildend werden, wenn durch sie eine Änderung innerhalb der Geschlechtszellen hervorgerufen wird. Die Entwicklung einer Art vollzog sich also auf dem Wege, daß in der Eizelle kleine, sich allmählich summierende Veränderungen vor sich gingen, die den Verlauf der embryonalen Entwicklung und damit die endgültige Formengebung mit der Zeit in merklicher schließlich artverändernder Weise beeinflußten. Die moderne Eizelle ist also das vorzüglichste Entwicklungsprodukt und nichts wäre unrichtiger, als sie für eine Rekapitulation des einfachen Urzellenstadiums auszugeben. Was von den Eizellen gilt, das gilt natürlich auch für die übrigen Entwicklungsstadien: gewordene Dinge, nicht sich wiederholende Urformen.

Noch ein anderer Umstand macht nach Hertwig die Auffassung der individuellen Entwicklungsstadien als Wiederholung ausgestorbener Ahnenformen zu einer unzulässigen. Bei den Ahnenformen handelt es sich um abgeschlossene, selbständige Individuen, von denen nicht das eine in das andere übergegangen ist, die vielmehr nur durch die Fortpflanzung in Verbindung miteinander stehen, während die Entwicklungsstadien direkt ineinander überlaufen und sich an einem Individuum vollziehen. Letztere sind daher ‚ihrem innersten Wesen nach von den Formen einer Ahnenreihe, die sich gar nicht ineinander umwandeln können, verschieden'. Hertwig sieht die höchsten Probleme der biologischen und embryologischen Forschung nicht in dem naiven direkten Aufsuchen von Ahnenformen, sondern in der Untersuchung, wie das im Ei verborgene innere Entwicklungsgesetz die Formenreihe der ontogenetischen Entwicklung hervorruft und wie in der stammesgeschichtlichen Entwicklung die Anlagen der Eizelle sich vermehrt haben.

Da nun die befruchteten Eizellen ebenso scharfe spezifische Verschiedenheiten aufweisen müssen wie die fertigen Tiere selbst, so erscheint es überhaupt außerordentlich unwahrscheinlich, daß die lebenden Wesen monophyletischen Ursprungs sind und von gemeinsamen indifferenten Zellenvorfahren abstammen. Heutzutage gibt es in der Tier- und Pflanzenwelt zusammen fast eine Million von Arten und also auch von Artzellen (spezifischen Eizellen). Die Variationsfähigkeit dieser Zellen ist bekannt; ebenso, daß die Erde mit Einschluß der ausgestorbenen Organismen als Trägerin einer noch viel größeren Zahl von Artzellen erscheint. Infolgedessen ist es ganz unwahrscheinlich, daß die Erde früher einmal nur von einer einzigen Zellenart bevölkert gewesen sein sollte und daß die Natur bei der Urzeugung nur eine Art nach einem einzigen Schema hervorzubringen vermocht hätte. Daher hat die polyphyletische Hypothese a priori vor der monophyletischen eine viel größere Wahrscheinlichkeit für sich. ‚Somit würden die genealogischen Ketten der heute lebenden Organismen, wenn wir sie in die Vorzeit zurückverfolgen, von einer zwar nicht näher zu bestimmmenden, wahrscheinlich aber großen Zahl von verschieden organisierten Urzellen ausgehen, die in irgend einer Weise während einer Erdperiode oder auch zu ganz verschiedenen Erdperioden zu wiederholten Malen auf natürlichem Wege entstanden sind.'

Der Berliner Embryologe gibt also auf Grund seiner eingehenden Kenntnis der komplizierten Arbeitsweise der Natur der Mannigfaltigkeit in der Entstehung

der Urzellen den Vorzug von einer einheitlicheren und scheinbar großzügigeren, in Wirklichkeit aber oberflächlicheren Auffassung eines Häckel und seiner Anhänger. Die Einheit und Einheitlichkeit geht dabei nicht verloren, wenn sie auch nicht an der Oberfläche liegt. Sie beruht dann in den postulierten Naturgesetzen, nach welchen die Natur organische Wesen hervorzubringen imstande ist.

Diese nun auch von Hertwig vertretene polyphyletische Hypothese ist auch von großer Wichtigkeit für die Auffassung von der Entstehung des Menschen. Bei der monophyletischen Hypothese müßte der Mensch vom Standpunkte der Entwicklungstheorie aus mit den Säugetieren direkt blutsverwandt sein, während nach obiger Theorie für ihn eine Entstehung aus gesonderten Urzellen möglich wäre, namentlich in Anbetracht des vollständigen Versagens der ‚Blutsverwandtschaft' auf dem Gebiet der vergleichenden Psychologie.

Weitere Forschungen einer späteren Zeit mögen noch zu manchen Anschauungen führen, über die man jetzt nur die Achseln zuckt.

Dr. Joh. Bumüller.

Wanderungen von Organismen im Weltall. Helmholtz hat einmal den Gedanken ausgesprochen, es könnten organische Keime von andern Weltkörpern auf unsere Erde übertragen worden sein. In seinem merkwürdigen Buche ‚Über die Natur der Kometen' hat Zöllner die Helmholtzsche Meteorpost mit Spott und Hohn übergossen. Einem Manne wie Helmholtz war es natürlich nicht unbekannt, daß das Problem der Entstehung des Lebens nicht dadurch gelöst werde, daß man diese Entstehung auf anderen Gestirnen vor sich gehen lasse. Gegen die Zöllnerschen Angriffe verteidigt sich Helmholtz mit der Bemerkung: ‚Es scheint mir ein vollkommen richtiges wissenschaftliches Verfahren zu sein, wenn alle unsere Bemühungen scheitern, Organismen aus lebloser Substanz sich erzeugen zu lassen, daß wir fragen, ob überhaupt das Leben je entstanden, ob es nicht ebenso alt wie die Materie sei, und ob nicht seine Keime von einem Weltkörper zum andern herüber getragen, sich überall entwickelt hätten, wo sie günstigen Boden gefunden.'

In neuester Zeit hat nun Arrhenius den Helmholtzschen Gedanken wieder aufgenommen und ihn in ein ganz modernes Gewand gekleidet. Die Maxwellsche Elektrizitätstheorie verlangt, und Versuche von Lebedew haben diese Folgerungen bestätigt, daß Lichtstrahlen einen Druck auf die Körper ausüben, auf welche sie auftreffen. Für Körperchen, deren Durchmesser von der Größe der Lichtwellenlänge, d. h. einiger Zehntausendstel Millimeter ist, kann der Strahlungsdruck die Gravitation überwiegen, und es können solche Körperchen durch das Licht von einem Gestirn in den Weltraum hinausgetrieben werden. Sporen von der angegebenen Größe könnten, getragen vom Strahlungsdruck, in 84 Tagen von der Erde zum Mars und in zwei Jahren vom Mars zum Jupiter gelangen, oder umgekehrt. Die Reise zu dem unserm Sonnensystem am nächsten stehenden Fixstern würde freilich schon 9000 Jahre erfordern, und solange wird die Spore schwerlich keimfähig bleiben. Für die Zeit von einigen Monaten dürfte dagegen die niedere Temperatur des Weltraums, wie Versuche ergeben haben, kein Hindernis für die Erhaltung der Keimfähigkeit sein.

Ob man der Arrheniusschen Hypothese einen mehr oder minder hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zuerkennen will, dürfte Gefühlssache sein. Sie vom Stande der christlichen Weltanschauung aus zu bekämpfen, scheint mir kein Anlaß vorzuliegen. Die Idee, der Schöpfer habe für die Kontinuität der Schöpfung Sorge getragen, indem er Keime von einem, vielleicht dem Untergang geweihten, Weltkörper auf einen andern übertragen

und dort sich weiter entwickeln ließ, scheint mir ebenso zulässig, wie die Spekulationen derjenigen, welche andere Himmelskörper mit menschenähnlichen Wesen bevölkern. Dr. A. Gockel.

Literatur.

Ein schöpferischer Kritiker, dessen Empfänglichkeit für das Echte und Große in der Dichtkunst dem Erkenntnisvermögen seiner meisten Zeitgenossen weit überlegen war und der ihnen darum mit Fug und Recht als Berater und Wegweiser dienen konnte, ist mit Adolf Stern am 15. April dahingegangen. Ihm war die Größe eines Gottfried Keller, Hebbel, Otto Ludwig bereits in jenen Jahren völlig klar, als sich ihre Namen für die Allgemeinheit noch kaum aus dem Gewimmel der Epigonen und Zweckdichter absonderten, und mit ähnlicher, wenn auch gewiß nicht unfehlbarer Sicherheit hat er in einem seiner verdienstvollsten Werke, den ‚Studien zur Literatur der Gegenwart' (1898 u. 1903), bedeutsamen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte mit ernster Versenkung und liebevoller Sachlichkeit auf den Grund zu kommen sich bemüht. Freilich vermochte er zu den Literaturströmungen der jüngsten Gegenwart nicht jene vollvertraute Nähe zu gewinnen, wie sie ihn namentlich mit Ludwig und Hebbel verband; denn diese beiden waren ihm noch persönlich befreundet und dem Dichterruhm Otto Ludwigs hat er durch die erste Gesamtausgabe und eine ganz treffliche Biographie* recht eigentlich Bahn gebrochen. Mit gutem Grund rühmt ihm sein gesinnungsverwandter Biograph Adolf Bartels nach: ‚Wenn wir Jungen den Zusammenhang mit den großen Alten, mit Willibald Alexis, Hebbel, Ludwig, mit Mörike, Storm und Keller nicht verloren haben oder den Weg zu ihnen zurückgefunden haben, so haben wir das namentlich Stern zu verdanken.' Stern verfügte über die eigentümliche Begabung des sog. ‚Gegenwarthistorikers', der zwar nicht unmittelbare Gegenwart, — denn diese ist historisch überhaupt noch nicht zu fassen, — wohl aber jüngste Vergangenheit sub specie aeternitatis, d. h. nach ihren bleibenden Werten und Wesenszügen zu begreifen und zu bezeichnen vermag. Als ‚eigentliche und höchste Aufgabe des Literarhistorikers' bezeichnet er einmal selbst: ‚das Bleibende von dem Vorübergehenden, das Wesentliche vom Untergeordneten, das Lebendige vom Nachgeahmten und das Geschaffene und Gestaltete vom Gemachten und Gedruckten streng zu unterscheiden.' Aber eben aus dieser Definition sehen wir auch, wie recht wir hatten, Stern in erster Linie als einen Kritiker, zu deutsch Unterscheider, nicht als einen eigentlichen Literarhistoriker zu rühmen. Aufgabe des Historikers ist nicht nur das Unterscheiden, sondern mindestens ebensosehr das Verbinden, das Herausfinden der Zusammenhänge; nicht nur das Bestimmen der Werte, sondern namentlich die Erkenntnis des Werdens. Hierzu versagt Stern die volle Kraft. Seine Verbindung der Einzelerscheinungen, wie er sie am bekanntesten wohl in seiner Fortsetzung der Vilmarschen Literaturgeschichte, und am gewichtigsten in seiner umfangreichen ‚Geschichte der neuen Literatur' (1883—85) versuchte, bleibt zu sehr am Einzelnen haften. Gewiß war sein literarhistorisches Wissen, das er seit 1869 als Professor an der Dresdener technischen Hochschule stetig ausdehnte, von seltener Vielseitigkeit; das bezeugt nichts mehr als sein knapper ‚Grundriß der Allgemeinen Literaturgeschichte', dessen vierte Auflage noch jüngst erschien* und der in jedem Falle seine unmögliche Aufgabe mit möglichst guten Mitteln zu lösen sucht. Aber nicht einmal hier hebt

* Zweite Auflage, Leipzig 1906, bei F. W. Grunow.

* Leipzig 1906, Bd. 2 von Webers Illustr. Katechismen.

Stern die großen Leitzüge wirksam heraus, die schon aus einem tabellarischen Überblick der Weltliteratur (man vergl. im fünften Band von Herders Konversationslexikon) in die Augen springen müssen. Er war eben im Grunde doch mehr eine nachfühlende, sinnend das Einzelne betrachtende als eine nachspürende, zäh die Gesetze allseitig durchdenkende Natur. — Seinem tiefsten Ehrgeiz nach war er ein Dichter; und seinem Zeitroman ‚Ohne Ideale', wie den historischen Romanen (‚Die letzten Humanisten' und ‚Camoëns') ist mancher schwerwiegende Lobspruch zuteil geworden.* Aber auch wer in Sterns Dichtwerken, dem Stoffe wie der Form nach, vorwiegend die feine Nachempfindung und Sprachkultur schätzt, wird angesichts derartiger Selbstschöpfungen dann erst recht den kritischen Wertungen Sterns vermehrtes Gewicht beimessen, zumal er überall mit wahrer inniger Freudigkeit das überlegene Können anderer anerkannte.

Wegen seiner Verdienste um die Bildung des literarischen Geschmacks gebührt auch einem anderen Mann, der nur drei Tage vor Stern verschied, ein Wort dankbaren Gedenkens: Otto von Leixner, der am bekanntesten wurde durch seinen unerschrockenen und besonnenen Kampf gegen den ‚Schmutz in Wort und Bild'. Ein echter sittlicher Idealismus gab ihm den nicht gering zu achtenden Mut, diesen unerquicklichen und doch so bitter notwendigen Kampf durchzufechten; ein Idealismus, der trotz mancher Unklarheiten und Halbheiten sympathieweckend auch in den populärphilosophischen Laienpredigten, seinen eigensten Leistungen, sich bekundet, unter denen ein kleines Spätwerk, das Bekenntnisbuch ‚Der Weg zum Selbst',* wohl am meisten anspricht. Von Leixners dichterischen Werken dürfte keines standhalten und auch seine populären Literatur- und Kunstgeschichten, vorwiegend kompilatorische Arbeit, dienen nur dem Bedürfnis des Tages. Aber durch seine gesamte publizistische und redaktionelle Tätigkeit (seit 1883 als Herausgeber der ‚Deutschen Romanzeitung') hat Leixner so viel Gutem den Weg geebnet, daß seiner Arbeit ein segensreiches Fortwirken nach vielen Richtungen gesichert bleibt.

E.

N Rainer Maria Rilke. Er gab heuer im Inselverlage ‚Das Stundenbuch, enthaltend die drei Bücher vom mönchischen Leben, von der Pilgerschaft, von der Armut und vom Tode', heraus. Das feingeformte Büchlein liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Beweis, daß Rilke — und ich vermute, nicht aus Mode nur gekauft, sondern — von vielen ‚Stillen im Lande' gelesen und geliebt wird. Mancher wird da sagen: ja, von den Artisten. Das mag vielleicht auch und muß wohl — aber nicht nur — der Fall sein aus dem Grunde: Rilke ist ein feiner Stilist. Oder soll ich sagen: Artist? Er ist beides, je nachdem. Stilist, wo er wirklich der feine, echt und auch tief empfindende, sogar volkstümlich empfindende Dichter ist wie in den folgenden Gedichten:

Purpurrote Rosen binden
Möcht ich mir für meinen Tisch
Und verloren unter Linden
Irgendwo ein Mädchen finden,
Jung und fromm und träumerisch.

Möchte seine Hände fassen,
Möchte knieen vor dem Kind
Und den Mund, den sehnsuchtblassen,
Mir von Lippen küssen lassen,
Die ein ganzer Frühling sind.

Oder:

Die salben Felder schlafen schon,
Mein Herz nur wacht allein;
Der Abend rafft im Hafen schon
Sein rotes Segel ein.

* Eine ausführliche Würdigung des Dichters Stern kündigt Friedrich Bernt in der biogr. Einleitung an, die er seiner Ausgabe zweier Sternscher Novellen in Reclams Universalbibliothek beigefügt hat.

* Berlin 1905, bei Emil Felber.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Ich darf des Raumes halber nicht noch mehreres zitieren, obwohl man es bei Rilke schon lieber so möchte.

Der Artist trat meist da in Erscheinung, wo Rilke sich an solcher Einfachheit und Zartheit — öfters auch wohl Weichheit — nicht genügen ließ, wo er über diese naturgemäß immer von der Vergangenheit und ihren Ausdrucksmöglichkeiten stark abhängige Kunst hinausstrebte — im Zusammenhang mit der Weiterentwicklung der Moderne — nach mehr persönlicher Weltauffassung und mehr von der Tradition losgelöstem Schaffen und da, statt wie sonst symbolisch, symbolistisch wurde; wie immer in Übergangsstadien. Man hatte aber dabei stets den Eindruck und wünschte und wähnte ihn vom Dichter immer mehr bestärkt, daß dieses artistische Tun einesteils mit dem überkommenen freiverfügbaren und von Rilke z. B. in ganz besonderer Fülle verwendeten Formmaterial, zum andern mit den widerspenstigeren noch in der Entfaltung begriffenen neuen Formwerten nur ein Suchen sei nach eigenem, immer reinerem und feinerem Ausdruck, das Suchen einer Seele, die eben in realistischen Kraftausdrücken ebensowenig wie in der Spielerei mit ererbtem Zierrat das Heil ihrer und der Kunst überhaupt sah. Dieser Prozeß ließ sich bei Rilke am meisten auffallend in seinen Prosawerken ‚Die Letzten' und dann, schon reifer und abgeklärter, in den ‚Märchen vom lieben Gott' verfolgen, wo vor allem die Sucht, allen Dingen die Seele auszusaugen, abzuhorchen oder, was dasselbe ist, eine — nicht selten ganz unmögliche — Seele einzuhauchen, zu wahren Exzessen verleitete, wogegen einzelne wirkliche Feinheiten in solcher Umgebung weniger zur Geltung kommen konnten, zumal sie in solcher Vereinzelung die gewisse Einseitigkeit des Talentes um so greller hervortreten ließen.

Das ‚Stundenbuch' hat mir das alles bestätigt: auch hier noch viel Manier, aber nicht um der Manier willen, wie bei so manchen Modegötzen, also ohne verstandesmäßige Absicht, einzig wie ein Bitten und Betteln eines vor und von Gott Stammelnden, nach Erkenntnis Stammelnden, nach klarerem Wesensentfalten und Weltausdruck. Man ist so gern bereit einen Stammelnden für unwahr zu halten. Und er ist es ja auch. Indes doch nicht im Grunde, nur in den Mitteln, nur weil er seinen Wesensausdruck noch nicht gefunden hat und wirre, fremde, unverständliche, scheinbar beziehungslose und darum absichtlich scheinende Worte gebrauchen muß, offenbar auch aus der zarten Scheu einer feinempfindlichen Seele, ihr Heiligstes vorschnell — möglicherweise profanen, dumm und dreist spöttelnden Blicken preiszugeben und geisttauben Ohren, die nur das bare Wort hören und nichts von seiner seelischen Weihe empfangen.

Man höre hiernach diese beiden Proben:

Ich glaube an alles noch nie Gesagte.
Ich will meine frömmsten Gefühle befrei'n.
Was noch keiner zu wollen wagte,
Wird mir einmal unwillkürlich sein.

Ist das vermessen, mein Gott, vergieb.
Aber ich will dir damit nur sagen:
Meine beste Kraft soll sein wie ein Trieb,
So ohne Zürnen und ohne Zagen;
So haben dich ja die Kinder lieb.

Und:

Wenn es nur einmal so ganz stille wäre.
Wenn das Zufällige und Ungefähre
Verstummte und das nachbarliche Lachen,
Wenn das Geräusch, das meine Sinnne machen,
Mich nicht so sehr verhinderte am Wachen:

Dann könnte ich in einem tausendfachen
Gedanken bis an deinen Rand dich denken
Und dich besitzen nur ein Lächeln lang,
Um dich an alles Leben zu verschenken
Wie einen Dank.

Freilich wird man diesen pantheistischen Rilkeschen Gott einstweilen bis zur

Läuterung zum wahren Gottesbilde nicht ernst nehmen, von dem er in der Novelle ‚Der Liebende' also klagte: ‚Gott war zu alt am Anfang, glaub ich. Sonst hätte er nicht aufgehört am Abende des sechsten Tages. Und nicht am tausendsten. Das ist aller Grund, den ich gegen ihn habe, daß er sich ausgeben konnte, daß er kein Künstler war, das ist so unendlich traurig. Daß er doch kein Künstler war.' Dieser Gott ist auch entwicklungsfähig und -bedürftig, wobei der Dichter sich selbst natürlich als nicht ganz unwichtig vorkommt, noch unvollendet:

Wir bauen an dir mit zitternden Händen,
Und wir türmen Atom auf Atom.

Von solchen ungeheuerlichen Dingen — jedem wird da und dort bei der Lektüre das schöne Lächeln wie über törichtes Kindergeschwätz kommen — abgesehen, kann dieses Buch voll mönchischer Beschaulichkeit und Gottinnigkeit manchem ein wirkliches ‚Stundenbuch' sein. Und lernte er daraus auch nur in unserer am Äußerlichen hangenden Zeit ein wenig mehr Innenleben führen, lernte er auch nur etwas von jenen letzten Gefühlen mitempfinden, die zugleich die höchsten, schwindelerregenden sind, und von jenen liebevollen, die alles verklären und beseligen im Geiste eines heiligen Franziskus. Das Buch ist nur selten so kindisch, wie ich betonen mußte, wohl aber durchweg rein kindlich und voller Vertrauen — und doch nicht weniger männlich — nach dem Heilsworte: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder —.'

Ich bin der Meinung, daß in dem Schaffen dieser Künstler nicht weniger Lebensweihe, Lebenstiefe und Weltweite enthalten ist als etwa in Dehmels pathetischem Überschwang und nicht weniger wahrer Lebens- und das ist: Opferwille.

Wer Rilke lieb gewinnen will, lese einmal seine Monographie über die Worpsweder und ihre Kunst, die am ehesten einen ungetrübten, prächtigen Genuß gewährt. Christoph Flaskamp.

Theater.

Münchener Theater. Wer nur dem Schluß des Mysteriums beigewohnt hätte, das im Residenztheater zur Uraufführung gelangte, der mochte an eine religiöse Wiedererweckung glauben. Eduard Stucken hat für sein fünfaktiges Drama ‚Gawân' die Motive und Figuren aus dem Artussagenkreise und der mittelalterlichen Marienlegende geholt. Gotische Burgen und spukhafte Kapellen bilden die Szenerie, König Artus' Tafelrunde feiert Feste, der irrende Ritter kämpft für Gottesminne gegen Ungemach und Frauenminne. Maria, die reine Magd, verkündet dem schuldig Gewordenen Entsühnung. Die Jungfrau Maria und der Tod sind als Menschen und Mitspieler die treibenden Kräfte, die jene eigenartige fromm-frohe und mystisch-sinnliche Welt des frühen Mittelalters beleben, die in mysteriösen Geschehnissen die Tugend des Ritters prüfen, um am Schlusse die Idee zu verkünden, daß nur, wer durch Sünde und Todesgrauen hindurchgegangen, würdig sei, den Gral zu schauen und zu empfangen.

König Artus, von der Weihnachtsfeier in frommer Andacht zurückkommend, verschwört, keinen Bissen zu genießen, bevor nicht eine der Tafelrunde würdige Tat geschehen. Da erscheint der geheimnisvolle grüne Ritter, der den Helden einen grausigen Pakt anbietet und die Zögernden höhnt. König Artus' Neffe rettet die Heldenehre im Vertrauen auf Christus und geht den Pakt ein. Der ist aber dieser: Gawân verspricht nach Jahr und Tag in der grünen Kapelle am Weihnachtsfest von dem fremden Ritter das gleiche zu leiden, was sich dieser jetzt von Gawân geschehen läßt. Dieser übergibt Gawân seine Axt und läßt sich den Kopf abhauen. Und Wunder! Der grüne Ritter nimmt seinen Kopf zur Hand und verläßt unter nochmaliger Einschärfung des Paktes den Saal. Dies der erste Akt.

Im zweiten Akt finden wir Gawân kurz vor Weihnachten abgehetzt durch die Mühsalen einer jahrlangen Wanderung und gequält durch die Angst, die grüne Kapelle nicht finden und die Frist nicht einhalten zu können, im Schloß des Ritters Bernlak de Hautdesert. Hier soll er den Ort der Entscheidung erfahren, aber erst, nachdem er sich ausgeruht und Gastfreundschaft genossen. Der Gastgeber geht auf die Jagd und läßt Gawân in den Händen seiner Gemahlin Marie de Hautdesert. Diese wendet in einer detaillierten Szene ihre Künste der Verführung an. Gawân bleibt in heißer Versuchung standhaft, läßt sich aber ihren Gürtel als Geschenk aufdrängen, der unverwundbar machen soll. Trotz Gewissensqualen muß er ihn nach den Ritterbegriffen von Frauenminne behalten und sogar den Gastgeber belügen, indem er ihm den Besitz des Gürtels verschweigt trotz des gegenseitigen Versprechens, sich zum Geschenk zu machen, was jeder an dem Tage erbeutet oder erwirbt. Mit Todesahnung und der Angst, seine Seele zu verlieren, stürzt Gawân fort. Im Schneegestöber kommt er an die gespenstische grüne Kapelle. Er führt einen Schlag gegen die Tür, die sich öffnet und ein strahlendes Muttergottesmal birgt. Vor der reinen Magd bekennt er nun seinen Fehl und legt ihr den Gürtel zu Füßen. Mit dem zwölften Schlag erscheint der grüne Ritter, um den Pakt zu erfüllen. Wie er aber zum tötlichen Schlag ausholt, wird das Muttergottesbild lebendig und verkündet Gnade, Entsühnung und Leben nach Schuld und Todesgrauen. Gawân erkennt in dem grünen Ritter den Tod, der ihn als Bernlak de Hautdesert beherbergt hatte, und erfährt, daß die Versucherin die Jungfrau Maria selber war.

Ein Mysterium nennt Stucken sein Drama. Das Milieu ist ein geheimnisvolles, die Taten sind schreckhaft und wunderbar. Stoff und Darbietung liegen dem heutigen Leben und Empfinden fern. Tod und hl. Jungfrau treten in konkretester Wirklichkeit auf. Sind sie bühnenfähig geworden? Lessing hat in seiner scharfsinnigen Weise zwischen Voltaire und Shakespeare entschieden, daß nur die poetische, nicht die logische Wahrheit das Auftreten von Geistern gestatte oder verbiete. Diese Frage würde sich erübrigen, vorausgesetzt, daß dem Dichter die innere Wahrscheinlichkeit überzeugend gelang.

Man wäre hier also in den Geist des Mittelalters mit seiner naiven Gläubigkeit und genußvollen Weltfreude versetzt. Doch nicht.

> ‚Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
> Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.‘

Man wiederholt nicht jene alte naive Religiosität, man spiegelt eine religiös-künstlerische Richtung der Gegenwart wieder. Man erlebt nicht vollsaftig, man empfindet nervös nach. So war in den Romantikern ein Unterton von Dekadenz; so empfanden die Präraffaeliten mit sensiblen Nerven und gestalteten mit sensitiven Händen. So tasten hier die Worte das Mysterium ab und stellen es in entsetzlichen und prickelnden Gebärden zur Schau.

Es liegt ein dämmeriger Schleier über der Fabel. Es ist ein Schwanken zwischen Starkmut und Schwäche, Andacht und Sinnlichkeit, großzügigem, altertümlichen Heroismus und moderner sensualistischer Kleinheit. Das volle Rampenlicht ertragen die Geschehnisse nicht. Das hat der Dichter gefühlt; alle Szenen mit Ausnahme der Verführungsszene in der Morgensonne spielen in geheimnisreicher Dämmerung mit magischen Lichtern. Und doch empfindet man trotz aller Verhüllung eine Bloßstellung. Die dramatische Verkörperung bringt etwas Brutales, nicht Naives. Die Handlung als dramatisierte

Legende muß viel mit Stimmungseffekten und überraschenden Begebenheiten arbeiten, da eine straffe Charakterisierung von Figuren wie der in Menschengestalt auftretenden Jungfrau Maria und des Todes als Ritter nicht möglich ist.

Freilich waren die höfischen Sänge und die Legenden Dichtungen von literarischem Charakter. Das religiöse Motiv war eine Tradition und mußte die Grundlage geben zur Befriedigung der artistischen Bedürfnisse einer verfeinerten, wohl auch überfeinerten Kultur an den Höfen und auf den Ritterschlössern. Aber Religion und Leben, Natur und Geheimnis waren noch näher beisammen und so haben diese Dichterwerke mit ihrem Festcharakter in jenem festlichen Leben dort anders gewirkt. Trotz aller geeigneten Grundstimmung der Zuhörer waren sie entfernter, schon durch die Umgebung stilisierter als im heutigen Drama. Das Spiel auf der Messerschneide des Erlaubten und Verbotenen verlor dort das Unmittelbare, den Gesamtcharakter Störende, das es im Drama erst recht erhält.

Die Dichtung ist in deklamatorisch glücklichen Reimen und oft schöner Sprache geschrieben, die aber manchmal in gesellschaftliche Prosa herabsinkt. Bei der Armut an Bedeutungsvollem in der verlaufenden Spielsaison der Münchener Theater verdiente sie immerhin Beachtung.

Stucken ist es um eine romantische Erweckung des frühen Mittelalters noch in zwei anderen Stücken zu tun, in ‚Yrsa' und ‚Lanval'.* ‚Yrsa', mit dem tragischen Ödipusmotiv, ist noch ganz unausgegoren, die Sprache oft von plattester Prosa. ‚Lanval', das Stoff und Konflikt dem Glauben an die Schwanenjungfrauen entnimmt und auch in König Artus' Kreis spielt, bringt hervorragend schöne Stellen. Die Empfindung ist eine ähnliche wie bei ‚Gawân'; auch hier fühlt man sich an die Präraffaeliten erinnert (‚zehrende Trauerglut ihres Psycheprofils'); auch hier beruht die Hauptwirkung in der neuromantischen Nervenkunst einer ‚Salome'.

K. Weiß.

* Sämtliche drei Dramen sind im Dreililienverlag in Berlin erschienen.

Kunst.

Die französische Malerei im Salon 1907 hat der Kritik bereits Veranlassung zu mannigfachen Betrachtungen über den Rückgang des Impressionismus und Pleinairismus gegeben. Sie sprach von der endgültigen Rückkehr zur Ruhe und Besonnenheit, von einer Absage an alles Revolutionäre, Herausfordernde, Sensationelle um jeden Preis und von der bewundernden Hinwendung zu der Kunst der alten Meister. Kommt man mit einem an unseren großen deutschen Ausstellungen geschulten und erzogenen Blick in den unlängst eröffneten Salon, so wird man in keiner Weise diesen Eindruck als überraschend empfangen. Was man in Paris mit einiger Verwunderung und Befriedigung jetzt erst nachdrücklicher konstatiert, das sehen wir in Deutschland sich seit einer Reihe von Jahren in viel stärkerem Maße vorbereiten. Selbst in einer Gruppe, wie der ‚Scholle', kommt trotz der französischen Ursprünge ein so starker idealistischer Unterton zum Klingen, daß wir es als ein wesentliches Element einer neuen Orientierung ansprechen müssen. Dennoch liegt in jener Behauptung der französischen Kritik ein wahrer Kern. Nur sollte man nicht von einer Überwindung des Impressionismus reden. Der Impressionismus herrscht mit seinen gewaltigen malerischen Eroberungen auf der ganzen Linie. Aber er hört mehr und mehr auf, Selbstzweck zu sein. Seine Technik beginnt ein Instrument zu werden in der Hand des nach Gefühls- und Seelenwerten Ausschau haltenden Künstlers. Die schwer und in langem Kampf mit der sinnfälligen Erscheinung errungene große Kunst des Sehens wird nach der idealistischen Seite

hin vereinfacht und typisiert. Das gibt dieser Malerei einen Stich ins Dekorative, und in diesem Gebiet bietet der diesjährige Salon tatsächlich eine Anzahl ganz ausnehmend tüchtiger Proben. Am augenfälligsten sind die Riesengemälde, die Besnard für das Kuppelgewölbe des Petit Palais geschaffen hat. Das eine soll den ‚Gedanken', das andere die ‚Materie' darstellen. In einer ungeheuren Wolkenregion sind je vier menschliche Gestalten symbolisch gruppiert. Wie seinerzeit in Wien bei Klimts Deckenbildern für die Aula der Universität (vgl. ‚Hochland' I. Jahrg., S. 770) so ist auch in Paris ein Meinungsstreit über die Idee der Malereien Besnards entbrannt. Das hohe Ansehen, in dem der Meister steht, nicht minder die größere Wohlerzogenheit der öffentlichen Kritik verhindern jedoch so wüste und ungeschlachte Ausfälle, wie man sie seinerzeit in der Hauptstadt des Antisemitismus erleben mußte. Und doch kann man nicht sagen, daß seine Bilder verständlicher noch malerischer wären als diejenigen Klimts. Wohl sind sie von weniger abstruser Symbolik und von reinerem Formensinn erfüllt. Der erste Gesamteindruck ist keineswegs stark. Die menschlichen Gestalten (die Gruppe in dem Bild ‚Der Gedanke': Mann und Weib und eine verschleierte Alte, hat eine gewisse michelangeleske Größe in Ausdruck und Bewegung) treten bei der Weite des Wolkenschauplatzes zu sehr zurück. Bei diesen und ähnlichen modernen Bemühungen, abstrakte Gedanken sinnfällig darzustellen, empfindet man den Mangel dessen, was man mythologische Tradition nennen könnte. Wir besitzen, sobald wir auf die christliche Mythologie (im Sinne der Romantik!) und die ihr verwandte Stoffwelt Verzicht leisten, keine unserem Geistesleben entsprechende konkret-sinnliche Vorstellungswelt symbolischen Charakters von einiger Allgemeingültigkeit. Der Künstler sieht sich bei der Darstellung des Abstrakten völlig auf seine subjektive Vorstellung angewiesen und wird daher nur selten objektiv verständlich sein. Daher eine völlige Unmöglichkeit solcher Kunst, jemals volkstümlich zu werden, wie es sogar die große Renaissancekunst war. — Nur wo, wie in dem Kolossalgemälde von Auburtin, ‚Der Wald und das Meer', die Natursymbolik zu Hilfe gerufen und mit dem Zauber der landschaftlichen Stimmung in edler und großer Form verschmolzen wird, da gehen Wirkungen aus, die jedweder Beschauer ungestört durch den grübelnden Verstand empfindet.

Einen sehr charaktervollen Einschlag erhält die moderne französische Malerei durch die Gruppe von Malern aus der Bretagne, an deren Spitze Cottet steht, und die in Lucien Simon, Henri Royer, Guinier und Emil Wéry tüchtige und volkstümlich wirkende Künstler hat. Cottet hat zwei große Damenbildnisse (Ganzfigur) ausgestellt, mit denen er in bezug auf Farbe und Linie an Lavery heranreicht, in der Kunst, stilvolle Größe mit seelischem Ausdruck zu verbinden, ihn weit übertrifft. — Das greifbarste Beispiel einer Kunst, die die Synthese zwischen moderner Impressions- und Pleinairtechnik und idealromantischer Auffassung zu vollziehen strebt, haben wir in einigen Schöpfungen Osberts, besonders aber Elliots, dessen ‚Pays bleu' trotz der hellen und ungebrochenen Farben durch das Zusammenwirken von Linie und Ton eine fast visionäre Größe aufweist. In der menschlichen Staffage seiner Landschaften kommt das seelische Leben zu schlichtem und doch tiefem Ausdruck. — Als einen der größten unter den lebenden französischen Landschaftspoeten darf man wohl J. P. Meslé ansprechen. Seine Schneelandschaft bei Sonnenaufgang, sowie verschiedene Sonnenauf- und -untergänge und eine Mondlandschaft können, was die zarte, tiefmelancholische lyrische Stimmung an-

langt, nur an Cazin gemessen werden, dem vielleicht größten Lyriker der Landschaft seit Corot. René Billotte, der in die gleiche Richtung gehört, ist diesmal mit weniger eindrucksvollen Bildern vertreten, obwohl sein Jour de neige aux bords de l'Eure zu den besten landschaftlichen Leistungen des 17. Salons gehört. — Ein Künstler, in dem sich etwas von Segantinis großer Kunst der Landschaftslinie mit griechischem Schönheitssinn aufs glücklichste zusammenfindet, ist E. R. Ménard in seinem Bild ‚Das Urteil des Paris'. Gegen eine helle, silbrig glänzende Seelandschaft, deren Horizont eine verschwimmende Bergkette abschließt, steht ganz im hochgelegenen Vordergrund eine nackte weibliche Gestalt in leuchtender Schönheit. Ein sitzender Jüngling ist im Begriff ihr den Ball zu werfen. Die Art und Weise, wie diese zwei Gestalten in die Linien der Landschaft hineinschneiden, wie die gegen das Licht gesehenen dunklen und schweren Formen eines mächtigen Baumes und der Leiber mehrerer weidender Kühe verstärkende Gegensätze bilden, wie sich von dem festen und dunklen Vordergrund aus die Landschaft wie ein Stück seliger Gefilde traumhaft schön in die Ferne dehnt, das ist von seltsamem Reiz und hervorragender Größe. — Ein wiederholt gesehener Gast in den internationalen deutschen Ausstellungen ist Caro-Delvaille, der in seinen drei großen, eine ganze Wand einnehmenden nackten Frauengestalten eine neue Richtung einschlägt. Das Raffinement, mit dem er ehedem mondaine Fin-de-Siècle-Weiber in gesuchten Posen darzustellen liebte, wird jetzt in dem glühenden Kolorit des warmblütigen Menschenleibes betätigt. In der malerischen Behandlung dieser Stoffe kann ihm in Frankreich nur noch Besnard, in Deutschland Leo Putz — in geringerem Grade auch der kürzlich jung verstorbene Philipp Klein zur Seite gestellt werden. Dem jeder Rücksicht baren moralischen Naturalismus entspricht kein gleich konsequenter malerischer. Die Farben sind mit raffiniertem Geschmack zur reizvollsten Wirkung getrieben, die Linie ist mit ebenso großem Raffinement berechnet und abgewogen. Und dennoch: Rubens ist, mit Caro-Delvaille verglichen, ein Idealist auch in der fleischigsten Fülle seiner Gestalten, denn sie sind eine Projektion seines Geistes, während hier mit koloristischer Sorgfalt ein Porträt des nackten Leibes geschaffen wird, dessen Entkleidetsein kontrastierende Mittel dem Bewußtsein noch aufdrängen.

Von den einstigen großen Vorkämpfern des konsequenten Naturalismus ist Raffaelli mit mehreren sehr flotten Sachen vertreten. Bei zweien merkt man das Bestreben zu einem Anlauf in das Seelische hinein, aber sowohl die ‚Alte Frau im Schnee', als auch das Spießbürgerehepaar, das wir fast in natürlicher Größe als ‚Herbst des Lebens' in Bois spazieren gehen sehen, ist eine nüchterne, wenn auch respektable Artistenleistung. Mehr Persönlichkeit zeigt Alfred Roll. Aber auch in Caresse de soleil kommt er nicht über das malerische Grundprinzip des Naturalismus hinaus, so sehr er auch die Zauberglut des Lichtes ins Phantastische und Mystische zu steigern trachtet. Der weibliche Körper, der da unter dem Schmeichelkuß der Sonne wie in somnambuler Extase sich hebt, er ist doch nur Objekt und Träger malerischer Qualitäten, nicht zugleich ein Werk des Lebens und der zu seiner Quelle hinabsteigenden Phantasie. An anmutigen und geschmackvollen Werken ist die französische Kunst reicher als jede andere. Werke wie die Frau in Braun von Prinet, wie diejenige Jeanniots fallen vor allem ins Auge. Als feine, tüchtige Bilder mag sich der Kunstfreund noch merken A l'Ile de Sein von Le Gout-Gérard, Le pardon de Saint-Marc von Boyer und Entre amis von Bellery-Desfontaines, eine Abendgesellschaft an einem langen, erhellten Tisch. Manche

der hier erwähnten Gemälde werden in absehbarer Zeit auch da und dort in Deutschland zu sehen sein und von dem hohen Stand der modernen Malerei im allgemeinen, der französischen im besonderen beredtes Zeugnis ablegen. Das Märchen vom Niedergang der modernen Kunst findet jedenfalls durch diese neuesten Darbietungen keine Bestätigung.

-th.

Wilhelm Trübner. Der Name Trübner bedeutet für viele heute einen Scheideweg, ein Programm. Mit Leibl hat es eingesetzt; Trübner vor allem unter den Nachfolgern verkörpert es heute. Damit ist er für das Kunstleben der Gegenwart zu einem Typus geworden, seine Kunst zu einem malerischen Axiom. Gewiß mit manchem Recht. Wenn auch die ganze Kunst ein viel weiteres Gebiet umfaßt, so hat der Positivismus in der Malerei doch nicht bloß den Wert einer Tagesmode; dazu birgt er viel zu wurzelstarke Kräfte und latente Entwicklungsfähigkeiten. Der Münchener Kunstverein hat durch eine Kollektivausstellung von Gemälden Trübners eine dankenswerte Übersicht über Trübners Werdegang ermöglicht.

Trübner hat sich seinen Ruhm erarbeiten müssen. Der künstlerische Positivist hat nur das eine Mittel der reinen malerischen Darstellung, um die Sympathien des Publikums zu erwerben und seinen Ruhm zu beschleunigen. Ihm stehen nicht die liebenswürdigen Pointen des Genremalers, nicht die poetischen Züge des Erzählers, nicht der erhabene Stil des Historikers oder die heilige Weihe des religiösen Malers zu Gebote. Sein einziges Mittel ist seine Wahrheit, die Kraft und Sicherheit seiner unmittelbaren Malkunst. Er knüpft keine Fäden einer vor- oder rückwärtsläufigen Gedankenreihe, er konzentriert auf das Bild und schöpft es aus in der Anschauung. Keine Ideen, reine Form. So Trübner.

Auch diesen Realisten hat der Drang zur Kunst aus seinem Elternhaus in Heidelberg geführt, wo er 1851 geboren wurde. Kein geringerer als Anselm Feuerbach hat ihm diesen Schritt erleichtern helfen. In Karlsruhe und München hat er unter akademischer Leitung gelernt und gelitten, bis er Leibl fand. In dessen kraftvoller Persönlichkeit ist er jedoch nicht untergegangen, sondern hat sich bald selber gefunden. In Frankfurt begann ihm Anerkennung zu winken; jetzt ist er Akademieprofessor in Karlsruhe in seinem besten Schaffen, einem steten, sicheren Vorwärts.

Trübners Kunst ist möglichst un-‚literarisch'. Der Begriff des ‚Literarischen' spielt heute in der Kunstkritik der Malerei gegenüber eine weit über das Maß hinausgehende Rolle, und dies in einer Zeit, in der die Wortkunst, insbesondere Roman und Drama, so ‚literarisch' als möglich ist, beinahe bloß von einer immanenten Kunstübung fremden Beziehungen lebt. Künstler wie Böcklin und Thoma werden mit diesem Schlagwort als minderwertig rubriziert. Aber nicht jeder Künstler paßt in dieselbe Schablone. Die Malerei ist nicht nur eine Augenweide. Das seelische Erlebnis vor ihr ist eben geistiger Natur und steigerungsfähig in ideale Höhen. Daneben bleibt das Verdienst der Positivisten allerdings ungeschmälert bestehen, die in dem sicheren Boden der Tatsachen wurzeln. Sie führen dem Baume der Kunst den gesunden Saft unverbrauchter Kraft zu. Ist auch ihr Einfluß auf das große Publikum geringer, so sind sie für die Entwicklung der Malkunst um so wertvoller. Auf sie geht man immer wieder zurück, um neu anzuknüpfen.

Daß dem Menschen und Künstler die Neigung zum Flug der Phantasie, zur freien Schöpfung angeboren ist, hat auch Trübner in einigen Bildern verraten und sich Böcklinide nennen lassen müssen. Seine Centauren- und Titanenkämpfe sind in der Darstellung der nackten gigantischen Körper hervorragend; doch fehlt ihnen der Schmelz der Phantasie, die freie Be-

weglichkeit zu der Wucht und Schwere. Nach der Seite der freien Gestaltung hat seine Kunst eine Grenze. Eine wuchtige Bewegung ist ihm in seiner ‚Wilden Jagd' gelungen. Ein gewaltiger Lichtrhythmus wogt diagonal durch das Bild, die dunkle sich wälzende Wolkenmasse umlohend, auf der die wilden Reiter hinanstürmen.

Wahrhaftigkeit in der geübten Anschauung und gefestigten Wiedergabe ist Trübners Charakter. In zahlreichen hervorragenden Porträten hat er ihn erprobt, wo er dem Individuum sein Recht auf Selbständigkeit läßt und es nachschafft n malerischer Lösung des Flächenproblems. Seine gesunde Realistik, eine gewisse Nüchternheit der Auffassung, ist doch eindringlicher Wirkungen fähig; z. B. in seinem ‚Christus im Grabe'. Die beiden Bilder, die er so benennt, sind kaum mehr als Akte. Aber Trübners Wahrhaftigkeit und Betonung des Gegenständlichen und seine Belebung der Farbe feiern Triumphe. Eine merkwürdige ungestörte Ruhe atmen diese Bilder aus. Im Studium erinnern sie an Rembrandt und Rubens und an die Spanier, an Ribera. Später ist Trübner immer mehr dazu gekommen, das Figürliche noch flächiger zu modellieren. Seine Pferde- und Reiterbildnisse (u. a. der Großherzog von Baden) sind breit heruntergestrichen, fast mit Muskelsträngen von Farbe bekleidet.

Im Grundcharakter der gleiche, aber in der Farbengebung ein anderer ist Trübner in seinen Landschaften. Hier läßt sich eine stete Entwicklung konstatieren von einer dunklen Tönung über graue Tinten zu heller farbiger Behandlung, eine Entwicklung analog dem Farbenprozeß in der modernen Malerei, doch von eigenem Gewächs. Der Ton geht zu gelösten Farben über; immer aber bewahren die Gemälde eine feste Haltung. Sie verraten die feste Hand und den klaren, fast nüchternen Sinn. Die Bilder von Schloß Hemsbach sind noch lange kein Abschluß. Schon die wiederholt und verschieden angegriffene Lösung der Farben- und Lichtverhältnisse zeigt ihn im Studium.

Trübners Bedeutung liegt vor allem auf rein malerischem Gebiet, in seinem Einfluß auf eine Kontinuität der Entwicklung, in der Fortführung einer guten Tradition, die brauchbare fremde Elemente nicht abweist, aber sie eigenmächtig aus sich selber neu formt. In diesem Sinne ist Trübner ein deutscher Künstler.

K. Weiß.

Musik.

Die Kleinstädter. Komische Oper von Cyrill Kistler. Eine neue Kistleroper ist kürzlich im Klavierauszug erschienen. Diesmal ist der Stoff kein tragischer oder dramatischer, sondern ein komischer. Kotzebues Lustspiel ‚Die Kleinstädter' hat unter dem gleichen Titel den Stoff zu dieser Oper gegeben. Wer Kotzebues Werk kennt, der weiß, daß es eine köstliche Satire über das Kleinstadtleben bedeutet und eine Fülle prächtig humoristischer Szenen bietet. Wie meisterhaft sind die einzelnen Kleinstadtgrößen gezeichnet, vom Bürgermeister an bis hinunter zum pflichtbewußten Nachtwächter des Städtchens! Wie dünkt sich jeder, der ein Titelchen mehr besitzt als sein Nachbar, über diesen erhaben! Wie wird nach diesem Titel die gesellschaftliche Stellung eines jeden Mitbürgers bemessen, o, und wie ist die Neugier und die Klatschsucht über den lieben Nächsten im Städtchen, das den schönen Namen ‚Krähwinkel' führt, ausgeprägt! Diese köstliche Kleinstadtmalerei machte Kotzebues Werk zu einem recht dankbaren Lustspiel. Alle Eigenschaften der verschiedenen Kleinstadtgattungen sind treffend charakterisiert. Die Frau Unter-Steuer-Einnehmerin Staar, deren Sohn, der Krämer und Vize-Kirchen-Vorsteher Staar, und deren ältester Sohn, der Herr Bürger-

meister in Person, sind von ihren Titeln und Würden bis auf den kleinsten Nerv durchdrungen. Ihnen würdig reiht sich der Buchhändler und Bau-, Berg- und Weginspektors-Substitut Sperling an, der seine geliebte Braut, Sabine, die Tochter des Bürgermeisters, welche ihm aber nicht das geringste Interesse entgegen bringt, in den jämmerlichsten Versen andichtet. Zwei Muhmen, die Ober-Floß- und Fisch-Meisterin Brendel und die Stadt-Akzise-Kassa-Schreiberin Morgenroth, vervollständigen die Reihe dieser Kleinstadttypen, über denen der aus der Großstadt kommende und von Sabine heimlich geliebte junge Olmers, ein wirklich feinfühlender, ehrlicher und strebsamer Charakter, hoch erhaben steht.

Herr Lvovsky hat aus dem Kotzebueschen Werk einen Operntext geschaffen, der im großen Ganzen der Handlung des Lustspiels entspricht; freilich haben sich die vielen komischen Situationen nicht sämtlich als Operntext bringen lassen; so manches, was als gesprochenes Wort zur Geltung kommt, wird sich als Gesang weniger humoristisch geben; es ist jedoch dem Textdichter im Verein mit dem Komponisten gelungen, manche köstliche Szene zu schaffen wie z. B. die Marktplatzszene im dritten Akt, welche die meiste Komik enthält und bei guter Darstellung den Erfolg des Werkes sichert.

Wie hat nun Kistler, der uns meist dramatische Musik geschenkt hat, dieses heitere Werk vertont? Kistler ist in diesem Werk ein anderer als in seinen früheren Schöpfungen. Wir erleben keine kühnen Harmonien oder gewagte Modulationen; es geht alles gemütlich zu. Kistler hat zu den Kleinstädtern eine leicht verständliche Musik geschrieben, die sich in manchen Teilen dem Volkslied und auch der Lortzingschen Oper nähert. Die Ouverture ist bereits im Konzertsaal mit Beifall aufgeführt worden; sie bringt die Hauptmelodien der Oper in guter Zusammenstellung. Wie Kistler in der Oper selbst durch seine Instrumentation die verschiedenartigen Situationen ausmalt, das läßt sich an der Hand des Klavierauszuges nicht erkennen.

Die Figur des Bürgermeisters ist musikalisch sehr dankbar gezeichnet. Die Einstudierung seiner Rede im ersten Akt zur Begrüßung von Olmers, dem vermeintlichen Freund des Ministers, die Art, wie sich das treue Oberhaupt abhetzt und sorgt, um ihm einen würdigen Empfang zu bereiten, ist vorzüglich musikalisch geschildert. Auch die Melodie des Empfangsgrußes ist so zopfig und steif wie das getreue Oberhaupt der Stadtgemeinde selbst.

Die meiste Komik birgt die Figur des Bau-, Berg- und Weginspektors-Substituten Sperling, der in Liebe zur schönen Bürgermeisterstochter Sabine entflammt ist. Die Worte, mit denen er Sabine begrüßt:

> ‚Mög' der Musen hehrste mich begeistern,
> Wenn ich meinem Liebchen nah';
> Verse, herzzerreißend, möcht' ich kleistern,
> Denn die allerschönste Stund' ist da,'

schildern seine überschwengliche Art und geben beredtes Zeugnis von dem dichterischen Wert seiner Versbasteleien. Sperling ist der Abgott der Damen des Städtchens; er ist der Poet, an dessen Versen sich ganz Krähwinkel begeistert. Er hat auch des Bürgermeisters Zusage, Sabine heiraten zu dürfen; nur Sabine selbst widersetzt sich seiner Werbung und wartet auf den von ihr geliebten Olmers, der von der Residenz aus auf Besuch ins Städtchen kommt, und den dann später Sabinens Vater für den Freund des Ministers hält.

Der zweite Akt wird durch ein kurzes Fugato eingeleitet und besitzt als musikalischen Höhepunkt einen Monolog des Bürgermeisters, nachdem ihm die Ernennung zum königlichen Rat zuteil geworden ist. Vor Stolz und Würde weiß er sich kaum zu fassen. Nichts ist

ihm mehr gut genug; die eigene Verwandtschaft erscheint ihm mit ihren Titeln gegen seine neue Würde zu gering; alles ist Plebs, und ganz Krähwinkel soll kommen, ihm zu huldigen.

Im dritten Akt ist die meiste Komik enthalten. Es ist Nacht. Der vom Mond beleuchtete Marktplatz liegt still und ruhig da. Nur wenige Fenster sind in den Häusern erleuchtet; der größte Teil der guten Krähwinkler liegt schon in süßem Schlummer. Olmers hat Sabine versprochen, sie diesen Abend zu entführen, und nun treffen sich die beiden Liebenden auf dem Marktplatz, müssen jedoch vor dem über den Platz schreitenden Nachtwächter in eine dunkle Hausnische zurücktreten. Da zeigt sich Sperling am Fenster seiner Dachstube im Nachtgewande, und mit seinem Lieblingsinstrument, einem Fagott, schaut er zum Fenster hinaus und beginnt nach einem Vorspiel auf seinem Jammerholz Sabine ein Ständchen zu bringen. Der Liebessang Sperlings lockt die Katzen der Nachbarschaft auf die Dächer, und sie begleiten denselben mit jämmerlichem Geschrei.

Der Feuerwächter kommt nun mit seiner Schnarre über den Marktplatz. Durch den Gesang Sperlings ist aber der Herr Vize-Kirchenvorsteher Staar, der unter Sperling wohnt, nervös geworden, und er verbittet sich den Lärm da oben. Frau Staar kommt aber auch ans Fenster ihrer Wohnung; sie ist bereits im Nachtgewand und beginnt ihr Abendgebet zu singen: ‚Nun ruhen alle Wälder;‘ Sperling in seiner unbezähmbaren Liebesglut läßt zwischen hinein den dritten Vers seines Ständchens: ‚Ich möchte mit dir kosen‘ ertönen. Diese köstliche Szene wird aber dadurch unterbrochen, daß der Nachtwächter das im Dunklen verborgene Liebespärchen entdeckt und in kurzer Zeit das Städtchen rebellisch macht, so daß ganz Krähwinkel im Nachtgewand unter den Zeichen der größten Neugier auf dem Marktplatz erscheint und das erschrockene Pärchen staunend betrachtet. Der Herr Bürgermeister erscheint selbst in größter Aufregung und ist als gestrenger Vater und als Oberhaupt der Stadt außer sich über das Verhalten seiner Tochter, sich mit einem titellosen Fremden ein Stelldichein zu geben. Olmers erklärt nun aber, wenn er auch ohne Titel sei, so habe er doch schon des Königs Gnade durch eine Auszeichnung für Strebsamkeit und Fleiß erfahren. Stolz weist er auf die mit einem Orden geschmückte Brust; und siehe da, der Anblick dieses Ordens tut Wunder; alles ist vergeben und vergessen. Der Dichterling Sperling gilt jetzt beim Bürgermeister nichts mehr gegen den so ausgezeichneten Fremden, den der Bürgermeister mit freudigem Stolz als seinen Schwiegersohn ans Herz drückt.

Die Oper stellt keine schwierigen Aufgaben an die Sänger; sie verlangt aber gute Darsteller, die vor allem gute Komiker sein müssen. Und hier heißt's: Gut abtönen, nichts übertreiben; denn vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt! Möge diese neueste Schöpfung Kistlers überall günstige Aufnahme finden! Sie ist kein epochemachendes Werk, aber sie kann uns bei guter Darstellung einige fröhliche Stunden verschaffen, und das ist doch ihr eigentlicher Zweck.

A. Mello.

Neues vom Büchermarkt.

Plato und der Platonismus. Vorlesungen von Walter Pater. Deutsch von Hans Hecht. Jena und Leipzig. Verlegt bei Eugen Diederichs.

In die Gedankenwelt des großen hellenischen Dichterphilosophen vermag uns nur ein philosophisch und poetisch empfänglicher Mittler vollkommen einzuweihen. Pater wird nur dem Dichter, nicht dem Denker gerecht. Plato erscheint bei ihm viel zu sehr als weltentwurzelter Schwärmer; die Antithese, er sei Jonier durch Anlage, Dorer aus Überzeugung gewesen, ist nur eine Verlegenheitsausflucht, kein Verständnisschlüssel. Wohl möglich aber, daß durch diesen prächtig dargestellten ästhetisierten Plato viele auch zum echten geführt werden, dessen Denken und Dichten nicht in einem Schönheitsbegriff, sondern in der Idee des Guten gipfelt. E.

Rinnender Sand. Ostseegeschichten. — Von K. Rosner. Berlin W, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, o. J. — 158 S. geh. 2, geb. 3 M.

Der Hauptvorzug der beiden in dem Bändchen vereinigten Novellen dürfte darin bestehen, daß Natur- und Seelenstimmungen in ein wirklich plausibles Verhältnis gesetzt sind. Im übrigen arbeitet der Autor mit leisen Tönen und zarten Farben; starke Menschen zeigt er uns nicht: wie der Sand verrinnt, so verläuft ihr Wollen in Resignation. Daß übrigens die neuere Belletristik so viele passive Naturen zeigt, scheint mir ein bedenkliches Zeichen zunehmender sittlicher Widerstandslosigkeit. J. M-r.

Unsere Kunstbeilagen.

Unsere vier Reproduktionen nach Plastiken Meuniers finden eine eingehende Würdigung in dem Artikel ‚Constantin Meunier, ein Pfadfinder moderner Plastik' von Dr. Joseph Popp im gleichen Heft. Die Erlaubnis zur Reproduktion verdanken wir dem Entgegenkommen der Hofkunsthändler Keller und Reiner in Berlin, welche die photomechanischen Nachbildungsrechte besitzen. Der gleiche Kunstverlag liefert auch plastische Nachbildungen Meunierscher Werke in vollendeter Ausführung.

Offene Briefe.

Prof. Dr. J. Pf. in W. Die in unserem Hochlandecho ‚Laientum und Kirche' behandelte Frage ist von so brennender Aktualität, daß es in keiner Weise ‚überraschen' kann, wenn gleichzeitig mit unserem Artikel ein ähnlicher (‚Das Aufsteigen des Laienelements in der katholischen Kirche') in den ‚Historisch-polit. Blättern' erschien (Heft 6 vom 16. März 1907), der von fast gleichen Anschauungen eingegeben ist. Diesem Artikel, in dem sich der uns unbekannte Verfasser nach eigener Auffassung auch mit ‚Hochland' beschäftigt, steht der Herausgeber Hochlands völlig fern. Da in den Gegenartikeln des gleichen Blattes, wie Sie mit Recht bemerken, ziemlich wahl- und kritiklos denunziert wird, sei diese Tatsache hiemit festgestellt.

Frl. F. in J. Die bei Gerdes und Hödel in Berlin W 57 erscheinende Puritas-Bibliothek enthält in den bis jetzt vorliegenden Bänden: ‚Was eine junge Ehefrau wissen muß' und ‚Was ein junger Ehemann wissen muß', beide Bände (à 3.— Mk.) von Sylvanus Stall, deutsch von Dr. P. von Gizycki, nichts, was ihrer Verbreitung auch in katholischen Kreisen hinderlich wäre. Die darin vorgetragenen Anschauungen bekunden eine durchaus ideale Lebensauffassung, sind in die würdigste Form gekleidet und decken sich in allem Wesentlichen mit denen der katholischen Moral. Es wäre sogar zu wünschen, daß diese Bücher recht allgemeine Beachtung fänden; sie können für die Art und Weise, so heikle Fragen wirklich positiv förderlich, das sittliche Gefühl und Denken mächtig spannend zu behandeln, mehrfach vorbildlich wirken. Wenn der Übersetzer in dem Vorwort bemerkt, daß wir in Deutschland kein Werk besäßen, welches so gründliche medizinische Kenntnisse und ein so volles Verständnis für die Verhältnisse einer fortgeschrittenen und stetig fortschreitenden Kultur mit einem so hohen und reinen sittlichen Ernst vereinigt, so wird man ihm nur zustimmen können.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Jan Pievensz d. A. pinx. Mezzotinto Bruckmann

Das Opfer Abrahams

Vierter Jahrgang. Juli 1907. 10. Heft.

Das verlorene Leben.

Von

Hermine Diemer.

Das war einmal vor langer, langer Zeit, da träumte auf grüner Wiese am murmelnden Quell eine junge Hirtin.

Sie war schön, denn auf ihrer Stirn lag ein starker, klarer Geist, und aus ihren sonnigen Augen strahlte es wie ein tiefes, sehnsüchtiges Erfassen und zugleich wie eine unendliche, segnende Liebe. Ihre Lippen aber waren wie die eines Kindes, doch wölbten sie sich, als ob sie Weisheit künden könnten; es lag über ihr der Schleier der Jugend und Unschuld, und alle ihre Fähigkeiten waren in das Unbewußtsein eingehüllt.

Ihre Augen schweiften zu den Wolken, und sie formte aus ihnen seltsame Gebilde: wilde Heere, gewaltige Tiere, kämpfende Helden, und ihr Blick haschte die zitternden Sonnenlichter, die zwischen den zerrissenen Himmelsbildungen hindurch auf die saftige Wiese fielen und es schien ihr, als ob das Himmelsgold, das da lag, etwas Greifbares sei, das man fassen könne, wenn man nur die richtige Hand dazu habe — und sie träumte von Wesen mit solchen Glückshänden.

Dann kam ein schmerzliches Verlangen über sie nach dem Unbekannten, eine heiße, ihr selbst unverständliche Sehnsucht nach etwas, das

kein menschlich Auge je geschaut und kein menschlich Ohr vernommen hat. Sie wußte wohl, daß draußen, weitab von ihrem stillen Bergtal Menschen lebten, die alles Wissens kundig und Antwort geben könnten auf all ihre Fragen — aber was hätte sie fragen sollen, wenn wirklich jemals solch ein Weiser sich in ihr Dörfchen verirrt hätte? Das wogte alles so unbestimmt in ihrer Seele durcheinander, formte sich in einem Augenblick und verging wieder wie droben am Himmel die Wolken; sie wußte nicht wie ihr geschah, daß ihr plötzlich heiße Tränen über die Wangen liefen, ihre Hände sich um die Blütenstengel krampften, die um sie her wuchsen, und sie vergehen wollte in einem nieempfundenen Weh.

Da war ihr, als würden ihre Augen gewaltsam geöffnet; sie schmerzten sie von blendendem Sonnenlicht, und der goldene Glanz ging aus von einer Gestalt, die vor ihr stand, — die war wie gewoben aus Sonnenschein, so daß man durch sie hindurch die Blumen und Bäume sehen konnte, — es war, als ob einer der leuchtenden Sonnenstrahlen, wie sie zwischen den dunklen Wolken hindurchfallen, Gestalt angenommen hätte; denn alles an ihr war warmer, belebender Sonnenschein.

Da dachte das Mädchen, das müsse das Wesen sein, das die Sonnenflimmer auf dem Wiesenboden einsammle, und wunderte sich gar nicht weiter darüber.

Da sprach das Sonnengebilde zu ihr, — es war nicht wie eine Menschenstimme, es waren keine Menschenworte, und doch verstand sie alles, was es sprach, wie sie das Rauschen des Windes und den Gesang der Vögel verstand.

Das Wesen aber sprach zu ihr: ‚Warum weinest du? Hast du Kummer?‘

Da antwortete die Hirtin: ‚Ich kenne den Kummer nicht — ich bin glücklich, und doch ist mir so weh, so weh, und ich weiß nicht warum.‘

‚Ich will es dir sagen,‘ rief die Lichtgestalt, ‚warum du zugleich glücklich und zugleich elend bist. Du hast die Sehnsucht! — Mit der Sehnsucht hast du mich hergezogen, daß ich zu dir kam; denn sie ist es, die Erde und Himmel verbindet, die alles in der Schöpfung bewegt, die Sehnsucht ist es, die mitten im Glück elend, mitten im Unglück selig macht — sie ist das beste Erbteil der Menschen: wohl dem, der die Sehnsucht hat!

Dein Geist ist erblüht unter den Tieren des Waldes, deine Seele unter den Blumen des Feldes, unbekannt und unbewußt bist du dir selbst, ungeschult und ungeübt dein Denken, aber du hast die Sehnsucht, die den Himmel heranzieht, darum kam ich, ihn dir zu bringen.‘ Da gab sie ihr ein goldenes Buch und eine Feder und sprach: ‚Sieh dies Buch! Wenn du es aufschlägst, wird dir kund alle Weisheit der Welt und du wirst lesen

können und schreiben und mit dieser goldenen Feder wirst du Werke schreiben, die die Erde erfüllen werden mit deinem Ruhm. Aber niemand darf von dieser Gabe etwas wissen — verbirg sie wohl: denn sobald ein Menschenauge sie erblickt, verschwindet sie wieder!'

Da legte sie dem Mädchen das Buch und die Feder in den Schoß und löste sich auf, wie ein einzelner Sonnenstrahl sich auflöst im großen, allgemeinen Licht.

Die Hirtin aber saß wie erstarrt — blickte mit staunenden, geisterhaften Augen der Entschwundenen nach, und in ihrem Schoße leuchtete wie eine Feuerflamme das Buch und die Feder.

Sie wagte nicht, es zu berühren — ihr war, als müsse es ihr Leib und Seele versengen; da gewahrte sie in der Ferne die Gestalt eines Jünglings und mit zitternden Händen nahm sie die Wundergaben, trug sie zu einer nahen Felshöhle, wo sie sie in einer dunklen Spalte verbarg und mit Moos und Erde bedeckte. Als sie wieder herauskam, da stand ihr Geliebter vor ihr und vor dem Glück ihn zu sehen, verschwand das Erlebnis und sie hatte nur Augen für den schönen, blühenden Jüngling.

‚Clytia,' sprach er, ‚mein Vater hat alles bewilligt! Er übergibt mir Haus und Hof — in wenigen Wochen sind wir für immer vereint. Heute hast du zum letztenmal die Herden geführt; dein Bruder kommt dich ablösen, gehe du mit mir zu meinen Eltern nach Haus, damit wir alles zum Hochzeitsfest besprechen!'

Da sank sie ihm selig an die Brust und mit verschlungenen Armen gingen sie heimwärts. Clytias Antlitz übergoß wonnige Glut und die suchende, strebende Sehnsucht war erloschen vor der siegreichen, beglückenden Wirklichkeit.

Wochenlang kam sie nicht mehr zu sich selbst vor Zurüstungen zur Vermählung. Das kleine Aussteuergut — schneeiges, selbergewobenes Linnen, weiße, schimmernde Wolle — wurde zu Gewändern, Tüchern und Decken verarbeitet, und als der Hochzeitstag vorüber war und sie still in dem blütenumrankten, schlichten Häuschen an der Seite des geliebten Mannes schaltete und waltete und des Nachts die Sterne auf ein glückseliges Menschenpaar niederleuchteten, das eng aneinander geschmiegt von des Tages Last und Mühen ausruhte, da vergaß das junge Weib, daß sie einmal geweint hatte voll Sehnsucht nach dem Unfaßbaren, Unerreichbaren. Sie genügte sich in ihrer Liebe und das wunderbare Buch ruhte ungestört und unbegehrt in seiner Felsenspalte.

Und ihre Liebe ward ruhiger, ernster. Es kamen schwere Zeiten harter Arbeit. Kinder entsproßten ihrem Bund — sie brauchten Pflege, Nahrung und Kleidung. Da schritt Clytia am Pflug mit ihrem Gatten,

die Erde zu ackern aus der ihr Brot wachsen sollte — sie stand am Backtrog und knetete das selber gemahlene Mehl zu Brot; sie saß am Spinnrad und spann, am Webstuhl und webte und ihre fleißigen Hände ruhten und rasteten nicht, bis alle im Haus Nahrung und Gewand hatten.

Wenn sie dann des Abends müde vor der Hütte saß und den letzten erlöschenden Schein der sinkenden Sonne mit weltentrücktem Blick verfolgte, dann hob die große, überirdische Sehnsucht wieder das Haupt, und wie Clytia hinaufschaute zu dem dämmernden Himmel, wo der Abendstern aufstieg, da trug sie die Sehnsucht still hinauf zu ihm in die Höhe.

Und ein Verlangen überkam sie, ein zehrendes, unstillbares Verlangen nach den Sonnengaben auf der Weide, nach ruhigem, ungehemmtem seelischem Genießen, nach einem Geistesfrieden in unbekannten, reinern Höhen.

Aber drinn in der Hütte schrien die Kleinen und der Mann rief um das Abendbrot, — die schweifende Seele kehrte zurück zu ihrer Pflicht. Sie bereitete das Nachtmahl, legte die Kinder zu Bett und trug mit wankendem Fuß und schmerzenden Augen das Kleinste die halbe Nacht auf dem Arm, bis es endlich ruhig schlief.

Dann lag sie lange und die Sehnsucht hielt sie wach und sprach zu ihr von dem verborgenen Schatz und der höchsten Weisheit, von Ruhm und Ehre, und sie war nun fest entschlossen, gleich morgen in der Frühe hinauszugehen und die Gabe der Fee zu holen.

Aber ehe noch der Tag graute, stand schon der Mann fertig gerüstet vor ihr: ‚Weib, mach' rasch! Wir müssen heute noch das Korn schneiden, es leidet keinen Aufschub.' Und sie ging gehorsam mit und schnitt das Korn, und als es geschnitten war, mußte es gedroschen werden, und als es gedroschen war und sie es zur Mühle brachten, da war es Winter. Nun mußte Flachs und Wolle gesponnen und das Leinen gewebt werden und die Arbeit drängte sich Tag für Tag und Stunde für Stunde.

Als die Kinder groß waren und die Eltern auf ihre Hilfe hofften, da wollten sie etwas anderes werden und zogen hinaus in die Welt und ließen die alten Leute allein in dem stillen, fernen Tal. — Sie hatten die Sehnsucht geerbt von der Mutter, aber nicht die himmelstrebende, selbstlose Sehnsucht — ihr Verlangen führte sie auf irdischen Pfaden hinaus auf der Suche nach Geld und Gut.

Und endlich war aus der schönen, kraftvollen Frau eine gebrechliche Greisin geworden, aufgebraucht von der täglichen Arbeit, unfähig zu jedem Schaffen.

Das Haus und den Hof hatte der eine Sohn übernommen, nachdem er zurückgekehrt war, weil er in der Welt draußen nicht fand, was er suchte.

Längst war in der alten Frau die Sehnsucht erstorben; ihre Seele hatte in der Drangsal des Lebens die Schwungkraft eingebüßt. Sie dachte nicht mehr an die göttliche Gestalt und an die wunderbare Gabe.

Da war einmal ein Gewitter gewesen und sie saß vor ihrer Hütte und sah, wie aus zerrissenen Wetterwolken große, leuchtende Sonnenstrahlen wie breite, schräge Tücher sich vom Himmel zur Erde spannten. Da stand auf einmal die himmlische Erscheinung vor ihrer Seele; ein heißes Verlangen überkam sie nach der Gabe, die ungenützt ein halbes Jahrhundert in der Felsenhöhle ruhte.

Da machte sie sich auf und wollte keinen Augenblick mehr verlieren, das Geschenk der Fee zu holen.

Sie ging langsam und mühevoll, denn ihre Füße schmerzten. Wie weit erschien ihr jetzt der Weg, den sie, seliger Hoffnung voll, damals mit dem Geliebten gegangen!

Wo früher Weide war, war jetzt Ackerfeld — versiegt war die murmelnde Quelle, — eingeteilt in regelrechte Vierecke war der Boden und wie finster drohende Schatten standen hohe Baumriesen zwischen den nutzbar gemachten Feldern.

Nur die Felswand war noch die gleiche, aber die Höhle war mit Gestrüpp und wildem Gerank überwachsen.

Mit Mühe drang sie hinein und tappte sich in der Dunkelheit bis zu der Felsspalte, in die sie den kostbaren Schatz gelegt hatte. Sie fand das Buch und die Feder unversehrt, und wie sie damit hinaustrat, da leuchtete es wie eitel Sonnengold und überstrahlte die ganze Gegend, daß es der Greisin schien, als sei alles wieder wie damals.

Da kam es über sie wie frische Jugendkraft, sie drückte die Himmelsgeschenke mit neugestärktem Arm an ihre Brust, und als sie an die Stelle kam, wo ihr die Fee erschienen war, da faßte sie die Sehnsucht so mächtig wie einst, daß sie niedersank ins Gras und nicht warten wollte, bis sie zu Hause war. Gleich an der Stelle, wo sie die Gabe erhielt, wollte sie die Weisheit in sich aufnehmen.

Aber wie sie so da saß, da sah sie, daß sie ihre Kraft überschätzt hatte. Nur die Sehnsucht war es gewesen, die neu belebte, die sie so stark erscheinen ließ.

Als sie jetzt das Buch aufschlug, da sanken ihre Hände kraftlos nieder und konnten es nicht halten, und vor den trüben, von Nachtwachen und Arbeit erblindeten Augen verschwammen die Zeichen der Schrift — sie konnte sie nicht mehr erkennen.

Da begriff sie, daß es zu spät war, und ihre alten Augen begannen ein bitteres, schmerzendes Weinen, ein Weinen um die verlorene Jugend, um ein ganzes verlorenes Leben.

Und über der Gegend hing der Goldschimmer der scheidenden Sonne — das Ährenfeld bog sich unter der Last, der Wind rauschte, und die Vögel sangen in den Zweigen; die höchste Schönheit lag auf der Natur — und die Sehnsucht stand neben der Weinenden und sagte: ‚Verloren hast du dein Leben, weil du mir nicht gefolgt bist; zu dem Höchsten wollte ich dich führen, Weisheit, Schönheit und Poesie konntest du in dich aufnehmen und Glanz und Ruhm erwerben — du aber hast Erde gefressen gleich der Schlange und deine Hände beschmutzt mit Knechtesarbeit.‘

Da konnte es die arme Frau nicht länger ertragen. Ihr brach das Herz — mit einem tiefen Seufzer sank ihr Haupt zurück und wie Silberschnee glänzte das dichte, weiße Haar in dem grünen, hohen Wiesengras.

Siehe, da stand neben ihr wieder die göttliche Sonnengestalt; die nahm ihr das Buch aus der toten Hand, und wie sie sie berührte, da umfloß sie die leuchtende Sonnenklarheit und sie sah inmitten des unendlichen Lichtquells die Majestät Gottes, umringt von den Scharen seliger Geister. Es flutete um ihn her die Weisheit und die Schönheit, und sie sah, daß das Sonnenwesen, das ihr das Buch gegeben, nichts war als ein Teil der göttlichen Glorie.

Sie hörte ein wunderbares Klingen und Tönen, als ob in ihm alle Disharmonien des Weltalls aufgelöst seien.

Die Sehnsucht führte sie näher zu Gottes Thron — da sah sie eine Menge Leute stehen, die nicht in die Nähe des Allerhöchsten kamen; sie alle hielten goldene Bücher in den Händen wie das ihre und hatten wichtige und bedeutende Mienen und es schien, als täten sie sich viel zugut auf ihre Weisheit und Kunst.

Die arme Frau erschauerte in Demut und dachte, sie würde doch sicher von Gott verstoßen, wenn diese Geistesgrößen nicht zu ihm durften. Und die Sonnengestalt ging ihr zur Seite und trug das Buch, das sie ihr abgenommen.

Nun legte sie es nieder vor Gottes Thron, und Clytia hörte den Allmächtigen fragen, was damit sei?

‚Sie hat es nicht benützt,‘ erklärte der Cherub des Lichts.

Die arme Seele erschrak, denn sie erkannte, daß sie Gottes Geschenk nicht gewürdigt hatte und nun seiner Gnade verlustig ging.

Da sank sie vor ihm nieder und rief: ‚Gnade, Vater — Gnade, du weißt es, ich konnte nicht anders!‘

Und wie sie so dalag, die hilflose Greisengestalt in ihrer armseligen Erdenschwachheit, da ging ein feuriges Zittern durch die Sonnenglorie der Gottheit, und in dem glühenden Schein versank das letzte Irdische an ihr, und sie fühlte sich vom selben Stoff wie die Himmlischen um sie her.

Da frug sie demütig: ‚Wie kommt es, daß ich hier bleiben darf in der Nähe der Gottheit, ich, deren Leben ein verlorenes war, während alle die großen Geister fern stehen müssen?‘

Gott aber antwortete und an jedem seiner Worte erstarkte die arme Seele:

‚Sie alle haben die Gabe benützt, die du verschmäht hast, aber sie haben es getan zu ihrer eigenen Ehre — sie haben Gutes gewirkt, aber ihnen fehlte die Selbstentäußerung; darum können sie nicht sofort zu mir kommen — sie müssen erst die Erdenschlacken ablegen.

Du aber, du arme Seele, hast mein Geschenk verschmäht, was dir Ehre und Ruhm gebracht hätte, aus Selbstlosigkeit — an dir haftet keine Erdenschwere mehr.‘

Gott aber öffnete das goldene Buch und sprach: ‚Lies!‘

Da sah ihr neuverjüngtes Auge auf der einen Seite in lebensgroßen Bildern ihr ganzes Leben vorüberziehen, alles, was ihr bis jetzt so armselig, so jammervoll und klein erschienen war: ihr glückliches Lieben, ihr freudevolles Entsagen, ihr selbstloses Opfern. Auf der andern Seite aber sah sie ein glänzendes Leben in der Sphäre des Geistes, eine ruhmvolle, selbstbefriedigte, aber vielfach verschlungene Laufbahn.

‚Und was ist das Ende?‘ frug sie, und sie sah, daß auch dieses Leben nach vielen Irrungen auf rauher Bahn nur bis an die Pforte der Ewigkeit führte.

Und nun sah sie, daß die höchste Erkenntnis der Weisheit nichts anderes war, als was sie durch ihr armes Leben sich errungen hatte:

Arbeit, Demut, Selbstlosigkeit und Liebe.

Sie hatte die Lehren, die sie dort geistig in erhabener Form in sich aufnehmen sollte, in Einfalt geübt, und sie hatten sie schneller und sicherer zu Gott geführt. Und nun erschien ihr ihr Leben so schön, so reich, so voll Poesie!

Der Herr aber befahl, die Bilder ihrer Erdenlaufbahn aufzubewahren als Vorbild für die ringende, gequälte Menschheit.

— — — — — — — — — — —

Unten aber an der Stelle, wo sie entschlafen war, hatten Vater und Sohn den Leichnam gefunden.

‚Sie hat gewiß die Stätte noch einmal sehen wollen, wo wir uns zuerst unsere Liebe gestanden,‘ sprach der Greis. ‚Wie schön sie aussieht, wie glücklich! Welche Seligkeit mag ihr in der Ewigkeit zuteil werden, ihr, deren Leben ein so reich gesegnetes war!‘

Die Entwicklungstheorie und der Mensch.

Von

Johannes Bumüller.

Noch sind es wenige Jahrzehnte, daß der große englische Naturforscher Darwin, dessen Name für immer einen der hervorragendsten Ehrenplätze in den Annalen der Naturwissenschaft einnehmen wird, das Problem der Entwicklung der organischen Welt neu aufrollte und seinen Anschauungen bleibende Aufmerksamkeit zu sichern wußte.

Die Grundsätze, welche Darwin mit wissenschaftlicher Ruhe, wenn auch keineswegs in fehlerfreier Weise verfocht, fanden innerhalb des fachwissenschaftlichen Gebietes begeisterte Anhänger. Sie erwarben sich aber auch, und zwar nicht zuletzt in Deutschland, Verteidiger, welche durch die Art ihres Vorgehens eine ruhige Entwicklung der Deszendenzfrage hintanhielten. Ich meine damit jene Kreise, welche die neue naturwissenschaftliche Theorie mit ihrer eigenen antichristlichen und antireligiösen Weltanschauung zu einer Waffe zusammenschmiedeten, mit der sie gegen die christliche Weltanschauung ihrer Zeitgenossen mit einem Eifer, ja manchmal mit einem Fanatismus zu Felde zogen, der eher einem zum heiligen Kriege aufgerufenen Muselmanne, denn einem objektiven Vertreter der Erfahrungswissenschaften zum Ruhme gereicht hätte. Die Angegriffenen reagierten, und zwar ziemlich kräftig. Vielfach weniger bewandert auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete griff man zur ungleichartigen Waffe philosophischer Erörterungen oder suchte die Angriffe durch kräftige, auch dem Laien leicht verständliche Ausdrucksweise, durch ätzenden Spott oder auch durch recht billige Witze zu parieren.

Bücher, welche von dieser, den Ausdruck ‚populär' herabwürdigenden Kampfesweise Zeugnis ablegen, gibt es leider auch heute noch und zwar vorwiegend auf darwinistischer Seite. Ich erinnere nur an die Werke Häckels, die, ganz zu schweigen von ihrer naturphilosophischen Seichtheit, teilweise vom Gifte einer geradezu fanatischen Tendenz durchtränkt sind.

Diese beklagenswerten Erscheinungen, die man übrigens nicht aufs Konto der Naturwissenschaften setzen darf, haben vor allem die Folge, daß sie einer ruhigen Klärung der Entwicklungsfrage selbst in fachmännischen Kreisen — denn auch so weit schlagen diese Sturmwellen — hindernd entgegenstehen. Haben sie doch die naturwissenschaftliche Frage auf das religiöse und philosophische Gebiet hinübergespielt und dies alles so glücklich durch-

einander gemengt, daß der auf christlichem Boden Stehende jede, auch die objektivste Darlegung der Entwicklungsfrage, falls letztere nicht gründlich prozessiert und stranguliert wird, mit dem größten, oft von vornherein ablehnenden Mißtrauen aufnimmt. Andererseits bezeichnet der Gegner den vorsichtig zurückhaltenden Mann der Wissenschaft alsbald als wenig voraussetzungslos, wenn er nicht dem unter aufdringlich tönenden Siegesfanfaren vorgetragenen Banner Häckelscher Geschichtsbaumeisterei mit der großen Herde in Reih und Glied, Schritt auf Schritt, nachmarschieren will.

Es ist ja auch klar, daß eine so einschneidende Frage, wie jene, ob wir von jeher eine geschlossene Kaste im Reiche der Organismen darstellen oder ob die Wurzeln unseres Geschlechtes tief in den Boden des Tierreiches eindringen, eine gewisse Erregung in der gebildeten wie der ungebildeten Welt hervorrufen, daß diese Erregung selbst in der wissenschaftlichen Literatur nachzittern und die rein objektive Stellungnahme erschweren muß. Einfacher ist nach dieser Seite hin die Behandlung der Entwicklungsfrage mit Ausschluß des Menschen. Dieses Problem ist auch schon viel weiter gefördert.

Daß in der Tierwelt eine Entwicklung von Art zu Art stattgefunden hat und, wie Wasmann u. a. nachgewiesen, heutzutage noch stattfindet, ist sicher. Wer den Entwicklungsgedanken in Bausch und Bogen verwerfen wollte, der steht nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht mehr ganz auf dem Boden der Wissenschaft. Wie weit aber die Entwicklung in der Tierwelt geht, das können wir bis jetzt noch nicht im entferntesten festsetzen, und auch die sog. logischen Postulate dieser Theorie, welche die allbeliebten Lückenbüßer abgeben müssen, so oft uns die Erfahrung im Stiche läßt, können an dieser Tatsache nichts ändern. Wir wissen einfach nicht, ob die organische Welt monophyletischen Ursprungs ist, d. h. ob alle Tiere von einer einzigen zelligen Grundform abstammen, oder ob größere Unterabteilungen verschiedenartigen Grundformen entsprossen sind. Letzteres ist auch dann möglich und ich möchte eher sagen wahrscheinlicher, wenn wir die Urzeugung annehmen, d. h. die Entstehung der Ur-Organismen auf Grund chemischer und physikalischer Gesetze, die unter günstigen Bedingungen früherer Verhältnisse zur Auslösung gekommen wären.

Genannte Unkenntnis über die Ausdehnung der Entwicklung wird mir jeder zugeben, der sich in der Paläontologie, der Lehre von den versteinerten Tieren und Pflanzen, auch nur einigermaßen eingehend auskennt und wer in den Erfahrungswissenschaften überhaupt bewandert ist, wird nicht leugnen, daß hier mit allgemeinen Schlußfolgerungen, welche fehlende Tatsachen ergänzen sollen, außerordentlich wenig gedient ist, daß vielmehr die Natur, wie uns eine immer tiefer gehende Beobachtung lehrt, gewöhnlich viel kompliziertere und anscheinend verworrenere Wege geht, als wir infolge einer scheinbar großzügigen, in Wirklichkeit aber vielfach oberflächlichen Überlegung unseres schaffenden Geistes anzunehmen geneigt sind. Ich erinnere nur an unsere unvermutet in Fluß geratene Anschauung über die Konstitution der Materie.

Treten wir vollends im organischen System über die Schwelle, die zum Geheimnis der Menschheit führt, so wird die Sachlage eine außerordentlich komplizierte. Einerseits kommt die rein körperliche Seite des Menschen in Betracht. Über diese ist vom empirischen Standpunkt aus, soweit eine gewisse Voraussetzungslosigkeit eingehalten wird, noch am leichtesten zu verhandeln. Ebenso wichtig ist aber auch das psychologische Problem, das leider noch mehr oder weniger in den Kinderschuhen steckt. Dann kommt das religiöse Problem herein, nicht bloß für den Christen, für den andern Teil, wie es scheint, oft in noch höherem Maße.

Das psychologische Problem will ich hier nicht behandeln, aus dem einfachen Grunde, weil ich hierin weniger Fachmann bin. Ich lasse mich hier auch nicht weiter auf das religiöse Problem ein. Nur die eine Bemerkung sei mir aufklärungshalber gestattet, daß die hl. Schrift über die Entstehung des Menschen gar nichts weiteres sagt, als daß der menschliche Leib aus irdischen Stoffen, aus der allgemeinen Materie besteht, während die Seele von Gott stammt.

Wie aber der menschliche Leib zustande kam, verschweigt uns die hl. Schrift vollständig und es steht hiermit auch vom religiösen Standpunkt aus der Naturwissenschaft selbstverständlich ganz und gar frei, hierfür eine naturwissenschaftliche Erklärung zu suchen. Was die Bibel über die Erschaffung Evas berichtet, ist die Erzählung eines Traumbildes des schlafenden Adam, welches im Bilde ausdrücken soll, daß der Mensch die Tiere, unter denen er vergebens nach Seinesgleichen suchte, überragt und daß die Frau gleichsam ein Stück von seinem Wesen, d. h. ihm gleichwertig ist.

Ich rede also hier nur über die anatomische Seite der Frage, über die Entwicklung des menschlichen Körpers, indem ich alles andere zukommenden Fachleuten überlasse.

Für uns lautet somit die Fragestellung: Ist auf empirisch-naturwissenschaftlichem resp. auf anatomischem und physiologischem Wege die Abstammung des Menschen vom Affen oder von irgend einem Tiere als sicher, als wahrscheinlich, oder als falsch zur Zeit nachzuweisen?

In erster Linie ist die Frage auf historischem Wege zu prüfen; aber auch die Analogie-Schlüsse, die dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie entnommen sind, dürfen nicht ganz übergangen werden. Da jedoch auch die historische Frage nur auf Grund anatomischer Vergleichung gelöst werden kann, so müssen wir zunächst die vergleichende Anatomie etwas zu Wort kommen lassen.

Die Kluft, welche sich zwischen dem rezenten Menschen und den lebenden Affen auftut, hat ihren tieferen Grund in der verschiedenartigen Gehirnentwicklung. Der Mensch ist ein ‚Gehirntier', der Affe ein ‚Rückenmarkstier'. Gehirn und Rückenmark, die ein zusammengehöriges Ganzes bilden, sind das nervöse Zentralorgan des Organismus, von welchem Be-

wegung und Leben abhängig sind. Das Gehirn ist einfach eine Anschwellung des zentralen Nervenstranges in seiner vorderen Partie. Da die höchsten Funktionen, beim Menschen auch die rein geistigen, an diesen vorderen Teil des Zentralnervensystems gebunden sind, während im Rückenmark und in dem noch in der Schädelkapsel liegenden verlängerten Mark der Sitz der mehr unwillkürlichen, reflektorischen Bewegungen zu suchen ist, so wird ein lebendes Wesen eine um so höhere, sagen wir geistige Stufe einnehmen, eine je stärkere Entwicklung der Sitz der höheren Tätigkeiten, eben das Gehirn, im Verhältnis zum Rückenmark erreicht hat. Daher ist bei niedrigeren Wirbeltieren das Gehirn teils gar nicht, teils nicht viel stärker als das Rückenmark entwickelt. Beim Schellfisch z. B. ist das Gewicht des Gehirns gleich dem des Rückenmarks, beim Frosch, bei der Henne, dem Rind, dem Pferd ist das Gehirn nur 2—$2^1/_2$mal, beim Hund fünfmal, beim Gorilla 17—20mal schwerer als das Rückenmark. Weit niedrigere Zahlen treffen wir bei gewissen ausgestorbenen Reptilien, den gewaltigen, sonderbar gestalteten Dinosauriern. Diese besitzen trotz ihrer kolossalen Körperformen ein auffallend kleines Gehirn. Dagegen erweitert sich das Rückenmark innerhalb der mehr oder minder verwachsenen Wirbel des Kreuzbeines zu einer Dimension, welche jene des Gehirns dem Kubikgehalt nach um das Zwei- bis Dreifache, ja das Zehnfache übertreffen kann. Beim Menschen dagegen ist das Gehirn fünfzigmal schwerer als das Rückenmark, d. h. jenes Organ, das die bewußte Denktätigkeit als Maschine benützt, ist dem Rückenmark, dem Organ der unbewußten, instinktiven Tätigkeit gegenüber unendlich kräftiger entwickelt, als dies beim Tiere und auch bei den menschenähnlichen Affen der Fall ist.

Durch diese, man möchte fast sagen, übermäßige Gehirnbildung wird dann auch das typisch Menschliche des Antlitzes und der aufrechte Gang bedingt. Beim Schädel des Affen fällt vor allem das starke Vorragen der mächtigen, tierischen Schnauze auf, die sich sozusagen auf Kosten des Gehirnteils des Schädels entwickelt, dessen Kontur von der Nasenwurzel bis zum Nacken verläuft. Das Tier bedarf eben vorzüglich der vegetativen Organe des Schädels, der Sinnesorgane und vor allem der Freßwerkzeuge, während das in der Schädelkapsel eingeschlossene, höheren Funktionen dienende Gehirn als weniger in Anspruch genommenes Organ schwächer entwickelt ist. Der Mensch dagegen, dessen Spezifikum die geistige Arbeit ist, braucht auch ein entsprechendes Denkorgan, und deshalb ist dessen Hülle, die Schädelkapsel, nämlich die Stirn und der behaarte Teil des Kopfes, dem Tiere gegenüber hoch gewölbt und breit ausgedehnt. Demgegenüber springt der Gesichtsteil nicht mehr scharf und schnauzenartig vor, die vegetativen Organe kommen sozusagen unter die Herrschaft des dominierenden Gehirnteils, ziehen sich zurück und fallen flach resp. senkrecht ab. Die Augen liegen nicht mehr in großen und tiefen, von gewaltigen, knöchernen Bogen überdachten Höhlen, die Mundwerkzeuge springen nicht mehr aufdringlich vor, um gleichsam zu zeigen, daß in ihnen das Alpha und Omega des tierischen Lebensinhaltes liege, vielmehr

zieht sich die Mundspalte soweit zurück, daß sie fast senkrecht unter die Augenlinie zu liegen kommt. Dadurch wird die beim Affen die Flucht des Gesichtes markierende Nase frei vorspringend und die Muskulatur der Wangen, die dem Mienenspiele und der Sprache dient, umrahmt das Gesicht in schöner, sanftgewölbter Fülle.

Am Skelett des Kopfes erscheint infolgedessen beim Menschen das Gesicht als Anhängsel der großen Schädelkapsel, beim Affen umgekehrt die kleine Schädelkapsel als Anhängsel des gewaltigen vegetativen Gesichtsteiles.

Mit der mächtigen Gehirnentwicklung des Menschen hängt auch der aufrechte Gang desselben zusammen. Zunächst ist der aufrechte oder vierfüßige Gang abhängig von der Richtung der Wirbelsäule, die beim Menschen senkrecht, beim Tier horizontal verläuft. Diese Richtung hängt aber von der Lage der Mündungsstelle des Rückgrats in die Gehirnhöhle ab. Es ist dies eine runde Öffnung im Schädel, das sog. Hinterhauptsloch. Liegt diese Eingangspforte zum Gehirnraum wie beim Menschen an der Unterfläche des Schädels (im Innern des Halses vor den Nackenmuskeln), so muß auch die Wirbelsäule von unten her an den Schädel kommen, d. h. ihre Richtung ist vertikal und die Körperstellung und der Gang damit aufrecht. Liegt dagegen das Hinterhauptsloch hinten am Schädel, den Augen gegenüber, so muß auch die Wirbelsäule von hinten her an den Schädel herankommen, d. h. ihre Richtung und damit die Stellung des Rumpfes ist horizontal und der Gang damit vierfüßig. Dies sind die Verhältnisse beim vierfüßigen Tier.

Woher kommt es nun, daß beim Menschen das Hinterhauptsloch unten, beim Tiere hinten liegt? Diese Erscheinung ist eben durch die Gehirnentwicklung bedingt. Das tierische Gehirn verläuft in gerader Linie vom oberen Rande der Augenbrauenbogen ab nach hinten, wo sich dann das Rückenmark ansetzt. Das menschliche Gehirn wölbt sich jedoch so stark auf und ist so bedeutend größer, daß es in der gerade verlaufenden tierischen Schädelkapsel keinen Platz mehr fände. Da nun die Basis der Schädelkapsel (das Keilbein) in jugendlichem Zustande aus zwei, durch eine bewegliche, scharnierartige Naht verbundenen Knochen besteht, so biegt sich die Schädelbasis infolge des Druckes des mächtig gewölbten Gehirns nach unten ab. Damit zieht sie aber das ganze hintere Knochengewölbe des Schädels nach unten, auch das in jene Partie eingeschaltete Hinterhauptsloch. So wandert also das Hinterhauptsloch infolge der typisch menschlichen Gehirnentwicklung nach unten, und eben durch diese wird indirekt der aufrechte Gang des Menschen erzeugt.

Auf diese anatomische Grundlage gestützt können wir nun an die historische Prüfung unserer Frage herantreten.

Es handelt sich einerseits um den Fund eines Affen, andererseits um eine zusammengehörige Gruppe menschlicher Funde aus der Eiszeit.

Im Jahre 1891 fand der niederländische Militärarzt Dubois auf der Insel Java einige Skelettreste, die er alsbald als Überbleibsel des längst gesuchten Übergangsgliedes zwischen Mensch und Affe in Anspruch nahm. Heute

hat man zwar auch auf darwinistischer Seite wohl allgemein die Ansicht aufgegeben, daß Pithecanthropus erectus — so benannte Dubois jenen Affen — ein direkter Vorfahre des Menschen sei, allein dadurch hat der Fund an Wichtigkeit nicht allzu viel eingebüßt. Wenn auch Pithecanthropus erectus vielleicht schon aus Gründen seines jungen geologischen Alters kein Vorfahre des Menschen sein kann, so wäre doch die Feststellung, daß er als anatomisches Mittelglied zwischen Mensch und Affe aufgefaßt werden könne, nicht ohne weitgehende Bedeutung. Wäre doch damit eine empirische Grundlage für die Möglichkeit gegeben, daß auch etwas ältere Verwandte dieses Affen gelebt haben, die nicht nur theoretisch als anatomische Mittelglieder, sondern auch als genetische Bindeglieder, d. h. als Vorfahren des Menschen erklärt werden könnten.

Dubois fand das Schädeldach (Schädel ohne Basis und Gesichtsteil), zwei Zähne und einen Oberschenkelknochen.

Der Rauminhalt des Schädels kann nicht mehr exakt gemessen, wohl aber annähernd berechnet werden. Hierbei ergibt sich ein Inhalt von zirka 800 ccm. Wir können zunächst die absolute Gehirngröße mit jener des Menschen und der Affen von annähernd menschlicher Größe vergleichen. Der Mittelwert bei der europäischen Bevölkerung schwankt zwischen rund 1300 bis 1500 ccm, der Mittelwert bei männlichen Gorillas ist rund 500 ccm. Daher sind die 800 ccm des Pithecanthropus erectus dem Mittelwert des Gorillas bedeutend näher als jenem des Menschen. Er würde sonach in der auf- und absteigenden Kurvenlinie der äffischen Entwicklung nur einen vereinzelt hoch ansteigenden Wellenberg vorstellen, der unsere Kenntnisse von der Ausdehnungsfähigkeit des Affentypus nur nach der systematischen, nicht nach der genetischen Seite hin erweitert. Doch wäre diese Betrachtungsweise zu oberflächlich. Zunächst haben wir es beim Pithecanthropus-Schädel nicht mit einem Mittelwert, sondern nur mit einem einzigen Individuum zu tun, das wohl kaum gerade den größten Rauminhalt der betreffenden Spezies aufweisen wird. Bei 16 männlichen Gorillas übersteigt das Maximum der Gehirngröße das Mittel um rund 100 ccm (605 ccm), wir müssen also mit der Möglichkeit rechnen, daß auch Pithecanthropus sich 900 ccm annähern konnte. Ebenso dürfen wir die Minimalgrenze des menschlichen Schädelraums nicht außer Acht lassen. Dieselbe geht bei den allerdings zwerghaften Weddas bis auf 960 ccm, bei moderner altbayerischer Landbevölkerung auf 1260 (männlich) resp. auf 1100 ccm (weiblich) herab. Nun haben wir ein ganz anderes Bild.

Menschliche Minima	1260
	1100
	960
Pithecanthropus Maximum gegen	900
Gorilla Maximum	605

Die Kluft liegt hier zwischen Mensch und Pithecanthropus einerseits und zwischen Gorilla andererseits. Diese Zusammenstellung erscheint allerdings

einseitig, da die Minima und Maxima einander gegenübergestellt sind, allein wenn wir etwaigen Abstammungsverhältnissen nachspüren wollen, dürfen wir es nicht unterlassen, das höchst entwickelte Affengehirn dem am kleinsten entwickelten Menschengehirn gegenüberzustellen, denn nur in dieser Umgebung könnte der genetische Verknüpfungspunkt gesucht werden. Daß sich Pithecanthropus im Schädelinhalt bei der allerdings etwas einseitigen Berücksichtigung der Maximal- und Minimalgrenzen dem Menschen mehr annähert als dem lebenden Anthropoiden, ist somit nicht zu bestreiten.

Allein das rohe Maß des Schädelinhalts kann allein nicht maßgebend sein.

Wir haben schon oben gehört, daß in erster Linie das Verhältnis des Gehirns, des Sitzes der selbständigen und höheren Nervenfunktionen, zum Rückenmark, dem Sitze der Reflexbewegungen, der „instinktiven" Tätigkeiten, in Betracht zu ziehen ist. Nun können wir aber das Gehirn- und Rückenmarksgewicht bei Pithecanthropus selbstverständlich nicht mehr bestimmen. Dafür hat Prof. Ranke als Ersatz das Verhältnis des Rauminhalts der Schädelhöhle und der Rückgratshöhlung gemessen. Das Resultat ergibt sich aus folgender Tabelle, in welcher der Rauminhalt der Rückgratshöhle in Prozenten des Schädelraums ausgedrückt ist. (Je kleiner also die angegebene Prozentzahl, desto größer ist das Gehirn; steigt die Prozentzahl über 100, so ist die Rückenmarkshöhle größer als der Schädelraum.)

Neugeborener (Europäer)	2,7 %	des Schädelinhalts
Yaunde (Nigritier)	7,30 %	
7jähr. Kind (Europäer)	7,42 %	
Pare (Nigritier)	7,56 %	
Usambara (Nigritier)	7,90 %	
Papua (Zwergrasse)	8,01 %	
Europäer männlich	8,24 %	
" "	8,58 %	
" weiblich	9,21 %	
Orang Utan männlich	18,46 %	
" " "	19 %	
" " weiblich	21,72 %	
" " "	22,67 %	
Schaf	77,32 %	
Wolf	80 %	
Hirsch	97,27 %	
Ziege	97,50 %	
Pferd	112,09 %	
Kuh	146,72 %	
Krokodil	720 %	

Hieraus ergibt sich, daß die relative Größe des Rückenmarkes beim Orang Utan das Zwei- bis Dreifache wie beim Menschen beträgt und daß die Rückenmarkshöhlung immer mehr zunimmt, je mehr sich das Tier in der systematischen Zoologie vom Menschen entfernt. Übrigens möchte ich gleich hier darauf hinweisen, daß genanntes Verhältnis nicht zu schablonenhaft für die ‚geistige' Höherstellung verwendet werden darf. Wir werden aus den Prozentzahlen bei Schaf und Pferd z. B. nicht folgern, daß das Schaf wesentlich gescheiter sei als das Pferd. Es kommt hier auch auf die relativ massige Entwicklung der Extremitäten an. Je größer diese ist, desto stärker sind auch deren Nervenstämme und diese bedingen wieder ein um so größeres Reflexzentrum im Rückenmark. Darauf ist z. B. die so auffallend starke Anschwellung des Rückenmarks bei oben genannten Dinosauriern zurückzuführen.

Wie verhält sich nun Pithecanthropus erectus? Der Schädelinhalt wird, wie schon bemerkt, auf zirka 800 ccm berechnet. Der Inhalt der Rückgratshöhle kann, da letztere fehlt, nicht gemessen werden. Da jedoch die Größe des Pithecanthropus eine annähernd menschliche war und speziell der erhaltene Oberschenkelknochen menschliche Größenverhältnisse aufweist, so dürfen wohl auch für die Rückgratshöhle annähernd menschliche Verhältnisse angenommen werden. Dabei muß aber auch berücksichtigt werden, daß wir es bei Pithecanthropus sicher mit einem Affen zu tun haben und daß bei diesen die Füße auf Kosten der Arme eine relative Verkürzung erfahren haben. Wenigstens bei den menschenähnlichen Affen ist das Rückgrat etwas länger als beim Menschen. Sonst wäre es ja nicht möglich, daß der Kubikinhalt der Rückenmarkshöhle beim Orang 93 erreicht und beim Menschen auf 95 herabsinkt trotz des kolossalen Unterschiedes in der Gehirngröße.

Daraus geht hervor, daß wir eine zuverlässige Berechnung nicht anstellen können und daß jedenfalls die größere Wahrscheinlichkeit für eine bedeutendere Rückenmarksentwicklung spricht. Legen wir nun menschliche Verhältnisse — und allzu groß dürfte die Abweichung nicht sein — für die Rückgratshöhle des Pithecanthropus zugrunde, so schwankt deren Größe nach Rankes Messungen am Menschen rund zwischen 95—130 ccm und das Rückenmark wäre 11,9—16,25 % des Gehirns. Die erste Zahl würde sich der menschlichen mehr annähern als der äffischen (menschl. Maximum 9,21, äffisches Minimum 18,46), die letztere Zahl dagegen würde sich enge an den Affen anschließen. Die größere Zahl kommt aber nach Obigem der Wirklichkeit wahrscheinlich näher. Und nicht nur das. Da Pithecanthropus sicher ein Affe ist, geht die Größe des Rückenmarks mit großer Wahrscheinlichkeit noch über das menschliche Maximum hinaus. Da aber schon 16,25 und 18,46 keinen großen Unterschied mehr bedeuten, so würde sich in diesem angenommenen und sehr wahrscheinlichen Falle Pithecanthropus in dem Verhältnis des Gehirns zum Rückenmark dem lebenden Affen direkt anschließen und in gar keiner Weise eine Übergangsform darstellen.

Man wird vielleicht fragen, was solche unsichere Berechnungen überhaupt für einen Wert haben. Sie haben die große Bedeutung, uns klipp und klar zu zeigen, daß wir rücksichtlich des Pithecanthropus erectus in der entscheidenden Hauptsache absolut keinen sicheren Boden unter uns haben und daß aus den berechneten Zahlen keineswegs sicher hervorgeht, ob im Verhältnis des Gehirns zum Rückenmark Pithecanthropus sich mehr dem menschlichen oder dem äffischen Verhalten anschließt. Das letztere ist wahrscheinlicher.

Nun zum Verhältnis vom Gehirn- zum Gesichtsschädel. Der Gehirnschädel ist voller und menschenähnlicher entwickelt als z. B. der des Gorilla, indem er der deformierenden Knochenleisten entbehrt. Daraus dürfen wir wohl schließen, daß auch der Gesichtsschädel nicht so exzessiv tierisch war wie beim letzteren Affen; er war wahrscheinlich weniger stark vorspringend und — wie schon aus der Größe der Zähne zu schließen ist — weniger massig entwickelt. Eine gewisse Annäherung an den Menschen dürfte demnach unzweifelhaft vorhanden sein, doch ist nicht mehr zu eruieren, wie weit dieselbe über den bisher bekannten äffischen Typus hinausgegangen ist. Man muß sich sehr hüten, hier zu weitgehende Schlüsse zu ziehen, denn der Schädel des Pithecanthropus weist trotz seiner Größe doch auch einige sehr niedrige Merkmale auf. Es ist dies die niedrige Höhe, welche mit jener der niederen Affen identisch ist, die schwache Krümmung des Stirnbeins, welche auf einen bei weitem nicht menschlich entwickelten Stirnlappen des Gehirns hinweist und vor allem das Stirnbein-Relief, das bei manchen niederen Affen sogar eine höhere Stufe der Entwicklung aufweist (Schwalbe).

Die Lage des Hinterhauptsloches läßt sich gleichfalls nicht mehr bestimmen. Jedenfalls besitzt die hintere Schädelpartie nicht die menschliche Rundung, sondern schneidet in einer Kante scharf nach unten in schiefer Richtung ab. Das weist darauf hin, daß das Hinterhauptsloch in dieser schiefen Ebene liegt, die Rückenachse also halb von hinten, halb von unten und keineswegs wie beim Menschen senkrecht von unten kommt. Diese Richtung der Rückenachse wird sich bei einem Tiere finden, das beim Klettern auf den Bäumen gewöhnlich eine halbaufgerichtete Stellung annimmt. Dies aber wird bei einem großen und schweren Affen wie Pithecanthropus der Fall sein, der sich nicht wie ein kleiner Affe auf allen Vieren auf den Baumästen bewegen kann, sondern sich in halbaufgerichteter Stellung von Ast zu Ast hanteln muß. Jedenfalls weist gerade das Hinterhaupt nicht auf aufrechten Gang hin. Dem widerspricht auch die Form des Oberschenkelknochens. Ich habe schon in einer Arbeit (‚Das menschliche Femur nebst Beiträgen zur Kenntnis der Affen-Femora') gezeigt, daß bei Pithecanthropus, nach der Bildung der unteren Gelenkrollen zu schließen, Ober- und Unterschenkel im Knie wie bei den Vierfüßlern regelmäßig gegen einander gebeugt waren und nicht wie beim Menschen zu einer gemeinschaftlichen Senkrechten gestreckt werden

konnten. Die Speziesbezeichnung ‚erectus‘ paßt alſo auf keinen Fall, Pithecanthropus war nicht aufrechtgehend in menſchlichem Sinne.

Was iſt nun das Endreſultat? Pithecanthropus war ein Affe, der in mancher Hinſicht die Kluft zwiſchen dem lebenden Menſchen und den früher nur bekannten Affen in anatomiſcher Beziehung verringert hat. Wie weit dieſe Verringerung geht, können wir bei den bisherigen dürftigen Kenntniſſen dieſer Spezies zur Zeit nicht entſcheiden. Die Verringerung kann für die Frage der Abſtammung unbedeutend ſein, vielleicht auch durch andere niedere Merkmale (vgl. das verdächtig niedrige Stirnbein) kompenſiert werden, ſie kann aber auch für die Entwicklungstheorie die größte Bedeutung haben. Theoretiſch ſind beide Möglichkeiten gegeben. Wir müſſen uns aber hüten, auf Grund wenig vorausſetzungsloſer Theorien und Lieblingsmeinungen die anatomiſche Löſung dieſer Frage erzwingen zu wollen. So lange wir auf dem Boden der exakten Wiſſenſchaft verbleiben, können wir nur abwarten, bis weitere Funde unſere Kenntnis des Pithecanthropus vervollſtändigen.

Neben dem wahrſcheinlich pliocänen, wenn nicht altdiluvialen Pithecanthropus haben wir noch diluviale Überreſte vom Menſchen, welche für die Entwicklungsfrage von großer Bedeutung ſind. Es ſind dies die Schädel von Spy, Neandertal und Krapina nebſt Unterkiefern von Schipka, La Naulette und Ochos.

Alle dieſe Skelettfragmente weiſen auf eine eiszeitliche Menſchenraſſe hin, welche in einigen Merkmalen eine tiefere Stufe einnimmt als irgend welche heute noch lebende Raſſe. Ihre ſpezifiſchen Eigentümlichkeiten ſind kurz folgende: Starke Tendenz zu auffälliger Niedrigkeit des Schädels, der von oben her kuchenähnlich plattgedrückt erſcheint, fliehende Stirn und vor allem eine affenähnliche, außerordentlich kräftige Entwicklung der Augenbrauenbogen, die ſchirmähnlich die Augenhöhlen überragen, endlich die mangelhafte Kinnentwicklung (fehlt beim Affen ganz), die Plumpheit des Unterkiefers und die übermäßige Gelenkentwicklung an den Röhrenknochen. Dieſer Raſſe kann ein relativ roher Zug nicht abgeſprochen werden. Welche Bedeutung hat ſie aber für die Entwicklungstheorie? Die Neandertalraſſe, wie ſie genannt wird, war nach übereinſtimmender Anſicht eine menſchliche Raſſe im eigentlichen Sinne des Wortes und es fehlt noch viel, daß ſie als Übergangsraſſe zwiſchen Menſch und Affe angeſprochen werden könnte. Sie beweiſt aber auch, daß der Menſch anatomiſch eine größere Schwankungsbreite beſitzt, als man auf Grund des modernen Materials annahm. Nimmt man noch dazu, daß das anatomiſche Bild des Menſchen ſich gerade bei den älteſten Reſten in der Richtung nach unten, jenes des Affen (Pithecanthropus) aber in der Richtung nach oben zu verſchoben hat, ſo wird man dem Deszendenztheoretiker die Hypotheſe nicht verübeln, es könnten einſt noch weitere Glieder in den beiden theoretiſch aufeinander zulaufenden Richtungslinien vorhanden geweſen ſein, welche die jetzt noch beſtehende Kluft auszufüllen geeignet wären. Vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte aus

kann uns in der Tat niemand garantieren, daß die Neandertalrasse gerade die tiefste Stufe war und daß ihr nicht noch eine tiefere vorausgegangen ist. Wir wissen aber auch andererseits nicht sicher, ob die Neandertalrasse überhaupt ein Ausgangspunkt für andere Rassen war und diese nicht etwa bloß einen mißbildeten Nebenzweig des Hauptstammes darstellte. Für letztere Annahme haben wir gewichtige Anhaltspunkte. Kramberger hat bekanntlich bei Krapina in Kroatien Reste der Neandertaler Rasse entdeckt, darunter auch Fragmente von Kinderschädeln. Diese jugendlichen Schädel zeigen nun einige der Eigenschaften der Erwachsenen noch nicht. Es fehlen hier noch die starken und vorspringenden Augenbrauenwülste und die hintere Schädelpartie ist noch sehr rund wie beim modernen Menschen. Nach dem biogenetischen Grundgesetz, das zu den Hauptmysterien des Darwinismus gehört und welches das Dogma ausspricht, die Entwicklung des einzelnen Individuums sei eine kurze Wiederholung seiner ganzen Stammesentwicklung, nach diesem Gesetze wäre eine höherstehende Rasse die Stammform der Neandertalrasse gewesen. Nur Schade, daß es so furchtbar schwer ist, an die Richtigkeit dieses Grundgesetzes im einzelnen zu glauben.

Soviel über das Historische.

Nur kurz seien noch einige Analogieschlüsse erwähnt, die der Darwinismus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie ꝛc. entnommen hat. Der Mensch trägt im embryonalen Zustande eine Zeitlang ein feines Haarkleid. Nach dem Darwinismus soll dies eine Rückerinnerung an frühere Zeiten sein, da der werdende Mensch noch wie die Säugetiere mit einem eigentlichen Haarkleid, mit einem Fell, bedeckt war. Der Mensch besitzt an den Ohrmuscheln kleine Muskeln, die bei den Tieren zur Bewegung der Ohren dienen, beim Menschen aber nicht mehr in Tätigkeit gesetzt werden können. Nach dem Darwinismus wäre dies ein Überbleibsel aus früherer Zeit, da das zur Menschwerdung bestimmte Wesen noch wie ein Tier seine Ohren spielen ließ. Der Nicht-Darwinist beruft sich demgegenüber auf den allgemeinen Bauplan, welcher der ganzen organischen Welt und dann wieder speziell den Säugetieren zugrunde liegt, und der Wiederholungen und Parallelen bedingt, auf Konvergenzerscheinungen, indem ähnliche Lebensverhältnisse auch ähnliche Erscheinungen hervorrufen, dann auf die Unverbindlichkeit derartiger Analogieschlüsse usw.

Einer physiologischen Erscheinung, welche zur Zeit besonders zugunsten des Darwinismus angeführt wird, muß ich aber zum Schlusse noch etwas näher gedenken, nämlich der physiologischen resp. chemischen Blutsverwandtschaft zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen.

Man hatte schon längst die Beobachtung gemacht, daß z. B. bei starkem Blutverlust dem Menschen als Ersatz nicht etwa Tierblut eingespritzt werden kann, da eine fremde Blutart auf eine andere giftig wirkt, indem die roten Blutkörperchen der einen Blutart von der anderen Blutflüssigkeit angegriffen und aufgelöst werden. Dabei treten Krankheitserscheinungen mit Fieber, wenn nicht sofortiger Tod ein. Diese Beobachtungen wurden besonders von Friedenthal auch im Reagensglas gemacht, indem man verschiedene Blutarten

in geeigneter Weise und unter geeigneter Temperatur zusammenbrachte. Bei diesen Untersuchungen stellte sich heraus, daß, wie gesagt, fremde Blutarten giftig aufeinander wirken, daß sich dagegen das Blut nahe verwandter Tiere, speziell solcher, die jedenfalls durch gemeinschaftliche Abstammung miteinander verbunden sind, gegenseitig verträgt, daß also hier die Blutkörperchen der einen Blutart nicht aufgelöst werden. So verträgt sich z. B. das Blut von Wolf und Hund, von Maus und Ratte, von Pferd und Esel, von Hase und Kaninchen. Dagegen löst die Blutflüssigkeit des Kaninchens die roten Blutkörperchen des Meerschweinchens und umgekehrt die Blutflüssigkeit des Meerschweinchens die Blutkörperchen des Kaninchens auf, da eben beide Tiere ganz verschiedenen Familien angehören.

Friedenthal hat nun auch das Menschen- und Affenblut auf seine Verträglichkeit hin untersucht.

Die Blutflüssigkeit des Menschen löste im Reagensglas die Blutkörperchen der Halbaffen, der amerikanischen Affen oder Breitnasen und der niedrigen Affen der alten Welt auf, dagegen vermochte sie die Blutkörperchen eines Gibbon und eines Orang Utan nicht aufzulösen. Ebenso erzielte die direkte Übertragung menschlichen Blutes in das Gefäßsystem eines Schimpansen keinerlei Störungen. Es besteht also eine Verwandtschaft des menschlichen Blutes zu jenem der menschenähnlichen Affen und der Gibbons.

Gewissermaßen eine Kontrolle für diese Beobachtungen bieten die vom Antiblutserum hervorgerufenen Wirkungen. Dieses Antiserum entsteht dadurch, daß man einem Tiere ein fremdes Blut, z. B. Ochsenblut, in kleinen, nur allmählich gesteigerten Mengen einspritzt. Diese geringen Gaben giftigen familienfremden Blutes vermag das Blut dadurch zu überwinden, daß sich in ihm ein eigener Stoff — Hämolysin — bildet, welcher das fremde Blut zerstört und dadurch an seiner Giftwirkung hindert. Es entsteht also ähnlich wie beim Diphterieserum ein Gegengift gegen den fremden Eindringling. Zugleich ruft die Blutflüssigkeit, d. h. das Blutserum in dem Blute, gegen welches es widerstandsfähig, immun, gemacht worden ist, bei der Mischung einen Niederschlag hervor. Ist nun ein Tier, z. B. ein Kaninchen, mit Pferdeblut behandelt worden, so hat sich im Blute des Kaninchens ein Pferdeantiserum entwickelt, ein Stoff, welcher die schädlichen resp. tödlichen Wirkungen eines eingespritzten Pferdeblutes zu parieren vermag. Bringt man nun dieses gegen Pferdeblut widerstandsfähig gemachte Kaninchenblut in Pferdeblut, so ruft es in dessen Serum einen Niederschlag hervor. Allein das Pferdeantiserum des Kaninchenblutes wirkt in dieser Weise, nämlich durch Hervorrufung eines Niederschlages, nicht bloß auf das Pferdeblut allein, sondern es wirkt wiederum in ähnlicher Weise auch auf das Blut eines dem Pferde verwandten Tieres, nämlich des Esels, ein. Ebenso wirkt Schafblutantiserum, das etwa im Kaninchenblut erzeugt wurde, nicht bloß auf Schafblut, sondern auch noch auf Ziegenblut, selbst etwas auf Rinderblut. Auf das Antiblutserum reagiert also nicht bloß die spezifische Blutart, sondern auch das Blut verwandter Tiere.

Mit diesem Antiserum wurde nun vom Engländer Nutall eine eingehende Probe auf Menschen- und Affenblut gemacht. Er behandelte Kaninchenblut mit Menschenblut und erzeugte so in ersterem ein Menschenantiserum. Auf dieses reagierte nicht bloß das Blut verschiedener Menschenrassen, sondern ebenfalls, wenn auch nicht so stark, das Blut der menschenähnlichen Affen, nämlich von Orang Utan, Schimpanse und Gorilla. Viel schwächer reagierte das Blut der niederen Affen der alten Welt, kaum mehr jenes der Affen der neuen Welt, gar nicht mehr das Blut der Halbaffen.

Also auch hier die nächste Verwandtschaft zwischen Mensch und menschenähnlichen Affen.

Aber man darf sich hier durch den äußeren Schein nicht täuschen lassen. Gerade in den letzten Jahren konnten Darwinisten nicht genug betonen, daß der Mensch nicht von dem menschenähnlichen Affen abstammen könne, daß er vielmehr viel weiter unten vom Säugetierstamme abgezweigt sei. Und wirklich ist es eine anatomische Unmöglichkeit, den Menschen an die lebenden menschenähnlichen Affen anzugliedern, denn beide Gruppen stellen in vielfacher Hinsicht zwei Extreme dar, wie sie nicht leicht schärfer ausgeprägt sein könnten. In verschiedenen wichtigen Punkten können wir das menschliche Skelett eher mit dem der niederen Affen vergleichen, wobei sich aber dann wieder in anderer Beziehung eine um so größere Kluft zwischen beiden auftut. Gerade der Schädel der menschenähnlichen Affen zeigt im älteren Stadium eine außerordentlich tierische Entwicklung, indem der Gehirnschädel von den Knochenkämmen, welche der Kau- und Nackenmuskulatur als Ansatzstelle dienen, förmlich überwuchert und deformiert wird. Auch der Oberschenkelknochen, der mit dem aufrechten Gang in so engem Zusammenhang steht, hat eine der menschlichen extrem entgegengesetzte Entwicklung eingeschlagen, er ist kurz, gedrungen und breit statt schmal, schlank und lang geworden, wie dies beim Menschen und bei niederen Affen der Fall ist. Dieser Knochen würde allein schon jeden Versuch scheitern lassen, den Menschen mit unseren Anthropoiden zusammenzubringen.

So beweist die dem anatomischen Befund schroff entgegenstehende Blutsverwandtschaft eben nur die Unzuverlässigkeit der Schlüsse, die aus letzterer vielfach gezogen werden.

Wir haben es hier nur mit einer chemischen oder physiologischen Blutsverwandtschaft, also mit einer Konvergenzerscheinung zu tun, wie überhaupt die ganze Menschenähnlichkeit der sog. menschenähnlichen Affen nichts anderes als eine sog. Konvergenzerscheinung darstellen dürfte.

Chemische Blutsverwandtschaft *kann* Abstammung anzeigen, aber sie *muß* sie *nicht* anzeigen, sie kann durch ähnliche physiologische Lebensverhältnisse und andere noch unbekannte Bedingungen hervorgerufen werden.

Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß durch chemische Blutsverwandtschaft häufig Abstammung angezeigt wird. Wir können gewiß sagen: Wo Abstammungsverwandtschaft vorhanden ist, da ist auch chemische Bluts-

verwandtschaft vorhanden, aber wir dürfen diesen Satz nicht ohne weiteres umkehren und sagen: Wo chemische Blutsverwandtschaft vorhanden ist, da ist auch Abstammungsverwandtschaft vorhanden. Denn wir können, um ein Gleichnis anzuführen, zwar beispielsweise sagen: Wo Leuchtgas explodiert, gibt es eine Detonation, einen Knall, aber wir dürfen deshalb noch lange nicht umgekehrt sagen: Wo eine Detonation stattfindet, da ist Leuchtgas explodiert, da es auch ganz andere Ursachen der Detonation, wie z. B. die Entzündung von Pulver, Dynamit, Acetylen ꝛc. geben kann.

Das ist nicht etwa eine gesuchte logische Spitzfindigkeit, sondern es ist empirisch bewiesen, daß für die Blutsverwandtschaft auch andere Ursachen in Betracht kommen als die Abstammung. So wirkt z. B. das Blut gewisser Tiere auf fremdes Blut viel stärker als das anderer. Das des Aales übt auf fremdes Wirbeltierblut die stärkste Giftwirkung aus, während jenes der Amphibien nur eine schwache Wirkung auslöst. Es gibt also hier für Arten wie Klassen gewisse individuelle Eigentümlichkeiten, die mit der Abstammung in keinem Zusammenhang stehen. Das Blut der Vögel und der Reptilien weist eine gewisse Verwandtschaft auf, die selbst bei der noch ganz in der Luft hängenden Annahme der Abstammung der Vögel von den Reptilien nach diesen unendlich langen Zeiten ganz sicher nicht mehr als Abstammungsverwandtschaft zum Ausdruck kommen könnte. Da müßte hundertmal eher das Blut der Menschen mit dem der altweltlichen und neuweltlichen Affen eine nahe Verwandtschaft aufweisen.

Vor allem aber wirkt das Blut wirbelloser Tiere auf das Blut der Wirbeltiere nicht giftig, ein schlagender Beweis, daß chemische und physiologische Blutsverwandtschaft wie hier nichts weniger als Abstammungsverwandtschaft anzeigen muß! Dieser Blutsverwandtschaft liegen offenbar ganz komplizierte Verhältnisse zugrunde, da ja überhaupt die Natur, wie schon früher bemerkt, nicht nach so einfachen Schablonen, sondern mit einer verwirrenden Mannigfaltigkeit arbeitet.

Wir haben also vorerst für unsere ganze Abstammungsfrage kein strikte beweisendes entscheidendes Material. Wir können so wenig sagen, daß die Abstammung des Menschen vom Tiere auf erfahrungswissenschaftlichem Wege zur Zeit bewiesen werden kann, als wir behaupten können, jene Abstammung sei durch strikte Beweise zu widerlegen. Nicht einmal über eine Wahrscheinlichkeit, die zugunsten oder gegen die Abstammung sprechen würde, können wir uns nach dem Material, das zur Zeit vorliegt, eine tiefer gründende naturwissenschaftliche Überzeugung verschaffen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Gründe zugunsten der auf den Menschen ausgedehnten Abstammungstheorie zur Zeit mehr positiver, jene gegen dieselbe mehr negativer Natur sind. Doch liegt auch hierin kein entscheidendes Moment. Wir müssen zur Zeit mit Dubois-Reymond Ignoramus sagen, d. h. wir besitzen kein sicheres Wissen. Ob dieses Ignoramus einst in ein *Ἐφύρεκα* übergeht, in den Ausruf der Freude über die auf Grund der Erfahrungswissen-

schaft gelöste Frage, oder ob es in ein hoffnungsloses Ignorabimus ausklingen wird, in ein Lasciate ogni speranza, in einen Verzicht auf alles naturwissenschaftliche Wissen in diesem Punkt, kann zur Zeit niemand sagen. Sache des Mannes der Wissenschaft wird es sein, nicht Phantasiebrücken über die gähnenden Klüfte in unserem Erfahrungswissen zu schlagen, sondern mit wissenschaftlicher Bescheidenheit und Ruhe den Gang der weiteren Forschungen und etwaige ausschlaggebende Funde abzuwarten.

Walther auf der Wartburg.

Von

Fritz Lienhard.

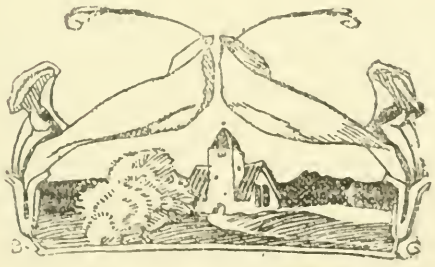
Spät auf der Wartburg lag der Sänger wach
Und schlang ums Lockenhaupt die heißen Hände:
Er sann, ob er dem Tag ein Schlußlied fände,
Den er verlungen unterm Wartburgdach.
Noch Feuer war sein Blut, der Sinn verwühlt
Von Klang und Widerklang: vom Sängerkrieg.
Wohl hatte Walther Kunst und Kraft gefühlt
In Wort und Harfe — doch es war kein Sieg:
Der Spruch stand aus; und morgen noch einmal
Wird Wolfram um den Eichengoldkranz ringen,
Und unbezwungen steht Herr Osterdingen,
Auch Reinmar hofft — und im gefüllten Saal
Wird wieder Strophe gegen Strophe klingen,
Wie beim Turnier — — Wem mag der Sieg gelingen?

Da flog es herauf am mondhellen Hang
Und hallte zurück zu dem, der sang:
‚Tandaradei!‘
Es wachte wohl mancher — am Brunnen, am Stall —
Am Mägdelein und überall —
Und zu dem leichten, fälligen Tritt
Der Liebespaare lief es mit:

‚Vor dem Wald in einem Tal,
Tandaradei,
Sang so süß die Nachtigall!‘
Und Antwort kam von hier und dort.
Es fand sich auch ein erntes Wort,
Ein Strophenteilchen, halb gelungen,
Und wagte sich in Tönen fort;
Und was am Tag der Saal gesungen,
Das ward nun wach bei Volk und Jungen,
Das drang in ungeübte Zungen — —
Und unter vielen Tönen unterschied
Herr Walther sonderlich sein eigen Lied.

Der Lauscher atmete beglückt und tief.
‚Ich bin Herr Walther von der Vogelweide.
Hab' ich kein Haus, so hab' ich Wald und Heide
Und Herzen, die in Treuen mein gedenken.
Was, liebe Herren, könnt ihr mir noch schenken?‘

So sprach der Stolze, lag verhüllt und schlief.



Der Gesalbte.

Von

Fiona Macleod.

Unter den sieben Achannas, — den Söhnen des Robert Achanna aus Achanna in Galloway, der freiwillig nach dem fernen Norden in die Verbannung ging wegen einer bitteren Fehde mit seiner Sippe, — unter ihnen, die auf Eilanmore, einer der Sommerinseln, lebten, war nicht einer, der nicht, in höherem oder geringerem Grade oder zu einer oder der anderen Zeit, sey war.

Zweifellos werde ich Gelegenheit haben, auf jeden einzelnen nochmals zurückzukommen, und sicherlich auf den ältesten und jüngsten; denn das waren die seltsamsten Leute, die ich irgendwo in den keltischen Landen gekannt oder angetroffen habe, von den Seetriften des Solway bis zu den tangbestreuten Gestaden von Lewis. Auf James, den siebenten Sohn, fiel das Verhängnis seiner Familie zuletzt und am schwersten. Vielleicht werde ich eines Tages die ganze Geschichte seines seltsamen Lebens und tragischen Geschicks, und seines kläglichen Endes erzählen. Es traf sich so, daß ich den ältesten und den jüngsten der Brüder, Alison und James, am besten kannte. Von den übrigen, Robert, Allan, William, Marcus und Gloom, ist keiner mehr am Leben oder seit vielen Jahren von Menschen gesehen worden, als der zuletzt genannte, und auch von diesem ist es zweifelhaft. Von Gloom (ein seltsamer und unerklärlicher Name, der mich zu erschrecken pflegte, — um so mehr, als es, nach dem wilden Spiel des Schicksals, der Name von allen Namen war, der am besten für Robert Achannas sechsten Sohn paßte) weiß ich nichts weiter als die Tatsache, daß er, vor zehn oder mehr Jahren, ein Jesuitenpriester in Rom war, ein Zugvogel, von dem ich trotz aller Nachforschungen nicht ermitteln konnte, woher er gekommen und wohin er gegangen war. Vor zwei Jahren erzählte mir ein Verwandter,

Gloom sei tot; er sei von irgendeinem mexikanischen Edelmann in einer alten Stadt Hispaniolas, jenseits des Meeres, erschlagen worden. Zweifellos war die Nachricht auf Wahrheit gegründet, doch erfaßt mich immer eine unbestimmte Unruhe, wenn ich an Gloom denke; als ob er sich auf der Wanderung hierher befände, als ob, — in irgendeinem dringenden Auftrag, — seine Füße bereits weiß seien vom Staube der Straße, die zu meinem Hause führt.

Aber jetzt beabsichtige ich nur von Alison Achanna zu reden. Er war mir ein Freund, den ich liebte, wiewohl er ein Mann nahe den Vierzigern und ich ein Mädchen von weniger als der Hälfte seiner Jahre war. Wir hatten viel Gemeinsames, und trotzdem er ‚der schweigsame Ally' genannt wurde, kannte ich niemals einen umgänglicheren Menschen. Er war schlank, hager, von lockerem Gliederbau. Seine Augen waren von jenem nebligen Blau, welches der Rauch annimmt, wenn er in den Wäldern aufsteigt. Ich pflegte zu denken, daß sie den Bergseen glichen, die inmitten der von Schilfrohr und Myrtenheide umgebenen Moore von Uist lagen, an denen ich als Kind zu träumen pflegte.

Ich hatte oft das Leuchten auf seinem Antlitz bemerkt, wenn er lächelte, — ein Leuchten so ungetrübter Freude, wie es junge Mütter zuweilen über der Wiege ihres Erstgeborenen haben. Aber aus irgendeinem Grunde hatte ich mich niemals darüber gewundert, selbst dann nicht, als ich den halb-geringschätzigen, halb-ehrfurchtsvollen Spott bemerkte und unklar verstand, mit welchem nicht nur Alisons Brüder, sondern auch sein Vater ihn zu Zeiten behandelten. Einmal, so erinnere ich mich noch, geriet ich in Verlegenheit, als ich, an einem rauhen Tage in einem stürmischen August, Gloom verdrießlich und spöttisch sagen hörte: ‚Da geht der Gesalbte!' Ich schaute hin, aber alles, was ich sehen konnte, war, daß trotz der traurigen Kälte, trotz der vernichteten Ernte, trotz der im Boden faulenden Kartoffeln Alison langsam und lächelnd einherschlenderte und mit fröhlichen Augen die graue Landschaft vor ihm und um ihn musterte.

Es war fast ein Jahr darauf, — ich erinnere mich des Datums, weil es das meines letzten Besuches auf Eilanmore war, — daß mir ein tieferes Verständnis dafür aufging. Ich schritt mit Alison gen Westen der untergehenden Sonne zu. Das Leuchten lag auf seinem Antlitz, als käme es von innen, und als ich, halb erschreckt, von neuem hinschaute, sah ich, daß gar kein Schimmer aus dem Westen kam, denn der Abend war trübe und drohte mit Regen. Er war bekümmert. Drei Monate früher waren seine Brüder Allan und William ertrunken; einen Monat darauf war sein Bruder Robert erkrankt und saß nun vom Morgen bis zum Zuschütten des Torffeuers am Herde, fast ein Skelett, schauernd und in grämlichem Schweigen,

mit stieren, weitgeöffneten Augen. Auf dem großen Bett in der Stube über der Küche lag der alte Robert Achanna, vom Schlage getroffen. Es wäre für mich unmöglich gewesen zu verweilen, ohne Alison und James, und vor allem, ohne meine geliebte Freundin, Anne Gillespie, die Achannas Nichte und der Sonnenschein dieses finsteren Haushalts war.

Als ich mit Alison dahinschritt, ward ich mir einer beinahe unerträglichen Niedergeschlagenheit bewußt. Das Haus, das wir verlassen hatten, war so traurig, die öden, durchweichten Triften waren so traurig; so traurig war der steinige Ort, über den wir hinschritten, lautlos abgesehen von dem schwachen Schrei der Brachvögel; und vor allem, so traurig war der Laut des Meeres, wie es, unsichtbar, sich schluchzend um die Insel hinzog; so unsäglich qualvoll war all dies für mich, daß ich plötzlich stehen blieb, in der Absicht, nicht weiterzugehen, sondern nach dem Hause zurückzukehren, wo wenigstens Wärme war und wo Anne mir etwas vorsingen würde, während sie spann.

Aber als ich in meines Gefährten Antlitz emporblickte, da sah ich in Wahrheit das Licht, das von innen erstrahlte. Seine Augen hafteten an einem abstoßenden Bodenstreifen, wo die verwelkten Kartoffeln faulten inmitten einer Wildnis runder, schädelweißer Steine. Ich erinnere mich ihrer noch, dieser seltsamen Augen vom Blau der Ferne; Lampen stiller Freude, Lampen des Friedens schienen sie mir.

‚Siehst du auf Achnacarn?‘ (so wurde der Strich genannt) fragte ich, und nur in einem Flüstern, das weiß ich gewiß.

‚Ja,‘ erwiderte Alison langsam; ‚ich sehe. Es ist schön — schön. O Gott, wie schön ist diese liebliche Welt!‘

Ich weiß nicht, was mich dazu veranlaßte, aber ich warf mich auf einen von Heidekraut überwucherten Rain nahebei und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Alison beugte sich nieder, hob mich empor in seinen starken Armen und beruhigte mich mit sanfter, schmeichelnder Berührung und beschwichtigenden Worten.

‚Sage mir, mein Rehkälbchen, was ist es? Was ists für ein Leid?‘ fragte er wieder und wieder.

‚Du bist es — du bist es, Alison,‘ brachte ich endlich zusammenhängend hervor. ‚Es erschreckt mich, dich sprechen zu hören, wie du es soeben tatest. Du mußt sey sein. Warum — warum nennst du jenes abscheuliche, gräßliche Feld schön, an diesem traurigen Tage — und — und nach allem, was sich zugetragen hat — o Alison?‘

Da, so erinnere ich mich, nahm er sein Plaid und legte es auf das nasse Heidekraut, und dann führte er mich dorthin und setzte sich nieder und zog mich an seine Seite.

‚Ist es nicht schön, mein Rehkälbchen?‘ fragte er mit Tränen in den Augen. Dann, ohne auf meine Antwort zu warten, sagte er ruhig: ‚Höre zu, Liebe, und ich will es dir erzählen.‘

Für eine Minute oder mehr war er sonderbar still, — atemlos, so schien es mir, — dann sprach er:

‚Ich war wenig mehr als ein Kind, — ein halbwüchsiger Knabe etwa, — als etwas sich zutrug, etwas, das die Regenbogenwölbungen von Cathair—Sith* hinabkam.‘ Hier machte er eine Pause, vielleicht um zu sehen, ob ich folgte, was ich auch tat, innig vertraut mit der ganzen Märchenwelt, wie ich war. ‚Ich war draußen auf der Heide, in der Zeit, wenn in den Blütenglocken und -kelchen der Honig sickert. Ich hatte immer das Eiland und die See geliebt. Vielleicht war es närrisch, aber an jenem goldenen Tage war ich so fröhlich in meiner Freude, daß ich mich auf die Erde warf und die heiße, süße Heide küßte und meine Hände und Arme in sie vergrub, indem ich dabei schluchzte, in unbestimmter, seltsamer Sehnsucht. Endlich lag ich still, kraftlos, mit geschlossenen Augen. Plötzlich ward ich gewahr, daß zwei winzige Händchen aus den Spitzen des Heidekrauts sich emporgereckt hatten und etwas Weiches und Duftendes auf meine Augenlider drückten. Als ich sie aufschlug, konnte ich nichts Ungewöhnliches sehen. Niemand war sichtbar. Aber ich hörte ein Flüstern: „Stehe auf und gehe sogleich fort von dieser Stätte; und heute nacht wage dich nicht hinaus, damit nicht Übel über dich komme.“ So stand ich zitternd auf und ging nach Hause. Seitdem war ich derselbe und doch nicht derselbe. Was mein Vater und meine Brüder und die Inselleute für häßlich oder traurig hielten, konnte ich niemals sehen, wie sie es sahen. Mein Vater war manchmal zornig auf mich und nannte mich einen Narren. Wann immer meine Augen auf jene wüsten und verödeten Stätten fielen, schienen sie mir überaus schön, strahlend in lieblichem Lichte. Zuletzt wurde mein Vater so erbittert, daß er mit fortwährendem Spotte mir befahl, in die Städte zu gehen und dort den abscheulichen Schmutz und Unflat zu sehen, in dem die Menschen wohnen. Aber so war es mit mir: an den Stätten, die sie Elendsviertel nennen, und in dem Rauch der Fabriken und dem Schmutz der Armut konnte ich alles, was andere Menschen sahen, nur als entschwindenden Schatten sehen. Was ich sah, war lieblich, verschönt durch seltsamen Glanz, und die Angesichter der Männer und Frauen waren süß und rein, und ihre Seelen waren weiß. So kam ich denn, ermüdet und verwirrt von meiner unfreiwilligen Nachforschung, zurück nach Eilanmore. Und an dem Tage meiner Heimkehr war Morag hier, — Morag von den

* Die Feenstadt.

Wasserfällen. Sie wandte sich zu meinem Vater und nannte ihn blind und töricht. „Er hat das weiße Licht auf seinen Brauen," sagte sie von mir; „ich kann es sehen, wie das Flackerlicht in einer Woge, wenn im Gewitter der Wind aus dem Süden kommt. Er ist mit der Feensalbe berührt worden. Das gute Volk kennt ihn. Es wird so mit ihm sein bis zum Tage seines Todes, wenn ein duinshee* sterben kann, da es doch ein Mann ist, der bereits tot, doch von neuem geboren ist. Er, auf den die Feensalbe gelegt worden ist, muß alles, was häßlich und abscheulich und traurig und bitter ist, durch einen Schimmer von Schönheit sehen. So ist es gewesen, seit der Mhic Alpine von See zu See herrschte, und so ist es mit dem Manne Alison, deinem Sohne.'"

‚Das ist alles, mein Rehkälbchen; und das ist der Grund, weshalb meine Brüder, wenn sie verdrießlich sind, mich zuweilen den Gesalbten nennen.'

‚Das ist alles.' Ja, vielleicht. Aber oh, Alison Achanna, wie oft habe ich an jenen köstlichsten Schatz gedacht, den du im Heidekraut fandest, als die Glocken süß waren von Honigseim! Wußten die wilden Bienen davon? Ich wünschte, ich könnte das sanfte Summen ihrer florgleichen Schwingen hören.

Wer von uns würde nicht das Beste von seiner Habe eintauschen, — und es gibt einige, die gerne alles hingeben würden, — um nur einmal ihre Augenlieder berühren zu lassen, — einmal sie berühren zu lassen mit der Feensalbe? Aber der Ort ist fern, und die Stunde ist unbekannt. Niemand mag suchen, wo es keine Spur gibt, der er folgen könnte.

Nur die wilden Bienen wissen davon, aber ich glaube, es müssen die Bienen von Magh—Mell sein. Und dorthin vermag kein Lebender zu wandern, — noch nicht.

* * *

Im Schatten der Hügel.

Die Leute im Tale sagten, daß Ivor M'Jain, der Hirte, allzu lange in den Bergen geweilt hätte. Das mag auch so gewesen sein. Der Wind und die Wolkenschatten waren die Bilder seiner Träume geworden und dessen, was hinter seinen Träumen war; und fallendes Wasser und das Blöken der Schafe auf den hohen Triften und die Schreie der Falken und Raben hatten für ihn keinen anderen Laut oder Sinn, als die vielen Laute, die zu einem Schweigen geworden waren.

Nachts, wenn der Himmel klar war, wanderte er meilenweit über die hohen, einsamen Moore. Vertraute Gesellschaft weilte dort und keine andere; die Kiebitze kreisten und stießen ihre schwachen, kläglichen Schreie

* Feenmann.

aus; oder die Haselhühner machten einen plötzlichen Lärm, während sie tief unten dahinflogen, aufgeschreckt durch seine wandernden Füße; oder ein Klagen stieg auf wie verfliegender Rauch vor den Berghalden, die Stimmen der rastlosen Brachvögel. Wenn der Mond groß und gelb über den öden Halden oder tief über der Linie hing, wo die Moore in den Himmel hinüberglitten, füllte zuweilen seltsame und ungewöhnliche Unruhe die Nacht. Aber immer waren die Hügel da in ihrem tiefen Schweigen, die Bergeseinsamkeit, das feierliche Wandeln der Sterne.

Er war ein Hirte, weil sein Vater ein Hirte gewesen war, und wars zufrieden, ein Hirte zu sein, weil er wenig Englisch konnte und sich seltsam beunruhigt fühlte, wenn er viele Stimmen hörte, oder den unaufhörlichen, nichtigen Lärm um allbekannte Dinge, von denen diejenigen viel reden, welche die seltsame, rührende, unendliche Furcht vor Schweigen und vor Schönheit hegen; und weil die Hügel ihn zu sich zogen.

Als die Jahre eins um das andere vorüberglitten und Ivor M'Jain nicht mehr ein junger Mann, sondern vierzigjährig war und schon mehr Grau als Braun in seinem Haar hatte, wunderten sich die Clansleute in den Schluchten und das große Tal entlang, warum er nicht öfter in dem schönen, steinernen Hause wohnte, das mit seinen Ställen und Kartoffelfeldern seinem Vater gehört hatte und jetzt sein war; und ferner, warum er sich keine Frau nahm, um dort mit ihm zu wohnen, wegen der Gesellschaft und der Kinder, wenn nicht aus hungernder Liebe.

Aber Ivor M'Jain hatte bereits Liebe gefühlt und wußte, wie groß sie ist und wie klein. Er hatte die wandellosen Sterne durch das Haar jener gesehen, die er liebte und hatte gesehen, wie sie taumelten und Kinder des Abgrunds wurden. Er gehörte zu den wenigen, denen Liebe nicht ein süßer oder bitterer Zufall im Leben, sondern das Leben ist. Ein hoher, schweigsamer Mann, grau und zerzaust, war er vor fünfzehn Jahren Imhir Aluinn genannt worden, Ivor der Schöne; und war heimlich von Frauen geliebt worden und hatte selbst leichthin geliebt, bis er zu der einen Liebe gelangte. Jan Macallum, Peter Macarthur, James Cameron und Rory Macfarlane, die vier obersten Hirten auf den Hügeln nördlich von Srath-Mor, achteten ihn, denn er hatte eine größere Kenntnis der Berge als einer von ihnen und wußte mehr von alter Weisheit und alten Mären, und hatte selbst in seiner Jugend gälische Lieder gemacht, deren man sich noch erinnerte, — und überdies, wenn er auch mit niemand zu tun haben wollte, als mit dem großen Laird (Grundherrn), für den er hütete, und für Viehtreiber und andere nur wenige Worte hatte und dann Schweigen, und selbst mit ihnen sich selten in ein langes Gespräch einließ, wiewohl sie Hirten waren, seine verschwiegenen Verwandten von den Hügeln, so war

doch etwas in ihm, was niemand als Stumpfheit oder als mürrische Böswilligkeit ansehen konnte. In der Tat war es ein Sprichwort im Tale geworden, ‚So gut wie das Herz des Ivor M'Jain,' und wiederum ‚Eine sanfte, gütige Art und die freundlichen, tiefen Augen, gerade wie Ivor der Hirte,' und ‚Es ist so wahr, als spräche es Ivor M'Jain.'

Aber inzwischen traten die Jahre seine Jugend unter ihre Füße. Leid hauchte einen grauen Reif auf sein Haar und ein graues Schweigen in sein Leben, und verweilte dann bei ihm als sein Gefährte, auf alle Dinge, große und kleine, hinausblickend aus seinen standhaften Augen. Dieses Leid, das ein zu innerlicher Gram war, als daß er daran wie an Gram oder Leid hätte denken können, das vielmehr die Färbung und der Grundton seines Lebens geworden war, war begründet in zwei Dingen, die sowohl sterblich waren als unsterblich. Die Liebe zu dem Weibe, in dessen kleines, brennendes Herz er sein Leben gelegt hatte, wie jemand mit großen Freuden das Opfer auf einen Altar legen würde, war eines derselben; das andere war die Schönheit derjenigen, die er liebte, weil sie an sich so unvergleichlich und wundersam war, und weil sie für ihn die zeitliche und sichtbare Verkörperung einer Schönheit war, die jenseits sterblicher Schönheit, und einer Schönheit, die jenseits sterblichen Wechsels liegt.

Seit dem Tage, an dem er sie lieb gewann, sah er einen Schatten näherrücken. In irgendeiner seltsamen, geheimnisvollen Weise gab das Leben wieder, was es ihr nahm. Als sie wegen zu großer Schwäche nicht mehr auf die Heide hinausgehen oder unter der Bergesche stehen konnte, an dem braunen, rauschenden Bach mit seinen von Birken und Farnkräutern beschatteten Lachen, und nicht mehr Blumen pflücken oder zuschauen konnte, wie die wilden Rosen vom fallenden Tau schimmerten, oder die Sterne einzeln oder in stillen Gruppen sich sammelten aus taubengrauem Schweigen, da sah Jain, daß die Schönheit dieser Dinge, so nah und vertraut, so fern und unaussprechlich, so endlich allein, so unendlich zusammen, — wie ein Hauch gleichzeitig ein Ding ist, das vergeht, und ein Teil ist des einen Hauches, der das Leben ist, — in sie übergegangen war. Nicht das geringste ging ihr verloren von dem fallenden Tau, von den befreiten Düften, von dem Flattern des Laubs und des Farnkrauts, von den kleinen, strahlenden Leben der Blumen, von den stillen Sternen; diese gingen in sie über und waren ein Blühen auf ihrem Antlitz und ein Geheimnis in ihren Augen und ein Licht für das, was Gefährte dieser flüchtigen Hauche war und jenes andern Hauches, in dem diese weder geringer noch größer waren als die leuchtenden Sternbilder und die uralten, der Zeit vergessenden Sterne.

Große Liebe hatte großes Leid gebracht; und sie war darum nicht weniger groß, weil sie zu einem so großen Teile unausgesprochen blieb.

In ihr empfand er das Höchste. Das Leben konnte ihm, wenn kein größeres Leid, so auch keine größere Freude bieten. Er war dankbar. Und sie für ihr Teil vergaß in seiner Liebe, daß Jugend für sie eine Blume war, auf die sie verzichten mußte, während ihre Blüte noch unverwelkt, während ihr Duft am süßesten war; daß sterbliche Schönheit teure zeitliche Bedürfnisse kennt; und daß die unergründlichen Tiefen des Schweigens, in denen sie bald versinken sollte, ein kaltes Brautbett waren für Wünsche, so begrenzt im Hoffen und so gewaltig im Glauben.

Es gibt wenige, die so lieben. Ihre Liebe war jene heroische, die nicht abhängt von jenem bitter-süßen Wechsel von Anspruch und Überdruß, der geringere Träume erhält; in ihr war die Treue so vollkommen, daß keines fühlte, daß Untreue möglich sei, und die Liebe so tief, daß keines fühlte, daß der Liebe Füße straucheln könnten.

Sie hatten großen Lohn. Sie verließ ihn, selbst fröhlich in erhabener Gewißheit, ihre Erinnerung ohne den geringsten unedlen Flecken. Und er; er hatte das, weswegen Männer in Lorbeerkranz und Krone ihr Haupt geneigt haben in unerträglicher, trauernder Sehnsucht, und war reicher, als Geizhälse, die auf nichtiges Gold starren, und entzündete täglich auf einem verborgenen Altar eine Flamme, die größer und wundersamer war, als jene, die auf der Stirn altersgrauer Städte schimmert, da sie älter ist als jene.

Für viele von uns sind diese bis zur Verzückung gesteigerten Leidenschaften Leidenschaften, die es nicht geben kann, oder die nur in den mondhellen Königreichen der Phantasie wohnen. Daß sie möglich sein sollten unter den Niedrigen, ist ein Vorwurf, und deshalb zögert der Glaube.

Aber heroische Liebe ist kein Traum. Und Ivor M'Jain wußte das, obwohl er nur ein Schäfer war; und wenn ich von ihm schreibe, schreibe ich von einem, den ich kannte, und von dem, was ich weiß.

Es war nach diesem höchsten Verlust, daß man ihn so selten sah, und ihn doch so sehr liebte und so oft nach ihm verlangte.

Aber darnach weilte er mehr und mehr in den großen Einsamkeiten und träumte Träume, die für Ivor M'Jain nicht wahr sein konnten, die aber wahr sein konnten für das, was unter jenem Namen ging und aus sterblichen Augen hinausblickte auf die unsterblichen Dinge der Schönheit und Sehnsucht.

Einsam wartete er seine Schafe Tag um Tag und Woche um Woche und Monat um Monat; und sah, wie Monde auf Monde folgten und der schwermütige Zug der Sterne die Nächte füllte, und fühlte ungeheures, grenzenloses Sehnen; und von Winter zu Frühling und von Frühling zu Winter trug er in diese Einsamkeiten sein geduldiges Herz, dieses kleine Unendliche, das Gott erfüllt mit dem Schrecken der Ewigkeit.

Die deutsche Frau im Mittelalter.

Von

Wilhelm Kothe.

Mehr als ein tiefblickender Mann hat es ausgesprochen, daß die Stellung, welche die Frau in einem Volke einnimmt, einen zuverlässigen Maßstab bietet für die Beurteilung seiner wahrhaft menschlichen Kultur. In besonderer Weise trifft dies für das deutsche Mittelalter zu. Wie in einem Spiegel sehen wir an der Stellung der Frau in diesen Jahrhunderten, welche großen Kulturbewegungen das Germanentum erfaßt und bis zu welchem Grade sie fortgewirkt haben. Es ist eine lang dauernde Reihe der Entwickelung, welche uns verbietet, die Stellung der Frau in den wenigen Jahrhunderten, welche als die charakteristischen des Mittelalters gelten, gesondert zu betrachten; wir müssen rückwärts schauen bis in die Zeit, wo im Dämmergrau der Vorgeschichte nur die verschleierten Umrisse der frühen Zustände erkennbar sind. Hier ist, so lange andere Nachrichten und Denkmäler fehlen, das Recht des Volkes unser einziger Führer; aber ein sehr unterrichtender; denn die in unerschöpflicher Fülle sich wiederholenden gleichen Situationen und Beziehungen, in welche die Angehörigen der beiden Geschlechter zueinander treten, hatten eine schnelle und entwickelte Bildung fester Rechtsnormen zur Folge, deren schriftliche Fixierung bei den Germanen am Ende des 5. Jahrhunderts beginnt. Doch auch in den Zeiten, für welche andere historische Quellen reichlicher fließen, bleibt für unseren Gegenstand das Recht von ausschlaggebender Bedeutung. Wir leiten darum unsere kulturhistorischen Ausführungen über die deutsche Frau im Mittelalter durch einen Überblick ein über ihre rechtliche Stellung in urgermanischer und fränkischer Zeit und in der Periode des hohen Mittelalters.

Die vergleichende Rechtswissenschaft hat die Theorie aufgestellt, daß alle Völker von dem Standpunkt des sogen. Mutterrechtes ausgegangen seien, einer Folgeerscheinung desjenigen Zustandes, welchen sie für die Vorzeit behauptet, daß es nämlich nur allgemeine Gemeinschaft der Frauen ohne feste Ehen gegeben habe. Die Mutter sei in jenen Zeiten der Ausgangspunkt aller rechtlichen und sozialen Beziehungen ihrer Kinder gewesen, die ganze Volksgemeinschaft auf die Mütter gegründet. Die Hypothese, zu welcher anthropo-

Moritz von Schwind pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

logische Erwägungen geführt haben, läßt sich indes für die arischen Völker nicht im mindesten beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen. Gerade das Gegenteil ist der Fall, der Ausbau des arischen und weiterhin des germanischen Familienrechtes ist, so weit wir auch zurückschließen, nur auf eine Basis gegründet, den Mann. Die Frau hat überhaupt nur Recht, insofern sie zu einem Manne in rechtlicher Beziehung, im Schutz oder in der Munt steht, sei es als Tochter, als Ehefrau oder in anderer Weise als Sippschaftsangehörige; Blutsverwandte der Mutter (ihr Großvater, Vater, Bruder) wurden ursprünglich nur als Freunde, nicht als Verwandte ihrer selbst und ihrer ehelichen Kinder angesehen, alle Verwandtschaft nur nach dem Vater gerechnet und benannt. Ganz deutlich spiegelt sich dies Verhältnis in der germanischen Ethnogonie, welche die drei Hauptstämme der Germanen, die Ingävonen, die Istävonen und Herminonen auf Mannus und seine drei Söhne zurückführt.

Die wichtigste Gemeinschaft innerhalb des Volkes urgermanischer Zeit war die Sippschaft. In dem engeren Kreis derselben, der Familie, war das männliche Haupt, der Vater und Hausherr, unumschränkter Gebieter. Weib und Kinder konnte er, zumal bei Vergehungen, an Leib und Leben strafen, verkaufen und knechten. Die Tochter unterlag dem unbedingten Heiratszwange ihres Vaters. Begehrt sie jemand zur Frau, so hat er lediglich mit dem Vater oder falls dieser verstorben, mit dem Manne zu verhandeln, unter dessen Munt sie steht. Dafür, daß er sie ihm gibt, zahlt der Erwerber eine bestimmte Summe, er erkauft die Braut, die nun sein Eigentum in derselben Weise wird, wie sie es als Tochter ihres Vaters war. Der Übergang der Gewalt über Leben und Tod der Frau wird symbolisiert durch die Übergabe des Schwertes an den Käufer, was Tacitus bekanntlich (in falschem Optimismus) als ein Geschenk der Braut an ihren Bräutigam auffaßt.

In der unerbittlichsten und härtesten Form zeigt das Recht des Mannes über sein Weib der in Nachklängen noch bis in die historische Zeit bestehende Brauch, daß die Frau den Tod ihres Mannes teilen muß. Es ist das von unserm Standpunkt betrachtet eigensüchtigste und frevelichste Übergreifen angemaßter Gewalt auf das höchste Recht einer andern Person. Zugrunde liegt die rohe Auffassung, daß die Frau ein Stück des männlichen Eigentums ist, das gleich seinen Sklaven und Pferden nur die Bestimmung hat, seinem Herrn zu dienen und mit ihm sterben muß zu weiterem Dienste in der Totenwelt. Die nur aus der ganzen rechtlichen Stellung der Frau sich ergebende Sitte war bei den ältesten Germanen ebenso allgemein, wie bei den verwandten Völkern der Griechen und Inder. Im 2. Jahrhundert n. Chr. dürfte sie allerdings schon abgekommen sein, Tacitus hätte sie wohl sonst in der Germania erwähnt. Doch Überreste bleiben davon selbst bis in die christliche Zeit. Was Zwang war, wurde indes mehr freiwillig. Procop berichtet, daß es noch in seinen Zeiten bei den Herulern als Schande galt und die Rache der Sippe nach sich zog, wenn sich ein Weib nicht bald bei dem Grabhügel ihres Mannes erhängte. Bei den Nordgermanen in Skandinavien und auf Island war dies

bis ins 10. Jahrhundert nicht bloß Sitte, sondern Gesetz. Als König Hakon Jarl († 955) um die junge Gunnhild freite, wurde er abgewiesen, weil er alt war und das Mädchen den baldigen Tod fürchtete, denn es war Gesetz im Lande, wie es weiter heißt, daß die Gattin dem Manne in den Totenhügel folge, und in derselben Quelle wird erzählt, daß Valgautr, bevor er zu dem König Olaf († 1030) sich begab, seiner Gattin befahl, mit allem Vermögen sich zu verbrennen, sobald sie die Nachricht von seinem Tode erhalten und das Leichenmahl genossen habe.

War die Teilung des Todeslosses noch eine Rechtssatzung, welche die Ehre der Betroffenen nicht antastete, und welcher man leicht einen höheren Sinn unterschieben konnte, so war die direkte Verschenkung und noch mehr der Verkauf der Frau eine die Ehre der Betroffenen vernichtende Härte. Auch dafür haben wir noch aus historischer Zeit Beispiele, welche zeigen, daß man in solchem Verfahren nichts Rechtswidriges sah. Am bekanntesten ist die Tatsache, daß die Friesen zur Aufbringung der Steuer, welche ihnen Drusus auferlegte, ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauften; und noch im 13. Jahrhundert war es nach deutschem Recht (natürlich kam es nur bei den untersten Schichten in Anwendung) dem Manne gestattet, in Fällen äußerster Not Weib und Kind zu veräußern. In einem Punkte freilich scheint die rechtliche Stellung der Frau urgermanischer Zeit schon selbständiger zu sein. Bei ihrer Verheiratung geht nur ihr bewegliches Gut in den Besitz des Mannes über, ihr übriges Vermögen wird zusammen mit dem ihres Gatten als besonderer Teil des Gesamtvermögens verwaltet und bleibt im Falle der Kinderlosigkeit ihren Blutsverwandten. Der letztere Umstand läßt uns schon vermuten, worauf dieses Zugeständnis beruht. Es sind hauptsächlich Vermögensinteressen der männlichen Verwandten der Ehefrau im Spiele, nicht das Bestreben, die Persönlichkeit der Besitzerin in diesem Punkte anzuerkennen. Die Stellung der Frau bei andern Rechtsgeschäften läßt sich aus ihrer Stellung unter der Munt des Mannes leicht ableiten; er vertrat sie in allem vor Gericht, er erhielt das Wergeld für die Beleidigung oder Tötung seiner Frau, falls er nicht zu der rechtlich anerkannten Blutrache schritt. Von welchen Gesichtspunkten man in urgermanischer Zeit die Ehe in solchen und ähnlichen Fällen betrachtete, ergibt sich auch daraus, daß im Falle der Ermordung des Mannes der Mörder sein Verbrechen auch dadurch sühnte, daß er die Frau oder Tochter des Ermordeten, denen die Blutrache oblag oder das Wergeld zufiel, heiratete.

Das ist in Grundzügen das Bild der rechtlichen Stellung der Frau in früher germanischer Zeit. Gewiß hatte sich ihr Los gegen Ende derselben schon um ein Weniges gebessert, und wir müssen uns hüten, die Rechte der frühesten Zeit mit gleicher Schärfe auf die Jahre zu übertragen, welche der fränkischen Periode, also dem 6. Jahrhundert, schon nahe sind. Zudem hat die Macht der Verhältnisse, der Einfluß, den die Frau, falls sie klug und tüchtig war, stets trotz ihrer Rechtlosigkeit auf ihren Mann gewann, noch

manches gemildert, aber wir können uns doch nicht verhehlen, daß, von allem anderen abgesehen, dieser Zustand der Willkür des Mannes in einem Punkte, und zwar im wichtigsten, Tür und Tor öffnete, dem Bruch der ehelichen Treue. Jedem Leser von Tacitus' Germania bleibt in Erinnerung die Begeisterung, mit welcher der Römer die Keuschheit der Germanen preist. Tacitus steht mit diesem Lobe nicht allein, und er hat in mancher Beziehung recht. An der Lasterhaftigkeit der römischen Zustände gemessen war der Germane keusch; er kannte namentlich nicht den raffinierten Sinnengenuß des in dem Stadium der Überkultur befindlichen Römers; er lebte im großen und ganzen in monogamischer Ehe, und dem germanischen Weibe waren römische Verführungskünste gänzlich fremd. Aber wir dürfen uns doch nicht über den Tatbestand täuschen; auch der Germane, namentlich der Nordgermane, kannte und gestattete die Vielweiberei, die in älteren Perioden vielleicht allgemeiner war, und noch in ziemlich später christlicher Zeit sagt Adam von Bremen in seiner Geschichte des Hamburgischen Bistums, daß die Schweden in allem Maß hielten, nur nicht in der Zahl ihrer Frauen. Jeder nehme nach Verhältnis seines Vermögens zwei, drei oder mehr und zwar in rechter Ehe, so daß die Kinder als legitim gelten. König Harald Schönhar hatte zehn Frauen und zwanzig Nebenfrauen, die merovingischen und selbst karolingischen Könige, namentlich Chlotar I., Dagobert I., Pipin II. nicht bloß zahlreiche Konkubinen, sondern zuweilen auch mehrere Frauen. Das Normale war bei den südlicheren Germanen allerdings die monogamische Ehe; aber was will das sagen, wenn jeder, besonders der Besitzer von Leibeignen, es als sein gutes, stets unangetastetes Recht ansah, allen seinen Begierden nachzugehen? Keusch, aber erzwungen keusch, war die Ehe des Germanen nur in Bezug auf die Frau. An ihr strafte der Mann mit furchtbarer Härte, meistens durch augenblickliche Tötung, im mildesten Falle durch Hinauspeitschen aus dem Hause, das, was er fortwährend für seine eigene Person in Anspruch nahm und vor den Augen seines Weibes übte.

So stand es, als die ersten Sendboten des Christentums nahten, die Worte des Heilandes kündend: ‚Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch: Wer ein Weib anblickt aus sinnlicher Lust, der bricht schon seine Ehe im Herzen' und mit den wunderbaren Worten des Völkerapostels: ‚Ihr Männer, liebet eure Weiber, wie Christus seine Kirche geliebt hat!'

Wenn es erhebende Momente selbst bei dem kühlsten objektivsten Forschen nach historischer Wahrheit gibt, dann stehen wir hier an einem solchen. Die stille und öffentliche und nach jahrhundertelangem Ringen von Erfolg gekrönte Tätigkeit der Kirche für die Heiligung der Ehe, die Hebung der Frau von der Sklavin zur Genossin des Mannes ist ein unverwelklicher Ruhmeskranz der Kirche, welchen niemand durch kleinliche verständnislose Krittelei über ihre angebliche Geringschätzung der Ehe anzutasten wagen sollte. Beim Überdenken dieser Kulturentwicklung unter dem Einfluß der Kirche drängt sich wohl

die Empfindung auf, als ob ein schriller mit schneidender Dissonanz einsetzender Akkord in langsamem Abschwellen harmonisch gelöst würde. Langsam und allmählich freilich. Recht- und Kulturanschauungen eines Volkes lassen sich nie und nimmermehr durch eine einzige Kraftanstrengung plötzlich beugen. Es bedarf dazu jahrhundertelanger zäher, kluger und aufopferungsvoller Arbeit. Die Kirche hat sie redlich getan, und es ist eine der größten Ungerechtigkeiten, wenn man ihr, statt Anerkennung und Bewunderung zu zollen, den Vorwurf macht, sie habe in den Jahrhunderten dieser Wandlungen, namentlich in der merovingischen und fränkischen Zeit, ihr Ideal nicht rein zu wahren gestrebt.

Die wichtigsten Milderungen des bestehenden Rechtsverhältnisses, welche wenigstens indirekt zum größten Teil dem unermüdlichen Wirken der Kirche zuzuschreiben sind, sind folgende: Es schwindet allmählich der unbedingte Heiratszwang, welchen der Muntmann ausübte, zum erstenmal erscheint die Einwilligung der zu Verheiratenden, also eine Willensbetätigung ihrer Persönlichkeit, als Bestandteil des Kaufvertrages zwischen Verlober und Bräutigam. Freilich auch dies mit einer großen Einschränkung: falls die Braut nicht die Tochter oder Schwester des Verlobers war; Vater und Bruder konnten also immer noch über sie, ohne sie zu befragen, verfügen. Handelte es sich um eine Witwe, so konnte der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes, unter dessen Munt die Witwe gekommen war, nicht mehr ihre Wiederverheiratung verwehren, indem bei seiner Weigerung das Recht der Verheiratung an den nächsten männlichen Blutsverwandten der Witwe selbst überging. Der Kaufpreis, den der Bräutigam an den Muntmann zu zahlen hat, erhält allmählich den Sinn einer Mitgift der Braut, denn es wurde üblich, daß der Verlober das erhaltene Kaufgeld, Wittum genannt, dem Mädchen in die Ehe mitgab; die Anschauung kam auf, daß der Vormund das Wittum überhaupt nicht für sich, sondern für die Braut verlange, weil diese dem Willen des Bräutigams folge. Diese Wandlung, obschon den juristischen Bestand nicht ändernd, ist nicht gering anzuschlagen, die Frau wird dadurch zu einer Person, der man für ihre Bereitwilligkeit, sich dem Willen des Mannes zu fügen, schon zu irgend welchem Entgelt verbunden erscheint. Vor dem hatte der Mann ganz allein das Recht gehabt, seine Frau zu entlassen und die Ehe zu scheiden. Jetzt wird auch der Frau das Recht zugestanden, bei unerträglicher Behandlung oder andern schwerwiegenden Gründen sich von dem Manne zu scheiden.

Die Kirche betonte jedoch, falls solche Scheidungen nötig waren, mit allmählich wachsendem Erfolge die Unauflöslichkeit und Heiligkeit einer gültig geschlossenen Ehe und verbot im Festhalten an die Worte des Evangeliums die Wiederverheiratung geschiedener Eheleute, so groß auch die Schwierigkeiten waren, welche ihr in jenen rohen Zeiten dadurch erwuchsen. Vor allem war es aber das Bestreben der Kirche, auch die Germanen zu einer streng monogamischen Auffassung der Ehe zu erziehen. Der Boden war insofern geebnet, als, wie schon bemerkt, die monogamische Ehe bei den Germanen im großen und ganzen das Gewöhnliche war; bei den Großen des Volkes freilich auch

noch in der Zeit nicht, die hier in Rede steht. Das berühmteste und leuchtendste Beispiel unnachsichtlicher Prinzipientreue gab in dieser Beziehung Papst Nikolaus I. (858—867) gegenüber Lotar II., der seine rechtmäßige Gemahlin Thietberga verstoßen hatte, um mit seinen Konkubinen, deren vornehmste Waldrada war, ungestört leben zu können. Der Papst verhalf trotz unglaublicher Schwierigkeiten und Intrigen der Verstoßenen und dem Prinzip zum Rechte. Welches Verdienst um die Heilighaltung der Ehe im Volke sich die Kirche erwarb, indem sie auch die Großen der Welt zur Einhaltung des Sittengesetzes zwang, ist unschwer zu ermessen; aber der Segen der christlichen Lehre ward auch bald denjenigen ihrer Kinder zuteil, welche durch ihre Leibeigenschaft in dem höchsten sittlichen Elende schmachteten. Daß sie es allein war, welche nach langen, unausgesetzten Bemühungen die Unauflöslichkeit auch der Ehe der Leibeignen durchsetzte, wagen selbst solche nicht zu bestreiten, welche ihre Kulturverdienste möglichst zu vermindern suchen.

Wir wollen nunmehr rascher vorgehend einen Blick auf die Entwicklung werfen, bis zu welcher die Hebung der rechtlichen und im Anschluß daran auch der sittlichen Stellung der Frau gediehen war, als die Zeiten des hohen Mittelalters einsetzen.

Wir sehen da zunächst die Allgewalt des Mannes als Hausherrn fort und fort gemildert. Von eigenmächtiger Tötung von Frau und Kinder, einem Heiratszwang über die Töchter ist nicht mehr die Rede, und der Brautkauf schwindet allmählich ganz aus dem Gesichts- und Anschauungskreis des deutschen Volkes; nur bei den Friesen und Dietmarschen, welche überhaupt am zähesten die alten Rechte übten, hält er sich länger. In der Sprache freilich, welche von neuen Kulturwandlungen meist schnell überholt wird, hält sich die Wendung ‚eine Frau kaufen' mit ganz abgeblaßtem Sinn bis gegen Ende des Mittelalters. Ein wesentlicher Fortschritt war es weiter, daß fortan nicht mehr der Vormund die Braut verlobt, sondern diese selbst sich unter bloßer Zustimmung des Vormundes dem Bräutigam verspricht. Nur bei Altersunmündigkeit (bis gegen 16 Jahre) bleibt der Vormund der rechtliche Vollzieher der Verlobung.

Die Hausfrau selbst sehen wir weiter im Besitz der sogen. Schlüsselgewalt, d. h. des Rechtes, Geldgeschäfte, welche nur die eigentliche Haushaltung, den speziellen Wirkungskreis der Frau, betrafen, auch ohne besondere Genehmigung des Mannes, abzuschließen. Die Kirche konnte in dieser Periode es als größten Triumph verzeichnen, daß die Unauflöslichkeit der gültig geschlossenen Ehe sowohl bei den Herren und Gemeinfreien als bei den Leibeigenen, von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, als gefestigt gelten konnte. Der Kampf gegen das Konkubinat war allerdings viel schwerer, zumal das von den Großen gegebene Beispiel kein gutes war. Obschon die Kirche gegen jedes neben rechtmäßiger Ehe bestehende und gegen jedes doppelte Konkubinat einschritt, ja über Männer und Frauen, die sich in dieser Weise schuldig machten, mit den gleichen kirchlichen Strafen einschritt, wie gegen Ehebrecher,

gelang es doch nicht, der Unsitte Herr zu werden. Das Konkubinat war das ganze Mittelalter hindurch, namentlich bei den Reicheren, häufig, und die öffentliche Meinung dagegen noch so abgestumpft, daß sie es, ohne Ärgernis zu nehmen, geschehen ließ. In Fällen, wo nur einfaches Konkubinat vorlag, suchte die Kirche dieses wenigstens auf die Stufe einer minderen Ehe zu heben; sie erkannte die ohne die nötigen, bürgerlich rechtlichen Formen geschlossene Ehe als gültig und sakramental an, sobald keine Ehehindernisse vorlagen, und den kirchlichen Vorschriften genügt war. Da jedoch die bürgerlich rechtliche Form der Eheschließung dabei übergangen war, folgte daraus, daß die solcher Ehe entsprossenen Kinder gesetzlich nicht erbberechtigt waren und wie uneheliche, dem Stand der Mutter folgende, angesehen wurden. Dies ist der Ursprung der sogen. morganatischen Ehe. Ihren Namen hat sie von der morganatica, der Morgengabe, welche ursprünglich der Ehemann am Morgen nach dem Hochzeitstage seinem jungen Weibe bot. Daß gerade die Morgengabe solchen Ehen den Namen gab, hat darin seinen Grund, daß der Form der gültigen, bürgerlichen Eheschließungen (Übergabe des Wittums) bei diesen Ehen nicht genügt war und man darum eine ähnliche Leistung des Bräutigams zur Charakterisierung wählte, die Morgengabe. Sie diente bei morganatischen Ehen immer zur späteren Versorgung der wie gesagt nicht erbberechtigten Kinder. Was die Frage der Ebenbürtigkeit bei Eingehung der Ehe anlangt, so sei nur hervorgehoben, daß in den frühesten Zeiten der Mann, welcher eine Unfreie ehelichte, dadurch eo ipso Knecht ward; umsomehr natürlich ein freies Mädchen, das sich von einem Unfreien hatte entführen lassen. Die Kinder solcher Ehen waren natürlich auch unfrei, sie folgten in Bezug auf ihren Stand, wie die Rechtssprache sich ausdrückt, immer der ärgeren Hand. Seit dem 13. Jahrhundert aber wurde unter dem Einfluß des allmählich angenommenen römischen Rechts dies dahin gemildert, daß die Frau stets dem Stand ihres Mannes folgte, daß die Ehe einer Unfreien mit einem Freien also vollgültig und die Unfreie dadurch zur Freiheit erhoben wurde.

Das Hauptergebnis der Bemühungen der Kirche aber war und blieb der fortan durchgeführte Grundsatz der Unauflöslichkeit der Ehe. An ihn knüpft im wesentlichen jeder Fortschritt an, der sich für eine größere Versittlichung und religiöse Heiligung der Ehe im weiteren Mittelalter erzielen ließ. Das Verhältnis der Frau zum Mann wird, sobald sich jenes Prinzip gefestigt hat, ein anderes, würdigeres; sie ist fortan nicht mehr von der Gnade oder Willkür des Mannes abhänging, nein, sie steht, sobald sie das Jawort vor dem Altar dem Gatten verbunden hat, mit starkem Recht gerüstet vor ihrem Mann, über ihrem Haupte hält die Kirche schützend ihre Hand, denn vor kirchlichem Forum wurden ja in dieser Zeit schon alle ehelichen Rechtsstreitigkeiten ausgetragen.

Der Mann ist gezwungen, ob gern oder ungern, auf die Persönlichkeit der Frau Rücksicht zu nehmen; beide müssen sich, wenn die geschlossene Ehe (und eine neue ist ja eben unmöglich) zum häuslichen Glücke führen soll,

ineinander fügen lernen, sich verstehen, ihre Rechte achten. Das ist das unvergleichlich erziehende und versittlichende Moment der Ehe, welche damals die Kirche der Welt als ein unauflösliches Band, mit den Gnaden eines Sakramentes ausgestattet, geschenkt hat.

Und gleichfalls dem Schatze ihrer Lehren wurde eine andere Vorstellung entnommen, die nicht bloß die würdige Stellung der Frau in der Ehe und gegenüber dem Manne, sondern die Daseinsberechtigung und die Würde des weiblichen Geschlechtes überhaupt, des Weibes an sich einschloß. Es ist das Bild der allerseligsten Frau, welche Mutter und Jungfrau zugleich, dem Menschengeschlechte seinen Erlöser schenkte. Seit den ersten Jahrhunderten hatte die Kirche ihr Andenken heilig gehalten, von ihr als Fürsprecherin der Kirche redet der hl. Irenäus schon im 2. Jahrhundert, ihrer Sündenlosigkeit leiht Augustinus begeisterte Worte und Cyrill von Alexandrien weist mit klaren Worten auf den tiefsten Grund des Marienkultus hin, auf das sittliche Ideal, das ihre Person und ihr Leben vorstellt, auf das Ideal, dem kein höheres, vorher oder nachher sich an die Seite stellen läßt. Der Marienkultus hat, von der Kirche gepflegt, zusammen mit der christlichen Lehre bei den germanischen Völkern Eingang gefunden; aber die ersten Jahrhunderte der christlichen Erziehung der Germanen hatten sich natürlich mit der Einpflanzung der rudimentärsten christlichen Moralvorschriften und Glaubenslehren begnügen müssen. Erst als das Christentum schon vollkommen in die Anschauungsweise der Germanen übergegangen war, wurde es möglich, daß die Verehrung der Mutter Gottes zu solcher Innigkeit sich steigerte, daß sie Einfluß gewann auf die Schätzung des ganzen Geschlechtes, dem die hl. Jungfrau angehörte, und als dessen Krone sie gefeiert ward. Der Germane war, wenngleich nicht für das Recht der Persönlichkeit der Frau, so doch für das Ahnungsreiche und Geheimnisvolle der Frauenseele nie ganz ohne Sinn gewesen, und so manche erwählte Frauen, auch in der Urzeit, hatten beim ganzen Volke in Achtung und Verehrung gestanden. Es sei nur an Seherinnen wie Veleda, Albruna und Ganna erinnert. Somit waren natürliche Anlagen vorhanden, aus welchen sich eine mit religiöser Empfindung verbundene Wertschätzung des weiblichen Geschlechtes entwickeln konnte; und durch das Christentum veredelt, gelangte diese im Laufe des Mittelalters zu hoher, eigenartiger Bedeutung. Mag bei der Marienverehrung des Mittelalter auch so manches mit untergelaufen sein, was die Kirche nicht billigen konnte und unserm religiösen Gefühl widerstreitet, man wird dieser Kulturerscheinung, die gerade bei den Deutschen einen so eigenartigen Zug zur Verallgemeinerung auf das ganze Geschlecht zeigt, ihre hohe Bedeutung für die Hebung der Frau nicht absprechen können. Beispiele aus Geschichte, Dichtung und Legende sind hier in Fülle beizubringen; der ritterliche Sänger namentlich ließ, wie so mancher religiös empfindende Dichter bis in die Neuzeit, auf das Frauenideal seines Herzens einen Schimmer fallen von dem himmlischen Glanze, welcher das Bild der seligsten Jungfrau umstrahlt. Damit streifen wir auch schon eine weitere Seite des Gedankenkreises,

in welchen die Frau im Mittelalter einbezogen wurde. Die Achtung und geheimnisvolle Ehrfurcht vor weiblicher Jungfräulichkeit ist kaum irgend einem Kulturvolke unbekannt. Das Christentum, welches bei aller seiner Achtung für die Ehe doch der Virginität den Vorzug höherer Vollkommenheit gibt, hat es vor allem gepflegt, und namentlich wieder im Hinblick auf die jungfräuliche Gottesmutter. Damit war ein weiterer Anfatzpunkt gewonnen für eine Hebung der Stellung der Frau im Christentum, der Gedanke des Wertes der Enthaltsamkeit aus natürlich sittlichen und religiösen Motiven konnte im Vorstellungskreise der christlichen Germanen Platz gewinnen. Dies bedeutet aber wiederum einen großen Schritt vorwärts in einer höheren Auffassung der Ehe und der Bestimmung der Frau in der Ehe. Die Frau erscheint als Gattin nicht mehr bloß das Werkzeug zur Befriedigung des Mannes, sondern ihr ist von dem Enthaltsamkeitsgedanken aus auch der Weg geöffnet, von der geschlechtlichen Seite der Ehe abgesehen, in ein Verhältnis reinerer Freundschaft und Kameradschaft zu treten. Stets bemühte sich die Kirche aufs eifrigste, der Ehe ihren bloß sinnlichen, die Frau herabdrückenden Charakter zu nehmen, und es ließen sich, wenn hier der Platz dazu wäre, eine Reihe kirchlicher Verordnungen und Kundgebungen aufführen, welche diese hohe, wahrhaft menschliche und christliche Kulturarbeit aufs glänzendste illustrieren. Alles in allem genommen ist es darum gewiß nicht zu viel behauptet: die Frau des Mittelalters und von da an bis in die Jetztzeit verdankt ihre gegenüber dem ursprünglichen Zustande so gehobene Stellung in erster Linie dem Christentum und der Kirche. Ihre Lehre und ihre Kulturarbeit hat es erst ermöglicht, überhaupt die Hand an das Werk zur Lösung der Frauenfrage (hier nicht im wirtschaftlichen Sinne verstanden) zu legen.

Keineswegs soll mit dem Vorangehenden gesagt sein, daß es in der Praxis wirklich gelungen wäre, die für die angemessene Stellung der Frau vorschwebenden Ziele auch nur annähernd zu erreichen; zu solchen Wandlungen gehört ein längerer Zeitraum, als ihn die Jahrhunderte des Mittelalters auszufüllen vermögen; sind wir uns doch selbst in der Gegenwart bewußt, der Verwirklichung derselben in manchen Punkten noch fern zu sein.

Wir können nunmehr, auf den im Vorangehenden gebotenen Grundlagen fußend, zu einer Würdigung der gesellschaftlichen Stellung übergehen, welche die deutsche Frau im Verlaufe des Mittelalters einnahm. Die frühen Jahrhunderte behandeln wir dabei nur im Überblick, weil die Quellen zu spärlich fließen, die Grundlinien der sozialen Stellung der Frau aber aus dem oben Gesagten erkennbar sind. Es wird so möglich, von den späteren Jahrhunderten, etwa vom 11. angefangen, ein eingehenderes, lebensvolleres Bild zu entwerfen, in dem wir eine tiefgehende Wandlung der Anschauungen sofort bemerken werden. Freilich haben wir dabei zunächst nur die Frau der ritterlichen Gesellschaft im Auge. Von den Frauen niederen Standes wissen wir wenig und wäre jedenfalls auch, wenn wir alles wüßten, nicht gar viel zu berichten. Das Hauptinteresse der Kulturgeschichte beansprucht in dieser

Zeit die tonangebende höfische Gesellschaft. Wie vordem das Recht der Frau, so wird für diesen Teil unserer Ausführungen der allmählich feste Formen annehmende Gang der Erziehung der deutschen Frau im Mittelalter unser Führer sein.

Von den ersten Kinderjahren der Mädchen aus der höfischen Gesellschaft ist nichts anderes zu sagen, als was wir auch über die heutige Erziehung in diesem Alter berichten könnten; das kindliche Spiel steht im Mittelpunkte aller nicht rein körperlichen Lebensfunktionen. Mit fünf, sechs Jahren trat ebenso wie heute die Schulfrage an die Eltern heran; wir sehen hierbei denselben Grundsatz durchgeführt, wie er für die ritterliche Knabenerziehung galt: es ist Regel, schon in diesem zarten Alter das Kind aus dem Hause zu geben, zu Verwandten oder in ein Kloster. Andernfalls wird in höfischer Zeit eine besondere Zuchtmeisterin, Gouvernante, engagiert zur Unterweisung in den speziell weiblichen Handarbeiten. Ein Kleriker leitet dann den wissenschaftlichen Unterricht. Bevor wir auf Art und Ziele des letzteren eingehen, sei zur allgemeinen Charakteristik ein Moment nachdrücklich hervorgehoben: die Bildung der Frau war im Mittelalter der heutigen Frauenbildung relativ weit überlegen, die Frau der ritterlichen Stände ihrem Mann und ihren Brüdern an Bildung durchweg übergeordnet. Besonders tritt dies im frühen Mittelalter hervor, wo die Töchter der Vornehmen nicht bloß schreiben, lesen, rechnen konnten, sondern meist das ganze Trivium absolvierten, nicht selten auch einzelne Fächer des Quadriviums.

Wir haben auch bei der Frauenbildung den Grundsatz alles mittelalterlichen Bildungswesens festzustellen: die römisch-geistliche Bildung ist die einzige vorhandene; selbst die Frau greift, um sich Bildung anzueignen, nach dieser; ihr Wissensgut besteht aus einem Teil, und zwar aus einem ziemlich großen, von dem des Geistlichen. Wir staunen darum, was man im frühen Mittelalter, von den hl. Schriften abgesehen (Pentateuch, Psalter, Evangelien, Apostelgeschichte), an weltlichen Schriftstellern jungen Mädchen der vornehmen Klassen unbedenklich in die Hand gab; es sind zum großen Teil Dinge, welche wir heute, selbst von den letzten Klassen der Gymnasien aus pädagogischen Gründen fernhalten: die nicht sehr sittsamen Komödien eines Plautus, Terenz und die galanten Erzählungen Ovids. Der Bildungstrieb des weiblichen Geschlechtes im frühen Mittelalter, namentlich der Nonnen, ist geradezu bewundernswert; ohne die weiblichen Arbeiten in Spinnstube und Küche irgendwie zu vernachlässigen, liegt man mit größtem Erfolge der Aneignung aller Bildungsgegenstände der gelehrten Männerwelt ob. Die Klöster des 9., 10., 11., zum teil auch des 12. Jahrhunderts sind dafür sprechende Beweise. Dem Namen der gelehrten Hroswitha von Gandersheim, der bekanntesten Vertreterin höherer Frauenbildung im frühen Mittelalter lassen sich eine ganze Reihe anderer gelehrter Frauen anschließen, wie der großen Herrad von Landsberg, der Verfasserin des ersten deutschen Konversationslexikons. Aber eines ist nicht zu übersehen, es handelt sich in der Mehrzahl um Frauen,

deren Beruf das klösterliche Leben ist; die Töchter der Vornehmen, welche in der Welt bleiben wollen, bringen als Klosterschülerinnen nicht zu einem so hohen Maße der Bildung vor. Die Elementarbildung jedoch und die Kenntnis der lateinischen Sprache soweit, daß sie das Hauptfrauenbuch des Mittelalters, den lateinischen Psalter, lesen und verstehen konnten, bleibt eiserner Bildungsbestand der Klosterschülerinnen, auch derjenigen, welche in die Welt zurückkehren. Daß sie damit, im Falle späterer Verheiratung, ihren ritterlichen Männern an Bildung stets überlegen waren, steht außer Zweifel und läßt uns die Frauenfrage des Mittelalters von einer neuen, höchst bemerkenswerten Seite erscheinen. Ich glaube sogar, daß hierin, was nirgend betont ist, ein Hauptgrund liegt für die bedeutungsvolle selbständige Stellung, welche die vornehme Dame im Mittelalter erringt und die sie zum Gegenstande der Verehrung der ritterlichen Männerwelt macht; und zwar um so mehr, je armseliger die Kenntnisse des Ritters meist in allem waren, was außerhalb seines Schildesamtes lag. Rühmlicher Hervorhebung bedarf dabei eines: trotz ihres verhältnismäßig großen Umfanges und ihres Übergreifens in geistlich gelehrte Bildungsstoffe vernachlässigte die mittelalterliche Frauenbildung nicht im mindesten die Kenntnisse und Handfertigkeiten, welche die Frau allein befähigen können, an der Spitze des Hauses ihre Stelle auszufüllen. Im Weben, Spinnen, Sticken, Kochen mußte jedes Mädchen, das eine Ehe einging, durchaus bewandert oder, wie man heute sagt, perfekt sein. Das Wichtigste war die Kenntnis des Spinnens und Webens. Die Frau an der Spitze der Mägde hatte für die Beschaffung und Bearbeitung des ganzen Bekleidungszeuges der Hausbewohner zu sorgen. Das Nibelungenlied führt uns diese Art der Beschäftigung selbst der vornehmsten Frauen mit großer Behaglichkeit und Breite vor Augen. Rocken und Spindel als Wahrzeichen der deutschen Hausfrau sind ja bis heute, wenigstens in der Poesie, in Gebrauch geblieben.

Das Mädchen im Mittelalter hatte also, wenn wir uns die Aufgaben, die ihrer bei der Erziehung warteten, vergegenwärtigen, sehr fleißig zu sein und weit mehr zu lernen und zu arbeiten als der Mann. Das Bild, das uns Tacitus' Germania von der in harter Haus- und Feldarbeit sich mühenden Frau und den nur dem Waffenhandwerk obliegenden Herren der Schöpfung gibt, hat sich auch in dieser Zeit noch nicht so geändert, daß ein Hinweis darauf unpassend wäre.

Soweit sich die weibliche Bildung über die rein häuslichen Fertigkeiten erhebt, haben wir in ihrer Geschichte im 12. Jahrhundert einen tiefen Einschnitt zu machen. Die erste Periode, welche bis ins 12. Jahrhundert reicht, hatte, wie wir sahen, durchaus geistlichen Charakter. Vom Beginn des ritterlich höfischen Wesens des Mittelalters aber wird ein Bildungsstreben rege, welches sich unter starker Zurückdrängung der geistlichen und geistlich-gelehrten Seite der Bildung den besonderen Strömungen der Zeit anpaßt. Die Klosterschule besuchte man freilich weiter bis zur Aneignung der elementaren Kenntnisse, aber daheim oder in der Pension auf einer fremden Ritterburg kam

eine moderne Zeitbildung hinzu. Sie bestand in der Aneignung der Regeln höfischer Sitte und ebenso noch wie heute in schöngeistiger Lektüre, französischen Stunden und Musikunterricht, welchen die jungen Damen oft von herumziehenden Spielleuten empfingen, Klassiker und Kirchenväter wurden damals altmodisch, nur den Psalter behielt man von der Klosterzeit weiter. Im Mittelpunkt des Interesses aber standen die Ritterromane, die Bücher, aus denen man fortan die von den Männern gewünschte höhere Bildung, die höveschheit studierte. Wie viel gelesen wurde, läßt sich leicht aus der großen Zahl ritterlicher Leseepen abmessen, das Nibelungenlied und die Gudrun sind ja in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, nur Umdichtungen des Volksepos zu höfischen Leseepen. Daß man unter Umständen aus dem Roman nicht bloß Tugend und ‚moraleteit' lernte, läßt sich denken. Die fortan mit größter Peinlichkeit gepflegten Anstandsregeln der höfischen Welt gingen fast samt und sonders auf französische Komplimentierbücher zurück. Leider gestattet der Raum nicht, auf die zuweilen recht interessanten Einzelheiten derselben einzugehen. Außer der Aneignung jener Regeln höfischer Sitte und dem Parlieren in der Sprache des Landes, wo sie besonders zu Hause waren, machte ebenso wie heute noch Spiel und Sport (Schach, Dame, Falkenabrichtung und Falkenjagd, Besuch des Tourniers) eine Hauptsache aus in dem Gesichtskreise der vornehmen Damenwelt. Der Gesang, schon in der Klosterschule gepflegt, wurde fortgesetzt. Das Klavier ward damals durch die Laute vertreten. Schoßhündchen erfreuten sich auch schon in jener Zeit des liebevollsten Interesses unverheirateter und verheirateter Damen.

Doch wir wollen an dieser Stelle innehalten, um eine Frage, die sich uns notwendig aufdrängen muß, zu beantworten: Wie stimmt in aller Welt diese Erziehung der Dame, ihre Beschäftigung und Interessensphäre mit der Stellung überein, in welcher wir bisher die deutsche Frau des Mittelalters, namentlich in ihrem rechtlichen Verhältnis zum Manne gesehen haben? Ist es nicht etwas völlig Neues, eine gewisse Emanzipation des Weibes, etwas gänzlich Verschiedenes von dem, was das Wesen selbst der vornehmsten Frau im frühen Mittelalter und im ersten Anfang des hohen ausmacht?

Wir müssen darauf mit einem vollen Ja antworten. Durch die Tätigkeit der Kirche zur Hebung der Frau beeinflußt, durch das ritterliche Ideal und die französische Mode begünstigt, haben sich bei den oberen Zehntausend ganz neue Anschauungen über Wesen und Wert der Dame ausgebildet; sie wird auf einmal mitten in die gesellschaftliche, sittliche, ja teilweise religiöse Interessenssphäre der Männerwelt hineinversetzt und nimmt dort fortan eine hochbedeutsame, ausschlaggebende Stellung ein. Der Umschwung war ein ziemlich plötzlicher, überhasteter und darum teilweise krankhafter, hatte einen zu modischen und höfischen Anstrich, noch zu schwache moralische Grundlagen und zu starke sinnliche Beimengungen. Er konnte darum in der Form, in welcher er auftrat, nicht Bestand haben. Wer sich die ganze Sachlage vergegenwärtigt, muß in der Tatsache des Frauenkultus und Minnedienstes eine

Übergangskrankheit sehen, ein Verfallen von dem einen Extrem ins andere, wie es Zeiten großer Umwälzungen immer mit sich bringen. Bevor wir indes auf den Wert hinweisen, den diese ganze Übergangskrankheit trotz allem hatte, wollen wir uns erst Wesen, Entstehung und Verlauf derselben klar zu machen suchen.

Der höfische Frauenkultus bedeutet seinem Wesen nach geradezu eine Umkehrung des bis zum 12. Jahrhundert herrschenden Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Bis zu dieser Zeit war, wie aus allen geschichtlichen Quellen, namentlich den als solchen hier höchst bedeutsamen poetischen Schöpfungen des Mittelalters hervorgeht, die Frau diejenige, welche die Liebe des Mannes suchte, in Bewunderung seiner Tüchtigkeit und männlichen Schönheit ihm ohne Scheu ihre Neigung entgegenbrachte und durch eine Erwiderung derselben beglückt und beseligt ward. Bange Sorge begleitete den abwesenden Geliebten auf seine Fahrten, eine andere Frau könne vielleicht seine Liebe gewinnen, sein Herz mehr ausfüllen. Demut und Hingebung sind die charakteristischen Eigenschaften des liebenden Frauengemütes, wie sie uns in allen Gedichten der vorhöfischen Zeit vor die Seele treten.

Ohne längere Übergangsperiode sehen wir dann (seit 1170 etwa) ganz andere Vorstellungen die höfische Welt beherrschen. Die Frau ist zur Königin geworden, welcher der Mann demütig um ihre Gunst und Neigung bittend naht. Nach ihrem Urteil, oft nach Laune und Willkür teilt sie ihre Gnaden aus, oft versagt sie, meist zögert und prüft sie und verlangt Beweise unbedingter Ergebung und Fügsamkeit ihres Verehrers. Die geringste Gunst der Herrin beglückt den verliebten Ritter, eifert ihn zu neuem Werben um die Huld seiner Dame an und bestärkt in ihm den Vorsatz unwandelbarer Treue, sollte die Frau selbst ihrerseits kälter und spröder oder gänzlich abweisend werden. Er betrachtet es als selbstverständlich, daß er sich durch Tüchtigkeit und Verdienst, durch große Taten und Wagnisse die Neigung der Frau erst *verdienen* und weiter *erhalten* müsse.

Das ist die Grundstimmung, mit welcher die höfische Männerwelt am Ende des 12. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 13. den Frauen gegenübersteht. Zweifelsohne hat die aus Frankreich herübergekommene Mode einen großen Einfluß auf die Entstehung dieser Vorstellungsreihen geübt, deren Träger, wie übrigens immer wieder hervorgehoben werden muß, nur ein einziger Stand, der Ritterstand, ist; wie es aber in Frankreich zu dieser Erscheinung kam, namentlich inwiefern die Bemühungen der Kirche um die Hebung der Frau dazu beigetragen haben, wie groß der Anteil der herrschenden Marienverehrung war und inwieweit die ganze Erscheinung nur der Ausfluß der sich festigenden ritterlichen Sitte und des ritterlichen Ideals war, darin sehen wir noch nicht ganz klar. Legen wir das Hauptgewicht auf die Geltung des ritterlichen Ideals, so schieben wir die Frage nur etwas zurück und stoßen dann sofort wieder auf den Einfluß, welcher dem Wirken der christlichen Kirche an seiner Entstehung zuzuschreiben ist. Spricht doch Leon Gautier in

seinem epochemachenden Werk ‚La chevalerie' es mit voller Bestimmtheit aus, daß auch das Rittertum mit allen seinen Idealen nur eine Schöpfung der Kirche sei, ihr Bemühen, das Waffenhandwerk im christlichen Sinne zu veredeln zum Besten der Bedrückten, Witwen, Waisen und Frauen. Weinhold gibt dem Gedanken Ausdruck, daß der Frauendienst, welchen der Ritter einer bestimmten Dame darbringt, gewissermaßen nur ein Symbol des Dienstes ist, welchen er ursprünglich den Frauen im allgemeinen als hilfs- und schutzbedürftigen Personen leistete. Ob diese Motivierung die geschichtliche Entwicklung voll erschöpft, möchte ich allerdings dahingestellt lassen. Sicher scheint nur, daß, sobald wir tiefer nach dem Grund der Erscheinungen graben, wir auf Boden stoßen, der von der Kirche und christlichen Lehre vorbereitet worden war, andererseits aber, daß wir darüber und darunter Schichten sehen, die mit Religion, Christentum oder sittlichem Ideal nichts zu tun haben, sondern lediglich der starken sinnlichen Begierde und ritterlichen Abenteuerlust des Mannes ihren Ursprung danken. Beide Anschauungen, eine hohe sittliche und eine ausgesprochen sinnliche, manchmal direkt lebemännische gehen neben einander her. Der veredelnde Einfluß des Frauengemütes auf den ungestümen harten Charakter des Mannes, das Vorbild unbefleckter weiblicher Keuschheit und Reinheit, die jedem Verlangen widersteht, das nicht mit strenger Zucht und Sittlichkeit vereinbar ist, wird hoch gepriesen und von Dichtermund mit innerer Begeisterung besungen. Daneben aber in einer Unzahl von Gedichten voll des höchsten Lobes auf die Frauen ist das Ziel des Begehrens im Manne mit so unverhüllter Deutlichkeit ausgesprochen, wie nur in irgend einem modernen, jede christliche Sitte hintansetzenden Liebespoem. Aber das Minnewerben des Ritters hatte doch vielleicht, so fragen wir weiter, die endliche Vereinigung der Herzen in der Form der christlichen Ehe zum Ziel?

Wäre dies der Fall, so könnten wir alles verstehen, ja vielleicht entschuldigen, aber, und hiermit kommen wir zu einem Kernpunkte des höfischen Minnelebens, die Minne des Ritters gilt in den meisten Fällen Frauen, die ihre Hand schon vergeben, ihre Treue einem andern geschworen haben, die frouwe, welcher der Ritter minnt, ist in den weitaus meisten Fällen schon Gattin; der Minnedienst wird dann, da er auch in diesen Fällen selten ein idealer bleibt, zum fortgesetzten Versuche, die Frau zum Bruche des Bandes zu verführen, dessen Heiligkeit und Unauflöslichkeit die Kirche mit so großen Anstrengungen zu festigen suchte. Die Liebe wird zum pikanten ritterlichen Abenteuer, das man glücklich und erfolgreich und ohne in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden, zu absolvieren trachtet. Der Ritter muß sich, um den Liebeslohn der Dame zu gewinnen, die ihm ja unendlich mehr opfert, wie er ihr, zu dem demütigsten Werben um die Erzeigung der Gnade entschließen, er muß sich durch fortwährendes Jammern und Klagen über Nichterhörung in seiner männlichen Würde erniedrigen und so der Zurückweisung edler Frauen aussetzen. Darin liegt eben das Krankhafte der Kulturerscheinung, daß das allmählich sich würdiger gestaltende Verhältnis des Mannes zur Frau hier in

den Kreis ritterlichen Abenteuers tritt, dem man sich aus Lust an dem Reize des Gefahrvollen und schwierig Erreichbaren hingibt, und daß es durch diese Verbindung bis zur Karrikatur seines Ideals geworden ist.

Die erste der dreißig regulae amoris, welche Capellanus für die höfische Ritterwelt kodifiziert, ist die: causa conjugii non est ab amore excusatio recta. Also jeder Standesdame, und in der Praxis waren es meist die im Vordergrund des höfischen Lebens stehenden verheirateten Frauen, konnte der Ritter seinen Dienst widmen. Er nahte sich von ferne mit der Bitte, sie möge seinen ritterlichen Dienst annehmen. Gewährte sie es ihm, so war fortan sein ganzes Streben auf Jahre hinaus bis zur vollen Erhörung dem Gegenstande seines Dienstes geweiht. Hatte ihm die Dame ein Liebeskleinod gegeben, so war dies auf allen Wegen und Kämpfen der ständige Begleiter, dessen Anblick ihn bei allen Taten in die höchste Begeisterung versetzte. Das Minnekleinod war ein verschiedenes, von dem poetischen Ring bis zu der merkwürdigen aber charakteristischen Sitte, ein von der frouwe getragenes Hemd als steten Begleiter zu wählen. Auf das Gebot der Dame tat der minnende Ritter alles; sogar das opferreichste der ritterlichen Werke, die Kreuzfahrt, unternahm so mancher nur auf das Geheiß seiner Herrin, mehr um irdische als um Gottesminne. Wenn er die reine Gottesfahrt vollendet hat, so wird Frau Minne wieder das Ziel seines Strebens:

Lâ mich, Minne, vrî.
Du solt mich eine wîle sunder liebe lân.
Du hâst mir gar den sin benomen,

ruft Albrecht von Johannsdorf beim Antritt des Kreuzzuges aus, aber er fährt fort:

Komest du wider bî
Als ich die reinen gotes vart volendet hân,
So wis mir aber wilkomen.

Auch die ritterliche Sitte des Turniers wurde den Minnedienern nur eine Gelegenheit, sich ihrer Dame würdig zu erzeigen. Ein symbolisches Wappen der Dame, für deren Ruhm er kämpfte, auf der Rüstung, das eigne Wappen verdeckt, geht der Frauenritter in den Kampf. Sein Bemühen ist es, sich namentlich in den ‚Damenstichen' hervorzutun, welche die gefährlichsten waren, und am öftesten zu schweren Verwundungen führten. Der höchste Lohn der Liebe entgalt meist den Ritter für einen siegreichen turnei zu Ehren seiner frouwe. Daß der Name der Angebeteten in der Regel niemandem bekannt war als dem Ritter selbst, ist bei der Unerlaubtheit des Liebesverhältnisses selbstverständlich. Die Hüter der Frau und die märkaere oder Aufpasser, welche das häusliche Leben solcher als Liebesherrinnen verdächtigter Damen im Auge behielten, sind darum die gehaßtesten Personen der Minnediener, und namentlich die Dichter können sich in ihrer Schmähung nicht genugtun.

Wir haben gesehen, daß die Stellung, welche die Frau im höfischen Leben des Mittelalters einnahm, zum Teil zwar hohen sittlichen und religiösen Anschauungen der Ritterschaft ihre Bedeutung verdankte, daß aber die Art und Weise, in der man seiner Verehrung und Neigung für sie Ausdruck lieh, in den meisten Fällen im Gegensatz zu dem Prinzipe standen, welches allein der Frau eine dauernd menschenwürdige und vollgültige Stellung an der Seite des Mannes sichert. Wir sahen die Ursache der Verirrung darin, daß die Ritter eine Hauptneigung ihres Standes, die Lust am Abenteuer, in das Werben um die Liebe der Frau hineintrugen. In dem Gefahrvollen, das mit dem Liebesverhältnisse des Ritters zu einer verheirateten Frau verbunden war, war der größte Reiz ihres Beginnens gelegen. Der ganze Minnedienst des Mittelalters ist auf diese Weise also zum Zerrbild eines gesunden und erstrebenswerten Verhältnisses zwischen Mann und Frau geworden. Es handelt sich nun darum, haben die Anschauungen, welche im höfischen Frauenkultus und in der Sitte des Minnedienstes hervortreten, trotz ihrer bedenklichen Seiten eine Wirkung ausgeübt auf die Umgestaltung und dauernde Besserung der Stellung der Frau überhaupt? Ohne Zweifel und zwar im höchsten Maße. Mögen wir mit Recht die Auswüchse des Minnedienstes verurteilen, vor allem das Betteln des Mannes um eine Gunst, welche das Weib ohne Aufgebung ihrer Würde nicht erweisen konnte, so können wir doch unsere Einsicht nicht dagegen verschließen, daß durch die hohe Aufmerksamkeit, welche man der Frau zu widmen begann, durch die Tatsache, daß sie mehr und mehr zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens und Strebens wird, auch die Achtung ihres Geschlechtes erhöht wurde, daß man auch in solchen Kreisen, welche dem Minneleben und Dienen fern standen, wohl oder übel mit ihrer Persönlichkeit rechnen mußte. Und das infolge einer besonderen Beziehung, Der Ritterstand, welcher im 12. Jahrhundert das Vorbild, fast können wir sagen die Mode der Frauenverehrung und des Frauendienens aufstellte, war im hohen Mittelalter derjenige, auf welchen alle anderen Stände schauten, der, dessen gesellschaftliche Formen jeder, der zu der besseren oder ‚gebildeten' Gesellschaft zählen wollte, nachahmte und zu den seinigen machte. Der Frauendienst des Rittertums trug einen Zug an sich, der sich aus beruflichen Interessen jenes damaligen Wehrstandes erklärt. Diese Lust an dem Abenteuerlichen und schwierig zu Erreichenden verblaßte natürlich, sobald die Sitte des Frauenkultus von den andern Ständen, namentlich von den Bürgern in den Städten nachgeahmt wurde. Das Verhältnis wird ehrbarer, etwas bürgerlicher, aber das beste an ihm bleibt doch bestehen, die Verehrung der Frau. Und sollte man diesem Wort ein verdeutlichendes Eigenschaftswort beigeben, so dürfte man in der Tat schwerlich ein anderes finden als ‚ritterlich'. Es bezeichnet in seinem guten Sinne noch heute unter Aufgabe des abenteuerlichen, moralisch bedenklichen Moments die auf der sittlichen Achtung des weiblichen Geschlechtes beruhende Gesinnung des Mannes gegen das Weib; eine Gesinnung, welcher jene gemeine Vorstellung fernliegt, die das Weib nur als Werkzeug der Lust oder Willkür des ihm rechtlich über-

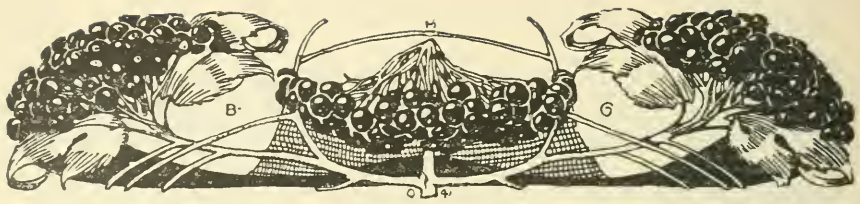
geordneten Mannes gelten lassen will. Es liegt in dem Wort auch zugleich die Idee, welche mit seinem Ursprung aufs engste verknüpft ist, die Achtung der Frau eben deswegen, weil sie als Schwächere und an Rechten Ärmere des Schutzes des Mannes bedarf, den zu gewähren eben Pflicht des christlichen Ritters ist. Wenn wir unter diesem historischen Gesichtspunkte die Stellung ansehen, welche die Frau aller Stände, besonders freilich der höheren, in der Gegenwart einnimmt, die heutige Sitte und ihre Kodifizierung im guten Ton selbst mit Beziehung auf alle jene kleinen Regeln der Höflichkeit und des Anstandes betrachten, so werden wir am besten beurteilen, welche lange, feste und ununterbrochene Kette die gegenwärtige Kultur mit der des höfischen Mittelalters verbindet. Der Grundzug aber ist die Achtung und gerechte Behandlung der Frau deswegen, weil sie im Kampf ums Dasein als die Schwache, der Hilfe Bedürftige, dasteht. Das ist aber ein tiefchristlicher Zug, eine der wesentlichsten sittlichen Forderungen des Evangeliums; es ist nur eine Art der Erfüllung des Gebotes der christlichen Barmherzigkeit und werktätigen Nächstenliebe. Und gerade diesen auf den Fundamenten des Christentums beruhenden Zug in dem Verhältnis von Mann und Frau suchen wir bei all den Völkern vergebens, die nicht der Segnungen des Evangeliums teilhaftig geworden sind. Das ist der tiefste Sinn, den wir mit dem Gedanken verbinden, daß in dem echten Christentum die sittliche und rechtliche Seite der Frauenfrage gelöst ist.

Wir haben uns bisher fast nur mit den Beziehungen beschäftigt, rechtlichen und gesellschaftlichen, welche die Frau des Mittelalters zu ihrer Umgebung, namentlich der Männerwelt, hatte. Am Schlusse möchten wir versuchen, das innerste Wesen der deutschen Frau, wie es sich in der mittelalterlichen Welt spiegelt, mit wenigen Worten herauszuheben. Wir müssen uns dabei freilich hüten, wie es oft geschieht, ein Ideal zu konstruieren, das einer überlegten historischen Würdigung nicht stand hält und durch die Steinwürfe derjenigen zertrümmert werden könnte, die ihr Urteil über die Frau aus trüben Quellen zu schöpfen gewohnt sind. Es bleiben auch ohne jene romantische Steigerung Schönheiten genug an dem Bilde übrig. Es ist an erster Stelle ein Zug ernster Selbstachtung, eines Stolzes, der durch äußerere Mittel nicht gebrochen werden kann, sondern sich nur von der Hochachtung besiegen läßt, welche Verdienst und männliche Tüchtigkeit einflößen. An der Ehre des Mannes hängt die Liebe der deutschen Frau; sie ist tief und treu, aber doch nicht unwandelbar, falls sich jene ihre Voraussetzung ändert. Vor dem tüchtigen, ehrenhaften Manne beugt sich in freiwilliger und darum nicht entehrender Demut die deutsche Frau, und die bewährte Tüchtigkeit ihres Gatten befähigt sie zu einer mit der innigsten Hingebung gepaarten Treue in guten und schlimmen Tagen und über den Tod hinaus.

Die mit Recht gerühmte Keuschheit der deutschen Frau spiegelt sich uns im Mittelalter nicht in ihrer Unzugänglichkeit für die Freuden der Liebe, sondern darin, daß sie zu stolz ist, des bloßen Sinnengenusses wegen sich selbst dem Manne anzubieten, wie wir dies bei nichtgermanischen Völkern, namentlich

den Orientalinnen, welche die Ritter aus den Kreuzzügen kennen lernten, so oft finden; die sinnliche Liebe der deutschen Frau erscheint stets nur mit der höheren, sittlichen Schätzung des Mannes verbunden. Die deutschen Frauencharaktere, welche die Dichter und Geschichtsschreiber des Mittelalters unter Reinigung von den Schlacken geformt haben, die jedem irdischen Wesen anhaften, eine Hiltgunt, Kriemhild, Brunhild, Gudrun, Enite, Herzeloide, die lichten Gestalten einer hl. Hedwig, Radegunde, Elisabeth und Gertrud, sie zeigen die hohen Vorzüge des deutschen Weibes in reinster Prägung. Und erheben auch wir uns von den Einzelerscheinungen, die uns in der Geschichte menschlich unvollkommener entgegentreten, zu dem Wesen, das ihnen allen zugrunde liegt, so können wir getrost mit dem größten Dichter der deutschen Frau singen:

Tiusche man sint wol gezogen,
Rechte als engel sint diu wîp getân.
Swer sie schiltet, der'st betrogen
Ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
Swer die suochen wil,
Der sol komen in unser land: dâ ist wünne vil.
Lange müeze ich leben dar inne!



Novalis und sein magischer Idealismus.

Von

Friedrich Alfred Schmid-Noerr.

‚Romantik' — dieses Wort hat in unseren Tagen wieder einen guten Klang. Es ist ein Wort, das uns auf manchen Gebieten des modernen, geistigen Lebens immer häufiger zu begegnen beginnt, vor allem in den Bestrebungen und Wiederbelebungen einer bestimmten, neuerstandenen Naturphilosophie. Es ist ein Begriff, dem auszuweichen eben so sehr unmöglich geworden ist im Streit um die grundlegenden Gesichtspunkte und Aufgaben der schönen Literatur, wie in der ästhetisch-praktischen Stellungnahme zu den Darbietungen auch der übrigen Künste der Gegenwart. Der Begriff ist zum Programm geworden.

Es ist ein Programm, das in Umriß und Tendenz sich aus den verschiedensten Bedürfnissen unserer Zeit rasch zusammenfand und das sich nun mit scharfer Betonung, mit einem etwas überlegenen Ton der Reife und mit jener Würde vorzutragen liebt, die sich ihres wissenschaftlich-historischen Hintergrundes wohl bewußt ist.

Die Art und der Tonfall des Vortrags ist nicht überall der gleiche. Das Wort ‚Romantik' kann träumerisch-versonnen und in angriffslustigem Trompetenton gehört werden. Heute klingt es daraus bald jubelnd, wie neue Lebenslust, bald abgedämpft, wie stille, wissende Versenkung in die Geheimnisse der letzten Philosophie. Wohl am seltensten wird uns der heutige Gebrauch des Wortes ins Bewußtsein rufen, was noch in den ersten Entwicklungsjahren des neuen, deutschen Reiches für die meisten Gebildeten sein Sinn war, dem Karl Fortlage einmal diesen Ausdruck gab: ‚Der Name der Romantik hat im Verlaufe der Zeit seine Bedeutung gewechselt. Anfangs die Bezeichnung einer Dichterschule von höherem und kühnerem Geistesschwung, dient er heutzutage als Bezeichnung für reaktionäre, besonders mittelalterlichen Zuständen zugewendete Bestrebungen einer ultramontanen Partei.'

Diese Ansicht kann heute zum zweitenmale umgekehrt werden. Der Name der Romantik ist wiederum von Dichtern und Künstlern zu Ehren gebracht, und seinen geistigen Gehalt haben eine Anzahl von Denkern neu zu

begründen versucht, deren Gesinnung jedenfalls dem Verdachte kirchlich oder politisch reaktionärer Neigungen nicht ausgesetzt ist, im Gegenteil.

Inwieweit die Propheten der neuromantischen Bewegung wirklich Berufene in ihrem Amte sind, das mag dahin gestellt bleiben; sicher ist, daß sie in einem Punkte wenigstens richtig gesehen, oder mit sicherem Instinkt das Rechte getroffen haben: Sie haben sich für das neu wieder aufgenommene Ideal der Romantik den besten Vorkämpfer und Schutzheiligen erwählt, den klassischen Kronzeugen und Propheten der Romantik, Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis.

Neuausgaben und Neukommentierungen seiner Werke, Novalisbreviere und Novalisuntersuchungen sind seit Heilborns grundlegend kritischer Arbeit in wenigen Jahren zu einer kleinen, beständig wachsenden Literatur angeschwollen. Und auch außerhalb Deutschlands mehren sich die neuromantischen Gemeinden und die Anzahl derer, die den Geist und die Philosophie des Novalis in den Mittelpunkt ihrer neuen Ziele gestellt haben, ist groß. Maurice Maeterlink mit seinen Novalisübertragungen und seinen, an Novalis offenkundig orientierten und aufgeweckten, mystisch-naturphilosophischen Schriften ist davon wohl der Bedeutendste. Ist ‚Romantik' wiederum zu einem Programm geworden, so ist der Name Novalis dessen beliebtestes Schlagwort. Wer war Novalis? Selbst die kürzeste Biographie belehrt uns darüber, daß der Charakter und das Leben Friedrich von Hardenbergs von dem Wesen und Schaffen des Dichters Novalis nicht getrennt werden kann; daß vielmehr der Mensch und der Künstler in ihm sich gegenseitig so sehr bestimmt und in beständiger Wechselwirkung gestaltet haben, daß es ihm in Wahrheit beschieden war, sein Dichten zum vollkommenen Erlebnis zu steigern, und mit seinem Leben gänzlich in seinem Schaffen aufzugehen.

In einer frühen Urkunde findet sich einmal neben dem alten Geschlechtsnamen eines derer von Hardenberg der Beiname: Novalis. Der junge Friedrich von Hardenberg machte ihn zu seinem Dichternamen, und in der Tat, es ist ein wahrer nom de guerre geworden. Ob sich der Dichter dabei jener Interpretation des Namens bewußt war, die ‚Novalis' mit ‚Neuland' übersetzt haben will, mag immerhin so zweifelhaft bleiben, wie die Auslegung selber; genug, daß Novalis mit dem drängenden Bewußtsein, etwas Neues, durchaus Persönliches und darum Unerhörtes zu sagen zu haben, zuerst unter diesem Namen hervortrat.

Das geschah, als er, nach einer in herrnhutischer Erziehung verlebten Jugend, einer flott verbrachten Studentenzeit und nach einem schweren Schlag des Schicksals sich ganz auf sich selber zurückzog. Es war nach dem Tod seiner jugendlichen Braut Sophie von Kühn, im Jahre 1797. Er stand damals im 25. Lebensjahr. Von da ab datiert die dreijährige, kurze, aber aufs äußerste zusammengezogene Epoche seines eigentlichen Schaffens. Was er früher sich an Kenntnissen erworben und an Keimen in sich entwickelt hatte, das trug nun seine Früchte. Die Elemente, aus denen sein Werk erwuchs, müssen wir zunächst auf ihre Herkunft und Anfänge zurückverfolgen.

Ich stimme darin mit der Meinung der meisten neueren Biographen des Novalis überein, daß die pietistisch-strengreligiösen Jugendeindrücke seiner ersten, herrnhutischen Erziehung für seine spätere Entwicklung nichts Wesentliches bedeutet haben. Die Anklänge an das evangelische Kirchenlied im Stile Paul Gerhardts, die sich in seinen ‚geistlichen Liedern' finden, mögen sich aus Reminiszenzen diese Art immerhin herschreiben. Der Inhalt und Geist dieser Lieder entfernt sich zu sehr von dem Geiste, aus dem jene Form stammte, als daß man diesem Geist einen Einfluß auf die spezifische Denkweise des Novalis zuschreiben dürfte. Die natürliche Verwandtschaft, die zwischen den Anschauungen der Mystik, denen Novalis in einem gewissen Sinne nahe stand, und zwischen dem Pietismus besteht, wird von dieser Frage gleichfalls nicht sonderlich berührt.

Den ersten, starken Eindruck von außen her erfuhr die Gedankenwelt des Novalis vielmehr in Jena, als der junge Student vor den Kathedern Schillers und Fichtes saß. Unmittelbar, von Person zu Person bekam er da den frischen Hauch und die lebendige Kraft des kritischen und des ästhetischen Idealismus zu spüren, und er gab sich dieser Macht von Anfang an und durchaus gefangen. Die Philosophie Fichtes blieb das bestimmende Ereignis seines geistigen Lebens. Die Philosophie als Wissenschaftslehre und die Weltanschauung des Kantischen Idealismus wurden die Grundlagen seines Denkens und blieben es durch alle Verwandlungen und persönlichen Modifikationen hindurch, die sie in seinem beweglichen und vieles zugleich ergreifenden Geist erlebten.

Diese Verwandlungen und Modifikationen aber, die sie von nun ab erlitten, kamen mit entscheidenden Bestimmungsgründen allein aus ihm selber.

Über dem Leben des Novalis lag von Jugend an der Schatten eines schweren Schicksals, das ihm bekannt war.

Als erster Sohn war er der Zweitälteste von elf Geschwistern, denen allen nur ein kurzes Leben beschieden schien. Vererbte Lungenschwindsucht raffte sie im besten Alter hinweg. Friedrich war zudem ein äußerst schwächliches Kind gewesen, das nur mit Not die Krisen der Kinderjahre überstand und erst spät zu Kräften kam. Aber auch dann wich das Gefühl von der Unsicherheit seiner körperlichen Existenz nicht aus seinem Bewußtsein und der Tod stand hinter ihm. Dies Gefühl erfüllte ihn mit Mißtrauen gegen den brutalen Wert des sinnlichen Lebens, dessen unbekümmerte, derbe Lust ihm versagt war. Frühzeitig sah sich seine starke Lebensenergie dahin gewiesen, wo der Zufall körperlichen Leidens und Sterbens keine Macht mehr über den Geist hat, der den Willen zum Leben bejaht, nämlich in der Zuversicht auf dauerhaftere und höhere Daseinswerte, die kein Tod vernichten, sondern zu denen dieser nur freundlich hinübergeleiten kann.

Zugleich machte ihn aber sein Schicksal auch jener empfindlichen Feinfühligkeit und wachsamen Selbstdurchsichtigkeit fähig, die dem lebhaften und gesunden Geist im kranken Körper manchmal eigentümlich ist. Die unaus-

gesetzte Selbstbeobachtung wurde ihm aufs neue immer wieder zu einer an Ideen fruchtbaren Selbstoffenbarung, und mit einschmiegender Empfindung erlebte er die innersten Zusammenhänge, die Leib und Seele vereinigen und unterscheiden, die alle sinnlichen Daten unseres zufälligen Lebens an die ursprünglichen Lebenszustände selber knüpfen, die nicht Jenseits noch Diesseits bestehen lassen in fremder Trennung, sondern in die Sinnenwelt die Urwelt selber mitten hineinführen. Der Mensch als Paradigma, als geheimnisvolles Kompendium des ganzen Weltgeheimnisses mußte ihm darum eine bevorzugte Darstellung werden und mit Eifer und Entschiedenheit machte er sich deshalb die Lehre der Mystik von der Korrespondenz des Mikrokosmos und des Makrokosmos zu eigen. Aus Krankheit und Seelenkraft, aus den wechselnden Zuständen seines eigenen Körpers und dem unersättlichen Assimilationsverlangen seines Geistes leitete er sich das Prinzip seiner Naturerkenntnis ebensowohl her, wie auch das Prinzip des Verhältnisses zwischen Leib und Seele, zwischen Natur und Geist überhaupt; und er sah sich mit diesem Versuch nicht allzu weit von den Spuren des Altmeisters der kritischen Philosophie selber entfernt. Auch Kant hatte über solche Fragen im Zusammenhange seiner Lehre nachgedacht und sich Rechenschaft gegeben ‚von der Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein'.*

Die Fähigkeit aber, auf die unendlich feine Nervensprache zu horchen, die zwischen Geist und Leiblichkeit besteht, und jene Zusammenhänge deutlicher zu vernehmen, die Zeit und Ewigkeit, Symbol und Wesen, Sinnenwelt und Urwelt in Eins setzen, das ist mehr, als nur die hellseherische Kraft des Leidens; das ist ein Auferstehen jener höheren Harmonie in einer Seele, wie sie nicht in willkürlicher Mehrzahl in die irdischen Schranken hineingeboren, sondern der sinnlichen Welt nur sparsam geschenkt wird. Das ist die Macht des Genies, des großen Künstlertums. Novalis wußte, daß er ein Dichter war.

Aber er empfand die ihm verliehene Gabe nicht als ein Hindernis, nicht als einen Mangel in gewissem Sinn, der ihn zur echten Wissenschaftlichkeit, und darum auch zum ernsthaften Philosophieren notwendig unfähig machte, sondern er führte im Gegenteil mit dem souveränen Selbstbewußtsein, wie es nur dem naiv Schaffenden gegeben ist, sein Dichtertum in die Philosophie ein und rückte die Poesie sofort an die erste Stelle. Alles Vernehmen des höheren Seins und seiner Ordnung ist Rhythmus, Harmonie und Einklang; alles Erleben der großen Wahrheit der Welt ist Poesie. Poesie soll darum das Ziel alles Denkens und Erstrebens sein, und eine rechte Philosophie muß die höchste Kunst selber sein und in Kunst endigen. Philosophie muß die Rhythmik des inneren und des äußeren Universums, die sie verstehen und erklären soll, in sich selber tragen, sonst bleiben ihr alle Worte der Weisheit stumm und die

* Zuerst in ‚Der Streit der Fakultäten' Königsberg 1798. Später als besondere Abhandlung herausgegeben von C. W. Hufeland, Leipzig 1824 ff.

Schriftzeichen der höheren Wahrheit unlesbar. Philosophie muß darum Musik in sich tragen, ebenso wie die abstrakteste aller Wissenschaften, die Mathematik, tut.

In diesem Anspruch der Verbindung von reiner Kunst und höchster philosophischer Absicht liegt bei aller, noch so persönlich ausgeprägter Sonderauffassung eines durchaus künstlerisch determinierten Denkunternehmens keineswegs soviel romantische Paradoxie und Grenzverwaschung, wie es nach dem ersten Blick wohl scheinen möchte. Wenigstens müßten dann auch Denker von der Art des Pythagoras und des Platon, wie überhaupt die Mehrzahl der griechischen Philosophen den Romantikern zugezählt werden, weil sie unter dem gleichen Gesichtspunkt die Musik zu den unerläßlichen, philosophischen Beschäftigungen rechneten und zum Philosophieren eine musikalisch gestimmte Seele verlangten.

Andererseits ist jedoch auch wieder nicht zu verkennen, daß die besondere Art und Weise, wie diese Forderung einer Philosophie als höchster Kunst sich bei Novalis durchsetzte, mit ihrer Tendenz zur Poesiewerdung schlechthin, zuletzt das Wesen der romantischen Poesie im engeren Sinne in der Tat begründete. Ebenso offenbar ist, daß jene Forderung, nachdem sie in der Folge von den romantischen Freunden des Novalis zum Gesetz erhoben war, ebenso, wie diese Art von diktatorischer Poesie mit dem anspruchsvollen Einschlag höchster philosophischer Wertigkeit, am Ende in die charakteristischste Erscheinung des spezifisch romantischen Geistes, in die romantische Ironie überschlug.

Novalis selber aber trägt die Zeichen dieses Übergangs zur Selbstzersetzung nur erst in Ansätzen und Spuren.

Ihm selbst waren Absicht und Ziel seiner Poesie gewordenen Philosophie viel zu ernst und sein ganzes, kurzes Leben verzehrend, als daß er mit Willen und Bewußtsein jene Art der romantischen Ironie jemals gestreift hätte, die zugunsten des ästhetischen Scheins sich für sittlich bankerott erklärt. Seine Philosophie war vielmehr sein Leben; und sein Leben war voll Ernst und voller Tragik.

Zu der Zeit, da er sich bei der äußerlich fortschreitenden Kräftigung seines Körpers am sichersten im Leben fühlte und sich darauf einzurichten begann, seinem Dasein einen weitausgreifenden Plan zugrunde zu legen, starb seine fünfzehnjährige Braut, Sophie von Kühn. Es ist über dies Verlöbnis eines dreiundzwanzigjährigen Referendars und frühreifen Dichters mit einem dreizehnjährigen Mädchen sehr viel mit dem Kopf geschüttelt, erklärt, bewiesen und gegenbewiesen, gelehrte und ungelehrte, poetische und unpoetische Tinte vergossen worden. Der Kern von der Sache ist aber am Ende der, daß Novalis durch den Tod seiner Braut aufs tiefste erschüttert, in seinem innersten Wesen ergriffen und geradezu endgültig bestimmt wurde. Das Maß von Autosuggestion festzustellen, das dabei in Aufwand kam, mag für den Psychologen oder Pathologen ein rechtes Interesse haben; die effektiven, seelischen Resultate aus jenem Ereignis haben damit nichts zu tun.

Nach zweijähriger Dauer wurde dies Verlöbnis durch den Tod gelöst. Die erste Folge davon war, daß die kaum erstarkte Lebenskraft des Novalis aufs neue zusammenbrach, und zwar so gründlich, daß eine Erholung aus diesem Zusammenbruch später, als er sie wohl wieder wünschte, nicht mehr möglich war. Zugleich aber wirkte dies Ereignis auf seine Seele wie eine schwüle Gewitternacht auf einen Garten voller Keime und Knospen. Mit einem Schlag stand nach jenem Schicksalsmonat März des Jahres 1797 sein Geist in Blüten. Aber jedes einzelne Blumenblatt an ihnen trug auch das Zeichen seiner Entfaltungsstunde: In tausend Schriften und Abwandlungen war ‚Sophie' daraufgeschrieben.

Nun wirkten die geschärfte Sensibilität des körperlich Schwachen und die leidenschaftlich gestachelte Phantasie des Dichters zusammen, um das Bild der toten Braut seiner ganzen Gedankenwelt aufs innigste zu verweben und zugleich in die höchste Verklärung zu entrücken.

Die Kraft seiner Intuition zwang sogar ein bloßes Wortspiel in diesen Dienst und gab ihm einen tiefbegründeten Sinn: Sophie wurde ihm nun mit der sinnlichen Bildkraft des Poeten zur symbolisch geschauten und erlebten σοφία selber, zur höchsten Philosophie, zur Verkörperung religiöser Weisheit. Dieser Gedanke setzte sich fest in ihm, sodaß er im Ernste sagen konnte: ‚Ich habe zu Sophie nicht Liebe, sondern Religion.'

Das rücksichtslose, leidenschaftlich drängende Durchverfolgen einer Idee, einer Vorstellung, ja auch nur eines bloßen Einfalls bis zur äußersten Konsequenz und bis dahin, wo sie in Paradoxien umzuschlagen drohen, rückt die Art seines Denkens in die nächste Verwandtschaft mit der Denkweise der Mystik. Überall ist die mystische Spekulation bereit, irgend eine Form der coincidentia oppositorum zu statuieren und so ihren Grundgedanken von der geheimnisvollen Alleinheit des Universums zu Ehren zu bringen. Des Novalis starker Wille, die Braut, das hieß für ihn den Inbegriff seines diesseitigen Lebens, die ihm der Tod in eine rätselhafte Entfernung gerückt hatte, mit Macht zu sich und in sein Leben zurückzuziehen, zwang ihn in diese Gedankenbahnen. Er zwang ihn, das Leben, das unseren Sinnen erreichbar uns umgibt, so tief anzuschauen und schon im sinnlichen Diesseits so sehr in ein zeitloses Jenseits hinüberzusteigern, und umgekehrt, jenes mit Händen ungreifbare, unvergängliche Leben des Jenseits mit solcher Unmittelbarkeit in dieses zeitliche Erleben zu stellen, daß der Tod, der sich zwischen diese beide Welten zu legen scheint, von beiden Seiten her an Realität verlieren und aus einer finsterdrohenden Macht zu einem leeren Schall und Rauch sich verflüchtigen muß. Tod und Leben sind eins: Bereitwillig stellt sich die mystische coincidentia oppositorum ein; und wiederum findet Novalis: ‚Tod ist nichts als Unterbrechung des Wechsels zwischen innerem und äußerem Reiz, zwischen Seele und Welt. Das Mittelglied, das Produkt gleichsam dieser beiden, unendlichen, veränderlichen Größen ist der Körper, das Erregbare, oder besser, das Medium der Erregung. Der Tod ist natürlich zweifach ... Allmähliche

Vermehrung des inneren Reizes ist also die Hauptsorge des Künstlers der Unsterblichkeit.'

Von hier aus wäre es leicht gewesen, in den ausgelaufenen Gleisen der Mystik weiterzudenken, zumal die Poesie von je, auch in den verschiedensten Verhüllungen, die heimliche Halbschwester der Mystik gewesen ist. Hier aber verband sich in Novalis der kritische Idealismus mit dem ausdrücklichen Bedürfnis, das individuell-persönliche Verhältnis zur Geliebten, und durch sie hindurch zu den letzten, religiösen Werten nicht im mystischen Sichverschmelzen und Eins-mit-dem-All-sein zu verlieren, zum Widerstand gegen die geläufigen, mystischen Folgerungen und zur Behauptung seiner philosophischen Individualität. Durch die religiöse Ansicht der Dinge hindurch nahm sein Gedankenflug den Weg aus der Richtung des mystischen Pantheismus wieder zurück zu den historischen Symbolen des Christentums und zu einer individualistischen Auffassung des Verhältnisses zwischen den Mikrokosmen und dem Makrokosmos, zwischen Gott und Welt. Die philosophische Anlage trieb ihn wohl, ähnlich wie den ihm in mancher Rücksicht verwandten Friedrich Heinrich Jacobi, gelegentlich zur Mystik. Fichtes Einfluß und Lehre aber hielt ihn fest im transzendentalen Idealismus und Sophie und die Liebe machten ihn religiös.

Alle diese inneren und äußeren Faktoren seines Lebens- und geistigen Entwicklungsganges zusammengenommen, erklären erst das eigenartig geschaute Bild seiner poetisch-philosophischen Weltanschauung. Was darin an eigentlichen Bildungselementen, an wissenschaftlichem Erwerb im engeren Sinn und an wirklich philosophischer Produktivität niedergelegt ist, das entstammt durchaus der zeitgenössischen Gedankenwelt, deren anerkannter Entdecker und Beherrscher Kant gewesen ist. Durch Fichtes Geist hindurchgesehen, schien dieser philosophische Idealismus desto schroffer seine kühne Wahrheit ans Licht zu stellen. Es bedurfte kaum mehr, als eines entschiedenen Willens, um diesen Idealismus dahin ‚recht' zu verstehen, daß die souveräne Ironie des ‚Ich' an den Anfang der philosophisch zügellosesten Romantik treten konnte. Diesen letzten Schritt tat Novalis, wie gesagt, nicht mit; aber er faßte trotzdem den kritischen Idealismus jedenfalls weit genug, um ihn mit seinem Künstlertum und mit seiner religiösen Liebessehnsucht erfüllen zu können. Sie taten dies in der Weise, daß die religiöse Liebe so mächtig in die thetische Funktion des Fichteschen, absoluten Ich und damit in die produktive Einbildungskraft auch des Einzelindividuums einströmte, daß sie durch ihre Kraft den einzelnen befähigte, schon hier, im Diesseits, durch den Geist, durch ‚die Verstärkung des inneren Reizes', die tote und die lebendige Welt zu beherrschen. Eine solche Herrschaft soll dann aber sein, wie die über ein Instrument, das den höchsten Eingebungen der Kunst gehorchen muß. Das ist Sinn, Inhalt und Ziel der Welt, daß sie die poetische Tat des Geistes werden soll.

Novalis hat versucht, die poetische Theorie in einer gewaltigen Konzeption lebendig zu machen. Sie sollte nebenbei dazu bestimmt sein, die ‚theoretisch' gebliebene Poesie der ‚Bibel der Romantik', des Goetheschen

‚Wilhelm Meister‘ zu überwinden. Denn erschien in diesem Werke auch alles dargestellte Leben als Darstellung einer wahren Wirklichkeit, gemalt mit den souveränen Mitteln einer alles und selbst das Geringste vergoldenden Poesie, so blieb es doch in der kühl bemessenden und alles an seinem Ort festhaltenden Objektivität der Goetheschen Darstellungskunst gefangen und blieb so eine gemalte Welt, anstatt einer lebendig redenden und handelnden.

Eben dieser unaufgelöste Rest der nüchternen Verstandespoesie sollte in dem ‚Überroman‘ des Novalis aufgelöst werden. Eine Erfüllung der Poesie selber in der Wirklichkeit, ein in sich selber lebendiges, sich selber fortspinnendes und schließlich buchstäblich und unmittelbar in das direkte und augenblickliche Leben selber übergehendes Gedicht, ein ‚wahrhaftiges Märchen‘, ‚reine Poesie‘ also, sollte der ‚Heinrich von Ofterdingen‘ werden. Welt und Märchen sollten eins werden in ihm. Das halb wunderliche, halb wunderbare Fragment dieser Dichtung, die es im Ernst unternehmen wollte, das ganze Resultat aller spekulativen Zeitgedanken in eine poetisch-magische Tat umzusetzen, steht paradox und einsam im weiten Garten der romantischen Poesie, rätselhaft und wie mit dem dunklen Reiz eines Geheimnisses umgeben; und doch in der Tat um keinen Grad mehr oder weniger wunderbar, als der Wille und die Persönlichkeit des Dichters selber, der es schuf: Des magischen Idealisten mit dem übermenschlichen Willen zur gotthaften Schöpfersouveränität des Künstler-philosophen. —

Aber dies Herrsein über die starre Welt der Erscheinung mag nur uns in unseren noch blöden, noch ungeweckten und unerzogenen Sinnen wunderbar vorkommen. Wir besitzen eine solche Vorstellung vom Dienstbarsein aller Dinge und niederen Geister bisher nur unter der weissagenden Ahnung der Magie, die durch die Jahrtausende der Menschheit geht, wie die leise Mahnung an eine Aufgabe, die uns noch gestellt ist; oder vielleicht auch wie die Erinnerung an Etwas, das wir irgendwann einmal besessen haben. Das Platonische Lernen als ein Erinnern, das möchte eine tiefe Wahrheit sein, eine von denen, deren Einsicht sich den Menschen in allen Jahrtausenden je und je einmal wiederholt. —

Aber die echte Magie ist kein Märchen, keine Absurdität des Aberglaubens, sondern sie ist vielmehr eine ganz natürliche und ernsthafte Sache, über die sich philosophisch reden läßt und deren Ziel es ist, die Welt zu durchdringen; genau diese Welt der Sinne, die uns die Kritik Kants taghell aufgetan hat.

Zu zeigen, auf welche Art und Weise dies geschehen kann und soll, das ist der Inhalt der Philosophie des Novalis, die er selber seinen magischen Idealismus genannt hat.

Das Wesen dieses magischen Idealismus des Novalis wird so am besten aus seinen Faktoren begriffen. Seiner Herkunft und seinen Anfängen sind wir nachgegangen und es gelang uns, in der Hauptsache vier Wurzeln bloßzulegen, aus denen er gekommen ist: Es war: Fichtes Lehre; des Novalis

physische und psychische Reizbarkeit, die sich aus seinem körperlichen Zustand und den ihm entsprechenden Gemütsstimmungen ergab; sein Dichtertum; und seine tragische Liebe.

Aus je zweien dieser Elemente erwuchs einer der beiden Zentralbegriffe seiner Philosophie. Aus der Lehre Fichtes und aus seiner eigenen Künstlernatur entsprang ihm der philosophische Zentralbegriff der Kunst, im engeren Sinne: der Poesie. Aus der Idee seines eigenen Schicksals und aus der Tragik seiner Liebe keimte der andere, höchste Begriff seiner Philosophie: der der Religion.

Wie das Wesen der Poesie mit dem Wesen der Religion sich verbünden, sich durchdringen und bis zur Alleinheit der höheren Welt, der Urwelt, steigern muß, das habe ich schon angedeutet. Es ist notwendig, diese Zusammenhänge nun genauer ins Auge zu fassen.

Auf dem Grundproblem der deutschen, nachkantischen Philosophie baut sich auch der ‚magische Idealismus' des Novalis auf. Aus der erfaßbaren Welt der Erscheinung, auf deren Erforschung sich die Wissenschaften begründen lassen, hatte Kants Kritik eine höhere Ordnung der Dinge-an-sich abgelöst und aller verstandesmäßig fortschreitenden Erkenntnis endgültig entrückt. Die Deutung dieser Welt der Dinge-an-sich überließ Kant seiner eigenen und der kommenden Zeit. Indem Novalis das Problem durch das Medium Fichtes hindurch sah, erkannte er, gleich ihm, in dem Ding-an-sich das absolute Ich, das Prinzip des Geistes. Seele, reine Geistigkeit ist darum auch nach des Novalis Überzeugung das Wesen der Urwelt wahren Seins. Deswegen ‚ist die Philosophie eigentlich Heimweh, ein Trieb, überall zu Hause zu sein', weil sie der Trieb des Geistes in der Sinnenwelt ist, sich seiner wahren Heimat bewußt zu werden. Die Menschheit ist Träger dieses urweltbewußten Geistes. Sie ist mit ihrer Körperlichkeit in das Reich der Natur gebunden, das dem Urreich des Geistes als ein ebenso geschlossenes System gegenübersteht. Auf dem Verhältnis und Ausgleich von Körper und Seele, von Natur und Geist beruht daher durchaus die weitere Ansicht des magischen Idealismus.

Der Körper wird von Novalis aufgefaßt als ‚das Produkt der beiden unendlichen und veränderlichen Größen Seele und Welt. Er ist das Produkt und zugleich das Modificans der Erregung, eine Funktion von Seele und Welt', so drückt er sich aus. — ‚Diese Funktion hat ein Maximum und ein Minimum, ist das erreicht, so hört der Wechsel auf.' Das soll heißen: Die Natur, oder die Summe der äußeren Reize und die Geisterwelt, oder die Summe der inneren Reize stehen in einem Verhältnis wechselseitiger Influenz, bei dem Bestreben, sich im anderen vollkommen zur Herrschaft zu bringen und bestimmend zu werden. Es gilt aber den Sieg des Geistes. Das Ziel ist die Allbeseelung der Natur. ‚Einst soll keine Natur mehr sein. In eine Geisterwelt soll sie allmählich übergehen.' Das geistig-körperliche Einzelindividuum stellt nun in jedem Fall ein bestimmtes Herrschaftsverhältnis zwischen Welt und Seele dar. In der Menschheit entscheidet sich daher der Kampf

um die Herrschaft zwischen dem Prinzip der Natur und dem der Seele. Ähnlich, wie in der Mythologie der Mithra-Religon der Kampf des Lichtes mit der Finsternis nur mit Hilfe der Menschheit zu einem Sieg Ahura-mazdas, des großen Reinen, über Angra-mainyu gewendet werden kann, so ist es auch in die Macht des Einzelindividuums gegeben, an seinem Teil den Reiz der äußeren Sinne der Herrschaft des inneren Sinnes zu unterwerfen. Dafür, daß die Möglichkeit dazu besteht, zeugen Anachoreten und Fakire ebenso, wie Helden, Stoiker und Gottbegeisterte. Sie verkünden ‚die Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein'. Der Wille zur Steigerung dieser Fähigkeit sieht ihr keine Grenzen gesetzt. ‚Vielleicht wird der Mensch einmal imstande sein, verlorene Glieder wieder zu ersetzen, und sich durch seinen bloßen Willen zu töten.' Novalis machte bekanntlich Ernst mit einem solchen Vorsatz, als ihm die Braut gestorben war. Wenn es ihm auch nicht so vollkommen damit glückte, wie einem jener sagenhaften Asra, so ist doch wohl sein Tod mit ein Beweis für die uns wissenschaftlich geläufige Tatsache, daß gewisse seelische Affekte den körperlichen Mechanismus bis zum Stillstehen zu beeinflussen vermögen. Aber diese Macht des Geistes soll aus den Grenzen der eigenen Körperlichkeit hinausgetragen werden in die gesamte Sinnenwelt: Das ist die unumwundene Forderung des Wunders aus der Kraft des menschlichen Geistes. — Wenn schon zur idealen Unterwerfung des eigenen Körpers unter die Seele mehr gehört, als der bloße Versuch; nämlich die intensive Kraft des Geistes, an seine Macht zu *glauben* und sie gegebenenfalls mit der Inbrunst des Verzückten zu gebrauchen, so bleibt die Forderung der Herrschaftseroberung des Menschen auch über die äußere Natur gänzlich unerfüllbar ohne den vollkommenen Glauben an einen göttlichen Willen, der diese Aufgabe dem Menschen gesetzt hat und darum in verborgener Weisheit die Möglichkeit dazu schuf: ‚Gott will Götter' ist der Grundgedanke dieses Glaubens. Hierin sammelt sich die Weltansicht des Novalis zum Zentralbegriff der *Religion*.

Die nächste Einsicht aus dieser Heilstatsache des göttlichen Willens ist die Gewißheit: Gott setzte die Möglichkeit der Erfüllung jener Aufgabe durch seine eigene, unendliche Hingabe an das Geschlecht der Menschen. Gott ist die Liebe. Die Liebe zwingt mit allmächtigem Zauberstab die Urwelt in das Erdendasein herab, um es am Ende der Dinge verklärt in sich zurückzunehmen. Die Liebe ist die magische Urkraft, mit deren Hilfe der Menschengeist die ganze Welt zu beseelen und so wie zu seinem eigenen, beherrschten Leib zu machen vermag. Das Wunder ist möglich; ‚beim Menschen ist kein Ding unmöglich' ist das stolze Wort des Novalis. ‚Wem die Wirkungen eines Zauberspruches so wunderbar vorkommen, der erinnere sich doch nur an die erste Berührung der . . . Hand seiner Geliebten.' ‚Ein reizendes Mädchen ist eine reellere Zauberin, als man glaubt.' — Novalis stand mit seinem eigenen Erleben für seine Überzeugungen ein. Seine Liebe enthüllte ihm selber erst das ganze Wunder das Daseins. Der Tod der Geliebten brach diese Macht

der Liebe nicht, im Gegenteil. Nun erst erkannte er recht, wie er durch die Religion, die er zu Sophie hatte, die Kraft erwarb, sich das Jenseits zum Diesseits zu machen.

Ernstlich wollte er an seinem Teil die Natur zurücknehmen in den freien Geist. Das mystische Allgegenwarts- und Einheitsgefühl mit der Geliebten gab ihm die Ahnung der letzten mystischen Einheit der Welt: ‚Wenn nur alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mystizismus und Nichtmystizismus weg.‘ —

Dieser Wunsch muß einst Erfüllung werden. Novalis hat an sich erfahren, was zu dieser sensitiven und unkörperlichen Ahnungsfähigkeit prädisponiert: Ein zarter Körper, der auf jeden geistigen Reflex mit äußerster Reizbarkeit antwortet. Die brutale Körpergesundheit ist schwer zu besiegen. Darum häufen sich in diesem Zusammenhang seine Gedanken über das Wesen von Gesundheit und Krankheit. ‚Gesundheit ist am Ende nur eine vollständige Krankheit, Krankheit aber ein Zeichen der nahenden Genesung.‘ — Es scheint, als ob die Menschheit zur vollkommenen Erfüllung ihrer magischen Aufgabe mehr und mehr auf die körperliche Urwüchsigkeit zugunsten einer nervös höchstgesteigerten Irritabilität zu verzichten berufen sei. Novalis als der Prophet einer Philosophie der körperlichen Verfeinerung und Verzärtlichung ist an diesem Punkt der sonderbarste Gegenzeuge des Zarathustraevangeliums. Aber der magische Idealismus ist in der Tat eine Philosophie der Überkultur. Nietzsche ist darauf nur eine Reaktion: — Actio und reactio pflegen in einer verborgenen Verwandtschaft zu stehen.

Indessen zielt alle Magie des Geistes in der Natur nicht darauf, die Natur im eigentlichen Sinn zu vernichten. Die Natur ist nicht die Fichtesche Schrankenwelt, die nur dazu da ist, um als ein Material der Pflichterfüllung zu dienen und überwunden zu werden, sondern die Natur soll in den Geist aufgenommen werden durch vollkommene Beseelung. Wir stehen damit vor dem Kerngedanken des magischen Idealismus: Die Aufgabe ist die Herrschaft des Geistes durch die göttliche Liebe. Sie ist religiös. Der Glaube an sie ist Religion. Das Ziel aber ist die freispielende Harmonie von Seele und Welt. Ein Zustand, wie ihn die künstlerisch-produktive Einbildungskraft allein zu schaffen vermag. Dies Ziel ist Poesie. Es ist der zweite Zentralbegriff des magischen Idealismus. Die vollkommen harmonische Auflösung der dinghaften Natur im absoluten Geist ist gleichbedeutend mit der Rückkehr des ganzen Weltprozesses in die heilige Urwelt der Wahrheit. Darum, sagt Novalis, ist ‚die Poesie das echt absolute Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, je wahrer.‘ Die Poesie ist nicht etwas, das erst an die Dinge herangetragen zu werden braucht. Soweit von irgendwann und irgendwoher schon auch nur eine Spur Beseelung in ihnen ist, sind sie voller Poesie. So ist in der Verteilung der Gaben und der Geschlechter an die Menschheit von Natur ein poetisches Verhältnis. Mann und Weib und Ehe, Mensch, Heros und Genius sind poetische Symbole. Denn lyrisch ist der

Heros, episch der Mensch, und dramatisch der Genius. Lyrisch auch der Mann an sich, und das Weib episch. Wobei es dann nicht fehlen kann, daß die Ehe dramatisch ausfällt.

Wenn die Menschen mit der Natur umzugehen, zu sprechen und zu leben wissen, dann sind sie der Gottheit am nächsten; denn sie zeigen durch diese Fähigkeit an, daß die göttliche Kraft des absoluten Geistes in ihnen jedes körperliche Hindernis im freien Spiel aufzulösen imstande ist. Die wahren Priester dieser hohen Aufgabe sind darum die Künstler und die Dichter. Sie sind die Träger des ewig Wahren in der verworrenen Welt, die der Urwelt inmitten der Sinnenwelt teilhaftig sind. ‚Sie gleichen dem Taucher in der Taucherglocke, dem es gelingt, rings umgeben von dem niederen Element des Wassers, in dem höheren Element der Luft bereits so zu atmen, als befänden sie sich schon unter freiem Himmel.' Sie sind, *soviel* sie Dichter sind, darum auch das einzige, wahrhaft unsterbliche Teil der Menschheit. Unsterblichkeit ist nur kraft poetischer Gnadenwahl. Nur insofern die Menschen Künstler von Gottes Gnaden sind, sind sie zur Mitarbeit an der neuen Welt berufen. — Diese Lehre von einer Art ästhetischer Prädestination zeigt die äußerste Grenze an, deren der Gedanke von der allgemeinen Poetisierung der Welt wohl fähig ist.

Die erste Bedingung aber zu dieser Teilnahme an der Verwirklichung des Weltplanes ist die klare Einsicht in das Wesen und in die Zusammenhänge der Dinge. Der tiefere Blick für Wert und Unwert des Daseins, das ist die Probe auf den Anspruch, zur Teilnahme am Weltplan berufen zu sein. Das durchdringende Auge, der helle Blick des Dichters allein sieht hinter der grellen Dissonanz des Alltags die großen Umrisse der mütterlichen Urwelt. Ein solcher Blick macht still, fromm und in sich gekehrt. Der Dichter lobt sich nach den schrillen Mißtönen und den schreienden Mißfarben unserer Erdentage die heilige, sternenlose Nacht.

Hymnen an die Nacht, das sind die wahren Weihegesänge des Sehers. In ihnen hat sich am menschlich reinsten und darum auch am poetisch tiefsten und dauerndsten das, was an Novalis' Dichtertum ganz echt und ihm allein eigentümlich war, ausgesprochen:

„... Abwärts wend' ich mich
Zu der heiligen, unaussprechlichen,
Geheimnisvollen Nacht. —
Fernab liegt die Welt,
Wie versenkt in eine tiefe Gruft,
Wie wüst und einsam ihre Stelle!
Tiefe Wehmut
Weht in den Saiten der Brust.
Fernen der Erinnerung,
Wünsche der Jugend,
Der Kindheit Träume,

Des ganzen, langen Lebens
Kurze Freuden
Und vergebliche Hoffnungen
Kommen in grauen Kleidern,
Wie Abendnebel
Nach der Sonne
Untergang.
— — — — — — — — —
Du kommst, Geliebte —
Die Nacht ist da —
Entzückt ist meine Seele —
Vorüber ist der irdische Weg
Und du bist wieder mein.
Ich schau dir ins tiefe, dunkle Auge,
Sehe nichts, als Lieb' und Seligkeit.
Wir sinken auf der Nacht Altar
Aufs weiche Lager —
Die Hülle fällt
Und angezündet von dem warmen Druck
Entglüht des süßen Opfers
Reine Glut. —'

In der Liebe verschlingt sich das Ende mit dem Anfang:

„. . . Gelobt sei uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer,
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Freude ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus. —'

Religion und Poesie sind eins geworden. Der Kreislauf ist geschlossen; in ihm beschloß Novalis sein eigenes Leben. Der magische Idealismus des Novalis gehört zu den persönlichsten philosophischen Schöpfungen der Literatur, trotzdem das wenigste daran originale Leistung des Dichters und nichts davon philosophisch wirklich neu ist. Was an Gedanken und allgemeiner Weltansicht nicht direkt der Kantisch-Fichteschen Philosophie entnommen ist, das hat die Menschheit mit dem gleichen Ideenschwung, dem selben Glanz der Bilder und vielleicht noch größerem Reichtum kühner Verknüpfungen in der magischen Naturphilosophie des Plotin vor über anderthalb Jahrtausenden schon einmal gedacht und seitdem in den mannigfachsten Abwandlungen zu denken wiederholt. Wenig bleibt übrig, wenn man die Philosophie des Novalis zerpflückt. Nichts, als das rein und intim Persönliche. Das ist aber genug des Interessanten. Es ist die tiefe Stimmung eines selten verinnerlichten Dichters. ‚Novalis,' sagt Hebbel einmal, ‚hatte die wunderliche Idee, weil die ganze Welt poetisch auf ihn wirkte, die ganze Welt zum Gegenstand seiner Poesie zu machen. Es ist ungefähr ebenso, als wenn das menschliche Herz, das sein Verhältnis zum Körper fühlt, diesen ganzen Körper einsaugen wollte.'

Dies treffliche Urteil Hebbels charakterisiert mit größter Schärfe das Wesen der ganzen Romantik, deren Haupt und Herold Novalis war. Vorzug und Nachteil seines Wesens spiegeln sich in ihm. Für den Tadel hat Hebbel, den wohl kaum einer in der künstlerisch-besonnenen Objektivität überboten hat, gleichfalls das beste Wort gefunden; er warnt:

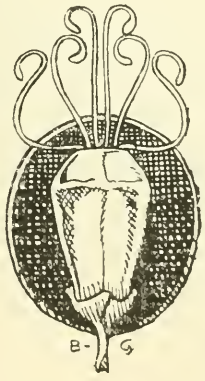
‚Was die Sonne bestrahlt, das male, aber sie selber
Male nimmer; sie geht nie in ein Bild dir hinein.‘

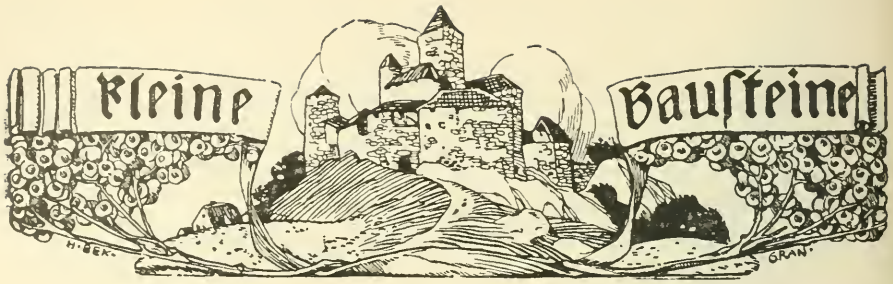
Es ist, als stehe in diesen Worten das fragmentarische Schicksal des Novalis, und der ganzen Romantik überhaupt, verkörpert.

Die fruchtbare Tat und Wirkung der Romantik aber kommt darum nicht minder und gleichfalls zuerst in ihrem menschlich größten und poetisch reichsten Vertreter zu Anerkennung und echtem Ruhm des Verdienstes. In alle Zeit ist künstlerische Romantik ein Auflehnen und Widerspruch des schönheitsdurstigen Geistes, der zugleich der Sehnsucht nach der schauenden Vereinigung mit den letzten unmittelbaren Wahrheiten sich nicht entschlagen kann, gegen den trockenen Ton selbstgenügsamer Kleinlichkeit in Leben, Kunst und Wissenschaft, wie gegen den Hochmut der pedantischen Methode im Fortschritt der Menschheit, die sich irgendwo und irgendwann einmal doch immer zuletzt selber ad absurdum führt.

Novalis war in seinem Leben, Dichten und Denken einer von jenen, die sich der Genius der Menschheit je und je einmal mitten im Geräusch ihrer vielfachen Geschäfte und Ziele erweckt, damit sie vor allem Volk das Bekenntnis ablegen, nicht der Begriff, sondern das Wunder regiere die Welt; und damit sie die, die mit Netzen und Stangen ausziehen, um die Wahrheit zu fangen, bedeuten mögen:

‚Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, Euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn.‘



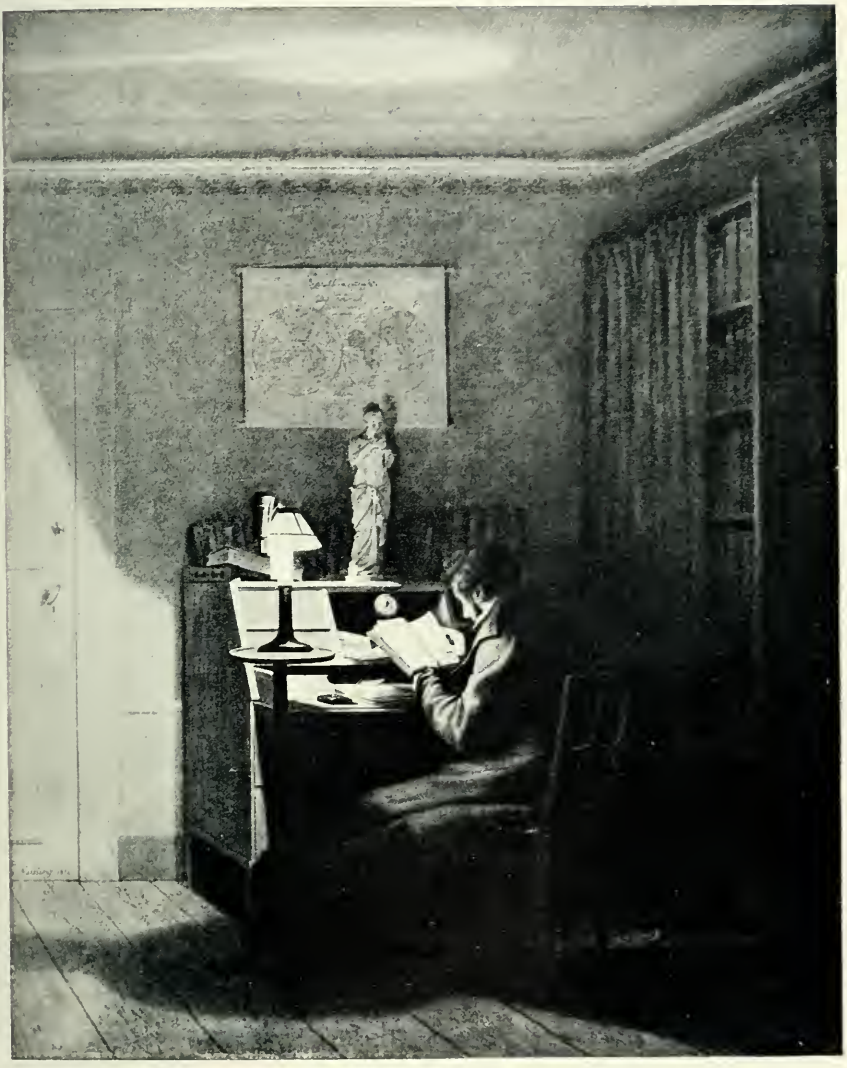


Die Hebriden und ihr Dichter.

Der Tourist, den seine Wanderfahrt aus den romantischen Glens der schottischen Hochlande gen Westen führt, von der fjordzerrissenen Küste hinüber über den stürmischen Minch zum Inselkranz der inneren und äußeren Hebriden, kann meist nicht Worte finden, die einzigartige, wilde Schönheit dieser einsamen Eilande zu schildern. Von den Felsengraten auf Benbecula schweift der Blick über ein Labyrinth schmaler und breiter Kanäle, ein chaotisches Gewirr von Geröll und Moor, Riff und Sandbank, Süßwassersee und Meeresbucht mit unendlich vielfältigen Farben und Formen. Kein Wald rundet die schroffen Linien, denn der Eishauch der arktischen Winde, dem das ganze Inselgebiet preisgegeben ist, wird dem Baumwuchs und jeder üppigeren Vegetation verderblich. Viermal des Tages preßt die Flutwelle des Ozeans ihre Wassermassen in dies regellose Durcheinander von Steilküste und Sandstrand und ebbt ungestüm wieder zurück.

Die Entwicklung des Volkscharakters bei den Inselbewohnern steht folgerichtig unter dem Einfluß dieser außergewöhnlichen Bodenverhältnisse. Es sind Farmer und Fischer, an deren Tür oft der Mangel pocht, und die sich täglich im Kampfe mit den Elementen erringen müssen, was sie zum Leben brauchen. Doch halten sie in ihrer Weltabgeschiedenheit fest am Althergebrachten, pflegen die ihnen nur noch teilweise verständlichen Bräuche aus grauer Vorzeit und sprechen die gälische Sprache, die ihnen lieb und vertraut ist wie ihre rauhe, sturmumtoste Heimat. Sie sind kräftige, körperlich und geistig voll entwickelte Menschen, in deren Denken und Fühlen alle Eigentümlichkeiten des Inselbewohners ausgeprägt sind. Nur ein Teil ihrer Kraft wird im Kampf mit den ungezähmten Naturgewalten ausgegeben, und so schweifen ihre Gedanken über die Mühsale der täglichen Arbeit hinaus und suchen in allem Irdischen abgewandtem Grübeln den Inhalt des Lebens zu ergründen. So mancher tiefe Gedanke ist hinter den faltigen Stirnen entsprungen, in die des Lebens Kämpfe und Schmerzen ihre Runen gegraben, und Hand in Hand mit einer kindlichen Frömmigkeit geht bei ihnen die innige Liebe zu den Sagen und Mären, in denen die Denker und Dichter der Vorzeit ihre Weisheit und ihre Träume verewigt haben.

Die Tendenz unserer Zeit ist es, auf Vergangenes zurückzugreifen, wieder aufleben zu lassen, was im Schoße der Jahrhunderte versank. In



G. F. Kersting. **Lesender Mann beim Kerzenlicht.** *Jos. Kösel autotyp.*

Hoch Land

Schottland wie in dem benachbarten Irland hat solches Bemühen eine tiefere, nationale Bedeutung. In der erwachenden Volksseele regen sich Erinnerungen an die ehemalige Macht der keltischen Stämme und in diesem Zurückdenken eint sich, was durch ein stürmisches Meer getrennt und nur in der gemeinsamen Sprache noch einheitlich verbunden ist. Wenn nun während des letzten Jahrzehntes die gälische Liga erfolgreich bemüht ist, dem sterbenden Idiom der heimatlichen Sprache neues Leben einzuflößen, wenn der Kampf um Irlands politische Selbständigkeit unentwegt weitergeführt wird, wenn endlich eine bedeutende Zahl genialer Männer im Zurückgreifen auf die alte Literatur die Schätze der gälischen Sprache zu heben trachtet, so sind dies alles nur einzelne charakteristische Züge eines Aufschwungs des Volksbewußtseins, eines Aufschwungs, den irische Patrioten mit dem stolzen Namen ‚die gälische Renaissance' bezeichnet haben.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Mitte der Männer, deren schöpferische Tätigkeit in diesem Gedankenkreise wurzelt, ist der vor Jahresfrist verstorbene Dichter und Schriftsteller William Sharp, der bis zu seinem Tode für die literarische Welt den berühmteren Namen Fiona Macleod trug. Inwieweit der Doppeltätigkeit dieses Mannes, der unter den zwei Namen William Sharp und Fiona Macleod sein kritisch-essayistisches und sein künstlerisches Werk scharf voneinander schied, eine Art Doppelpersönlichkeit zugrunde lag, kann erst nach der Veröffentlichung der Memoiren des Verstorbenen entschieden werden, mit deren Zusammenstellung seine Witwe gegenwärtig beschäftigt ist. Die Annalen der Society for Psychical Research möchten dann um einen interessanten Fall bereichert werden, sofern es überhaupt möglich ist, eine so augenfällige Doppelfunktion eines einzigen Menschenhirnes aufzuklären. Denn das literarische Werk Fiona Macleods, Erzählungen, Essays, Gedichte und Dramen, trägt durchaus das Gepräge des weiblichen Intellektes, während sich in der kritischen Tätigkeit William Sharps die männliche Hand nicht verleugnet. Bei seinen Lebzeiten hat der Dichter jedem Versuch, Persönliches von ihm zu erfahren, widerstanden. ‚Meine Schriften sind für das unbekannte Publikum, nicht ich selbst,' hat er einmal geäußert. ‚Mein Leben verbringe ich hauptsächlich in den Hochlanden und auf den Inseln des Westens... Ich ward geboren vor mehr als tausend Jahren in dem fernen Land der Gälen, das bekannt ist als die Traumeshügel. Dort verbrachte ich den besseren Teil meines Lebens; meines Vaters Name war Romantik und der meiner Mutter Traum.'

Das hinterlassene Werk Fiona Macleods ist künstlerisch von hoher Bedeutung, nicht nur für den engen Kreis der gälischen Patrioten, sondern für die Weltliteratur. In Essays und Legenden hat der Dichter wiederholt auf die feinen Fäden hingewiesen, die die folkloristische Dichtung aller Nationen verbinden, gleichviel, ob sie sich unter dem lachenden Himmel Attikas oder am schaumumsprühten Felsgestade der westlichen Inseln zu fester Gestalt formte. Wenn ihm bei einsamer Fahrt über den tiefgrünen Lynn von Morven Fischer

die seltsame Märe vom Treud nan Ròn, dem Robbengeschlecht, erzählen, dessen Stammutter ein Menschenweib war, dann taucht vor seinem geistigen Auge die hellenische Sage von König Äacus von Ägina auf, dessen jüngeren Sohn der eigene Bruder beim Diskuswerfen am Strande erschlug. In der gälischen Version wirft die trauernde Mutter den toten Liebling hinaus in die Wellen, und er taucht, zum Robben verwandelt, hinab. Die griechische Sage bewahrt nur in den Namen die Spuren der ursprünglichen Fassung; Psammatheia heißt die Mutter, das ist ‚Sand des Meeres', und der Name des Toten ist Phocus = Robbe.

Der stark entwickelte, sagenbildende Sinn des Inselvolkes hat diese Legende weiter ausgesponnen und vom ferneren Schicksal des Treud nan Ròn noch manche wunderlich phantastische Kunde aufbewahrt. Die Fischer wähnen sogar, daß noch heutigen Tages in ihrer Mitte Nachkommen dieses Stammes leben, die an den Schwimmhäuten zwischen den Fingern kenntlich sind. Ihr Schicksal ist, früher oder später in den Schoß des heimischen Elementes zurückzukehren, wohin ein unwiderstehlicher Instinkt sie ruft, ein Schicksal, das sie mit so vielen anderen teilen, denen kein unheilbringendes Erbteil aus den vergessenen Tagen mit auf den Weg gegeben ward. Der Beruf der Seeleute und Fischer bringt es mit sich, daß viele von ihnen den Tod im Wasser finden. Was Wunder, daß sie auf ihren langen Fahrten aus dem Raunen der Wellen geheime Botschaft erlauschen — Botschaft, die nur der versteht, für den sie bestimmt ist. Keiner entrinnt dem Meere, der das Flüstern der neunten Welle gehört hat, den dämonisch lockenden Ruf: ‚Komm, komm fort, folge!' Alle wissen, daß die nächste Ebbe die Leiche des so Gemahnten herantragen wird.

Noch eine andere Eigentümlichkeit fällt beim Studium dieser Sagen und Erzählungen auf. Das ist die Verschmelzung christlicher und heidnischer Motive, die besonders augenfällig in den Legenden hervortritt, die sich auf der Insel Jona formten. Auf Jona haben die christlichen Sendboten am frühesten Fuß gefaßt, hier lebte und wirkte der heilige Kolumbanus und sandte seine Zöglinge in die Duns der Heidenfürsten, daß sie zu Märtyrern würden für ihren Glauben. Hier offenbarte sich dem frommen Bischof in dem Treiben der kleinsten Lebewesen die Unermeßlichkeit der göttlichen Liebe, bis ihn der Drang erfaßte, auch den Vögeln und Fischen die frohe Botschaft des Evangeliums zu künden. Auf Jona entstand und verdichtete sich die Legende von der heiligen Brigitte, die noch heute von den Gälen als Wärterin des Heilands verehrt wird. Sie trägt die Züge der Liebesgöttin, deren Liebreiz einst die Druiden priesen, und Fiona Macleod weiß ein anmutiges Märchen zu erzählen, wie sich's zugetragen, daß das holde Töchterlein Dughall Donns das Christkind in den Armen halten durfte.

Selten nur unterbricht solche weiche Märchenpoesie die tiefe Melancholie dieser Erzählungen. Die Klage des Windes auf einsamem Moor, das wehe Seufzen des Meeres klingt in ihnen wieder und versinnlicht in immer

neuen Variationen die Sehnsucht nach einer vollkommeneren Welt, die in keiner anderen Literatur als in der gälischen so inbrünstigen Ausdruck gefunden hat. Der Schluß der Erzählung ‚Sorrow on the Wind'* möge als Beispiel dienen:

‚Im Westen machte sich der Nachtwind auf. In der weiten, schattendunklen Finsternis schweifte er über Meer und Land wie eine wehklagende Stimme, ein blindes, gestaltloses Wesen ohne Heimat, auf der Suche nach Unauffindbarem; zuweilen stöhnend in uraltem Weh gleich einer Lanze, die der Wind streift, dann wieder aufrauschend zu ungeheurem, schwellendem, vielfältigem Tönen, wie wenn die Fluten der Nacht am Gestade der Sterne zerschellten.'

Hier eint sich die düstere Schönheit der Landschaft mit der Stimmung des Schauenden zu bezwingendem, suggestivem Zauber. Aber der das schrieb, muß das Brausen des Windes, das Raunen des Meeres in seinem Innern gefühlt haben als einen sinnvollen Rhythmus, als Offenbarung der Naturgewalten. Und wenn er von den ‚Kindern des Wassers' schreibt, denen der alte Meergott eine Woge ins Herz tat, daß ihre Sehnsucht ruhelos ward wie die nimmermüde Welle und sie selbst heimatlos wie die Flut, dann klingt solches wie ein schwermutvolles Selbstbekenntnis, besonders wenn der Dichter bedeutsam hinzufügt: ‚Und unter ihnen sind etliche, die haben ihr Trachten auf die Winde und Wogen des Geistes gestellt — jenen Wind, der die Wellen der Gedanken und Träume überflügeln möchte, sie zusammenraffen und zu Wolken der Schönheit formen, die hoch in den blauen Tälern des Himmels schweifen. Wie sollen diese je Frieden finden — sie, die Kinder des Wassers?'

Nicht gar so lange, nachdem er dies geschrieben, kam der Friede in das sehnsüchtige Dichterherz, als es am sonndurchglühten Strande Siziliens die letzten, müden Schläge tat und hinüberschlummerte in das Land der ewigen Jugend, wo die Zeit in tiefem Schlafe liegt, gleichwie das Murmeln der ruhelosen See in den gewölbten Höhlungen der Muschel schläft.

Beda Prilipp.

Joris Karl Huysmans.

Wenige Monate nach Brunetière, dem anderen großen Konvertiten des modernen Frankreich, den vorwiegend philosophische Erwägungen zum Glauben führten, ist nun auch Huysmans aus dem Leben geschieden. Bei der religiösen Entwicklung dieses merkwürdigen Mannes waren künstlerische Anregungen in so hervorragendem Maße tätig, daß man noch im vorigen Jahre vielfach Zweifel darüber äußerte, ob seine ‚Bekehrung', obwohl sie schon

* Aus ‚The Sunset of Old Tales' (Tauchnitz, Leipzig). Ebenda erschien ‚Wind and Wave', das unter dem Titel ‚Wind und Woge' von W. Mey ins Deutsche übersetzt wurde. Eine zweite Sammlung betitelt sich ‚Das Reich der Träume' (Diederichs, Jena). Dieser letzteren Sammlung haben wir mit gütiger Erlaubnis des Verlegers die beiden als Proben hier abgedruckten Stücke entnommen.

vor einem Jahrzehnt bekannt war, einer tieferen Überzeugung entsprang, oder nicht vielmehr dem vorübergehenden Bedürfnis nach neuen Sensationen. Die gröbsten Zweifel hat sein Ende zerstört: Huysmans ist als frommer Christ im Schoße der Kirche gestorben, der im Glauben die Kraft schöpfte, um eine der furchtbarsten Krankheiten — der Krebs fraß ihm das Gesicht — mit stoischer Ruhe zu ertragen. Rückschauend können wir also die Stationen dieses Kreuzwegs in wesentlich anderem Lichte betrachten, als es vor reichlich einem halben Jahrhundert einem so strengen Kritiker und unbarmherzigen Feind des Naturalismus, wie Brunetière, zunächst möglich war.

1884 erschien das Buch ‚Wider den Strich' (A rebours), das die Aufmerksamkeit der Literaten herausforderte, zugleich die Abkehr vom Materialismus einleitete. Bis dahin war Huysmans einfach der Schule Zolas zugezählt worden; er hatte 1880 zu dessen Sammelband ‚Die Abende von Médan' durch eine Novelle beigesteuert, ‚Mit dem Tornister', die, wie eine Reihe anderer Arbeiten aus der gleichen Zeit (Marthe, En Ménage, Croquis Parisiens, A vau l'eau), mehr an Flauberts ‚Education sentimentale' und an die koloristische Manie der Goncourt erinnernd, bereits das im wesentlichen aufweist, was Huysmans später auszeichnet: die Gabe scharfer Beobachtung, das gallige Temperament, die Kühnheit des Ausdrucks und die im Rahmen verblüffend einfacher Technik grotesk realistische, in düsteren Farben schwelgende, gern sexuellen Regungen folgende Darstellung der Kleinwelt seines Unbehagens; so schildert ‚Sac au dos' auf dem bloßen Hintergrund des Krieges von 1870 die Verstimmungen eines kranken Magens. Der erste Verleger, an den Huysmans (1874) herantrat, erklärte ihm, er habe nicht das geringste Talent, und ‚seine abscheuliche Sprache drohe die Pariser Commune auf diesem Gebiet zu wiederholen'. Man war es eben nicht gewohnt, daß ein ernster Mann vor geräuchertem Lachs in Ekstase geriet, und von ‚zerrissenen Straßen' sprach, ‚auf denen zerstreuter Gyps dem Mehl gleicht, das von einer kranken Haut gefallen ist'. Brunetière behandelte ihn (mit Maupassant!) als ‚einen Possendichter, der seinen Beruf verfehlt hat'. Speziell von ‚A rebours' sagte er, es seien allzuviel Seiten darin, ‚die auf den Abort gehörten.' In der Tat existiert in der Literatur, wenn wir Flauberts ‚Bouvard et Pécuchet' ausnehmen, wenig, was absonderlicher, willkürlicher und affektierter wäre, worin die Künstelei mehr Triumphe feierte. Aus Ekel am Leben hat sich der Herzog des Esseintes in eine Einöde zurückgezogen, wo er sich die Zeit damit vertreibt, die raffiniertesten Sinnengenüsse zu erdenken und in allem das Gegenteil von dem zu tun, was dem gewöhnlichen Menschen die gesunde Vernunft eingäbe. Er schläft nur bei Tag, in einer Mönchszelle; er pflegt nur geruchlose Blumen, vorausgesetzt, daß sie an Syphiliskranke erinnern; sein Salon ist eine Schiffskabine mit Aquarien, in denen Fische schwimmen, aber nur mechanische; er duldet eine Schildkröte bei sich, doch hat er deren Panzer mit Gold und Edelsteinen einlegen lassen; er hört auch noch Musik, nämlich am Schnapsschrank: die Liköre empfindet er

als Töne. So sehr der grobe Mechanismus und das bis zur Perversität getriebene Raffinement abstoßen mag, so reizvoll ist es hinzuhorchen, wenn Huysmans seine Kritiken über Kunst und Welt mit einstreut. Von den Griechen und Römern läßt er selbstverständlich nur die Dekadenten gelten, von den Franzosen neben Baudelaire nur Hello und Barbey d'Aurevilly. Bild und Gesang des christlichen Mittelalters entzücken ihn ebenso sehr wie Moreaus ‚Salome', die ihm die Brunst verkörpert. Philosophisch schwört er auf Schopenhauer, ohne daß ihn jedoch der Pessimismus zu befriedigen vermöchte. ‚Eine ungeheure Müdigkeit hatte den Herzog befallen, das Bedürfnis, sich zu sammeln, und nichts mehr gemein zu haben mit den Profanen, die ihm als Krämerseelen und Dummköpfe vorkamen. Obwohl er sich zum Stande der Gnade keineswegs berufen fühlte, empfand er eine wirkliche Neigung für diese in Klöstern eingeschlossenen Menschen. . .' ‚Er glaubte eine Sekunde lang, instinktgemäß zur Religion gehen zu müssen, aber beim geringsten Nachdenken verflüchtigte sich die Kraft, die ihn anzog; trotzdem blieb in ihm eine große Verwirrung zurück.' ‚Er wußte ohne weiteres, daß der Augenblick der Gnade . . . nie für ihn kommen würde . . ., trotzdem geschah es, daß er sich aus Sympathie für seine alten Lehrer (Jesuiten) auch für ihre Arbeiten, ihre Lehren interessierte.' Die Beschäftigung mit dem Mittelalter hat den Herzog auf den Satanskult gebracht, und gegen Ende des Buches lesen wir von ‚einem mit etwas Magie, wie unter Heinrich III., oder mit etwas Sadismus, wie am Ende des letzten Jahrhunderts, gewürzten Katholizismus.' Einen solchen Katholizismus möchte der Herzog ‚in erleuchteten Momenten' gerne annehmen, weshalb er es verschmäht, die Bekanntschaft von Geistlichen zu machen, die eine solche Auffassung ablehnen, aber im übrigen von allen Menschen noch allein für ihn zum Umgang in Betracht kämen. ‚Man müßte verhindern können,' heißt es weiter, ‚zu raisonnieren, man müßte die Augen schließen können, sich fortreißen lassen durch diesen Strom, und diese verzweifelten Entdeckungen vergessen, die das religiöse Gebäude seit Jahrhunderten gänzlich zerstört haben . . .' ‚O Herr, hab' Erbarmen mit dem Christen, der zweifelt, mit dem Ungläubigen, der glauben möchte, mit dem Galeerensträfling, der in der Nacht allein hinaussteuert auf die See der Welt, unter einem Himmel, den nicht mehr das Fanal der alten Hoffnung erleuchtet.'

Heute, angesichts der letzten Station des Kreuzwegs fragen wir uns, wie man hinter einem Buche, das mit solchen Worten schließt, nicht auch einen ernsten Pfadsucher, nur den manierierten Ästheten sah, der den verzweifelten Versuch machte, sich eine Gasse auf den Markt zu bahnen! Die Motive, die in ‚Wider den Strich' erklingen, werden in den folgenden Bekenntnisbüchern wieder aufgegriffen und entwickelt. Der erste Roman zeigt uns den Anlaß zur Befreundung mit dem Katholizismus, in den weiteren sehen wir den Autor unterwegs. Aus dem Herzog des Esseintes ist jetzt ein einfacher Durtal geworden. Dieser flüchtet sich in ‚Là-Bas' (Da drunten, 1891) vor dem Materialismus, mit dessen Meister, Emile Zola, förmlich ab-

gerechnet wird, in die Nacht der Teufelslegenden. Im Zusammenhang mit Studien über Gilles de Rais, das Urbild von ‚Ritter Blaubart', denen sich Durtal hingibt, werden wir in die schauerlichsten Geheimnisse eingeweiht; des Dichters zügellose Phantasie zaubert ‚schwarze Messen' mit dem ganzen Zubehör orgiastischer Perversität mitten ins moderne Paris. Dabei immer wieder die Sehnsucht nach dem Mittelalter, die Ekstase vor der kirchlichen Kunst, lange Gespräche über Mystik, und Sätze wie: ‚Wahrhaftig, wenn ichs bedenke, hat die Literatur nur die eine Existenzberechtigung, den, der sie betreibt, vom Ekel des Lebens zu retten.' . . . Gilles de Rais, der sadistische Knabenmörder, tat Buße und sühnte auf dem Richtplatz reumütig, zur Erbauung der Gläubigen. . .

Die nächste Station für Durtal, der mit Huysmans identisch ist, sind geistliche Exerzitien in einem Trappistenkloster. ‚Unterwegs' (En route) erschien 1895. Die ewigen Zweifel, Versuchungen und Rückfälle, die Trostlosigkeit und Gleichgültigkeit der heimgesuchten Seele sind mit großer Kunst beschrieben. Durtal sträubt sich immer wieder gegen den Glauben. Er verkehrt mit Klostergeistlichen und besucht Kirchen, deren Musik und Gesang er rezensiert, aber weiter will er nicht: ‚Beten? Danach habe ich kein Bedürfnis. Ich bin wohl besessen vom Katholizismus, berauscht von seiner Atmosphäre von Wachs und Weihrauch, ich streiche um den Katholizismus herum, bis zu Tränen gerührt durch seine Gebete, bis ins Mark ergriffen von seinen Psalmen und Gesängen. Ich habe wohl einen Ekel vor dem Leben und vor mir, aber von da bis zu einem anderen Leben, das ich führen müßte, ist noch weit! . . . Im Grunde genommen ist mein Herz verhärtet und vertrocknet durch die Ausschweifungen, ich tauge zu gar nichts mehr.' Kurz darauf geht aber die Analyse weiter: ‚Das einzige, was ich annehmen kann, ist, daß es sich in meinem Fall um eine göttliche Einmischung, um die Gnade (der Bekehrung) handelt.' Drei äußerliche Anlässe zur Umkehr definiert er: ‚Die Liebe zur Kunst, die Tradition (Huysmans entstammt einer katholischen Familie in Holland) und die Lebensmüdigkeit.' Wie in ‚Là-Bas' mit Gilles de Rais, so beschäftigt sich Durtal in ‚En route' mit der heiligen Lydwine von Shiedam, und wie er dort die Farben nicht feurig genug finden konnte, um den Satanskult zu malen, so stößt er hier auf kein Wunder, das der Heißhunger nach Übersinnlichem nicht noch übertriebe. Endlich, nachdem er ‚zwischen Wollust und Kirche' lange hin und her geschwankt, entschließt er sich, auf das Anraten seines geistlichen Freundes, ‚zur Operation': im Trappistenkloster empfängt Durtal die heiligen Sakramente. Natürlich beschreibt er uns alles, das Leben nach der strengen Regel, und wie diese früher war, die Liturgie, und wie sie in anderen Klöstern ist, Kirche, Küche und Bett, und die nächtlichen Anfechtungen mit unheimlicher Gewissenhaftigkeit. In der Nähe des Ordenslebens bemängelt er die Verhältnisse im weltlichen Priestertum, die ungenügende Vorbereitung der Geistlichen durch die Seminarien, die Verweichlichung der Religion, nicht zuletzt mit Hilfe der Musik; so spricht er beispiels-

weise von den ‚déculottages mystiques de Gounod'; Saint-Saëns, Massenet, Thomas und Widor hat er nicht minder auf dem Strich. Von den ‚Pächtern der Seele', den ‚Coquelins der Kirche' (Monsabré und Didon) hat er schon außerhalb des Klosters gesprochen. Und wie verläßt er die Zelle: ‚Ach, ich habe in diesen zehn Tagen im Kloster zwanzig Jahre erlebt und komme heraus mit verwirrtem Hirn und wundem Herzen . . . Ich bin noch zu viel Literat, um Mönch werden zu können, aber schon zu viel Mönch, um noch unter den Schriftstellern zu bleiben.' Und das letzte Wort des Buches ist Sehnsucht nach der Stille des Klosters. Auch das folgende Buch erzählt uns vom immerwährenden Zaudern Durtals, von der Macht, die ihn zum Kloster treibt und von der andern, die ihn zurückhält. ‚La Cathédrale' (1898) führt uns nach Chartres, wo der berühmte gotische Dom Durtal Anlaß gibt, einmal mehr seine unheimliche Belesenheit in künstlerischen und liturgischen Dingen zu zeigen. Die Symbolik der Tierfiguren, der Pflanzen und Gartenkräuter, nichts wird dem Leser erspart, abgesehen von den unendlichen Betrachtungen, zu denen schon die Kathedrale an sich ihn verleitet. Nur ein so starkes Temperament konnte ein solches Werk noch möglich machen. Hier ist es, wo sich Durtal über die geistige Verfassung des Katholizismus von heute, wie er ihn sieht, des Längern ausläßt. In einer der Veremundusbroschüren ist seiner Zeit auf die zornige Apostrophe bereits hingewiesen worden. ‚Was Kunstverständnis betrifft,' erklärt Durtal, ‚so steht das katholische Publikum noch 100 Fuß tief unter dem profanen.' . . . ‚Woher kommt diese Inferiorität? Vom Erziehungssystem, von der Trainierung zur geistigen Leisetreterei, von den Angstlektionen, die man ihnen in einem Keller erteilt, weit vom Leben darum herum, fern vom Tageslicht. Es hat den Anschein, als sollten die Seelen methodisch kastriert werden; indem man sie nur mit fastlosen Resten, mit literarischem Jungfleisch ernährt; als sollte von vornherein in den Schülern jedes Unabhängigkeitsgefühl, jede geistige Selbständigkeit ertötet werden, indem man sie preßt und gewaltsam nivelliert, ihren Ideenkreis beschränkt und sie absichtlich von Literatur und Kunst fernhält. Und dies alles, um die Lockungen der verbotenen Frucht zu verhüten, deren Bild man heraufbeschwört unter dem Vorwand, Furcht davor einzuflößen . . . Unter solchen Umständen wurde das harmloseste Werk zur Gefahr, allein durch die Tatsache, daß darin von Liebe die Rede war, und man ein Weib mit einnehmenden Farben schilderte . . . Jedenfalls hatten diese Methoden, die Frömmigkeit zu kultivieren, erreicht, daß sich einerseits die Fleischeslust des größten Teils der so erzogenen und dann in die Welt losgelassenen Menschen bemächtigte, und daß anderseits Dummheit und Entsetzen keine Grenzen mehr kannten, daß ganze große geistige Gebiete im Stiche gelassen wurden, und die gesamten katholischen Kräfte ohne Schwertstreich vor der einfallenden profanen Literatur das Feld räumten. Welch ein Unsinn! Gerade die Kirche, welche die Kunst geboren, welche sie jahrhundertelang gesäugt hatte, wurde jetzt infolge der Feigheit ihrer Kinder in den Winkel gesetzt! Alle großen Bewegungen, die in dieser Zeit auf-

einander folgten, die Romantik, der Naturalismus entstanden ohne sie oder gegen sie. Es genügte, daß ein Werk sich nicht mehr darauf beschränkte, einfache Histörchen oder liebenswürdige Lügen zu erzählen, die mit der belohnten Tugend und dem bestraften Laster abschlossen, um die verletzte Prüderie der Betschwestern zum Blöcken zu bringen. An dem Tage, wo diese so geschmeidige und so freie Form der modernen Kunst, wie es der Roman ist, an Szenen aus dem wirklichen Leben heranging, die Leidenschaften sich entwickeln ließ, eine psychologische Studie, eine Schule der Analyse wurde, da schlug die Armee der Frömmler auf der ganzen Linie den Rückzug an. Die katholische Partei, die, besser als jede andere, zum Kampf auf diesem von der Theologie von so langer Hand ausgekundschafteten Gebiet gerüstet schien, zog sich in Unordnung zurück und beschränkte sich darauf, den Rückzug zu decken, indem sie ihre Truppen mit alten Radflinten aus dem Hinterhalt auf Werke knallen ließ, die sie weder inspiriert, noch erdacht hatte . . .' In diesem Tone geht's weiter, und Durtal zeigt, daß die Prüderie im frommen Mittelalter nicht vorherrschend war, sondern erst durch die ungläubige Renaissance eingeführt wurde. Im Anschluß daran sichtet er die Meister der kirchlichen Kunst, unter denen Grünewald, der schon den Helden von ‚A rebours' entzückte, den ersten Preis erhält, unter den Zeitgenossen jedoch nur der einem ätherischen Mystizismus zugewandte, mittlerweile verstorbene Charles Dulac, ein Elsässer von Haus aus, der, gleich Huysmans, in der Kirche sein Heil gefunden hatte.

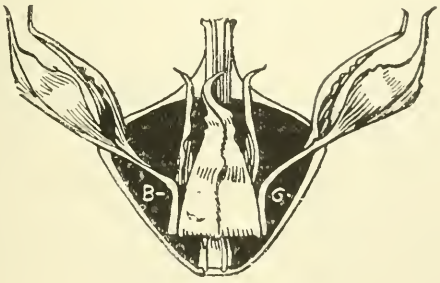
Der Ausgang von ‚La Cathédrale' läßt es unentschieden, ob Durtal ins Kloster geht; er selber redet besonders von der Vervollständigung seiner Erziehung in der Liturgie und im gregorianischen Gesang, wenn er zu den Benediktinern von Solesmes kommt. In ‚L' Oblat' (1903) treffen wir Durtal hart an der Grenze des Ordensberufs, als eine Art Laienbruder, der neben dem Kloster wohnt, und den Exerzitien der Mönche beiwohnen kann. Was er über die liturgischen Pflanzen noch weiß, sagt er uns hier. Der Weltklerus wird wieder aufs Korn genommen, aber auch die klösterliche Umgebung rücksichtslos geschildert. Seiner Seele geht es besser; er klagt nur über die entmutigende Dürre in seinem Innern und sieht mit Schrecken der Zukunft entgegen, da das Kloster dem Verfolgungswahn der Kulturkämpfer, die er mit entsprechenden Prädikaten versieht, zum Opfer fällt. ‚Lieber Gott, verleihe uns die Gnade . . ., uns ein für alle mal zu vergessen, mögen wir nun da oder dort wohnen, wenn wir nur weit von uns und nahe bei dir sind!' Damit schließt ‚L' Oblat'; der Band, der den Zyklus beschließen sollte, bleibt unveröffentlicht, der Autor hat vor seinem Tode zahlreiche Manuskripte verbrennen lassen. Bezeichnend für die Hauptfrage, die uns hier interessiert, sind immerhin seine wenige Monate vor dem Tode erschienenen Notizen über Lourdes, von dem schon in ‚La Cathédrale' kurz die Rede war. Seinen Wunderglauben kennen wir von der ‚Lydwine de Shiedam' her (1901); man glaubt an das Wunder, weil man es an sich erfahren hat, erklärt Huysmans in ‚Les Foules de Lourdes', worin bald jauchzend, bald klagend

das bunte Leben der Menge geschildert, und versucht wird, einen Blick in die Massenseele zu tun. Es sind herrliche Seiten in diesem Skizzenbuch, das, wie ‚Lydwine' zur Erbauung auserwählter Kranken beitragen mag. Seiner Entrüstung über gewisse bigotte Manifestationen der Kunst, seinem Bedauern über die geschäftliche Ausbeutung der Frömmigkeit, wie sie ihm stellenweise entgegentritt, gibt der Beobachter in der Art, die wir an ihm kennen, unverhohlen Ausdruck; denn seine Kraft ist auch im Alter ungebrochen, der Pilger von Lourdes nimmt es mit Durtal in der Teufelsküche von ‚Là-Bas' noch sehr wohl auf.

Wir haben es unterlassen, eine Reihe von kritischen und künstlerischen Essays und Reiseskizzen namhaft zu machen, die alle von einem leidenschaftlichen Temperament und einer höchst persönlichen Auffassung Zeugnis ablegen; darunter befindet sich die berühmt gewordene Vision von Berlin, die so anhebt: ‚Ich glaube kaum, daß es eine langweiligere und häßlichere Stadt gibt, als dieses abgesenkelte, mit gleichgültigen Häusern und abscheulichen Palästen besetzte Berlin.' Die Berliner mögen sich aber beruhigen; wenn Huysmans mit dem Morgenstern seines Zorns auf die Pariser niederfährt, geht es diesen auch nicht besser!

Aus den mitgeteilten Dokumenten bekommt der Leser wohl den Eindruck von einer durch und durch literarischen Persönlichkeit, deren Werke auch in Zukunft, trotz vieler Verstöße gegen die Sprachreinheit und barocker Neubildungen, für die Feinschmecker einen exotischen Reiz bewahren werden; von einem Menschen auch, der langwierige Seelenkämpfe zu bestehen hatte, ehe es ihm vergönnt war, die lautere Luft seiner heiligen Lydwina zu atmen, an deren sühnende Leiden sein eigenes Übel so lebhaft erinnerte: ohne innere Erleuchtung wäre dieser Abschluß kaum möglich geworden.

Thomas Seltz.



Lehrer und Öffentlichkeit.*

Der Lehrerstand ist ein Glied an dem Kulturleib des Staates. Er ist es heute; er war es nicht immer. Er war es z. B. nicht, als Jung Stilling noch mit 14½ Jahren als Schneider und Schulmeister in Zellberg einziehen und vom Pastor nach einem halben Jahre wieder abgesetzt werden konnte, weil er Unterricht im Rechnen erteilte, und von da an immer nach kurzer Lehrtätigkeit seinen Wanderstab weitersetzen und schließlich wieder zur Nadel greifen mußte. Er war es nicht, als noch der lippische Schulmeister Lübke (geb. 1796) seine Bildung einem dreimaligen Kursus im ‚Schulhalten' verdankte und als Lehrer den Wünschen der Dorfschaft so sehr entsprechen mußte, daß er im Sommer morgens von 5—7 und mittags von 12—2 Uhr unterrichtete. Er war es nicht, als Heinrich Zschokke bei der Organisation des Schulwesens in den Schweizer Landen noch schreiben konnte: ‚Viehhirten und Sennen genießen höheren Lohn denn Schulmeister. Diese selbst sind meistens bildungslose Menschen.' Er war es nicht, als noch Justinus Kerner zur Charakteristik des Lehrertypus von damals folgenden dichterischen Erguß von einem ‚Schullehrer' in der Gegend von Ludwigsburg berichten konnte: ‚O großer Friedrich Schiller, für mich auch Poesieerfüller, kommst nun gegossen in das Land, Herrn Vater hab ich auch gekannt!' Er war es nicht, als noch W. H. Riehl 1856 den Volksschullehrer zum vierten Stande und innerhalb dieses zu der Gruppe rechnete, die ‚noch nichts sind und nichts haben' im Gegensatz zu denen, ‚die nichts mehr sind und nichts mehr haben,' als er noch sagen konnte: ‚Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei.' Ich sage, jene Zeit der ‚Schulmeister' und ‚Plusmacher' (nach Samuel Heinicke) hat aufgehört. Heute bildet die Schule, der Lehrerstand ein soziales Faktum wie Kirche und Gemeinde. Leider wird sie im Vergleich zu diesen vom Staate als Stiefkind behandelt.

Wo sich die Öffentlichkeit mit Lehrer und Schule beschäftigt, kann man oft erfahren, wie gering man im großen und ganzen von ihnen denkt. Mir scheint es, als wenn wir Kollegen in Mecklenburg besonders darüber zu klagen haben. Das hat meines Erachtens darin seinen Grund, daß in keinem deutschen Staat — so weit ich die Verhältnisse übersehe — der Lehrer so sehr Kommunalbeamter ist wie hier in Mecklenburg. Zwar gibt sich hier wie dort die Öffentlichkeit mit ihnen ab, und das ist ihr gutes Recht. Aber es dünkt mich, ein Unterschied zu sein, ob es eine parlamentarische oder eine kommunale Öffentlichkeit ist. Jene hat ja durch den Parteieifer die wunderbarsten Konstellationen im Schulleben herbeigeführt, aber so rückständig, wie sich der mecklenburgische Kommunalismus in Schulfragen mit geringen Ausnahmen zeigt, ist jene doch nicht.

---

* Wir geben den obigen Ausführungen hier Raum, indem wir wiederholt bemerken, daß die Rubrik ‚Im Ringen der Zeit' den Charakter eines ‚Sprechsaals' hat, der nicht in gleicher Weise von dem programmatischen Standpunkt der Zeitschrift abhängig und beeinflußt ist wie bei den sonstigen Beiträgen. D. R.

Das wird so lange bleiben, wie Mecklenburg keine Verfassung hat, weswegen wir den Entschluß unseres Landesherrn, sie einzuführen, lebhaft begrüßt haben. Landtag und Regierung vermögen in Schulfragen schlecht zusammen zu regieren. Darum sind wir mehr oder weniger dem städtischen Kommunalismus anheimgegeben, der nicht weiter geht wie er geschoben wird, und von dem die Lehrerschaft für sich und die Schule seit Jahren fast vergebens bittet. Nur auf ihr fortgesetztes Bitten und Drängen hat er sich hie und da herbeigelassen, Mittel für Lehrer und Schule zur Verfügung zu stellen. Er hat kein Verständnis für Lehrer- und Schulfragen und betätigt sich deshalb auch nicht nennenswert auf diesem Gebiet — mit wenigen Ausnahmen. In einigen Städten sind die Lehrer sogar zum Kleben verpflichtet, und neulich teilte uns die Schulzeitung mit, daß ein siebenzigjähriger Lehrer aus der Altersversorgung auf Grund seiner Klebekarten eine jährliche Rente von 230 Mk. erhält. Der städtische Kommunalismus weiß z. B. nicht, daß die bessere finanzielle Lage der Lehrer der Schule Kraft zuführt, er weiß nichts von dieser Umsetzung des Stoffes in Kraft, wenn ich so sagen darf.

Wie sollten die einzelnen Mitglieder der Stadtverwaltung auch dazu kommen? Sie haben oft selbst nicht die gewünschte Besoldung als jährlichen Geschäftsumsatz und sind darum mit dem bekannten ‚Folglich' leicht bei der Hand; sie urteilen mit einer großen Äußerlichkeit über die Tätigkeit der Lehrer und die Aufgabe der Schule; sie haben oft nicht die besten persönlichen Beziehungen zu diesem oder jenem Lehrer und wollen über private Verhältnisse der Lehrer orientiert sein; sie sind über die städtischen Interessen hinaus für weitergehende Entwicklungen nicht zu haben, weil sie sie nicht genügend durchsehen können und werden in der Beharrung auf dem einseitigen Standpunkt oft noch von den Gebildeten bestärkt. Darum ist es gerade der städtische Kommunalismus, der bei uns im Obotritenlande so oft und in so verbitternder Weise die Wünsche der Lehrerschaft zunichte macht, und es als durchaus richtig erscheinen läßt, was Pretzel in der ‚Deutschen Schule' (XI, S. 204) schreibt: ‚Erst wenn sich im Volksbewußtsein die Erkenntnis durchgerungen hat, daß die Volksschule nicht nur ein notwendiges Übel, sondern eins der Fundamente ist, auf denen der nationale Wohlstand ruht, daß darum die für sie gemachten Aufwendungen kein verlorenes, sondern im eigentlichsten Sinne ein werbendes Kapital darstellen, wird ihre Leidensgeschichte enden.'

Doch wenn ich mich weiter in deutschen Landen umsehe, so finde ich dort Leidensgefährten der mecklenburgischen Schule, so finde ich, daß man bei rühmlichen Ausnahmen den Bestrebungen des Lehrerstandes und der von der heutigen Schule eingeschlagenen Entwicklung nicht wohlwollend ist. Man erspare mir die unerquickliche Arbeit, die Belege hiefür anzuführen. Unser Stand muß sich fortgesetzt eine Position nach der andern erst erkämpfen, wie es Jakob Beyhl in seiner bekannten Broschüre nachweist. Ich sehe unsere Feinde unter den Gebildeten. Sie sind zum Teil in ihrer Gegnerschaft nach der Art Treitschkes, der 1891 die Äußerung tat: ‚Es ist jetzt ein schlechter Geist unter den Volksschullehrern eingezogen, die sich von ihrer eigentlichen Beschäftigung abwenden und nur Versammlungen abhalten; ... es ist überhaupt eine Naseweisheit unter ihnen groß geworden, die anfängt, gefährlich zu werden. ... Dummen Bauernjungen das Einmaleins einzubläuen, kann einen gebildeten Mann nicht reizen. ... Dazu kommt, daß der Bauer auf den Schulmeister herabsehen kann, nicht bloß weil er gewisses Vermögen besitzt, der Lehrer dagegen ein armer Teufel ist, sondern weil der Bauer jenem auch geistig voransteht. Die Bewirtschaftung eines Gutes erfordert weit mehr Kenntnisse als der Lehrer besitzt.' Der andere Teil der Gebildeten ist darum unser Gegner, weil er nicht unser Freund ist. Wer nicht für die Schule ist, ist wider sie. Man erachtet die Volksschulfrage nicht dessen wert, daß man sich mit ihr auseinandersetzt, obwohl jedes politische Problem einen solchen Ernst erheischt, und die Volksschule ist sicher ein Problem. Sie erfordert deshalb denselben Respekt,

den man vor andern politischen Fragen, wie Ostmarkenpolitik, ‚Industriearbeiter und Industriebürger,‘ Schutzzoll oder Freihandel u. dgl. hat. Aber diese Frage und eine Reihe anderer werden so genau erörtert und so heiß umkämpft, daß man für die arme Volksschule nur wenig Worte hat. Wenn der preußische Landtag sich unlängst etwas länger mit Schuldebatten beschäftigte, so war das nicht das Interesse für die Schule, sondern die Parteimachtfrage, wodurch sie hervorgerufen wurden, weswegen ja auch der ganze Schulgesetzentwurf in seiner jetzigen Struktur mit Recht ein Kompromiß heißt. Und als kürzlich über die Teilung des Kultusministeriums geschrieben wurde, meinte die ‚Tägliche Rundschau‘: ‚Es dürfte bei den heutigen parlamentarischen Verhältnissen kaum erreichbar sein, die Volksschule unter ein besonderes Unterrichtsministerium zu bringen. Konservative, Zentrum und auch Freikonservative wären dafür kaum zu haben.‘ Und warum nicht? Aus Partei.

Das halte ich nicht für richtig. Ich finde, die politischen Parteien müßten sich mit der Schulfrage als mit einem Problem mehr beschäftigen, wobei der Gedanke an die Schule primär sein dürfte. Sie dürfte ihnen nicht die Münze sein, mit der man anderes bezahlt oder erhandelt. Ich weiß wohl, daß das noch lange ein frommer Wunsch sein wird. Die Schulfrage wird nach wie vor, trotzdem sie die Geistesentwicklung des Volkes bedeutet, vom Standpunkte der Partei aus erörtert, und die Selbstverständlichkeit, daß ihre objektive Behandlung eine Ehr- und Gewissenssache ist, nicht empfunden. *Die Anschauung von der Schule als einem wichtigen nationalen Institut hat sich bis jetzt bei den Gebildeten nicht durchgesetzt*; sie sind als die maßgebenden und berufenen Kreise zur Zeit nicht für die Schule zu haben.

Wie ist darum eine für die Schule ‚bessere Konjunktur‘ herbeizuführen? Das bringt uns dazu, die Kehrseite von ‚Lehrer und Öffentlichkeit‘ zu betrachten, indem wir den Ton auf Lehrer legen. *Dörpfeld* weist uns in seinem bekannten Wort: ‚Werdet besser, gleich wird's besser,‘ den Weg auf uns selbst. Das ist schulgeschichtlich eine weise Mahnung. Wenn wir den Entwicklungsgang unserer Schule bedenken, wenn wir die Gestalt eines Hübners mit der eines Lehrers von heute vergleichen, dann muß uns der Abstand fast überwältigend erscheinen. Es steht nicht zu leugnen, daß sich die Schule in diesem oder jenem Jahrzehnt der verflossenen Geschichte des warmen und freundlichen Interesses einer staatlichen Verwaltung zu erfreuen hatte: es bleibt dennoch eine historische Tatsache, daß der Schweiß der Kollegen früherer Tage uns die jetzige Höhe in der Schulentwicklung gebracht hat, *daß die Größen in der pädagogischen Wissenschaft besonders seit Pestalozzi ein unbestreitbares Verdienst in der Förderung des Ansehens von Schule und Lehrer haben*. Mögen sich maßgebende Kreise amtlich in entgegengesetztem Sinne äußern, mag auch in der Bürgervertretung einer mecklenburgischen Stadt gesagt sein: mit dem Lehrermangel sei es nicht so schlimm, es würden immer noch mehr Dienstmädchen als Lehrer verlangt, so haben wir doch aus unserer schulpolitischen Praxis dafür hie und da Beweise, daß man Verständnis für den Aufstieg in der Schulentwicklung zeigt. Und uns, die wir das Erbe unserer Väter anzutreten haben, muß darum unsere pädagogische *Wissenschaft* als ein starker Hebel erscheinen, mit dem wir die Widerwärtigkeiten und Hemmnisse aus dem Wege räumen; wir müssen *in erster Linie* die Ergebnisse der Forschungen in unserem Fach forttragen und fortleben. Das gibt uns den nötigen inneren Halt und die Beharrlichkeit im Kampf. Es hat das Interesse an der Sache und die unerschütterliche Überzeugung von der Bedeutung, Richtigkeit und Notwendigkeit ihrer Bestrebungen — ‚Was ist Lehrer als ein Lehrer, der ein Vater ist nicht des Fleisches und Geblütes, sondern des Geistes und Gemütes‘ (Rückert) — der deutschen Lehrerschaft schon immer den viel bewunderten Idealismus verliehen.

Diese Überlegungen gehen von der Tatsache aus, daß das Ansehen und die Bedeutung des Lehrerstandes der Schule und ihren Ansprüchen förderlich ist. Darum muß der Lehrerstand um der Schule willen überall da, wo es sich macht, das Urteil der Allgemeinheit korrigieren. Können wir es nicht durch unsere Erzieherarbeit in der Schule — und leider wissen viele nicht, daß sie schwer ist, — so müssen wir es durch unsere allgemeine Bildung bewirken. Mit der jedoch, die wir bis jetzt erreichen, geht's selbstverständlich nicht. Darum muß der Ruf nach tieferer Bildung, zu der der Staat die Hilfe gewährt, immer lauter werden, wir müssen fortgesetzt betonen, daß unsere Bildung eines anderen Unterbaues benötigt. Die allgemeine Bildung muß mit der Erreichung des ‚Einjährigen' den Abschluß finden, damit die Möglichkeit der Aufnahme in ein Seminar gewähren, wo nur Fachunterricht von Fachlehrern erteilt wird. Oder wie Professor Rein will: Erstes bis fünftes Schuljahr die allgemeine Volksschule; sechstes bis zwölftes Schuljahr die Ober-Realschule (mit Französisch und Englisch) und darauf Lehrerseminar und Universität. Wir hätten dann eine solche Bildung, daß wir nicht wie heute in den Kreisen, die auf Bildung Anspruch machen, über die Schulter angesehen werden. Oft wissen solche Leute gar nicht, wie weit die Lehrerbildung reicht, und urteilen nicht selten nach dem dunklen Erinnerungsbild eines Schulmeisters von früher.

Ferner müssen wir uns von der Gewohnheit der Isolierung frei machen. Es ist nicht richtig, daß wir uns einzig und allein als Lehrer fühlen. Wir sind Gemeindemitglied so gut wie jeder andere. Wir haben gegen die Gemeinde so gut Pflichten wie jeder andere. Dessen sollten wir uns bewußt werden. Wir sollten der Gemeinde mehr geben als unsere Steuern. In diesem Punkt sind wir noch viel zu lässig. Auf unsere Mitbürger könnten eine Reihe von uns durch Betätigung in der Gemeinde Eindruck machen. Manchmal sind wir ihnen noch recht unbekannt. Die Kollegen in den größeren Städten sind uns in diesem Punkte weit voraus. Wir würden schneller vorwärts kommen, wenn wir die Politik der guten Sache, unserer guten Sache, der wir immer vertrauen, und die sich nach unserer Meinung schließlich durchsetzen muß, meistens aber nicht tut, einschränkten, dafür aber die vorliegenden Verhältnisse beim Schopf faßten, prüften und ihnen gemäß handelten. — Überhaupt sind wir heutzutage ja glücklicherweise mehr und mehr aus einer abwartenden Stellung herausgekommen, nach meiner Ansicht ist diese Entwicklung erst in den Anfängen. Wir dürfen nicht auf dem Umwege, daß sich bei den maßgebenden Kreisen die Einsicht von der Bedeutung unserer beruflichen Arbeit durchsetzt, eine Änderung erhoffen. Wir müssen den geraden Weg der Forderung und des Aufrollens eines Programmes immer mehr betreten und vertreten. Die Signatur des Lehrerdaseins ist der Kampf, und das wird sie noch lange bleiben, denn es ist so, wie die ‚Päd. Ztg.' im vorigen Jahr schrieb: ‚Der Volksschullehrer ist in der modernen politischen Entwicklung ein zu wichtiger Faktor, als daß die Träger überlebter staatlicher und gesellschaftlicher Formen sich mit ihm aussöhnen könnten. Nur durch Arbeit und Kampf vieler aufeinanderfolgender Geschlechter wird allmählich die Volksschule die ihr gebührende Stellung erlangen.' Ernst Demer.

Nochmals vom deutschen Zentrum.

Was ist das Zentrum? Es klingt fast komisch, daß man noch nach dem Wesen des Zentrums fragt, nachdem dasselbe seit mehr als dreißig Jahren bestanden hat, ein Jahrzehnt hindurch im deutschen Reichstag ‚ausschlaggebend' gewesen und auch heute noch in mehr als einer Richtung ‚ausschlaggebend' ist. Und doch ist diese Frage sehr erklärlich.

Zunächst sind es die mannigfachen Gegner des Zentrums, welche immer wieder nötigen, mit dem Wesen des Zentrums sich zu beschäftigen. Immer aufs neue stellen sie die Behauptung auf, das Zentrum sei eine konfessionelle Fraktion. Bismarck selbst war es, der in dieser Beziehung den Ton angab, als er Anstalten machte, den ‚großen Kulturkampf' zu beginnen. Schon am 30. Januar 1871 bezeichnete er im preußischen Landtag die Zentrumsfraktion als eine der ‚ungeheuerlichsten Erscheinungen' auf politischem Gebiete, als ‚eine konfessionelle Fraktion', ‚eine rein konfessionelle Fraktion', der man nur die Gesamtheit aller evangelischen Fraktionen gegenüberstellen könne.

Seitdem wird unablässig mit dem angeblich konfessionellen Charakter des Zentrums gearbeitet, allerdings nicht immer mit gleichem Nachdruck. Es hat Zeiten gegeben, wo weniger davon die Rede war. Fürst Bismarck sprach ja auch seinerseits nicht mehr von der ‚ungeheuerlichen Erscheinung', als er mit Hilfe des Zentrums die Wendung in der deutschen Zollpolitik herbeiführte und seine ganze Autorität einsetzte, um in dem kirchenpolitischen Konflikt in Preußen einen für beide Teile erträglichen modus vivendi herbeizuführen. Damals erhob er das Zentrum sogar unter die ‚staatserhaltenden' Parteien. Und auch die der Regierung näher stehenden Parteien wurden sparsamer mit dem Vorwurf der Konfessionalität; nur wenn dem Zentrum irgend ein Zugeständnis auf kirchenpolitischem Gebiete gemacht wurde, war man damit wieder bei der Hand.

So oft aber ein schärferer Gegensatz zwischen der Regierung oder den andern Parteien und dem Zentrum hervortrat, lebte auch die Bezichtigung des Zentrums als konfessionelle Fraktion, als ‚Fremdkörper' in unserm Staatswesen wieder in aller Schärfe auf. So war es in den letzten Jahren der Fall, als besonders unter der Einwirkung des Evangelischen Bundes die konfessionellen Gegensätze sich wieder mehr und mehr zuspitzten und erst recht, nachdem am 13. Dezember vorigen Jahres die Reichstagsauflösung gegen das Zentrum erfolgt war. Es gibt geradezu publizistische Spezialisten auf diesem Gebiete, wie der frühere Jesuit Graf Paul Hoensbroech und der Professor der altkatholischen Theologie Dr. Goetz in Bonn.

In den dem Zentrum gegnerischen Kreisen sagte man sich und sagt man sich, daß es kein wirksameres Agitationsmittel gegen die Stellung des Zentrums in unserm öffentlichen Leben gebe als die Unterhaltung und Verbreitung der Vorstellung, die Zentrumspartei beziehungsweise die Zentrumsfraktion seien lediglich im Interesse der ‚römischen' Kirche geschaffene, lediglich dieser Kirche dienstbare Organisationen. Dieses Agitationsmittel hat auch in dem heftigen Wahlkampfe nach der vorigjährigen Reichstagsauflösung wieder besonders herhalten müssen, und es hat auch seine Dienste getan, selbst in Landesteilen, wo die ‚römische' Kirche kaum in Betracht kommt.

Also die Abwehr nach der Seite der Gegner erforderte, daß immer wieder der nicht konfessionelle Charakter des Zentrums dargetan wurde. Die Zentrumspresse, namentlich die führende Zentrumspresse konnte dieser Aufgabe sich nicht entziehen. Und sie hat auch aus der Gründungsgeschichte des Zentrums und aus seiner gesamten Tätigkeit in unseren Parlamenten des öfteren den Beweis geführt, daß das Zentrum eine politische Fraktion war, ist und sein will. Dabei konnte bedauerlicher Weise nicht in Abrede gestellt werden, daß auch auf katholischer Seite manches geschehen ist, was der Vorstellung von dem konfessionellen Charakter des Zentrums Nahrung zu geben geeignet erschien.

So waren es nicht die Gegner allein, welche die Erörterung der Frage nach dem Wesen des Zentrums notwendig machten. Auch solche, die auf dem Boden des Zentrums zu stehen erklärten, ergingen sich ex variis causarum figuris mündlich und schriftlich in Wendungen, welche erkennen ließen, daß sie über den

Charakter des Zentrums im Unklaren waren oder auch ein gewisses Halbdunkel gewissen Sonderbestrebungen für dienlich erachten.

Manchmal war dabei wohl nur Bequemlichkeit im Spiel. Es ist in der Tat weit bequemer, ein katholisches Blatt zu redigieren als ein Zentrumsblatt; es ist viel bequemer, in einer Wählerversammlung lediglich an die katholischen Instinkte einer katholischen Zuhörerschaft zu appellieren, als die Grundsätze und das Programm der politischen Zentrumspartei darzulegen.

Nicht selten mußte aber auch die mehr oder minder bestimmte Inanspruchnahme des katholischen Charakters für das Zentrum das Feigenblatt für Disziplinlosigkeit und Verfolgung einseitiger Sonderinteressen innerhalb der Zentrumspartei abgeben. An einer andern Stelle habe ich einmal gesagt: Es gibt bei uns noch immer Leute, welche glauben, das Zentrum sei ein Konglomerat von Menschen, welche glauben, sie brauchten nur recht laut zu rufen: Wir sind katholisch, um im übrigen wie eine Hammelherde wild durcheinander und gegeneinander rennen zu können.

Allerdings sprechen in manchen Kreisen auch idealere Beweggründe bei dem Bemühen mit, etwas von Konfessionalität beim Zentrum zu retten. Man fürchtet, der politische Charakter des Zentrums bringe die Gefahr, daß der Katholizismus seiner katholischen Mitglieder langsam verblasse, und mache sie zu bedenklichen Konzessionen auf religiös-kirchlichem Gebiete geneigter. Nichts hat bisher diese Befürchtung gerechtfertigt. Die konfessionelle Überzeugungstreue der Katholiken im Zentrum in allen religiösen Dingen ist unerschüttert geblieben, wie auch die Evangelischen, welche dem Zentrum näher getreten sind, ihrem religiösen Bekenntnis nichts vergeben haben. Dr. Bruel, der hervorragendste evangelische Hospitant des Zentrums, war bis an sein Lebensende ein strenger Altlutheraner.

Die energische Betonung des politischen, nicht konfessionellen Charakters des Zentrums war also auch nach katholischer Seite unerläßlich und ist auch nicht ohne Erfolg geblieben. Immer seltener waren Entgleisungen der angedeuteten Art zu verzeichnen, welche den Gegnern das Geschäft der Anschwärzung des Zentrums als einer konfessionellen Fraktion erleichterten. Man kann sagen, daß heute der Satz von dem politischen Charakter des Zentrums innerhalb der Zentrumspartei selbst wie ein rocher de bronze stabiliert ist.

Von besonderem Interesse erscheint mir in dieser Beziehung ein Aufsatz von Dr. Krueckemeyer ‚Ist das Zentrum eine konfessionelle Partei?‘ im eben erschienenen elften Hefte der historisch-politischen Blätter. Dr. Krueckemeyer hat sich seiner Zeit in den gelben Heften gegen meinen sogen. Turmartikel gewandt, welcher das meines Erachtens an einzelnen katholischen Stellen herrschende Zuviel an konfessioneller Abgeschlossenheit bekämpfte und namentlich den politischen, nicht konfessionellen Charakter des Zentrums scharf betonte. Dr. Krueckemeyer sprach in diesem Artikel mit Bezug auf die Zentrumspartei von der Notwendigkeit der Betätigung der katholischen Weltanschauung im staatlichen Leben und in der Gesetzgebung.

Es war zu erwarten, daß dieser Satz von den Gegnern des Zentrums würde aufgegriffen und als Beweis dafür angeführt werden, daß allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz das Zentrum doch als konfessionelle Partei anzusprechen sei. Ich kann es den Gegnern nicht verdenken, daß sie sich des Krueckemeyerschen Satzes bemächtigt haben, um daraus zu deduzieren, daß Dr Krueckemeyer es mit dem Zentrum als konfessioneller Partei halte. Der Gegenbeweis ist nicht durch die Anführung erbracht: ‚Die katholische Weltanschauung ist eben in ihren Grundzügen identisch mit der allen gläubigen Christen gemeinsamen christlichen Weltanschauung.‘ In der katholischen Weltanschauung ist doch manches, was die Evangelischen nicht als gemeinsam anerkennen werden und was sie insbesondere nicht durch die Gesetzgebung verwirklicht sehen möchten. Der fragliche Satz ist und bleibt anfechtbar und wäre besser rückhaltlos und unumwunden preis-

gegeben worden. Umsomehr muß Notiz davon genommen werden, daß auch Dr. Krueckemeyer in dem oben zitierten Aufsatz jetzt sehr entschieden zum Zentrum als politischer Partei sich bekennt und gegenüber Professor Götz und der ‚Köln. Zeitung' einen konfessionellen Charakter des Zentrums entschieden bestreitet.

Letzteres tut auch der gegen die Schrift ‚Das deutsche Zentrum' von Professor Martin Spahn polemisierende viel bemerkte Aufsatz im Maihefte von ‚Hochland'. Ich zitiere wörtlich: ‚Eine politische Partei war das Zentrum von allem Anfang an. Es wollte eine politische Partei sein nach seinem Programm und nach den Absichten seiner Führer. Das hat schon Bischof Ketteler in seiner Schrift vom Jahre 1872 nachdrücklich geltend gemacht. Durch die geschichtliche Entwicklung aber ist es erst recht dazu geworden.' Und weiter: ‚Das Zentrum bleibt, was es war. Eine politische Partei, mit politischem Programm, mit politischen Grundsätzen, politischen Aufgaben und Zielen, keine religiöse oder konfessionelle Partei in dem Sinne, daß es ausschließlich katholische Interessen vertreten oder politische Fragen unter kirchlichen Gesichtspunkten zu bemessen hätte.'

Wenn allerdings der Verfasser des Hochlandaufsatzes zu dem Ergebnis gelangt, daß das Zentrum ‚als die historisch gewordene Organisation der katholischen Minderheit in Deutschland eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage' sei, so kann ich diese Formel als eine glückliche nicht erachten und mich der Befürchtung nicht entschlagen, daß sie von gegnerischer Seite eben wie der vorhin erwähnte Krueckemeyersche Satz gegen den politischen, nichtkonfessiollen Charakter des Zentrums gedeutet und ausgebeutet werden wird.

In der ‚Köln. Volksztg.' ist denn auch alsbald von drei Seiten gegen die Formel: das Zentrum ‚eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage' Einspruch erhoben worden: in einem eingehenden Artikel in Nr. 436, der einen hervorragenden Publizisten zum Verfasser hat; einem Artikel in Nr. 454, welcher von einem alten Zentrumsparlamentarier herrührt, und endlich einem Artikel in Nr. 478, der gleichfalls aus der Feder eines Parlamentariers geflossen ist.

Es würde über den Rahmen meiner Ausführung hinausgehen, wenn ich alle diese Darlegungen analysieren wollte. Mir ist es hier nur darum zu tun, auf das Material zur Beantwortung der Frage ‚Was ist das Zentrum?' hinzuweisen. Neuerdings ist hinzugekommen der Abschnitt 21 des eben erschienenen Huesgenschen Windthorstbuches, welcher auf Grund des Aktenmaterials die Frage ‚das Zentrum keine konfessionelle, sondern eine politische Partei' behandelt. Hier wird durch die Geschichte der Fraktionsbildung dargetan, daß die Gründer des Zentrums von einer katholisch-konfessionellen Partei nichts wissen wollten. Die erfahrenen Parlamentarier, welche das Zentrum ins Leben riefen, hatten ja, wie Huesgen sagt, aus der Zeit der katholischen Fraktion ‚die bittere Erfahrung hinter sich, daß schon der leiseste Anflug einer konfessionellen Färbung genügte, jede politische Aktion zu verdächtigen und lahm zu legen.' Sie wollten auch den Schein einer konfessionellen Partei vermeiden, welche Peter Reichensperger bei der bezüglichen Besprechung im Hause des Herrn von Savigny als ‚ein Unglück' bezeichnete.

Möchten Alle, die innerhalb der Zentrumspartei an der Erörterung über das Wesen des Zentrums sich ferner beteiligen, diesen Schein ebenso sorgsam vermeiden, wie die Gründer der Fraktion es getan haben. Hier müssen alle Zweideutigkeiten ausgeschlossen sein und bleiben, wenn wir mit Erfolg den immer auf's neue einsetzenden Angriffen gegen das Zentrum als angeblich konfessionelle Partei begegnen wollen. Auf dem Boden unserer modernen Verfassungsstaaten hat eine konfessionelle parlamentarische Bildung keine Daseinsberechtigung und nicht die Möglichkeit dauernden Bestandes. Schon Bischof von Ketteler erkannte an, daß der Vorwurf Bismarcks, das Zentrum sei als konfessionelle Fraktion eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete, berechtigt sein würde, wenn er den Tatsachen entspräche. Und der parlamentarische Verfasser des Artikels in Nr. 478

der ‚Köln. Volksztg.' sagt mit großer Entschiedenheit: ‚Im modernen Rechtsstaate ist eine konfessionelle Partei ein Unding, ein Widerspruch in sich und die Negation des gesamten heutigen Staatslebens. Die Erklärung des Zentrums zur konfessionellen Partei wäre gleichbedeutend mit einem politischen Selbstmord, mit der Verurteilung zur Untätigkeit, zu langem Siechtum, zur Auflösung.'

Man gebe es endlich auf, den politischen Charakter des Zentrums in irgend einer Weise in Zweifel zu ziehen. Es gibt keinerlei Erwägungen, welche das rechtfertigen könnten, auch keine Erwägungen kirchenpolitischer Natur. Auch die Freiheit der Religionsübung des katholischen Volksteils kann am wirksamsten durch eine politische Fraktion geschützt und gesichert werden. Wenn absolut definiert werden soll — periculosa omnis definitio — so bezeichne man das Zentrum als politische Partei auf christlicher Grundlage. Diese Definition ist haltbar und unbedenklich; sie läßt sich aus der Geschichte und der Gesamttätigkeit des Zentrums begründen. Alles, was darüber hinaus geht, ist vom Übel.

Dr. Jul. Bachem.

Zu den vorstehenden Ausführungen glaubt der Verfasser des im Maiheft erschienenen Aufsatzes folgendes bemerken zu sollen.

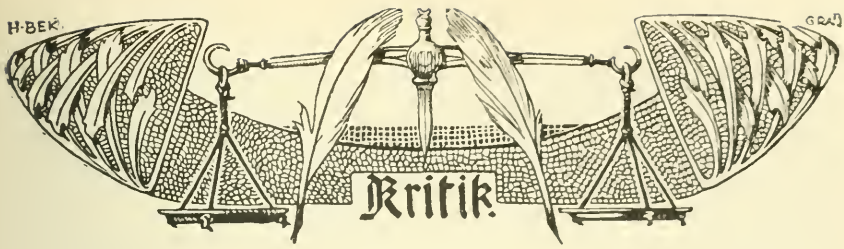
Der politische Charakter des Zentrums im Unterschiede von einer konfessionellen Partei ist dort aufs bestimmteste anerkannt, wie auch Herr Dr. Julius Bachem zugibt und die von ihm zitierten Stellen unzweideutig herausstellen. Im Verlaufe der Erörterung wird dies näher dahin präzisiert, das Zentrum sei eine politische Partei auf konfessioneller Grundlage. Herr Dr. J. Bachem erachtet dies nicht als eine glückliche Formulierung. Darin wird er recht haben. Das Wort ist allgemein mißverstanden worden, man hat darin eine programmatische Formulierung erblicken wollen. Für jemand, der den fraglichen Aufsatz gelesen hat, ist das zwar nicht recht verständlich. Dort wird berichtet, die Begründer der Fraktion hätten gewünscht und gehofft, daß auch andere als Katholiken beitreten möchten, und hinzugefügt: ‚Das Programm, welches die kirchliche Freiheit niemals im Sinne einer Privilegierung der katholischen Kirche verstanden wissen wollte, war kein Hindernis.' Die Erwähnung der konfessionellen Grundlage sollte nur eine Tatsache feststellen. Das Zentrum war in seinem Beginn eine Vereinigung katholischer Abgeordneter. Spahn erzählt von einer an die katholischen Abgeordneten gerichteten Aufforderung, der neu zu gründenden Fraktion beizutreten. Die Wählerschaft, die sie entsandt hatte, bestand aus Katholiken. Ihren Wünschen entsprach, in Voraussicht der kommenden Kämpfe, die Bereitstellung einer parlamentarischen Vertretung ihrer kirchlich-religiösen Interessen, wenn auch natürlich nicht dieser allein. Die Hoffnung der Begründer hat sich nicht erfüllt. Der einzigartige Hr. v. Gerlach und die welfischen Hospitanten haben die Zusammensetzung der Fraktion nicht merklich verändern können. Andere Wahlkreise als solche mit überwiegend katholischer Bevölkerung haben nur in einzelnen Ausnahmefällen Zentrumsvertreter gewählt. Jene Formulierung sollte also besagen: Trotzdem das Zentrum grundsätzlich keine konfessionelle Partei war und ist und auch niemals konfessionelle Politik getrieben hat, ist es doch die ‚Katholikenpartei', wie Maximilian Harden sagt, geblieben. Aber jede Ausdrucksweise, welche Mißverständnisse nahe legt, ist vom Übel, und so seien die Worte ‚auf konfessioneller Grundlage' hiermit ausdrücklich gestrichen.

Ist die Sache damit erledigt? Vielleicht, vielleicht auch nicht! Für diejenigen, welche sich mit so nachdrücklichem Eifer dagegen verwahren, daß in irgend einem Sinne von einem konfessionellen Charakter des Zentrums gesprochen werden dürfe, sind zwei Gründe bestimmend. Erstens die Erinnerung an gewisse Strömungen älteren Datums, welche dahin gingen, von den Mitgliedern des

Zentrums sei nur Übereinstimmung in kirchlich-religiösen Fragen zu verlangen, die Entscheidung in allen anderen müsse dem Belieben des einzelnen überlassen bleiben. Das wäre freilich das Ende einer politischen Partei und zugleich auch das Ende eines wirksamen parlamentarischen Schutzes der kirchlich-religiösen Interessen selbst. Hiervon ist auch der Verfasser des Hochlandartikels überzeugt und seine Ausführungen widersprechen dem in keinem Punkte. *Zweitens* der Mißbrauch, welchen die Gegner mit dem angeblich konfessionellen Charakter des Zentrums getrieben haben, — und auch in Zukunft weiter treiben werden. Darüber darf man sich nicht täuschen. Die schönsten grundsätzlichen Darlegungen, die energischsten Proteste vermögen nichts gegen politische Leidenschaft und konfessionelles Vorurteil. Man wird sich darauf berufen, daß katholische Geistliche an der Parteileitung, der Organisation, der Agitation für das Zentrum lebhaften Anteil nehmen und daraus die Berechtigung für den Vorwurf einseitiger Konfessionalität herleiten. Soll das Zentrum darum auf die wirksame Unterstützung des Klerus verzichten? Soll etwa eine reinliche Scheidung vorgenommen werden, damit der politischen Partei nicht länger jener Vorwurf gemacht werden könne, und andererseits auch die Kirche davor behütet bleibe, durch das Vorgehen der politischen Partei irgendwie und irgendwo kompromittiert zu werden? Es würde nichts fruchten, solange die Zentrumswählerschaft auf Wahlkreise mit überwiegend katholischer Bevölkerung beschränkt bleibt *und zugleich das religiöse Element noch einen Bestandteil des Programms bildet*. Denn das religiöse Element nimmt, sobald es die Sphäre des bloß Gefühlsmäßigen überschreitet, notwendigerweise konfessionelle Form und Färbung an. Man müßte es also aus dem Programm streichen, damit aber bekennen, daß das Zentrum von heute ein anderes ist, als das der 70er und 80er Jahre. Möglich, daß es schon jetzt Kreise gibt, wo die politisch gebildeten Wähler auch bei völliger Ausschaltung des religiösen Elements jeder Etappe der Zentrumspolitik mit rückhaltloser Zustimmung folgen würden. Da, wo organisierte Industriearbeiter das Gros bilden, mag dies der Fall sein, anderswo wird es nicht in gleichem Maße zutreffen. Über den Gegensatz der Interessen, wie sie insbesondere in wirtschaftlichen Fragen hervorzutreten pflegen, hat bisher die Erinnerung an das gemeinsam hochgehaltene religiöse Element hinweggeholfen. Will man in Zukunft darauf nicht verzichten, so wird auch die Anklage der Gegner nicht verstummen. Darum sollte man nicht allzu ängstlich sein und es nicht tragisch nehmen, wenn einmal im eigenen Lager ein Redner oder Schriftsteller — was aber in jenem Hochland-Aufsatze nicht der Fall gewesen ist — bei Erwähnung des religiösen Elements die konfessionelle Färbung stärker hervortreten läßt, als nach Wortlaut und Sinn des Programms für zutreffend erachtet werden darf.

Zum Schlusse sei noch einmal ausdrücklich darauf verwiesen, daß der Aufsatz eine *Kritik des Spahnschen Buches*, nicht eine Darlegung der Zentrumspolitik sein wollte. Einer Auffassung, als ob das, was man heute so nennt, seinen Grundzügen nach von Anfang an in Windthorsts Seele festgestanden und als ob er in bewußter Absicht hierauf die Mitglieder vereinigt hätte, sollte eine Würdigung des historischen Werdegangs und der denselben bedingenden Faktoren entgegengestellt werden. Das war das Ziel und dazu glaubte sich der Verfasser berechtigt, weil er nicht erst nachträglich aus Büchern und Mitteilungen anderer Kenntnis von den Dingen erhalten, sondern die Ereignisse der sechziger und siebenziger Jahre *miterlebt* hat, wenn auch als einfacher Soldat.

V. E. T.



Friedrich Naumanns religiöse Schriften.

Das krampfhafte Bemühen der ‚freien', d. h. von keinerlei dogmatischen oder traditionellen Voraussetzungen getragenen Theologie, rein mit den Mitteln der historisch-philologischen Textkritik den ‚historischen Christus' aus dem Schutte der Jahrhunderte auszugraben, darf als endgültig gescheitert gelten. Einer ihrer konsequentesten Anhänger, der radikale Kalthoff, hat, so wenig auch seine in das entgegengesetzte Extrem verfallende Forschungen auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen dürfen, doch die Lage durchaus richtig gezeichnet, wenn er von der ‚Sisyphusarbeit' jener ‚Religionswissenschaftler' sagt: ‚In Ermangelung jeder historischen Bestimmtheit ist der Name Jesus für die protestantische Theologie ein leeres Gefäß geworden, in welches jeder Theologe seinen eigenen Gedankeninhalt hineingießt.' Und vielleicht ist es ein richtiges Symptom des bevorstehenden Zusammenbruchs der ganzen unheilvollen Richtung, wenn jetzt sogar ein Frenssen durch seinen Roman ‚Hilligenlei' die innere Leere des Phantoms vom ‚historischen Jesus' poetisch zu verbrämen und dadurch jene Gedankengänge zu popularisieren sucht. Ist es doch eine alte Beobachtung, daß irreleitende Geistesströmungen gerade dann die Tendenz zeigen, in die weiteren Volksschichten einzudringen, wenn sie im Bereiche der eigentlichen Wissenschaftlichkeit bereits abgewirtschaftet haben. Die ehrlichen unter den liberalen Theologen bekennen daher schon selber die alte Weisheit, ‚daß wir nur den Christus kennen, den die Gemeinde glaubte, und daß der dahinterliegende historische Jesus uns für ewig unerreichbar ist' — was sich mit dem katholischen Traditionsprinzip so ziemlich deckt —; und insgeheim ist wohl die ganze negative Evangelienkritik überzeugt, daß man sich ‚in eine theologische Sackgasse' verrannt habe. Wie dem auch sein mag, jedenfalls verschmäht es eine immer größer werdende Reihe religiös gestimmter Geister, sich solcher Krücken zu bedienen, um über die Konstruktionen der textkritischen Theologen hinweg zu einer persönlichen Fühlung mit Gott zu gelangen. Weil sie an dem religiösen Zweck der historisch-wissenschaftlichen Jesusforschung verzweifeln, lehnen sie es ab, den alten ‚Heiland' als maßgebenden Führer zur Gottheit anzuerkennen. Jesus gilt ihnen höchstens als der erste, dem die rechte Vorstellung von dem persönlichen Verhältnis des Menschen zu Gott als seinem Vater, von dem Werte der Einzelseele aufgeleuchtet sei, jedenfalls nur als eine Etappe auf dem Entwicklungsgange der religiösen Idee. Lediglich aus einer gewissen Pietät für den großen ‚Bahnbrecher' bedienen sie sich seiner Terminologie, um in die alten Formen ihre Gedanken zu gießen und so die von dem Nazarener gelegten Keime einer Religion ‚des Geistes und der Wahrheit' weiterzubilden — unbewußt vielleicht, aber unzweifelhaft, mögen sie auch noch so sehr beteuern, nur den verschütteten Urquell Jesu aufdecken zu wollen. Und von ihrer Seite, scheint mir, droht dem positiven Christentum der Tradition eine größere Gefahr als von dem Fetisch des ‚historischen Christus', weil sie bisweilen wirklich religiöse

Herztöne anzuschlagen und zu treffen wissen, wie sie bei dem hie und da mechanisch gewordenen konventionellen Religionsbetrieb der bestehenden Kirchengemeinschaften manchen Suchenden — zweifellos oft nicht ohne deren eigene Schuld — leider lange nicht mehr in die Seele geklungen sind. Die Richtung, welche sie dem religiösen Empfinden der Gegenwart geben möchten, mag durch eine der hervorstechendsten Gestalten jenes Anschauungskreises, dem natürlich der ganzen Auffassung entsprechend jeder Organisationsgedanke fernliegt, kenntlich gemacht werden. Dabei handelt es sich also nicht um die erschöpfende Behandlung des Mannes in seiner Gesamtbedeutung, sondern er kommt nur insofern in Betracht, als er für den angedeuteten Grundzug des religiösen Suchens unserer Tage gewissermaßen typisch erscheint.

Eine in jeder Beziehung markante Persönlichkeit ist der bekannte nationalsoziale Utopist oder Idealist Friedrich Naumann.* Als Illusionspolitiker hat dieser Mann bis auf diesen Tag viel von sich reden gemacht und mußte manchen berechtigten und wohl noch mehr unberechtigten Spott der Neunmalweisen über sich ergehen lassen. Seine Bedeutung scheint mir in der Tat weniger auf dem Gebiete der Politik, für welche ihm zu sehr der Sinn für das aktuell Mögliche abgehen dürfte, zu liegen als vielmehr im Geistesgeschichtlichen und speziell in der Richtung der religiösen Entwicklung. In letzterer Hinsicht halte ich ihn für einen Charakterkopf ersten Ranges, der in späteren Perioden voraussichtlich viel größerer Beachtung gewürdigt werden wird als jetzt. Der ehemalige Pfarrer Naumann kommt von der evangelischen ‚Inneren Mission' und den Kreisen der Christlich-Sozialen her, ließ sich dann allmählich durch seine Auffassung von der ökonomischen und sozialen Entwicklung immer mehr nach links drängen, bis er — der Verfechter eines demokratischen Imperialismus und einer nationalen Weltpolitik — nach dem Fiasko seiner verfrühten Gründung einer ‚nationalsozialen' Partei das Heil im Zusammenschluß aller ‚freiheitlichen' Elemente (incl. Sozialdemokratie), in einem ‚Block' gegenüber der ‚Reaktion', erblickt und von der in seinem Kopfe sich wunderlich malenden Mischung von Nationalismus, Liberalismus und Sozialismus die Größe der deutschen Zukunft erhofft.** Obgleich er selber glaubt, daß der Theologe im Politiker untergegangen sei, so ist doch der Grundzug seines Wesens der eines religiösen Propheten, und sein Weltbild ist trotz aller wirtschaftspolitischen Verbrämung ein religiöses geblieben. Religiös freilich im obigen Sinne eines alles durchdringenden lebendigen Gottesgefühles, für das Jesus nur insofern Grundlage ist, als er den Ausgangspunkt bildet, und vor allen Dingen nicht im Sinne eines fertigen Systems. Das betont er selber scharf, indem er die Worte C. F. Meyers (in ‚Huttens letzte Tage') auf sich anwendet:

‚Ich bin kein glatt geschrieben Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.'

* Über seine Gesamterscheinung informiert im allgemeinen gut das Buch von H. Meyer-Benfey, ‚Friedrich Naumann. Seine Entwicklung und seine Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart.' Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1905. Der Eindruck wäre ein ruhigerer, wenn der Verfasser nicht seine Spezialliebhaberei für Kant so aufdringlich hervortreten ließe.

** Die Grundzüge seiner politischen Anschauungen hat er niedergelegt in ‚Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik'. 3. neubearbeitete Auflage. 1904, Buchverlag der ‚Hilfe', Berlin-Schöneberg, und in ‚Neudeutsche Wirtschaftspolitik', ebenda 1906. Manche interessante Streiflichter auf Naumanns politische und nationalökonomische Ideen fallen auch aus dem die Ergebnisse einer Orientreise enthaltenden Buche ‚Asia'. 4. Auflage. Verlag der ‚Hilfe', Berlin-Schöneberg 1901.

Die ersten, allerdings noch nicht fest umrissenen Niederschläge seiner eigentümlichen religiösen Auffassung, die uns hier interessieren soll, haben wir vor uns in den Sonntagsbetrachtungen, die er einige Jahre hindurch regelmäßig an der Spitze seiner Wochenschrift ‚Die Hilfe' veröffentlichte, und die jetzt unter dem Titel ‚Gotteshilfe' gesammelt vorliegen.* Sie sind — verdientermaßen — viel beachtet worden, schon um ihres literarischen Wertes** willen. Uns kommt es auf ihren religiösen Charakter an. Schon rein äußerlich muß auffallen, daß ein so moderner Theologe wie Naumann in keiner Weise die eigentlich theologischen (z. B. evangelienkritischen) Streitfragen beachtet; sie scheinen für ihn, obwohl er sie kennt, nicht vorhanden zu sein: er geht, intellektuell anscheinend resigniert, auf praktisch-religiöse Werte aus — für diejenigen, ‚die mitten im Leben der neuen Zeit ein persönliches Verhältnis zum Christentum finden möchten,' und zwar, wie er scharf betont, selber als ‚Suchender'. Er meint, unsere Zeit sei nicht religiös schöpferisch, doch bilde sich die Religion von selbst fort, und diese Entwicklung wurzele in Jesus. Doch solle niemand den Schluß machen, ‚weil wir in keiner Zeit religiöser Neueroberungen leben, deshalb sei die Religion als solche tot ... Es besteht viel religiöse Sehnsucht, selbst in Kreisen, die für gottesfeindlich ausgegeben werden. Dieser Sehnsucht zum Ausdruck zu verhelfen, ist religiöse Aufgabe, denn nur aus ihr heraus wächst neuer besserer Glaube.' Formell und zum größten Teile auch inhaltlich ist es noch jenes bekannte, etwas verwässerte Christentum im Stile der mittelparteilichen Hofprediger, aber ehrlich praktisches, soziales Christentum, in dem Jesus als Vorbild und Norm des Lebens hervortritt. Unter Ablehnung einer ‚Religion der Zukunft' wird an Jesus, als der ‚persönlichen Offenbarung Gottes' (?) festgehalten: ‚Wir haben vieler Menschen Bücher gelesen, wir waren in vielen Versammlungen und hörten begeisterte Reden, aber kein einziger war dir ähnlich.' Doch je mehr die ‚Hilfe'-Andachten zeitlich fortschreiten, um so deutlicher wird die Loslösung von der Tradition: das Theologische tritt zurück, ja auch das spezifisch Christliche verliert seine Bedeutung, je mehr der Verfasser Gott im Leben der Gegenwart entdeckt (man vergleiche z. B. die Andacht ‚Im Eisenwerk'). Man kann sagen, daß Naumanns religiöse Entwicklung mit dem Jahre 1902 abgeschlossen ist; von diesem Zeitpunkt an hören die Andachten in der ‚Hilfe' auf, es erschienen nur noch die ‚Briefe über Religion', in denen er einstweilen Abschied von der Behandlung religiöser Dinge nimmt, und die wir als das Resultat jener Entwicklung anzusehen haben; auch sie liegen in Buchform vor.*** Naumann erklärt, in diesen Briefen die Frage beantworten zu wollen, ‚wie er zugleich Christ, Darwinist und Flottenschwärmer sein könne'; mit andern Worten, er will auseinandersetzen, wie sich seine religiöse Überzeugung zur modernen Weltanschauung verhält, und wie seine religiöse Auffassung sich zu den Fragen des modernen öffentlichen Lebens stellt. Es handelt sich also um die großen Probleme, die für so viele neuzeitliche Menschen zum innern Konflikt und dann zum äußern Bruch mit dem Glauben der Väter führen. Wenn man genau zusieht, ist es aber doch wieder die alte Frage: wie vertragen sich die Erkenntnis- und Gemütserrungenschaften der Einzelpersönlichkeit mit dem objektiv Gegebenen über

* Gotteshilfe. Gesamtausgabe der Andachten aus den Jahren 1895—1902 sachlich geordnet von Friedrich Naumann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1902.

** Der Ästhetiker Naumann offenbart sich vorzüglich auch in ‚Asia'; vgl. oben.

*** Briefe über Religion von Dr. Friedrich Naumann, Herausgeber der Hilfe. 3. neu durchgesehene Auflage. Buchverlag der ‚Hilfe'. Berlin-Schöneberg, o. J.

Gott und das Ewige? bezw. welches Recht hat erstere gegenüber letzterem? Sehen wir zu, wie Naumann diese Frage, die als das religiöse Grundproblem der Zeit bezeichnet werden darf, zu lösen sucht! So illusionsfähig er als Politiker ist, so scharf und klar schaut er hier den unerbittlich wahrhaft hingestellten Gegensätzen ins Auge; er begnügt sich nicht mit sogen. ‚Versöhnung', wie man unhaltbare Kompromisse vielfach zu nennen beliebt, sondern besteht auf ehrlichem Austrag der Geistesfehde.

Zu einem harmonischen Resultat gelangt Naumann nicht; das Christentum in seiner traditionellen Gestalt muß sich Modifikationen gefallen lassen. Einerseits nimmt er von ihm weg, indem er zugunsten des modernen (‚darwinistischen') Denkens und der neueren Naturerkenntnis manche seiner Sätze preisgibt; andererseits setzt er ihm zu und bildet es weiter, indem er mit Rücksicht auf das entwickeltere Staats- und Wirtschaftsleben dessen Ethik für nicht ausreichend erklärt. Er macht zwar Gefühlsvorbehalte, aber schließlich muß vor der neuen persönlichen Erkenntnis der bisherige positive Offenbarungsbestand weichen, auch der Gottesbegriff muß sich nach ihr modeln. Der Gedankengang läßt sich kurz so skizzieren: Über die Notwendigkeit der Religion, in ihrem allgemeinsten Sinne, kommt niemand hinaus; für uns wurzelt sie unausweichbar im Christentum. Dieses selber ist aber entwicklungsgeschichtlich betrachtet ein Gewordenes und Werdendes, in dem wir atmen und leben. Es handelt sich also darum, in dem ‚breiten historischen Christentum' das aufzuzeigen, was den Leuten unseres Landes und unserer Bildung an ihm das Wesentliche bleibt. Das sind nicht Theorien und Dogmen, sondern die Person Jesu Christi, und an ihr besonders sein Evangelium der Liebe und des Mitleids. Die Frage ist nur, ob dies Evangelium die einzige maßgebende Norm für uns sein kann. Naumann antwortet: es ist eine unserer Lebensnormen, aber nicht die einzige. ‚Nicht unsere ganze Sittlichkeit wurzelt im Evangelium, sondern nur ein Teil derselben, allerdings ein äußerst wichtiger und leicht mißachteter Bestandteil. Neben dem Evangelium gibt es Forderungen der Macht und des Rechtes, ohne die die menschliche Gesellschaft nicht existieren kann.' Durch seine politischen und sozialen Bestrebungen ist er zur Ansicht gekommen, daß sich die Aufgaben des Staates und des öffentlichen Lebens sowie des Geschäfts- und Berufslebens nicht nach den Ideen des Mitleids und der Bruderliebe regeln ließen, und daß deshalb diese ganze Sphäre außerhalb der Kompetenz der christlichen Ethik falle. ‚Ich persönlich weiß mir im Konflikt zwischen Christentum und anderen Lebensaufgaben nicht anders zu helfen, als daß ich die Grenzen zu erkennen suche, die das Christentum hat.' Damit mag dieser letztere und äußerlich hervorstechendste Teil des Naumannschen Religionsprogramms genugsam angedeutet sein; für uns steckt der Hauptwert in den grundlegenden Vordersätzen. Eine ‚Abtrennung' von dem Alten lehnt Naumann ab; was er will, ist ‚Weiterentwicklung' in Anknüpfung an ‚die Urperson des Christentums'. Alles andere (auch Fassung des Gottesbegriffs, Himmelshoffnungen usw.) ist verhältnismäßig Nebensache; in der Stellung zur Person Christi liegt die Einheit der Religion. Die religiöse Entwicklung geht nun in der Richtung: ‚Jesusreligion mit Resten altkirchlichen Lehrsystems. Das Wachsende in dieser Zusammensetzung ist die Jesusreligion, das Abnehmende ist der kirchliche Gedankenvorrat.' Auf die Trennungsarbeit der Theologen ‚zwischen dem Jesus, wie er geglaubt wird, und dem Jesus, wie er war', wird weniger Gewicht gelegt. Daß bei diesem ‚undogmatischen Christentum' keine festen Begriffe bleiben, wird zugegeben. ‚Wir finden das Christentum wie einen Weinstock, der sich an einer

Wand emporgerankt hat, die zum Abbruch bestimmt ist. Die alte Wand ist das alte Weltbild der europäischen Völker. Jeder Zweig und jede Ranke des Weinstocks hat sich bisher irgendwo an einem Stein der alten Wand angehalten und festgeklammert, Wand und Weinstock schienen ein gemeinsames Leben zu haben. Nun wird die alte Mauer stückweise durch neues Gemäuer ersetzt. Rebe für Rebe muß abgelöst werden, und ganze Hälften des Weinstockes liegen zeitweise wie verlorenes Laub am Boden. Das alles aber übersteht der Weinstock, wenn nur die Wurzel noch triebkräftig ist. Die Wurzel ist Jesus.' Und hier stoßen wir, wie mir scheint, auf den Schlüssel der religiösen Rätsel in Naumann. Den verstandesmäßigen Gehalt des Gleichnisses vom Weinstock formuliert er so: ‚Die Gefühle bleiben, während die Begriffe wechseln.' Er selber spürt, daß seinem religiösen Wesen wegen der heimatlos gewordenen Gefühle eine gewisse Halbheit anhaftet; von diesem Zustand sagt er, wie um sich zu entschuldigen: ‚Nur wenn er sich notwendig aus Vergangenheit und Gegenwart ergibt, kann er von uns mit gutem Gewissen und freudig getragen werden. Solange wir aber denken, daß es unsere eigene zufällige Willkür ist, die uns vom alten Gedankenbestande hinwegtreibt, werden wir im Grunde der Seele das verwirrende Gefühl nicht los, daß wir uns zu unserem Verhängnis von der Herde getrennt haben und nun verurteilt sind, ratlos und ziellos allein durch die Steinklippen der Weltanschauungen hindurchzujagen. Nicht der einzelne von uns ist es, der sich von der Grundlage der alten Begriffe getrennt hat . . . wir sind geworden, wie wir werden mußten . . . Gott gab gerade uns diese Schwierigkeit . . . Vor Zeiten war es fromm, die einmal gefundene Form festzuhalten, heute ist es fromm, den alten Gott im neuen Weltbild zu suchen.' Derselbe also, der das religiöse Recht der Persönlichkeit betont, will die Verantwortung von der Individualität auf ‚die gesamte Denkweise der europäischen Kultur' abschieben; das ist die große Inkonsequenz des Naumannschen Standpunktes. Denn sonst überall ist bei ihm die Persönlichkeit das ausschlaggebende Prinzip und ein rein individuelles Verhältnis zu Gott das Ziel, was er programmatisch so ausdrückt: ‚So haben wir die lange Reihe von fertig gezeichneten Glaubenslehren hinter uns gelassen und wagen auf eigene Hand zu sagen: das fühle ich als Religion! Oft ist es herzlich wenig, aber das wenige hat dann doch Persönlichkeitswert. Noch ist das Tappen und Suchen von der Vergangenheit beeinflußt, noch blicken wir zu den alten Meistern auf, wenn wir allein nicht weiter wissen, aber das Ich hat doch zu leben begonnen.' Damit macht er also — der alte Streit, ob die Religion nur im Gefühl wurzele, kann beiseite bleiben; denn es wird immer allgemeiner anerkannt, daß sie auf dem ganzen Menschen basieren muß — die Religion zur innerlichen Seelenfrage: ‚Die Seele sucht Unabhängigkeit von der Welt durch Anschluß an Gott, Freiheit von der Endlichkeit durch Anklammerung an den Unendlichen. Diesen unendlichen Gott sucht sie mit sehnender Liebe und findet ihn in dem Kampf ums Dasein ebenso wie in der Geschichte Jesu von Nazareth.' Es ist eine Religion der nie fertigen Erkenntnis, des Greifens und Suchens nach dem Urgrund des Lebens. Naumann bleibt so — ganz abgesehen davon, daß er das Christentum viel zu eng faßt und deshalb mit der Behauptung von seiner Rückständigkeit und Unzulänglichkeit Lufthiebe führt — ein erschütternder Beweis dafür, daß alle Persönlichkeits- oder Nurpersönlichkeitsreligion schließlich an innerem Zwiespalt klafft, während es doch zum Wesenszwecke der Religion gehört, die Seele gegenüber den Rätseln der Ewigkeit in den Zustand einer — nicht notwendig verstandesmäßigen — Harmonie zu versetzen. Und viel-

leicht selten hat jener Zwiespalt so ergreifend aufgeschrieen, als wenn Naumann, nachdem er allen Lösungsversuchen der Moderne unbefangen ins Gesicht geblickt hat, bekennt: ‚Das Bedürfnis einer Versöhnungslehre ist dringend und unauslöschlich. Seht doch, wer alles vor der erhobenen Monstranz auf dem Steinboden kniet! Seht, wie die „armen Heinriche" noch in unseren beleuchtetsten Sälen herumlaufen! Mehr als je aber ist das Bedürfnis einem jener Tiere vergleichbar, die mit weitgestreckten Armen Stunde für Stunde in das Wasser hineingreifen, um irgend etwas zu erfassen. Das Stöhnen unerlöster Seelen, die mit sich selbst nicht zurecht kommen, und die auch nicht mehr einfach vor dem Kruzifix sich ihre Ruhe zu holen wissen, erfüllt unsere Luft. Hört ihr es nicht, wie dieses Stöhnen durch den fliegenden Holländer pfeift und wie Ahasverus noch heute euch besucht? Dieses Bedürfnis sucht sich seine neue Form und findet sie nicht. Alles, was wir an religiösem Neugewinn haben, liegt nicht auf diesem Gebiet, wenigstens finde ich meinesteils noch keine wirklichen Ansätze der Neueroberung des Geheimnisses vom Kreuz durch die Denkformen der Neuzeit.'

Naumann ist kein origineller Denker insofern, als ob er etwa ganz neue Bahnen für das religiöse Suchen unserer Tage aufgezeigt hätte, aber höchst originell ist er in der Art und Weise, wie er die praktischen Konsequenzen der anti- und nebenkirchlichen, modernen religiösen Entwicklung klarlegt, staffelt und gipfelt, in der Unerbittlichkeit, mit der er das resultierende Dilemma ins grelle Tageslicht rückt. An gottsucherischer Ehrlichkeit übertrifft ihn so leicht keiner, und es wird niemand sein, der sich nicht vor dem hohen Pathos seines religiösen Ringens ehrerbietig neigte. Unsere Wege trennen sich weit von seinen; wenn er aber wirklich so groß ist, wie ich ihn halte, wird er auch Verständnis haben für die Meinung, der ich gern huldigen möchte, daß gerade Persönlichkeiten wie er, die ich als im Irrtum befangen bezeichnen muß, dadurch, daß sie jenes große religiöse Dilemma in seiner Nacktheit aufdecken, doch für den einen oder andern mittelbar Führer zur Wahrheit werden können. Auch ein Fragezeichen kann ein Wegweiser sein.

Johannes Mumbauer.

Der Kampf um Heine.

Verfolgte man den Namen Heine in der Literatur und Presse des letzten Jahres, so mußte man meinen, die Frage nach eines Dichters Persönlichkeit und Werk sei keine literarische, sondern eine politische. Das abgebrauchte Wort von ‚der Parteien Gunst und Haß' hätte hier also die gewöhnlichste und prägnanteste Bedeutung erfahren; Heine wäre zum Zankapfel politischer Parteien geworden. Ein Volk von Männern hätte sich um ihn gestritten und sogar die Frauen hätten ein Stimmrecht für sich beansprucht um den Dichter der Liebe. Nun ist es in der Öffentlichkeit wieder stiller geworden. Ein gemeinsames Denkmal ist Heine auf deutscher Erde nicht erstanden, und nicht im Herzen des Volkes. Aber manche Furche ist durch den Boden des religiösen und nationalen Empfindens gezogen worden, darin Haß und Zwietracht blühen und reifen, häßliche Blumen und giftige Früchte zu einem nationalen Erinnerungskranz für das Grab auf dem Montmartre.

Eines ist durch den jüngsten Kampf um Heine deutlich geworden. Heine lebt heute noch, und er lebt kein Scheindasein, wenigstens nicht auf dem Markte der Öffentlichkeit. Man dürfte billig staunen, wie es möglich ist; bei einem Manne,

der vom religiösen wie nationalen wie auch wissenschaftlich-ästhetischen Standpunkt so oft bitter bekämpft wurde und bekämpft wird. Der Protestant will ‚an den wohlbekannten Schlägen den Glaubensgenossen eines Luther, Lessing und Voß' nicht kennen. Der Katholik empfängt die ‚Wallfahrt nach Kevlaar' mit zögernden Händen vor dem Schmutz der ‚Wahlfleckenverwandtschaft' mit anderen Gedichten. Dem national Gesinnten, und sei er kein Teutomane, kein königstreuer Preuße oder Bayer oder heimatstolzer Schwabe, ist Heine heute noch ein Greuel. Die Literaturhistoriker von Fach vermachen seiner Zukunft nicht viel. Eine idealistische Kunst ist ihm geborene Gegnerin und im Naturalismus hatte der ‚Dichter der Lüge' grimmige Feinde. Und doch lebt Heine.

Das Volk kennt den Dichter aus dem Gesang, wo die Weise mindestens den gleichen Anteil am Herzen gewinnt wie der Inhalt. Der Gebildete kennt einen Bruchteil der Heineschen Poesien, sehr wenig aus Heines Prosa. Die Jugend macht ihn zum Sprachrohr ihrer Gefühle in der sentimentalen Periode. Der Mann gesteht, daß ihm diese Kost nach etlichen Proben widersteht. Einen Einfluß von der Bühne direkt in die Gegenwart durch das gesprochene Wort hat Heine gar nicht. Zum Mentor fürs Leben wie andere überragende Geisteshelden wählt ihn niemand. Und doch lebt Heine.

Der spezifische Heinegeist lebt, der sich in den Gedichten für den Allerweltsgeschmack aufgespeichert hat, der sich in der Prosa für den Tageserfolg vergeudet. Das künstlerische Jongleurtalent, die subjektive Augenblicksstimmung in der Kunst, die Wandlungsfähigkeit und feuilletonistische Sicherheit des heutigen öffentlichen Lebens, das fast nur als politisch-parteiisches vegetiert, sie sind jungdeutschen Heineschen Geistes. Der literarisch-artistische Selbstzweck ist in diesem Namen proklamiert. Er findet seine Stütze im heutigen Feuilletonismus, der selber davon lebt. Dieser ist stärker als Wissenschaft und Gewissen. Von der Presse erhält der Heinekult seine Nahrung. Der Boden aber, worin er seine Wurzeln schlägt, ist die ganze heutige tagblattoffizielle Kunst- und Lebensanschauung, das hohle Ästhetentum, das eklektische Gelumpe und Geflicke, aus denen sich unsere Oberflächenkultur zusammensetzt. Etwas Unpersönliches, etwa Typisches. Und so lebt Heine, nicht als Persönlichkeit, sondern als Typus.

Der literarische Kampf um Heine ist in seiner schärfsten Form als Rassenkampf entbrannt. Daß die Konfessionen Heine ablehnen, ist nicht zu verwundern. Bei ihnen handelt es sich meist um die einzelne Person des Dichters. Hier hat jedoch die Nation, die germanische Rasse, einen Dichter in ihrer Sprache abgelehnt, wenigstens Männer, die sich als Wortführer dieser fühlen. Es ist viel häßlich Antisemitisches zutage getreten, wie natürlich bei einer Verurteilung der Einzelperson. Doch die Judenfrage läßt sich aus dem Literaturgetriebe nicht mehr ausschalten. Sie ist nicht nur eine jeweils klärende Teilfrage nach der Persönlichkeit des Dichters. Sie greift viel tiefer. ‚Für unser Jahrhundert wird das jüdische Element, seine Salons und seine Frauen, seine Journalisten und seine Dichter, seine Heine und seine Auerbach, wird sein Fluch und sein Segen ein starkes unbefangenes Augenmerk erheischen' (Erich Schmidt). Die jüdische bürgerliche Emanzipation ist zu einer Eroberung geworden, wenn auch nur unserer Oberflächenkultur, zu einer Invasion in das Eigengewächs der deutschen Kunst. In den ‚Juden von Zirndorf' läßt Jakob Wassermann, selber ein Jude, einen Nichtjuden folgende Sätze aussprechen: ‚Jetzt sehen sie überall jüdische Künstler, erschreckend viele, erschreckend gute . . . Sie sind Künstler, echte Künstler, daran

ist nicht zu zweifeln. Aber sie richten uns zugrunde. Alles, was wir erworben haben, lang und mühselig, damit können sie hantieren; alles, wonach wir ringen, das haben sie, und wenn wir unser Blut hingeben für eine Sache, stecken sie dieselbe Sache schon lachend in ihre Tasche. Es fließt ihnen so zu; sie haben keinerlei Kampf damit zu bestehen. Und ich will ihnen sagen, woran es liegt: Sie haben keine Tiefe. Nur in die Breite gehen sie, und wenn sie tief scheinen, so ist es eine Lüge . . . Sie nehmen uns die Wahrheit und die Aufrichtigkeit in der Kunst, das ist wichtiger als alles andere. Sie ersetzen es unbewußt mit dem Schein von Wahrheit, dem Schein von Aufrichtigkeit; sie bringen uns eine neue Art von Sentimentalität, die sich als Naivität gibt und mit grüblerischer Wehmut nach den Gründen der Dinge schreit.' Sollten mit der jüdischen Emanzipation eine solche Menge verderblicher Keime in das deutsche Kulturleben getragen worden sein? Wäre dann die neue deutsche Kulturphase nicht zu teuer erkauft durch den ‚Segen' einer leichteren, beweglicheren geistigen Lebensführung?

Der Kampf um Heine wird zum zornigen Gegenstoß und blinden Lufthieb gegen stete latente Angriffe und bringt dem sich Wehrenden das Odium des Hassers bei den Harmlosen, macht ihn selber aber auch ungerecht gegen die einzelne Persönlichkeit des vielköpfigen Angreifers. In Heine wird vor allem der Jude, der Mensch, gehaßt, eine Kulturphase verurteilt.

Indes hat auch Heine der Dichter eine spezifisch jüdische Eigenschaft, die er mit der jüdisch-modernen Kunst teilt. Bei dem Germanen ist der Grundquell der Dichtung das Gefühl, das Gemüt, bei dem Semiten der Verstand, die Phantasie. Wenn dem Gemüt der Humor für Leben und Kunst entspringt, so dem Verstande der Witz. Der Humor wärmt, der Witz leuchtet. Beim Juden, bei Heine spitzt der Verstand das Phantasiegebilde zu, funkelt der Witz. Heine ist dem romantischen Gefühlsüberschwang denkend überlegen, auch wenn er ihn phantastisch nützt. Die Nähe von Hehrem und Gemeinem, Religiösem und Zynischem ist ebenfalls ein orientalischer Rassenzug.

Doch es handelt sich nicht bloß um die Frage: Ist Heine ein deutscher oder jüdischer Dichter? Man fragt allen Ernstes: Ist Heine überhaupt ein Dichter?

‚Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute, in seinen epischen oder dramatischen Gedichten müssen Gestalten sein. Kann er sich in dieser Hinsicht nicht legitimieren, so wird ihm der Dichtertitel abgesprochen.' Es ist Heine selbst, der diese Anforderungen an den Dichter stellt und Platen damit vernichten will. In Heines, des Lyrikers, Gedichten müssen Naturlaute sein. Naturgemäß äußern sich diese in der Klassik anders als in der Romantik und deren Auflösung. Die Form ist eine verschiedene und gibt dem Gehalt eine bestimmte Färbung. Schließlich kann sie durch Gebrauch und Konvention zum Symbol des Gehaltes werden, der ihr entschlüpft. Leichter als sonst bei der Romantik, die sich in der ironischen Gestaltung ihres Wollens gefallen hat. Heine ist der konsequenteste Vertreter und Nachtreter der Romantik nach der ironischen Seite, der gewandte Jongleur seiner Gefühle und der des Lesers. Er ist der Dichter-Virtuose. Das Wort nimmt ihm von seinem Ruhm des Dichters, der aus übersprudelnder Phantasie quellen läßt, nichts, lehnt aber den Schöpfer, den Poeten im tiefsten Sinne ab. Heines Dichtung ist darum auch keine Lüge, subjektiv genommen. Sie ist Kunst, aber ohne Lebenskern, art pour art. ‚Ein großer Virtuos lügt nicht, aber er spielt, und Heines

Dichtkunst ist denn auch wesentlich Spiel, keine Heuchelei, aber doch auch nicht tiefster Ernst. Je öfter das Spiel wiederholt wird, desto äußerlicher und matter wird es werden, wie denn ein Berufsvirtuose, der immer dasselbe Stück, ein Schauspieler, der immer dieselbe Rolle wiederholt, zuletzt vor allem doch nur die Fertigkeit bewundern lassen wird, während die Auffassung schon stehend geworden ist' (Bartels).

Heines Dichten ist selten ein Verdichten, ein Kondensieren auf eine bebestimmte, allgemein wahre Situation, sondern ein Ausströmen, meist ein Besingen eines persönlichen Falles, wenn nicht ein bloßes Räsonnieren über ein Gefühl. Im Grunde teilt er diesen Mangel mit den Romantikern und ihrer Maß- und Ziellosigkeit, von denen Brentano auf Goethe hinweist, ‚der allein groß und seine Zeit überragend war, durch Maß, Gesetz, Ordnung und Beherrschung der unendlichen Idee, er kannte keine Freiheit als das strenge Gesetz der Kristallisation.' — Die Fähigkeit der Kristallisation macht den Schöpfer, den Poeten. Die Fähigkeit der Analyse kennzeichnet den Genießenden, Nachempfindenden, den Dichtervirtuosen. Heine, noch von der unmittelbar vorausgegangenen großen Vergangenheit zehrend, wurzelt in einer Zeit romantischer Ideale, die eine starke dekadente Strömung hat. ‚Er übernimmt ganze Anschauungs- und Gefühlskomplexe.' Sein maßloses Ich greift nach den Keimen und Blüten und zerfasert sie in spielerischer Gewandtheit. Er beherrscht diese poetische Kultur nicht subjektiv, sondern er genießt sie subjektiv. Der Begriff der subjektiven Kunst, deren subjektivste die Lyrik ist, fließt ohne feste Grenze. Die subjektive Lyrik, die eine schöpferische, gestaltende ist, ist auch objektiv. Wenn das Subjekt aber selber zu den Genießenden gehört, zu den Schmeckenden und Rezeptiven, so ist seine Kunst eine Reaktion auf Anregungen, ein rezeptiver Kunstgenuß, keine spontane Kunstübung. Diese kann schon ‚im Volksliede, bei Kindern' (sagt Heine) entstehen, jener setzt Kulturmenschen voraus. Diese äußert sich in Naturlauten, jener braucht eine Konvention. Dieser Dichter ist sich selbst genug, jener braucht ein Publikum.

Heine hat den Subjektivismus, den Egoismus in der deutschen Literatur heimisch gemacht. Der geringste Faktor hiezu ist die jüdische Eitelkeit, der Parvenustolz des Dichters eines eben erst hoch gekommenen Volkes. Es ist auch nicht bloß ein Symptom einer Zeitkrankheit, die in der Philosophie zum Solipsismus geführt hat. Es ist wesentlich der Egoismus des Genießers und Nachempfinders. Die Romantiker und ihre Epigonen standen unter dem gewaltigen, überwältigenden direkten Eindruck der Klassik. Auf diesem Wege war kein Weiterkommen und zu einem anderen fanden sie die Kraft nicht. Und so mußte auch Heine, ‚dürftig im Leben wie in der Literatur, sein eigener anpreisender Russiano sein. Daher in beiden die Erscheinungen, von denen man sagen konnte, daß sie mehr ein psychologisches als ästhetisches Interesse gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichste Seelenerschlaffung und der erlogene Übermut, daher das klägliche Dünnetun mit baldigem Sterben und das drohende Dicktun mit künftiger Unsterblichkeit, daher der auflodernde Bettelstolz und die schmachtende Untertänigkeit, daher die Anfälle von Katholizismus usw.' Heine hat sich wahrlich gut gezeichnet, als er Platen treffen wollte.

Der Subjektivismus erzeugt und braucht in der Poesie die Stimmung. Diese, heute in jeder Kunstgattung gesucht und beliebt, ist der erste Versuch einer Beseelung naturalistischer Kunstrudimente, wie auch der Ausfluß subjektiven Genusses einer kranken Zeitseele. Letzteres bei Heine. Beides ist wieder etwas

Periodisches und Typisches. Die Stimmung ist hier nicht mehr bloß die Begleiterscheinung der schöpferischen Tat; sie ist eine Gefühlsdisposition des Genießenden, angeregt meist durch billige Mittel aus der sensitiven Sphäre und ohne geistigen Nachklang. Das Gefühl überwuchert die Kraft; das Milieu verschlingt die Persönlichkeit; der Dichtervirtuose vertritt den genialen Schöpfer.

Der Subjektivismus führt in der Prosa zu einer halb poetisch bildenden, halb reflexiv betrachtenden Form der Darstellung, zur Hauptform des virtuosen Nachempfinders, dem Feuilletonismus. Der Prosaist Heine ist der Vater des heutigen Feuilletonismus in seiner stilistischen Ausdrucksfertigkeit und oberflächlichen Skruppellosigkeit. Bartels definiert diesen Feuilletonismus tendenziös, aber mit manchem Recht als ‚etwa geistreichelndes und poetisierendes Getue zu Zwecken persönlicher Aufspielerei', das er als ‚charakteristisch-jüdische Form' bezeichnet. Das Feuilleton muß heute vielfach den unmittelbaren Kunstgenuß ersetzen. In dem Maße, als die Kunst vom inneren Drang emanzipiert zur Kulturerscheinung, Tagesbedürfnis und Firnis geworden ist, hat das Feuilleton seine Vermittlerrolle erweitert. Verbreiternd, verflachend und verdünnend steht es als etwas Unpersönliches zwischen Mensch und Kunst, ja Mensch und Weltanschauung. ‚Alles fließt' in ihm auf den Wogen der Phrasen und sophistischen Schlagwörter mit konventionellem Gehalt. Der Dichter der Konvention hat seine Prosa ausgezeichnet verstanden; nicht über ihr, aber in ihr gelebt. Er hat sie zwar wie sich selbst und seine Zunge nicht beherrscht, aber in ihr geherrscht, sich hinter ihr versteckt, um Überfälle, offene, und feige, zu machen. Hier gilt es keinen vollen, edlen Einsatz der Persönlichkeit, sondern eine unedle Prostituierung des in der Reserve einer halben Verhüllung bleibenden Ich. Auch hierin zehren die Epigonen nicht von einer lebensvollen Tradition, sondern von einem unpersönlichen Erbe. Das Erbe Heines ist keine charakteristische Persönlichkeit, sondern eine charakterlose Hülle.

Heine konnte seine Feder nicht zügeln. Er konnte keinen bissigen Ausfall zurückhalten, sich keinen Witz schenken. Er war hier von einer eigentümlichen Aufrichtigkeit bis zum Zwang der Koprolalie. Das Hauptingredienz seiner Prosa, Heines Witz, ist vielfach persönlich, darum nicht allgemein bedeutend, oft plattester Wortwitz, gequälter Humor. ‚Daß Heine den Humor oder wie man vielleicht doch besser sagt, die drollige Komik seiner Rasse besaß, bestreite ich nicht; sie amüsiert uns auch, gewiß. Doch läßt sie uns nur *über* Menschen und Dinge lachen, nicht *mit* den Menschen und Dingen wie der deutsche Humor' (Bartels). Heines Witz und Satire sind negativ, nihilistisch, weil auf keinem Grund eines festen Charakters, einer Weltanschauung aufgebaut. Auch hier kein Fundament, nur eine leere Form.

Daß Heine mit der ganzen Beweglichkeit seines Geistes der wurde, der er war, ist in manchem nicht verwunderlich. Viele Faktoren seiner Entwicklung waren dazu angetan. Die Klassiker hatten trotz Kant Kunst an sich hervorgebracht. Die Romantiker konnten in philosophischer Auflösung und ästhetischer Willkür nicht viel mehr als subjektive Werte schaffen. Nun hatten sie in Ironie und Selbstpersiflage abgehaust, was nicht den Weg zur Verinnerlichung gefunden hatte. Heine, dem Fremdling und Spätling, war dieser Weg noch schwerer zu finden. Aber die subjektive Richtung war ihm gelegen. Nach der dichterischen Seite, die immerhin von vaterländischen Idealen zehrte, mußte Heine Fremdling bleiben, weniger naturgemäß nach der publizistischen. Auch die politischen Zustände haben ihren Teil zu der ausartenden Entwicklung des regsamen Temperaments beigetragen. ‚Die Verhältnisse in Deutschland waren von der Art, daß sie häufig mehr den Spott als

den Zorn herausforderten. Regierungen, im Grunde wohlwollend und pflichttreu, ja in manchen Dingen verständiger, als man jetzt zuzugeben geneigt ist, suchten in kurzsichtiger Furchtsamkeit eine Entwicklung, die gewaltsam freien Weg verlangte, durch kleinliche, unwirksame, sich widersprechende Mittel niederzuhalten' (Hüffer). Ganz von Deutschland losgekommen ist Heine doch nicht, wenn ihm auch die französischen Verhältnisse viel sympathischer sein mußten. So teilweise ein Produkt der Umstände ist Heine als Charakter nicht ausgereift. Er ist nie ein ganzer Mensch und Künstler geworden. Seine Freundin Rahel Varnhagen hat Recht behalten, als sie schon 1829 seinen geistigen Menschen also kennzeichnete: ‚Das Resumee, was ich heraushebe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wirds inhaltsleer und höhlt zur Manier aus. Aber begründete Kritik hat er nicht, weil ihm in der Tiefe der Ernst und das höchste Interesse fehlt, welches allein Zusammenhang und zusammenwirkenden Überblick gewährt. Er kann sich und Goethe, seinen und dessen Ruhm verwechseln: Denkt überhaupt an Ruhm! ... Denkt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug.' Sein Pessimismus, seine orgiastische Selbstquälerei sind nicht auf dem Grunde einer bestimmten Denkungsart entstanden, sondern aus seinem Leben heraus, das ihm zum Ekel wurde, entstiegen. Er, der von sich sagen konnte: ‚Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese wie auf Blumenbeeten nur mein Gedeihen zeitigen,' er kam zur Welt- und Selbstverachtung ‚durch Degout, Lebensdegout, Verachtung der Menschen und der Presse, durch Krankheit, durch Mathilde. Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen — die Feder fällt mir aus der Hand.' Heines Lebensbild ist kein erfreuliches. Selbst das Mitleid mit dem kranken Mann in der ‚Matratzengruft' macht er uns schwer. Ganz weniges aus seinen Schriften bringt lichte Punkte in das Dunkel. Hat man seine frechsten und zynischsten Sachen gelesen, so scheinen auch seine zartesten Gedichte ‚vergiftet'. Auch ‚Heines Briefe kann man im Verhältnis zu seiner Persönlichkeit nur selten bedeutend nennen, und noch seltener machen sie einen erfreulichen Eindruck; persönliche Zänkereien, literarische Streitigkeiten, Klagen über wirkliche oder vermeinte Verfolgungen, Geldangelegenheiten nehmen eine gar zu umfangreiche Stelle ein' (Hüffer).

Bei dem Kampf um Heine hat man nicht allein die Werke sprechen lassen, sondern hat auch aus Tatsachen seines Lebens Waffen gegen ihn geschmiedet. Ein Verfahren, das allerdings nach Heine selber richtig wäre, wenn er rät: ‚Ziehen Sie Handschuhe an, mein Teuerster, und nehmen Sie einen guten Stock und züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, persönlich, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die so viel Blößen gibt.' Bartels Grundsatz ist sicher zutreffend: ‚Was einer als Mensch ist, das ist er auch als Dichter, und umgekehrt, des Dichters Vorzüge und Schwächen finden sich im Menschen wieder, wenn darum auch nicht alles, was in den Werken des Dichters steckt, in seinem Leben gesucht zu werden braucht: Künstlerisches und menschliches Erlebnis sind oft nur Analogien, decken sich nicht jederzeit ohne weiteres.' Aber aus dem Leben eines Dichters kann für seine Kunst und die reine Absicht, zu verstehen, nicht viel gewonnen werden. Besonders die Ausbeutung eines wenig erfreulichen Lebensganges bringt kaum vielen literarischen Nutzen und keinen persönlich-geistigen Gewinn. Auch Heines literarische Selbstzeugnisse, die besten wie die schlechtesten, verdienen bei diesem Augenblicksmenschen nicht ohne weiteres Glauben. Bei dem

jüngsten Kampf um Heine sind alle nur möglichen Gesichtspunkte wahllos angezogen worden.

Vor uns liegen drei Bücher über Heine, von Verfassern, deren jeder von einem anderen Standpunkt seinem Gegenstande naht, deren Bücher darum je ein ganz anderes Gesicht zeigen. Von einem Historiker, den nur das wissenschaftliche Interesse leitet, von einem Literaturkritiker, der gewissenhaft Objektivität anstrebt, und von einem Parteimann, der wenigstens in diesem Falle die Literaturkritik als Parteisache behandelte.

Hermann Hüffers gesammelte Aufsätze über Heinrich Heine[1]) sind nichts weniger als Kampfartikel. Ihm ist es um rein literaturgeschichtliche Feststellungen zu tun. Unter anderem ist ihm die begründete Bestimmung des Jahres 1797 als Heines Geburtsjahr zu danken. Mit abgeklärter Ruhe schreibt Hüffer über dies und jenes, was Heine betrifft, insbesondere den jungen Heine. Nur gelegentlich nimmt er in persönlicher Meinungsäußerung zu den Streitfragen, z. B. der Denkmalfrage, Stellung. Hüffers Buch ist ein solches, das alle Gehässigkeiten im Forschen und Verstehen abkühlt und so den Dichter indirekt näher bringt. Aber Heine ist vielen nicht nur eine Wissens-, sondern eine Gefühlsfrage. Jedenfalls findet Hüffers Buch bei Freund und Feind eine gute Aufnahme, auch bei denen, die glauben, daß das ruhige und verständige Wort zwar für Gelehrtenstube und Hörsaal paßt, nicht aber für den lauten Markt, wo nur die schmetternde Fanfare durchdringe.

Heinrich Keiters Heinebiographie, die in zweiter Auflage von Anton Lohr durchgesehen und ergänzt wurde,[2]) stellt den ganzen Heine in Leben, Charakter und Werken dar. Keiters Hauptverdienst ist der Nachweis romantischer Quellen für Heinesche Gedichte. Die allgemeine Beurteilung von Heines Dichterpersönlichkeit hinterläßt hier wie noch mehr in der Vorrede und Einleitung zu einer Auswahl von Heines Dichtungen[3]) dem Leser ein Gefühl der Unsicherheit. Der Kritiker hat von seinem Objekte nicht den nötigen Abstand. Man vermißt eine ästhetisch-kritische Souveränität über den ganzen Heine als Einheit. Denn der Dichtervirtuose und sein Werk sind schließlich doch eine Einheit; diese aber ist zu individuell und persönlich beschränkt, als daß seine Dichtung ‚ein Meer mit seiner Erhabenheit und Schönheit, seinem Frieden und seinen Schrecknissen' sein könnte.

Bartels Buch[4]) will eine Kampfschrift sein (ein zweites kleineres[5]) sogar eine politische), bei der den Juden als Rasse, dem Individuum und Dichter Heine, dem Simplizissimus und sogar Frenssen Hiebe zugedacht sind. Es hat sich an das Buch eine widerliche Zeitungsfehde geknüpft, die für die Roheit der Kritik wieder einmal drastische Beispiele geliefert hat. Der Rassenhaß Bartels' muß entschieden verurteilt werden. Bartels kann einem Juden nichts Gutes und nichts Schlechtes verzeihen. Viel weniger wäre mehr gewesen. Eine angenehme Lektüre ist das Buch wegen seiner Weitschweifigkeit und oft katheder-haften Lehrhaftigkeit nicht. Der scharfe, ja schroffe und zornig-bissige Ton wäre in einer Rede leichter zu ertragen gewesen als im geschriebenen Wort. Auch manche Ungerechtigkeit

1) Herausgegeben von Ernst Elster. Georg Bondi, Berlin. Br. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,50.
2) Zweite Auflage. Köln, J. P. Bachem. Geh. Mk. 2,40, geb. Mk. 3,—.
3) Für die deutsche Familie ausgewählt von Dr. A. Lohr. Köln, J. P. Bachem. Geb. Mk. 3.
4) Heinrich Heine. Auch ein Denkmal. Dresden u. Leipzig. C. A. Kochs Verlag. Mk. 3.
5) Heinegenossen. Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien. Dresden u. Leipzig, C. A. Kochs Verlag. Mk. 1,50.

wäre hier weniger verletzend vorübergedonnert. Indes man lese einmal einige der stärksten Kapitel Heinescher Prosa und darauf etliche Seiten aus Bartels' Heinebuch. Die Lektüre wird wie ein starkes erfrischendes Gewitter wirken, das zwar manche schöne Blüte vernichtet, aber doch eine kühle, klare Atmosphäre hinterläßt.

Was von Heine bleiben wird? Wenige, recht wenige Gedichte aus der großen Zahl werden in den Literaturschatz der deutschen Nation dauernd übergehen. Auf ‚die immer neuen Auflagen seiner Werke, die Übersetzungen in alle europäischen und noch einige Sprachen und die kaum übersehbare Zahl von Schriften über das, was er selbst geschrieben,' weist Hüffer hin, und auf den Umstand, daß sich ‚die musikalischen Kompositionen seiner Gedichte auf mehr als 3000 belaufen'. Doch begründen nicht etwa diese beiden Tatsachen gerade das Urteil, daß wir es eben nicht mit einer ausgesprochen eigenartigen Persönlichkeit zu tun haben, sondern mit einem Dichtervirtuosen, dessen Charakter nicht im Gehalt, sondern im Formalen liegt? Macht nicht dieses letztere, das Artistische, ihn auch gerade den Romanen so schätzenswert? In unserer Kultur lebt Heine nicht fort als Persönlichkeit, sondern als Kulturerscheinung; in seiner Schöpfung, der die festgefügte Individualität fehlt, im Feuilletonismus; nicht aktiv, sondern passiv. Der Mensch geht so in seinem Werk unter. Das ist das Schicksal des Feuilletonisten.

Konrad Weiß.

Abend in der Campagna.

In weichen Wellen fließt des Himmels Linie,
Und Meer und Lüfte scheinen sanft bewegt,
Indes die schöne Kuppel einer Pinie
Den Sonnenball auf Liebesarmen trägt.

Und lächelnd löst er sich aus allen Zweigen,
Darin er flüchtig wie ein Gott geruht,
Und während Schatten sinken, Nebel steigen,
Verzaubert er das Meer in Gold und Glut.

Unendlich liegt, und wie des Nordens Meere
Von Finsternis und Schweigen überwacht
Das weite Land, und harrt der Sterne Heere,
Harrt aller Wunder einer klaren Nacht.

Ilse von Stach.

Vom apologetischen Übereifer.

Kann man in einem Bestreben, das an und für sich so verdienstvoll und gerade unter unseren Zeitumständen so dringend notwendig ist, wie die Verteidigung der christlichen Wahrheit, auch zweckgefährdend übers Ziel hinausschießen? Und ist es heute, wo die Apologetik schon so schwere Mühe hat, allen Angriffen von außen her Rede und Antwort zu stehen, angebracht, ihre Aufgabe durch Freundeskritik noch mehr zu erschweren? Man möge glauben, daß diese Bedenken vor Aussprache der folgenden Beschwerden wohlerwogen wurden; aber ausschlaggebend können sie nicht sein. Denn die Apologetik ist kein Wissenszweig von ein für allemal feststehendem Hauptlehrinhalt und Methodengesetz, sondern recht eigentlich angewandte Wissenschaft, Zweckwissenschaft; und wenn eine solche ihren Zweck verfehlt, ist alles verfehlt. Das, was die Apologetik zu verteidigen hat, bleibt zwar dem Kerne nach stets dasselbe, aber die Angriffe, gegen welche sie das Glaubensgut verteidigen soll, wechseln beständig und sind je nach der vorherrschenden Geistesrichtung einer Zeit wesentlich verschieden. Neue Angriffswaffen erheischen auch neue Schutzwehren; das gilt in der geistigen Kriegsführung mindestens ebensogut als in der physischen. Daher ist das erste Erfordernis an den Apologeten neben der selbstverständlichen Glaubenstreue: volle Vertrautheit mit dem Denken seiner Zeit. Jüngstverstorbene Apologeten wie Schanz und Schell haben gerade in dieser Hinsicht ein leuchtendes Beispiel hinterlassen. Wer dagegen mit seinem ganzen Denken in längstvergangenen Zeiten wurzelt — die Blüte der Scholastik liegt nun schon mehr als sechs inhaltsreiche Jahrhunderte hinter uns — und immer noch mit heißestem Bemühen gerade gegen solche Einwände ficht, die heute kaum mehr erhoben werden oder jedenfalls ganz im Hintergrund des Interesses stehen, der langweilt bestenfalls, statt zu fesseln und zu überzeugen, soferne er nicht gar — wie z. B. oft genug die Hauptmatadoren des Commerschen ‚Jahrbuches für Philosophie ꝛc.‘ — zum Lächeln und Achselzucken zwingt. Gerade wer die scholastischen Methoden als solche noch für ausreichend hält, muß sie mindestens auch auf die Probleme der Gegenwart anwenden und diesen anpassen lernen. So finden wir jüngst selbst in den ‚Stimmen aus Maria Laach‘ (Heft 4 vom 22. April 1907) — gelegentlich einer anerkennenden Besprechung von Merciers Psychologie — betont, daß zwar auch die mittelalterlichen Scholastiker bei der Erörterung gewisser naturphilosophischer Grundprobleme von den Erfahrungstatsachen ausgegangen (?) seien.

‚Aber ihre Kenntnis der Natur war im Vergleich zu der unsrigen eine recht dürftige und vielfach irrige. Soll daher die Neuscholastik lebenskräftig sein, so haben wir nach demselben Plan, aber auf besserer Grundlage den ganzen Bau neu aufzuführen.‘

Nun fehlt es aber auch nicht an solchen, welche die scholastischen Methoden und Begriffe in wesentlichen Stücken für rettungslos veraltet halten; das macht sich gerade wieder auf naturphilosophischem Gebiet nicht selten geltend. Noch unlängst sah sich der Physiker Dr. Carl Forch, Herausgeber von ‚Natur und Offenbarung‘, also eines Organs, welches sich ausdrücklich als ‚zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben‘ bestimmt bezeichnet, zu bemerkenswerten Mahnworten genötigt. Er sagt in einem Aufsatz ‚Atomismus oder kontinuierliche Raumerfüllung‘ (Heft 3 vom 17. März 1907):

‚Es wäre im höchsten Maße falsch, wollte man in einer Zeitschrift wie ‚N. u. O.‘ nur die Meinung einer eng umgrenzten philosophischen Schule innerhalb der von dieser Zeitschrift vertretenen Weltanschauung zu Worte kommen lassen. Es sollen sich vielmehr alle verschiedenen Schulen aussprechen dürfen ... So ist es denn fast traditionell geworden, daß in dieser Zeitschrift die Vertreter der streng aristotelischen (= scholastischen) Naturphilosophie ebensowohl ihre Anschauung darlegten wie deren Gegner.‘

Forch betont dann, daß der von den Scholastikern bekämpfte Atomismus der alten Philosophie mit dem Atomismus der modernen Naturwissenschaft im wesentlichen nur den Namen gemein hat, so daß also die ganze diesbezügliche Apologetik zum mindesten als ein Kampf mit untauglichen Waffen gegen eingebildete Gegner bezeichnet werden muß. Forchs Nutzanwendung lautet:

‚Wenn wir uns nun zum Schluß die Frage vorlegen, wer heutzutage noch die aristotelische Auffassung der Materie im Gegensatz zum Atomismus vertritt, so kann man sich kurz dahin fassen, daß dies von keinem Naturwissenschaftler mehr geschieht, sondern lediglich vom Philosophen. Um etwaigem Widerspruch zu begegnen, müssen wir hier allerdings das Wort Naturwissenschaftler genau präzisieren und dies geschieht am einfachsten dadurch, daß wir sagen: kein Physiker und Chemiker, der in jahrelangem experimentellem, messendem Arbeiten, oder in theoretischem, neue Geisteswerte schaffendem, lediglich auf seine Fachwissenschaft gerichtetem Forschen selbst an der Weiterbildung unseres physikalisch-chemischen Wissens Anteil genommen hat ... Der Atomismus verkennt keineswegs, daß er auch einmal beiseite geschoben werden kann, ebenso wie die aristotelische Auffassung verdrängt wurde.‘

Aber dies kann nur auf der Grundlage des heutigen Wissensstandes geschehen, wie einstens die aristotelische Auffassung dem damaligen Wissensstand entsprach und seiner Erweiterung und Berichtigung zum Opfer fiel.

‚Wenn aber die heutigen Vertreter der aristotelischen Philosophie noch an einigen mit unseren gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen absolut nicht zu vereinbarenden Lehrmeinungen ihres Meisters festhalten und immer wieder versuchen, die auf besserer Naturerkenntnis aufgebauten Anschauungsformen der Naturwissenschaftler den ihrigen gegenüber als weniger logisch darzustellen, so darf man sich nicht wundern, wenn Fernerstehende zu der Meinung kommen, die ganze aristotelische Philosophie sei überlebt. Würden sie nicht viel-

mehr die Jugendfrische ihrer Philosophie weit wirksamer dann dartun, wenn sie zeigten, daß die Philosophie des Stagiriten einige vergilbte Blätter zu opfern imstande ist, ohne daß sie dadurch an innerem Gehalt verliert?'

Man sieht an diesem typischen Beispiel, daß die aus dem Übereifer mancher reinscholastisch geschulten Apologeten erwachsenden Schwierigkeiten sich keineswegs auf das meistumstrittene Deszendenzproblem beschränken, sondern daß sich auch bereits auf dem Gebiet der anorganischen Naturwissenschaften ernste Meinungsverschiedenheiten ergeben, bei denen man sich fragen muß, ob ihr Auftauchen wirklich als notwendig geschweige denn als der gemeinsamen Sache nützlich erachtet werden kann. Man glaube dabei doch ja nicht, daß einem Naturforscher, der den Mut hat, sich als positivgläubigen Christen zu bekennen, die unversehrte Bewahrung des kirchlichen Glaubensgutes weniger am Herzen liegt, als diesem oder jenem mehr von amteswegen apologetisch wirkenden Philosophen oder Theologen. Auch der positiv christliche Naturforscher oder sonstige Spezialgelehrte wirkt heute schon durch seine bloße Existenz im apologetischen Sinn, und beide Arten von ‚Apologeten' sind bei der heutigen Spezialisierung der Wissenschaft aufeinander angewiesen und müssen gegenseitig von einander lernen. Leider aber erweist sich dann der Übereifer mancher berufener oder auch unberufener Apologeten im engeren Sinn nicht selten als ein ernstes Hemmnis für das freie und freudige Arbeiten und Erkennen im Gebiete der Spezialforschung. Theorien und Anschauungen, die dem betreffenden Apologeten nicht in sein Schulsystem passen, werden ohne hinreichende Kenntnis ihrer Tatsachengründe als unchristlich, ja geradezu als Ausgeburt des Materialismus, Atheismus und Gott weiß welcher sonstigen ‚—ismen' verdächtigt. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte mit ihrem Kampf um die Deszendenztheorie sollten doch diesbezüglich zu vermehrter Vorsicht mahnen. Man höre darüber P. Wasmann in seiner jüngsten Veröffentlichung über das Entwicklungsproblem (Heft 14 und 15 der ‚Umschau' vom 30. März und 6. April 1907*). Sein erster Satz lautet:

‚Die Entwicklungslehre als naturwissenschaftliche Hypothese und Theorie ist keineswegs eine „Ausgeburt des Atheismus", wie man vielfach heute noch irrtümlich ihr vorwirft (!), denn sie ist mit logischer Folgerichtigkeit aus der wissenschaftlichen Zoologie und Botanik hervorgewachsen.'

Und zum Schluß betont er:

‚Die Heilige Schrift ist kein Lehrbuch der Naturwissenschaften im modernen Sinn. Darum können wir Gelehrten des zwanzigsten Jahrhunderts auch nicht zoologische Aufschlüsse darin suchen.'

Was hier hinsichtlich der Bibel betont wird, dürfte in noch ausgiebigerem Maß für die Schriften des hl. Thomas von Aquin gelten. —

Nicht minder als im Gebiet der Naturwissenschaften erweist sich apologetischer Übereifer schädlich auf dem anderen großen Feld, das die moderne

* Diese beiden Artikel geben bisher die einzige ausführlichere und authentische Inhaltsangabe von P. Wasmanns Berliner Vorträgen. Ein Broschürenbericht dagegen von R. Burdinski ‚Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin' (Berlin 1907, Verlag von Rosenbaum und Hart) ist durchaus einseitig und oberflächlich geraten.

Forschung mit Vorliebe anbaut, im Bereich der Geschichtswissenschaften. Die schwierigsten Probleme der Kirchengeschichte, Bibelforschung u. dgl. mögen dabei hier als spezifisch theologischer Art außer Spiel bleiben. Das sind Fragen, welche die Theologen unter sich auskämpfen müssen und den hierfür interessierten Laien bleibt nichts anderes übrig, als sich über dergleichen von den Fachautoritäten aufklären zu lassen. Soviel freilich darf auch vom Laienstandpunkt aus gesagt werden, daß die Verketzerungs- und Denunziationssucht, welche sich in diesen theologischen Kämpfen mancherseits geltend macht, auf weite Kreise der gebildeten Katholiken in nichts weniger als apologetischem Sinn wirkt und daß in den Augen unbefangener Zuschauer jedenfalls diejenigen, welche allein auf die unaufhaltsame Macht der Wahrheit vertrauen, den Vorzug finden vor jenen, die bei jeder Gelegenheit nach den Gewaltmaßregeln der Autoritäten schreien. Am schädlichsten wirkt der apologetische Übereifer in historischer Hinsicht, soferne er aus dem Gebiet der Kirchengeschichte in das der Profangeschichte übergreift, bezw. sich auf den Grenzgebieten beider bewegt. Gerade in diesen unsicheren Bezirken treibt auch mit Vorliebe die üble Zunft der sog. ‚Zeitungsapologeten' (womit natürlich nichts gegen die verdienstliche Tätigkeit der ernsten Presse gesagt sein soll!) ihr Unwesen und sucht oft gerade das Ansehen der verdientesten und wahrheitsmutigsten Fachgelehrten zu untergraben. Der beschämende Fall Berlichingen-Merkle, bei dem es sich keineswegs um spezifisch theologische Streitfragen handelte, brennt noch auf unser aller Gedächtnis. Daß die Wiederkehr ähnlicher Kontroversen keineswegs ausgeschlossen ist, lehrt u. a. eine Verwahrung, welche der bekannte Historiker N. Paulus in einem Aufsatz ‚Zur Beurteilung der Inquisition' (Literar. Beilage der ‚Köln. Volksztg.' vom 4. April 1907) einlegt gegen die

‚Fehltritte allzu eifriger Apologeten.'

Er sagt im einzelnen:

‚Bezüglich der Todesstrafe, welche über die Häretiker und rückfälligen Ketzer verhängt wurde, kommen immer noch hier und da unrichtige Ansichten zum Vorschein. Man meint, die kirchlichen Behörden seien für diese Strafe nicht verantwortlich zu machen, da sie von den weltlichen Richtern verhängt wurde, und dabei übersieht man nur, daß die weltlichen Richter unter Strafe der Exkommunikation verpflichtet waren, die Ketzer, welche ihnen von den Inquisitoren überliefert wurden, zum Tode zu verurteilen.'

Wenn auf diese Weise mit dem oft betonten theoretischen Grundsatz, daß die Kirche auf keinem Gebiete die reine Wahrheit zu scheuen habe, auch praktisch überall voller Ernst gemacht wird, wenn nirgends mehr der Anschein erweckt werden kann, als sei die Wahrheit etwas, mit dem man wohl oder übel paktieren muß, sondern wenn sie überall wieder als höchstes Gut des menschlichen Denkens tätig geliebt und begehrt wird, dann wird vor den Ergebnissen solcher wissenschaftlichen Aktivität der apologetische Übereifer schon von selbst eingedämmt und auf seine eigentlichen Aufgaben konzentriert werden. Daß apologetische Übergriffe heute noch in mehr als einer Frage wirklich drückend empfunden werden, das zeigen unwiderleglich die verschiedenartigen

Stimmen, die unser ‚Echo' allein aus kurzen acht Wochen widerklingen läßt, und die sich wohl unschwer selbst aus diesem kurzen Zeitraum noch beträchtlich vermehren ließen. Man sollte meinen, es müsse nicht so schwer sein, diese Übelstände aus der Welt zu schaffen. Denn nicht ein böser Wille ist ja zu bekämpfen, sondern nur ein in seinen Aufgaben und Mitteln öfters fehlgreifender guter Wille auf fruchtbarere Betätigungsgebiete zu verweisen. Mit dieser Forderung kann nicht etwa eine wachsende Isolierung und Entfremdung der Apologie von den anderen Wissenszweigen gewollt sein, sondern nottut im Gegenteil eine lebendigere und stetigere Fühlung, ein vermehrtes gegenseitiges Voneinanderlernen, wie schon oben hervorgehoben wurde. Ein neuer Aristoteles oder Thomas, der das ganze Wissen seiner Zeit in sich vereint und harmonisiert, wird uns schwerlich wieder erstehen. Ersatz dafür bieten kann nur die von einheitlichem Geist zusammengeführte gemeinsame Gelehrtenarbeit und Gelehrtenorganisation. Die christliche Apologetik hat allein die offenbarte Wahrheit zu verteidigen, nicht veränderliche Schulansichten und vorgefaßte, wenn auch noch so festgewurzelte Denkgewohnheiten. Beschränkt sie sich mit reinem Eifer auf ihre eigentliche herrliche Aufgabe, kämpft sie für die eine und ewige Wahrheit mit ganzer Kraft und makellosen Waffen, dann wird ihr keine ehrlichmeinende Gegnerschaft auf die Dauer widerstehen.

Laicus.

Der Kampf um die Schule.

Wer von den großen staatsbürgerlichen Gemeinschaftskämpfen der Gegenwart nichts anderes vor Augen sieht als das parteipolitische Gezänk des Tages, der verliert leicht den rechten Maßstab und die gebührende Wertschätzung für die in dem ganzen wirren Getriebe eigentlich lenkenden Kräfte und Zwecke. Um diese wahrzunehmen, muß man einen weiteren Ausblick vor sich haben, als ihn die Aufeinanderfolge der Tagesnachrichten von selbst gewährt; es bedarf hierzu großer und überragender Gesichtspunkte, von denen aus nur mehr die grundformenden Ideen der Dinge und die treibenden Ideale der Tätigkeiten zur Geltung kommen. In überraschendem Maße vermag eine dermaßen großzügige Darstellung staatsbürgerlicher Streitfragen das Interesse auch solcher Kreise zu gewinnen, die gemeinhin von Politik nicht viel wissen wollen und die Beschäftigung mit ihr bestenfalls für ein notwendiges Übel halten. Ein großzügiger Publizist wie Friedrich Naumann z. B. hat trotz der phantastischen Stelzenhöhe seiner Gesichtspunkte in erstaunlicher Weise gerade unter den Gebildeten der Nation Anhänger gesammelt und dermaßen sogar einer absterbenden Ideenrichtung einige neue Werbekraft eingehaucht. Man höre etwa, wie eindringlich er die nationale Bedeutung der Schule darstellt:

‚Was wir Deutschen nach unserer Art und Vergangenheit besser leisten können als andere Völker, ist eben die Schule und insbesondere die Volksschule. Das ist unser lebendes Kapital. Wir haben kein eigenes deutsches Geld, keine Baumwolle, keine ausreichenden Erze, kein großes freies Ackerland; was wir haben, sind Vorzüge, die mit Heer und Schule zusammenhängen: wir verstehen den organisierten Großbetrieb und können eine hohe Volksbildung erreichen.

Das ist unser deutsches Pfund, mit dem wir wuchern müssen. Unser geschultes Denken wird im technischen Zeitalter zum realen Wertgegenstand.'

Nachhaltigerer Eindruck aber und tiefere Überzeugungskraft noch als ästhetisch-politische Betrachtung im Stile Naumanns muß solcher Höhenpubliziſtik eignen, die nie das Phantasiebild vor die Tatsachen schiebt, sondern immer mit den Geschehnissen in sicherem Zusammenhang bleibt, die nicht den Augenblickseindruck oder Zukunftsträume, sondern den geschichtlichen Werdegang wiedergibt, die kurz gesagt: historisch-politisch verfährt. Dieser seltenen Gattung darf man die kleine, inhaltsreiche Schrift mit Fug und Recht zuzählen, in der Martin Spahn jüngst den ‚Kampf um die Schule' geschildert hat.* Er geht darin aus von den historischen Tatsachen und schildert die Stellungnahme der französischen und deutschen Katholiken zum Schulkampf während des neunzehnten Jahrhunderts, ihre praktischen Maßnahmen und Unterlassungen, ihre Erfolge und Mißerfolge. Aber bei diesen bleibt er nicht stehen, sondern führt sie zurück auf die treibenden Ideen, aus denen sie entsprangen; erst so werden die geschichtlichen Tatsachen wirklich lehrreich und ergeben fruchtbare Mahnungen und Warnungen für die Zukunft.

Das Eintreten der französischen Katholiken für volle Unterrichtsfreiheit, für freie Kirchenschulen neben religionslosen Staatsschulen hat darum zu keinen bleibenden Ergebnissen geführt, weil zwischen dem modernen, sozial und wirtschaftlich entwickelten Volksstaat und der allgemeinen Volksschule zwingende und unaufhebbare Zusammenhänge bestehen:

‚Das Schulsystem der entwickelten modernen Gesellschaft geht nicht — [wie die Führer der französischen Katholiken lange annahmen] — von der höheren humanistischen Lehranstalt aus. Es baut sich immer klarer auf der Volksschule auf. Die Volksschule aber dient gegenwärtig zur systematischen Vorbildung aller in einem Staatsgebiet heranwachsenden Kinder für ihre spätere Tätigkeit innerhalb des modernen, gegen früher in seinen Anforderungen so hoch gesteigerten Kulturbetriebes der Nationen. Immer mehr wetteifern die Völker in der Ausgestaltung des Schulwesens, in der Entfaltung seiner pädagogischen, schultechnischen und finanziellen Voraussetzungen. Die Völker müssen heute unter dem Drucke des alle anderen Bestrebungen zurückdrängenden internationalen Kampfes um die wirtschaftliche Stärke so handeln. Für jedes Volk kommt es darauf an, daß es alle seine intellektuellen und materiellen Kräfte ebenso vorsichtig und sparsam wie erschöpfend im Dienste seiner sozialen Organisation und seiner wirtschaftlichen Tätigkeit verwendet. Sein Erfolg auf dem Weltmarkt und seine Verteidigung des nationalen Marktes hängt davon ab. Die Schule muß dabei seine beste Helferin sein. . . . Die moderne Schule braucht finanzielle Mittel und macht organisatorische Vorkehrungen nötig, für die sie die Unterstützung der Staatsgewalt gar nicht entbehren kann. Ebenso kann der Staat allein den Schulzwang ein- und durchführen, auf den die Schule im Interesse der Gemeinschaft nicht mehr zu verzichten vermag. Kein großes Volk wird in seinem harten Wettbewerbe mit den anderen Völkern, wenn es vorzüglich auf Gewerbe und Landwirtschaft angewiesen ist, die Benutzung der von der Schule dargebotenen

* Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten u. München 1907. Brosch. 70 Pfg.

Mittel der Einsicht und dem guten Willen der einzelnen Familien überlassen. Als die Schule noch lediglich religiöse oder humanistische Bildungsanstalt war, erlaubte ihr Zweck vielleicht, daß seine Inanspruchnahme zu einer rein persönlichen Angelegenheit der Väter gemacht wurde. Die moderne Schule dagegen, indem sie vorzüglich die möglichste Sicherung eines ganzen Volkes in seinem wirtschaftlichen und sozialen Kampf ums Dasein anstrebt, schließt kraft des Willens der nationalen Gesellschaft die Verfügungsfreiheit des einzelnen aus.'

Die deutschen und speziell die preußischen Katholiken haben, obzwar anfänglich dem Prinzip der vollen Unterrichtsfreiheit zuneigend, doch noch rechtzeitig den Staatsnotwendigkeiten der Gegenwart Rechnung zu tragen gewußt, ohne von ihren religiösen Forderungen etwas preiszugeben. Die wirksame Beteiligung der Kirche an der Schule wurde von ihnen in der Form der Konfessionsschule gesichert. Das Mindestmaß der Forderungen, auf dessen Durchführung die deutschen Katholiken unbedingt beharren, besteht darin,

‚daß, soweit die Schule notwendigerweise auf die Weltanschauung ihrer Schüler einwirkt, für die Kinder katholischer Eltern der Kirche als Hüterin unseres katholischen Bekenntnisses ein wirksamer Einfluß gestattet werden muß.'

Man könnte vielleicht mit Spahn darüber streiten, ob dieses Mindestmaß ebenso, wie bei der Volksschule, auch bei der Mittel- und Hochschule hinreichend gesichert erscheint. Aber diese und andere Einzelbedenken müssen schwinden gegenüber der praktischen Nutzanwendung, in die Spahn seinen historischen Rückblick ausmünden läßt. Aufgabe der deutschen Katholiken ist es, den Einfluß, den sie auf das Schulwesen üben können, durch positive Kulturarbeit auf allen Gebieten zu erhalten und zu mehren; denn, wie ein Lehrer diese Gegenwartsforderung formulierte:

‚Der Anteil der Kirche an der Jugenderziehung bestimmt sich in seinem Umfange nach dem Anteil, den die betreffende Kirche an dem modernen Kulturleben nimmt.'

Dieser Anteil ist allen Vorurteilen zum Trotz durch die Tat zu erweisen:

‚In dem Maße, als sich die deutschen Katholiken, wo immer der einzelne eine Aufgabe findet, der Gegenwartskultur innerlich verständig gegenüberstellen und sie fördern, sei es im Wirtschaftsleben oder in den Fragen der sozialen Organisation, sei es in der Ausbildung ihrer politischen Institutionen oder in der Anregung des geistigen und künstlerischen Lebens und vorzüglich in der Pflege der nationalen Schule, wird sich der Haß in der Seele der Nation zurückbilden und die Befangenheit ihres Urteils verflüchtigen. Immer werden zwar zwischen dem katholischen und dem unter protestantischem Einfluß stehenden Teil des Volkes, auch innerhalb der Lehrerschaft, einzelne unüberbrückbare Gegensätze bleiben, weil in den Prinzipien unseres religiösen Denkens keine Übereinstimmung zu ermöglichen ist. Jedoch kann auch in solchen Fällen wenigstens ein gegenseitiges Vertrauen hergestellt werden. Man wird sich in ihnen in dem Gedanken gewähren lassen, daß die verschiedenen Pfade, die man einschlägt, zum selben Ziele, der Wohlfahrt unseres Volkes, führen sollen.'

Soferne dieses Vertrauen gewonnen wird, wird in der Zukunft der Einfluß des Katholizismus auf die deutsche Schule sich noch segensreicher entfalten. Dann nämlich, wenn neben den wirtschaftserzieherischen Aufgaben der Schule auch ihre sozialethischen Ziele wieder mehr zur gebührenden Geltung kommen.

‚Wenn die Katholiken bis dahin den festen Anschluß an die nationale Schule gewonnen haben, wenn sie mit ihr verwachsen sind und darum auch das Mißtrauen wider sie im Nachlassen begriffen ist, werden sie in jener Stunde der Nation aus den Schätzen erzieherischer Weisheit, die in unserem kirchlichen Leben angesammelt sind, sowie aus der Fülle idealistischer Vertiefung und Begeisterung, die der recht erfaßten katholischen Weltanschauung eigen ist, Reichtümer spenden können. Vielleicht mehr als die anderen werden sie der Schule dann zu nützen vermögen. Und dann werden sie auch gehört werden, — dann auch willkommen sein. Denn Hingabe weckt Hingabe und Mitarbeit Vertrauen.‘

r.

Vom Kunstwissen und Kunstgenießen.

Wenn ein rechter Künstler lange Zeit von der Mitwelt verkannt wird, dann jammert ihn nicht des entgangenen ‚Ruhmes‘. Vom Ruhm, wie ihn der Tag bietet, der sich ‚mit einer Schnelligkeit verbreitet, als wäre die Unsterblichkeit ein Konsumartikel‘, der aber auch ganz so rasch wieder in nichts versinkt, von diesem Ruhm sagt einer, der auch lange auf ihn warten mußte, Karl Spitteler in seinen ‚Lachenden Wahrheiten‘:*

‚Nicht wahr, ihr waschet ihn doch erst gründlich mit Karbolseife, ehe ich ihn in die Hand nehme, euren Ruhm?‘

Nicht daß man vieles über ihn weiß und redet, ist der Ehrgeiz des Künstlers, — er müßte denn nebenbei auch ein eitler Mensch sein, was aber öfter den Virtuosen eignet, — sondern daß man sich seiner Werke freut und sie und ihn durch sie liebgewinnt. Dazu gehört im Grunde gar nicht so viel und doch weit mehr, als gewöhnlich das übliche Kunstpublikum zu bieten vermag. Wie wenige wirkliche Kunstliebhaber sind zumeist darunter — das Wort hat fast schon einen verächtlichen Nebensinn bekommen — und dafür wie viele Kunstverständige, d. h. solche, die etwas von der Kunst zu verstehen meinen oder vielmehr meinen, sie müßten etwas davon verstehen. Als eine wahre ‚Kunstfron‘ bezeichnet Spitteler in der ersten seiner ‚Lachenden Wahrheiten‘ diesen unleidlichen Zustand und findet die Schuld daran nebst ‚unserer leidigen Allerweltsschulmeisterei‘ namentlich in dem Umstand, daß man immer meint, als ‚Gebildeter‘ ‚die Kunst‘ insgesamt und ohne jede Ausnahme kennen und verehren zu müssen, statt sich an das einzelne zu halten, was diesen und jenen wirklich erfreut und vom übrigen ehrlich das nachgerade erquickende Geständnis zu wagen: Ich verstehe nichts davon.

‚Eigentlich,‘ sagt Spitteler, ‚sollte jedermann diesen Satz, dessen Aussprache ein wenig schwierig zu sein scheint, sprechen lernen; denn derselbe sagt die volle

* Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. Jena 1905, bei Eugen Diederichs. Wer den Schweizer Epiker aus seinen Dichtwerken hat lieben lernen, möge sich hier auch an seinem ehrlichen Gepolter freuen und ergötzen und hie und da auch ärgern. Man kann doch manche Wahrheit daraus lernen, ähnlich wie beim Schwaben Vischer.

Wahrheit, da sich niemand anmaßen darf, in allen Gebieten der Kunst mit dem Herzen zu Hause zu sein.'

Zum echten Kunstliebhaber gehört — beschränkt wie wir Menschen nun einmal sind — auch die besondere Liebhaberei. Das gilt für die einzelnen Kunstzweige und innerhalb derselben für die mannigfachsten Sondergebiete. Etwas *Kleines* muß Liebhaberei in keinem Falle sein, nur sollte sie allerdings streben, in ihrem Rahmen ein *Ganzes* zu werden:

‚Eine Kunstfron entsteht, sobald der Kunstgenuß als eine Pflicht aufgefaßt wird. Es ist so wenig eine Pflicht des Menschen, Schönheit und Kunst zu lieben, als es eine Pflicht ist, den Zucker süß zu finden. Die Kunst ist eine gütige Erlaubnis und eine menschenfreundliche Einladung, mehr nicht; man kann es nehmen oder lassen. Glücklich, wer ihr zu folgen und sie zu schätzen weiß; wer das nicht vermag, den mögen wir bedauern, aber wir haben kein Recht, ihn deshalb zu schelten.'

Vor allem *deshalb* kein Recht zum Schelten, weil einer, der gerade *unseren* Geschmack nicht teilt, uns vielleicht auf anderem Gebiet an Empfänglichkeit weit übertrifft. Allgemeingültig ist wohl, was Spitteler als seine persönliche Erfahrung mitteilt:

‚Ich habe noch keinen Menschen von Gemüt und Phantasie (denn Gemüt und Phantasie sind die Vorbedingungen, aber auch die einzigen Vorbedingungen des Kunstgenusses) gekannt, welcher nicht an irgend einem Teil der Kunst unmittelbare Freude empfunden hätte. Und darauf kommt es allein an. Jeder suche sich an dem himmlischen Fest diejenige Speise aus, die seine Seele entzückt, und weide sich daran nach Herzenslust, so oft und so viel er mag, im stillen oder, wenn ihm das Herz überläuft, mit gleichgesinnten Freunden. Das ist Kunstgenuß. Das ist aber auch Kunstverständnis. Wer sich aufrichtig und bescheiden an einem Kunstwerke erfreut, der versteht es ebensowohl und wahrscheinlich noch besser, als wer gelehrte Vorträge darüber hält.'

Vom Künstler zum Kunstliebhaber bedarf es nicht viel schreib- und redeseliger Zwischenträgerei. Als Kunstbeschreiber sollten nur solche Kunstliebhaber zugelassen werden, die ihr Herz drängt, an eigener Freude auch andere teilnehmen zu lassen und die für solchen Zweck die rechten Worte finden. Alles weitere ist für die überwältigende Mehrheit der Leser und Hörer vom Übel.

‚Die veredelnde und erzieherische Kraft der Kunst beruht nicht auf dem Wissen, sondern auf dem Genießen. Ja das Wissen über die Kunst kann unter Umständen sogar die Empfänglichkeit zum Genuß der Kunst beeinträchtigen, dann nämlich, wenn Wissensdünkel entsteht; denn Dünkel ist das Gegenteil jener Seelenverfassung, welche jeder Kunstgenuß voraussetzt: bescheidene, selbstvergessene Hingabe. Vollends den Begriff ‚Bildung', das heißt das Wissen in die Breite und im Kreise, in die Kunst herüberziehen zu wollen, ist eine unglückliche Verirrung. Bildungsmäßige Aufnahme der Kunst erzeugt im besten Fall Oberflächlichkeit, im gewöhnlichsten Fall Selbsttäuschung, im schlimmsten Fall Empfindungsheuchelei.'

E.

Zeitgeschichte.

Vom Sillon. Im Oktoberhefte des dritten Jahrgangs dieser Zeitschrift wurde ein kurzes Referat gegeben über die damals noch im Entstehen begriffene Sillonbewegung in Frankreich. An die weitere Entwicklung dieser eigenartigen politisch-sozialen Strömung haben sich Ereignisse angeknüpft, die zu bedeutend sind, um den Lesern des ‚Hochland' vorenthalten zu werden. Die deutsche katholische Tagespresse hat leider zu diesen für Frankreich ungemein charakteristischen Ereignissen — mit Ausnahme vielleicht der ‚Germania' — gar nicht oder in gänzlich irreführendem Sinne Stellung genommen.

Die zur Zeit einflußreichsten katholischen Kreise Frankreichs haben an der jungen demokratischen Bewegung niemals viel Freude gehabt. Von einer offenen Gegnerschaft hielt sie bis zum 20. Juli 1903 die Politik Leos XIII. zurück, sowie die infolge der Presseverhältnisse nicht auffällig zutage tretende Arbeit der Jugendbewegung. Nur der Bischof von Nancy machte keinen Hehl aus seiner Gegnerschaft.

Die Sachlage änderte sich einige Zeit nach dem Regierungsantritte Pius' X. Der Nachfolger Leos XIII. schlug eine Politik ein, die sich von der seines Vorgängers insofern unterschied als sie sich nicht mehr ausschließlich auf die katholischen Republikaner, sondern auf alle Parteien stützen wollte, die es mit der Verteidigung der kirchlichen Rechte ernst nehmen. Die ‚Verité francaise' kam wieder zu Ehren. Der Sillon wurde von Rom aus nicht mehr auffällig begünstigt.

Für die konservativen Kreise Frankreichs war dies das Zeichen zum offenen Kampf gegen den Sillon, der rasch aus einer Jugendbewegung zur Volksbewegung geworden war — sein Organ ‚Éveil democratique' zählt 60 000 Abonnenten — und gerade die besten Köpfe des katholischen Frankreich für sich einnahm (Fonsegrive, Brunetière usw.). Den Anfang machte Abbé Barbier, der nämliche, der im letzten Wahlkampf von Rom aus in ungewöhnlich schroffer Form desavouiert wurde. In einer weit verbreiteten Broschüre machte er dem Sillon drei Vorwürfe: den der Häresie (natürlich!), des Liberalismus und des Sozialismus. Die Bischöfe begannen sich für den Streit zu interessieren. Von vielen erhielt Barbier zustimmende Kundgebungen. Die Marc Sangnier nahestehenden Kirchenfürsten hielten sich zurück.

Das System gegenseitiger Verketzerung wurde von neuem mit Eifer betrieben. Man machte Sangnier zu einem Verbreiter der Ideen Loisys und Laberthonnières, obwohl Sangnier und erst recht der Sillon mit Loisy gar nichts, und mit Laberthonnière nur sehr wenig zu tun hatten. Letzterer hat nur einmal

in der Sillonrevue einen gegen den Liberalismus gerichteten Artikel erscheinen lassen.

Als die Bewegung Romolo Murris von der kirchlichen Behörde verurteilt war, blieb den extrem Stürmern nichts anderes zu tun, als die Verurteilung Murris auch auf Sangnier auszudehnen — trotz der entschiedensten gegenteiligen Erklärungen des Kardinalstaatssekretärs.

Als nach dem Vorgang des Bischofs von Quimper eine Reihe französischer Prälaten ihren Priestern die Teilnahme und Förderung der Sillonströmung verboten, war die Bewegung Sangniers in ihrem Lebensnerv getroffen. Die früher kraftvolle Aktion ließ plötzlich nach. Die Begründung dieser Maßregel lautete jedesmal: Dem Priester ist jegliche Teilnahme an der Politik verboten. Kein deutsches Zentrumsblatt hat auf diese auch für uns so interessanten Vorgänge aufmerksam gemacht. Marc Sangnier wich dem drohenden letzten Schlag mit Glück aus. Er erklärte seine Bewegung, die bislang eine katholische Färbung getragen hatte, für eine rein politische Laienbewegung mit dem Ziel: Verwirklichung der demokratischen Republik mit Hilfe der sittlichen Mächte, die von der katholischen Kirche zur Erziehung der Nation geboten werden.

Woher der plötzliche Umschwung in der Stimmung kirchlicher Kreise? Leo XIII. hat Sangnier und sein Werk sehr ausgezeichnet. Pius X. und Kardinal Merry del Val standen dem Sillon niemals ungünstig gegenüber. Woher der Umschwung in der Stimmung eines großen Teils der Bischöfe? Woher die kühle Zurückhaltung Roms? Die Ursache war — Msgr. Montagnini. Wenn die Notizen Montagninis über den Sillon, wie sie durch die französische Presse gingen, echt sind, dann ist der Beweis erbracht, daß der päpstliche Diplomat auch keinen Schein von Orientierung besaß. In einem Schreiben an den Kardinalstaatssekretär nennt er die Führer des Sillon ‚Besessene' (!) und wirft ihnen vor, sie wollten Eigentum und Tradition untergraben. Mehr kann man die ganze Sillonströmung tatsächlich nicht verkennen. Zum Glück war der Vatikan nicht so leichtgläubig wie Msgr. Montagnini.

Nachdem Sangnier seine Organisation ihres katholischen Charakters entkleidet hatte, — hatte entkleiden müssen, — folgte bald der naturnotwendige weitere Umformungsprozeß. Der sechste Nationalkongreß, der in den ersten Februartagen 1907 zu Orleans stattfand, brachte das überraschende und erfreuliche Ergebnis, daß der Sillon seine Reihen allen ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses öffnete, die sich auf sein politisch-soziales Reformprogramm verpflichten und keine erklärten Kirchenfeinde sind. Hiemit ist erreicht, was Sangnier wohl längst schon als Ziel vorschwebte, eine den französischen Verhältnissen entsprechende Nachbildung des deutschen Zentrums. Die Ausrangierung der alten Parteien Frankreichs kann nunmehr beginnen. Die Auseinandersetzungen, die gegen die Ausweitung der Sillonbewegung im ‚Demain' usw. erfolgten, beweisen bloß das eine, daß der kirchlich gesinnte Franzose, soweit er politisch rechts steht, nur sehr schwer den einseitig konfessionellen Gedanken in rein politischen Dingen ausschalten kann. Diese Gegner sind niemals zu gewinnen und schwer zu überwinden.

Das Auftreten mehrerer kirchlicher Oberhirten gegen den Sillon, die feindselige Parteinahme Montagninis bildeten eine sehr ernste Gefahr; ganz abgesehen von Viétry, der Spaltung usw. Sie ist überwunden. Sangnier wurde kürzlich vom Papste empfangen. Die Verhandlungen, die vor Sr. Heiligkeit mit dem Staatssekretär und mehreren Kardinälen geführt wurden, ergaben folgende Richtlinien für die weitere Tätigkeit des Sillon. Marc Sangnier teilte sie in der Revue in programmatischer Erklärung mit:

1. Der ‚Sillon', eine Laienbewegung, hat zum Zweck, in Frankreich eine geordnete, gerechte demokratische Republik zu verwirklichen. Seine Stellung und Haltung ist vollkommen legitim. Er macht Gebrauch von einem Recht, das ihm niemand sollte streitig machen.

2. Der ‚Sillon' will im Christentum eine Stärkung, soziale und individuelle Kräfte finden. Die Priester widmen sich den Sillonisten wie allen, die ihrer Dienste bedürfen. Ihr Wunsch kann es nur sein, durch den Sillon das Volk der Kirche näher gebracht zu sehen. Sie begrüßen überall den konstatierten günstigen religiösen Einfluß des Sillon.

3. Als Bürger können die Priester politischen und sozialen Sonder- und Parteibestrebungen huldigen. Als Priester aber gehören sie allen, und ihr Platz ist darum konsequenterweise im allgemeinen nicht in der öffentlichen Propaganda für den Sillon.

4. In besonderen Fällen mögen sie aus ihrer Reserve heraustreten in die äußere Arbeit für den Sillon, selbstverständlich nur mit Zustimmung ihres Bischofs.

Diese päpstliche Kundgebung bedeutet für Marc Sangnier freie Bahn. Die Laienbewegung ist frei. Der Priester mag sich an ihr beteiligen, wenn der Bischof es erlaubt. Da nun tatsächlich eine große Anzahl französischer Bischöfe (Dadolle von Dijon; Delamaire von Cambrai; Gibier-Versailles usw.) auf dem Boden des Sillon stehen, besteht kein Hindernis mehr. Es ist zu hoffen, daß nunmehr die Zeit der Verdächtigungen Sangniers und seines Werkes im In- und Auslande endgültig vorbei ist. Die Lage der französischen Kirche und die vom Sillon begonnene Arbeit erfordern es dringend. Die Sillonbewegung hat zum erstenmal die Schulung und Aufklärung der großen Masse mit Erfolg unternommen, die Gewerkschaftsbewegung auf christlicher Grundlage in Fluß gebracht und die Frauenbewegung in Frankreich — ein reiches Arbeitsgebiet — bedeutend gefördert. Nicht subtiles Disputieren nützt, auch nicht gegenseitiges Verketzern, sondern ausdauernde, systematische Arbeit. Im Anfang war die Tat.

Martin Walzer.

Die Judenfrage gehört zu jenen brennenden Zeitproblemen, die nur selten noch mit sachlicher Ruhe und Unbefangenheit erörtert werden; so sehr hat der Streit und Haß der Parteien, hier der blind verdammenden Antisemiten, dort der ebenso blind verteidigenden Philosemiten, die meisten Geister erhitzt. Selbst eine auf den Tatsachen der Statistik fußende, jede gehässige Tendenz von sich weisende Darstellung, wie sie Dr. Hans Rost jüngst in seinen lesenswerten ‚Gedanken und Wahrheiten zur Judenfrage'* gegeben hat, läßt sich in ihrer allgemeinen Beurteilung des jüdischen Stammes immer wieder von tiefwurzelnden Antipathien über die Grenzen eines ‚gerechten Zornes' fortreißen und Anschuldigungen entschlüpfen, wie z. B. ‚Leute mit weitem Gewissen gibt es überall. Beim Juden ist dies die Regel', die auch der schroffste Antisemit nicht schärfer erheben könnte. Nicht darum handelt es sich aber in erster Linie bei der Judenfrage, wie man die Juden beurteilen soll, ob man sie lieben oder nicht leiden mag, sondern was man mit ihnen anfangen soll. Sie sind nun einmal da; ihr vielfach schädliches Übergewicht im Wirtschafts- und Geistesleben, wie es Rost mit eindrucksvollen Zahlen nachweist, kann niemand leugnen. Sie des Landes zu verweisen oder in ihrer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung wieder einzuschränken, daran denkt kein ernsthafter Politiker; ganz gewiß kein Führer des katholischen Volksteils in Deutschland; zumal uns als konfessioneller Minderheit selbst noch eine vollere Durch-

* Trier 1907, Verlag der Paulinusdruckerei.

führung der Parität und eine Aufhebung des letzten Restes der Ausnahmegesetzgebung zu fordern bleibt. Von eigentlichen Ausnahmegesetzen gegen das Judentum will auch Rost nichts wissen; aber für eine Ausnahmebehandlung tritt er ein und meint: ‚Die Politik des berechtigten Antisemitismus besteht in der Einschränkung des Judentums in seinem Einfluß auf Politik, Sitte und Wirtschaftsleben, in der Isolierung des Judentums.‘ Und als Isolierungsmittel schlägt er neben der jetzt schon vielfach üblichen gesellschaftlichen Sonderstellung vor: Einwanderungsverbot gegen fremdländische Juden; stillschweigende Boykottierung der jüdischen Geschäfte; Produzentenorganisation zur Unterdrückung des jüdischen Zwischenhandels; stärkeres Zuströmen der christlichen, speziell der katholischen Jugend, zu den höheren Bildungsanstalten und entsprechend stärkere Betätigung als Bildungsmittler, im Lehrfach, der Presse usw.

Gar nichts erwartet sich Rost von der durch Bismarck, Mommsen und andere verfochtenen Assimilation, dem allmählichen Aufgehen des jüdischen Bevölkerungsteils im Gesamtvolk. Dazu seien die Rassengegensätze zu groß und sie hätten sich in den letzten Jahrzehnten eher noch verschärft. Abgesehen nun davon, daß die Übertreibung der Rassengegensätze, wie die letzten Wahlen in Österreich deutlich zeigten, bereits wieder im Abflauen ist, muß gesagt werden, daß die bisherigen geringfügigen Ergebnisse der Judenassimilation zu keinem diesbezüglichen Pessimismus berechtigen. Vor allem muß man bedenken, daß die bürgerliche Emanzipation der Juden in Deutschland erst vor hundert Jahren begonnen hat und erst 1848 ihren Abschluß erreichte. In so kurzer Zeit konnte man, angesichts der beiderseitigen starken Vorurteile, auf keinen Fall erhebliche Ergebnisse erwarten. Trotzdem ist es heute schon so weit, daß in den Großstädten, wo die Masse der deutschen Juden sich immermehr konzentriert, ein stetes, prozentuales Sinken ihres Bevölkerungsanteils stattfindet; besonders hat (vgl. den Neuhausschen Artikel im letzten Februarheft) die Geburtenzahl in jüdischen Ehen seit dreißig Jahren um 36,3 v. H. abgenommen, während sie in der gleichen Zeit bei reinevangelischen Ehen um 8,3 v. H., bei reinkatholischen um 36,7 v. H. gestiegen ist. Die Kinderzahl der jüdisch-christlichen Mischehen gar ist um 108,1 v. H. gewachsen. Das Sinken des jüdischen Bevölkerungsanteils wäre ein noch viel rapideres, wenn nicht beständig aus Rußland, Galizien usw. ein sehr starker und kinderreicher Nachschub stattfände. Darin freilich muß man Rost und auch Dr. Heinrich Löwe (vgl. Juniheft S. 352) völlig zustimmen, daß es im eigensten Interesse der deutschen Juden liegt, den fremdländischen Zuzug nach Möglichkeit auszuschalten, der immer wieder durch seine besonders ausgeprägten Rasseneigentümlichkeiten und sittlichen Minderwertigkeiten (vgl. die Ergebnisse jüdischer Erhebungen in Galizien) der Abneigung neue Nahrung gibt. Es hieße denn doch die Absorptionsfähigkeit des deutschen Volkes, das schon so beträchtliche slavische, keltische und andere Beimischungen ohne sichtbaren Schaden vertragen hat, stark unterschätzen, wenn man meinte, es vermöge mit der Zeit einen relativ sehr geringfügigen jüdischen Einschlag nicht zu verwinden. Daß die große Mehrheit der kultivierten, westeuropäischen Juden eine Assimilation anstrebt, unterliegt für den sorgfältigen Beobachter keinem Zweifel. Die Zahl der meist aus Zweckmäßigkeitsrücksichten erfolgenden Übertritte (selbst im antisemitischen Wien traten laut Köln. Volkszeitung Nr. 365 während des letztverflossenen Jahres 227 Juden zu der evangelischen Gemeinde über; in manchen reichsdeutschen Großstädten ist bei dem besonderen Entgegenkommen frei-

geistig protestantischer Pastoren die Zahl noch unverhältnismäßig größer) beweist da noch wenig; denn die Mehrheit der deutschen Juden zählt sich innerlich zu den ‚Freidenkern'; und wenn diese erst einmal — das ist nur eine Frage der Zeit — ihre Anhänger umfassender organisieren, steht ein riesiger, vielleicht an vielen Orten vernichtender Rückgang der Synagogengemeinden bevor. Eine deutliche Sprache redet in dieser Hinsicht die Entwicklung in Newyork, der größten jüdischen Stadt der Welt. Dort lebten (laut Jewish Encyclopedia, Bd. IX) im Jahre 1904 rund 673000 Juden; dieselben benutzen fast ausnahmslos die konfessionslosen Unterrichtsanstalten und die hebräischen Feiertagsschulen werden nur von 2800 Kindern, darunter 80 % Mädchen, besucht. Gründungen, wie die der ‚Gesellschaft für ethische Kultur' (1876 durch Felix Adler) werden nach derselben Quelle ‚hauptsächlich von Juden unterhalten und haben viele derselben dem Glauben ihrer Väter entfremdet'. Wo aber der konfessionelle Zusammenhalt der Juden schwindet, da vermag sie nichts mehr auf die Dauer zusammenzuhalten, als — der Antisemitismus, die künstliche Isolierung von außen her. Der Versuch einer nationalen Zusammenkittung im Sinn des Zionismus ist, auch nach Rost, praktisch gänzlich aussichtslos und nur als Reaktionserscheinung gegen den Antisemitismus verständlich.

Wer die bürgerliche Emanzipation der Juden aufrecht erhalten will, muß auch ihre Assimilation wollen. Sie als isolierten Bestandteil in einem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ghetto zu halten, das ließe sich erstlich nur bei völliger diesbezüglicher Übereinstimmung aller Deutschen, auch der drei Millionen Sozialdemokraten z. B., durchführen und zweitens würden es sich die Juden nicht gefallen lassen. Wenigstens diejenigen nicht, die über die nötige wirtschaftliche Freizügigkeit verfügen, würden nach Ländern, wie Amerika, England oder Frankreich, auswandern, einen sehr beträchtlichen Teil des deutschen Nationalvermögens, der in ihren Händen ist, mit fortnehmen und wohl gar im deutschfeindlichen Sinn verwenden. Die Gefahren des ‚jüdischen Geistes' aber, d. h. der materialistischen, antichristlichen Weltanschauung, vermöchte auch solch eine Isolierung nicht zu bannen; denn Gedanken lassen sich überhaupt nicht einsperren, zumal wenn sie auch in dem nichtjüdischen Volksteil so zahlreiche Verfechter haben. Soweit die Judenfrage ein wirtschaftliches und allgemein kulturelles Problem ist, kann sie nur durch Wirtschafts- und Kulturreformen umfassender Art gelöst werden; soweit sie ein Rassenproblem ist, wird sie mit der fortschreitenden Assimilation von selbst ihre Lösung finden. Es gibt noch mehr und noch drückendere Mißstände in der menschlichen Gesellschaft und im deutschen Volk, die nicht von heute auf morgen aus der Welt zu schaffen sind. Keinesfalls aber darf sich der gerechte Zorn über gar manche jüdische Herausforderung zu Maßregeln hinreißen lassen, die den Grundsätzen der christlichen Nächstenliebe und der staatsbürgerlichen Gerechtigkeit zuwider laufen. Dr. E.

Geschichte.

Vom Lebensbild Friedrichs des Großen, das einst (1858 ff.) der temperamentvolle Thomas Carlyle in ausführlichen Bänden veröffentlicht hat, ist nun eine gekürzte Ausgabe in einem Bande erschienen (besorgt von K. Linneberg, Berlin, B. Behrs Verlag, geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.). Carlyle schreibt mit einem Feuer persönlicher Anteilnahme, die sich oft zu packendem Miterleben einer unmittelbar dramatischen Handlung erhebt. Dies Subjektive seines Stils, oft durchbrochen von Worten der Gemütsempfindung, oft sprunghaft, oft wieder gefühlsmäßig verweilend oder ausmalend,

stört den künstlerisch geklärten Geschmack. Fehler und Vorzüge durchdringen sich hier untrennbar und geben Carlyles Büchern eine scharf, zu scharf persönliche Note. Und so war eine Kürzung verdienstvoll und notwendig. Aber wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß eine ‚Kürzung' einer solch uferlosen strömenden Rede so gut wie unmöglich ist, falls man eine künstlerische Abrundung zum Zweck setzt. Carlyle ist bis in die Satzbildung hinein weitschweifig und ungeschlossen, immer eruptiv, immer in einem Kampf mit seinen Stoffmassen, die ihm gerade bei Friedrich dem Großen sehr zu schaffen machten. Ungefähr also das genaue Gegenteil des modernen Methodikers. Einmal während der Arbeit (1854) schreibt er in sein Tagebuch: ‚Das Problem ist wirklich nichts anderes als den ungeheuren Misthaufen des 18. Jahrhunderts mit seinen entsetzlichen Heucheleien, mit seiner schmutzigen und blinden Sinnlichkeit, seiner Grausamkeit und seiner in Verwesung übergegangenen Leere zu verbrennen, alles das zu zerstören und zu vernichten, nachdem man es durchschaut und die Notwendigkeit seiner Verwesung eingesehen hat.' Da haben wir den heißblütigen Kämpfer und Heldenverehrer, der sich nicht nur mit seinem Jahrhundert und dessen Materialismus, sondern auch mit den Schwächen verflossener Jahrhunderte eifernd herumschlug. Aber um so schroffer ist daneben Carlyles Begeisterung für seinen König.

Es gibt eine ältere deutsche Übersetzung des gesamten Werkes; aber sie umfaßt 4832 Seiten in sechs Bänden! Der vorliegende Band großen Formats ist auf 535 Seiten zusammengezogen. Darin lesen sich besonders die Schlachtenschilderungen (z. B. Mollwitz) prächtig, und auch sonst wirkt das Originelle der Schreibweise und der einzelnen Überschriften fesselnd, wenn Carlyle auch mit dem Bemühen, des Lesers Aufmerksamkeit zu erzwingen, oft bis an die Grenze des Burlesken geht. Männer wie Friedrich der Große sollte man, was die Energie der Lebensführung anbelangt, gerade dem heutigen Ästhetengeschlechte wieder ins Empfinden bringen.

Von diesem Gesichtspunkt aus seien auch die Bändchen ‚Erzieher des preußischen Heeres', die derselbe Verlag herausgibt (3. Band: Friedrich der Große), warm empfohlen. L.

Naturwissenschaft.

Aus dem Grenzgebiet des Organischen und Anorganischen.* Die unter diesem Titel erschienene Rede, mit welcher Dölter sein Amt als Rektor der Universität Graz antrat, behandelt ein Thema, das ich auch in meinem Aufsatz ‚Aus der Welt der Moleküle' im Märzheft dieser Zeitschrift berührt habe. Es dürfte für die Leser des ‚Hochland' daher von Interesse sein, zu hören, wie sich der bekannte Mineraloge zu der vorliegenden Frage stellt.

Die Zahl der zwischen einem Kristall und einem lebenden Organismus bestehenden Analogien findet Dölter mindestens ebenso groß wie Lehmann. Er weist z. B. darauf hin, daß auch dem Wachstum eines Kristalles wie dem eines Organismus eine bestimmte Grenze gezogen ist; er macht ferner aufmerksam darauf, daß es auch Bakterien gibt, welche wie die Salpeter-, Schwefel- und Eisenbakterien nur anorganische Substanzen assimilieren; er findet eine weitere Analogie zwischen Kristallen und den lebenden Wesen in dem Umstand, daß der Kristall aus der Flüssigkeit, in der er sich befindet, nur solche Substanzen aufnimmt, die er zu seinem Wachstum gebrauchen kann, ebenso wie die Zellen der Darmwände Fettröpfchen heranziehen, aber Giften und Pigmentkörnchen die

* C. Dölter, Aus dem Grenzgebiete des Organischen und Anorganischen. Inaugurations-Rede, Graz. Leuschner und Lubenskys Universitätsbuchhandlung. 1906.

Aufnahme verweigern. Dölter geht sogar so weit, daß er die bei Behandlung einer Kristallfläche mit Lösungsmitteln entstehenden Ätzfiguren, deren Form sowohl von der Kristallstruktur als auch von der Natur des angewandten Lösungsmittels abhängt, als ein Produkt der Reizbarkeit des Kristalles auffaßt. Bricht man an einem Kristall eine Fläche ab, oder gibt ihm durch Abschleifen seiner Flächen eine andere Form, z. B. die einer Kugel, so ist es das Bestreben des wieder in seine Lösung gebrachten Kristalles, das verlorene Stück zu ergänzen oder aus der ihm aufgezwungenen Form wieder zu seiner ursprünglichen zu gelangen. Diese Regenerationserscheinungen verführen Dölter dazu, sich die Bemerkung des Anatomen Rauber zu eigen zu machen, welcher sagt:

‚Wie ein Ei zum fertigen Wesen sich gestaltet, weil beide gleicher stofflicher und struktureller Abkunft sind, so gestaltet sich eine Alaunkugel zum Oktaeder, weil in letzterer Form der Alaun kristallisiert: warum Kinder den Eltern ähnlich werden, hat im allgemeinen denselben Grund, warum aus einer Alaunkugel ein Alaunoktaeder entsteht.‘

Tiere und Pflanzen besitzen eine beschränkte, für jede Art charakteristische Lebensdauer. Dölter glaubt eine solche auch den Kristallen zuschreiben zu können. ‚Das Leben eines Kristalles dauert nur so lange, als er sich in seiner Nährflüssigkeit befindet; wird er aus derselben entfernt, so tritt der Tod, oder wenn man will, eine Art Scheintod auf, indem der Kristall zwar nicht weiter sich entwickelt, aber sein Wachstum sofort wieder aufnimmt, wenn er wieder in seine Nährflüssigkeit gebracht wird. Wir haben also hier eine Analogie zu den Dauersporen. Wenn aber der fertige Kristall den Atmosphärilien oder einer andern Lösung ausgesetzt wird, so wird er allmählich zerstört. Wo dies nicht der Fall ist, kann der Kristall durch Jahrtausende unversehrt erhalten werden. Der organische Körper dagegen muß infolge seiner großen Zersetzbarkeit fortwährend um seine Existenz kämpfen und bei ihm mußten sich Selbstschutzeinrichtungen herausbilden, die der Kristall nur rudimentär besitzt. Als solche rudimentäre Zweckmäßigkeitseinrichtungen kann man die glatte Oberfläche der Kristalle, die sie wie die Haut der Dauersporen vor Angriffen schützt, auffassen.‘

Trotz aller dieser Analogien und der von Lehmann betonten, immerhin recht äußerlichen Ähnlichkeit, die zwischen dem Verhalten der flüssigen Kristalle und dem der niedrigeren Organismen besteht, meint Dölter, ‚daß man solche Dinge (Lehmanns scheinbar lebende Kristalle) nicht als Organismen betrachten kann, schon deshalb, weil sie keine Selbstregulation zeigen, aber wertvolle Beziehungen werden durch sie erschlossen, und wir sehen an den flüssigen Kristallen, daß nicht mehr in der Art der Bewegung ein Unterschied zwischen Anorganischem und Organischem gesucht werden kann, und auch das Wachstum keinen prinzipiellen Unterschied mehr bedeutet.‘

Nicht denselben Wert wie Dölter möchte ich für die Entscheidung der Frage, ob ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Kristallen und niederen Organismen besteht, auf den Umstand legen, daß letztere sich aus Kolloiden, d. h. aus von festen Gerüsten umgebenen Flüssigkeitsmassen zusammensetzen. Es scheint mir, daß die früher erwähnten Versuche von Quincke den Unterschied zwischen kristallinischer und kolloidaler Struktur einigermaßen verwischt haben.

Für die Entscheidung der uns hier beschäftigenden Frage wird es weniger darauf ankommen, ob sich eine mehr oder weniger große Anzahl Analogien im Verhalten der Kristalle und der Organismen auffinden läßt, als vielmehr darauf, festzustellen, ob sich Organisches aus Anorganischem entwickeln kann.

An das Vorhandensein einer solchen Entwicklungsmöglichkeit in der Jetztzeit glaubt Dölter nicht, doch nimmt er eine solche für frühere geologische Epochen an. Für die Gegenwart hält Dölter die Urzeugung hauptsächlich aus dem Grunde für unmöglich, ‚weil die gewiß zahlreichen Bedingungen dazu, abgesehen davon, daß sie uns unbekannt sind, sehr selten gleichzeitig vorhanden sein dürften, und hauptsächlich dürfte jedem Experimentator die nötige Zeit mangeln. Es wäre vorher nötig, in der Natur gewiß vorhandene, aber uns unbekannte Zwischenstadien herzustellen; denn daß zwischen einem anorganischen, wenn auch chemisch analogen Körper und einem niedersten Organismus ungezählte Zwischenformen, die sich erst in Jahrtausenden entwickelten, vorhanden waren, ist sehr wahrscheinlich.‘

Wenn nun auch die Annahme von uns noch unbekannten Zwischenstadien zwischen Organismen und anorganischen Gebilden den Gedanken an eine Urzeugung als unseren Erfahrungen weniger widersprechend erscheinen läßt, so muß doch bemerkt werden, daß Dölter mit den angeführten Sätzen sich auf einem Boden bewegt, auf dem ihm der exakte Forscher nur schwer zu folgen vermag. Auf der vorausgesetzten Stabilität der Naturgesetze und der Möglichkeit, Folgerungen aus den Hypothesen durch das Experiment zu prüfen, beruht doch unsere ganze Forschung, und die Bemerkung Dölters, für die Erzeugung der Organismen könne in früheren Zeiten das damals vielleicht noch in größerer Menge vorhanden gewesene Radium als Energiequelle in Betracht kommen, klingt etwas phantastisch.

Zugegeben muß Dölter werden, daß, wenn die Bildung eines Organismus aus einem anorganischen Körper überhaupt möglich wäre, der Vorgang so, wie er ihn darstellt, d. h. mit Hilfe zahlreicher Zwischenstufen, sich abspielen würde. Keine chemische Umsetzung vollzieht sich in der einfachen Weise, wie unsere chemischen Formelgleichungen es darstellen, stets bilden sich bei der Reaktion mehr oder minder vergängliche Zwischenkörper. Wenn es einmal gelingen wird, künstliche Diamanten herzustellen, so wird dies sicherlich nicht auf dem bis jetzt hauptsächlich versuchten Wege, dem Auskristallisierenlassen von Kohlenstoff aus irgend einem Lösungsmittel, z. B. geschmolzenem Eisen, der Fall sein, sondern es wird nur geschehen durch eine wahrscheinlich sehr umständliche Reduktion des Kohlenstoffs aus irgend einer seiner Verbindungen, sei es nun einem Kohlenwasserstoff oder einer Cyanverbindung. So kann uns auch einmal die Herstellung von künstlichem Eiweiß oder der Protoplasmasubstanz gelingen (Chwolson nimmt an, daß dieses im 23. Jahrhundert der Fall sein wird), aber auch dann haben wir eben nur, wie Dölter selbst bemerkt, unbelebtes Eiweiß. Die Zahl der Körper, die sich im tierischen Organismus bilden, und welche gleichzeitig wie Kohlensäure, Harnstoff, Zucker künstlich hergestellt werden können, ist dann um einen vermehrt, aber die weite Kluft, die heute zwischen der unbelebten Materie und einem organisierten lebenden Wesen gähnt, ist auch dann nicht überbrückt. Nach wie vor könnte der Laie, wie Chwolson meint, die dumme Frage stellen: ‚Wodurch unterscheidet sich der lebendige Ochse von dem soeben geschlachteten, bei dem die Eiweißkörper doch noch völlig intakt sind?‘ Daß die Grenze zwischen Anorganischem und Organischem jemals verschwinden wird, kann heutzutage kein Naturforscher mit gutem Gewissen behaupten.

Dr. A. Gockel.

Literatur.

Wilhelm Speck. ‚Menschen, die den Weg verloren.‘ Zwei Novellen.* Die

* Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1906.

eine der beiden Novellen heißt ‚Ursula'. Ich will die Fabel der Geschichte erzählen, weil ich, zu meinem Bedauern, annehmen muß, daß das Buch nicht in vielen Händen sein wird.

Ein junger Mann, in ruhigen, gut bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, ist Besitzer eines vom Vater ererbten Bergwerkes, eines alten Familienbesitzes, und führt mit einer alten Haushälterin im Familienhause eine Junggesellenwirtschaft. In seinen Mußestunden hat er ‚sein Arbeitsleben mit allerlei schönen Blumen umpflanzt'. Ein reiner Mensch, der sich unbewußt sehnt nach der Ergänzung in seinem Leben. Er ist durch die Töne eines Liedes, das ihm ein Bäschen vorgesungen hat, an eine vergangene Stunde erinnert und geht, nachdem er statt der gesuchten Noten eine vergessene Einladung gefunden hat, hinaus, die Sängerin, nun die Frau eines Freundes, auf dem Lande zu besuchen. So, in einer wunderlichen Stimmung reisend und wandernd durch den Frühlingswald, findet er im Walde Ursula; sie wohnt im nahen Dorf bei einem Onkel. Ein sonderbares Mädchen; ein Mensch, der vom Schicksal verfolgt gewesen war und den Weg verloren hatte. Eine Waise. Der Vater war ein Gelehrter, der seiner Tochter Liebe zur lateinischen Sprache und zu Horaz eingepflanzt hat. Sie ist früh zu Verwandten gekommen, die ihr eigenes Wesen nicht verstanden; sie fühlt sich da gedemütigt, flieht, steht allein, wird Fabrikmädchen, in Not und Elend von dem Sohn ihres Brotherren versucht, läßt sich von Krankheit und Sorgen müde und widerstandsunfähig von einer kupplerischen Kollegin bestimmen, an einem Abend nach dem Hause ihres Herrn hinauszufahren. Sie entflieht, bevor sie eingetreten ist, kommt nach Fährnissen, in einem Verstecke von der Polizei aufgefunden, wieder zu ihren Verwandten und schließlich zu ihrem Onkel in das Dorf, bis sie von dem, der sie liebt, nach Tagen der Genesung, nach schweren Seelenkämpfen in das alte Familienhaus eingeführt wird.

Ich habe diesen zusammengedrängten Inhalt trocken wiedergegeben; es war leicht, und leicht wäre es auch, an der so wiedergegebenen Fabel Kritik zu üben. Schwer dagegen ist es, zu sagen, wie köstlich, wie tief poetisch diese Fabel vom Dichter behandelt ist und welch ein Duft über dieser Erzählung liegt, welche Harmonie sie von der ersten bis zur letzten Seite durchzieht, wie alles, was absonderlich erscheint, sich mit Natürlichkeit ergibt. Freilich, es soll Menschen und sogar Kritiker geben, die aus dieser Erzählung eine Besserungstendenz herauslesen wollen, andere, die glauben, es sei eine rührselige Geschichte mit einem schönen Schluß. Ich mag es nicht glauben, daß eine ehrliche, gewissenhafte Kritik so sehr den Sinn für echte, vollgültige Kunst verloren hat. Wieder andere wollen glauben, Ursula habe ja noch nicht den Weg verloren, und ihre Vorwürfe und das Leid darüber, daß sie nicht in das alte Haus einziehen dürfe, in dem eine reine Luft geht, sei unbegründet. Sie haben, glaube ich, die Zartheit dieses Kindes eines stillen Gelehrten und den Stolz, der ihr eigen ist, weil sie weiß, wie im Grunde ihr Wesen von dem der Durchschnittsmenschen sich abhebt, nicht recht gewürdigt.

‚Wenn es nicht geschah, wenn ich nicht in die Tiefe versank, an mir hat's wahrlich nicht gelegen. Ich war mit meiner Seele schon über die Grenze gegangen.' Diese Worte, im Munde der Ursula, sind ganz verständlich und erheben sie zu der Höhe, daß ihr Geliebter zu ihr aufsehen kann. Freilich, alles Wesentliche in dieser Geschichte, die nicht arm ist an absonderlichen äußeren Vorgängen, ist in das Innerliche gelegt und das ist alles glockenrein, klar und seelisch begründet. ‚Das Wunderliche hing ihr nur äußerlich an; das Wundersame lag in ihr selbst als goldener Stern, der sein Licht nach allen Seiten ergießt; es ruhte

in ihrer goldenen Seele, die sich befleckt und trüb wähnte und die doch rein und wunderklar durch alles, was sie sagte und dachte, hindurchschimmerte,' sagt der Dichter einmal von Ursula. Man kann diese Worte in gewissem Sinne im Hinblick auf die ganze Erzählung wiederholen.

Die zweite Novelle heißt ‚Die Flüchtlinge'. Sie war in erster Auflage schon vor Jahren einzeln erschienen und wurde, gerade, als wenn es ein Verhängnis für die echteste Kunst sein sollte, wenig beachtet. Ich habe diese Novelle von Anfang an besonders geliebt, obwohl sie in manchen Teilen verrät, daß sie ein Erstlingswerk ist. Wem die alten Volkslieder, die von Leid und Liebe singen, nicht zu Herzen gehen, der wird auch diese Geschichte kaum würdigen können. Wer aber die nicht zu beschreibende tiefe Wirkung solch eines alten Liedes an sich erfahren hat, der wird begreifen, welch feiner Poet diese Erzählung geschrieben hat.

‚Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümelein;
Sie sind verwelket, verdörret.

Ein Knabe hatte ein Mägdlein lieb,
Sie liefen heimlich von Hause fort,
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.

Sie liefen weit ins fremde Land,
Sie hatten weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.'

Das ist diese Geschichte. Manches Zufällige mag darin nicht zu loben sein, wie in einem alten Liede ein schlechter Reim oft nicht zu loben ist. Wesentlich ist auch im Grunde nicht so sehr die Fabel. Ganz im Mittelpunkt unseres Interesses stehen die beiden Menschen, die durch ein tragisches Geschick hinausgestoßen sind in die Welt, auf die Landstraße. Schlichter und rührender hat mir niemals aus Büchern die Liebe zweier junger Menschenkinder entgegengeblüht. Nur ‚Romeo und Julie auf dem Dorfe' von Keller und die Geschichte von dem braven Kasperl und der schönen Annerl könnte ich hier zum Vergleiche nennen, wenn auch Speck ganz andere Wege geht als diese beiden Erzähler. Man möge einmal gesammelt und aufmerksam lesen, was die Flüchtlinge am ersten Tage ihrer Wanderung miteinander reden. Sie hatten beide keinen Trost. ‚Ihm war, als ob keine Zärtlichkeit mehr in ihr Leben hineingehörte.' Sie sind in einen Wald gekommen. ‚Nach langer Zeit sahen sie sich zum ersten Male wieder in die Augen.' Hier spricht Lucie die ersten Worte: ‚Hast du mich gar nicht mehr lieb, Franz?' Da brach auch die Sonne strahlend hervor und spann über ihnen ein schimmerndes Netz (S. 66). Diese Worte an dieser Stelle zeigen den ganzen Dichter. Und nun freue man sich über das folgende Zwiegespräch der beiden flüchtenden Menschenkinder. —

Das Leben der Vagabunden, in das die beiden dann verstrickt werden, ist äußerst echt und bildet einen wirksamen Hintergrund, freilich einen etwas bunt gemalten. Ganz auf der Höhe reifer Künstlerschaft steht Speck schon in diesem Erstlingswerk in den Schlußkapiteln. Die Gestalt der Mutter des Franz ist von solch lebendiger, schlichter Größe, daß sich gewiß niemand dem Zauber, der von ihr ausgeht, wird entziehen können, und all die ergreifende Tragik, die Speck in die köstliche Form dieser Erzählung gegossen hat, kommt noch einmal zur vollsten Entfaltung. ‚Ich wollte Kindesliebe üben und brachte Unheil über uns alle. Ich vergaß, daß wohl die Pflicht von uns fordern kann, zu entsagen, daß sie uns aber niemals dahinbringen darf, an die Stelle der Wahrheit die Lüge zu setzen.' Hätten die Beurteiler, die da glauben, ein Kunstwerk eines Dichters, der zufällig auch Gefängnisgeistlicher ist, könne man mit Phrasen von Besserung und löblichen Absichten abtun, nur diese Worte, deren Bedeutung sich durch die ganze Erzählung zieht, etwas nachdenklicher gelesen, sie müßten sie hingewiesen haben auf das, was so leicht zu finden war.

Wilhelm Speck, auf dessen meisterlichen Roman ‚Zwei Seelen' ich auch an dieser Stelle nochmals hinweisen möchte, gehört zu den allerbesten derjenigen Erzähler, die zugleich Poeten sind. Ein Freund der modesüchtigen Menge wird er nicht werden. Möchten doch wenigstens alle, die schlichte, tiefe Kunst verstehen können, seine zwei Bücher in ihren Bücherschrank stellen an einen Platz, wo sie leicht zu finden sind.

Dr. Bernard Wieman.

Fritz Anders führt uns in dem neuen Roman ‚Herrenmenschen' (Grunow, Leipzig) nicht in seine mitteldeutsche Heimat, deren Land und Leute er so trefflich zu schildern weiß, sondern an die Seeküste Ostpreußens in einen werdenden Badeort. Aber auch dort zeigt er ein offenes und scharfes Auge für die Eigenart des littauischen Strand- und Landvolkes und seine gründliche Kenntnis der Menschen, die eben überall Menschen sind. Es ist ein herzhaftes Buch, an dem man seine herzhafte Freude haben kann. — Wie ‚zuletzt die menschliche Größe an den kleinen Mitteln scheitert, die man braucht, um diese Größe zu betätigen', und wie gerade wahrhaft groß angelegte, vornehme Naturen die neue Lehre vom Übermenschen und seinem Recht zum Teufel schicken, wenn das nicht wegzuphilosophierende Beste in ihnen sie wider Willen treibt: den Mann — zu schützen, das Weib — sich hinzugeben, das ist sehr hübsch herausgearbeitet, klar entwickelt und mit erquickender Frische dargestellt. Des Verfassers Stärke liegt freilich nicht im Analysieren einzelner interessanter Charaktere; er fesselt weniger durch komplizierte Seelengemälde, als durch die treffliche Skizzierung der Verhältnisse und Gruppen, durch die ungesuchte Glaubhaftigkeit des tatsächlichen Geschehens. Man kann ja einen Lenbach bewundern und doch auch einen echten Kunstgenuß von Konewkas Schattenbildern haben. Moderne Leser mögen vielleicht gerade bei den Hauptfiguren (Ramborn und Eva) die feinen Übergänge in der innerlichen Wandlung vermissen und hier und da doch noch zu sehr das Knochengerüst des Prinzips und Typus durchscheinen sehen. Am Ende ist auch der Selbstherrscher Gropoff nicht so ganz wahrscheinlich, und der kleine Wolf wirkt, wie fast alle frühreifen Kinder in Büchern, nicht überzeugend. Indessen solche Bedenken verschwinden gegenüber den großen Vorzügen der Erzählung und des Erzählers überhaupt, vor der lebensvollen Anschaulichkeit, mit der er seine Menschen, und gerade die Nebenfiguren, vor uns hinstellt, als müßten wir ihnen selbst begegnet sein oder begegnen, vor der ausgezeichneten Kenntnis all ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen und seiner wärmenden guten Laune. Anders (ein Deckname für den Superintendenten Allihn) ist offener Christ, aber von Engherzigkeit und Schroffheit so weit entfernt als von Salbung und Zimperlichkeit, während in seinem Gebiete jeder konfessionelle Anstoß ausscheidet. Er ist ein scharfer Beobachter und Kritiker sowohl der menschlichen Schwächen als der sozialen Mißstände und Verkehrtheiten; allein seine Satire ist weder verzerrend noch zersetzend. Wohl übersieht er nicht die kleinen Eitelkeiten am Großen und Guten, doch ebensowenig das Gute im Schwachen und Minderwertigen. Er scheut sich nicht, den Finger an die Wunden zu legen, aber er tut es um ihrer Heilung willen, nicht um sie nur aufzureißen und zu photographieren. Der Bewunderung wert ist es und beschämend für einen berühmteren dichtenden Amtsbruder, welch klare und genaue Einsicht Anders in alle Einzelheiten unserer verwickelten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse von Stadt und Land gewonnen hat, und wie prächtig er, der Meister der Skizze, es versteht, sie in ihren Wir-

kungen und Wechselwirkungen vor uns lebendig zu machen, so meisterhaft, daß man aus seinen beiden größeren Erzählungen, ‚Herrenmenschen' und dem lieben ‚Doktor Duttmüller und sein Freund', manche Kapitel für sich seinen köstlichen drei Bänden ‚Skizzen aus unserem heutigen Volksleben' würdig anreihen könnte. Aber freilich, er hat mit offenem Auge und warmem Herzen in seinen Gemeinden gelebt und gewirkt, statt unklaren Phantastereien und Größenwahnideen nachzuhängen. So tischt er uns nicht lächerlich-unmögliche Naivitäten auf, wie die Hilligenleier mit Tjark Dusenschöns Glück und Ende in seiner angeblich so zurückgebliebenen und tatsächlich so merkwürdig vorurteilsfreien Heimatstadt, sondern eine köstliche Fülle heiterer Natürlichkeiten. Der Reiz sinnlicher Pikanterie und der Mädchenherzen mit doppeltem Boden geht ihm ab. Er behält seine dichterischen Geschöpfe fest in der Hand; sie gehen ihm nicht durch mit selbständigem Leben, aber sie haben doch Leben und packen das Leben auch herzhaft an, statt darüber mit großen Worten herumzurätseln und auszureißen, wenn es ihnen einmal ‚Gelegenheit' in Spaldings Sinne gibt. Mögen ein Ramborn und Fritz Wanderer minder ‚interessant' sein, als der neurasthenische Kai Jans mit seinem ebenso kümmerlichen Heiland, sie scheinen mir zehnmal mehr gutdeutsche Tüchtigkeit in sich zu haben, zehnmal echter und zehnmal weniger sentimental zu sein.

Anders' Sprache ist einfach, ohne gekünstelte Schlichtheit, doch steht ihr überall das rechte Wort zu Gebote, und ihre Gaben werden gewürzt durch einen Humor, der zwar nicht die wehmütige Innigkeit Sheehans, aber seine echte Frische und Tiefgründigkeit hat. Mag sein, daß einem überreizten Geschmack diese gesunde Kost zu hausbacken vorkommt. Mir ist Fritz Anders' braver, wenn auch nicht genialer Schwechting lieber, als der verstiegene Staffelsteiger mit all seinen großen Worten und dürftigen Taten. Während die Phantasien eines unklaren Kopfes sich nicht in klare Gebilde zu lösen pflegen und daher kaum eine wirkliche Bereicherung bringen, werden Anders' Werke wahre Freude und echten Nutzen schaffen.

Hans Nordeck.

Theater.

Münchener Theater. Die Hofbühne hat erfreulicherweise noch kurz vor Saisonschluß neben Stuckens ‚Gawân' eine zweite Uraufführung zuwege gebracht, die auf ernstliche Beachtung Anspruch erheben kann, wenn sie auch gewiß kein ‚Ereignis' bedeutet: Wilhelm von Scholz, der nach einigen lyrisch gestimmten ‚mystischen Dramen' zuerst durch seinen ‚Juden von Konstanz' (1905) klare Gestaltungskraft erwies, hat den Ehrgeiz, sich mit dem fünfaktigen Trauerspiel ‚Meroë' den zeitklärenden Ideendichtern im Sinne seines Lehrmeisters Hebbel zu gesellen. Dem religiösen Problem, dessen Behandlung im frühgeplanten ‚Moloch'fragment der reife Hebbel abbrach, weil er selbst einsah, daß er den ‚Ton zu hoch genommen' (Tagebuchnotiz vom 17. Dez. 1861), sucht Scholz mit raschem Eifer Gestalt abzugewinnen.

Die ‚mythische Handlung' seiner Tragödie spielt nach der Regieangabe in einem Königreich des vorgeschichtlichen Asiens, obzwar Namen wie Hieram, Maharbal, Hamilcar ganz unzweideutig nach Karthago, dem Ursprungsland des Hebbelschen Molochpriesters weisen. Wichtiger ist die Übereinstimmung im Sachlichen: Wie im ‚Moloch' der junge Teut vom Priester dem fürstlichen Vater entfremdet wird, so wird in ‚Meroë' Prinz Hieram durch ränkevollen Priestertrug zum Aufruhr gegen den greisen König Sarias getrieben. Freilich ist er schon lange dem Vater innerlich fremd: sein Herz gehört der Mutter: Meroë, die selbst aus Priesterstamm entsprossen, ihrem Bruder, dem

Hierarchen Sarbal, als Werkzeug seiner Machtsteigerung dienen muß. Der Gegensatz zwischen Königtum und Priestertum, der wohl in Meroës und Hierams Herzen eine innere Lösung hätte finden können (wie sie Hebbel im ‚Moloch' plante), wird hier durch den Gang der Handlung fast ganz zum Kampf um die äußere Macht herabgedrückt. Zu Beginn sehen wir König Sarias auf dem Gipfel seiner Herrschergewalt angelangt; dank der kriegerischen Tüchtigkeit seines Sohnes ist der letzte Widerstand äußerer Feinde gebrochen. Nun gilt es nur noch des schlimmsten inneren Feindes Herr zu werden, des Oberpriesters Sarbal, der sich noch jüngst die heiliggehaltene Priesterkrone selbstherrlich aufs Haupt gesetzt. Aber bei diesem Kampf kann Sarias nicht auf seinen frommen Sohn rechnen; deshalb bringt er noch unmittelbar vor dessen Rückkehr die aus dem Tempel geraubte Priesterkrone in seine Gewalt. Den Tempelräuber nimmt der Prinz, dessen erster Weg beim Einzug dem Dank an die Götter gilt, gefangen und führt ihn entrüstet vor den Vater. Sarias sucht dem Sohne vergeblich klar zu machen, daß er um dessen eigner künftiger Herrschermacht willen den Schritt getan:

‚Jeder ist dein Feind, der deine Macht
Angreift, beschränkt, umlauert. Nicht nur Krieger.
Denn dieses ist dein Höchstes: ruhige Macht,
Macht, die auf Wirkliches sich ehern gründet,
Und darum ewig ist.'

Hieram, der von den Göttern nicht lassen will, wendet sich verständnislos vom Vater (dieses Nichtverstehen kehrt im Scholzschen Drama noch öfters wieder, weil Vertreter von Prinzipien einander gegenüberstehen, nicht vollblutige Menschen) und weigert neuen priesterfeindlichen Befehlen den Gehorsam. Mit den warajedischen Gefangenen, die er selbst unterwarf, flieht er aus der Stadt.

Nach drei Monden kehrt der totgeglaubte Hieram an der Spitze der Warajeden in offenem Aufruhr zurück. So weit haben falsche, von der Priesterschaft ausgestreute Gerüchte den Gegensatz zum Vater verschärft. Das Kriegsglück ist dem Prinzen hold und schon wagt der Hohepriester offen dem König zu trotzen:

‚Beuge dich der Macht,
Die ewig ist und Könige überdauert!
Königssöhne
Erben des Vaters Willen selten nur.
Blut hebt sich gegen Blut. Ein Altervater,
Der seinen Sohn verdammte, kehrt im Enkel
Voll Zorn zurück und tötet den Erzeuger.
Da ist nicht Stetigkeit. Der rasche Erbe
Wirft eines Menschenalters Bau zusammen.
Das alte Blut will immer neue Ziele.
Mir aber, König, folgt ein Geisteserbe,
Der fremd vielleicht mir ist, den ich nicht kenne
Der aber will, was ich gewollt, das weiß ich.
So wandelt ihr dahin. Wir aber bleiben.'

Da entreißt im letzten Augenblick das Eingreifen der Mutter dem Sohne und der Sache der Priester den Sieg. Sie sendet ihm Botschaft, nicht weiter gegen den Vater zu kämpfen, dem ihr Gebet gegen den damals noch unerkannten Gegner Sieg erfleht. Hieram wird gefangen genommen und als Empörer zum Tod verurteilt. Vergeblich sind alle Befreiungsversuche der Priester, vergeblich die Fürbitte der Mutter. Da bringt abermals ihr Eingreifen die letzte entscheidende Wendung. Durch ein Orakel gewiß, den Willen der Götter zu vollbringen, gießt sie dem Gatten Gift in den Becher und gibt sich dann selbst den Tod. Vorher wird sie noch Zeuge, wie ihr Sohn, der eben zum Richtplatz geführt werden soll, an der Leiche des Vaters zum König ausgerufen wird, wie er die Macht der Priester, deren Trug er unterdes durchschaut hat, bricht. Dem Oheim reißt er selbst die zurückgebrachte Priesterkrone vom Haupt und zerschmettert sie am Boden.

In der Exposition groß angelegt, obgleich schon hier die Gegenspieler nicht hinreichend in Erscheinung treten, zerfasert sich die Handlung im weiteren Verlauf immer mehr und wird gegen Schluß gar nur noch mit Hilfe einer störenden Hebbelreminiszenz (Meroë ist

gleich Mariamne unter das Schwert gestellt) zusammengehalten. Die Ansätze zu einer höheren, jenseits der anfänglichen Gegensätze liegenden Lösung bleiben ungenutzt; es findet keine eigentliche Entwicklung statt, kein Lebensprozeß wird — um in Hebbels Sprache zu reden — als werdender dargestellt. Die Schuld liegt offenbar daran, daß der Dichter den ganzen Grundkonflikt zu sehr gedanklich auf die Spitze treibt, sodaß schließlich nur noch die reine Negation als Lösung bleibt. Während es ihm im ‚Juden von Konstanz' gelungen ist, das halbphilosophische Element in ein bei der Aufführung wegfallendes Nachspiel hinauszudestillieren, drängt es sich hier noch oft und an ungeeignetsten Stellen — sogar der wilde Krieger Karnak philosophiert — dazwischen. Infolgedessen liest sich die Dichtung besser* als sie auf der Bühne wirkt; man kann sich der schönen, wenn auch stellenweise dunklen Worte freuen, aber man glaubt sich nicht Menschen gegenüber, mit denen man fühlt und lebt.

Dr. Max Ettlinger.

Kunst.

Geschmacksschulung. Mit der Erfindung, fortwährenden Erleichterung und Verbilligung der mechanischen Reproduktionsverfahren ist eine förmliche Überschwemmung des Publikums mit Kunstware eingeleitet worden. Zugleich hat auch die populäre Kunstliteratur ständig zugenommen. Nicht so das Niveau des allgemeinen Geschmacks. Hier ist anfangs eher eine Irreleitung und Verwirrung eingetreten. Durch Kunsterziehungstage, Erziehung des Kindes zur Kunst und ähnliche Bestrebungen suchte man dem entgegenzuwirken, Dinge, die vielfach in der Theorie stecken geblieben sind oder doch wie alle ästhetischen Erörterungen die praktische Schulung nicht ersetzen können. Der Erfolg war vorwiegend ein negativer. Das zeugte indes doch ‚von einer namhaften Besserung der Verhältnisse. Noch vor zehn Jahren verstand das große Publikum ebenso wenig von Kunst wie heute; aber es wußte noch nicht, daß es nichts davon verstand. Die Selbsterkenntnis wird auch hier als der erste Schritt zur Besserung aufzufassen sein.' So konstatiert Karl Voll in der Einleitung zu seinem vortrefflichen Buche ‚Vergleichende Gemäldekunde'.* Voll beantwortet sich die schwere Frage: ‚Kann das große Publikum jemals kunstverständig werden? Haben die Bestrebungen der neueren Zeit, das Volk künstlerisch zu erziehen, Aussicht auf Erfolg und also eine innere Berechtigung? Die Antwort darf mit Ja und Nein gegeben werden. Das wirkliche Kunstverständnis ist selbst bei der größten Anlage und Feinfühligkeit immer nur der Lohn des ernsten Studiums. Man muß eine Menge Dinge nicht nur fühlen, sondern positiv wissen, um ein Kunstwerk richtig zu beurteilen, gleichviel ob es aus alter Zeit stammt oder erst vor kurzem entstand. In bezug auf alte Kunstwerke bedarf es vielleicht noch besonderer Kenntnisse, die nur das gelehrte Studium verleiht; aber in jedem Falle braucht man eine nicht geringe Erfahrung und häufigen Umgang mit Kunstwerken, um jenes Verständnis zu erlangen, das den inneren Wert des betreffenden Objektes beurteilen und würdigen läßt. Es ist also niemals zu erwarten, daß das große Publikum im vollen Sinn des Wortes kunstverständig werde: denn es werden immer nur wenige sein, die viel Zeit auf das Studium in Galerien und Ausstellungen verwenden können. Wenn nun aber das höchste Ziel nicht zu erreichen ist, so ist trotzdem die Entfernung, die heute den sogenannten Laien von dem Kunstverständigen trennt, um

* Erschienen Berlin 1903. Verlag Dr. Wedekind & Co.

* Mit 50 Bildertafeln. München und Leipzig bei Georg Müller. geh. Mk. 7,50, geb. Mk. 9.

vieles zu verringern. Es gibt eine Menge Dinge, die jeder, der nicht blind ist, sehen kann und immer wieder sehen wird, wenn sie ihm einmal gezeigt worden sind. Es handelt sich nur darum, die Leute dazu zu erziehen, daß sie ein Kunstwerk nicht gedankenlos anblicken, sondern daß sie das, was sie sehen, auch mit Verstand sehen. Ganz gewiß spielt die Intelligenz beim künstlerischen Genuß nicht die erste und nicht einmal die zweite Rolle. Wer glaubt, ein Kunstwerk zu verstehen, wenn er es in seinen einzelnen Teilen nachrechnet, wird zu keinem guten Resultat kommen und jedenfalls haben sich diejenigen Arbeiten, bei denen man jeden einzelnen Faktor gewissermaßen rechnerisch bestimmen konnte, als künstlerisch nicht sehr hochstehend erwiesen. In der Kunst wie im Leben ist das Beste ein Geheimnis und kann nie mit klaren Worten gefaßt werden . . . Aber wenn auch die Intelligenz und das bewußte Kontrollieren nicht das wichtigste beim Studium eines gut gelungenen Kunstwerkes sein kann, so hilft sie um so sicherer es festzustellen, wenn eine Arbeit schlecht oder mittelmäßig ist. Es mag schwer sein, jemand zu lehren, das Gute selbständig herauszufinden, aber die groben Schwächen als solche zu erkennen, das kann so ziemlich jeder lernen. Dazu bedarf es am Ende weniger der feinen Empfindung als einfach der Schulung. Besonders im Verkehr mit der Kunst, die von noch lebenden — jungen oder alten Künstlern — geschaffen wird, wird sich eine solche Heranbildung eines gut geschulten Publikums nur lohnen.' Voll hat nun in seinem vorliegenden Buche einen großen und vorbildlichen Teil zur Lösung der Aufgabe, das große Publikum zu schulen, beigetragen. Für Studierende, für den kunstgeschichtlichen Unterricht an Mittelschulen, der ja Mittelalter und Neuzeit gar nicht kennt, dann aber für jedermann, dem künstlerische Fragen ehrlich am Herzen liegen, hat er es gedacht. Er unterrichtet mit Beispiel und Vergleich. Zu diesem Zweck hat er 25 Bilderpaare ausgesucht und gegenübergestellt in einer Entwicklungsreihe der mittelalterlichen Kunst und ihrer Malerklassiker, so z. B. Holbeins Madonna des Bürgermeisters Meyer in Darmstadt und ihre Kopie in der Dresdener Galerie, die Flügel des Paumgartner-Altares vor und nach der Restauration, die Madonna in der Felsengrotte des Leonardo da Vinci im Louvre und in der Londoner National-Galerie, die Lukasmadonna des Rogier van der Weyden und des Jan Gossaert, die Verkündigung des Fra Filippo und des Andrea del Sarto, die Cumäische Sibylle von Michelangelo und Rubens, zwei Rembrandtporträts, Simson und Delila von Rubens und van Dyck. Der klare und feinfühlende Text trägt nicht nur, wie es der Verfasser von der Schulung oben erwartet, Früchte in negativem Sinne, sondern garantiert eine reiche positive Förderung. Und zwar eben in erster Linie des rein künstlerischen Verständnisses. Voll hat absichtlich die ethische und kulturhistorische Betrachtung der Kunstwerke in den Hintergrund geschoben von dem Standpunkt aus, ‚daß alle echte Freude am Kunstwerk nur aus der Beschäftigung mit den rein künstlerischen Faktoren kommt.' So sind ihm die kunsthistorischen und in erster Linie die künstlerisch-ästhetischen Gesichtspunkte wichtig mit Heranziehung der technischen Probleme. Indem Voll die kunsthistorischen Entwicklungsfaktoren aufzeigte, wollte er ein Stück ‚angewandter Kunstgeschichte' darbieten. Das gründliche Buch wird nicht nur dem Lehrer, sondern jedermann wertvolle Dienste zur Geschmackskultur leisten.

W.

Musik.

Populäre Musikliteratur. Mehrmals bereits sind wir an dieser Stelle auf das Problem der populären Musikliteratur zu sprechen gekommen und

haben dabei stets den prinzipiellen Standpunkt vertreten, daß wirklich gemeinverständliche gute Musikbücher eines der wichtigsten Erfordernisse für die Verbreitung musikalischer Bildung seien, und daß nur durch sie die bedeutenden und hocherfreulichen Resultate unserer Musikwissenschaft weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden können. Man darf es als Fortschritt konstatieren, daß es heute vereinzelt bereits wirklich gute populäre Musikbücher gibt, muß aber freilich andererseits auch mit Bedauern erkennen, daß der Schund sich nach wie vor auf diesem Gebiete noch breit macht. Zwei mir vorliegende in jeder Hinsicht diametral entgegengesetzte Schriften bieten neues Beispielmaterial zu dieser Frage: es sind zwei Bändchen der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt'. ‚Haydn, Mozart und Beethoven' betitelt sich das eine von Professor Karl Krebs verfaßte Büchlein; es gibt eine in jeder Hinsicht vortreffliche Darstellung von Leben und Schaffen der drei musikalischen Großmeister. Gestützt auf die neuesten Ergebnisse musikwissenschaftlicher Forschung, die namentlich für die historische Einordnung von Haydns Instrumentalwerken sehr wichtig sind, zeichnet es in großen Strichen das Wirken der drei Tonsetzer, dabei insbesondere die Hauptwerke jedes einzelnen, einer liebevollen künstlerischen Analyse unterwerfend. Es ist schwer möglich, hier Einzelheiten herauszugreifen, um dem Leser einen Begriff von der Darstellungsweise des Verfassers zu geben; wir müssen uns darauf beschränken, die Lektüre der trefflichen Schrift warm anzuempfehlen. Nur auf einen Punkt, der ausnahmsweise nicht ganz einwandfrei behandelt ist, sei hier eingegangen: er betrifft die Stellung Mozarts zu Gluck, auf die Krebs gelegentlich der Würdigung von Mozarts Opernschaffen zu sprechen kommt. Krebs nennt, in Übereinstimmung mit dem Mozartbiographen Jahn, Gluck Mozarts ‚Johannes', wonach also Mozart an Glucks Kunst angeknüpft und sie weitergeführt hätte. Das ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. In Einzelheiten ist ja allerdings Glucks Einfluß auf Mozart unverkennbar. Nicht nur der Sturmchor im ‚Idomeneo' und der Kapitolbrand im ‚Tito' wären ohne Gluck nicht denkbar, auch in den Chorszenen und großen Finales der ‚Zauberflöte' macht sich Gluckscher Einfluß bemerkbar. Allein das sind eben Einzelheiten; im ganzen sind das Gluckische und Mozartsche Kunstwerk durchaus verschieden, und jedes geht seinen eigenen Weg. Gluck bricht definitiv mit der schablonistischen Form der italienischen Opera seria. Das Intrigensystem der Metastasianischen Librettistik mit seinem stark theatralischem Anstrich weicht einfacherer nur die dramatische Wirkung bezweckender dichterischer Linienführung, an Stelle des Sekkorezitativs tritt durchweg das musikalisch reichere Akkompagnato, die Trennung zwischen Arie und Rezitativ erscheint minder schroff, der Chor wird zu einem wichtigen Faktor der musikdramatischen Handlung. Die Form der Gluckschen Oper ist eine neue, selbständige. Mozarts Werke dagegen gehören, soweit sie nicht deutsche Singspiele sind (‚Entführung', ‚Zauberflöte') zur italienischen opera seria (Idomeneo, Tito) oder zur opera buffa (Figaro, Don Giovanni, Cosi fan tutte), (die Jugendwerke des Meisters lassen wir hier außer Betracht). Die zwei opere serie ‚Idomeneo' und ‚Tito' sind dabei mit ihrer entschiedenen Bevorzugung des musikalischen Elements vor dem bei Gluck allein giltigen dramatischen sogar direkt antigluckisch. Allerdings steht auch Mozart als großer Reformator in der Geschichte der Oper da, aber sein Reformwerk ist nicht eine Weiterführung des Gluckschen, sondern setzt an ganz anderer Stelle ein. Die unendlich vertiefte Auffassung des Textes, die Mozarts Meisterwerke auszeichnet, ist es, die sie über alle zeit-

genössischen Leistungen emporhebt und ihnen eine Sonderstellung einräumt. Durch diese vertiefte Textauffassung hat Mozart in seinem ‚Figaro' und ‚Don Giovanni' die Grenzen zwischen opera seria und buffa beseitigt, indem er auf die musikalisch reicheren Formen der opera buffa den künstlerischen Ernst der opera seria verpflanzt hat und dadurch das Musikdrama zu größerer, an Shakespeares dramatischen Stil gemahnender Freiheit führte. Durch die gleiche vertiefte Textauffassung hat er in seiner ‚Entführung' und mehr noch in der ‚Zauberflöte' Werke geschaffen, die den Rahmen des ‚Singspiels' überschreitend die Ära der großen deutschen Oper einleiten und ihre Weltherrschaft der italienischen gegenüber begründeten.

Die Freude, die man an dem trefflichen Werk von Karl Krebs, als einer musikalischen Populärschrift, wie sie sein soll, haben kann, wird stark beeinträchtigt, wenn man in der gleichen Sammlung einem so unbrauchbaren Machwerk wie der ‚Geschichte der Musik' von Friedrich Spiro begegnen muß. Daß wir auf diese Schrift hier überhaupt einzugehen uns veranlaßt sehen, hat bloß darin seinen Grund, daß sie von dem guten Ruf, der der Teubnerschen Sammlung im allgemeinen mit Recht zur Seite steht, gedeckt wird und deshalb energisch zurückgewiesen werden muß. Man kann die Schrift Spiros betrachten, von welchem Standpunkt aus man will, man wird stets zu dem gleichen Verdammungsurteil kommen müssen. Es ist weniger historische Unwissenheit als der absolute Mangel jeglichen künstlerischen Ernstes und die absolut vorherrschende unreife persönliche Laune der Darstellung, welche die Schrift zu einem der bedauerlichsten Produkte machen, das uns in der neueren musikalischen Fachliteratur begegnet ist. Was man in Hinsicht auf wissenschaftliche Systematik — die doch auch bei einem populären Werk unter keinen Umständen fehlen darf — von dem Elaborat Spiros erwarten darf, mag die einzige Tatsache dartun, daß z. B. die künstlerische Erscheinung Spohrs in der Darstellung absolut übergangen ist; nicht einmal der Name wird genannt! Warum? Weil die Musik Spohrs dem allerhöchsten Geschmack des Autors zu entsprechen nicht das Glück hat, wie wir aus gelegentlichen Tageskritiken Spiros wissen. Im übrigen kann man das Buch aufschlagen, wo man will, man wird überall Ansichten groteskester Art antreffen, überall sich abgestoßen fühlen. Einige Blütenlesen aus verschiedensten Gebieten mögen als Beispiele dienen; sie sind ganz willkürlich und zufällig ausgewählt und kennzeichnen dadurch den Charakter des Buches am besten. Seite 29 heißt es von Künstlern, wie Haßler, Scheidt und Schütz, daß ‚sie sich über den Durchschnitt erhoben und Werke schufen, die man heute noch ohne allzu große Selbstverleugnung anhören kann'. (!!) Dies von Haßler, dessen Melodie ‚O Haupt voll Blut und Wunden' zu den erhabensten Tongedanken aller Zeiten gehört. Seite 56 ist von Händels Concerti grossi als von ‚Eisklumpen', die zuweilen ‚aufgewärmt' werden, ‚soweit sich ihnen überhaupt Wärme beibringen läßt,' die Rede. Wer je den tief poetischen Stimmungszauber, der z. B. über die langsamen Sätze dieser Werke ausgegossen ist, empfunden hat, wird den geschmacklosen Unverstand solcher Auslassungen zu erfassen wissen. Das Kapitel ‚Händel' ist wohl überhaupt das Tollste, was sich der Verfasser leistet. Doch das ist ‚alte Musik'; sehen wir einmal, wie's mit der neuen steht. Da heißt es Seite 116 über Schumanns Sinfonien, daß ihnen trotz manchen schönen Themas und mancher schöner Steigerung ‚doch die Bleigewichte der gequälten Orchestrierung und der schematischen Form an den Füßen' hängen, ‚abgesehen von dem Geiste des Leipziger Gewandhauses, der wie Mehltau über dem Ganzen liegt und die schon von

Natur schmale Grenzlinie zwischen Romantik und Philisterium völlig verwischt'. Die Verehrer Schumanns mögen sich bei dem Verfasser bedanken! Es ist ja allerdings richtig, daß Schumanns Instrumentierung nicht stets vorteilhaft ist, allein eine derartig allgemeine Ablehnung der Schumannschen Sinfonien darauf gründen zu wollen, ist direkt unreif. Brahms ist nach Spiros Ansicht ‚der typische Vertreter des fleißigen deutschen Mittelstandes, der es so brav meint und mit seiner Geschmacklosigkeit immer wieder das überlegene Lächeln der Ausländer hervorruft'. Darüber dürfen aber nun die Wagnerianer beileibe nicht jubeln, denn einige Seiten früher heißt es, daß Wagner ‚die deutsche Sprache in seinen Versen ebenso barbarisch mißhandelt wie in seiner Prosa,' und daß Hugo Wolfs Lieder ‚sich in eine harmonische, den Gesang überwuchernde Grübelei, mit der auf die Dauer nur das spintisierende Germantum leben kann', vergraben. Genug! An den paar Zitaten sieht der Leser schon, welch Geistes Kind der Autor ist, bekommt auch von dem schnoddrigen Stil der Schrift, der ihre Lektüre, ganz abgesehen von dem sachlichen Inhalt, für jeden geschmackvollen Menschen ungenießbar erscheinen lassen muß, hinreichende Proben. Dem Teubnerschen Verlag kann ein Vorwurf darüber nicht erspart werden, daß er seine vortreffliche Sammlung durch die Aufnahme einer solchen Arbeit ungleichwertig gemacht hat.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

In den ‚Stimmen aus Maria Laach' übt ein Ungenannter Kritik an ‚Hochland' in einer Weise, die zur Abwehr nötigt. In unserem Maiheft veröffentlichte Dr. P. A. Helmer gleichsam als Fortsetzung seiner früheren Artikel ‚Zur Lage in Frankreich' (‚Hochland' Bd. I 1904/05, S. 74 und 212) einen historischen, sachlich abwägenden Überblick über die letzten Vorgänge bei unseren westlichen Nachbarn unter dem Titel: ‚Zum Kirchenstreit in Frankreich.' Dr. P. A. Helmer hat den Artikel mit seinem vollen Namen gezeichnet und damit auch in erster Linie die Verantwortung für seine Ausführungen übernommen. Dem ungenannten Kritiker aber kommt es offenbar weniger auf eine Auseinandersetzung mit dem Verfasser als auf eine wirksame Verdächtigung der Monatsschrift ‚Hochland' an. Er ignoriert daher diese Tatsache bis auf eine kleine, für seine Kampfweise jedoch erst recht charakteristische Ausnahme, und überschreibt seine Anklage: ‚Eine „Hochland"-kritik an Papst Pius X. und seinem Staatssekretär".' Dann fährt er nach einer, auf Stimmungsmache berechneten Einleitung fort: ‚Man sollte meinen, eine Zeitschrift, welche nicht nur katholisch, sondern ein Hauptorgan der gebildeten Katholiken Deutschlands sein will, müßte nicht minder als amerikanische Protestanten von jenem berechtigten Unwillen mitfortgerissen werden, und, wenn Kritik geübt werden soll, Kritik üben an den Schachzügen einer Politik, mit welcher ehrgeizige Streber und rabulistische Advokaten, ohne jede Rücksicht auf Recht und Freiheit, Religion und nationale Überlieferung, die ganze bestehende Kirchenordnung Frankreichs zugrunde richten. Anstatt dessen bringt es das Hochland fertig, in seinem neuesten Heft (Mai 1907) in einem Aufsatz „Zum Kirchenstreit in Frankreich" neben anerkennenden Worten für die Haltung des Papstes in widerspruchsvoller Weise auch gerade das Gegenteil zu tun, und in der kleinlichsten und unwürdigsten Weise so an dem Papste und seinen Diplomaten herumzunergeln, als wären diese selbst schuld, daß die Dinge einen so üblen Verlauf genommen.'

Wer, der die eben zitierten Sätze liest, muß nicht den Eindruck bekommen, als ob in Dr. Helmers Artikel die französischen Kirchenfeinde aufs äußerste geschont, ihre Vergewaltigungspolitik

kritiklos übergangen und nur einseitig gegen die Kurie Beschwerden erhoben worden wären! Und doch ist nichts weniger der Fall. Nicht nur wird der kirchliche Standpunkt gegenüber der gewaltsamen Trennung von Staat und Kirche in der unzweideutigsten Weise anerkannt, nicht nur werden die kirchlichen Rechtsansprüche in der apodiktischsten Form geltend gemacht, es finden sich vielmehr fast auf jeder Seite des Aufsatzes Urteile der schärfsten Prägung über den französischen Antiklerikalismus. Die Trennung wird ein ‚Rechtsbruch von verletzender Form' genannt, ‚die den kirchenfeindlichen Charakter der Neuerung noch besonders hervortreten lasse.' Der Verfasser spricht von der ‚Beraubung der Kirche', von der ‚im höchsten Maße gehässigen und für den päpstlichen Stuhl beleidigenden Maßregel', ‚von Anordnungen, deren einziger Zweck boshafte Schädigung und Kränkung war, die in dieser Form nur zur Befriedigung antiklerikaler Leidenschaften dienen konnten,' und er fällt des ferneren (auf den S. 178, 179, 180, 185) Verdikte, die zwar nicht bis zur Beschimpfung und lieblosen Schmähung gehen, aber an Härte und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Gewiß spricht der Artikel weder von ‚ehrgeizigen Strebern' noch von ‚rabulistischen Advokaten'; er zieht lediglich aus der Zusammenstellung von Tatsachen Folgerungen, die sich aufzwingen. Was wäre denn damit erreicht, Leute, welche ohnehin die Macht in Händen haben und nicht mehr nach etwas zu ‚streben' brauchen, als ‚ehrgeizige Streber' zu brandmarken oder die Ärzte Combes und Clemenceau als ‚rabulistische Advokaten'? Wenn man das Verdienst des Papstes nur darin sehen will, daß er ‚die trügerische Politik der französischen Kirchenfeinde entlarvt hat', so schlägt man offene Türen ein. Die Politik der französischen Kirchenfeinde ist, wie männiglich weiß, seit Jahren bereits so deutlich, daß sie nicht erst entlarvt zu werden brauchte. Die Verdienste des Papstes sind denn auch in ganz anderer und viel treffenderer Weise anerkannt und hervorgehoben, als die ‚Stimmen' wünschen. Nicht nur wird gegen die Hauptentscheidung Roms, das Verbot der Kultusgenossenschaften, nicht das geringste eingewendet, sondern es wird vielmehr betont: ‚Wie sehr auch diese Entscheidung überrascht hat, so läßt sich doch aus der Entwicklung bis heute noch nicht schließen, daß sie ein politischer Fehler gewesen ist... Die Ablehnung des Gesetzes war endlich eine Tat, und einer solchen bedurfte es.' Hier und in der entscheidenden Frage also steht Dr. Helmer gänzlich an der Seite des Papstes. In bezug auf mehr nebensächliche und akzidentelle Fragen gibt aber der Kritiker der ‚Stimmen aus Maria Laach' selber zu, daß der Kardinalstaatssekretär wohl kaum ‚immer das Richtigste' und dies ‚zu der allen erwünschtesten Zeit getan habe' (S. 586). Nun gut, warum soll es dann dem ‚Hauptorgan der gebildeten Katholiken Deutschlands' als ein schweres Vergehen angerechnet werden, daß es einer politischen Betrachtung die Aufnahme nicht verweigert, die aus dem Gefühl abwägender Gerechtigkeit heraus im einzelnen ausführt, was die ‚Stimmen aus Maria Laach' allgemein als Tatsache zugeben? Warum hat der Verfasser der Kritik in den ‚Stimmen aus Maria Laach', bevor er denunzierte, nicht wenigstens den Versuch gemacht, in ‚Hochland' eine Darstellung von anderen Gesichtspunkten aus zu veröffentlichen, und damit zugleich die Probe, ob ‚Hochland' nur diese und wirklich keine andere Auffassung der Sache zulasse? Der Herausgeber hat wahrlich guten Willen genug bekundet, niemand von der Mitarbeit an ‚Hochland' prinzipiell auszuschließen. Sowohl vor wie nach der Gründung ‚Hochlands' hat er, um jeden Vorwurf der Einseitigkeit zu vermeiden, auch eine größere Anzahl von Schriftstellern aus dem Jesuitenorden zur

Mitarbeit eingeladen, ja, sich dieserhalb um eine grundsätzliche Zusage sogar an den Provinzial gewandt. Er hat in mehreren Fällen keine, in anderen nur ablehnende Antworten erhalten. ‚Hochland' hat von der Tätigkeit der ‚Stimmen aus Maria Laach' mehrfach Notiz genommen, Stellen zustimmend daraus zitiert und beifällig kommentiert und es somit an Beweisen friedlicher Unbefangenheit nicht fehlen lassen. Umgekehrt haben die ‚Stimmen' bis jetzt jede irgendwie nennenswerte Erwähnung ‚Hochlands' zu einem Angriff oder zu einer Negation benutzt. Diese Tatsache sei hier ein für allemal festgestellt.

Ein weiterer Beweis für die unfreundliche Haltung der ‚Stimmen aus Maria Laach' ist der Versuch, ‚Hochland' deshalb einer Verletzung ‚echt katholischen Sinnes und Fühlens' zu zeihen, weil es aus der Auseinandersetzung über die ‚Ideale des Papsttums' in der North American Review die wichtigsten Stellen wiedergab. In welchem Sinne diese Orientierung unserer Leser erfolgte, ist im Eingang des betreffenden ‚Echo' (S. 230) für jeden, der es recht verstehen will, vollkommen deutlich gesagt. Da wird die ganze Auseinandersetzung zwischen den Vertretern des katholischen und protestantischen Standpunkts in einer der bedeutendsten interkonfessionellen Zeitschriften der Welt ausdrücklich begrüßt als ‚ein Beweis für das weit lebhaftere Interesse, mit welchem die führenden Kreise der anglo-amerikanischen Geisteswelt an allen Angelegenheiten religiösen und ethischen Gehaltes teilnehmen, es bezeugt sich darin auch die weit größere Bereitwilligkeit, mit der man trotz manchen „No popery"-Geschreis die geheiligte Würde und weltgeschichtliche Mission des Papsttums anerkennt und einer Einigung der Christenheit unter einer Zentralleitung entgegenhofft'. Abgesehen von diesem irenischen Grundton, der in unserer Zeit künstlicher Überhitzung konfessioneller Gegensätze schon allein unser ‚Echo' rechtfertigt, eignet auch den weiteren, von uns eingangs zitierten, von den ‚Stimmen' aber ihren Lesern wohlweislich vorenthaltenen Worten des Protestanten Briggs ein außergewöhnlicher apologetischer Wert. Eine so rückhaltlose Anerkennung des Primates Petri und des geistlichen Herrscherrechtes des Papsttums haben wir in Deutschland aus protestantischem Munde überhaupt noch nicht gehört. Wenn wir aber in diesem und anderen Punkten von der großen Annäherung an unsere katholischen Ideale freudig Kenntnis nahmen, so war es nicht mehr als eine Pflicht der Wahrheitsliebe, auch der Schwierigkeiten zu gedenken, welche als Hindernis einer völligen Einigung noch im Wege stehen; denn ohne eine sachliche Würdigung solcher Bedenken ist noch nie eine Verständigung angebahnt worden.

Mit dem ungenannten ‚katholischen Priester' der North American Review dagegen haben wir uns in keiner Weise identifiziert, sondern ausdrücklich seine ‚maßlose Verbitterung über die römischen Zustände', seine ‚ungestümen und scharfen Ausdrücke', seine ‚Unterschiebung unedler Motive bei Maßnahmen der Kurie' zurückgewiesen. Das verpflichtete uns aber noch lange nicht, so wie es uns die ‚Stimmen' zumuten, die erste Erwiderung des Erzbischofs Ireland auf der vollen Höhe der Situation zu finden; diese hat erst Prof. Briggs gewonnen und das hat auch Erzbischof Ireland durch seinen weiteren, damals noch nicht vorliegenden, die ganze Auseinandersetzung in durchaus irenischer Weise abschließenden Artikel nachträglich anerkannt. Gerade die ‚Stimmen aus Maria Laach' haben übrigens gar kein Recht, uns ob einer sachlichen Kritik außeramtlicher Bischofsworte — die wir zudem nicht einmal geübt haben — zur Rede zu stellen. Denn sie selber pflegen sich dann, wenn ein Bischof einmal nicht nach ihrem Sinne spricht, durchaus keine Zurückhaltung aufzuerlegen.

Wir erinnern z. B. nur an die Art und Weise, wie P. Alex. Baumgartner S. J. (St. aus M. L. Bd. 56, S. 99 ff. 1903) seinerzeit den Bischof von Peoria, Msgr. Spalding abkanzelte.

Wir deutsche Katholiken haben zur freudigen Begrüßung von Friedensworten, wie sie Prof. Briggs vom protestantischen Standpunkt aus gesprochen hat, ganz besonderen Anlaß, da wir in einem zu zwei Dritteln protestantischen Lande wohnen und mit unseren getrennten Brüdern einen ehrlichen Frieden suchen. Die Redakteure der ‚Stimmen' sind offenbar ihren vaterländischen Verhältnissen noch zu sehr entfremdet, um die Berechtigung und Notwendigkeit dieses unseres Verhaltens zu begreifen. Wir aber sind auf Grund all unserer vielfältigen redaktionellen und persönlichen Erfahrungen überzeugt, uns mit der großen Mehrheit unserer selbständig denkenden Glaubensgenossen in voller Übereinstimmung zu befinden, wenn wir die Vorwürfe der ‚Stimmen' gegen unsere von aufrichtiger Liebe zur Kirche getragenen Bestrebungen auf das entschiedenste zurückweisen und uns in unserer Aufgabe nicht beirren lassen, die gebildeten Katholiken Deutschlands über die großen geistigen Bewegungen des In- und Auslandes in den einer großen Revüe anstehenden Formen zu orientieren.

Am kürzesten können wir uns zu der dritten Denunziation der ‚Stimmen' betreffs unseres ‚Echo' ‚*Eine innere Niederlage*' (S. 233 ff.) äußern; denn diese Anklage stützt sich auf eine ungenaue Zitierweise und eine unberechtigte Unterschiebung. Wir zitieren eine Stelle von Fonsegrive, worin gesagt ist, daß man heute auf die Menschen nur noch von *innen heraus* wirken könne, indem man sich an das Licht der Erkenntnis, an die persönlichen Empfindungen des Gewissens und des Herzens wende, daß den Zwangsmethoden die Methoden der Freiheit und der Überzeugung gefolgt seien. Nach diesem, durch wörtliche Wiedergabe ausgezeichneten Zitat wird in lediglich *berichtender Form* und als Übergang zu einem nächsten Zitat fortgefahren: ‚*Dieser* Freiheit des menschlichen Gewissens von jedem äußern Zwang, so führt Fonsegrive weiter aus, entspricht gleichsam auch ein Recht des einzelnen, seinen inneren Erfahrungen Ausdruck zu verleihen.'

Was machen aber die ‚Stimmen' daraus?

Sie übergehen die in unserem Zitat enthaltene Präzisierung des Begriffs der ‚Freiheit des menschlichen Gewissens' und machen aus unserm relativ gedachten Anknüpfungssatz einen absoluten, indem sie zitieren: ‚*Der* Freiheit ꝛc.' Außerdem wird dieser also modifizierte Satz noch mit der völlig unwahren Behauptung eingeleitet: ‚Ganz besonders *unterschreibt* das „Hochland" ꝛc.'

In den beiden ‚Echos' sollen die Leser in berichtender Form in bezug auf katholische Geisteskämpfe des Auslandes orientiert werden. Notwendigerweise kommen darin gegensätzliche Anschauungen zu Wort. Um uns in kirchlichen Fragen als unkorrekt hinstellen zu können, schiebt man uns, wozu keines unserer Worte berechtigt, flugs diese oder jene Ansicht als *persönlich* zu, und die Voraussetzungen für eine Denunziation scheinen gegeben. Ein Zitat aus den Konstitutionen des Vatikanums, so rechnet man, tut dann immer seine Wirkung, besonders bei blind vertrauenden Lesern, die sich nicht die Mühe machen, so schwere Verdächtigungen auf ihren Sachverhalt und wirklichen Grund zu prüfen.

Wir haben, und zwar gerade deshalb, der Redaktion der ‚Stimmen' eine Berichtigung zugesandt und erwarten bestimmt und unnachgiebig, daß unserer Bitte um Aufnahme in loyaler Weise entsprochen werde. * *

Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters. Von St. Beißel, S. J. Mit 91 Bildern. Herder, Freiburg i. Br. 1906. 8° VIII, 366 S. Mk. 6.50.

Der durch seine vielfachen Studien über die frühchristliche Kunst bekannte Verfasser will hier ‚eine übersichtliche Geschichte der Ausstattung der Evangelienbücher bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bieten'. Nach den einleitenden Bemerkungen über die den Evangelienbüchern bei Feier der Konzilien und im Leben der alten Christen gezollte Verehrung und über die Herstellung derselben in den ersten Jahrhunderten beschreibt er die griechischen Unzial- und Minuskel-, die syrischen und lateinischen, die angelsächsischen und irischen, die fränkischen und gotischen, die süddeutschen und norddeutschen Handschriften dieser Evangelienbücher und insbesondere noch einige deutsche Prachthandschriften des 10. und 11. Jahrhunderts. Mit großer Sorgfalt werden besonders die Abbildungen, von denen eine gewisse Anzahl in getreuer Ausführung wiedergegeben wird, beschrieben. Nach einigen Bemerkungen über alte Evangelieneinbände und die unbeschränkte Wertschätzung dieser heiligen Bücher folgt noch eine Zusammenstellung der Handschriften und der darin, sowie auch in Werken der Plastik und der Wandmalerei vor dem 12. Jahrhundert enthaltenen Szenen aus dem Leben des Heilandes. Jeder Leser wird gewiß mit dem Verfasser den Wunsch hegen, daß es ihm bald gegeben sei, die zur Vervollständigung seiner Arbeit gehörige ‚Geschichte der Perikopen und der Zyklen, welche Szenen des Evangeliums darstellen', sowie noch einiges im vorliegenden Werke Übergangene, veröffentlichen zu können. -ag.

Malleus Maleficarum. Der Hexenhammer. Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Drei Teile. (XLVII, 216, 273; 247 S.) Berlin, Barsdorf 1906.

Der Verfasser des Hexenhammers führt selbst in seiner Vorrede die Worte an, mit denen Hansen (Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter, München, 1900 S. 474 f.) den 1487 erstmalig erschienenen Hexenhammer des Heinrich Institoris und Jakob Sprenger charakterisiert: es sei ein unglaubliches Monstrum voll geistiger Sumpfluft, ein kaltblütiger und geschwätziger Zynismus mache sich in ihm breit usw., er meint auch selbst, daß das Werk ‚die Freude (!) nur des Kulturhistorikers allein ist'. Dann versteht man nicht recht, was diese Übersetzung soll; denn dem Kulturhistoriker wird immer eine von den 29 lateinischen Druckausgaben mit leichter Mühe erreichbar sein. Doch die Umschlagsseiten der drei Bände mit den Anzeigen sonstiger Barsdorfscher Verlagsprodukte verraten deutlich, welchem Zweck die Übersetzung dienen soll, und welchem Publikum diese schmackhafte, pikante Kost bereitet wird.

F. X. S.

Wie soll man über Helen Keller denken? Von Rud. Bohmer. Berlin o. J. Verlagsgesellschaft ‚Harmonie'.

Der Verfasser hält es auf Grund seiner praktischen Erfahrungen als Taubstummenlehrer und bestimmter sachlicher Anhaltspunkte für ausgeschlossen, daß die amerikanische Taubstummblinde ihre auch in Deutschland vielbewunderte ‚Geschichte meines Lebens' selbständig verfaßt hat. Er nimmt eine weitreichende intellektuelle Miturheberschaft der Lehrerin Fräulein Sullivan an und bei Helen Keller selbst eine vielfach rein gedächtnismäßige Wiedergabe ganz unverstandener Worte und Sätze nach Art altkluger Kinder. Auf letzteres wurde bereits in unserem Aufsatz ‚Eine taubstummblinde Schriftstellerin' (Märzheft 1905 von ‚Hochland') nachdrücklich hingewiesen. An Stelle des anderweitigen Mißtrauens gegen Helens wirkliche Autorschaft dürfte aber doch die andere Annahme genügen, daß der

erst nach anderthalb Lebensjahren eingetretene Verlust von Gesicht und Gehör ursprünglich kein so vollständiger war und namentlich das bezügliche Sinnesgedächtnis keineswegs so völlig aufhob, als Helen Keller selbst viele Jahre später vermeint. Dr. H. Merker.

Lieder Paul Gerhardts. Mit Bildern von Rud. Schäfer. Hamburg 1907. Gustav Schlößmanns Verlagsbuchhdlg. (G. Fick).

In unserem Märzheft (S. 767) wurde des 300jährigen Geburtstages des Meisters des protestantischen Kirchenlieds eingehend gedacht und neben der historischen noch besonders auf die aktuelle Bedeutung seines Liederbuches aufmerksam gemacht. Auch dem katholischen Volksteil wird eine neue, sehr schöne Ausgabe der Lieder schätzbar sein, sofern man sich aus ihnen die Überzeugung gewinnt, wie doch auch der Protestantismus die Pflege des religiösen Gemütslebens nicht ausschließt. Die Ausstattung ist ebenso vornehm wie schlicht und mit Bildern versehen, die den innigen Realismus der Lieder aufs Glücklichste getroffen haben.

Novalis' Schriften. Herausgegeben von J. Minor. 4 Bände à 3 M., geb. à 4 M. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907.

Hiermit haben wir innerhalb weniger Jahre die dritte Novalis-Ausgabe. Das Interesse für diesen Dichterphilosophen, mit dem auch der Artikel dieses Heftes über ‚Novalis und seinen magischen Idealismus' rechnen darf, wurzelt vor allem in einer gewissen Gleichgestimmtheit des sogen. romantischen Geistes, der gegen den unhistorischen Geist und die nüchterne Aufklärung des 18. Jahrhunderts erwachsen war, mit einer Richtung des modernen Geistes, der dem Materialismus und Agnostizismus unserer Gegenwart entfliehen will, indem er sich in einen künstlerischen Mystizismus rettet. Eine Ausgabe, die dieser Richtung in ganz besonderer Weise Rechnung trug, wurde daher von einem ihrer Vorkämpfer veranstaltet, von Bruno Wille, dem Dichter des halbmystischen Romans ‚Offenbarungen des Wachholderbaumes'. Kurz vorausgegangen war ein erster Versuch einer auf die Handschriften zurückgreifenden Ausgabe von Ernst Heilborn (bei Reiner, Berlin 1901), die von der Willeschen das Verdienst größerer wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und einer weniger parteigrammatisch und subjektiv zugespitzten Einführung besitzt. Aber auch Heilborns von einer gleichzeitig erschienenen sehr verdienstvollen Novalisbiographie begleitete Ausgabe hatte alle gelehrten Wünsche nicht zur Ruhe bringen können, besonders in bezug auf die ‚Fragmente', die bis jetzt jedem Herausgeber noch immer besondere Schwierigkeiten gemacht haben. Heilborns ‚Versuch' einer chronologischen Ordnung hat sich nicht als befriedigend herausgestellt. Prof. Minor, der bekannte Wiener Literarhistoriker, hat daher gerade hier eingesetzt und eine Publikationsweise gewählt, die der gelehrten Forschung und Untersuchung weit besser zu dienen geeignet ist. Er druckt zunächst die von Novalis selber für die Veröffentlichung bestimmten ‚Fragmente' ab, läßt diesem Teil sodann einen andern mit denjenigen neuen Fragmenten folgen, die Schlegel für seine Ausgabe den älteren zugefügt hatte, und ergänzt auch diese Auswahl durch die dritte von Bülow. Ein Anhang bringt als ‚Nachlaß', was sonst die Nachlaßpapiere enthielten. Somit kann der Verlag mit Recht von einer ‚grundlegenden Gesamtausgabe' sprechen. Die Aufgabe, einen gewissen sachlichen Zusammenhang in die disjecta membra der als ‚Fragmente' bezeichneten Gedankensätze der Studienhefte zu bringen, wird zu lösen gesucht durch ein Schlagwortregister. Dieser Ausgabe vorgedruckt sind: Die Biographie von Novalis Freund, des Kreisamtmanns Just, sowie die Vorreden von Tieck und Bülow zu den ersten Ausgaben der Jahre 1802, 1815 und 1837. Die Ausstattung ist schön und solid, der Preis niedrig. -h.

Exzentrische Novellen. Von Herm. Bang. Berlin 1905, S. Fischers Verlag.

Exzentrisch sind Bangs Novellen in der Tat und einen Stich ins Perverse lassen diese Erzählungen aus Artisten-, Kellner-, Wunderkinder- und verschnörkelten Altessenkreisen auch nicht verkennen. Zerquälte Menschen gehen vor unseren Augen langsam zugrunde; Leser, die sich an solcher Lektüre freuen können, müssen schon ein wenig an Grausamkeitswollust leiden. E.

Unsere Kunstbeilagen.

Die Wartburg, die dem Deutschen, Katholiken wie Protestanten, gleichermaßen teuer ist, wird dieses Jahr wieder recht zum Mittelpunkt religiöser und nationaler Gefühle, die in einem Wartburgfeste auch noch öffentlichen Ausdruck finden sollen. Dreimal hat die Burg eine bedeutsame Rolle gespielt; jedesmal war die Szene von einem Zauber von Poesie umwoben. Die großen mittelalterlichen Sänger haben dort ihre Lieder gesungen und Feste gefeiert unter dem kunstliebenden Landgrafen Hermann, wie uns die Sage über den Sängerkrieg auf der Wartburg meldet. Die rührende Frauengestalt der edlen hl. Elisabeth hat dort ihr stilles Wirken entfaltet, die Werke der Kunst und Ehre in solche der Barmherzigkeit und Liebe verkehrend, die das Rosenwunder so lieblich versinnlicht hat. Luther, der Junker Jörg, hat dort als geheimnisvoller Gefangener die Übersetzung der hl. Schrift als Waffe geschmiedet und mit den Mächten der Finsternis ringen müssen, die ihm erschienen. So spinnen sich zahlreiche Fäden religiösen und nationalen poesievollen Fühlens um die herrliche thüringische Burg. Erst neuerdings haben ihre Geschicke Lienhard zu dramatischer Verarbeitung in seiner Wartburgtrilogie begeistert. Poetisch verklärt erscheint sie auch in seinem Gedicht ‚Walther auf der Wartburg' in diesem Heft. Es ist ein leiser nächtlicher Nachhall zu der dramatisch bewegten Szene, die Schwind in seinem ‚Sängerkrieg auf der Wartburg' geschaffen hat, mit dem kompositionellen Mittelpunkt des Landgrafenpaares und dem ideellen des sagenhaften Sängers Heinrich von Osterdingen.

Unser Mezzotinto ‚Das Opfer Abrahams' erinnert den flüchtigen Beschauer in Stoff und Behandlung an Rembrandt. Jan Lievens (geboren vor 300 Jahren zu Leiden, gestorben nach 1672) ist ein Schüler Pieter Lastmanns und besonders in seinen früheren Werken Nachahmer Rembrandts, vor allem der Technik und Darstellung des jüngeren. Später wurde er unter italienisierendem Einfluß glätter und formalistischer.

Georg Friedrich Kersting gehört zu den Entdeckungen der letztjährigen Berliner Jahrhundertausstellung, bei der etliche norddeutsche Künstler — er selbst ist einer, hat in Kopenhagen studiert und in Dresden gearbeitet — unerwartet zu Ehren kamen. Seine schlichte bürgerliche Kunst lebt sich aus in stiller webender Interieuratmosphäre mit zarten Farben. Das Bild des ‚Lesenden Mannes beim Kerzenlicht' läßt seine malerische Art wie Anordnung — Interieur mit einer vom Rücken gesehenen Figur — charakteristisch erkennen.

Offene Briefe.

Herrn A. K. in M. Die in dem Artikel ‚Die Weltanschauung eines Historikers' von Dr. Charlotte Lady Blennerhassett erwähnten zwanzig Vorlesungen Lord Actons über die französische Revolution sind unseres Wissens noch nicht erschienen. Wir werden seinerzeit von der Veröffentlichung Mitteilung machen. Dies auch zur Antwort auf andere zahlreiche diesbezügliche Zuschriften, welche uns ein Beweis sind für das große und allgemeine Interesse, das jener Aufsatz erregte.

Herrn K. Dr. Th. J. Sch. in P. Die Konversionsberichte Roads to Rome, die Urban Zurburg in seinem Artikel ‚Gladstones religiöse Stellung' im Aprilheft anführt, sind bei Longmans, Green und Co., 39 Paternoster Row, London erschienen und kosten 7 s. 6 d.

Herrn Dr. E. M. in F. Das reichillustrierte Buch von A. Dreyer über Pocci, auf das in unserm Maiheft S. 214 empfehlend hingewiesen wurde, ist in Georg Müllers Verlag, München, erschienen.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Of a Knight who forgave his enemy, when he might have destroyed him, and how the image of Christ kissed him in token that his acts had pleased God

Edw. Burne Jones pinx. Heliogr. Kösel

Der Barmherzige Ritter

Vierter Jahrgang. August 1907. 11. Heft.

Sexualethik und Sexualpädagogik.

Von

Fr. W. Foerster.

Die steigende sexuelle Verwilderung und Fahrlässigkeit unseres Zeitalters ist ein Symptom, durch das wir in erschreckendem Maße darauf aufmerksam gemacht werden, wohin die menschliche Gesellschaft kommt, wenn sie zugunsten der bloßen Wissenskultur die Kultur des Willens und des Gewissens vernachlässigt hat. Diese Vernachlässigung des Charakters erscheint um so verhängnisvoller, als ja die moderne Zivilisation mit immer stärkeren Reizen und Versuchungen an die materielle Seite unseres Wesens herantritt — ja die Grundtendenz und treibende Kraft dieser modernen Zivilisation ist gar nichts anderes, als die raffinierteste Pflege und Bedienung der materiellen Seite des Menschen. Und dieser ganze Kultus des materiellen Bedürfens ist die eigentliche Ursache dessen, was man die sexuelle Hypertrophie unserer Zeit genannt hat. Die Naivität, mit der heute das materielle Bedürfnis in den Mittelpunkt der Kultur gestellt wird — diese Naivität findet ihren selbstverständlichen Ausdruck in der ganz abnormen Schamlosigkeit, mit der heute vielfach das sexuelle und erotische Bedürfnis seine Befriedigung als den eigentlichen Sinn des Lebens proklamiert und für jede Laune und jede Perversität Spielraum und Nahrung verlangt. Ich hebe jene kulturellen Ursachen der sexuellen Verwilderung und Überreizung ausdrücklich gleich im Beginn hervor, um die

Grenzen zu bezeichnen, welche alle Sexualpädagogik innerhalb der ganzen Atmosphäre unserer heutigen Zivilisation hat: Der größte Erziehungsfaktor ist und bleibt doch der ganze Geist eines Zeitalters — ist er auf das Äußere des Lebens konzentriert, so ruft er die junge Generation mit tausend Zungen nach außen und nur eine außerordentliche erzieherische Kraft vermag hier erfolgreiche Gegenwirkungen zu geben.

Was aber ist nun im Rahmen unserer Kulturverhältnisse auf pädagogischem Gebiete zu machen? Wie kann Haus und Schule wenigstens einigermaßen den physischen, moralischen und sozialen Gefahren entgegen wirken, die aus der mit sexuellen Reizen überladenen Atmosphäre unserer Zivilisation in die frühreife moderne Jugend dringen?

Bevor ich auf diesen Gegenstand eingehe, muß ich noch eine Vorfrage beantworten. Wer auf sexualpädagogischem Gebiete allgemeine Gesichtspunkte aufstellt, der kann die Frage nicht umgehen, welches maßgebende ethische Ideal denn nun eigentlich dieser sexuellen Erziehung vorschweben soll? Die Sexualpädagogik ist von der Sexualethik nicht zu trennen. Es kommt ganz entscheidend darauf an, ob die Grundanschauung, von der man ausgeht, selber schon eine erziehende, d. h. stark fordernde und stark nach oben reißende ist, oder ob diese Grundanschauung eine *verziehende* ist, welche die schlaffe Nachgiebigkeit des Menschen gegenüber seinen Trieben und Leidenschaften bewußt oder unbewußt befördert. Wer die energische Unterordnung des Geschlechtstriebes unter höhere geistige Lebenszwecke vertritt, dessen Pädagogik wird von einem ganz anderen Geiste getragen sein, wird ganz andere Mittel verordnen als die Pädagogik eines Vertreters der Auslebetheorie, der höchstens einer allzu frühzeitigen oder gesundheitsgefährlichen Betätigung des sexuellen Triebes erzieherisch vorbeugen will.

Ich möchte daher zunächst ganz kurz die ethische Grundanschauung skizzieren, zu der ich mich bekenne und der ich allein eine wirklich charakterbildende Kraft zuerkennen kann. Es ist dies die sogenannte alte Ethik, es ist diejenige Anschauung des Geschlechtslebens, die von jeher von aller tieferen Religion und Philosophie vertreten worden ist und die ihre äußere Formulierung in dem absoluten Verbot aller außerehelichen Geschlechtsverbindung gefunden hat. Dieses Verbot ist sozusagen nur ein Symbol für die grundlegende Auffassung, daß der Geschlechtstrieb nicht seine eigenen Wege gehen, sondern mit der Gesamtordnung des Lebens fest verbunden werden soll. Es will der Tatsache Ausdruck gegeben werden, daß der Mensch *mehr* ist als ein bloßes Geschlechtswesen, es werden die höheren sozialen und geistigen Interessen und Bedürfnisse der Menschennatur zu gebieterischer und gesicherter Vertretung gebracht gegenüber der Übermacht der bloßen Gattungstriebe; es wird das, was die Leidenschaft nur im Lichte des Augenblicks sieht, gleichsam sub specie aeternitatis dargestellt — kurz, — die feste und ausschließliche monogamische Form der Geschlechtsverbindung ist dazu bestimmt, die *Einheit der menschlichen Persönlichkeit auch in unseren sexuellen Hand-*

lungen zu wahren und den Menschen durch eine starke hemmende Instanz vor der Überrumpelung durch flüchtige Reize und Erregungen sicher zu stellen. Ich betone ausdrücklich diese Bedeutung der festen Form für die Sicherstellung des Menschen gegen die sinnliche Triebwelt mit ihren Launen, Illusionen und Leidenschaften. Gerade hier zeigt sich deutlich, daß die alte Ethik nicht die Persönlichkeit des Menschen unterdrückt, sondern daß gerade sie sich den Schutz der Persönlichkeit vor den unpersönlichen Impulsen des Gattungstriebes zum Ziel gesetzt hat. Es war nicht ein Vertreter der religiösen Ethik, sondern ein Freidenker, August Comte, der Begründer der modernen Soziologie, der in seiner positiven Philosophie energisch gerade auf diesen Punkt aufmerksam gemacht und von ihm aus die strengste Monogamie verteidigt hat. Er sagt: ‚Unsere Herzen sind so wetterwendisch, daß die Gesellschaft einzutreten hat, damit Wankelmut und Laune niedergehalten werde, die das menschliche Dasein in eine jämmerliche Reihe ziel- und würdeloser Experimente entarten ließe.‘

Gewiß weiß auch Comte, daß es eine Liebe von einer Tiefe und Kraft gibt, die keines äußeren Haltes bedürftig ist — aber weil es in der Mehrzahl der Verbindungen mindestens einen gefährdeten Partner gibt, so ist es zweifellos eine Pflicht der Ritterlichkeit gegen die Schwachen, daß auch diejenigen, die selbst keines Haltes bedürfen, doch die geheiligte Form ehren, die Tausenden ein Halt für ihr besseres Selbst ist und die durch den schweren Ernst, mit dem sie die Geschlechtsverbindung umgibt, einen reinigenden und stärkenden Einfluß auf alle Gefühle ausübt. Alle die modernen Enthusiasten des ungebundenen Eros sehen nicht ein, wie sehr gerade die Freigabe der erotischen Leidenschaft dem innersten Menschen die Freiheit raubt und ihn zum Opfer höchst unpersönlicher Affekte und Triebe macht. Es gibt aber heute leider viele Erwachsene, die über die sexuelle Frage schreiben und für sexuelle Aufklärung eintreten und denen selber noch die allerwichtigste sexuelle Aufklärung fehlt — nämlich die Aufklärung darüber, daß gerade die Gefühlsereignisse, welche sie für die allerpersönlichsten halten und denen sie darum im Namen der freien Persönlichkeit rücksichtslos Bahn brechen wollen — daß gerade diese Gefühlsereignisse durchaus nur auf den Illusionen und Phantasien beruhen, durch die der Gattungstrieb das Individuum in den Dienst der Arterhaltung zu zwingen weiß. Schopenhauer sagt einmal sehr treffend von Boccaccios ‚Decamerone‘, daß dort eigentlich nichts anderes dargestellt sei, als der Hohn und Spott des Genius der Gattung über die von ihm mit Füßen getretenen Rechte und Interessen der Individuen. Nun — wenn man manche moderne Literatur gegen die alte Ethik liest, so hat man auch den Eindruck, es lache daraus hervor, ohne daß es die Verfasser merken, der Hohn und Spott des Genius der Gattung, der die Individuen an der Nase herumführt und sie so zu betrügen weiß, daß sie seinen Gattungsrausch als eine neue Persönlichkeitsreligion propagieren.

Ich behaupte demgegenüber also mit Nachdruck, daß die feste und ausschließliche monogamische Form der Geschlechtsverbindung das wahre Bollwerk

der sittlichen Freiheit sei, die Repräsentation des festen und dauernden Ich gegenüber dem bloßen sinnlichen Ich und zugleich die stärkste Anregung, auf sexuellem Gebiete immer nur aus der Tiefe des persönlichen Wesens, aus der reifsten Selbstbesinnung und Verantwortlichkeit heraus zu handeln — kurz, sie hilft dazu, daß der Mensch sich gerade auf diesem folgenreichsten Gebiete stets als ganzer Mensch und nicht als erotisches Fragment betätigt.

Leider gibt es heute eine ganze Reihe von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die das Wesen der sexuellen Ethik nicht in der strengen Unterordnung des erotischen Gebietes unter die geistigen und sozialen Interessen, sondern vielmehr in seiner Überordnung über alle anderen Lebenszwecke und Rücksichten sehen. Man höre z. B. folgenden Ausspruch von Ellen Key:

‚Wer stark genug fühlt, der fragt sich auch nicht, ob er das Recht auf seine Gefühle hat — er wird von seiner Liebe so vergrößert, daß er fühlt, das Leben der Menschheit werde durch ihn vergrößert.‘ Das heißt doch den Menschen zum willenlosen Sklaven seiner erotischen Erregung machen und ihm den Wahn predigen, er sei überhaupt nur um der Erotik willen auf der Welt, und deren Vorspiegelungen seien das allein Wirkliche und alle anderen Lebensaufgaben und Lebenszwecke nur Phantome und blasse Schatten. Alle ernsthaften Religionen und Philosophien haben uns doch gerade das Gegenteil gelehrt, sie sprechen von dem Schleier der Maja, von den Benebelungen, durch welche die Sinnenwelt den Menschen von seinen geistigen Lebenszielen ablenkt — jener geistigen Bestimmung, der das natürliche Leben dienstbar gemacht, aber nicht übergeordnet werden solle. Ellen Key stellt es so dar, als sei das Richten über Recht und Unrecht in den erotischen Beziehungen nichts als eine äußerliche Moralsklaverei, während darin doch nur die fundamentale Tatsache zum Ausdruck kommt, daß der Mensch weit mehr ist als ein erotischer Prozeß, und daß er dieses Mehr an Verantwortlichkeit, an Willenskraft, an geistiger Freiheit nicht preisgeben kann, ohne seine ganze Menschenwürde zu verleugnen. Sagt doch schon Goethe in diesem Sinne vom Menschen: Er allein unterscheidet, wählet und richtet — er kann dem Augenblick Dauer verleihen!

Selbstverständlich haben von jeher die Menschen im erotischen Rausch die ganze Welt um sich her vergessen, — aber man nannte dann doch auch die Sache beim rechten Namen, — neu ist es, daß jetzt aus dem Bankerott eine Theorie, ja sogar eine neue Ethik gemacht wird, die allen Ernstes die absolute Diktatur des Eros proklamiert. Und neu ist es und eine wahre Schmach, daß eine derartige Literatur von ernsthaften Männern ernst genommen wird, und daß man nicht sieht, welche unabsehbaren Gefahren daraus entstehen müssen, daß ein Gebiet, das schon von selbst so in den Vordergrund drängt, nun auch noch theoretisch zum Mittelpunkt des Lebens gemacht wird. Müssen durch solche Anschauungen alle impulsiv oder abnorm Veranlagten nicht doppelt in ihrer erotischen Sklaverei befestigt und bestätigt werden und müssen nicht die Perversen jeden Halt und jede Scham gegenüber ihren erotischen Verirrungen

verlieren? Gerade vom pädagogischen Standpunkt aus scheint es mir von fundamentaler Bedeutung, daß wir gegenüber solcher Emanzipation der sexuellen Sphäre konsequent festhalten an einer Grundanschauung, die das sexuelle Leben absolut höheren Idealen und Lebensinhalten unterordnet und dadurch die erotische Unruhe beruhigt und so auch allein das Liebesleben vor Vergeudung und Erkrankung seiner verborgenen Kräfte bewahrt. Dies ist besonders für die Mädchenerziehung um so wichtiger, als ja das Weib physiologisch in ganz besonderem Maße von der sexuellen Funktion in Anspruch genommen wird und daher auch einer besonders intensiven Ablenkung, einer besonders starken Erziehung zur geistigen Freiheit bedürftig ist. Der jüdische Philosoph Philo von Alexandrien sagte einmal: ‚Durch den Umgang des Weibes mit dem Manne wird die Jungfrau zur Frau — durch den Umgang der Seele mit Gott wird die Frau wieder zur Jungfrau.' Man kann nicht schöner das bezeichnen, was alle Sexualethik und Sexualpädagogik dem Geschlechtsleben gegenüber an geistiger Befreiung zu vollbringen hat. Ziel all unserer weiblichen Erziehung sollte diese geistige Art von Jungfräulichkeit sein, die darin besteht, daß die sexuelle Welt nicht herrschend und fordernd das Innenleben erfüllt, sondern durch den Aufschwung der Seele zur höchsten geistigen Vollkommenheit gleichsam aufs neue tief verschleiert wird und in die dunklen Hintergründe des Bewußtseins zurücksinkt.

Aber muß denn nicht diese strenge Unterordnung unter die zartesten Bedürfnisse des Gewissens notwendig zu einer Verarmung und Hemmung des erotischen Lebens führen? Diese Frage bejaht z. B. Ellen Key und mit ihr viele andere moderne Autoren. Sie beklagt das harte Gesetz, das die alte Ethik dem erotischen Ausleben auferlegt und das im Namen der Beständigkeit und der Verantwortlichkeit so viele ‚Glücksmöglichkeiten' unausgeschöpft läßt. Sie will, daß der Mensch den Mut habe, für seine ‚erotische Lebenssteigerung' andere zu opfern. Sie übersieht dabei völlig, daß die höhere Art von Geschlechterliebe, die unsere Dichter besingen, doch nicht aus der Kultur des selbstsüchtigen und willenlosen Auslebens stammt, sondern gerade aus einer jahrhundertelangen Erziehung zur Selbstverleugnung und zu charaktervoller Festigkeit des Geistes gegenüber der Sinnenwelt. Die große Bereicherung und Vertiefung des erotischen Lebens seit der Antike ist ja doch ein Produkt jener selbstvergessenen Caritas, jener gewaltigen geistigen Erhebung über das Sinnliche und jener leidenschaftlichen Innigkeit, die aus der religiösen Gefühlswelt in das Liebesleben gedrungen sind und dieses aus sinnlicher Armut zur Fülle des seelischen Lebens emporgehoben haben. Und gerade die Verfeinerung des Gewissens hat ganz unmittelbar auch die Zartheit des Liebesempfindens erhöht! Ja ich möchte sagen: Jede Verantwortlichkeit, welche die Religion dem erotischen Leben auferlegte, hat sich in eine neue Zärtlichkeit verwandelt, jede Entsagung, die sie von der ungestümen Leidenschaft forderte, ist zu einer neuen Fähigkeit hingebender Liebe geworden. Wer darum den Eros um des ungehemmten Auslebens willen wieder von den Forderungen des Gewissens

und der Treue loslösen will, der wird auch das erotische Leben wieder zur Verarmung zurückführen und letzten Endes bei der kahlen nackten Sinnlichkeit enden. Die alte religiöse Ethik vertritt darum nicht etwa nur die Interessen der Gesellschaft und das Heil der Seele, sondern sie vertritt auch das unentbehrliche Charakterfundament alles höheren Eros, sie verbindet den Eros mit jenen geistig-sittlichen Lebensquellen, ohne die er selber nie zur vollen Blüte gelangen kann. Die Liebe löst sich nicht ungestraft von den geheiligten Ordnungen des Lebens los — denn diese Ordnungen mit ihrer weitgreifenden Fürsorge und ihrer Verherrlichung der Beständigkeit sind sozusagen selber kristallisierte Liebe, sie sprechen das tiefste Wesen wahrer Liebe mahnend aus: Wer sich davon emanzipiert, dessen Liebe fehlt dann auch von vornherein jener tiefe Ernst und jene höhere Caritas, ohne welche der Eros von heute auf morgen in brutale Selbstsucht umschlägt. Es ist wahrlich kein Zufall, daß bei der sogenannten freien Liebe letzten Endes immer die Liebe von der Freiheit getötet wird — von dem Geist der sinnlichen Unbeständigkeit und der unritterlichen Selbstsucht, der in der Nichtachtung jener festen Ordnungen liegt. Dies alles sage ich gerade auch vom pädagogischen Gesichtspunkt, — ich möchte nachdrücklichst darauf aufmerksam machen, wie sehr die modernen Theoretiker der emanzipierten Erotik gerade das übersehen, was ich die ‚Pädagogik aller höheren Liebeskultur' nennen möchte.

Erstaunlich ist es nur, daß die Frauen, die in so außerordentlichem Maße auf dauerhafte Verbindung angewiesen sind, deren pädagogische Leistung so sehr der männlichen Ergänzung bedarf, und deren ganzes Lebensglück also davon abhängt, daß die erotischen Triebe des Mannes durch feste Ordnungen erzogen werden — daß die Frauen heute vielfach laxe und naturalistische Ansichten propagieren und der Selbstherrlichkeit der freien Liebe das Wort reden. Man kann dies nur so erklären, daß im gegenwärtigen Zeitalter die alten Heiligungen der Ehe noch so tief nachwirken, daß solche Frauen gar keine anschauliche Vorstellung haben, was für Zustände sich für sie ergeben müßten, wenn auf sexuellem Gebiete wirklich einmal das gefeierte individuelle Belieben zur Herrschaft gelangte. Wenn man heute liest, daß Damen, die über sexuelle Aufklärung schreiben, sich dabei über die alte charaktervolle Ethik lustig machen und von einer ‚Erdroßlung der Triebe' reden, wo es sich doch nur um jene elementare Zucht handelt, die allein zur Freiheit führt — da kann man wirklich nur sagen: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!' Auf Michelangelos Deckengemälden in der sixtinischen Kapelle ist die Erschaffung des Weibes aus der Rippe des Mannes in höchst tiefsinniger Weise dargestellt: Sofort nach ihrer Entstehung erhebt sie flehend die Hände zu Gott, als ob sie elementar fühlte, daß sie verloren ist, wenn das Verhältnis der Geschlechter der bloßen Natur ausgeliefert und nicht unter den Schutz einer Liebe gestellt wird, die nicht von dieser Welt ist.

Hier höre ich gerade an dieser Stelle gewisse ernstere Vertreter der sogenannten neuen Sittlichkeit sagen: Auch wir wollen ja durchaus nicht eine

Loslösung des Sexuellen von den höheren Seelenkräften — wir wollen nur, daß Geist und Sinnlichkeit auf dem Boden der Freiheit sich zusammenfinden. Und es ist zweifellos richtig, daß man gewissen Vertretern der neuen sexuellen Ethik durchaus Unrecht tun würde, wenn man sagte, ihr Unterschied von der alten Ethik läge darin, daß sie das Erotische von aller Verantwortlichkeit freisprechen wollten. Liest man z. B. einen Autor wie Forel, so wird man finden, daß er vom rassenhygienischen Standpunkt sogar eine sehr verstärkte Verantwortlichkeit fordert. Aber gerade wenn wir dies im Interesse der Gerechtigkeit hervorheben, können wir um so schärfer bezeichnen, worin eigentlich der fundamentalste Unterschied der alten und der neuen Sexualethik liegt. Er liegt nicht in dem Unterschiede des letzten Zieles, sondern in einer absoluten Verschiedenheit der Mittel, die zur Erreichung dieses Zieles für nötig befunden werden. Auch die Neueren wollen keine rohe Triebherrschaft, aber sie sehen nicht, daß die Verwirklichung ihrer auflösenden Vorschläge in der Praxis unumgänglich dazu führen würde. Sie wollen ein reines Ziel — aber aus Mangel an Lebenskenntnis und Menschenkenntnis schlagen sie gänzlich unzureichende Mittel vor, um jenes Ziel zu erreichen. Sie sprechen von der Einheit, von Seele und Sinnlichkeit, aber sie sehen nicht, daß die Seele ihre höheren Kräfte dem erotischen Leben nur dann schenkt, wenn dieses sich ihr durch große Opfer und strengen Gehorsam ganz zu eigen gibt. Sie wollen individuelle Selbständigkeit der Entscheidung auf sexuellem Gebiete, sehen aber nicht, daß der Mensch gerade im erotischen Zustande am wenigsten Herr seiner selbst ist und daher um so unselbständiger wird, je mehr man ihn von festen Maßstäben löst, die über seinen sinnlichen Zuständen stehen. Sie meinen, daß starke Ordnungen und starke Zucht wohl für die Vergangenheit gut waren, der gegenwärtige Mensch aber solcher Dinge nicht mehr bedürfe — und dabei sehen sie nicht, daß der moderne Mensch nicht stärker, sondern schwächer an Willenskraft ist als der Mensch der Vergangenheit, und daß diese Schwäche gerade aus dem Mangel an starken und deutlichen Zumutungen an seine Selbstüberwindung stammt und aus der tiefinneren Schlaffheit dessen, was man heute Individualismus nennt, was aber nichts anderes ist als ein Aufgeben der starken und festen Persönlichkeit zugunsten der bloßen sinnlichen Individualität mit all ihren Launen und ihrer theatralisch verkleideten Selbstsucht. Endlich: sie wollen auch Verantwortlichkeit, aber sie wissen nicht, daß bei der großen Mehrzahl der Menschen diese Verantwortlichkeit absolut der Erziehung und Stärkung durch feste äußere Ordnungen bedürftig ist, ja daß selbst geistige Menschen, wie schon Pascal betonte, durch solche äußeren Hilfen entscheidend gefördert werden. Ich möchte gerade an dieser Stelle hervorheben, daß eben das Wesen der alten Sexualethik darin besteht, daß sie zugleich Sexualpädagogik ist, d. h. ihre Gebote und ihre Verbote zeigen dem Menschen nicht nur das letzte Ziel, sondern sie sind vor allem auch die rechten Erziehungsmittel, diesem Ziele ernsthaft näher zu kommen; sie lassen uns nicht im unklaren über die tragische Schwäche und Unzuverlässigkeit unseres

besseren Wollens auf diesem Gebiete und verstehen es, die Gegenwehr gegen eine zerfahrene Sinnlichkeit wahrhaft psychologisch zu organisieren. Ich glaube, je mehr wir an die sexuelle Frage nicht vom Standpunkte gelehrter Abstraktionen oder lebensfremder Schwärmereien, sondern vom konkreten pädagogischen Standpunkt herantreten, desto mehr werden wir die konzentrierte Pädagogik anerkennen müssen, die in der lebenslänglichen Monogamie kristallisiert ist. Wir werden zugeben müssen, daß gerade das Sinnlich-Dämonische im Geschlechtsleben mit all seiner Launenhaftigkeit, Nervosität und Selbstsucht als erzieherisches Gegengewicht durchaus die geistige und sichtbare Ordnung der lebenslänglichen Treue bedarf. So wie man im Mittelalter glaubte, die schwarze Magie der Dämonen könne nur durch die weiße Magie Christi gebändigt werden, so ist es sicher, daß auf sexuellem Gebiete das stürmische Naturelement nur durch das ganz gereinigte Gegenteil gebannt und beruhigt werden kann, nicht aber durch weichliche Konzessionen. Und es ist nichts unrichtiger als die Behauptung, die Carpenter und E. Key vertreten, daß der Gedanke und das Gelübde der Treue etwas Unwürdiges, Unmögliches und Unwahres seien. Denn erstens wird jenes Gelübde nicht bloß dem Menschen, sondern auch der Institution als solcher mit ihrer folgereichen Bedeutung für den Charakter und die Gesellschaft gemacht, und zweitens lehrt uns gerade die moderne Psychotherapie und Heilpädagogik, wie gerade der feste und ausgesprochene Vorsatz einen reinigenden und bewahrenden Einfluß auf die Gedanken und den Willen ausübt, sozusagen alles Charaktervolle im Menschen unter die Fahne ruft und ihn von charakterlosem Spielen mit Reizen und Gelegenheiten abhält. Ein starkes Gelübde, ein großer Gedanke aus der Welt des Unvergänglichen ist wie die Anwesenheit eines edlen Menschen, in dessen guter Gesellschaft man seine besten Gedanken denkt und seine schlechten Anwandlungen vergißt. So betrachte ich vom sexualpädagogischen Standpunkte aus die lebenslängliche monogamische Treue: Sie ist nicht etwas Künstliches oder Unwahres, sondern eine große Charaktermacht, die dem irdischen Eros den vornehmen und bildenden Umgang mit dem himmlischen Eros vermittelt.

Im deutschen Mittelalter wurde es als höchstes Ergebnis der Erziehung gepriesen, wenn es gelang, in einem Zögling die sogenannte Stäte, die Stetigkeit hervorzubilden. In dieser Stäte sah man den eigentlichen Triumph des Geistes über die veränderliche und unruhige Natur. Mehr als je tut unserer Zeit diese Erziehung zur Stäte not. Sie ist die Grundlage aller Gesundheit, aller fruchtbaren Arbeit, aller tiefen Willenskraft — kurz die Grundlage allen dessen, was den Menschen vom schweifenden Tiere unterscheidet. Solche Erziehung ist aber nur dort möglich, wo das Geschlechtsleben selber, die Quelle des Lebens, unter den segensreichen Einfluß dieser Stäte gestellt und von einer Genußgemeinschaft zur Lebensgemeinschaft erhoben ist. Man hat neuerdings behauptet, daß die strenge Monogamie nur eine Übergangsform der geschlechtlichen Beziehungen sein werde. Ich behaupte gerade auf Grund der geschilderten pädagogischen Bedeutung der Mono-

gamie, daß die menschliche Gesellschaft immer stärker zur Monogamie konvergieren wird, weil jede andere Art der Geschlechtsverbindung auflösend auf den Charakter wirkt, während gerade die feste Monogamie eine Erziehung zur Stäte, zur Konzentration des Willens und der Gefühle ist. Von ihr geht sozusagen ein Zuschuß von Charakter und Verantwortlichkeit in alle menschlichen Beziehungen hinein. Es ist darum auch unbegreiflich, daß man neuerdings im Interesse der Rassenverbesserung polygamische Ausnahmen sanktioniert sehen will, als ob es bei der Rassenverbesserung auf möglichste Fleischproduktion ankäme und nicht die Steigerung und Befestigung der Geistesherrschaft über das Fleisch das Fundament aller Rassengesundheit wäre, und als ob nicht gerade aus der ethischen Verwahrlosung und Verflachung stets die allergefährlichste Rassendegeneration entstanden wäre.

Kein Geringerer übrigens als Pestalozzi hat die im vorhergehenden betonte sexualpädagogische Bedeutung der Eheinstitution ausdrücklich in den Vordergrund all seiner Ratschläge zur Erziehung des Geschlechtstriebes gestellt. In seinem Buche Lienhard und Gertrud hält er es für das Wichtigste, Knaben und Mädchen schon früh das Ideal einer wahrhaft geordneten Ehe mit all ihrem auf die Dauer gegründeten Zusammenwirken, ihrer bildenden Kraft und ihrer segensreichen Fernwirkung vorzuhalten und auszumalen — dadurch erreiche man, daß die erwachenden sexuellen Kräfte und Vorstellungen sich von vornherein und so früh wie möglich mit dem Phantasiebilde der dauerhaften Lebensordnung verbänden — das übe eine bewahrende, reinigende und heiligende Kraft auf alle die erwachenden Regungen aus und leite sie auf die geistige und sittliche Seite des Zusammenlebens der Geschlechter.

Ich möchte die pädagogische Einsicht der alten Ethik noch nach einer andern Seite hin beleuchten, um auch hier zu zeigen, daß es den Reformern zwar nicht an Begeisterung und gutem Willen, wohl aber an psychologischer Kenntnis des wirklichen Menschen fehlt. Wenn man die sexuelle Aufklärungsliteratur der letzten Jahre durchliest, so findet man in der Eingangsbetrachtung meistens einen lebhaften Angriff auf die Naturverachtung und Leibverachtung der christlichen Ethik, und dann kommt ein Hymnus auf die Zeugungskräfte, daß man manchmal meint, wir lebten noch in der Zeit der Astarte- und Priapkultur. Leute, die das Wort ‚heilig' längst aus ihrem Register gestrichen haben, nehmen es begeistert wieder in den Mund, wenn sie vom Mechanismus der Fortpflanzung sprechen, so daß man wirklich das Gefühl bekommt, die Religion sei nicht verschwunden, sondern nur aus der Seele in die Geschlechtssphäre verlegt worden und Gott offenbare sich nicht mehr im Gewissen, sondern in den Zeugungsorganen. Solchen Äußerungen gegenüber muß man es für richtig finden, daß Ellen Key unser Jahrhundert als das Jahrhundert des Kindes bezeichnet — es hat zweifellos noch kein Jahrhundert gegeben, in welchem so viele große Kinder das Wort ergriffen haben, um ihre großen Kindereien an die Stelle erprobter Weisheit von Jahrhunderten zu setzen. Solche Autoren scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß alle die großen

Religionsstifter von Buddha und Moses bis Christus jedenfalls durchdringende Kenner der menschlichen Natur waren und Anschauungen geprägt haben, die man nicht mit ein paar einleitenden Phrasen beiseite werfen kann. Man vergegenwärtige sich z. B. auch gerade die Männer, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten die sexuelle Ethik des Christentums ausgebaut haben: Das waren gewaltige Naturen, keine abstrakten und blutlosen Theoretiker, sondern Lebenskenner, denen die sinnliche Natur alle ihre Wünsche zugeflüstert hatte, die von Angesicht zu Angesicht alle dämonischen Kräfte kannten und doch gewaltig darüber Meister wurden — von ihnen gilt das Wort, das der Chor der seligen Knaben von Faust sagt: ‚Doch dieser hat gelernt, er wird Euch lehren!‘ Und was lehren sie uns nun? Keine Spur von Naturverachtung, das ist Fabel und Erfindung — sondern nur die Einsicht, daß die Natur etwas Untermenschliches ist und darum nicht unsere Lehrerin sein kann; daß wir uns von der Natur nicht führen lassen dürfen, daß die Natur nicht in sich selber das Gesetz ihrer rechten Begrenzung trägt, sondern es vom Geiste erwartet und daß die Natur überall da, wo sie sich der geistigen Beherrschung entzieht, zur Unnatur, ja zur Perversität führt.

Wir Modernen kennen ja eigentlich die menschliche Natur gar nicht mehr recht, weil bei uns die Instinkte noch beruhigt und gezähmt sind durch die Nachwirkungen einer gewaltigen religiösen und ethischen Tradition. — Jene großen Erzieher des Menschengeschlechts in den ersten christlichen Jahrhunderten aber lebten in einer Zeit der vollkommenen Auflösung, sie sahen die menschliche Natur in ganzer Nacktheit vor sich, sie sahen, wohin der Mensch kommt, wenn die bloße Natur herrscht und das geistige Leben in ihm nicht durch ganz erhabene Ideale und starke Zucht belebt und befestigt wird. Wer sich eine Vorstellung von den Tatsachen machen will, unter deren Eindruck jene Pädagogen ihre sexuelle Ethik gestalteten, der sehe sich heute in den Ruinen von Pompeji die sexuellen Wandmalereien an, die sich in Privathäusern befanden: da kann man studieren, was der Geschlechtstrieb aus dem Menschen macht, wenn einmal die großen Schutzmächte aus der Seele gewichen sind und die Phantasie und der Intellekt schutzlos den Triebgewalten preisgegeben sind. Auch in unserer Zeit kann man in dieser Richtung schon mancherlei Anzeichen beobachten, die wohl geeignet wären, vor jedem erotischen Götzendienst zu warnen und das Wort des Aristoteles in Erinnerung zu rufen, daß die Natur nicht göttlich, sondern dämonisch ist und demgemäß behandelt werden muß.

Dante definiert unzweideutig diese ganze christliche Grundauffassung mit folgenden Worten, die jedes Mißverständnis ausschließen:

‚Nicht die Natur ist ruchlos und verdorben,
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert.‘

Das heißt also: die Sünde liegt nicht in der sinnlichen Natur, sondern in dem Abfall der Seele von ihrem Führerberuf und in der Unterwerfung der Seele unter die bloße Natur.

Und darum kommt es dieser Anschauung auch keineswegs darauf an, die Natur zu verachten oder zu erdrosseln — die Natur soll vielmehr zu vollkommenem Gehorsam unter den Geist erzogen werden. Vom pädagogischen Standpunkt aber ist ein solcher Gehorsam psychologisch nur zu erzielen, wenn Natur und Geist nicht charakterlos vermengt, sondern wenn *das*, was *gehorchen* soll, scharf unterschieden wird von dem, was befehlen soll.

Wenn darum die religiöse Anschauung Natur und Geist in scharfen Gegensatz rückt, so will sie damit nur die einfache Tatsache darstellen, daß eben die bloße Natur den Forderungen des tieferen Menschen auf Schritt und Tritt widerspricht — und dieses wirkliche Verhältnis der Natur zum Geiste soll nicht durch pantheistische und monistische Verschwommenheit verwischt und verborgen werden. Ich möchte hervorheben, daß es sich hier um eine höchst wichtige Erziehungsfrage handelt, besonders auch für junge Leute.

Wer die äußere Natur technisch unterwerfen will, der braucht dazu die strenge reine Mathematik, wer die menschliche Natur dem Geiste untertan machen will, wer den Willen zur Selbsttätigkeit aufrufen will, der braucht dazu ernste strenge Ideale, die das Geistige klar herausheben aus dem Natürlichen und es ganz rein und losgelöst von sinnlichen Einflüssen darstellen. — So allein gewinnt der Mensch einen festen Standpunkt, von dem aus er die Natur seinem Willen unterwerfen kann. Solange dieser Wille selbst noch nicht klar vom Naturhaften, Sinnlichen geschieden, gereinigt ist — so lange bleibt der Mensch auch noch unter der offenen oder heimlichen Diktatur der Sinnenwelt. Dies ist für die ‚Technik der Charakterbildung' von der allergrößten Bedeutung und es leitet uns auch auf die unersetzliche Bedeutung des Gottesglaubens gerade für die Sexualpädagogik. Wenn das Kind zum erstenmal ‚Ich' sagt, so konstatieren wir die erste Lösung der Persönlichkeit von der Außenwelt — wenn der Mensch ‚Gott' sagt und Gott erlebt, so vollzieht sich eine noch stärkere Konzentration: die geistige Persönlichkeit löst sich von der sinnlichen, stellt sich ihr entschieden gegenüber, entdeckt gleichsam ihre volle selbständige Existenz gegenüber der Sinnenwelt. *Carlyle* sagt einmal von dem Augenblick, wo er den Naturalismus verlassen und einen tieferen Gottesglauben gefunden hatte: ‚Von da ab ward ich ein Mann.' Dies Wort weist uns darauf hin, daß der Mensch notwendig charakterlos bleiben oder werden muß, so lange er Natur und Geist durcheinander mengt — Entschiedenheit, Klarheit und Festigkeit des Wollens ist erst möglich, wenn der Mensch ganz genau weiß, was führen soll in ihm und was geführt werden soll: darum ist die *gehorchende* und *untergeordnete* Stellung, welche das Christentum der bloßen Natur anweist, pädagogisch um so richtiger, als die Natur ja selbst genug dafür sorgt, daß sie nicht zu kurz kommt.

Es wäre sehr richtig, wenn jungen Leuten auch in diesem Sinne das bekannte pantheistische Glaubensbekenntnis Fausts erläutert würde: ‚Nenn's Herz, Glück, Liebe, Gott — ich habe keinen Namen dafür, Gefühl ist alles, Name ist Rauch und Schall!' Es ist gar nicht richtig, daß Goethe hier etwa

sein eigenes Glaubensbekenntnis niedergelegt hat, er schildert hier vielmehr nur die religiöse Stimmung des ‚sinnlichen, übersinnlichen Freiers', des jugendlichen Menschen, in dem Natürliches und Geistiges noch durcheinander nebelt — es ist das Molluskenstadium, aus dem der Mensch heraus muß, wenn er Mann werden will: Männlich sein aber heißt unterscheiden.

Und gerade das Wesen der echten tieferen Religion besteht darin, daß sie den charakterlosen Nebel teilt, in dem Sinnliches und Geistiges betrügerisch durcheinanderfließen, und dem Menschen in unerbittlicher Klarheit genau zeigt, was *Natur ist, wohin die bloße Natur* führt, und was *Geist* ist und was der Geist vom Menschen verlangt. Ich möchte den Pädagogen gerade in unserer Zeit dringend empfehlen, in diesem Sinne mit ihren jungen Leuten die großartigen platonischen Dialoge, Phädon und Phädrus zu lesen, in denen ein höchst lehrreiches Stück Sexualpädagogik steckt — nämlich die Art, wie Sokrates seine Schüler darauf aufmerksam macht, wie die Sinnenwelt durch tausend Schleichmittel und Illusionen sogar unser Denken sich unterwirft und wie man ein wahrhaft freier Mensch gar nicht werden kann, ohne zunächst einmal durch das hindurchzugehen, was der platonische Sokrates die ‚Lösung der Seele vom Leibe', seinen Vorspiegelungen, Trieben, Launen und Leidenschaften nennt. Wer *das* Naturverachtung nennen will, der beweist damit nur, daß er selber noch von den Naturtrieben bestochen und benebelt ist — es handelt sich hier in Wirklichkeit weder um Naturflucht noch um Weltflucht, sondern nur um das gleiche, was wir da draußen in der Elektrotechnik vor uns sehen: Vollkommene Naturbeherrschung, vollkommene Dienstbarkeit der Elemente.

Was die modernsten Reformer des sexuellen Lebens eben von der alten Ethik und Pädagogik scheidet, das ist, wie wir sehen, immer wieder der folgende Hauptpunkt: Sie kennen nicht die ganze Schwere dessen, was den Menschen nach unten zieht, sie wissen nicht, wie hoch darum der Geist erhöht und gefeiert und in seiner reinen Festigkeit gegenüber der Natur gestärkt werden muß, wenn man auch nur ein kleines Maß von Willenskraft und geistiger Freiheit sichern will. Die Modernen zehren eben in ihrer ganzen sittlichen Existenz selber noch, ohne es zu wissen, von dem Heroenzeitalter der Selbstüberwindung, sie haben noch keine Ahnung, wohin die Menschen sinken werden, wenn einmal die großen alten Befehle und die alten riesigen Ideale ganz dem weichlichen Belieben Platz gemacht haben werden, mit dem unser Zeitalter das Triebleben verhätschelt. Auf sexualpädagogischem Gebiete gilt mehr wie irgendwo die Wahrheit, daß nur die *allergrößten geistigen Forderungen und Ansprüche* dem Triebleben einigermaßen Scheu und Achtung abnötigen. Viele unserer aufgeklärten Pädagogen kommen mir darum vor wie Ingenieure, die gewaltige Ströme mit Flötenspielen regulieren wollen, bis es eines Tages zu spät ist und der Schlamm sich über die Fluren wälzt.

Ich möchte an dieser Stelle noch eine allgemeine Bemerkung machen. Es scheint mir zweifellos, daß die Bewältigung und Einordnung der Naturkraft, die sich im Geschlechtstrieb äußert, an kultureller Bedeutung weit über

alle andere Naturbemeisterung hinausgeht. Leider aber ist gerade unser Zeitalter, statt den großen Gedanken der Naturbeherrschung auch auf das sexuelle Gebiet anzuwenden, gerade hier vielfach in einen ganz traurigen und schlaffen Naturalismus zurückgesunken. Es scheint gerade so, als wollte man sich auf diesem Gebiete von allen Anstrengungen des Geistes erholen und sich einmal von der Natur beherrschen lassen statt umgekehrt. In einem großen Teil unserer sexuellen Literatur ist z. B. die Art und Weise ganz widerwärtig, wie das Wort Geschlechtsverkehr und Geschlechtsgenuß gebraucht wird, als handle es sich da um rein mechanische Funktionen, die mit so gebieterischer Regelmäßigkeit ihr Recht forderten, wie die Funktionen der Verdauung. Es ist vielleicht die allerschlimmste Art von Pöbelherrschaft, wenn die öffentliche Meinung auf diesem Gebiete nicht bestimmt wird durch die großen Meister des Willens und die großen Lehrer der Liebe, die da wußten, daß große Seligkeiten nie ohne große Entsagungen gewonnen und erhalten werden, sondern durch die große Masse der mechanischen Sinnesmenschen, dem Liebespöbel aller Klassen, der keine Ahnung von dem hat, was man die Auferweckung des Fleisches durch den Geist nennt, und der dem dumpfen Druck des Geschlechtstriebes ohne geistiges Ehrgefühl gegenübersteht. Hier gilt es wahrlich, wieder mit hohen und starken Forderungen der Enthaltsamkeit in das Leben einzudringen, und die wahre Lehre nicht durch die Schwäche der Menschen verfälschen zu lassen. Es hat noch kein Zeitalter gegeben, in dem so viel von Freiheit geredet wurde wie in dem unsrigen — aber auch noch kein Zeitalter, in dem der Mensch gerade den allerwichtigsten Freiheitskampf, den Kampf um die Freiheit gegenüber der Triebwelt, so weit aus den Augen verloren hat. Dieser Kampf aber kann, wie gesagt, nur durch die höchsten Anforderungen geführt werden, hier vor allem gilt die Wahrheit des Wortes: ‚Du kannst, denn du sollst!‘ Gerade die großen Kommandos auf diesem Gebiete sind auch für zahlreiche pathologisch Gefährdete und Gesteigerte ein wahrer Halt und eine wahre Suggestionskur, während das Sichgehenlassen auch die Gesunden pathologisch macht. Dies sollte gerade auch der Pädagoge ganz besonders im Auge behalten.

Von der großen Masse der Menschen wird das sexuelle Problem stets nur unvollkommen gelöst werden — was wir aber brauchen, das ist der heroische Vormarsch wahrhafter Männer, die in ihrem persönlichen Leben Zeugnis ablegen für die Übermacht des Geistes und die mit festem Vorbild und Bekenntnis eindringen in das Reich der Knechtschaft — und was wir ebenso brauchen, das sind wahrhafte Frauen, die Männer verlangen und keine Männchen, und die den Mann in seiner Schlaffheit und Triebhaftigkeit nicht noch bestärken, sondern große Proben der Willensstärke fordern — so wie einst die Frauen der Minnezeit unerhörte Taten verlangten von denen, die ihre Huld suchten. Nur auf solchem Wege der Seelenstärkung im großen Stile werden die Menschen reif zur Liebe werden — auf dem modernen Wege aber werden sie reif für die Nervenheilanstalt.

Im vorangehenden habe ich den allgemeinen ethischen Standpunkt zu begründen gesucht, der mir für die Sexualpädagogik von fundamentaler Bedeutung zu sein scheint. Ich möchte nun noch einige direkte pädagogische Gesichtspunkte für die sexuelle Erziehung aufstellen. Und zwar möchte ich zunächst aufs nachdrücklichste davor warnen, auf diesem Gebiete das Element der intellektuellen Belehrung zu überschätzen. Es ist ganz charakteristisch, daß in unserm intellektualistischen Zeitalter die ganze sexualpädagogische Bewegung begonnen hat mit der sogen. ‚sexuellen Aufklärung', also einer rein intellektuellen Beeinflussung. Man sieht die sexuelle Not und geht davon aus, daß sie vor allem durch richtige Belehrung zu beseitigen sei. Da erinnere ich an das alte Wort, das Ovid seine Medea sprechen läßt: Video meliora proboque — deteriora sequor . . . ‚Ich sehe das Bessere und stimme ihm zu und doch zieht es mich dämonisch zum Niedereren.' Die bloße Aufklärung hilft gar nichts, wenn der Gewalt der niederen Impulse nicht durch eine universelle und planmäßige Charakterbildung, vor allem durch eine starke Willensgymnastik vorgebeugt ist. Daß der Wille auf das Nahen des Geschlechtstriebes vorbereitet werde, ist tausendmal wichtiger als die Vorbereitung des Intellektes. Man spricht mit Recht davon, daß die pädagogische Aufklärung eben der unreinen Aufklärung seitens der Gasse entgegenwirken wolle — man vergißt aber, daß der Geschlechtstrieb selber ein Gassenjunge ist, der auch aus der besten Aufklärung vor allem das herausfucht, was ihn kitzelt und ihn stachelt. Aus diesem Grunde muß jede Aufklärung zur Verstärkung der sexuellen Reizbarkeit führen, wenn der Dreistigkeit der sinnlichen Triebe nicht schon vorher in ganz anderer Weise zu Leibe gegangen wurde. Die Sexualpädagogik muß in allererster Linie Willenspädagogik werden. Man wolle mich hier nicht mißverstehen: Ich will der Aufklärung ihre Notwendigkeit nicht bestreiten, ich möchte ihr aber im Ganzen der sexuellen Erziehung nur eine Nebenrolle zuweisen, während sie bei vielen modernen Pädagogen darin die Hauptrolle spielt. Und zwar trete ich für die Einschränkung der direkten intellektuellen Einwirkung auch noch aus folgendem Grunde ein: Unser Wort ‚Sexualpädagogik' bringt die gefährliche Suggestion mit sich, als sollte nun für das sexuelle Gebiet eine ganz andere direkte Spezialbehandlung ausgearbeitet werden. Die besondere Natur des sexuellen Gebietes aber bringt es mit sich, daß die beste Behandlung gerade darin besteht, die Gedanken davon abzulenken. Darum ist diejenige Sexualpädagogik die beste, die am wenigsten direkt über sexuelle Dinge redet, die dagegen alle diejenigen Charakterkräfte und Gewohnheiten zu wecken versteht, welche den jungen Menschen von selbst in die richtige geistige Haltung gegenüber den erwachenden Trieben setzen. Der Sexualpädagoge soll nicht ein Spezialist sein, sondern gerade ein sehr universeller Pädagoge, der die ganze Pädagogik im Hinblick auf die sexuelle Gefahr revidiert und die Gesamterziehung in den Dienst der sexuellen Bewahrung zu stellen weiß. Ich möchte es darum als meine Grundüberzeugung auf diesem Gebiete aussprechen, daß die beste sexuelle Erziehung eine richtige Gesamterziehung ist. Ich

betone: Eine richtige Gesamterziehung. Das sexuelle Verhalten eines jungen Menschen ist das Produkt seiner ganzen Erziehung — ist diese weichlich und äußerlich oder lediglich intellektuell gewesen, so fällt der Betreffende trotz der schönsten Aufklärung der ersten Versuchung zum Opfer — ist sie stets bemüht gewesen, sozusagen das geistige Ehrgefühl gegenüber allem Sinnlichen und Gemeinen zu stärken, so weiß der Betreffende sogar ohne jede Aufklärung ganz genau, was er zu meiden hat, so wie Parsival bei der ersten Berührung mit Kundry blitzartig die ganze Welt erfaßt, die hinter ihrer Lockung steht. Es ist also das sexuelle Verhalten eines Menschen überhaupt ein Prüfstein darauf, ob seine Erziehung auf der rechten Kenntnis der menschlichen Natur und aller ihrer Abgründe beruhte und ob die allein entsprechenden Gegenmittel angewendet wurden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die sexuelle Haltlosigkeit der modernen Jugend ein wahres jüngstes Gericht über die ganze moderne Jugenderziehung, die den Geist der Jugend so durch die Aneignung von Wissen absorbiert, daß zur Triebbeherrschung gar keine geistige Kraft mehr übrig bleibt. Was hilft uns alle diese Geistesbildung, wenn sie doch nur haltlose Genußmenschen ins Leben sendet und wenn gerade die höheren Schulen, die höchsten Bildungsstätten erfahrungsgemäß nur zu oft wahre Pflegestätten sexueller Laster und sexueller Charakterlosigkeit sind?

Aber auch auf die moderne Charakterpädagogik im engeren Sinne fällt durch die sexuellen Zustände der heutigen Jugend ein schlimmes Licht. Wir erfahren eben durch diese Resultate, daß unsere ganze moderne Erziehung an zu schwachen Erziehungsmitteln krankt. Aus humanen Gründen sind mit Recht die alten groben Zuchtmittel mehr und mehr zurückgedrängt — aber es sind dafür keine inneren Zuchtmittel an die Stelle getreten, es ist keine Anleitung zur Selbstdisziplin an die Stelle der Zwangsdisziplin gesetzt. In tausenden von Familien ist seit Jahrzehnten das erhabene ‚Du sollst' der Religion und ihr ergreifender Appell an den geistigen Freiheitstrieb des Menschen verstummt — etwas Neues aber hat Niemand an die Stelle gesetzt. Vielleicht hat nun die wachsende sexuelle Misère unserer Zeit wenigstens das Gute, daß sie an einem frappanten Beispiel die verhängnisvollen Schwächen des ganzen Geistes der modernen Erziehung einmal unbarmherzig ans Licht rückt und dadurch eine Umkehr vorbereitet.

Was nun bestimmte konkrete Vorschläge für eine solche Umkehr betrifft, so möchte ich hier ganz besonders die Willenspädagogik in den Vordergrund stellen. Der französische Pädagoge Payot hat in seinem Buche über die Erziehung des Willens mit Recht bemerkt, bis zum 18. Jahrhundert habe man dem Menschen hauptsächlich von seinen Pflichten gesprochen und dadurch seiner Willenskultur starke und stetige Zumutungen und Anregungen zuteil werden lassen — seitdem aber habe man begonnen, nur noch von seinen Rechten zu sprechen und von der sogen. Autonomie, — damit habe das Zeitalter des Sichgehenlassens, der Willensschwäche und der Zersplitterung begonnen. Was die genannte und vielgefeierte Autonomie betrifft, so haben

wir bisher in der Tat nur das Auto, aber nicht die Nomie, das Selbst, aber nicht das Sichselbstbefehlen; vielmehr hat die Willensschlaffheit, die Nachgiebigkeit an äußere Reize außerordentlich zugenommen; der Mensch ist, um ein Wort Fénelons zu gebrauchen, wie eine Kerze, die an einem windigen Orte brennt. Diese moderne Willensschwäche ist mit schuld an vielen nervösen Erkrankungen, sie ist vor allem schuld an der verhängnisvollen Widerstandslosigkeit unserer Generationen gegenüber den sexuellen Reizen. Viele moderne Menschen verkleiden zwar gern diese Schwäche hinter große Worte — so hat man neuerdings das schöne Wort ‚Lebensbejahung' gefunden zur Aushilfe für Menschen, die zu schlaff sind, sich auch nur einen einzigen Wunsch zu verneinen und die sich verstecken möchten vor der Tatsache, daß große und überschüssige Lebenskräfte von jeher die charaktervolle Versagung als Symbol und Ausdruck ihrer konzentrierten Energie gewählt haben.

Mit Recht fordert der genannte französische Pädagoge den Menschen der Gegenwart zur Wiederbesitznahme seines Selbst auf und es gibt gewiß viele, die ihm hier zustimmen. Der große Fehler besteht nur darin, daß man sich diese Selbstbemeisterung, das Fundament aller wahren menschlichen Freiheit, viel zu einfach und zu leicht vorstellt und nicht sieht, daß harte und strenge Übung hier der einzige Weg ist. Die alte Kirche hat das von jeher vertreten — es ist für die Neueren gut, daß es heute eine Reihe von Psychiatern, Nervenärzten und Heilpädagogen sind, die das Gleiche fordern. Dr. Levy z. B. von der Nancyer Schule sagt mit Recht: ‚Lerne zu wollen. Wollen kann und muß gelernt werden' und Dubois in Bern empfiehlt die strenge Methode der stoischen Philosophie, damit der zerfahrene Mensch wieder die Herrschaft über seine Nerven und Sinne erobere. Ich behaupte, daß das, was die hellenische Erziehung Askese nannte und was die kirchliche Charakterpädagogik weiter ausgestaltet hat, eine ganz unentbehrliche Methode für die Eroberung der sittlichen Freiheit ist und zwar ganz besonders auf sexuellem Gebiete. Auf allen Gebieten glauben wir an das Gesetz der Übung, bei der Verstandesschulung, im Turnunterricht, im Musikunterricht — nur auf dem Gebiete der Willenskraft glaubt man, daß der Meister vom Himmel falle. Mit Recht sagt John St. Mill, der doch gewiß nicht im Verdachte religiöser Vorliebe steht:

‚Wer sich nie etwas Erlaubtes versagt hat, von dem kann man nicht mit Sicherheit erwarten, er werde sich alles Unerlaubte versagen: Wir zweifeln nicht, daß man eines Tages wieder Kinder und junge Leute systematisch zur Askese anhalten und sie wie im Altertum lehren wird, ihre Gelüste zu überwinden, Gefahren zu trotzen und freiwillig Schmerzen zu dulden. Und dies alles nur als einfache pädagogische Übung.'

Die Idee der Askese ist einfach die moralpädagogische Anwendung des Satzes, daß die Offensive die beste Defensive ist. Wer tatenlos die Attacke der Sinnlichkeit abwartet, der wird immer unterliegen — das niedere Ich muß einfach durch kräftige Eingriffe zum Gehorsam vorbereitet und er-

zogen werden. Meiner Ansicht nach besteht darum die fundamentalste und wirksamste sexuelle Erziehung darin, daß schon vor dem Erwachen der Pubertät auf dem Gebiete anderer Triebe freiwillige Übungen in der Selbstüberwindung angeregt werden. Der Nahrungstrieb gibt z. B. ausgezeichnete Gelegenheiten zu solchen Übungen im Selbständigwerden des Geistes und nichts ist leichter, als Kinder und junge Leute für diese Art von Emanzipationsbestrebungen zu begeistern. Man versuche nur einmal, auf Schulpartien solche Anregungen zur Willensgymnastik zu geben in bezug auf Überwindung des Durstes, der Müdigkeit usw. Man wird Wunder erleben, wie groß das Interesse der Jugend an solcher Art von Heroismus ist. Wenn erzieherische Einwirkungen so oft fehl schlagen, so kommt es nicht zum wenigsten daher, daß der Erzieher zu sehr von außen wirkt, statt sich mit den höheren Kräften in der Seele des Jünglings selbst zu verbinden. Das Kind ist ein wachsendes Wesen und lehnt daher instinktiv alle Repression ab — will man es zur Selbstbeherrschung erziehen, so muß man diese moralische Leistung in die Sprache des Wachstums, der Kraft und der Freiheit übersetzen, man muß zeigen, daß die scheinbare Unterdrückung sich in erhöhtes Leben und erhöhte Energie verwandelt. Oder besser gesagt: durch die Betätigung der geistigen Kraft gegenüber der Leiblichkeit wird ein höheres Leben im Menschen frei, das sonst gebunden bleibt. Und man darf nicht bloß bei solchen Anregungen stehen bleiben, sondern man muß anleiten zu dem, was ich die Technik der Selbstbeherrschung nennen möchte, man muß zeigen, wie nur durch langsame Übung im Allerkleinsten diese Willenskraft gewonnen wird und wie jede Überwindung auf einem Gebiete sofort den Sieg auf anderen Gebieten erleichtert — so wie es Shakespeares Portia sagt:

‚Beherrscht Euch einmal nur,
Das gibt Euch Kraft
Zu folgender Enthaltung,
Es ändert fast den Stempel der Natur
Und treibt den Teufel aus
Mit Wunderkraft.‘

Es gibt viele Mütter, die heute von der Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung gehört haben und zitternd auf den Moment warten, wo dieselbe angebracht erscheint. Viel wichtiger wäre es, sie täten das, was Sailer einmal genannt hat: die ‚Einführung in die Geheimnisse des heiligen Krieges‘, sie regten ihre Kinder an, sich öfter einmal ein Lieblingsgericht zu versagen oder einen heroischen Sieg über die Faulheit zu erringen, oder sich in der Nichtachtung von Schmerzen zu üben — alle solche Übungen machen es für den jungen Menschen sozusagen zu einer vornehmen Tradition seines ganzen Organismus, daß der Geist den Körper und die Affekte zum Gehorsam zwingt. Überhaupt ist die allerwichtigste sexuelle Aufklärung nicht die Aufklärung über die geschlechtlichen Funktionen, sondern die Aufklärung über die unerschöpfliche Kraft des Geistes, die animalischen Zustände und Bedürfnisse in Zaum zu

halten und zur Unterwerfung zu zwingen. Läßt man junge Menschen rechtzeitig die Freuden solcher Geistesherrschaft erproben, so hat man ihnen den höchsten Grad von Immunität gegen die sexuellen Versuchungen gegeben. Ich habe jüngern Knaben bei ihrem Eintritt in die sogenannten Flegeljahre gern die Geschichte von Achilles erzählt, der von seiner Mutter als Mädchen verkleidet unter Mädchen erzogen wurde, damit er nicht mit nach Troja ziehen mußte — Odysseus aber ließ die Kriegstrompete vor dem Palaste blasen: da flohen die Mädchen erschreckt, während der Jüngling aber sofort nach den Waffen griff: So wird ein kraftvoller junger Mensch, wenn der sinnliche Trieb seine ersten Zeichen gibt im Organismus, sich nicht feige ergeben, sondern zu den Waffen greifen und wissen, daß ihm der Kampf gegeben ist, um seine Kraft zu reifen und zu stählen. Junge Leute sind fast nie taub gegen solchen Appell und höchst empfänglich für das Wort Nietzsches: ‚Wirf den Helden nicht weg in deiner Seele!‘

Ich möchte an dieser Stelle noch besonders darauf aufmerksam machen, daß es gerade in unserem Zeitalter pädagogisch oft außerordentlich schwer ist, junge Leute zu ernsthafter Selbstzucht zu bringen, weil heute unter dem Einfluß des falsch verstandenen Nietzsche und unter dem Einfluß der modernen Auslebetheorie ein ganz außerordentlich oberflächlicher Begriff von Persönlichkeit und persönlicher Lebenssteigerung einhergeht. Gerade auch in den Schriften von Ellen Key z. B. findet man beständig diesen oberflächlichen Persönlichkeitsbegriff, d. h. sie verwechselt fortwährend Persönlichkeit und Individualität; sie sieht nicht, daß die tiefere Persönlichkeit des Menschen gerade erst durch den Kampf mit seiner sinnlichen Individualität und all deren Launen und Leidenschaften zum Leben gebracht wird. Es gilt hier das Wort Christi: ‚Das Weizenkorn blühet nicht, es sterbe denn zuvor.‘ Und gerade auch Goethe, auf den doch die Modernen als auf den großen Verkünder der Persönlichkeit schauen — gerade Goethe hat hier durchaus die tiefe Auffassung des ‚Stirb und Werde‘ vertreten und wohl gewußt, daß der höhere Mensch sich erst ausleben kann, wenn der sinnliche Mensch die vollkommene Bescheidenheit, die vollkommene Unterwerfung lernt. Ich würde darum in Besprechungen mit jungen Leuten niemals moralisch gegen das Ausleben polemisieren, sondern einfach fragen: Was wollt Ihr eigentlich ausleben? Den höheren Menschen der Seelengröße und der geistigen Kraft oder den Philister des sinnlichen Genusses? Was versteht Ihr denn eigentlich unter Eurer sogen. Lebenssteigerung? Kennt Ihr denn die wahre Gesundheitslehre der Lebenskraft, wißt Ihr, daß Beherrschung, Konzentration und Überwindung die wahre Hygiene der Lebenskraft ist? Wenn der Gärtner dem Rosenstock die grünen Triebe wegschneidet, die aus der Wurzel schießen, so tut er es wahrlich nicht, um die Rose zu töten, sondern gerade weil er die Kraft des Stockes sozusagen verdichten und konzentrieren will, damit die Rose hervorgebracht wird — genau dasselbe will eine ernsthafte Askese vom Menschen, sie beschneidet sein sinnliches Ausleben, damit die höhere Persönlichkeit, das Ergebnis aller Konzen-

tration und Sammlung, zur Blüte komme. Und denjenigen, die immer über das Abtöten witzeln und vom Erdrosseln der Triebe sprechen, ihnen würde ich sagen, daß gerade sie den Menschen abtöten, indem sie seinen Willen schwächen durch schlaffe Nachgiebigkeit an Leidenschaft und Begierde und daß gerade sie die Persönlichkeit erdrosseln, indem sie die Welt der äußeren Reize Macht gewinnen lassen über den inwendigen Menschen. Wir sehen ja doch gerade an der modernen Psychotherapie und Heilpädagogik, welche in der Erneuerung eines kräftigen Willenslebens, in der Anregung der geistigen Kraft gegenüber dem Leibe das Fundament aller nervösen und physischen Gesundheit sieht — daß das Gesetz aller Lebenssteigerung und aller wahren Gesundheit eben doch in der Übermacht des inwendigen Menschen liegt. Ich würde gerade diesen Gesichtspunkt von der hygienischen Bedeutung aller strengen Selbstzucht und von der Gesundheitsgefahr aller Niederlagen des Geistes auch geltend machen gegen jene moderne Behauptung, daß die sexuelle Enthaltsamkeit gesundheitsschädlich wirke — als ob ein Geschlechtsverkehr, der vom innersten Charakter gerichtet wird, jemals einen wirklichen Zuschuß an Gesundheit bringen könne. Und auf die wenigen Ärzte, die immer noch an jenen veralteten Befürchtungen festhalten, würde ich ein Wort des Philosophen Comte anwenden, der einmal gesagt hat, solche Ärzte, die bei ihrem Rat nur den tierischen Teil des Menschen im Auge hätten, die sollte man dann auch ‚Tierärzte' nennen.

Ich möchte noch hervorheben, daß mir diese Willensgymnastik für die Mädchenerziehung genau so wichtig erscheint wie für die Knabenerziehung, gerade weil es gilt, den Gefahren des einseitigen Gefühlslebens bei der Frau entgegenzuwirken. Ich möchte behaupten, daß die eigentliche Erziehung des Gefühlslebens vor allem von der Seite der Willenskultur aus zu erreichen ist: die Übung im Herrwerden über körperliche Zustände und äußere Reize verleiht auch die Herrschaft über das Gefühlsleben und gibt den Gefühlen Charakter, d. h. macht sie unabhängig von der Außenwelt, von Launen und Stimmungen und gibt ihnen Konzentration, Stärke und Dauer. Auch wird durch solche Willenskultur die Frau vor den Gefahren geschützt, die aus ihrer impulsiven und suggestiblen Anlage kommen.

Ich möchte im Anschluß an diese Gesichtspunkte einige Worte über die sexuelle Frage im Schulleben sagen. Für die Arbeit der Schule auf diesem Felde scheint mir die oben begründete sexuelle Propädeutik, wie vorbeugende Trainierung des Willenslebens weit geeigneter zu sein, als eine direkte sexuelle Aufklärung. Gegen eine vorbereitende Behandlung der Fortpflanzungsfrage im botanischen und zoologischen Unterricht ist gewiß nichts einzuwenden, es liegen in dieser Beziehung bereits so viel wertvolle Anregungen vor, daß ich mich dabei nicht aufzuhalten brauche. Wohl aber möchte ich mich ganz entschieden gegen eine direkte Aufklärung über die Einzelheiten der menschlichen Fortpflanzung vor einer ganzen Klasse aussprechen. Wer dafür eintritt, der übersieht, daß das Schamgefühl doch die größte bewahrende Kraft auf sexuellem Gebiete ist. Wolfram von Eschenbach nennt das Schamgefühl ‚das

feste Schloß um alle guten Sitten' und Fr. Th. Vischer sagt mit Recht: ‚Heimlichkeit ist nicht Heuchelei — ein Volk verkommt, wenn die Scham ausstirbt.' Wir modernen Intellektmenschen, die wir in alle Gründe des Lebens mit der Reflexion und der wissenschaftlichen Beleuchtung hineinleuchten, wir vergessen nur zu leicht, daß das Schamgefühl aus jenem tiefsten Gesundheitsinstinkt des Lebens stammt, das seine entscheidendsten Funktionen mit dem Schleier des Unbewußten zudecken will, eben weil für alles, was aus der dunklen schöpferischen Tiefe des Lebens kommt, die Reflexion etwas Störendes und Verwirrendes hat. Nietzsche hat einmal sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß in dem antiken Märchen von der Psyche, die Eros trotz des Verbotes mit dem Leuchter betrachtet, auch die tiefe Wahrheit ausgesprochen ist, daß die grelle Flamme der Reflexion in gewissen Bezirken unseres Lebens furchtbares Unheil anrichten kann. Die berechtigte Gegenbewegung gegen eine falsche Prüderie, also eine Prüderie, die selber schon aus ungesunder Reflexion und nicht aus tieferen Instinkten kommt — diese berechtigte Gegenbewegung ist heute leider wieder weit über das Ziel hinausgeschossen, sie übersieht, daß hinter der uralten Verschleierung des Geschlechtslebens weit gesündere Lebensinstinkte stehen, als hinter der modernen Schamlosigkeit, nämlich der Kampf des unbewußten Lebens gegen die Zudringlichkeit der Reflexion, sowie gegen die Überreizung der sexuellen Sphäre durch die Vorstellungswelt. Wenn sich einst die sexuelle Degeneration und Überreizung unseres Zeitalters noch weiter ausgewachsen haben wird, so wird man vielleicht allmählich begreifen, welche ungeheure Gefahr in der Anfüllung der Seele mit den sexuellen Vorgängen und Tatsachen liegt, welche ungeheure Gefahr sowohl für Eros wie für Psyche, und man wird dann jene Abwehrinstinkte des unbewußten Lebens, die wir als Schamgefühl bezeichnen, wieder besser begreifen und würdigen lernen. Man möge diese meine Ausführungen nicht dahin mißverstehen, als ob ich mich nun gegen die sexuelle Aufklärung überhaupt aussprechen wolle: Ich trete nur für denkbar größte Mäßigung und Zurückhaltung ein und bitte, die unschätzbare sexualpädagogische Bedeutung des Schamgefühls nicht übersehen zu wollen, und prinzipiell von jeder unnötigen Ausführlichkeit abzustehen. Und zwar schon deshalb, weil durch allzuviel Verweilen auf der materiellen Seite des Geschlechtslebens eben diesem Materiellen und Physiologischen allzuviel Ehre angetan und die allerwichtigste Aufklärung versäumt wird, die darin besteht, daß man die höheren Gedanken und Gefühle weckt, durch welche der Mensch das Physische des Geschlechtslebens zu adeln, beherrschen und bewachen sucht. Wir müssen es von diesem Gesichtspunkt aus als einen schweren Übelstand bezeichnen, daß heute eine ganze Reihe von Schriften schon in die Jugend dringen, die weite Kreise völlig unnötig mit allen möglichen widerwärtigen Perversitäten bekannt machen. Neuerdings ist sogar ein Buch zur Aufklärung für junge Mädchen erschienen, das so ziemlich den Gipfel aller pädagogischen Verirrung erreicht, indem es diesen jungen Mädchen bereits von Sadismus und Masochismus und Fetischismus zu erzählen für nötig hält. Das

ist doch gerade so, als wollte ich zur Aufklärung über die Pest Pestbazillen in die Familien schicken. Es kann demgegenüber wahrlich nicht genug betont werden, daß die echte Sexualpädagogik nicht darin besteht, jungen Leuten alle die materiellen Prozesse des sexuellen Gebietes bis ins einzelne aufzudrängen und sie von allen schmählichen Einfällen eines entarteten Geschlechtstriebes zu unterrichten, sondern ihnen vielmehr die erhabenen Einfälle des Menschengeistes nahezubringen, diese materiellen Dinge in einem heroischen Stil zu überwinden und dem Geiste unterzuordnen — nicht um den Eros zu erdrosseln, sondern um ihm von solcher Seelengröße aus auch eine höhere und reichere Liebeskraft einzuflößen. So wie Kingsley sagt: ‚Man muß ein edles Leben geführt haben, um edel zu lieben.‘

Ich möchte im Anschluß an diese Erörterungen vor allem auch vor einer zu frühen Aufklärung warnen, die gerade bei modernen Kindern zu sexueller Frühreife führen kann — ich würde den Gefahren der Aufklärung seitens der Gasse lieber durch eine sorgfältige Gesamterziehung als durch allzufrühe Belehrungen entgegenwirken.

Nach dieser Abschweifung über sexuelle Aufklärung kehre ich zu den Aufgaben der Schule zurück. Ich habe gesagt, daß der Lehrer hier durch indirekte Methode, durch Willensanregung weit Besseres wirken kann, als durch direkte Aufklärung. Alle Schularbeit, alle Schuldisziplin und aller Lehrstoff muß so viel wie irgend möglich auf die Kultur des Willens bezogen und von dort aus inspiriert werden. Ich habe in Jugendkursen schon mit zwölfjährigen Knaben und Mädchen über die Frage gesprochen: Welche Gelegenheiten zur Willensübung gibt es in der Schule? Die Kinder fanden eine Fülle von Gelegenheiten und interessierten sich außerordentlich für das Thema. Es war ihnen wie eine Entdeckung und Offenbarung, daß man die Schule auch zur Kraftbildung benutzen könne. Ich bin bei solchen Gelegenheiten immer ganz erstaunt, zu sehen, wie neu es den Schülern ist, auch unangenehme Schularbeiten einmal vom Standpunkte der Willensgymnastik zu betrachten. Daß man z. B. durch absolute Präzision, Reinlichkeit und Selbständigkeit einer Arbeit an Willenskraft und Festigkeit auf allen Gebieten zunimmt und durch Nachlässigkeit auch in anderer Beziehung kraftlos wird — das war ihnen eine durchaus überraschende Erkenntnis und brachte ihnen doch zahlreiche eigene Beobachtungen zum Bewußtsein. Es ist ganz außerordentlich bedauerlich, daß in unseren Schulen nicht viel mehr die Charakterbildung als vornehmstes Bildungsziel im Mittelpunkte des ganzen Schullebens steht. Wäre das der Fall, so könnte man nicht nur den Charakter durch weise moralpädagogische Behandlung und Benutzung des Schullebens bilden, sondern umgekehrt auch eine tiefere Inspiration für viele Schulforderungen bekommen, deren Erfüllung man heute durch eine rein äußerliche Disziplin ohne tiefere Seelsorge zu erreichen sucht. Ich möchte gerade auch vom sexualpädagogischen Gesichtspunkte beklagen, daß leider noch immer in unseren Schulen statt solcher Verbündung mit den tieferen Charakterkräften des Kindes vielfach eine höchst ehrenrührige

Disziplin herrscht, die mit Prügeln und groben Worten das Ehrgefühl der Jugend herunterbringt. Der beste Schutz gegen geheime Laster der Schuljugend ist aber gerade ein fein entwickeltes Ehrgefühl, so wie es z. B. auf den amerikanischen Schulen gepflegt wird. Der Titel von Schillers Abhandlung: ‚Der Verbrecher aus verlorener Ehre' hat eine sehr tiefe pädagogische Bedeutung — gerade in der Jugend ist das Ehrgefühl das Fundament aller moralischen Reinlichkeit, und ein Lehrer, der leichtfertig mit dem Ehrgefühl seiner Jugend umspringt, wird geradezu schuldig an ihrer moralischen Degeneration.

Der Mangel an planmäßiger Charakterbildung in unseren Schulen ist auch deshalb ein ganz unhaltbarer Zustand, weil im Schulleben selbst eine ganze Reihe von schweren Versuchungen liegen, die gewiß zur Stärkung des Charakters führen können, wenn sie seelsorgerisch behandelt werden, die aber sonst geradezu den ganzen Charakter untergraben. Da sind in erster Linie die Gefahren der kollektiven Ansteckung. Nietzsche sagt einmal: ‚Gemeinschaft macht gemein.' Das ist gewiß sehr derb gesagt, aber es ist ein richtiger Hinweis auf die außerordentlichen Gefahren, die dem Individuum durch die imponierende Suggestion der Masse drohen. Diese Gefahren sind im Schulleben ganz überwältigend groß. Knaben folgen einander wie Schafe zum Guten und Bösen. Diese sozialen Suggestionen aber sind gerade auf sexuellem Gebiete das Verhängnisvollste. Gerade hier hätte die eigentlichste Charakterbildung einzusetzen, die Pflege der individuellen Selbständigkeit gegenüber der Masse, die Befestigung des persönlichen Gewissens, und andererseits die Herausbildung einer ernsthaften öffentlichen Meinung, die das Individuum erzieht, statt es zu verderben. Hier kann ein Lehrer durch ein paar gute Worte oft die segensreichsten Anregungen ausstreuen und die öffentliche Meinung der Klasse zur Mitarbeit gerade in bezug auf sexuelle Sitten bringen. Leider aber herrscht hier ein großes laisser faire und dieses laisser faire beginnt sich nun tragisch zu rächen durch den epidemischen Charakter, den die sexuelle Verwilderung in vielen Schulen annimmt. Jede ernsthafte Charakterbildung ist schon in sich selbst sexualpädagogisch. Stände die ethische Einwirkung mehr im Mittelpunkte der Schule, so brauchte man in den kritischen Jahren nur einen kurzen Hinweis auf den neuen Feind, nur einen Appell an längst gepflegte ethische Interessen und die Sache wäre erledigt. Unsere modernen Sexualpädagogen täuschen sich schwer, wenn sie meinen, man könne in die moderne Wissensschule mit ihren spärlichen und oberflächlichen moralischen Anregungen plötzlich ganz isoliert eine breite Information über ein sehr reizbares Gebiet der menschlichen Natur stellen und dessen Gefahren dann durch Appell an eine gänzlich ungeübte Willenskraft, ein ganz unentwickeltes Verantwortlichkeitsgefühl und ein vielfach schwerbeschädigtes Ehrgefühl bekämpfen!

Ich habe im Vorangehenden hauptsächlich auf die Bedeutung der Willenspädagogik für die sexuelle Bewahrung der Jugend hingewiesen. Ich möchte noch ganz kurz auf einige andere natürliche Kräfte und Interessen auf-

merksam machen, die pädagogisch ebenfalls sehr wichtig sind. Vor allem die Erziehung zur Ritterlichkeit. Es ist merkwürdig, daß in aller gesunder Jugend der erwachende sexuelle Trieb durchaus nicht nach sofortiger Befriedigung verlangt, sondern zunächst lebhafte Gefühle ritterlicher Hingebung erweckt, ja man darf sagen, daß der jugendliche Trieb zunächst sich viel weniger auf das Weibliche als auf das Ewigweibliche richtet. Diese Tatsache muß sich die Sexualpädagogik vor allem zu nutze machen, um jene höheren Gefühle, welche durch die Pubertät ausgelöst und gesteigert werden, als Gegenmittel gegen jede rohe Entartung des Trieblebens zu verwerten. Gerade hier kommt es oft nur auf ein gutes Wort an, das die in jungen Leuten bereit liegende Ritterlichkeit aufweckt und ihre Konsequenzen entwickelt. Man knüpfe solche Besprechungen an das Thema an: ‚Was ist vollkommene Ritterlichkeit?' — gerade um das Verlangen der Jugend nach heroischer Ganzheit und Konsequenz zu benutzen. Man zeige, daß die echte Ritterlichkeit gerade darin hervortritt, daß man das Weib auch gegen seine eigene Gefallsucht und seinen Leichtsinn schützt, statt ihn auszubeuten. Freilich müssen solche ritterliche Empfindungen auch wiederum vorbereitet werden dadurch, daß in der ganzen Erziehung nicht bloß die Mädchen, sondern gerade auch die Knaben zu konkreter dienender Fürsorge angeleitet werden und den Mädchen gegenüber auch äußerlich zu ritterlicher Hilfe angehalten werden. Im kritischen Alter muß dann die symbolische Bedeutung all dieser Gewohnheiten dargelegt werden; was sie für die geistige Haltung des Mannes sagen wollen, muß in allen Konsequenzen entwickelt werden.

Was überhaupt solche äußeren Gewohnheiten betrifft, so sei hier auch auf die nicht geringe Bedeutung der äußeren Reinlichkeit für die sexuelle Bewahrung hingewiesen. Alle alten Religionen haben diese innerlich anregende Bedeutung der äußeren Waschungen erkannt und pädagogisch verwertet. In Björnsons Erziehungsroman ‚Das Haus Curt' ist eine Mutter geschildert, die ihren erblich mit sehr gewaltsamen Trieben belasteten Sohn durch eine ganz besonders sorgfältige Erziehung zu retten sucht. Unter ihren Erziehungsmitteln steht eine fast raffinierte Reinhaltung des Körpers beinahe im Vordergrunde. Das ist sicher sehr richtig beobachtet. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die Gefahr einer eitlen und selbstsüchtigen Körperkultur dabei sehr sorgfältig vermieden werden muß — es gibt eben ein Wasser der Taufe und ein Wasser der Eitelkeit, ein Wasser des Lebens und ein Wasser des Todes.

Endlich sei in diesem Zusammenhang noch ein sehr wertvoller Vorschlag von Pestalozzi erwähnt, der für Knaben und Mädchen gleichermaßen wichtig ist. Pestalozzi ist mit Recht der Ansicht, daß alle Selbstbeherrschung, alle Scham und alle Besonnenheit darin besteht, daß wir nichts ohne lebendige Gegenwart unseres Gewissens tun oder reden. Solche Allgegenwart unserer besten Überzeugungen aber sei auch etwas, das durchaus geübt werden müßte. Das beste Mittel dazu aber sei die Handfertigkeitsarbeit und besonders die häusliche Arbeit; hier könne man den Geist anlernen, bei allem Tun bis in die Fingerspitzen wachsam gegenwärtig zu sein, alles zu kontrollieren und zu

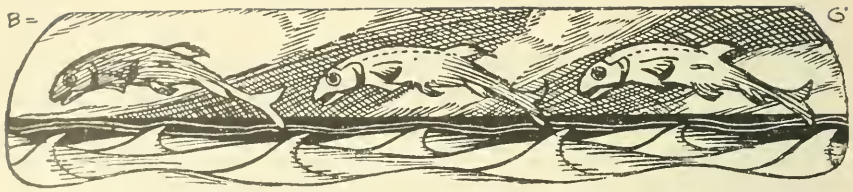
beseelen und nichts Unüberlegtes geschehen zu lassen. Dies ist zweifellos ein außerordentlich wichtiger Gedanke. Es ist ja durchaus kein Zufall, wenn mit der so ausschließlich intellektuellen Kultur gerade unserer männlichen Jugend so viel ethische Verwahrlosung Hand in Hand geht: Die Gefahr aller bloß geistigen Kultur besteht ja gerade darin, daß der Geist im Abstrakten lebt, aber nicht angelernt wird, den Körper zu kontrollieren und zu durchdringen. Es ist für mich zweifellos, daß es gerade für die sexuelle Erziehung unserer Knaben eine außerordentliche Wohltat wäre, wenn der Handfertigkeitsunterricht obligatorisch würde, und wenn vor allem auch die häusliche Erziehung darauf ausginge, die Knaben zu exakter, sorgfältiger Verrichtung häuslicher Arbeit anzuhalten. Der dänische Pädagoge Palmgren, der so große Verdienste um die Verbreitung des Handfertigkeitsunterrichts hat, behauptet geradezu, daß die höhere ethische Bildung der Frauen zum großen Teil daher komme, daß ihr Geist durch die Hausarbeit mehr daran gewöhnt sei, das konkrete Tun zu beseelen und zu bewachen, während beim Manne alles ins Abstrakte gehe. Hören sie zum Schluß dieser Anregung die Worte, mit denen Pestalozzi in seinem Buch Lienhard und Gertrud die Sexualpädagogik seines Reformers Arner beschreibt: ‚Arner gründete seine Gesetzgebung gegen die Verwirrungen des Geschlechtstriebes vom Liebäugeln hinauf bis zum Kindermord darauf, daß er der Gewaltsamkeit dieses Triebes durch Übung in Bedächtigkeit und Ordnung entgegen arbeitete, ehe er da war. Kam der Geschlechtstrieb dann, so fand er das Haus bürgerlich gewischt und geziert und der Herr des Hauses hatte Kräfte, den bösen Geist an die reinliche Ordnung, die einmal in seinem Hause herrschte, zu gewöhnen und ihn allfällig, wenn er poltern wollte, an die Kette zu legen.‘

Hier ist auch der Grundgedanke der indirekten Sexualpädagogik ausgesprochen, den ich allen meinen Ausführungen zugrunde gelegt habe, der Gedanke, daß die Hauptsache eben die vorbeugende Übung in der geistigen Herrschaft des Menschen über all sein Tun sei. Der Geschlechtstrieb muß eine Hausordnung vorfinden, in die er sich ohne weiteres einfügt — statt daß man aus dem Hauswesen jede charaktervolle Zucht verbannt und dann meint, durch ein wenig sexuelle Aufklärung die entfesselten Dämonen zur Vernunft bringen zu können.

Zum Abschluß meiner Ausführungen kann ich nicht unterlassen, es als meine tiefste pädagogische Überzeugung auszusprechen, daß alle die hier gegebenen Anregungen nur dann von nachhaltiger Wirkung sind, wenn sie durch eine religiöse Grundanschauung inspiriert und ergänzt werden. All unserm Ringen fehlte ein tiefer Sinn, ja selbst die höchste Willenskultur käme in Gefahr, zu einem bloßen Kraftsport auszuarten, wenn sie nicht eingeordnet würde in jene große geistige Lebensanschauung, die von aller tieferen Religion und Philosophie vertreten wird, die Anschauung nämlich, daß diese Sinnenwelt und dieses irdische Leben nicht die ganze Wirklichkeit, sondern nur die Vorstufe und Vorbereitung zu einer höheren geistigen Welt sei. Ferner habe ich schon im Ver-

laufe meiner Darlegungen betont, daß wir das Geistige im Menschen nur dann zu tatkräftiger Auferstehung bringen können gegenüber der gewaltigen Suggestion der sinnlichen Antriebe, wenn dieses Geistige dem bloßen Natürlichen in strahlender Reinheit und Vollendung gegenübergestellt wird. Gewiß liegen im Menschen auch eine ganze Reihe natürlicher Antriebe: Wir spüren ja das bessere Selbst in uns, das Herr werden will über die Materie — aber wir wissen auch ebenso klar, wenn wir uns nicht selbst belügen, daß dieses bessere Selbst noch so zaghaft und so unsicher ist und so durchsetzt von minderwertigen Regungen, daß es erst durch übermenschliche Ideale befruchtet, gereinigt und zum vollen Glauben an sich selbst erweckt werden muß. Und ferner: Die niedere Leidenschaft stellt uns ihre Objekte in ungeheurer Anschaulichkeit vor Augen — dieser Anschaulichkeit ist das Höhere nur gewachsen, wenn es nicht bloß in abstrakter Lehre endet, sondern nur wenn es das Niedere an Anschaulichkeit und Lebensfülle, an Feuer und Willenskraft weit übertrifft. Gerade von diesem pädagogischen Standpunkte aus ist das Christentum von ganz unvergleichlicher und unerreichbarer Kraft. Es ist darum kein Zufall, daß es von jeher gerade auf leidenschaftliche Naturen eine so mächtige Anziehungskraft ausgeübt hat. Ich möchte sagen: Dämonen können nur durch Götter besiegt werden. Gerade Nietzsche hat in allem tragischem Irrtum doch das eine richtig geahnt und erfaßt: Daß das Untermenschliche nur durch das Übermenschliche, die Hölle nur durch den Himmel überwunden werden könne. Daher sein Protest gegen die bloße Moral, die das niedere Leben unterbindet, ohne das höhere Leben in leuchtender Wirklichkeit zu zeigen. Man kann aber in Wahrheit das Ausleben nach unten nur durch das Ausleben nach oben überwinden. In diesem Sinne ist die Religion die größte sexualpädagogische Kraft aller Zeiten.

Wir Modernen sind heute vielfach zu einseitig damit beschäftigt, die sexuelle Frage von unten, von der Materie aus zu lösen — die Religion löst sie von oben, sie geht von der geistigen Heilbehandlung aus, sie gibt keine materielle Aufklärung, sondern sie weist mit majestätischer Gebärde nach oben und sie erregt durch ihre erlösten Gestalten die tiefverborgene Sehnsucht des Menschen nach vollkommener Freiheit, das unstillbare Heimweh der Seele nach ihren ewigen Lebensquellen.



Das Wrack.

Von

Per Hallström.

Draußen auf den Inseln sprach man noch hie und da von dem Vorfall, der sich vor ungefähr einem Mannesalter dort zugetragen haben sollte. Die Stelle war nicht zu verfehlen, und kam man ihr zufällig mit den Fischern nahe, die die Strömlingsnetze auswarfen, dann konnte man ein paar Worte hören, die die Phantasie in Bewegung setzten.

‚Weiter hinauf,‘ erklang es bedächtig warnend, wenn man den Ankerplatz für das Schleppnetz nahe dem Strande suchte, ‚weiter hinauf! Sonst kann die Strömung es hintreiben.‘

‚Was ist „es“ denn?‘ fragte man, durch den bedeutungsvollen Tonfall aufmerksam gemacht.

‚Das Wrack,‘ war die Antwort, als ob es nur ein solches auf der Welt gebe.

Können sich die Gewichte darin verfangen?

Nein, nicht deshalb; dort ist es tief genug. Aber es fragt sich, wie es an einem solchen Ort mit dem Fischerglück sein könnte. Und während man von dem Fischerglück sprach, strich der Blick mißtrauisch über den Fremdling hin, dessen Verhältnis zu den unerforschten und unberechenbaren Mächten, die das Glück oder Unglück menschlicher Unternehmungen bestimmen, zweifelhaft war, freilich mancherlei versprechen konnte, aber auch unnötigen Gefahren aussetzte.

So lange das Auswerfen der Netze dauerte, war es ganz vergeblich, weiteren Bescheid zu bekommen, und Schwergewichte und Pflöcke plumpsten mit Lauten herein, die gleichsam Punkt um Punkt hinter alle Verschwiegenheit setzten.

Erst als alles fertig dalag und in der sonst kaum merklichen spiegelnden Abendbrandung auf- und niederhüpfte, konnte die Rede von einer ziemlich unwilligen Erfüllung des Wunsches sein, das verunglückte Fahrzeug anzuschauen, wenn noch etwas davon zu sehen war.

Viel war es nicht. Es war dort so tief, daß kaum der Vordermast einmal die Oberfläche erreicht haben konnte, und dieser sowohl wie der andere waren jetzt verschwunden, geborgen oder in irgend einem Frühling von dem Eisstoß fortgerissen. Erst wenn man dicht am Wassersaum lange mit der hohlen Hand als Feldstecher hinabgestarrt hatte, konnte man die ganze Reling des geneigten Rumpfes verfolgen. Man sah die abgerissenen Strickleitern, die sich wie Aale über das Verdeck schlängelten, die Schiffswinden mit den müßigen Kurbeln, bereit, vornüber zu rollen wie irgend ein phantastisches Tier, und das Steuer noch so weit zur Seite gedreht, wie in dem letzten verzweifelten Griff, um der Gefahr zu entgehen. Alles war dunkel, schattenhaft, beinahe unkörperlich. Man sah auch die Öffnung der Kajütentür, schwarz wie eine Grube und wie in eine ungeheure Kluft hinab führend. Es war unheimlich trotz seiner nüchternen Nacktheit, wie alles, was einst Menschen angehört hat und dem Griff des Lebens entglitten ist. Kein Seegras und kein Tang hatte hier Wurzel gefaßt, vermutlich der Tiefe wegen. Aber es konnte auch aussehen, als hätte irgend ein Fluch alles Wachstum ferne gehalten. Ein Brachsen-Laich in dichter Schar fuhr durch die Unruhe des Bootschattens auf, und es funkelte metallisch von den breiten Seiten, als er sich um denselben Punkt drehte und verschwand. Es war, als wären hundert Lanzenspitzen durch den Widerschein eines unbekannten gespenstischen Lichtes abgebrochen.

Man konnte unmöglich begreifen, wie ein Fahrzeug hier hatte sinken können, in solcher Tiefe und so nahe vom Lande.

Es war mitten in der Nacht gewesen, erklärte man. Eine Galeasse war es, unbekannt mit dem Ort, und sie war mit großer Geschwindigkeit herangekommen, bei starkem Sturm. Sie war an eine scharfe Klippe gestoßen, zurückgeprallt und gesunken, in die Tiefe geglitten. Wer konnte wissen, wie es zugegangen war? Da lag sie nun.

Also niemand von der Besatzung gerettet?

Nein. Niemand war mit dem Leben davongekommen. Nicht genug damit. Es kam noch Unglück nach.

Ein gutes Stück auf dem Heimweg konnte man mehr hören, die ganze Überlieferung, wie sie entstanden war.

Überlieferungen sind im Munde des Volkes nicht wortreich, sie erhalten sich gleichsam gegen seinen Willen. Man spricht nicht gerne von sich selbst und noch weniger von den Naturmächten, von denen man nicht viel mehr weiß, als daß ihre Art launenvoll und reizbar ist, ihr Wille stumm und geheimnisvoll. Zur Zeit als sie noch mystische, persönlich lebende Wesen waren, nannte man sie nur mit Umschreibungen, denn Namen haben magische Kraft. Obgleich diese Vorstellung jetzt so ziemlich verschwunden ist, ist doch

noch etwas von der Scheu geblieben. Das übrige tut die trockene Art des Volkes. Es ist nicht viel über das Leben zu sagen, das man in seiner ganzen nüchternen Art kennen gelernt hat. Alles geht ganz einfach so und so zu, weil es nicht anders kann. Interessant ist es nicht, und man bedankt sich selbst schönstens, das zu sein. Hat man etwas lebhaft gedacht und gefühlt, so schweigt man darüber. So bewahrt die Überlieferung meistens nur das feste tote Skelett des Geschehnisses in wenigen und ungelenken Worten, und der fremde Zuhörer fragt vergeblich: ‚War es nicht mehr?' Es war mehr. Das Skelett ist Teil des lebendigen Lebens gewesen, das man nun erraten muß.

Dazu war Zeit genug zwischen den bedächtigen Worten, die die taktmäßigen Bewegungen der Ruder ausdehnten und abbrachen. Bald war es zu Ende, und die Furche des Bootes glättete sich auf dem bleichgrünen und ziegelroten Spiegel der Bucht, in dem wunderlichen Licht der Sommernacht. Das ist scharf und traumhaft, weich und kalt, berückend, aber in irgend einer Weise feindlich.

Ungefähr so mag es zugegangen sein.

Der Schiffbruch ereignete sich in einem Spätherbst, als es heftig und lange gestürmt hatte. Der Mann, der den kleinen Leuchtturm auf der Schäre zu versehen hatte, hatte nicht hinausrudern und nachsehen können, ob die Lampe wirklich brannte, wie er es sonst gewöhnlich wenigstens ab und zu zwischen den Zeiten tat, wo Öl nachgefüllt wurde. Er war sehr gewissenhaft, und der Gedanke, daß die Flamme erloschen sein könnte, beunruhigte ihn nun beständig, obgleich er kaum wußte, wie das zugegangen sein sollte. Als er den Platz zuletzt verlassen hatte, hatte er eine Schwenkung nach außen zu gemacht, und in der grünen Dämmerung die beiden Lichter gedankenvoll aufblinken und sich schließen sehen wie Augen und mit einer Art von Ewigkeit wie die der Sterne. So sollte es sein, und er hatte dieselbe Freude wie immer daran sie zu sehen, aber das Wasser rings um das Spiegelbild war eisig und dunkel, und die Unruhe stellte sich gleich ein. Wie die Tage vergingen, wurde er rastloser, und jedesmal, wenn er seine Pfeife anzündete, verweilte sein Gedanke bei dem kleinen Flämmchen, und das Zündholz brannte bis auf den Finger hinab, ehe er sich besann, es auszublasen. Am Tage vor dem Geschehnis hatte er in der Hütte, die am besten dazu lag, gebeten, mit ihm dorthin zu rudern. Da wohnten vier Brüder, aber an einen von ihnen konnte man sich gar nicht wenden, denn der war krank. Er war vor ein paar Jahren in Seenot geraten, und freilich mit dem Leben davongekommen, aber er hatte Tage und Nächte lang verhungert und mit eisbedeckten Kleidern auf einer Schäre liegen müssen. Es war ihm so schlimm ergangen, daß er niemals wieder warm werden

konnte, obgleich dann das Fieber kam. Er war ganz verkrüppelt, von Schmerz verkrümmt und so gut wie lahm, und hustete Leber und Lunge heraus, wie man mit einem Bilde sagte, das den Fischen entlehnt ist, die den Angelhaken verschluckt haben, so daß das ganze Eingeweide damit herausgerissen wird. Das Schlimmste war, daß das Unglück sein ganzes Wesen verändert hatte, so daß er bitter und schlecht und neidisch auf alle geworden war, die es besser hatten als er. Er lag Tag und Nacht auf seinem Sopha, drehte dem Licht den Rücken zu, aber wollte bei allem zu Rate gezogen werden und war eine Last für sich selbst und für andere.

Die anderen waren so gute Leute, als es nur in der Gegend gab, und der Leuchtturmwächter erwartete mit Sicherheit, bei ihnen Hilfe zu finden, obgleich die Fahrt nicht ohne Gefahr war. Der Sturm riß ihm die Türklinke aus der Hand, als er kam, und nahm mit jedem Augenblick zu, das Meer lag schwarz und grün hinter dem Strandeis, und der Himmel war nur unruhiges Treiben. Er hätte sogleich das erlangt, was er erwartete, wenn nicht der Kranke auf das Vorhaben aufmerksam geworden wäre.

Nun drehte er sein mageres, in die Länge gezogenes, bläuliches und blutbesprengtes Gesicht, das Gesicht eines geschundenen Pferdes, in das Zimmer hinein. Er war wütend über die umständlichen Reden und den Eifer des alten Mannes.

‚Wovor hast du Angst?‘ fragte er.

‚Die Lampe könnte ausgehen, und dann . . .‘

‚Möchte sie doch. Und dann? Na, und was dann?‘

‚Es könnte ein Unglück geschehen, wenn ein Fahrzeug käme.‘

‚Unglück geschieht immer. Du hast ganz ruhig geschlafen, als ich auf der Schäre lag. Alle andern auch. Ich hatte es nicht so gut. Sollen es diese Kerle nur gerade so haben! Im Wasser bleiben ist noch nicht das Ärgste.‘

Solche Gedanken konnten sie, die gesund waren, nicht verstehen, und sie machten sich bereit, das Haus zu verlassen. Da wurde dies für den Gequälten ein Sieg, der zu erkämpfen war, und er bekam förmlich ein bißchen Lust am Leben.

‚Der Sturm wird heute Nacht vorüber sein,‘ sagte er ruhig, ‚das hört man an den Stößen. Er übernimmt sich jetzt. Ich fühle das ganz sicher in meinem Körper. Wartet nur ein bischen bei mir, dann werdet Ihr schon sehen!‘

Und da seine mißhandelten Glieder wirklich die Fähigkeit gezeigt hatten, den Wetterumschlag zu ahnen, hörten die Brüder auf seine Worte. Man brauchte sich ja nicht überflüssigerweise zu plagen. Man vereinbarte einen Aufschub, und unterdessen kamen die Flasche und die Karten auf den Tisch, und die Aufmerksamkeit für die Laute dort draußen wurde weniger

scharf. Niemand achtete genau auf die Zeit. Nur der Kranke hob ab und zu den Kopf und weidete sich an seiner List und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben an dem Unwesen des Sturms. Der wuchs beständig und wurde ganz schrankenlos, er pfiff und jubelte in Vernichtungssucht.

‚Es kommt so, wie ich prophezeit habe,‘ sagte er von Zeit zu Zeit. ‚Jetzt fällt er bald platt auf den Boden, jetzt taugt er zu nichts mehr. Jetzt kann er keiner Fliege etwas zu leide tun.‘

Die Gedanken der anderen waren getrübt, und sie lächelten nur zu seinem ungewohnten und wunderlichen Lächeln und schoben es auf Rechnung des Trinkgelages. Sie fanden es schön, dazusitzen, wo sie saßen. Ehe sie sich's noch recht versahen, war es dämmerig.

Da funkelte es in dem dunklen, hoffnungslosen Blick des Krüppels auf.

‚Es wird am besten sein, Licht anzuzünden,‘ sagte er boshaft, triumphierend. ‚Das im Leuchtturm wird wohl jetzt ausgegangen sein. Und ein bißchen fängt es wieder an zu blasen.‘

Er ahmte es mit einer kindlichen, aber unheimlichen Verdrehung der Lippen nach, die von der Krankheit gesprungen und wund waren — hoo, hoo, so klang es! Und als er des Hustens wegen abbrechen mußte, hörten sie dieselbe Stimme, groß und wild, von aller Dunkelheit und Einsamkeit über das Hüttendach heulen — hoo, hoo!

Nun begriff man, daß man sich hatte prellen lassen und lachte herzlich wie über einen gelungenen und nicht schlecht gemeinten Spaß. Es war zu spät, um etwas zu tun, und das Ganze war übrigens wahrscheinlich nur falscher Feuerlärm. Man trank und spielte noch ein Weilchen, bis man schläfrig wurde. Nur der Leuchtturmwächter konnte seine Unruhe nicht vergessen, aber tröstete sich damit, daß, wenn sie sich auch als begründet erwies, ihm doch keine Pflichtversäumnis zur Last lag.

Am nächsten Tage wurde das Wrack vom Lande aus entdeckt. Ein paar Tote wurden gefunden und einige Waren, an denen das Fahrzeug erkannt wurde. Die Untersuchung ergab, daß das Leuchtturmfeuer erloschen war. An Öl fehlte es nicht, aber etwas an der Maschinerie war in Unordnung geraten. Der Kapitän und ein Mann fehlte, aber man hatte nicht lange Zeit, nach ihnen zu suchen, denn bald kam das Wintereis. Damit breitete sich Vergessenheit über das Ganze.

Einer der vier Brüder fand es zuerst recht schwer, sich dieser Ruhe hinzugeben. Er war der jüngste und wohl am weichsten veranlagt; dazu war er nicht draußen in der Welt gewesen wie die anderen und hatte nicht gelernt, daß man seine Verantwortung nicht allzu gewissenhaft nehmen darf. Er machte sich die unterbliebene Rettung zum Vorwurf und war eine Zeitlang schwermütig und reizbar. Aber über das Ereignis sprechen durfte er

nicht, denn jede Andeutung trug ihm den Hohn und die Schimpfworte des kranken Bruders ein. Bei diesem entwickelte sich ein förmlicher Haß gegen die unbekannten Toten, denen er die dümmste und verbrecherischste Fahrlässigkeit in Bezug auf die Lenkung des Schiffes andichtete. Dieser Zwang machte den Eindruck für den jüngeren Bruder wohl etwas nachhaltiger, aber eine tiefe Wunde ließ er doch kaum zurück, und vor Weihnachten war er wieder der Alte. Er war ein starker, mutiger und fröhlicher junger Mann und hieß Magnus.

Gegen Frühling, als das Eis aufging, begann man wieder von dem Wrack zu sprechen. Ungewiß, auf welcher Grundlage, ging das Gerücht um, daß dort unten Geld liegen sollte. Und recht bald hatte es feste Form angenommen, und die Summe wurde auf den Reichstaler angegeben. Die Jungen, die früher, ohne sich weitere Gedanken zu machen, gesehen hatten, wie das Rad des Masttops einen Stern in das klare Eisdach gestoßen hatte, sahen ihn nun in den Wellen auf- und niederwogen und mit allerlei Verheißungen winken. Sie saßen lange Stunden mit der Fangleine da und starrten hinunter, sie glaubten allen möglichen Reichtum zu sehen und fischten darnach mit Dräggankern, die meistens im Takelwerk hängen blieben. Das war alles, was erreicht wurde, denn das Wasser war zu tief. Die Erwachsenen wurden von Bergungsversuchen ebenso sehr durch die Einsicht ihrer Zwecklosigkeit abgehalten, wie durch die Ehrlichkeit, da ja das Geld, wenn es da war, auch einen Besitzer hatte.

Aber der Krüppel auf seinem Sopha war von diesem Gedanken wie besessen. Er drehte ihn beständig hin und her, ebenso rastlos wie seine Glieder sich vor Schmerzen krümmten; sein Blick erstarrte und verhärtete sich um einen bestimmten Punkt. Wie er zu sprechen wußte, riß er die Brüder mit, und der Plan wurde entworfen. Magnus, der ein ausgezeichneter Schwimmer war, sollte nach dem Schatze tauchen; das ganze Unternehmen sollte mit großer Heimlichkeit in Gang gesetzt werden. Selbst mußte er mit dabei sein, um es zu leiten, obgleich er sonst seit seiner Erkrankung nicht vor die Tür gekommen war. Eines Morgens, sehr früh, schritt man ans Werk.

Das große Boot wurde in Ordnung gebracht, mit Polstern auf der rückwärtigen Ruderbank, und der Kranke wurde in einer Decke hinuntergetragen und dort gebettet. Die Luft war scharf, und er zerhustete sich beinahe ganz und gar, während er sich wie ein Aal im Netz krümmte; sein Gesicht wurde blauschwarz wie das eines Ertrunkenen, und es war kaum noch Leben in ihm, als man ihn niederlegte. Er sah unheimlich aus, wie er da in der Sonne lag, schmutzig auf seinem schmutzigen Lager und nach Atem schnappte. Die Finger tasteten herum, klauenähnlich, vom Krampf verkrümmt, der Husten gab einen noch dumpferen Laut als der Schlag des

Wassers gegen den Bootsrumpf, die geschwollenen und eiternden Augenlider schmerzten vom Licht. Aber sein besessener Wille besiegte alles, er scherzte und lachte, trotz der neuen Anfälle, die das mit sich brachte; und als sie zur Stelle waren, streckte sich sein Kopf über den Bootsrand hinaus, vorsichtig suchend wie ein Wurm, der aus der Erde kriecht.

Man mußte ihn auf eine kahle Klippe tragen, so daß er den Überblick hatte, da lag er, während die Sonnenwärme zunahm, und vergaß die Schmerzen über dem Wohlbehagen und dem Eifer. Das Boot wurde von den zweien in gerade Linie über dem Wrack gehalten, Magnus entkleidete sich, bekam einen Strick um den Leib und einen Stein in die Arme als Schwergewicht und sprang kopfüber hinein.

Er sollte zuerst nachsehen, wie die Sache stand, und ausprobieren, wie lange er unter der Oberfläche bleiben konnte. Der Krüppel sollte die Zeit mit seiner großen Seemannsuhr markieren, so daß man wußte, wann es bei den späteren, ernstlichen Versuchen notwendig war, ihn hinaufzuziehen, wenn er zu lange fortblieb.

Es dauerte eine ansehnliche Zeit. Die im Boot standen und seinen weißen Körper verschwinden sahen, tasteten ängstlich nach dem Strick, dem Krüppel kam es vor, daß die Uhr stand, so träge wurde der Gang des Sekundenzeigers. Er mußte sie ans Ohr legen, und seinen Husten ersticken, um zu lauschen. Plötzlich tauchte Magnus' Kopf auf, wo sie ihn am wenigsten erwartet hatten, lächelnd, rot und blank, mit keuchendem Atem. Als er sprechen konnte, rief er froh und geräuschvoll wie Badende gewöhnlich:

‚Es sieht rein und sauber aus, das Verdeck ist leer. Wirklich drollig sieht es aus, und ganz scharf kann man sehen. Es ist, als ob alles größer wäre. Vorne liegt Takelwerk, ein paar Strickleitern sind gerissen. Es liegt etwas darunter, ich weiß nicht was.‘

Der Blick des Krüppels leuchtete gierig, und die Uhr in der Hand klirrte gegen die Kette.

‚Du hättest nachsehen sollen, es kann ein Koffer sein. Du müßtest den Strick so haben, daß du gleich eine Schlinge machen kannst.‘ Und er wollte kaum warten, bis der Bruder wieder hinunter konnte.

Aber Magnus stand gutmütig und still im Boote und schnaufte sich aus. Als er fertig war, steckte er den Arm durch eine Schlinge des Strickes, nahm einen neuen Stein und tauchte.

Es war nun eine Fröhlichkeit in dem Ganzen, die alle ansteckte. Das Meer lag licht und blau da, und die niedlichsten kleinen Wellchen tanzten und schlugen an den Felsstrand. Kleine Wolkenzipfel spiegelten sich undeutlich in der gekräuselten Fläche, und es war, als müßte dort unter ihnen ein ebensolcher leichter und lichter Raum sein. Ja, die Inselchen am

Max Liebermann pinx.

Frau mit den Ziegen.

Horizont waren kaum von festerem Stoff, sie schwebten in einem Glanz von bläulichem Silber. Selbst der Krüppel dort oben mußte merken, wie fröhlich alles war. Ein unklarer Gedankenansatz flog ihm durch den Kopf, wie anders doch alles sich ausgenommen hatte, als er zuletzt da war und es nach seinem Leben brüllte, blind, schwarzgrün und eisig. Aber seine Aufmerksamkeit war auf die Uhr gerichtet. Es dauerte lange. Die Zeit war abgelaufen. Vielleicht war Magnus dort unten noch mit dem Koffer und der Schlinge beschäftigt. Besser, noch eine Sekunde zuzugeben! Jetzt war sie aus. Den Strick anziehen!

Die Brüder taten es, und es war für einen Augenblick wie ein Kampf zwischen ihnen und der Tiefe; es riß und zog an dem Seil. Magnus tauchte auf. Er war angegriffener als das vorige Mal und strebte eifrig dem Bootsrand zu, um sich anzuhängen. Es brauchte Zeit, bis er reden konnte, und es kostete ein wenig Anstrengung, einen munteren und unerschrockenen Ton anzuschlagen.

‚Ihr hättet mir bald etwas Schönes angestellt,‘ sagte er, ‚der Strick lag unter einem der Knoten des Takelwerks. Es war mir ohnehin schwer, ihn loszumachen, und dann zogt ihr noch dazu.‘

Der Krüppel interessierte sich nicht dafür.

‚Jetzt bist du ja oben,‘ rief er. ‚Aber warum hast du nichts mitgebracht? Den Koffer . . .‘

‚Es war kein Koffer da.‘

‚Warum hast du es denn gesagt? Was war da?‘

Magnus kletterte in das Boot und stand da und zitterte ein wenig in seiner Nacktheit. Er hielt die Hände vom Körper ab und sah sie an, mit einer Art von Ekel und gleichsam mißtrauisch.

‚Es war ein Leichnam,‘ antwortete er düster. ‚Er war in die Stricke verwickelt und lag da und streckte sich ganz verzerrt. Angerührt habe ich ihn nicht, nein ganz bestimmt nicht. Aber gerade darüber bin ich gekommen, mit dem Gesicht ganz nahe zu seinem, und da auf einmal sah ich ihn.

Er sah ihn noch vor sich, grinsend, widerwärtig und verzweifelt jämmerlich, mit geschwollenem, aufgedunsenem, fahlem Fleisch und großen, gelben Zähnen. Er zitterte immer stärker. Dann spie er aus und schlug einen falsch ausgelassenen, kecken Ton an.

‚Na, schöner kann man es schon haben. Ich habe keine rechte Lust auf mehr. Wieviele wollt ihr denn noch eigentlich? Es friert mich auch, ich habe noch nie ein solches Wasser gespürt. Soll ich noch einmal hinunter, dann muß ich einen Schnaps haben.‘

‚Das kannst du schon.‘

Und sie tranken jeder einen Schluck.

Aber Magnus war noch unschlüssig. Sein Gesicht war blutrot vom Druck, die Augen traten mit streifigen Augäpfeln heraus, und rings um sie war alles verschwollen wie nach einer durchschwärmten Nacht. Er sah viel älter aus als zuvor.

‚Was soll ich denn dort unten?‘ sagte er. ‚Laßt es gut sein!‘

Der Krüppel wurde wütend über diese Schwierigkeiten.

‚Du wirst dich wohl nicht vor Leichen fürchten,‘ pfauchte er. ‚Was können die dir tun? Weniger als ich.‘ Und er verfluchte sein Schicksal, hilflos daliegen zu müssen, während man ihn zum Besten hatte. Das verfing und Magnus verlangte jetzt nur guten Rat.

‚Du mußt in der Kajüte nachsehen, das kannst du doch?‘

‚Das könnte ich schon, wenn die Tür nicht verschlossen ist. Es sah so aus. Vielleicht ist sie ins Schloß gefallen.‘

‚Dann schlägst du sie mit dem Stein ein, bevor du ihn wegwirfst; verstehst du?‘

Magnus verstand.

‚Ich werde es so machen. Aber paßt auf, wenn ich an dem Strick ziehe.‘

Und er wählte sein Gewicht schwerer als früher und mit einer scharfen Ecke.

‚Wenn es also sein soll,‘ sagte er, auf dem Bootsrand balancierend und zielend, um genau an der richtigen Stelle hinunterzukommen und so weit als möglich von der früheren entfernt. Dann sah er sich zögernd um, in dem Wunsch, recht viel Licht in seiner Erinnerung mit hinunterzunehmen, atmete tief, um die Brust anzufüllen und plumpste hinunter, schwer und rasch wie ein Stein.

Den Brüdern im Boot schien es beinahe unheimlich zu sehen, wie das Dunkel seinen weißen Körper verschlang. Obgleich sich die Beleuchtung gar nicht verändert hatte, sah das Wasser nicht mehr so fröhlich aus. Sie begriffen in einer Ahnung, wie es sich für ihn ausnehmen mußte. Der wilde grüne Raum, wie ihn der Sturm zwischen den Schaumwellen aufwühlte, der Meeresgrund mit Klippen und Schlamm und Steinen, wüst, kalt und beklemmend, die schwarzen Schatten in seinen Höhlen, die ganze tote Welt dort unten.

Sie war nicht tot. Da kam ein dumpfer, scharfer Knall und noch einer, so stark, daß man beinahe erschrak. Ehe sie sich noch besannen, daß es das Klopfen mit dem Steine war und daß das Wasser den Laut gegen das große, leere Gerippe verstärkte, geschah etwas Seltsameres und Schlimmeres. Eine weißgrüne Masse drang in einem Wirbel auf die Oberfläche, schoß darüber hinaus, öffnete sich in einem Ring zerstiebender, großer Blasen, so, als hätte irgend ein unsichtbares Wesen da seinen letzten Atemzug getan. Es war Luft, die unten in der Tiefe in dem versunkenen Fahrzeug einge-

schlossen gewesen war, so konnte man es sich nachher erklären, nicht aber im Augenblick. Es war, als ob das Tote, die Menschen, das Boot, alles, was das Wasser lebendig gepackt und erstickt hatte, das Grauen und die Kälte aller Zeiten zum Tage und zur Sonne auftauchten und gespenstisch leise einen Schrei ausgestoßen hätten. Sie hörten es in einem Gewühl von verschiedenen Stimmen und Worten, Jammern, Flüchen, Grüßen heimwärts; und zugleich vernahmen sie, daß es nur das Plätschern von zerstobenem Wasser war, das ihr Ohr erreichte. Es kam Eiseskälte in die Luft und ein widriger, grausiger Geruch, der einen schlechten Geschmack im Munde hinterließ.

Alles nur nach Sekunden gemessen, in denen die Achtsamkeit auf das Signal des Bruders am Strick ängstlich gespannt war. Das kam auch fast unmittelbar darauf mit einem so heftigen Ruck, daß es sie fast umgeworfen hätte, aber sie ermannten sich und zogen den Strick an. Zuerst war es eine tote Last, aber dann kam Bewegung hinein, und es tauchte von selbst ein Stück vor ihnen auf.

Es war Magnus' nackter, weißer Körper, aber die Bewegungen waren nicht die seinen, und das Gesicht auch nicht. Es war kaum lebendig, die Augen waren verglast und doppelt so groß wie sonst, die Lippen blutig gebissen und die Kinnladen aufeinander gepreßt, die Farbe ein streifiges Gemisch von bleich und rot, das schon unbeweglich geworden ist und sich verdunkelt hat. Er kämpfte auf Leben und Tod, um das Boot zu erreichen, aber hatte die Glieder nicht in seiner Macht; einmal ums andere sank der Kopf unter die Oberfläche, und in dem Blick war Schrecken vor etwas, das ihn verfolgte. Da war es schon, es waren zwei. Man hätte an ein doppeltes Sehen glauben können. Aber nur in der Plötzlichkeit der Gefahr; denn der andere war nicht weiß, und er hatte Kleider an. Er war übrigens kaum menschlich, zur Unförmlichkeit angeschwollen, das Haar in verklebten Büscheln und die Nase wie ein langer, weißer Schnabel. Das Wasser rings um ihn bekam einen dicken, öligen Regenbogenglanz, so, als wäre Fett hineingetropft. Nur einen Augenblick war er mit dem Kopf über dem Wasserspiegel, dann drehte er sich langsam auf den Rücken, in einer Art grausiger Gemächlichkeit, die Schwere zog an seinen Füßen und er sank sachte hinab.

Da war Magnus schon am Boot; man riß ihn hinauf und hatte Zeit zu denken, während er starr auf der Ruderbank lag.

Das war natürlich eine der Leichen dort unten. Sie war, als man Magnus hinaufzog, in dem Wirbel mitgekommen, willenlos, gehorsam jeder Bewegung, wie es die Dinge sind, die ungefähr das Gewicht des Wassers haben. Es hätte niemand erschreckt, wenn man darauf vorbereitet gewesen wäre, und man war schon bereit zu lächeln. Aber das Ereignis vorher in seiner Unerklärlichkeit, das Zusammentreffen der beiden machte es wieder unheimlich.

Magnus erholte sich langsam und schlug die Augen zum Blau auf; er lag regungslos auf dem Rücken und starrte hinein. Er wollte hier nicht auf Fragen antworten, er mußte zuerst ans Land, und als er aus dem Boot stieg, hielt er die Augen geschlossen, als wollte er jedem Schimmer der See ausweichen. Er sah in das Felsgestein hinab, als er sprach und begegnete niemandes Blick.

‚Alles war anders, als ich herunterkam, es war dunkler als früher, aber ich sah viel weiter.‘ — Und er zitterte bei der Erinnerung. — ‚Es drückte hart auf der Brust. Ich glaubte nicht, daß ich hinabkommen würde.‘

Der Krüppel hatte es eilig, zur Sache zu kommen. ‚Hast du geklopft?‘ fragte er.

‚Ich mußte. Das Schloß war zu. Es klang so hart, dicht am Kopf. So bekam ich die Tür auf. Dann . . . muß ich?‘

‚Dummheiten! Wie kam der andere Kerl mit? War er drinnen?‘

‚Als ich auflehnte, schlug es mir entgegen und die Türe wurde mir aus der Hand gerissen. Es zog mich hinab, es brauste um die Ohren, alles war ein Wirbel. Mitten drin stürzte er mir entgegen mit den Händen an meiner Kehle. Ich sah ihn zuerst nicht, ich wußte von nichts. Ich mußte ihn anrühren, um ihn mir vom Leibe zu halten, er war ganz schlüpfrig und kalt. Unheimlich war es. Er grinste mich an, er wollte beißen, und ich kämpfte mit ihm. Er sah aus wie . . .‘

‚Ach was, er war ja tot. Der konnte keinen Finger rühren.‘

‚Du glaubst das. Du wirst es wohl besser wissen. Er warf mich um, und ich glaubte, alles sei zu Ende. Ich wollte schreien, aber da wußte ich, daß das Leben mir entfliehen würde. Es würde aufsteigen in einer kleinen Blase. Ich konnte auch nicht, alles war versperrt. Aber ich riß am Strick und so kam ich hinauf.‘

Der Krüppel überdachte langsam, was er gehört hatte.

‚Das war der Kapitän,‘ sagte er, ‚das ist klar. Er war nach dem Gelde hingelaufen, und ist zurückgeblieben. Hast du es gesehen?‘

Magnus stand grübelnd da und schauderte. ‚Ich habe viel gesehen, ich,‘ antwortete er. ‚Ich habe viel gesehen. Aber es ist, als gäbe es keine Worte dafür.‘

‚Dann kannst du es jetzt ganz leicht finden, was? Du weißt, wohin du gehen mußt. Es wird ein Kinderspiel sein.‘

Das, fanden auch die anderen Brüder, klang arg, und sie schämten sich für ihn. Aber sie staunten dennoch über die Wirkung, die seine Worte auf Magnus hatten.

Zuerst fiel es ihm schwer, sie zu fassen, und er stand still und sah zu Boden und schüttelte den Kopf, um das Wasser aus den Ohren zu bringen und recht hören zu können.

Etwas wuchs in ihm, und er atmete heftig.

‚Meinst du, ich sollte wieder dort hinab,‘ sagte er, die Worte wie etwas Unfaßbares wiederkäuend, ‚noch einmal hinab, dort hinab?‘

Der Krüppel hatte die Augen auf die Uhr geheftet, die in seiner zitternden Hand klirrte; er war so eifrig dabei, die Zeit zu beobachten, daß jede Sekunde ihm ein Verlust schien.

‚Ja gewiß,‘ sagte er, ‚wozu sind wir sonst hergekommen? Mach, daß du fortkommst!‘

Da richtete Magnus den Blick auf ihn, und er sah die entstellte Gestalt mitten im Sonnenschein ganz nahe vor sich. Es war, als hätte er ihn nie zuvor gesehen, und er starrte entsetzt auf das lauernde, harte Grinsen, auf die ganze, gespenstische Erscheinung. Mit einem Male blitzte die Wildheit in seinen Augen auf und er schrie.

Aber es wurden keine zusammenhängenden Worte; davon war er in seiner Raserei, die sogleich die Stärke des Wahnwitzes annahm, weit entfernt. Alle die Gemütsbewegungen, die er in so rascher Folge erlebt, hatten an dem Faden gezerrt, der Empfindungen und Gedanken zu dem zusammenhält, was wir gesunde Vernunft nennen, und nun riß er. Die beiden Brüder neben ihm konnten nur aus abgerissenen Ausdrücken seine Vorstellungen erraten und das erst später, denn sie hatten genug zu tun.

Er wollte sich auf den Krüppel stürzen und ihn ins Meer rollen; er verwechselte ihn in Gott weiß welchen Gedankenverbindungen mit dem Toten, mit dem er dort unten gekämpft und der ihn dort beinahe überwunden hatte. Hier oben wollte er Rache nehmen, die Tiefe sollte das Ihre wieder haben und es behalten. Die Erstarrung, die Dunkelheit, der Haß gegen die Lebendigen sollten dort hinabgetrieben werden, wo sie hingehörten.

Hier mitten in dem klaren Licht wurde das Ganze zu einer so grausigen, unbegreiflichen und seltsamen Szene, daß ein unvorbereiteter Zuschauer sie gar nicht für wirklich gehalten, sondern geglaubt hätte, in einen wahnsinnigen und aufregenden Traum versetzt worden zu sein. Für die Mitspielenden, die noch im Besitz ihrer Sinne waren, war es nicht viel besser.

Die Kräfte des Wahnsinnigen schienen verdoppelt, sein feuchter, nackter Körper entglitt dem Griff, und das Gestein war schlüpfrig. Der hilflose, arme Tropf zu seinen Füßen war nahe daran, mit dem Leben für seine Gier zu büßen; er wurde an das Ufer geschleppt und brüllte und flehte um sein Leben, mit einer Stimme, die kaum menschlicheren Ausdruck hatte als die Schreie des Widerwillens und Hasses des rasenden Bruders. Die Nacktheit und die ungezügelten wilden Bewegungen des Angreifers gaben ihm etwas Tierisches; und es war unheimlich, ihn auf diesen elenden Fetzen eines Mannes treten zu sehen. Die beiden Brüder waren nahe

daran, in ihrer Bestürzung über diese beiden plötzlichen unbegreiflichen nnd unbekannten Wesen alles fallen zu lassen, aber der Jammer hielt ihr Mitleid wach. Es wäre ihnen nicht gelungen, etwas auszurichten, wenn sie nicht gemerkt hätten, daß der Strick noch an Magnus' Arm hing. Damit konnten sie ihn einfangen und fesseln.

Er wurde weniger wild, wenn er nur den Blick von der See und vom Bruder abwenden konnte. Man schleppte ihn ins Gehölz und da beruhigte er sich endlich. Aber es brauchte viel Zeit und Überredung, um ihn zu bewegen, ein Kleidungsstück anzulegen, denn die Hitze und Angst des Wahnsinnigen vor jedem Druck brannte schon in ihm. Man mußte ihn über Land heimführen. Es ging gut, und als er zu Bett gebracht war, kam mit dem starken Fieber die Bewußtlosigkeit.

Seine Gesundheit erlangte er später wieder, aber mit dem Verstand ging es nicht so gut. Oft war er nahe daran, wieder hergestellt zu werden. Aber dann fingen die Gedanken wieder an. Er hatte all das, was er in dem Wrack erlebte, in scharfer und deutlicher Erinnerung und sprach davon mit jedem, den er traf, grübelte darüber, versank darein in einer Art von kindlichem Schreck. Er schien die Vorstellung zu haben, daß der Boden, auf dem er ging, dünn und gebrechlich war wie Eis und jeden Augenblick weichen und einer bodenlosen Tiefe des Entsetzens Platz machen konnte. Auch die Gewissensbisse vom vorigen Herbst fingen wieder an, an ihm zu nagen; er glaubte sich ewig verdammt, weil er es unterlassen, Hilfe zu bringen. Als der Stumpfsinn sich seiner bemächtigte, war es für die anderen ebensosehr eine Befreiung wie für ihn selbst.

Den Bruder konnte er nicht sehen, aber als er bald darauf starb, wurde es dennoch nicht besser. Die See war noch da, und er fürchtete sich vor ihr wie vor einem heimtückischen Tier oder vor der Dunkelheit, belächelt von jenen, die es nicht besser verstanden. Er ging harmlos einher mit seinen tappenden und ängstlichen Schritten wie auf dünnem Eis, und jede Bewegung war wiegend, um die Last so unmerklich als möglich zu machen; wenn er irgendwo das Wasser aufleuchten sah, machte er plötzlich kehrt, aber aus seinen Augen stahl sich ein Blick, wie von einem persönlichen, lebendigen mythischen Wesen, voll Haß und Heimtücke gegen die Menschen, voll Wildheit und Betrug. Wenn der Wasserspiegel auch noch so hell und sorglos lächelnd in der Sonne lag, sah er des Sturmes weißgrüne Augen darin, und alles, was unbekannt, über Menschenmaß, über Menschengedanken war, in seiner Tiefe. So lebte er weiter auf seiner Insel, bis er starb.

Jean Pauls Levana.

Von

August Hackemann.

Die immer weiter eilende Zeit bringt immer wieder Gelegenheit, auf große Tage der Vergangenheit in bestimmt abgerundeter Frist zurückzublicken, mit Dank oder Stolz, Wehmut oder auch etwas Beschämung, je nachdem. Sind nicht wir Heutigen etwas den alten Leuten ähnlich, die sich so gern und so treu erinnern, während es mit großem Erleben und Tun für sie vorbei ist? Doch wer will die Frage beantworten, ob eine große Lebensgemeinschaft, eine Nation oder etwa eine Gruppe von Nationen, alt geworden ist oder noch viel von ihrem Leben vor sich hat!

Hundert Jahre sind mehr als ein ganz ausgelebtes Menschenleben. Aber der Mensch ist es überhaupt nicht, der das Altwerden am besten verträgt. Theophrast klagte die Natur an, daß sie manchen Tieren ein höheres Alter gönne, als dem König der Schöpfung. Indes, wieviel tote Sachen überdauern die Jahrhunderte, in denen die Lebenden alle, die mit ihnen zu tun hatten, ins Grab sanken und vermoderten. Dann aber gibt es noch etwas zwischen den toten Sachen und den lebenden Wesen: Kunstwerke und Bücher. Nicht gerade vielen auch von dieser letzteren Gattung werden hundert Jahre Lebensdauer beschieden, aber doch auch nicht ganz wenigen. In diesem Jahre sind es hundert Jahre her, daß Jean Pauls Levana in die Welt ging. Das Buch hat seitdem nicht so fortgelebt, wie es die schriftstellerischen Erzeugnisse allerersten Ranges tun — oder tun können, denn auch deren Lebenskraft läßt zu Zeiten nach (die sich ablösenden Geschlechter gleichen sich nicht genug, um ihre Herzen denselbigen Werten gleich voll zu öffnen): aber sie gewinnen ihre Kraft dann wieder, und man darf von einer ununterbrochenen Wirkung reden. Ganz so ist es eben bei Jean Pauls Levana wohl nicht. Als sie ans Licht trat, erweckte sie das hohe Wohlgefallen der besten Zeitgenossen, unter allen Edlen versagte kaum einer ihr sein Lob, und groß war der Kreis derer, die ihren Inhalt dankbar in sich aufnahmen. Aber es war zugleich die Periode der hellen Schriftstellerglorie ihres Autors überhaupt, und nach einer Reihe von Jahrzehnten war diese Glorie sehr verblaßt. Für

die gebildete Gesellschaft blieb ihr Träger fast nur ein Name, eine Erinnerung, eine seltsame Gestalt aus einer anderen Welt, die jetzt mehr verstimmend wirkte als anziehend und mehr belächelt ward als befragt. Daß darum doch seine schriftstellerische Wirkung nicht für immer erschöpft sei, daß man auch für sie wieder ein Herz gewinne, dafür sprechen gewisse Anzeichen der jüngsten Zeit. Ich denke an den Ton, in dem das Buch von Ferdinand Joseph Schneider über Jean Pauls Jugend gehalten ist, und an andere Stimmen jugendlicher Männer. Die Levana konnte das Los der Dichtungen ihres Autors nie ganz teilen, wie übrigens auch dessen kleinere humoristische Schöpfungen das nicht getan haben.

Unter denen wenigstens, denen die Erziehungswissenschaft etwas Ernstes und Großes war, und die keine klangvolle Stimme ungehört lassen wollten, wenn sie über die unerschöpflichen Probleme dieses Gebietes sich vernehmen ließ, unter ihnen konnte Jean Pauls von Leben durchtränktes Buch über Erziehung nicht wirklich vergessen werden. Aber auch denen, die nicht durch ihr persönliches Studiengebiet zu ihr hingeführt werden, allen eigentlich, die sich um Kindheit und kindliche Entfaltung, um die Rechte des Kindes und die Pflichten ihrer Hüter und Leiter kümmern wollen, darf sie wahrlich neu empfohlen werden — zu einer Zeit, wo man nach wahrhaft wertvollen Erziehungsprinzipien von allen Seiten ruft und sucht und sich meist nur von jähen Anwandlungen, gradlinigen Theorien, impulsiven Protesten fortgerissen erweist.

Mit dem Namen Jean Paul war der Pfarrerssohn und arme Kandidat Friedrich Richter vor die deutsche Leserschaft in dem Augenblicke getreten, wo er eine Art von pädagogischem Roman, die ‚Unsichtbare Loge', veröffentlichte, nachdem Früheres (die ‚Grönländischen Prozesse', die ‚Auswahl aus des Teufels Papieren') sehr geringen Erfolg gebracht hatte; und daß er in seinem Lande gern etwas Ähnliches würde wie Jean Jaques (d. h. Rousseau) für das seinige oder vielmehr für die weitere Kulturwelt, das wollte er mit jenem Namen andeuten. Sein pädagogischer Roman war schon von zu groteskem Inhalt, um irgend eine ernstliche Anerkennung zu finden; er schien Rousseaus kühne Voraussetzung übertrumpfen oder parodieren zu wollen. Denn nicht nur abseits vom Stadtleben und der gewöhnlichen Menschengesellschaft, wie der Emil, sondern unter der Erde für die gesamten ersten acht Jahre ließ dieser Autor seinen jungen Helden erziehen, damit er dann erst in das Erdenleben einträte und eine unbeschränkte Empfänglichkeit zugleich mit stiller Tiefe und Sammlung des Wesens mitbrächte. Es war kein Zufall, daß Jean Paul Friedrich Richter sich zum zweiten Male und in unvergleichlich ernsterer Weise über Erziehung zu schreiben vorsetzte. In gewissem Sinne erzieherisch hatte er eigentlich immer seine Schriftstellerei gedacht und geübt. Als Satiriker, Verkehrtheit aufdeckend und verkehrte Schätzung korrigierend, als Romandichter, ideal angelegte Menschengestalten durch Irren und Wirren auf die Höhe ihres Geschickes geleitend, als Humorist, mit sich selber zugleich die Leser über die Enge des Menschenlebens und auf die Höhe des Menschentums erhebend,

außerdem als ein im Innersten auf ethische Vervollkommnung gerichteter und dieses Streben immer irgendwie bekundender Mensch. Und wie er als Knabe seine Bildung eigentlich immer neben dem ihm zuteil werdenden Unterricht her gesucht und errungen hatte, so hatte er seine Selbsterziehung weiterzuführen niemals aufgehört. Er hatte auch in seiner äußeren Armut manche Jahre hindurch eine bescheidene, aber keineswegs alltägliche Schulmeisterei zu treiben gehabt und den ihm anvertrauten Zöglingen zugleich mit viel Liebe auch ungemeinen Eifer einzuflößen vermocht. Er hatte von je in unvergleichlicher Weise die Poesie der Kindheit empfunden und eine innige Liebe zu der Kinderwelt mehr und mehr gehegt und bekundet. Er war nun seit Jahren glücklicher Familienvater, hatte die Entwicklung seiner drei jungen Kinder von Anbeginn mit größter Aufmerksamkeit verfolgt und mit größtem Ernste verzeichnet, hatte ihre Erziehung mit vollem Bewußtsein der Ziele und der Grundsätze und bereits mit schönem Erfolg begonnen. Er hatte die Höhe des Dichterruhms erstiegen und überstiegen, hatte sein Bestes auf diesem Gebiete mit Hesperus, Siebenkäs, Titan, den Flegeljahren geleistet und fühlte ein Bedürfnis, vom phantasierenden Gestalten auszuruhen, um sich ruhigem Durchdenken zu ergeben. War er doch immer etwas zwischen Dichter und Denker gewesen, sowie sich denn sein Denken oft allzu sehr zwischen seinem Dichten hindurchrankte. So entstand die ganz originale und für jedes unbefangene Urteil verdienstvolle ‚Vorschule der Ästhetik', und so trat nur etwa ein Jahr später die Levana oder Erziehungslehre ans Licht.

Der Göttin Levana Hilfe riefen die römischen Frauen an, damit sie dem Vater des neugeborenen Kindes ins Herz gäbe, es aufhebend als das seinige anzuerkennen, also sich ihm als Vater verpflichtet zu fühlen. An die Herzen der Erzeuger möchte unser Dichter rühren, damit sie ihren Kindern alles das seien, was sie ihnen im höheren und höchsten Sinne schuldig sind. Und so wie schon dieses Bild es andeutet, ist auch weiterhin im Buche die dürre Sprache der strengen Theorie gemieden, immer wieder tritt allerlei besondere Einkleidung samt Scherz und Witz an die Stelle. Der das Buch in Wahrheit durchdringende höchste Ernst hindert nicht, daß der Verfasser zuweilen seiner Neigung eines gewissen neckischen Spieles mit seinen Lesern folgt, daß er z. B. Antritts- oder Abschiedsrede eines gescheiten armen Schullehrers berichtet, anstatt die Gedanken seinerseits unmittelbar darzubieten, die Beichte einer befreundeten Mutter verrät, um alle Verkehrtheiten gedankenloser Erzieherinnen ins rechte Licht zu stellen, Briefe und Träume einflicht, um der theoretischen Darlegung des Ideals einer verantwortungsvollen Erziehung aus dem Wege zu gehen, und sich allerlei willkürliches Durcheinander der Kapitel gestattet, um den Leser zu überraschen und nicht zu langweilen. Dabei strömt sich dann seine reiche Kenntnis des Lebens aus, des inneren noch mehr als des äußeren, des kindlichen zumeist nächst dem weiblichen. Und nur ein geringer Bruchteil seiner Gedanken ist es, dem man die Anerkennung der Richtigkeit wird versagen müssen.

Um die bedeutungsvollsten der in der Levana enthaltenen Grundgedanken der Jean Paulschen Pädagogik kennen zu lernen, erscheint es in erster Linie von Wichtigkeit, sich Klarheit darüber zu verschaffen, welche Ansicht Jean Paul von dem Geiste und der Aufgabe der Erziehung überhaupt hatte; denn je nach der Idee, die der Erziehende sich über das Wesen und die Ziele der von ihm vertretenen Wissenschaft gebildet hat, wird er die zur Verwirklichung dieser Idee nötigen Veranstaltungen treffen.

‚Zum Ziele der Erziehungskunst, das uns vorher klar und groß vorstehen muß, ehe wir die bestimmten Wege dazu messen, gehört die Erhebung über den Zeitgeist: Nicht für die Gegenwart ist das Kind zu erziehen, sondern für die Zukunft!‘ Spricht schon aus diesen Worten Jean Pauls ein hohes, ideales Ziel, zu dem der junge Mensch der ‚leidenschaftlichen Begehrkraft‘ eines ‚schwankenden Zeitgeistes‘ gegenüber erzogen werden soll, so erläutert er es in dem weiteren Verlaufe des Werkes an verschiedenen Stellen noch näher. ‚Gegen die Zukunft, ja gegen die eindringende Zeit ist das Kind mit einem Gegengewicht dreier Kräfte auszurüsten, wider die drei Entkräftungen des Willens, der Liebe, der Religion.‘

Und wenn er bei der Betrachtung von Geist und Grundsatz der Erziehung ‚den gewöhnlichen Eltern‘ vorwirft, daß sie statt ‚eines Urbildes‘ ein ‚ganzes Bilderkabinett von Idealen den Kindern vorstellten‘, so erkennt man daraus, wie ernst es Jean Paul mit der Einheitlichkeit aller Erziehungszwecke nimmt und mit welcher Entschiedenheit er auf ihre Verknüpfung und ihren harmonischen Zusammenschluß zu einer einheitlichen Lebensauffassung dringt. ‚Einen festen und reinen Charakter,‘ mit diesen Worten bezeichnet er das Ziel der Erziehung, wenn er von der ‚Bildung eines Fürsten‘ spricht, und den durch Geburt und Bestimmung ‚auf der Menschheit Höhen‘ stehenden jungen Menschen wollte der Dichter gewiß die reifsten Früchte seiner pädagogischen Lebenserfahrung angedeihen lassen. Doch unterläßt es Jean Paul, in dem weiteren Verlaufe des Werkes, an dieser Ansicht festzuhalten und in wissenschaftlicher Strenge ihre äußersten Konsequenzen zu ziehen. Der kritische Blick des Gelehrten weicht in seiner Ansicht bald dem durch ein äußerst lebhaftes Spiel der mannigfaltigsten Empfindungen gelenkten Urteile des Dichters. Überhaupt tritt in der Levana, wie in den meisten anderen Werken Jean Pauls, wieder höchst charakteristisch für die Poetennatur des Verfassers, der Gedanke von der großen Erziehungsmacht der uns umgebenden Natur, und dem das Individuum treffenden Lebensschicksale stark hervor, und Jean Paul ist sehr geneigt, diesen beiden Erziehern des Menschen eine allzu große Macht einzuräumen, was ja schon an und für sich einem einheitlichen Erziehungsprinzipe, dessen Verwirklichung nur durch die Hand eines denkenden Erziehers, eines Menschen erreicht werden kann, entgegen sein würde. Aber der Verfasser der Levana erinnert andererseits fortwährend an die Wichtigkeit eines Ideals, das dem Erzieher bei seinem Geschäfte voranleuchten soll, bei näherer Bestimmung desselben bleibt er sich jedoch durchaus nicht gleich; darum darf

es uns nicht wundern, wenn Jean Paul seine anfangs innegehaltene Stellung verläßt und bei der Wahl eines Erziehungsideals seinen Blick nicht nach der fernen Zukunft der zur Erreichung gegebenen Erziehungsaufgabe lenkt, sondern die Natur und Beschaffenheit des Objektes, das die Erziehung bei Beginn ihres Geschäftes vorfindet, in den Brennpunkt seiner pädagogischen Auffassung rückt. Durch die Erforschung der Natur des Erziehungsobjektes, das die Erziehung bei Beginn ihres Geschäftes vorfindet, die bei der Geburt des Kindes bereits vollständig ausgeprägt sei, glaubt Jean Paul schon die ganz bestimmten Zwecke der Erziehung gegeben, während ihm diese Erkenntnis doch eigentlich nur dazu dienen sollte, eine klare Einsicht über Art, Anwendbarkeit und Wirksamkeit der Erziehungsmittel zu erlangen. Betrachten wir nun die Ansichten der Levana über die Natur des Kindes näher. ‚Der innere Mensch wird, wie der Neger, weiß geboren und vom Leben zum schwarzen gefärbt.‘ Spricht schon aus diesen Worten die Überzeugung von einer angeborenen Güte der Menschennatur, so erscheint sie bei Jean Paul in voller Gewißheit, wenn er weiter sagt: ‚Ein erstes Kind auf der Erde würde uns als ein wunderbarer ausländischer Engel erscheinen, der ungewöhnt unserer fremden Sprache, Miene und Luft, uns sprachlos und scharf, aber himmlisch rein anblickte, wie ein Raphaelisches Jesuskind . . .‘ ‚So werden täglich aus der stummen, unbekannten Welt diese reinen Wesen auf die wilde Erde geschickt.‘ An gleichem Orte heißt es: ‚Nur die Angewöhnungen an sie (die Kinder) und ihre uns oft bedrängenden Bedürfnisse verhüllen den Reiz dieser Seelengestalten, welche man nicht weiß schön genug zu benennen, Blüten, Tautropfen, Schmetterlinge.‘ In den Grundsätzen, auf welchen diese Äußerungen ruhen, finden wir den Verfasser der Levana in Übereinstimmung mit Rousseau, einem Manne, der durch seine originellen, von den früheren Ansichten über Erziehung abweichenden Gedanken überhaupt eine mächtige Anregung gegeben hatte, und der durch die Macht seiner Ideen — um mit Jean Paul zu reden — ‚in Europa das Schulgebäude bis zu den Kinderstuben herab erschütterte und reinigte‘. Gleich ihm hält unser Dichter den Menschen von Natur aus für gut, wie Rousseau, so schreibt Jean Paul die spätere Entartung des Individuums einer falschen Einwirkung von außen zu. Doch unterscheidet sich wieder der deutsche Dichter von dem französischen Philosophen durch den geringen Grad der Schärfe, mit der er seine Ansicht verteidigt, wie auch durch die Art und Weise, wie ihm die angeborene Güte des jungen Menschen erscheint. Ist nach Rousseau der neugeborene Mensch einem weißen Blatte gleich, das der Erzieher mit Schriftzügen bedecken kann, so daß letzterer ‚eine schöpferische Personbildung aus dem Nichts‘ als seine Aufgabe betrachten muß, so bringt nach Jean Paul jeder Mensch schon eine ganze Anzahl angeborener Geistesschätze und Eigentümlichkeiten mit, die auf sein späteres Leben von ganz entschiedenem Einflusse sind. Diesen ‚inneren Menschen‘, der in jedem Kinde noch umhüllt liegt, nennt er ‚Idealmensch‘. Bei dem großen Einflusse, welchen die Ansicht eines Pädagogen von der angeborenen Natur des Er-

ziehungsobjektes auf den weiteren Auf- und Ausbau seiner Wissenschaft ausübt, ist es nötig, diesen ‚Idealmenschen', wie er Jean Paul vorschwebte, auf Grund der in der Levana über ihn enthaltenen Bemerkungen näher zu bestimmen. ‚Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei und ruhig zu machen strebt. Am hellsten schauet jeder diesen heiligen Seelen-Geist an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter; später verwelkt bei der Menge der Idealmensch von Tag zu Tage — und der Mensch wird, fallend und überwältigt, lauter Gegenwart, Geburt der Not und Nachbarschaft. Aber die Klage eines Jeden: Was hätt' ich nicht werden können, bekennt das Dasein oder Dageweseensein eines ältesten paradiesischen Adams neben oder vor dem alten Adam . . .' ‚Sollte man übrigens den Preis- oder Idealmenschen in Worten übersetzen, so könnte man etwa sagen, er sei das harmonische Maximum aller individuellen Anlagen zusammengenommen.' Doch nicht das Maximum dieser ‚individuellen Anlagen' allein ist ihm der ‚Idealmensch', er ist auch Ideal des zu erziehenden Kindes, Voraussetzung und Ziel der Erziehung zugleich: ‚Das Subjekt trägt sein Ideal in sich, bringt es mit auf die Welt, das Ideal ist die innerste Persönlichkeit des Menschen selbst.' Also das, was die Erziehung einesteils als gegeben voraussetzen darf, was ihr aber wieder als zu erreichendes Ziel vorschweben kann, ‚der innere Mensch', der ‚von dem von seiner Zeit und seinem Jahrhundert verschliffenen Säkular-Menschen so rein und gleichförmig abliegt, wie der Rousseausche Natur-Mensch', das ist nach Jean Paul der ‚Ideal-Mensch', den das Kind ‚als Morgengabe seinem Erzieher darbietet'. Sehr entschieden verwahrt sich unser Autor gegen den Glauben, als nehme er den Preis- oder Idealmenschen, der ‚in jedem Einzelwesen wohnen und atmen muß', als bei sämtlichen Individuen nur in einer bestimmten Form auftretend an; er ist vielmehr nach seiner Auffassung so sehr von dem jedes anderen Menschen verschieden, daß selbst die scheinbarste Ähnlichkeit, die man entdecken möchte, im Grunde nur eine Täuschung wäre: ‚Der Idealmensch Fénelons — so voll Liebe und voll Stärke — der Idealmensch Catos — so voll Stärke und voll Liebe — könnten gleichwohl sich nie gegeneinander ohne Geisterselbstmord auswechseln oder seelenwandern'. Steht also Jean Paul in seiner Ansicht von der angeborenen Güte der menschlichen Natur auf Seite Rousseaus, so erinnert er in der Auffassung und Erklärung von seinem ‚Ideal-Menschen' lebhaft an Plato und seine Lehre ‚von den angeborenen Ideen'. ‚Nach der Ansicht des genannten griechischen Weltweisen liegen nämlich übersinnliche Wahrheiten (Ideen) ursprünglich im Menschen, bereits vor Vereinigung mit dem Leibe hat die Seele diese Wahrheiten besessen, durch Verbindung mit dem (unvollkommenen) Leibe verhüllt, müssen sie durch richtige Erziehung freigemacht und von der Seele reproduziert werden.' Ist es also nach Jean Pauls wiederholt angeführten Worten seine Überzeugung, daß der Idealmensch dem Kinde angeboren, außerdem sein Ideal, ja seine innerste Persönlichkeit selbst ist, so muß im Hinblick auf den hohen Wert der Individualität es

Hauptaufgabe des Erziehers sein, Sorge zu tragen, daß dieser Idealmensch ungehindert zur Entwicklung gelangen kann; ja das nächste Ziel aller erziehlichen Veranstaltungen muß darauf gerichtet sein, ‚den Idealmenschen, der in jedem Kinde umhüllt liegt, frei zu machen durch einen Freigewordenen.' Dasselbe meint Jean Paul, wenn er an einem anderen Orte sagt: ‚In einem Anthropolithen (versteinerten Menschen) kommt der Idealmensch auf der Erde an; ihm nun von so vielen Gliedern die Steinrinde wegzubrechen, daß sich die übrigen selber befreien können, dies ist oder sei Erziehung.' Schonende Beachtung des Ideals, ‚ohne welches der Mensch auf vier Tierklauen niedersänke,' erscheint um so mehr geboten, ‚als jetzo die meisten Kulturmenschen ein Feuerwerk sind, das unter einem Regen abbrennt, unverbunden mit zerrissenen Gestalten glänzend halbe Namenzüge malend.' Mit Recht wendet sich deshalb auch die Levana gegen jene Erzieher, welche diese Individualität nicht zu schonen wissen, sondern ‚stark' darauf hinarbeiten, ‚daß das Kind nichts werde, als ihr Stief- und Kebs-Ich.' Doch wäre es irrig, anzunehmen, der Levana schwebe der rein abwehrende Modus der Erziehung als Ideal vor und ihr Verfasser rede der negativen Erziehung das Wort, wie sie Rousseau in seinem ‚Emil' predigt. Gestützt auf längere Beobachtungen, die er als praktischer Erzieher machte, wußte Jean Paul allzu wohl, daß es eben nur das erste Kind wäre, das ‚als wunderbarer, ausländischer Engel' erscheinen würde; die nicht zu ignorierende Wirklichkeit lehrte ihn, zu welch unendlicher Mannigfaltigkeit, auch nach der schlimmen Seite hin, die in dem Kinde wohnenden Keime sich entwickeln können, und so war es ein Tribut, den er der auf jeden Erzieher eindringenden Tatsächlichkeit brachte, wenn er sagt: ‚Ein jeder liegt, so leicht blühend er sich nach oben anschaue, noch belastet mit einer Wurzel in der finsteren Erde.' Deshalb hat der Erzieher, von der Individualität, die er wachsen läßt, eine andere zu trennen, die er beugen oder lenken muß. Die Antwort auf die Frage, welche Individualität der Erzieher wachsen lassen und welche andere er beugen oder lenken muß, gibt Jean Paul nun allerdings in eigentümlicher Weise, wenn er hinzusetzt: ‚Jene ist die des Kopfes, diese ist die des Herzens.' Einer intellektuellen Veranlagung, die zum Beispiel einer künstlerischen Individualität anhaften könnte, darf der Erzieher ‚nicht den Schlaftrunk schon am Morgen des Lebens geben —'. ‚Aber ganz anders ist die sittliche zu behandeln; denn ist jene Melodie, so ist diese Harmonie. Einen Euler darfst du nicht durch einen Petrarca entkräften oder diesen durch jenen, denn keine intellektuelle Kraft kann zu groß werden und kein Maler ein zu großer Maler; aber jede sittliche Eigentümlichkeit bedarf ihrer Grenzberichtigung durch Ausbildung des entgegengesetzten Kraftpols, und Friedrich der Einzige soll die Flöte nehmen und Napoleon den Ossian. Hier darf die Erziehung z. B. an dem Heldencharakter Friedenspredigten halten, sowie den Siegwarts-Charakter mit ein paar elektrischen Donnerwettern laden . . .' Übrigens bleibe es Gesetz, da jede Kraft heilig ist, keine an sich zu schwächen, sondern nur ihr gegenüber die andere zu erwecken, durch welche

sie sich harmonisch dem Ganzen anfügt.' — Heute würde ein Pädagoge diese Frage natürlich anders beantworten; denn die Psychologie lehrt uns so viele Berührungspunkte zwischen dem intellektuellen und ethischen Elemente der Menschennatur, daß der Grundsatz einer durchaus harmonischen Ausbildung beider bei aller Erziehung leitend sein muß.

Nach der Betrachtung der allgemeinen Ansichten Jean Pauls über Geist und Grundsatz der Erziehung, Natur des Kindes und Individualität des Idealmenschen, in denen offenbar der Schwerpunkt der Levana liegt, wollen wir weiter untersuchen, welche Grundsätze in dem weiteren Verlauf der Darstellung sich über das Einzelne der Erziehung vorfinden. Mit besonderer Wärme wird die Wichtigkeit der Erziehung in den drei ersten Lebensjahren, dieser ‚Dämmerstunde der aufkeimenden Menschheit', betont. ‚Wie die Eier der Sing- und Raubvögel und wie das neugeborene Küchlein der Taube und des Taubengeiers, so verlangen alle anfangs nur Wärme . . . und was ist Wärme für das Menschenküchlein? — Freudigkeit.' ‚Sie läßt die jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen, sie ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.' Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke betont Jean Paul mit besonderem Nachdrucke. Er sagt: ‚Alles Erste bleibt ewig im Kinde, die erste Farbe, die erste Musik, die erste Blume malen den Vordergrund des Lebens aus; noch aber kennen wir dabei kein Gesetz als dieses: ‚Beschirmt das Kind vor allen heftigen und starken, sogar vor süßen Empfindungen.' Nicht sie machen den Menschen und das Kind ‚heiter und selig', sondern die Tätigkeit. ‚Die gewöhnlichen Spiele der Kinder sind nun nichts als die Äußerungen ernster Tätigkeit, aber in leichtesten Flügelkleidern,' zugleich aber auch ‚die erste Poesie des Menschen'. Als Spielsachen sind jedoch nicht herausgeputzte Puppen und andere zierliche Gegenstände am Platze, denn ‚an reicher Wirklichkeit verwelkt und verarmt die Phantasie'. Jede Spielpuppe und Spielwelt sei ‚nur ein Flachsrocken, an welchem die Seele ein buntes Gewand abspinnt'. Als bestes Spielmittel wird in der Levana der Sand empfohlen; ihn vermag das Kind auf das Mannigfaltigste zu verwenden. ‚Philosophen! Streuet Sand weniger in als vor die Augen in den Vogelbauer eurer Kinder.' Diejenige Eigenschaft, welche den Charakter des Kindes ganz besonders liebenswert macht, die unbefangene, rückhaltlose Hingabe an unsere Führung, mit einem Wort, den ‚Kinderglauben, ohne den es gar keine Erziehung gäbe', betrachtet Jean Paul als Haupthebel der Erziehung. Eine notwendige Konsequenz aus den humanen Grundsätzen unseres Dichters ist es, daß er sich über Belohnung und Bestrafung in der mildesten Weise äußert. ‚Habt keine Freude,' sagt er, ‚am Gebieten und Verbieten, sondern am kindlichen Freihandeln;' ist aber einmal ein Gebot oder Verbot als unumgänglich notwendig erachtet worden, dann sei es ‚unabänderlich' und ‚einsilbig'. Je jünger das Kind, desto mehr ist Einsilbigkeit notwendig. ‚Erst später sage man mit sanfter Stimme Gründe, bloß um durch die schönen

Zeichen der Liebe den Gehorsam sanfter herbeizuführen usw.' Mit Achtung und Liebe betrachte das Kind seine Eltern, mit Pünktlichkeit gewöhne es sich daran, ihr Wort zu erfüllen, aber sein Wille werde nicht durch zu vieles Gebieten und Verbieten geknickt, die ganze frei emporstrebende Persönlichkeit nicht zu einer willigen Maschine in der Hand des Erziehers erniedrigt; nie erfolge ein Gebot oder Verbot, wenn nicht ein höherer Beweggrund dazu antreibt. Also auch in diesem Punkte findet der Grundgedanke der ‚freien Entwicklung des Individuums', überhaupt ‚das Prinzip der Liberalität in Erziehungssachen' seine Betonung und Verteidigung, auch hier ‚kräftigen und Kraft lassen' das ‚erste und letzte Erziehungswort'. Überzeugt von der angeborenen Güte der Kindesnatur konnte unser Autor es nicht gestatten, daß mit rauher Hand ‚der blinkende Morgentauschimmer' von der ‚Menschenblume' abgestreift und durch eine verkehrte Behandlungsweise das ‚helldunkle Kindersein durch voreiliges Hineinleuchten mit der nackten Wirklichkeit verkürzt werde'. So hat Jean Paul in seiner Levana das christliche ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' mit wahrhaft psychologischer Meisterschaft kommentiert.

Auch die speziell weibliche Erziehung findet in Jean Paul einen geistreichen Beurteiler und erfahrungsreichen Freund. Ja, man kann mit allem Recht behaupten, daß kein Schriftsteller über diesen Punkt schönere und richtigere Regeln aufgestellt hat, wie unser Autor. Von besonderer Wichtigkeit erscheint ihm diese weibliche Erziehung, ‚denn in weiblicher, in Mutterhand ruht die Erziehung der ersten Hälfte des ersten Lebens-Jahrzehnts . . .' ‚Vergesset darum, Mütter, die heiligste Aufgabe nicht, deren Lösung zugleich den schönsten Lohn bringt . . .' ‚Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.' Zwar ist nach Jean Paul das Weib, wie auch Rousseau annimmt, von der Natur zur Gattin und Mutter bestimmt; doch wäre es nach der Levana verkehrt, wollte man das Mädchen nur für ihre Bestimmung als Mutter erziehen; ‚die mütterliche Bestimmung kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie muß das Mittel, nicht der Zweck derselben sein. Sowie über dem Künstler, über dem Dichter, über dem Helden, so steht über der Mutter der Mensch.' Und wenn die Natur in scheinbarem Gegensatz zu dieser Ansicht die ‚Weiblichkeit' einseitig zur ‚Mütterlichkeit' hinzuarbeiten scheint, so muß der Erzieher nach dem Prinzip der Heilighaltung jeder Kraft, diesen Zweck, wenn nicht bestreiten, so doch ergänzen, indem er ‚die unterdrückende Kraft durch die wagehaltenden Kräfte mildert, reinigt und einstimmt'. Sehr entschieden wendet sich die Levana gegen die frühe Entwicklung der Gefühle bei der Mädchenerziehung; die Mutter ‚schone und erwarte jedes zarte nnd warme Gefühl, das die Jahre von selber bringen und bilden' und ‚schwelge nicht etwa an der Empfindsamkeit ihrer Tochter'. ‚Versündigt euch nicht,' ruft unser Dichter den Müttern zu, ‚daß ihr den Töchtern das Heilige des Herzens auch nur von weitem als Männer-Köder, als Jagdzeug zum Gattenfange geist- und gottlästernd zeigt und anempfehlt . . .' Der Sittlichkeit beste Stütze ist das gute Beispiel. Da aber Mädchen mit

gleichjährigen Mädchen verbunden in einem ‚Tauschhandel weniger ihrer Vorzüge als Schwächen' stehen, sollen sie sich ‚mehr in Gesellschaft von Männern, ja selbst von Jünglingen bewegen'. So kann es uns nicht wundern, wenn in der Levana über die Mädchen-Pensionsanstalten ein sehr hartes Urteil gefällt wird: ‚Das höchste, was ein Mädchen in einer Pension wiederfinden könnte, wäre eine Mutter, aber doch würde der Vater mangeln.' Achtung und Liebe gegen das eigene Geschlecht, Unterdrückung der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, Lebens- und Arbeitsgymnastik sind die drei wichtigsten Gebote, die nach Jean Paul eine Mutter ihrer Tochter mit auf den Lebensweg geben kann. Bezüglich des letzten Punktes warnt die Levana besonders vor der sog. ‚Frauenzimmerarbeit', durch welche ‚der müßig gelassene Geist verroste und den Wogen der Phantasie übergeben sei'. Die Elemente der Realfächer und Mathematik sollten unseren Mädchen nicht fremd bleiben; das Hauptaugenmerk aber ist zu richten auf die nötige Kenntnis und Geschicklichkeit zur Führung der vielseitigen Geschäfte des Hauswesens.

An diese kurze Darstellung der allgemeinsten Grundsätze von Jean Pauls Pädagogik, die in ihrer Allgemeinheit auch eine generelle Bedeutung in der praktischen Erziehung haben, sei die Betrachtung der spezielleren Momente der Erziehung, welche ihrerseits den verschiedenen Seiten der Persönlichkeit des Erziehungsobjektes entsprechen, angeschlossen. Es handelt sich also hier um die Darstellung der Grundsätze, welche für Jean Paul bei Anwendung der Erziehungstätigkeit auf die verschiedenen Teile der Menschennatur maßgebend sind. Schon oben wurde erwähnt, daß Jean Paul in der Individualität des Zöglings zwei Seiten streng in der erziehlichen Behandlung unterschieden wissen will, die intellektuelle und die moralische. Für erstere gilt ihm das Prinzip ungestörter Selbstentfaltung. Der geistige Bildungstrieb, der in jedem Menschen schlummert und durch die Mittel der Erziehung zu nachhaltiger Kraftentfaltung sich entwickeln soll, werde — so verlangt es Jean Paul — schon im frühesten Kindesalter auf die denkbar vielfachste Weise angeregt, dem jungen Menschen, der mit ungetrübtem Auge die lebens- und gestaltenreiche Welt betritt, soll vor allem ein freiwaltendes Interesse für die der Gesamtheit seiner Sinne zunächst liegenden Erscheinungen angebildet werden. Mit schrankenloser Tätigkeit wende er sich deshalb den bunten Gestalten der Außenwelt zu, ihren Bildern verschaffe er eine sichere Stätte im Raume seines Bewußtseins. Darum muß denn auch vor allem darauf gedrungen werden, daß dem Individuum die nötige Freiheit der Geistesentfaltung gewahrt bleibt, wodurch der sich entwickelnde Mensch in die Lage kommt, als unumschränkter Gebieter über die seinem Geiste eingepflanzten Vorstellungen zu schalten, sie miteinander zu vergleichen, zu verknüpfen, und er auf diese Weise zum Ausbau einer reichen Gedankenwelt die Befähigung erlangt. Die Erringung dieser geistigen Kraft und Arbeitsfähigkeit glaubt nun Jean Paul am wirksamsten durch Übungen des Witzes erreichen zu können. Und in der Tat ist der Witz

diejenige Geisteskraft, deren Äußerung darin besteht, die verschiedensten Gegenstände und Erscheinungen unter Bezugnahme auf die Gleichartigkeit gewisser Merkmale miteinander zu vergleichen und zu verknüpfen. Schon dem Kinde fallen bei Betrachtung der Außenwelt an den Gliedern derselben, die ihm entgegentreten, Übereinstimmung und Verschiedenheit ihrer Merkmale auf, wenn auch anfangs nur in gröbster Form. Je mehr es nun durch Ausbildung der genannten Geisteskraft befähigt ist, die feineren und tiefer liegenden Beziehungen der Anschauungsobjekte erkennen zu lernen, desto mehr werden die hervorgerufenen Denkgebilde den Charakter wirklicher Geistesarbeit an sich tragen, ja gerade auf diese Weise gelangt das Kind zur Bildung der ersten Begriffe, deren Entstehung ausschließlich durch Vergleichung mehrerer Anschauungen und durch Vereinigung derselben unter die Einheit eines höheren Vorstellungsgebildes bedingt wird. Freilich wird der jugendliche Geist in seinen Versuchen, mit den gewonnenen Bildern der Erscheinungen zu arbeiten, durchaus nicht den Weg strenger Denkprozesse einhalten. Die Sonderbarkeit und Ungeregeltheit der entstandenen Denkgebilde wird uns vielmehr berechtigen, der im jugendlichen Alter besonders unumschränkt waltenden Einbildungskraft einen hervorragenden Anteil an ihrer Bildung zuzuschreiben. Allein Jean Paul hielt die oben angedeuteten Tätigkeiten des Witzes und der Einbildungskraft für so wichtig zur Grundlage der intellektuellen Bildung, daß er ihnen einen sehr weiten Spielraum gewährte. Er suchte, durch eigene Beispiele anregend, seinen Schülern witzige Beispiele zu entlocken und schrieb dieselben sorgfältig auf, da er sie als ein wichtiges Moment in der geistigen Bildungsgeschichte des Individuums ansah. An die Bildung zum Witze anschließend, behandelte Jean Paul die Bildung zur Reflexion, Abstraktion und zum Selbstbewußtsein. Sie ist ihm zu erreichen durch Lenkung der Aufmerksamkeit auf die Innenwelt, was ein gleichwertiger Gegensatz zur Sinnestätigkeit nach außen sein und die Harmonie der Erziehung aufrecht erhalten soll. Was die Bildung der Erinnerung und des Gedächtnisses anbelangt, so weist unser Autor auf die Wichtigkeit derselben nachdrücklich hin. Ihm ist die Lebendigkeit, die jene Geisteskräfte erreichen sollen, bedingt durch den Reiz des Gegensatzes. Das Interesse ist ihm tonangebend für die Festigkeit des Aufgenommenen — ‚daher hat kein Mensch für alles ein Gedächtnis, weil keiner für alles ein Interesse hat.‘ — Zur Ausbildung der intellektuellen Seite des Menschenwesens, welche ja die Kräfte der Erkenntnis, der Einbildungskraft und der Erinnerung in sich faßt, weist nun Jean Paul auch auf die Beschäftigung mit den verschiedenen Wissenschaften hin. Da es ihm aber nicht darum zu tun ist, eine Unterrichtslehre zu geben, sondern seine Levana auf das Gebiet der Erziehung ausschließlich beschränkt bleiben soll, so dürfen wir keine genaueren Darlegungen in dieser Beziehung erwarten. Ebenso ist es begreiflich, daß der Dichter bei dem damaligen Stande der Methodik die formalbildende Kraft der Realien gänzlich verkannte. Die Naturgeschichte ist ihm beispielsweise ‚das Zauberbrot‘, welches der Lehrer den Kindern vor der Lehr-

stunde gibt, um ihre Aufmerksamkeit für seinen folgenden Unterricht zu gewinnen. Sie ist ihm also nur wirksam durch die Neuheit und das Fesselnde ihrer Tatsachen, nicht aber durch das Bildende, welches die in ihr gegebenen Beziehungen der Naturwesen und Naturkräfte darbieten. Von der Geographie kennt er nur einen praktischen Nutzen. Von besonderer Schönheit sind jedoch die Ausführungen, welche die Levana über Bildung zur Sprache enthält. Ihrem Verfasser war die große Wirkung, welche namentlich das gesprochene Wort auf den Geist des Menschen ausübt, vollständig klar, außerdem ist ihm die Sprache in ihrem Gesamtorganismus ein formales Bildungsmittel von unvergleichlicher Wichtigkeit. ‚Sprachenlernen ist etwas Höheres als Sprechenlernen, und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel erteilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, welche noch richtiger die Sprachmutter hieße . . .‘ ‚Die Muttersprache ist die unschuldigste Philosophie und Besonnenheitsübung für Kinder.‘ ‚Sprecht recht viel und bestimmt und haltet sie selber im gemeinen Leben zur Bestimmtheit an . . .‘ ‚Sogar kleine Kinder strengt zuweilen durch Widerspruchsrätsel der Rede an.‘ Die Sprachlehre ist ihm ‚als Logik der Zunge‘ die erste Philosophie der Reflexion, und der Umgang mit ihr ‚unter den früheren Übungen der Denkkraft die gesündeste‘. Mit Recht gilt ihm die Sprache als Mittel, dem Geist einen Schatz von Vorstellungen zuzuführen; denn ‚durch Benennung wird das Äußere wie eine Insel erobert‘. Dem Aufnehmen des sprachlichen Materials mit seinem Untergrunde von klaren Vorstellungen soll jedoch stets produzierende Tätigkeit von Seiten des Zöglings parallel gehen. Ihm dünkt das geklärte und geordnete Darstellen der eigenen Gedanken durch die Sprache und namentlich durch die Schrift als Bildungsmittel so wichtig, daß er sagt: ‚Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb mächtiger an als ein Buch lesen.‘ — Als zu verwirklichendes Ideal der sittlichen Bildung des Knaben nennt unser Autor ‚sittliche Stärke und sittliche Schönheit‘, und die Art und Weise, wie er diese Ansicht darlegt, geschieht in einer Fülle der zutreffendsten Aussprüche. Die sittliche Stärke wird nach ihm am besten durch das Beispiel erzielt; deshalb gebe man dem aufstrebenden Kind eine das Herz durchwurzelnde Idee, etwa die der Ehre. Auch der ‚Erweckung der Vaterlandsliebe‘ und dem ‚Aufwecken des Ehrtriebs‘ wird in der Levana in ausführlicher Begründung das Wort geredet. Soll der Knabe zu einem brauchbaren Manne erstarken, so ‚erfülle man ihn mit der verklärten Heldenwelt, mit lieblich ausgemalten Großmenschen der verschiedensten Art und mit einem poetischen Ideale‘. Auch möge der Knabe so viel als möglich in die stoische Schule hineinhören. ‚Lasset ihn sehen, daß das Kernfeuer der Brust gerade in denen Männern glühe, welche ein durch das ganze Leben reichendes Wollen, nicht aber, wie der Leidenschaftliche, einzelne Wollungen und Wallungen haben.‘ Und da Jean Paul als genauer Menschenkenner nur allzu wohl weiß, wie gewaltig die Hindernisse oft sind, die sich der im Erstarken begriffenen Männlichkeit entgegenstellen, verlangt er mit dem ganzen Feuer seiner Begeisterung Belebung der

Idealität; nicht stark genug kann er seinen Gegensatz zu denen betonen, die in unbegreiflicher Unkenntnis von der wahren Bestimmung des Menschen, das Idealisieren der Jugend verdammen und bei all ihrem Tun und Lassen das reine Nützlichkeitsprinzip in den Vordergrund treten lassen. Zu diesen Bildungsmitteln der sittlichen Stärkung trete dann noch die Wahrhaftigkeit, eine Zierde der Jugend und auch in späteren Jahren noch die Blüte der sittlichen Mannesstärke. Das Ideal der sittlichen Schönheit findet er im Reiche der Liebe, der Milde und der Wohltätigkeit. Seiner Grundanschauung von der menschlichen Natur entsprechend, findet sich die Liebe, die ‚eigentliche positive Sittenlehre', schon bei der Geburt in Kinderherzen, und deshalb ist es nicht nötig, ‚die Blütenknospe der Liebe einzuimpfen,' sondern nur ‚das Moos und Gestrüpp des Ich wegzunehmen, welches der Liebe die Sonne verdeckt'. ‚Bringet dem Kinde,' so ruft er aus, ‚das fremde Leben und das fremde Ich lebendig und genug vor das seinige, so wird es lieben.' Auch das tierische Leben halte es heilig; darum ‚gebet ihm das Herz eines Hindu statt des Herzens eines cartesischen Philosophen'. Endlich lasse der Erzieher durch eigenes Tun das Kind die Liebe kennen lernen. — ‚Lehrt lieben, sag' ich, das heißt liebt.' — Mit diesen Worten schließt Jean Paul seine von feiner psychologischer Beobachtungsgabe und einem warmfühlenden Herzen zeugenden Ausführungen über diesen in der Erziehung so wichtigen Punkt. Auch in Bezug auf die Ausbildung des Schönheitssinnes entwickelt die Levana eine Fülle gerade heute höchst beachtenswerter Ansichten. Eines der wirksamsten Mittel zur Bildung dieses Sinnes ist allerdings die Betrachtung der Natur in ihren ewigen, unvergänglichen Reizen. Weil jedoch diese neben dem Vollkommenen auch das Unvollkommene, neben dem Vollendeten vieles Unfertige und Verkümmerte bietet, so fordert unser Dichter die Betrachtung der verschiedensten Kunstwerke, und zwar in der Weise, daß das Kind früher in das Kunstreich der durch äußere Sinne bedingten Schönheiten, der Malerei, Musik, Baukunst einzuführen sei, als ‚in das Reich der durch den inneren Sinn bedingten, das der Dichtkunst'. ‚Fangt an mit Raphael und mit Gluck, allein nicht mit Sophokles.' Erst dann, wenn die ‚Mann- und Weibbarkeit . . . sich entzündet haben' und ‚alle Kräfte Einheit und Zukunft suchen', trete der Dichter auf und ‚sei der Orpheus', ‚der tote Körper so gut belebt, als wilde Tiere bezähmt.' Unter den poetischen Meisterwerken, deren Studium auf den jugendlichen Geist veredelnd einwirken soll, soll jedoch nach Jean Paul in der Weise eine Auswahl getroffen werden, daß vornehmlich die Erzeugnisse der Nationalliteratur berücksichtigt werden. Was die eigene Nation schuf, das steht dem Einzelnen, dessen Denken, Fühlen und Wollen ja so vielfach im Bannkreise der nationalen Bildungsverhältnisse liegen, jedenfalls näher als Fremdes. Aus diesem Grunde muß es aber auch einen viel nachhaltigeren Einfluß auf die ästhetische und Charakterbildung der heranwachsenden Jugend bewirken; denn wenn Bekannte, deren Stimme wir kennen, deren innerliches Fühlen und Denken uns so nahe liegt und vielfach selbst bewegt, zu uns

reden, so verstehen wir ihre Worte und sie werden uns viel fester im Geiste haften. Diesen großen Gedanken von der Gemüts- und Herzensbildung durch nationale Kunst faßte Jean Paul in seiner ganzen Tragweite auf und gibt ihm vielfach Ausdruck. In mehreren Kapiteln verbreitet sich sodann die Levana ausführlich über die religiöse Bildung des Zöglings, ihre Notwendigkeit und den Zeitpunkt ihres Beginnens. Dem jeder kalten Verständigkeit tief abholden Naturell unseres Dichters, der die großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts und die Unzahl ihrer verworrenen Fragen viel mehr in beschaulicher Innerlichkeit des Gefühls erwog, als mit der Schärfe des Verstandes prüfte, war es jedenfalls sehr entsprechend, daß er den Anteil des Gemütes und der Gefühle an der Religiosität des Menschen besonders stark betont und auch in der Erziehung besonders hervorgehoben wissen wollte. Scharf wendet er sich gegen den Glauben, als hänge die religiöse Bildung des Zöglings von der Anzahl der Religionsstunden und von der Menge des dargebotenen Stoffes ab. Solche Ansichten kann sein klarer Geist für das Zeitalter der Humanität nicht mehr als praktisch verwendbar ansehen. Für unser Jahrhundert, in dem ‚die geborstenen Kirchenglocken nur noch dumpf den Volksmarkt zur Kirchenstille rufen‘, verlangt er eine mehr auf das sittlich-religiöse Leben des Menschen abzielende Tätigkeit des Erziehers. Unpassend erscheint es ihm weiter, ‚das Kind durch Beweise in die Welt der Religion einführen zu wollen.‘ ‚Jede Sprosse der endlichen Erkenntnis,‘ so führt er weiter aus, ‚wird durch Allmählichkeit erstiegen; aber das Unendliche kann nur auf einmal angeschaut werden, nur auf Flügeln, nicht auf Stufen kommt man dahin.‘ Steht in dieser Auffassung die Levana im Gegensatz zu den Ansichten Rousseaus und der Philanthropisten, die bekanntlich bei der religiösen Unterweisung Vernunftgründe als ausschlaggebend betrachteten, so glaubt Jean Paul auch hinsichtlich des Zeitpunktes, zu welchem der Unterricht in der Religion beginnen soll, nicht den genannten Pädagogen beistimmen zu können. Denn will Rousseau die Entwicklung der religiösen Weltanschauung bei seinem Zögling erst mit dem Alter der Vernunft beginnen, so kann Jean Paul mit ihr nicht frühe genug anfangen. Die Religion ist ihm ein Lebenselement, dessen Notwendigkeit für alle Altersstufen gleichmäßig ist. Ihrer bedarf auch das Herz des Kindes, und die schönste Aufgabe des Erziehers bleibt es, ihm die tröstlichen und das denkende Sein des Menschen in sich beruhigenden Wahrheiten derselben einzuflößen.

Nicht weniger eindringlich als Rousseau fordert Jean Paul Abhärtung von früh auf, und wiederum nicht bloß um ihres physischen, sondern auch um des moralischen Wertes willen, ja er fordert besondere Übungen im Ertragen physischen Schmerzes und besondere (selbst künstliche) Gelegenheiten zur Entwicklung des Mutes. Der Körper ist ihm der ‚Panzer und Küraß der Seele‘ und ‚körperliche Abhärtung ist, da der Körper der Ankerplatz des Mutes ist, schon geistig nötig.‘ ‚Ihr Zweck und Erfolg ist nicht sowohl Gesundheitsanstalt und Verlängerung des Lebens, als Aus- und Zurüstung desselben

wider das Ungemach und für Heiterkeit und Tätigkeit.' ‚Jeder Vater baue um sein Haus ein kleines gymnastisches Schnepfental!' ist seine Forderung. Eine kräftige Willenserziehung ist für Jean Paul durchaus das Wichtigste, und dazu weiß er in immer neuen packenden Wendungen zu mahnen — wie er denn selbst, der anscheinend in weichem Fühlen Aufgehende, eine energische Willenserziehung bei sich durchaus nicht vermissen ließ.

Durch diesen Zug schon wäre die Berührung von Jean Pauls Gedankenwelt mit dem gegeben, was uns heute beschäftigt. Aber weit entfernt, daß das der einzige Zug und das Zusammentreffen ein zufälliges wäre! Auch die große Forderung, vor allem die Entfaltung der persönlichen Kräfte zu fördern, oder die Individualität zu erkennen und zu würdigen (was nicht ausschließt, daß man sie auch zu korrigieren suche), und ferner das ganze große, aus allem hervorleuchtende Wohlwollen und tiefe Interesse für die Jugend — in alledem erkennt man freundliche Wünsche und edle Strebungen der Gegenwart wieder. Doch es ließe sich auch aus dem einzelnen vieles herausheben, was an unsere Desiderien oder an unsere Zustände erinnert, übrigens nicht zum wenigsten auch an die Gebrechen unserer Zeit. Die zugleich witzige und bittere Kritik der gewöhnlichen Familienerziehung wäre auch heute treffend (oder vernichtend). Die tiefen Nachteile des Großstadtlebens für die Herzensbildung werden mehr als einmal scharf und schlagend hervorgehoben. Auch die verstimmende Behandlung edler Lektüre durch schulmeisterndes Ungeschick ist schon für Jean Paul ein Gegenstand des Unmutes. Und was er über die üblichen leeren Aufsatzthemata und anderes Didaktische sagt, hätte ungefähr noch jetzt oder jetzt wieder Geltung. Eine besondere Forderung, nämlich neben oder gegenüber der Schulung des ‚Gedächtnisses' die der planvollen Pflege der ‚Erinnerung' (d. h. treues Reproduzieren von Erlebtem, Beobachtetem), scheint in unseren Tagen unter den psychologisch interessierten Pädagogen wieder aufzuleben.

Manches freilich, was damals eine Forderung war, ist inzwischen längst verwirklicht worden. Aber die Probleme der Erziehung sind unendlich, sie bleiben ewig oder gestalten sich immer wieder irgendwie aufs neue. Ein Buch wie die Levana durchzulesen wird denen, die den nötigen Ernst daran wenden, zu allen Zeiten wertvoll sein und genußreich. Ist doch das Ganze — wie der Leser aus dieser Arbeit zur Genüge ersehen hat — auch durchzogen von einer Fülle trefflich geprägter Sentenzen oder was ihnen nahe kommt. Ein Buch, an dem einer unserer fruchtbarsten und schreibgewandtesten Dichter nach eigenem Geständnisse 10000 Stunden arbeitete, muß der Rätsel viele bieten und dem Geiste Stoff zu langdauernder Arbeit geben. Tausend Sprachsätze bot einst der große Comenius in einem berühmten Buche der lernbegierigen jungen Mitwelt dar, um sich an ihnen in den Wortschatz der damals alles beherrschenden lateinischen Sprache hineinzuleben. ‚Tausend Gedanken des Kollaborators' bot in der Zeit seines Ruhmes der Schriftsteller

Berthold Auerbach der Öffentlichkeit, um ihr den überschießenden Reichtum seines Geistes fühlbar zu machen. Tausend Gedanken über Kindheit, Jugend und Erziehung aus Jean Pauls Levana herauszuheben, wäre leicht, und schön, sie als eine Schnur edler Perlen aufzureihen: nicht zur Befriedigung eines alltäglichen Bedürfnisses und nicht zum Erweis der Fruchtbarkeit des Autors, sondern damit sie sich in die Gemüter senkten und dort Wirkung täten. Aber vielleicht ist es doch schöner, ihnen selbst im Zusammenhang zu begegnen. Denn gelesen wird das Buch ja auch ferner werden. Es ist ein unsterbliches Buch, so viel einzelnes an ihm auch vergänglich sein mag.

Leuchtende Gedanken

(aus Jean Pauls Levana).

An die Mütter.

Das Heil der Erziehung können nur die Mütter bringen.

Was ihr opfert für die Welt, wird wenig von ihr gekannt — die Männer regieren und ernten — und die tausend Nachtwachen und Opfer, um welche eine Mutter dem Staate einen Helden oder einen Dichter erkauft, sind vergessen, nicht einmal gezahlt, denn die Mutter zahlt nicht, und so schicken ein Jahrhundert nach dem andern die Frauen unbekannt und unbelohnt die Pfeiler, die Sonne, die Sturmvögel, die Nachtigallen der Zeit. — Aber zweimal werdet ihr nicht vergessen! Glaubt ihr an eine unsichtbare Welt, worin die Freudentränen eines dankbaren Herzens mehr wiegt und glänzt, als die hiesigen Kronen, die mit versteinerten Qualzähren besetzt werden, so wißt ihr eure Zukunft. Habt ihr recht erzogen, so kennt ihr euer Kind. Nie, nie hat eines je seiner recht und rein erziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunklen Kinderzeit, nach welcher wir uns ewig umwenden und hinsehen, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder. Ihr aber, die ihr nicht erzieht, Mütter, wie müßt ihr euch eures Undankes für ein unverdientes Glück schämen vor jeder kinderlosen Mutter und kinderlosen Gattin, und erröten, daß eine würdige nach dem Himmel seufzt, den ihr wie gefallene Engel verlassen.

Liebe ist die zweite Halbkugel des sittlichen Himmels, sie wende sich nach außen, wie die Würde nach innen.

Wie über dem höchsten Gebirge noch der Adler schwebt, so über der schwer ersteigbaren Pflicht die rechte Liebe.

Die Familienkreise sind die kleinen Inseln, welche, obwohl mitten im salzigen Weltmeere liegend, dennoch reines, süßes Wasser geben und damit die Schiffer besorgen für die Weltfahrt.

Der närrische Maler.

Von

Heinrich Hansjakob.

Es ist ein kalter, rauher Wintertag des Jahres 1801. Fahl leuchtet die Sonne über die Höhen des Schwarzwaldes zwischen Donaueschingen und Triberg. Die Tannen rauschen, geschüttelt vom eisigen Winde, als ein junges Weib mit einem Kind im Arm den einsamen Weg im Schnee daher schreitet. Eben hatte die Sonne sich geneigt, als sie zum untern Tor der Stadt Villingen hinauseilte — in scheuer Hast.

Sie dachte nicht an den Winter, nicht an die Nacht, nicht an die Bürde, die sie trug. Ruhelos eilt sie weiter, gleichgültig, welch' Los ihr werde draußen in der kalten Nacht. Der Weg ist noch weit bis hinab ins Kinzigtal; ob sie früh oder spät kommt, für ihre Schande ist's immer noch Zeit.

So stürmt sie fort in den kalten Abend, in die kalte Nacht hinein. Sie fühlt es nicht, wie das Kind erstarrt in ihren Armen und ihre eigenen Kräfte immer mehr ermatten. Auf der eisigsten Höhe jener Gegend, auf der Sommerau, sinkt sie endlich am Wege nieder. Mutter und Kind sind bald — eingeschlafen.

Da führt der Himmel den Knecht eines benachbarten Gehöftes auf dem Heimweg von Peterzell her zu den vom Tod Umfangenen. Er reißt sie auf und schleppt beide mühsam durch Sturm und Schnee zum nächsten Hof.

Hier kehren sie ins warme Leben zurück, und das Mitleid läßt ihnen alle Pflege angedeihen. Aber von der Mutter war über woher? und warum? kein Wort herauszubringen. Lautlos saß sie vor ihrem Kinde, und nur so viel erfuhr die Bäuerin, daß sie hinunter wolle ins Tal, heim, und so viel fühlten alle im rettenden Hause, daß unendlich viel Weh und Leid auf der jungen Mutter ruhe.

Am Nachmittag des zweiten Tages zog sie weiter; sie dankte nicht für das Wiedererwecken in dies Leben, sie legte ein Silberstück auf den Tisch, nahm ihr Kind und schritt vollends der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein zu und dann hinab ins Tal.

Schon ging der Mond auf über der alten Ruine der Dynasten von Husen, drunten an der Kinzig, als sie das einsame Städtchen gleichen Namens erreicht hatte. Aber hier verließ die späte Pilgerin die offene Landstraße; denn sie nahte der Heimat und wollte niemandem begegnen, der sie gekannt in besseren Tagen. Sie schritt über die Brücke bei Husen und aufs rechte Ufer des Flusses, wo schmale Pfade ungesehen hinabführen bis zur Kinzigbrücke bei Haslach.

Auf dieser Brücke, unter welcher die eisige Flut durchrauschte, blieb sie stehen. Hier begann bei der unglücklichen Mutter ein furchtbarer Kampf zwischen Liebe und Furcht, zwischen Schande und Verbrechen. Noch wenige Schritte und sie stand vor dem Vaterhaus, in das sie eintreten sollte als Entehrte, aus dem der ernste Vater sie vielleicht sofort wieder hinausjagt samt ihrem Kinde. Wäre es nicht besser, das Kind, oder sich und das Kind in den Fluten zu begraben und alles irdische Elend von den Wellen verschlingen zu lassen!?

In furchtbarem Seelenkampf hatte sie sich an die Brüstung gelehnt. Das Kind im Arme, starrte sie in die mondbeglänzte Flut. Das Rauschen des Wassers und der innere Kampf hatten ihr Ohr den Schritten eines Mannes verschlossen, der vom Dorfe Schnellingen her am Fluß heraufgekommen war auf spätem Heimweg nach dem Städtchen.

Es war der alte ‚dicke Metzger' von Hasle, welcher vom ‚Gai' zurückkehrte und in der Blume zu Schnellingen noch den letzten Schoppen getrunken hatte. Von weitem sah er im Mondschein eine Gestalt an die Brücke sich lehnen, und je näher er kam, um so geheimnisvoller erschien ihm dieselbe.

Bis auf Brückenbreite kam er an sie heran. Jetzt sah er auch das Kind, erkannte des Schmieds schöne Margarethe und ahnte sofort, was hier geschehen sollte. Er faßte sie rasch und vorsichtig am Arm und sprach: ‚Gretle, wie kommst du hierher und was hast Du vor?'

Umsonst will sie sich losreißen vom starken Mann, der bereits auch das Kind in seine Gewalt gebracht; ihr Angesicht verhüllend, stöhnt sie jetzt dumpf auf.

War sonst ein harter, spöttischer Mann, der dicke Metzger, aber das Leid des Mädchens ging ihm scharf ans Herz. Wird aber ein sonst harter Mensch einmal weich, so wird er's auch recht. Drum nahm der Dicke das Mädchen zunächst mit sich heim, versöhnte am folgenden Morgen den alten Schmied mit dem Unglück seiner Tochter und führte diese dann mit ihrem Kinde ins Vaterhaus. So kam der zukünftige ‚närrische Maler' in die Welt und ins Großvaters Schmiede.

In den ersten Tagen nach ihrer Heimkunft wanderte der Vater mit dem Gretle dem Pfarrhaus zu.

Der Schmied bat zunächst um ‚die heilige Tauf',' das Gretle schluchzte beschämt, aber der Pfarrer erschloß ihm nach einigen ernsten Worten durch Teilnahme und Trost das Herz. Es bekannte, wie daheim schon dem Vater, auch ihm alles: daß es durch das Versprechen der Heirat von seinem Dienstherrn verführt, später aber getäuscht, belogen und aus dem Haus gejagt worden sei.

Empört über die Handlungsweise des fürstenbergischen Beamten, meldete der Pfarrer den ganzen Vorgang an die fürstliche Regierung, trat energisch für das arme Gretle ein und setzte es durch, daß wenigstens ihr und ihrem Kinde eine Summe Geldes ausgezahlt wurde, die vor der äußersten Not sie schützen sollte nach dem Tode ihres Vaters.

Der alte Schmied starb bald darauf und hinterließ wenig, wie die meisten Haslacher; sein Sohn, der junge Schmied, der gleiche, bei dem ich vierzig Jahre später manche Stunde verbrachte und dem ich oft sein Eisen hämmern half, übernahm Schmiede und Haus. Seine drei ledigen Schwestern, unter denen das Gretle die jüngste, hatten zwar das Wohnungsrecht im Hause, aber nur in einer Stube, und die war zu klein für vier Menschen; drum fanden sie sich mit dem Bruder ab und bezogen ein kleines Häuschen auf dem Graben, am Stadtbach.

In diesem Häuschen lebte eine Generation früher das Gretle mit ihren Schwestern und ihrem Sohne ‚Karle'. Die Zeit heilt alle Wunden, und so konnte, trotz der Einsamkeit, das Gretle mit den Jahren sein Leid leichter tragen und über dem Grab seiner irdischen Hoffnungen die Seelenruhe wieder finden.

Nur bisweilen brach die alte Wunde auf. Wenn der Karle, ein schöner, schwarzlockiger Knabe geworden, mit seinen Kameraden in Streit geriet und sie ihm spöttisch zuriefen: ‚Du bisch jo nur's Gretles Karle un hesch* kei' Vater!' — und der Arme heim eilte und seiner Mutter weinend klagte, da brach ihr fast das Herz in herbem Leid. Sie tröstete ihn mit den Worten: ‚Dein Vater ist im Himmel droben und hat dich so lieb, als diejenigen, die dich verspotten.'

Die Menschen sind in gar vielen Dingen niederträchtig. Reichtum in Verbindung mit Schande und Gemeinheit nehmen sie gerne in Kauf, aber der Armut wird nichts verziehen. Ihr wird bei jeder Gelegenheit Schande und Ehrlosigkeit vorgeworfen. So werden beispielsweise oft arme, unehelich geborene Kinder, namentlich auf dem Lande, in der härtesten Weise behandelt und beurteilt, und doch sind sie an beiden Makeln mindestens ebenso unschuldig als ihre Spötter und Verächter.

---

* hast.

Ja es gab und gibt heute noch Priester, die glauben, Gott und seinem Sittengesetz eine Ehre anzutun, wenn sie es nach Jahren noch von der Kanzel verkündigen, der oder jene, die sich verheiraten wollen, seien unehelich geboren.

Man glaubt dadurch auf zukünftige Mütter unehelicher Kinder abschreckend zu wirken, vergißt aber, daß, während man ein an sich lächerliches Verhütungsmittel anwendet, ein absolut unschuldiger Mensch aufs tiefste gekränkt und verletzt wird.

Ähnlich wie zu meiner Zeit die ‚Ledigen', so wurde vierzig Jahre früher auch des Gretles Karle behandelt, und das war's, was die alten Wunden der unglücklichen Mutter von Zeit zu Zeit wieder aufriß. Manche Schläge bekam der Karle besonders dafür, daß er seinem Kunstgenius überall und bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab. Hatte er ein Stückchen Kreide gefunden oder, wie wir Buben es alle gern taten, aus einem Sandstein vor dem Hause eines Maurers oder bei einem Neubau ein Stück ‚Röthel' herausgeschlagen, so fing er eben an zu zeichnen. Da malte er auf eine Haustüre ein Schwein, dort auf einen Laden eine Kuh oder eine Krähe oder Eule — und überall hielt man seinen unschuldigen Kunsttrieb für Bosheit und Anspielung. Es regnete Verwünschungen und Hiebe auf den armen Knaben. Nur der alte Oberlehrer Blum machte es ihm gnädig bei den jeweiligen Klagen und erkannte den zukünftigen Maler.

In dem Geschlechte der Sandhasen war ja Kunst und Wissenschaft daheim, warum sollte nicht auch in diesem Halbblut-Sandhasen ein Künstler stecken? Hatte ja doch seine Mutter bereits einen Bruder, der sich in der Kunst einen Namen gemacht und als Hofmaler in der hessischen Residenz Darmstadt wohnte.

Von Zeit zu Zeit kam der in seine Heimat an der Kinzig, überzeugte sich vom Talent seines armen, verfolgten Neffen und nahm ihn, als er ‚aus der Schule war', zu sich nach Darmstadt.

Nicht ungern verließ der Karle die Heimat, wo er wenig gute Freunde gehabt und viel Leid erfahren hatte in seinem jungen Leben, nicht ahnend, daß er noch mehr erfahren würde in seinem Alter.

Nur ein Bürger hatte sich, außer dem Lehrer, des Gretles Karle angenommen. Der ‚Lichterläufer', so genannt, weil er Läufer hieß und ‚Lichter zog', war, zu meiner Zeit noch, der beste Lehrer im Flötenspiel. Er gab dem Karle und seinem Schulkameraden, dem Christian, unentgeltlich ‚Stunden auf der Flöte'.

Der Karle wurde Virtuos, und dies Spiel hat ihm später seine Lebensnacht manchmal erhellt und vertröstet.

Das Flötenspiel war damals noch im Städtchen sehr verbreitet. An Werktagabenden und Sonntagmorgen konnte man in jeder Gasse und in

jedem Gäßchen im stillen Kämmerlein einen Flötendilettanten seine Übungen produzieren hören.

Wie es unserm Karle in Darmstadt ging, wo er unter den Augen seines Onkels zum Maler sich ausbildete, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Das weiß ich aber, daß er nach einigen Jahren in die Heimat zum Besuch seiner Mutter kam und ihr als erste Probe seiner Kunst ihr eigenes Porträt malte. Dann wollte er, ein bildschöner Mensch geworden, nach Wien, wo alle Sandhasen hin tendierten und wo später ein Sohn des genannten Hofmalers Rechtslehrer an der Universität war. Er kam bis München. Hier hatte eben unter Ludwig I. die Kunst neues Leben zu nehmen begonnen. Hier blieb des Gretles Karle und vergaß die Reise nach Wien.

Drei glückliche Jahre vergingen dem jungen Künstler in dem neuen Isarathen. Aus Italien aber waren die Titanen alle gekommen, die in München der Kunst eine Heimstätte zu gründen begannen. Dorthin sehnte sich, wie jede Künstlerseele, auch der Maler Sandhas.

Eines Tages war er aus dem Kreise seiner Freunde verschwunden. Niemand wußte wohin; alles ahnte aber, er sei über die Alpen gewandert. Und so war es. Von Venedig ward seiner Mutter die erste Kunde, und am Strande Neapels traf ihn ein Münchner Künstler, der nach ihm die Isarstadt verlassen. Sandhas hatte, ein Fußgänger wie wenige, ganz Italien durchwandert, von den Apenninen bis zum Vesuv alle Berge durchstreift und in allen bedeutenden Städten seine Studien gemacht.

Jahr und Tag waren wieder vergangen, da faßte ihn am Golf von Neapel das Heimweh nach den tannendunkeln Wäldern an der Kinzig. Die Natur allein hatte ja in der Knabenzeit neben seiner Mutter ihm ungetrübte Freude gemacht, sie allein blieb ihm später treu, als alles ihn verlassen.

Darum zog er rastlos wandernd heimwärts. Es war im September des Jahres 1830. Die Herbstsonne stand über dem Häuschen am Graben und küßte die Blumen am Fenster Gretles, das einsam in seinem Stübchen saß. Ihre Schwestern hatte der Tod abgeholt. Da schritt der Karle als vollendet schöner, gebräunter Mann mit dunklem Vollbart den schmalen Weg vom oberen Stadttor herunter, der Hütte der Mutter zu. Ihr Auge hatte ihn trotz der Veränderung sofort erkannt, und voller Herzensfreude eilte sie ihm entgegen, hinab unter die Haustür.

Im ganzen Städtchen, nicht bloß bei seiner Mutter, erregte der schöne, aus Italien heimgekehrte Karle Erstaunen. Er brachte auch meinem Großvater, dem Beckepeter, Grüße von seinem Bruder, dem Nudletoni, der in der ewigen Stadt tat, was er in des Vaters Backstube gelernt; er machte Nudeln, ein gutes Geschäft selbst im Lande der Maccaroni. Der Karle hatte ihn in Rom besucht und manche Unterstützung bei ihm genossen.

Den ganzen Tag über war in der nächsten Zeit Gretles Stübchen von jungen und alten Haslachern besucht, denen der Karle seine Studien zeigte, welche er in Italien aufs Papier gebracht hatte und zu denen er entsprechenden Text zu geben wußte.

Die besseren Bürger und Bürgerinnen wollten jetzt alle von dem Karle gemalt sein, und Arbeit gab's in Hülle und Fülle. Er führte alle diese Porträts in Aquarell und zwar ganz vorzüglich aus. So malte er in jenen Tagen allein aus meiner Familie: meine mütterlichen Großeltern, meine Eltern als junges Ehepaar und den Bruder des väterlichen Großvaters, den Pfarrer, der damals seine alten Tage im Ruhestand im elterlichen Hause verlebte. Sämtliche Bilder sind heute in meinem Besitz und erinnern mich gar oft nicht bloß an die Originale, sondern auch an den unglücklichen Künstler, der die Porträts schuf.

Bald ging durchs ganze Tal der Ruf des Porträtmalers von Hasle, und überallhin wurde er gebeten, und es wird heute noch von Offenburg bis Wolfach gar manch' altes Familienbild existieren mit dem Monogramm ‚Karl Sandhas'.

Aber auch die Naturstudien in Feld und Wald vergaß der junge Künstler nicht. Bald saß er am roten Kreuz oben unter einer Tanne und zeichnete das Land zu seinen Füßen, bald stand er auf der Kinzigbrücke und entwarf ein Bildchen aus dem Uferleben, bald weilte er im Klostergarten der Kapuziner, um einen oder den andern der Klosterbrüder bei der Arbeit zu skizzieren.

Das Kloster war längst aufgehoben, nur wenige Mönche wohnten da zum Aussterben, und einen Teil des großen Gartens bebauten bereits, wie heute noch, Bürgersleute. Drum traf eines Morgens zur Sommerszeit der Maler im Garten ein Mägdlein, das aus dem Klosterbach Wasser schöpfte, um ihre Blumen zu begießen. Er hatte sie früher nie gesehen. Sie war die Tochter eines fürstenbergischen ‚Jägers', wie in jener poetischen Zeit, wo sie noch mehr mit dem Wald als mit der Feder zu tun hatten, die Förster genannt wurden.

Ein fürstlicher Rentmeister und ein Jäger saßen damals noch zu Haslach, wo ringsum der Fürst von Fürstenberg Wald und Feld in Fülle besitzt.

Dem alten Jäger war der junge Maler schon oft begegnet, wenn dieser im Wald, des Künstlers Lieblingsspaziergang, herumgestreift war. Aber des Jägers Töchterlein zeigte ihm erstmals im Kapuzinergarten der greise Bruder Othmar, den auch ich noch gekannt. ‚Des Jägers Mine' hatte keine Ahnung davon, daß der Maler, der stumm und still an der Klostermauer saß mit seinem Skizzenheft, sie abkonterfeite, und noch weniger, daß derselbe, je länger er sie ansah, um so unruhiger wurde in seinem Herzen.

Sein Ruf als Künstler hatte dem Karle endlich auch die Gunst des Stadtrates gewonnen. Obwohl sonst kein Prophet und noch weniger ein Künstler etwas gilt in seiner Vaterstadt, so bestellten die Väter des Städtchens doch bei's ‚Gretles Karle' zwei Bilder.

Zunächst ein Porträt des ehemaligen Pfarrers Lipp. Dieser, ein geborener Haslacher und Pfarrherr in seiner Vaterstadt, muß ein bedeutender Mann gewesen sein; denn er war päpstlicher Prälat und Protonotar.

Es kann zwar auch ein unbedeutender Mann derartige Titel bekommen, wie auch einen Orden. Allein wenn ein Pfarrer von Hasle auf jene Stufe der Prälatur erhoben wurde, so muß er was gewesen sein.

Lipp, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, hinterließ seiner Vaterstadt eine Stiftung und seinen Mitbürgern einen silbernen Becher, aus dem sie bei öffentlichen Mahlen sich ‚den Frieden zutrinken sollten'. Zu meiner Knabenzeit geschah dies noch regelmäßig an des Großherzogs Geburtstag.

Jetzt hat die schöne Sitte aufgehört, wohl weil der Prälat Lipp es vergaß, auch den nötigen Wein zum leeren Becher zu stiften.

Sein Bild hing seit seinem Tode im Ratszimmer, war aber defekt und fast unkenntlich geworden.

Der Karle fertigte für dreißig Gulden eine sehr gute Kopie, die heute noch die ‚Ratsstube' ziert, dem Pfarrer und ihm zur Ehre.

Nachdem das Porträt so gut ausgefallen war, folgte ein größerer Auftrag von seiten des Stadtrats: eine Himmelfahrt Mariä auf den Muttergottesaltar in der Pfarrkirche.

Die alten Haslacher waren ein frommes Geschlecht und deshalb große Verehrer der Muttergottes. Ich sah in meiner Knabenzeit noch die ersten Bürger an ‚Marientagen' mit dem Schild der Rosenkranzbruderschaft zur Kirche wallen. Darum sollte des Gretles Karle auch die Muttergottes mit seinem Pinsel verherrlichen.

Alle großen Meister des Mittelalters haben die Madonnenbilder ihrem Lande und ihrem Volke entnommen, gar oft waren es Frauengestalten, die ihrem Herzen nahe stunden. Ähnlich verfuhr auch der junge Maler an der Kinzig. Er konnte sich kein edleres und züchtigeres Frauenbild denken, als des ‚Jägers Mine', die, seitdem er sie im Klostergarten gesehen und gezeichnet, wie eine Heilige vor ihm stand, und mit der er vor Bewunderung noch nie zu reden gewagt hatte.

So malte er denn auf sein Bild ‚Mariä Himmelfahrt' die Mine als Hauptfigur; unter ihr die Weltkugel und eine Schar von begleitenden Engeln. Von der Erde schaute in einer Ecke des Bildes der ‚Karle' selber als Apostel der Himmelfahrt zu. So ward das Bild zum ersten Mal im Rathaussaale

an einem ‚Ratstag‘ ausgestellt, damit die Senatoren die ersten Prüfermienen darauf werfen sollten.

Kaum hatte aber der alte Ratschreiber Soderer, dem das Bild vor Eröffnung der Sitzung gebracht worden war, und der die erste Violine im Rate spielte, über seine große Brille hinweg das Gemälde fixiert, als er unter den Aposteln des Gretles Karle erblickte. Die Madonna war ihm nicht aufgefallen, weil er die jungen Mädchen nicht kannte. Aber das eine war ihm schon genug, daß der Sandhas, ein unehelicher, junger Mensch sich unter die Apostel stellte. Wenn er ihn, den alten, würdigen Generalstabschef des Stadtrats kopiert hätte, wäre es noch etwas anderes gewesen, so aber verdarb ihm der Malerkopf das ganze Bild.

Während er grimmigen Blickes über dem Gemälde saß und entrüstet in sich hineinmurmelte, kam der älteste Stadtrat, der Becke-Fidele, in das Zimmer. Der schlug, noch ehe der Ratschreiber Zeit hatte, ihm den verdächtigen Apostel zu zeigen, die Hände über dem Kopf zusammen und rief: ‚Dia Muattergottes isch jo 's Jägers Mine!‘ Er kannte als Bäcker, bei dem sie täglich aus- und eingingen, alle Mädchen im Städtle und so auch die Madonna auf des Sandhasen Bild.

Indessen kamen die übrigen Ratsherren samt dem Bürgermeister angerückt, und mit jedem Mann mehrte sich die Entrüstung, die auch leicht begreiflich war. Am Nachmittag ging wie ein Lauffeuer durchs ganze Städtchen die Freveltat des Malers. Ihn selber hatte der Rat am Morgen noch holen lassen und ihm sein Bild voll Entrüstung heimgeschlagen. Empört über den Mißverstand, den die allgemeine Malerlizenz bei den Vätern der Heimat gefunden, reizte er dieselben mit den Worten: ‚Wenn Ihr meine Himmelfahrt Mariens so beurteilt, dann will ich Euch eine Geburt Christi malen und die Motive zu Ochs und Esel aus dem Stadtrat nehmen.‘

Mit diesen Worten trat er aus dem Ratszimmer und ließ die Ratsherren in doppelter Entrüstung hinter sich. Der Becke-Fidele beantragte, das Bild zu verbrennen und des Gretles Karle beim Obervogt wegen Beleidigung zu verklagen. Dagegen erhob sich, ein zweiter Gamaliel an Weisheit, der alte Buchbinder Hinterskirch. Dieser, den ich als Knabe noch hochaufgerichtet, langsam und gravitätisch in die Ratssitzungen wandeln sah, war aus Württemberg nach Haslach eingewandert und besaß alle Klugheit eines echten Schwaben. ‚Wenn wir,‘ so meinte er zu seinen empörten Kollegen, ‚den Antrag des Becke-Fidele zum Beschluß erheben, wird Schaden und Spott unser Los sein. Verbrennen wir das Bild, so verklagt uns der Sandhas, und wir haben den Schaden; verklagen wir aber ihn wegen des boshaften Witzes, so wird dieser allgemein bekannt, und wir haben den Spott zum Schaden.‘

Diese Weisheit sahen alle ein, selbst der Becke-Fidele, und infolge des weiteren Antrags des Buchbinders ward das Bild vom Ratsdiener vor die Türe des Hauses gestellt, in welchem der Maler mit seiner Mutter wohnte.

Es war Sommerszeit und warmes, trockenes Wetter, darum ließ der empörte Künstler das Bild einige Tage stehen, wo der Scherge des Rats es abgelegt. So hatte alles im Städtchen Gelegenheit, des Jägers Mine als Muttergottes und den Karle als Apostel zu betrachten und seine Glossen darüber zu machen. Alles schimpfte natürlich auf den frechen Maler, nur die erwachsenen Mädchen beneideten im stillen die schöne Mine um ihre hohe Rolle.

Diese hatte viel zu leiden. Wo sie sich blicken ließ, hieß es: ‚Da kommt die gemalte Muttergottes.‘ Aber die Kunde, daß der Maler, den sie im Klostergarten so oft gesehen, sie derart verherrlicht habe, erregte in ihrem Herzen auch sofort die Ahnung, warum dies geschehen sein möchte.

Es kam, wie es zu kommen pflegt, die alte Geschichte vom menschlichen Herzen, die ewig neu wird in ihrer Lust und ihrem Weh.

Unter dem großen Lindenbaum vor dem Gartentor am Kapuzinerkloster fanden sich beide und schwuren sich in althergebrachter Art Liebe und Treue. Und der alte Bruder Othmar, der Kapuziner, störte die Liebenden nicht, so oft sie auch unter der Linde stunden und sich ihr Leid klagten. Die Zweige des Lindenbaumes flüsterten mit ihnen, und das Bächlein nebenan nahm leise rauschend ihr Geflüster mit sich fort.

Sie hatten sich viel Leid zu klagen, denn der alte Jäger wollte nichts davon wissen, daß seine Tochter einen Maler heirate, der dazu noch ein Tagdieb sei und in den Wäldern umherstreife. Von allen Leuten mußte die Mine sich verspotten lassen nicht bloß wegen des Madonnabildes, sondern auch wegen des ‚Molers‘, von dem sie jetzt zu sagen begannen: ‚Es ist eben ein halbverrückter Kerl, wie alle Sandhasen.‘

Vergeblich wies die Tochter darauf hin, daß der ‚Karle‘ kein Lump sei, viel Geld verdiene und niemand ihm etwas Schlechtes nachsagen könne. Als eines Tages der junge Künstler dem Alten begegnete im Urwald, ‚am heiligen Brunnen,‘ da drohte ihm dieser mit seinem Gewehr, wenn er die Mine nicht lasse, die nie und nimmermehr einen Maler und Tagdieb heiraten dürfe. Ohne eine Gegenrede eilte der arme Künstler den Wald hinab. Wo er roh behandelt wurde, antwortete er gar nicht oder höhnisch. Um Hohn war es ihm aber jetzt nicht zu tun, da er dem Vater seiner Geliebten gegenüber stund.

Am Abend unter der Klosterlinde erfuhr die Mine, was im Wald sich zugetragen. Sie selbst erzählte, wie sie bald des Lebens nicht mehr sicher sei daheim. So oft der Vater von seinem Abendschoppen im Kreuz

heimkehre, sei er aufs neue wütend, weil er jedesmal sich müsse ‚aufziehen' lassen in der Gesellschaft wegen des verrückten Molers, dessen Narrheit das Madonnabild klar dargelegt hätte. Er wolle sie jetzt nach Amerika spedieren, wenn der Lump noch lange im ‚Städtle' sei und die Bekanntschaft nicht aufhöre.

Tags darauf war der Maler fort.

Er war über die Berge gegangen, um von der Mine die Fahrt übers ‚große Wasser' abzuwehren. Freiburg sollte sein Aufenthalt werden; und er hatte versprochen, von da jeden zweiten Samstag, abends um die achte Stunde, am Lindenbaum beim Kloster zu sein.

Er wohnte in Freiburg im ehemaligen Allerheiligenkloster* beim Hofgerichtsrat Neumann, dessen Sohn, der Oberamtsrichter a. D. Neumann, heute ein Achtziger, noch vom Maler Sandhas zu erzählen weiß.

Neumann kam als Knabe oft in das Atelier des Künstlers und erinnert sich eines großen Bildes, an dem dieser damals malte, und das den Faust und seinen Mephisto darstellte.

Auch besitzt dieser Herr noch eine Bleistiftzeichnung von Sandhas, das Haslacher Kloster und den Lindenbaum darstellend.

Sein Ruf als Porträtmaler verschaffte dem Karle in der alten Zähringer-Stadt Arbeit und Geld genug. Der damals bekannte Pathologe Professor Baumgärtner, von der präzisen Ausführung seiner Bilder überrascht, machte ihn zum Mitarbeiter an seinem Werke ‚Physiognomik der Krankheiten'. Sandhas zeichnete im Spital die Gesichtszüge der einzelnen Kranken, und der Professor wies am Gesichtsausdruck die verschiedenen Übel, die so sich ausprägten, nach.

Für jeden Kopf bekam der Maler zwei Kronentaler.

An den bestimmten Tagen zog der Karle zu Fuß eilenden Schrittes übers Gebirg zum Lindenbaum am Kloster. Es sind neun Stunden von Freiburg nach Haslach, die er jeweils in kaum fünf Stunden zurücklegte. Einmal wußte er bald alle, auch die einsamsten Pfade, die den Weg kürzen konnten, und dann war er ein Fußgänger, der als Schnelläufer sich hätte sehen lassen können. Sandhas stand stark in den vierziger Jahren, als er in meine Erkenntnis trat, und damals noch schauten wir Buben staunend ihm nach, wenn er vom Städtchen dem Walde zuschritt und bergan eilte. Ich habe noch nie einen Mann so schnell und leicht dahinschreiten sehen, seinen großen Naturstock elegant in der Luft schwenkend.

Eines Tages, so erzählen alte Leute heute noch, begegnete dem Karle auf seinem Weg von Freiburg zum Lindenbaum der alte Kreuzwirt Merkle von Hasle. Dieser war mit seinem flotten Einspänner im Markgräflerland

* Der heutigen Kaserne, dem erzbischöflichen Konvikt gegenüber.

Max Liebermann pinx.

Biergarten in Brannenburg.

gewesen, um Wein zu kaufen, und eben auf der Heimfahrt durchs Elztal hinauf. Er lud den Maler ein zum Mitfahren, der aber lachte und meinte, er käme noch vor ihm heim.

Und richtig, als der alte Kreuzwirt, der unterwegs nur einmal seinem Pferd kurze Rast gegönnt hatte, heimkam, saß der Sandhas im Kreuz bei einem Schoppen.

Am Lindenbaum traf er jeweils die Mine, redete, was das Herz und die Verhältnisse eingaben, suchte im Dunkel der Nacht die Mutter auf zu einem ‚Grüß Gott', und noch bevor des Schloßbauern Hahn an der alten Haidburg auf der Höhe des Elztales zum erstenmal krähte, huschte der Sandhas am Schloßhof vorbei, und ehe der Wächter auf dem Münsterturm in Freiburg den Tag einläutete, schritt er wieder zum Christophstor hinein.

Stets trug er mehr Leid als Freude über die Berge, wenn er zurückwanderte in der Stille der Nacht. Die Mine hatte ihm immer zu erzählen von ihren Plagen im Elternhaus. Kaum war der ‚lumpige Moler', wie der alte Jäger zu sagen pflegte, aus dem Städtchen fort, so kam ein Freier, der dem Alten gefiel. Drüben in Hausach auf der fürstenbergischen Hammerschmiede war er angestellt als Buchführer, hatte sein täglich Brot, freie Wohnung, Holz und Licht, mit der Aussicht, einmal Verwalter zu werden auf einem der vielen fürstlichen ‚Hämmer' im Schwarzwald.

Das war des alten Jägers Mann, aber nicht der seiner Tochter. Sie weigerte sich, dem Wunsch des Vaters gemäß mit dem Werkschreiber von Husen ‚eine Bekanntschaft anzufangen'. Und als ihn der Vater eines Sonntags ins ‚Jägerhüsle' am Graben brachte, um ihn der Mine vorzustellen, da floh sie — hinauf in den Urwald, der in kurzem auch ihrem Karle als Aufenthalt dienen sollte.

Da sie am Abend und in der Nacht nicht heimgekehrt war, wich der Zorn des alten Jägers der Angst, das Mädchen könne sich etwas angetan haben. In der Nacht noch bot er seine Waldhüter auf, um die Mine zu suchen.

Bei Tagesanbruch trafen sie die Arme am heiligen Brunnen, mitten im Urwald, schlafend unter einer alten Buche.

Der Vater gab ihr gute Worte, und weinend folgte ihm die Tochter zurück ins Elternhaus, wo schon nach wenig Tagen der Werkschreiber von Husen wieder das Gespräch des Jägers bildete, während im Städtle ihre Flucht über alle Zungen ging und man ihr alles Schlimme gönnte, weil sie sich als Muttergottes habe malen lassen.

Bald ließ der Vater sich vernehmen: Wenn sie wieder fortgehe, wenn der Werkschreiber komme, solle sie nur fortbleiben. Es rene ihn, daß er sie gesucht und gefunden im Urwald.

Kein Wunder, wenn das Herz des geplagten und verspotteten Mädchens endlich brach. Dieses Herz hatte schon so viel ertragen müssen vom unerbittlichen Vater und vom spottenden Volke. Fieberhitze warf die Mine aufs Krankenlager in einsamer Kammer.

Der Karle hatte indes in Freiburg viele Kronentaler ermalt und erzeichnet und sie sparsam zusammengetan. Seine Erholung suchte er meist in der Natur, in den herrlichen Waldbergen um Freiburg herum, wobei seine Flöte ihn immer begleitete. Einsam im Walde zu sitzen, die Flöte zu spielen und in sie sein Leid hineinzublasen, war später in noch trüberen Tagen seine Freude.

Die Woche, an deren letztem Tage sie sich unter der Linde wieder finden sollten, ging abermals zu Ende. Der Maler brach früher auf als sonst. Trotzdem er seine sämtlichen Kronentaler — und es waren nicht wenige — mitnahm, um sie der Mine zu geben, daß sie dem Vater den Schatz zeige und ihm beweise, daß der Sandhas kein Lump sei — trotzdem wollte heute keine Freude in ihm aufkommen. Ein banges Gefühl beschlich ihn, während er das Elztal hinaufeilte.

Auf der ‚Eck', beim alten Rößler, trank er gegen Abend einen Schoppen. Einsam steht dies Wirtshaus auf dem Scheitel der Bergstraße, und die Fuhrleute und Fußgänger machen hier jeweils Rast nach überstandenem Aufstieg, sei es aus dem Elztal oder aus dem Kinzigtal.

Hier tönte dem Karle beim Weiterschreiten vom Tal herauf die Haslacher große Glocke dumpf und leise ans Ohr. Es ward ihm noch banger. Das Läuten kam ihm so unheimlich vor. Und doch geht über diese Ecke einmal in jedem Jahr ein poetisches Läuten, wie selten in der Welt. Auf dieser höchsten Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal versammeln sich alljährlich am Pfingstmontag die Hirtenbuben der ganzen Umgegend zum ‚Glockenfest'.

Je banger es dem jungen Maler, der heute von der Höhe zu Tal stieg, ums Herz ward beim fernen Glockenton, um so mehr beschleunigte er seine Schritte. Unten im Tal angekommen, lenkte er seine Schritte abseits von der Straße und schlug den Pfad ein am ‚Bächlewald' hin. Hier begegnete ihm der Mattenmüller von Hofstetten, der in der Nähe am Waldrand seine Mühle stehen hatte, von der ihn etwa fünfzehn Jahre später zur Winterszeit der Mühlbach forttrieb und als Leiche nach Haslach brachte. Ich sah als Knabe den Mattenmüller im Klosterbach liegen, unweit der Stelle, wo der Lindenbaum des Malers und der Mine stund.

Der Müller kannte den Karle wohl. War er ja schon oft oberhalb der Mühle am Wald gesessen und hatte gezeichnet oder die Mühle passiert auf seinem Wege von und nach Freiburg. Sonst wortkarg, trieb es den Sandhas diesmal, den Mattenmüller zu stellen und über sein Woher zu

befragen. Dieser war im Städtle gewesen und hatte ‚Beuteltuch' geholt für seine Mahlgänge. ‚Hat es nicht vorhin Scheidzeichen geläutet?' fragte der Maler. ‚Ja freilich,' meinte der Müller. ‚Ich bin gerade im Rappen bei einem Schoppen gesessen, da läutete es. Gleich darauf kam des Rappenwirts Bub heim und erzählte, man läute fürs Jägers Mine, sie sei am Nervenfieber gestorben.'

Wenn ein Blitz in eine Eiche schlägt, kann er sie nicht so tief ins Lebensmark hinein erschüttern, wie die Nachricht den großen, starken Mann traf, der vor dem Mattenmüller stund am Bächlewald.

Es war nicht Bosheit, sondern die bisweilen diabolisch klingende Naivität des ungebildeten Menschen, wenn der Müller mit seinem roten, gutmütigen Gesicht noch hinzufügte: ‚Ihr habt sie wohl gekannt, Sandhas, denn gar oft hab' ich seiner Zeit davon erzählen hören, daß Ihr sie auf ein Bild gemalt habt.' — ‚Ja, ich habe sie gekannt,' meinte trocken der aufs tiefste Getroffene und verabschiedete den Unglücksboten. Dann setzte er sich unter die nächste Tanne und weinte, daß der ganze Wald sich hätte erbarmen mögen, weinte, bis es Nacht wurde. Jetzt schritt er langsam dem Städtchen zu, wie berauscht vom Schmerz, und nahte am obern Graben dem kleinen Häuschen des Jägers. Es war Licht in der Kammer des zweiten Stockwerks, wo die Mine gewohnt. Das Licht zitterte zwischen den Blumenstöcken durch, die vor ihrem Fenster standen, und dies war geöffnet, und auf die Straße drangen die Worte der Nachbarsfrauen, die den Rosenkranz beteten vor der Leiche: ‚Herr, gib ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr!'

Und drunten stund der arme Karle und senkte sein Haupt, und die Gebets-Worte gingen auf ihn nieder wie Pfeile auf einen Gebundenen. Er hätte gern mitgebetet droben, wäre gern niedergekniet, um die Tote nochmals zu sehen. Aber er wollte ihre Ruhe nicht stören dadurch, daß er dem Vater sich gezeigt, der ihn wohl als den Mörder seines Kindes empfangen hätte.

Unmittelbar hinter ihm erhob sich der alte Kirchturm des Städtchens, von dem herab schon so manch' Scheidzeichen ertönte. Er bildet mit einigen alten Häusern einen dunklen Winkel. In diesem blieb der Karle noch lange Zeit in stillem Weh stehen, nachdem er sich aus der unmittelbaren Nähe des Totenhauses entfernt hatte.

Aus dem kleinen Gäßchen, das vom Bergfidele herabführte zum Graben und zum Häuschen des Jägers, kamen im Dunkel der Nacht zwei Frauen, um auch noch zum Rosenkranz zu gehen für die tote Mine. Der Maler hörte es genau, als eine zur andern sagte: ‚Am Tod von dem Maidle ist niemand anderer schuld, als der verruckt Sandhas. Die Muttergottes hat sich gerächt, weil er sie auf das Altarbild gemalt.'

Jetzt kannte der arme Karle die Volksstimme im Städtchen, und zu all' dem eigenen Leid, das der Tod ihm gemacht, kam noch der unsagbare Schmerz, als der Ursacher des Todes zu gelten.

Es wurde dunkel in seinem Geiste. Er taumelte hinaus an die Kinzigbrücke. Dort, wo seine Mutter einst gestanden in kalter Winternacht mit ihrem Kinde, dort stund jetzt der stattliche Mann, der aus jenem Kinde herangewachsen, und trug wohl so herbes Weh, als in jener dunklen Nacht seine Mutter getragen. Aber er fühlte die Last des Leides vielleicht nicht so, wie sie, weil der erste Schatten der geistigen Umnachtung heute Abend auf ihn gefallen war.

Er tat etwas, was man als armselige Erfindung von mir bezeichnen könnte, wenn es nicht einem Narren gleich sähe. Er nahm seine Kronentaler aus den Taschen und warf einen um den andern in den Fluß. Zu jedem Wurf drang aus seiner Seele der bittere Ruf: ‚Gestorben — fahre hin!'

Und als er arm war, so arm, wie in jener Nacht, da die Mutter ihn über die Brücke trug, kehrte er heim zu dieser, um neuen Kummer dem Mutterherzen zu bringen.

Am andern Morgen kam des ‚Lange-Seppe-Agath'', eine Freundin Gretles. Sie hatte bei der Mine gewacht in der letzten Lebensnacht und diese sie beim Scheiden von dieser Welt noch gebeten, zum Gretle zu gehen mit ihrem letzten Gruß an den Karle. Bei dieser Nachricht lebte er einen Augenblick auf aus seinem dumpfen Hinbrüten; es war der einzige Lichtstrahl in seine dunkle Seele, daß die Mine noch seiner gedacht.

Am zweiten Tage trugen sie das so früh vom Tod geholte Mädchen hinab zur letzten Ruhe. Droben ‚am roten Kreuz' unter den Tannen des Urwalds stund, wie versteinert vom Leid, der arme Maler. Er sah den Leichenzug die weiße Straße hinabziehen, die vom untern Tor zum Gottesacker führt. Sie trugen seine ganze Lebensfreude, alle seine Hoffnungen mit hinab ins Grab. Als der Zug unter der Brücke am Klosterbach verschwunden war, verschwand auch der Karle im Wald.

Der Wald, stets ein Lieblingsrevier dem Knaben, wurde fortan dem Unglücklichen die Stätte, in der er sein Leid vergrub.

Mit dem Sohne litt am meisten die Mutter, das unglückliche Gretle. Wenn er Tage lang im Wald umherirrte, dachte sie jeweils ans Schlimmste, und war glücklich bei allem Unglück, wenn er bisweilen spät in der Nacht, ungesehen von den Menschen, für einige Stunden ins kleine Häuschen einkehrte. Eine letzte Hoffnung trug sie immer noch mit sich herum, die, den Sohn seinem Vater zuzuführen und so den ersteren fürs Leben wieder zu gewinnen.

Längst schon hatte der Karle von der Mutter selbst Aufschluß verlangt über seine dunkle Herkunft, die er nur aus den spöttischen Andeutungen anderer Menschen ahnte. Immer hatte die Scham der Mutter Zunge gebunden. Jetzt aber glaubte sie den Sohn zu retten, wenn sie ihn auf andere Gedanken bringe, und erzählte ihm, was wir längst wissen. Stumm hörte er der Mutter Bericht. Ihre Tränen fielen brennend auf sein Herz, und bereitwillig ging er auf ihre Bitte ein, dem Vater sich vorzustellen. Sie glaubte, dieser würde sich freuen und ihn, den jungen, schönen Mann, als seinen Sohn gern erkennen und aufnehmen.

Seine Studienbilder aus Italien, seine besten Skizzen aus Berg und Tal nahm der Karle in eine Mappe und dazu jenes Aquarellbild der Mutter, das er vor Jahren gemalt. So zog er das Tal hinauf, dem Schwabenland zu, wo der ehemalige Amtmann von Hüfingen als Pensionär in der Residenz Stuttgart behäbig lebte.

Karls Seele war verbittert und blieb es; auch als die Mutter ihm seines Lebens Ursprung erzählt, ward er nicht anders. Ihre Tränen hatten ihn gerührt, ihr Herzeleid sein tiefstes Mitgefühl erregt. Aber er wußte jetzt, was die Mutter geduldet. Haß und Verachtung gegen den — Vater waren bei ihm eingezogen. An diesem wollte er die Mutter rächen, weil er nach dem, was er gehört, von ihm nichts mehr erwartete. Er hatte mit dem Tode der Mine seine Sache auf nichts gestellt und in seiner dermaligen Stimmung nichts mehr zu verlieren. Während er über die Höhen des Schwarzwaldes hinüberzog ins Neckartal, machte er sich seinen Plan. Die herrlichen Tannenwälder im oberen Kinzigtal, die liebliche Fernsicht auf der Wasserscheide am Kniebis ließen ihn kalt. Er dachte nur an seine Rache.

Schon von der Mutter hatte er vernommen, daß der Amtmann ein großer Freund der malenden Kunst gewesen und viele alte Bilder besessen habe. Sie meinte, der Sohn habe sein Künstler-Talent vom Vater ererbt. Auf diese Liebhaberei des alten Herrn baute der Sandhas seinen Plan. Er kannte in Stuttgart einen Kollegen von München her. Dem galt sein erster Besuch. Alles schickt sich vortrefflich. Der Schwabe ist ein Bekannter des kunstfreundlichen Bureaukraten und meldet den Künstler ‚Karle‘, der aus Italien mit Studien zurückkehrt, bei ihm an, da er gewiß Interesse habe, die Bilder eines talentvollen Freundes aus dem Badischen zu sehen.

Der Alte empfing den Maler ‚Karle‘ aufs freundlichste; um so mehr fiel ihm der Ernst des schönen, jungen Mannes auf. ‚Sie bringen Studien mit von Neapel und Rom,‘ meinte der Amtmann. ‚Ja,‘ erwiderte trocken der Maler, ‚doch die beste Studie bring' ich Ihnen vom Kinzigtal.‘ Verwirrt durch dies sonderbare Wort, weicht jener dem festen Blick des ihm unheimlich werdenden Mannes aus.

‚Setzen wir uns,‘ meinte der ‚närrische Maler‘, ‚und ich zeige Ihnen meine Studien, eine nach der andern.‘ Der Alte kämpft seine innere Bangigkeit nieder, und der Karle reicht ihm, Blatt um Blatt, Bilder von Mailand bis Palermo. Jedes Blatt bekommt ein bewunderndes Wort der Kritik. ‚Sie haben in ihrem Fache Großes geleistet,‘ sagte gegen Ende der Beschauer.

‚Ich habe stets redlich gestrebt, das Höchste zu erreichen,‘ erwiderte der Maler, ‚doch stünd’ es besser um meine Sache, wenn andere ihre Pflicht getan.‘

Bei diesen Worten hielt er zitternd in der Hand das letzte Blatt — das Porträt der Mutter. ‚Kennen Sie vielleicht dies Weib? Zwar haben Schicksal und Zeit mit harter Hand Furchen in das einst schöne Gesicht gegraben, aber wer sie früher gekannt, erkennt sie doch wieder. Als sie im Zauber ihrer Jugend blühte, hat sie dem falschen Wort eines Heuchlers geglaubt. Sie fiel, und die Gefallene stieß der Schurke mitleidslos ins Elend.‘ Er hat sich aufgerichtet bei diesen Worten in seiner ganzen Größe — der närrische Maler, und endigt nun: ‚Der sie betrog, sind Sie gewesen, und vor Ihnen steht der schmachbeladene Sohn.‘

Da schallt durchs Zimmer ein höhnisches Gelächter. Der alte Sünder hat sich gefaßt. ‚Komödiantenspuk!‘ ruft er — ‚doch gut gespielt, d’rum nehmt zum Dank dafür ein wenig Geld!‘

Dieser Hohn des Vaters bringt den so mutvoll aufgetretenen Sohn ins Wanken. Sprachlos eilt er davon. In seiner Seele aber wurden die Schatten noch düsterer.

Nur seiner Mutter hat er erzählt, was vorgegangen in Stuttgart. Sie erzählt’s am andern Tag dem Bruder, dem Schmied — und dann sank sie in stillen Irrsinn, aus dem sie nicht mehr erwachte. Sie kannte kaum noch für Augenblicke ihren Sohn.

So erlöste sie der Tod. Im Frühjahr 1833 haben sie das Gretle begraben.

Wiederum stand der Karle am roten Kreuz, als sie die Mutter hinabtrugen zur Mine. Er vermochte es nicht, dem Sarg zu folgen. Jetzt galt er dem Volke als ganz verrückt, und von dem Tage an nannten sie ihn allgemein bis ans Ende seines Lebens nur den ‚nerrschten Moler‘ oder den ‚nerrschten Sandhas‘. Schon da die Mutter noch tot im Stübchen lag, ward ihm die Wohnung gekündigt. Niemand wollte den stolzen, höhnischen, närrischen Mann im Hause haben, der mit stummer Verachtung auf die Leute im Städtchen herabsah, oder, wenn er zum Reden gereizt ward, mit Hohn heimzahlte. In seinem Innern aber vermochte niemand zu lesen, um ihn anders zu beurteilen.

Drunten neben dem Kirchhof stand in jenen Tagen noch das ‚Gottlütthus', dorthin kamen alle, die sonst gesund waren, aber keine Herberge hatten. Da hätte man auch dem Karle eine Stube angewiesen, wenn er darum sich beworben. Ans Fortgehen, ans Schaffen in der Welt dachte er nicht mehr seit jener Nacht, da er vor dem Hause der toten Mine gestanden. Sein Geist begann von da an mehr und mehr zu brechen, und jede Lebensfreude und jeder Trieb zur Arbeit schien in ihm erstorben.

Es war der Frühling im Lande, in Berg und Tal und Wald seine Wunder zeigend — da der arme Maler oben am Walde stand, während sie unten die Mutter begruben. In der gleichen Stunde faßte er den Vorsatz, im Walde zu bleiben und hier sich, dem Obdachlosen, ein Heim zu schaffen, fern der Menschheit mit ihrem unsäglichen Elend und Jammer.

Wer heute das Kinzigtal hinauf geht oder fährt, sieht gleich oberhalb des Städtchens von der Höhe des Urwaldes herab etwas aus den dunklen Tannen herausglänzen. Und wenn er frägt, was das sei, so wird ihm jedes Kind sagen können: ‚Es ist des Sandhasen Hütte.' Mehr weiß das Kind nicht. Frägt er aber ältere Personen, so werden sie ihm sagen: ‚Dort obe het amol a nerrschter Moler g'wohnt, un jez genn* d' Haslacher nuff** wege der schene Ussicht.'

Am Tage, da man die unglückliche Mutter begrub, hat der Sandhas diese Stelle gesucht und wohl nach tagelangem Suchen entdeckt. Er mochte über manchen Felsen geklettert, durch manch' Gebüsch sich gewunden haben, bis er ein Plätzchen fand, das ihn den Menschen verbarg und zugleich die ganze Natur vor ihm auftat. Und er hat's in zusagendster Art gefunden. Von hohem Felsgestein überragt, von dunklem Tannendickicht umgeben, schien es jede Sicherheit zu bieten, von Menschen hier nicht gestört zu werden. Ein wenig die Tannen gelichtet, und es erschien eine Fernsicht, wie sie hübscher nicht gedacht werden konnte, hinab ins Kinzigtal und in die Ortenau bis zum Rhein und zum Münster von Straßburg, rechts und links über die Vorberge des Schwarzwaldes, von der Burgruine Geroldseck bis herauf zum Rillkopf.

Mit unsäglicher Mühe machte der Karle sich einen kaum fußbreiten Pfad unter den Felsen hin, errichtete in einer natürlichen Wölbung des Gesteins eine Hütte, darin ein Lager von Moos, holte bei Nacht und Nebel die notwendigsten Gegenstände seiner Habe herauf und wurde Einsiedler.

Ich habe die zweite von ihm erbaute und bewohnte Hütte noch gesehen. Wenn wir Knaben im Urwald Holz holten oder Bucheln lasen im Spätherbst, kamen wir bisweilen auf die Höhe oberhalb der Einsiedelei. Ein eigenes Schauern überlief uns, wenn einer der älteren Knaben, des Weges

* gehen. ** hinauf.

kundig, den Vorschlag machte, ins ‚Sandhasen Hütte' hinabzusteigen. Schauerlich ward den meisten von uns der Gedanke, die geheimnisvolle Höhle zu betreten, und noch mehr die Angst, der nerrscht' Maler, den wir fürchteten, könnte drunten sein oder uns überraschen. Oben in die Felsen legte sich nun der Kühnsten einer und lauschte hinab, ob er nichts höre oder sehe vom Sandhas. Brachte der Spion beruhigende Nachricht, so schlichen wir am Felsen hin und betraten die Hütte still und respektvoll.

Ich erinnere mich nur noch an ein Moosbett und an einen Wandkasten, in welchem eine Axt, eine Säge, eine Flöte und einige Bücher durcheinander lagen. Als ob wir im Kyffhäuser oder im Venusberg gewesen, so geheimnisvoll schlichen wir wieder aus der Steinhöhle heraus, froh, drinnen gewesen, ohne vom Maler erwischt worden zu sein. Bisweilen begegnete er uns im Walde, wenn wir heimwärts zogen. Er kam vom ‚heiligen Brunnen' herauf und hatte Wasser getrunken. Mit Scheu sahen wir dem Mann nach, der schnell wie ein Reh den Wald hinaufeilte seiner Hütte zu.

Im Städtchen war der Karle seit dem Begräbnistag der Mutter verschwunden. Niemand wußte, wohin. Nur der ‚Herresepp', dessen Hütte tief unten am Urwald lag, oder ein nächtlicher Wanderer, der das Tal herabkam, wollte nachts Flötenspiel im Wald droben gehört haben. Später erzählte auf dem Wochenmarkt ein oder der andere Bauer aus dem Bärenbach und Adlersbach, der Sandhas sei bei ihnen auf dem Hofe gewesen und habe um Brot und Milch gebeten.

Die Not trieb ihn auf diese einsamen Berghöfe. Er bat um Nahrung, zeichnete dafür den Bauer, sein Weib oder seine Kinder auf ein Stück Papier, erhielt auch noch zum Abschied ein Stück Speck und die Einladung, so oft er wolle, wieder zu kommen.

In lichten Zeiten seines Geistes kam es vor, daß er nächtlicherweile den Wald herabkam, ungesehen durchs Städtchen zog und im unteren Kinzigtal, in Gengenbach oder Offenburg, Porträts malte. Da saß er dann heiter unter alten Bekannten beim Bier und rauchte seine Kölner-Pfeife oder spielte auf der Flöte. Kaum hatte er aber wieder einige Batzen zum Leben verdient, so verschwand er und eilte in seine Berghütte.

Das erste Frühjahr verging im Walde und der erste Sommer verstrich. Niemand wußte, wo der Maler sich aufhalte. Der Herbst zog fort in kaltem Sturm. Die Vöglein schwiegen im Walde. Drunten im Städtchen auf dem Turm hüteten die Raben das Nest der Störche, und der herrliche Buchwald ob der Hütte war entlaubt. Dem in der Hütte war das einerlei. Das Wild lebt im Walde, sei's stürmisch oder mild. Holz ist ringsum in Fülle, und lustig brennt das Feuer an die granitne Decke der Klause.

So lag der Karle eines Abends auf seinem Moospfühl und las beim Scheine des Feuerbrandes in seinem Lieblingsbuch, dem Homer, den er in deutscher Übersetzung besaß. Er las vom Dulder Odysseus, bis der Schlummer ihn erfaßt, ehe das Feuer in der Hütte erstickt war. Draußen peitschte der Sturm den Regen und blies, daß die Tannen ächzten, und er blies durch die Türspalte ans Feuer. Das Moos des Lagers fängt Funken, und bald brennt das Lager des Schläfers hell auf. Es weckt ihn der Rauch und die Hitze, er kann nur noch am Fels hinauf fliehen, während das Feuer alles Holzwerk an seiner Hütte verzehrt.

Es ist noch nicht neun Uhr des Abends. Unten im Städtchen wird das Feuer bemerkt. ‚Es brennt im Urwald,' tönts durch die Gassen, und bald ist eine Schar auf dem Weg zum Walde. ‚Des isch niemand anders gsi,' meinte der Glaserhans beim Aufstieg, ‚als der nerrscht Moler. Der het den Wald anzünden welle.' Und Beifall zollten ihm alsbald die anderen. Das Feuer war indes niedergebrannt; trotz des Sturmes ließ der Regen den Brand nicht aufkommen, die Funken flogen wirkungslos an den nassen Tannen hin. Als die Hütte in ihrem Holzwerk zerstört war, hörte der Brand auf, und plötzlich standen die Brandlöscher im tiefsten Waldesdunkel.

Sie kehrten heim, aber voll Ingrimm über den Maler, dessen Nest am folgenden Morgen gesucht werden mußte. Der Morgen kam. Ein Schneesturm ging übers Tal hin, und es war nicht lustig, im Walde zu suchen. Sie hatten zwar Schnaps und Speck bei sich, die Männer, die heute im Auftrag des hohen Rates, den Waldmeister, den Becke-Fidele, an der Spitze, auszogen, um den Brandstifter zu fangen — aber, als der Proviant unten beim ‚heiligen Brunnen', in der Mitte der Bergeshöhe, vertilgt war, sank auch der Mut der Wackeren, und der Becke-Fideke kommandierte rückwärts. Um so wilder aber drohten sie dem nerrschten Sandhas.

Am dritten Tag in aller Früh sah diesen der Herresepp hinter seinem Hause dem Walde zueilen. In Frost und Wetter war der arme Mensch, ahnend, was ihm bevorstand, im Wald herumgeirrt in jener Nacht und am folgenden Tag. Er hatte von den Felsen herab die Schar am ‚heiligen Brunnen' sich lagern sehen, und ihre Drohungen waren an sein Ohr gedrungen.

Erstarrt und durchnäßt, suchte er ein trockenes Nest und war in der zweiten Nacht auf den Heuschober des Häuschens gekrochen, das dem Walde zunächst am Bergabhang stand. Als dessen Besitzer, der Herresepp, am Morgen seine Ziegen füttern wollte, entfloh der Maler seinem Nachtquartier.

Jetzt eilte der sonst schwerfällige Herresepp hinab in die Mühlenstraße und bot den Landsturm auf gegen den Brandstifter. Ein neues Kontingent stellte sich auf: Der Kaiser-Weber, der Essig-Marti, der krumme

Stricker, der Küh-Marti, der Herresepp u. a. Es lag Schnee über Feld und Wald, und so war die Spur des Geflüchteten leicht zu finden. Sie gingen der Fährte seiner Tritte nach und kamen hinauf bis in die Nähe der verbrannten Hütte. Die Haslacher, mit Knütteln, alten Säbeln und Flinten bewaffnet, umstellten die Felsen.

Wie ein Edelhirsch, gehetzt von Rüden, ehe er von ihnen erreicht und zerrissen wird, sich bisweilen umwendet und einen oder den anderen der blutgierigen Meute aufspießt, so stürzte der Maler plötzlich hinter einem Felsen hervor auf seine Verfolger. Der Essig-Marti und der krumme Stricker, auf die er zuerst traf, flogen an den Felsen hinunter, und nur das dichte Gebüsch rettete sie vor dem Fall in die Tiefe. ‚Aber viele Hunde sind des edelsten Hirsches Tod' — und so wurde schließlich auch der starke, stattliche Mann überwältigt, mit Stricken gebunden und in das Tal hinabgeführt.

Sie hatten auf einen Unglücklichen, Unschuldigen, dem harte Schläge des Schicksals die Anlage zu völliger Geistesnacht längst geweckt — gefahndet und durch die rohe Behandlung den Funken zum hellen Feuer angeblasen. Als sie mit ihm ins Städtchen hinabkamen, hatten sie einen Wahnsinnigen. Und alles Volk meinte, jetzt habe man erst recht getan, einen so gefährlichen Menschen zu fangen. Sie steckten ihn in die Zwangsjacke und sperrten ihn ‚ins Narrehüsle' bis zum Morgen, wo der alte Fuhrmann Othmar den armen Karle auf seinen Wagen lud und in Begleitung des Hafte-Alise, des Nachtwächters, nach Illenau* transportierte, zwölf Wegstunden talab.

Hier erfuhr er eine menschlichere Behandlung. In liebevoller, mitleidiger Pflege genas er nach zwei Jahren von seinem Wahnsinn. Darum, ehe er schied, ward ihm das Auge naß, weil es ihm in diesem Hause wohl gewesen. Gern wäre er hier geblieben zeitlebens, doch die Gemeinde wollte es nicht, weil er um billigeres Geld im heimatlichen Spital erhalten werden konnte. Sein Wahnsinn war stiller Schwermut gewichen.

Es blieb ihm nichts übrig, als heimzukehren zu den Menschen, die ihn nie verstanden, stets nur verkannt und zuletzt malträtiert hatten. Der Spitalvater holte ihn ab. Auf dem Rathaus wurde ihm angekündigt, bei Strafe der Einsperrung sich nie mehr nächtlich im Walde aufzuhalten, und im Spital, wo er auf Gemeindekosten lebe, gut aufzuführen.

Mit souveräner Verachtung, die ihm eigen war bis ans Ende seines Lebens, hörte er diesen Willkomm des alten Ratschreibers Soderer an und verfügte sich ins Spital. Gebrochenen Herzens schloß er mit dem Verhängnis ab. Aber des Tages über gehörte seine Zeit dem Walde. Er baute seine alte Hütte wieder, spielte Flöte und las Homer.

* Bekannte Irrenanstalt.

Aber die Einsamkeit machte sein Leiden immer schlimmer; er wurde immer menschenscheuer und abstoßender.

Man sah ihn nicht oft. War das Wetter schlecht, so lag er im Spital in seiner elenden Stube auf dem Bett und brütete den ganzen Tag über. Mein Kamerad, des Schwarzbecken Rudolf, war bei ihm wohlgelitten; er durfte seine Höhle betreten und nahm mich bisweilen mit. Wir mußten ihm dann eins singen. Am liebsten hörte er das alte Kinderspiel-Lied:

Adam ist in Garte gange,
Wie viel Vögel hat er g'fange?
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.

Er lachte aber dazu so hohl und unheimlich, daß es mir nie recht ums Singen war. Er schenkte uns dann kleine Zeichnungen oder mit Wasserfarben gemalte Bildchen.

Gar gerne stund er an der Kreuzstraße beim Rathaus oder auf der ‚Gottlütbruck' am Klosterbach, stumm, still und bewegungslos. Stundenlang konnte er so verweilen, dann stürmte er plötzlich davon, dem Walde zu.

Sehr wehe tat es dem Unglücklichen auch, wenn alte Freunde aus der Künstlerwelt ihn besuchen wollten und man sie davon abhielt. So schreibt er: ‚Man hat mir gesagt, der Maler Dürr von Freiburg sei hier gewesen und habe im Kreuz logiert. Er habe mich besuchen wollen, man habe ihm aber gesagt, ich sei geistig zerrüttet und sehr gefährlich. Er soll sich darüber beschwert haben, daß man ihm das nicht gestatte. Wieder ein Beweis, was ich für gute Freunde hier habe.'

Aus den genannten Blättern geht auch noch hervor, daß der Sandhas dem berühmten Kunstheros Peter Cornelius und dem Orientalisten an der Universität Freiburg, Domdecan Hug, nahegestanden hat.

In der Zeit, aus welcher diese Blätter stammen, zu Anfang der Fünfziger-Jahre, besuchte ihn Herr Allgeyer. Dieser schrieb mir im November 1886 von München aus über diesen Besuch folgendes:

‚Ich war zu Besuch bei meinen Verwandten in Haslach. Sandhas befand sich bereits seit vielen Jahren im Spital. Ich hatte mir vorgenommen, gehe es, wie es wolle, ihn aufzusuchen, was natürlich als eine seltsame Marotte hingenommen wurde. Ich fand ihn am hellen Tag auf seinem Lager ausgestreckt, damals schon seine einzige Beschäftigung. Ich stellte mich als der Sohn meines Vaters vor, in dessen Haus er kein Fremder gewesen war. Es bedurfte erst etlicher Zeit, um seiner Verwirrung Herr zu werden und sich in den Gedanken zu finden, daß jemand in keiner andern, als freundlich teilnehmenden Absicht ihn zu besuchen komme.

Sandhas war in all seiner Verkommenheit immer noch eine ungewöhnliche Erscheinung. Aus seinem schönen, von langen, graumelierten Haaren umrahmten Kopf leuchteten ein paar geistvolle, dunkle Augen. Alle seine Bewegungen waren voller Elastizität und natürlicher Grazie; der Ton seiner Stimme war sonorer, sympathischer Brustton. Aber das Gelaß, in dem er hauste, und alles, was ihn umgab oder vielmehr nicht umgab, war wenig tröstlich. Nirgends die geringste Andeutung von einer, wenn auch nur vergangenen künstlerischen Tätigkeit oder sonst einem geistigen Bedürfnis; kein Buch, kein Blatt Papier. Mir ward weh und eng ums Herz, und ich forderte ihn daher auf, mich ins Freie zu begleiten und mich, wenn sie noch existiere, hinauf zu seiner ehemaligen Waldhütte zu führen.

Diese Aufforderung schien ihn gemütlich besonders wohltuend zu berühren, und ersichtlich gerne willfahrte er meiner Bitte. Es war ein voller, herrlicher Frühlingstag. Unter dem Eindruck der frischen Natur und einer wohl lang entbehrten freundlichen Zurede schaute der innerlich gebrochene Mann allmählich etwas auf und erging sich in mancherlei Erinnerungen. Da sie aber unter dem Druck der Gegenwart alle wenig erfreulicher Art für ihn sein mochten und ich lästiges Fragen glaubte unterlassen zu sollen, auch das Interviewen damals noch nicht so gebräuchlich und ausgebildet war, wie heutzutage, war die Gesprächsauslese nicht so groß, als man nachträglich nun wünschen möchte. Es war mir eben vor allem und mehr um den persönlichen Eindruck zu tun gewesen, und davon habe ich heute noch die deutliche Erinnerung als von einer grenzenlos vereinsamten, aber durchaus vornehmen Künstlernatur, die, ein Bild und Beispiel echter moderner Tragik, zum Schutz vor der lästigen, weil im Grund doch fast immer teilnahmslosen Zudringlichkeit der Welt, sich in völlige Stummheit hüllte, wie Sie aus Ihrer eigenen Kindererinnerung heraus von ihm wissen und richtig empfinden. Dies erfuhr ich selbst noch zum Schluß, als wir nach dem mehrstündigen Spaziergang zur körperlichen Erfrischung in eine Gartenwirtschaft traten, wo der arme, verlorene Mann den taktlosen Reden der anwesenden Gäste ein durch nichts zu beirrendes Schweigen entgegensetzte.

Möglich, daß im Charakter des Mannes ein Manco war, das ihn zum Untergang prädestinierte. Die Frage nach dem Grad der eigenen Verschuldung möchte ich weder aufwerfen und noch weniger zu beantworten versuchen. In erster Linie wird man sagen und annehmen dürfen, daß es, nächst den kleinlichen Verhältnissen, in die er gestellt war, die allgemeinen kläglichen Verhältnisse *der Zeit* waren, an denen er als Künstler zu Grund gegangen ist. Daß er dieses war und in einem eminenten Sinne war, steht für mich außer Frage; denn aus seinen Arbeiten, soweit ich sie kennen lernte und sie mir in der Erinnerung gegenwärtig sind, spricht eine Unmittelbarkeit

des Naturgefühls, die der Zeit, in der er lebte, wenig eigen war und ihn unter andern Voraussetzungen zum Besten befähigt haben müßte. Ich bin ein Gegner der herzlosen Phrase, daß das Genie sich immer selbst Bahn breche; sie ist so falsch, als ihre Umkehrung falsch wäre. Jede Pflanze bedarf geeigneten Bodens und Sonnenscheins, um gedeihen zu können, um wieviel mehr die Kunst (und mit ihr der Künstler), als feinste Kulturblüte. Wir wissen eben nur von denjenigen, die sich, wie man so sagt, Bahn gebrochen, d. h. bei denen Glück und Verdienst sich zur Förderung des einzelnen verbunden haben.

Ich weiß nichts vom Verbleib des künstlerischen Nachlasses von Sandhas; er würde wohl auch nicht hinreichen, der Welt den Nachweis zu liefern, daß in ihm mehr als ein Talent zugrund ging. Sein Unglück macht den Eingeweihten vielleicht geneigt, jenes höher anzuschlagen, als es tatsächlich vorhanden war, weil ein so seltsames Geschick inmitten des modernen Lebens die Vermutung ungewöhnlicher Veranlagung nahe legt. Das Recht, die Dinge persönlich so zu nehmen, kann aber niemanden verwehrt werden, wenn in einer solchen Anschauung sich auch nichts weiteres vollzöge, als eine gerechte Ausgleichung und Verklärung eines in solchem Maß immer unverschuldeten Martyriums im Gedächtnis der Nachwelt.' —

Es war in den Osterferien des Jahres 1857, als ich den Sandhas, soweit mir erinnerlich, zum letzten Mal sah. Er saß beim Bierkrämer, allein wie immer an einem Tische, von den andern Gästen entfernt. Er tat dies, weil er ihren beleidigenden Äußerungen entgehen wollte.

In Lumpen gehüllt, hatte er damals noch einen wunderbar schönen Mannskopf mit großen, geistsprühenden Augen. Er redete aber auch mit uns kein Wort. —

Im Totenbuch der Pfarrei Haslach hat mein alter Dekan Kurz eingetragen: ‚Am 12. April 1859 starb Karl Sandhas, Maler, 58 Jahre alt.' Das der Nekrolog auf ein Genie, welches das Unglück hatte, ‚vergeraten' zu sein.

Heinrich Hansjakob.

(Zu seinem 70. Geburtstag.)

Von

Karl Muth.

Der badische Pfarrherr und Volksschriftsteller Hansjakob mußte nicht, wie so mancher andere, erst siebzig Jahre alt werden, um seinen Ruhm zu erleben; er hat ihn aber auch nicht überlebt, und das will mehr besagen.

Zwei Umstände vor allem scheinen ihm auch literarisch ein längeres Leben zu verbürgen als es Volkserzählern seiner Art gewöhnlich beschieden zu sein pflegt: einmal der als Reaktion gegen artistische Überfeinerung sich mehr und mehr herausbildende Zug unserer Kunst und Dichtung nach dem ungebrochenen Menschentum einfacher Kulturzustände und schollenstarker Urwüchsigkeit; dann aber das in Hansjakobs Schriften gelegene historische, durch keinerlei poetische Zutaten und Kombinationen gefälschte volks- und sittenkundliche Element, das die besten seiner Bücher gleich einer lebensvollen und treuherzigen Chronik eines aussterbenden schwarzwälder Bauerntums für alle Zeiten in sich bergen und der Nachwelt hüten.

Wer die dichterische Produktion der letzten zwei Menschenalter bis auf unsere Tage in bezug auf die von ihr bevorzugten Stoffe betrachtet, der wird bald die Wahrnehmung machen, daß darin die Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens eine Hauptrolle spielen. Der Mensch als ein Produkt seiner sozialen Umwelt mit ihren besonderen Ehrbegriffen, Standesvorurteilen, Einschnürungen, Verbildungen, kurz mit dem ganzen Zwang der die natürliche Bewegungsfreiheit des einzelnen einengenden Konventionen ist mit Vorliebe ihr Gegenstand. Alle unsere kleineren und mittelmäßigen Schriftsteller und Dichter haben im Banne dieser gesellschaftlichen Begriffe und Anschauungen gelebt und gedichtet. Nur ganz wenige unter den selbständigen Talenten bekundeten Sinn für Größe und Ursprünglichkeit menschlichen Empfindens und damit für echte Poesie durch dichterische Gestalten, die ihren Idealismus im Zusammenprall mit dieser Regel- und Zwangswelt auslebten oder tragisch untergingen. Alle echte und große Poesie ist ein Heimweh nach Ursprünglichkeit. Wie der einzelne Mensch mit verklärender Wehmut an der Poesie seiner Jugendtage, so hängen ganze Völker an den halbverwehten Erinnerungen ihrer sagenumwobenen Vergangenheit, und die tiefste Fundgrube

seelischer Inspiration ist allezeit eine reiche und sinnvolle Mythologie gewesen als der poetische Niederschlag reinster Menschlichkeit. Zu dieser Erkenntnis ringt sich unsere Zeit nach den Verirrungen der naturalistischen Theorien wieder empor, und wenn wir jetzt wieder mehr Sinn für echte Naturformen einerseits, geläuterte Stilprinzipien andererseits haben, so hat dies seinen Grund in jener Auffassung, die sich das Gesetz vom Objekt holt, nicht aber dieses nach vorgefaßten Grundsätzen und Regeln modelt und meistert. Dem heute so oft vernommenen Ruf nach Persönlichkeit liegt unbewußt die Sehnsucht zugrunde, aus Schablonenmenschen wieder zu Originalmenschen zu werden.

In dieser neueren Sehnsucht berührt sich unsere Zeit mit den schon älteren Bestrebungen Hansjakobscher Schriftstellerei. Die Spuren und Züge einer besonderen, ihm durch seine halbbäuerliche Abstammung nahestehenden Gruppe von Originalmenschen festzuhalten, ist ihm allmählich schriftstellerische Lebensaufgabe geworden. In ihrem Dienste hat er sich zum Erzähler entwickelt und sich dabei eine Art der Erzählung geschaffen, für die unsere Literatur ihm kaum nennenswerte Beispiele bereit hielt. Nicht Unterhaltung zu bieten ist sein Ehrgeiz, nicht dichterische Lorbeeren zu erringen sein Zweck. Wenn seine Schriften dennoch ebenso unterhaltend wie poetisch genannt werden müssen, so liegt das in dem Umstand begründet, daß die Vorgänge und Gestalten darin streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet sind und daß die Wirklichkeit oft poetischer ist als die Dichtung, sofern nur einer das Auge hat, die Poesie darin zu entdecken. Und in bezug auf diese Entdeckerfähigkeit muß Hansjakob ein Poet genannt werden. Das ist seine bleibende Bedeutung in der deutschen Literatur, vielen seiner Zeitgenossen, Lesern, Kritikern wie Schaffenden den Blick geöffnet und geschärft zu haben für eine große Reihe von Erscheinungen echtesten Volkslebens, die wir bislang nicht oder doch nur in verwässerten, ‚idealisierten', d. h. hier in gefälschten Formen gekannt hatten.

* * *

Am Fuß des nordwestlichen Schwarzwaldes, in dem badischen Städtchen Haslach, liegt Hansjakobs ‚verlorenes Jugendparadies'.

Seit dem 30jährigen Kriege sind die Hansjakob in ‚Hasle' ansässig. Ihre Herkunft liegt im Dunkeln. Während eine elsässische Linie ihren Ursprung in das Wallis verlegt, eine Ansicht, der unser Hansjakob schon deshalb zuneigt, weil ihn der Gedanke freut, einen Walliser Kuhhirten zum Ahnen zu haben, und die in der Einwanderung zahlloser Schweizer in die vom 30jährigen Krieg entvölkerten Täler des Schwarzwaldes und des Breisgaues ihre wissenschaftliche Stütze findet, soll nach einer anderen Version ein sächsischer Weber zur Zeit der Reformation die Hansjakob nach Haslach verpflanzt haben. Von Urgroßvaterszeiten her betrieben sie das Bäckergewerbe, und die Backstube, später eine damit verbundene Wirtschaft, sind des jungen Hansjakob häusliche Tummelplätze. Hier ist es, so schreibt er in den Erinnerungen ‚Aus meiner

Jugendzeit', wo ‚eine Summe von Menschenkenntnis unbewußt damals in mich hineinkam, die mir jetzt längst zur klaren Erkenntnis aufgestiegen ist'. Unter dem gemeinen Volk, den niederen Bürgern und Handwerkern, den Bauern und ihrem Gesinde lernte er jenen auch von Bogumil Goltz gepriesenen ‚Überrest von natürlicher Lebens- und Denkweise' kennen, und hier erfuhr er, was der gleiche Goltz sagt, ‚daß kein Mensch was Ordentliches und Herzhaftes von dem natürlichen Menschentum und Menschenschicksal in Erfahrung bringen kann, wenn er es nicht im herzlichen und ebenbürtig erachteten Umgang mit den niederen, dienenden und handarbeitenden Klassen irgendwie an sich kommen läßt.' Die alten, deutschen Volksbücher, Sagen und Rittergeschichten waren des heranwachsenden Knaben erste, vielgeliebte Lektüre, Geschichten, ‚von denen eine einzige mehr Poesie und darum Gemüt fürs Kinderherz hatte, als zehn Kasten voll der modernen Lesebücher für Kinder'. Deshalb gesteht er auch, er habe in seines Vaters Backstube bei ‚Sepps' Vorlesungen mehr Ideale in seine Seele aufgenommen als später in allen Kollegien über Geschichte, Philosophie und Anthropologie. Seine Großmutter, die einen Spezerei- und Kramladen führte, wollte einen Kaufmann aus ihm machen. Zu diesem Zweck kam er, auch um eine ‚bessere' Schule zu besuchen, nach Freiburg zu einem Kaufmann, ohne jedoch die geringste Neigung für diesen Stand zu empfinden. Die ersten Ferien ließen ihn den Freischarenrummel erleben, und die Begeisterung für die Revolutionsmänner erfüllte derart sein Knabenherz, daß er sich die Jahre der Mündigkeit wünschte, um trotz seines konservativ gesinnten Vaters, mit Heckerhut und Heckerbart gegen die Volksfeinde marschieren zu können. Und diese Freiheitsliebe nahm der ‚Bäckerbub von Hasle' mit ins Leben, zunächst aber auf die Schulen von Rastatt und Freiburg, woselbst er die geistliche Studienbahn durchlief, die er ebenso wie seine Kindheitsjahre in seinen Erinnerungen ‚Aus meiner Studienzeit' reizvoll geschildert hat und die im Jahre 1864 mit der Priesterweihe ihren Abschluß fand. Er hatte zwei Fakultäten, die theologische und philosophische, absolviert, das philologische Staatsexamen bestanden und in Tübingen den Doktorgrad erworben und fand nun Anstellung als Lehramtspraktikant am Gymnasium in Donaueschingen. Als Ideal schwebte ihm damals der akademische Lehrberuf vor. 1865 avanzierte er zum Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut. Eine kleine historische Arbeit über die religiöse politische Sekte der Salpeterer, die, wie er selber sagt (‚Schneeballen vom Bodensee' S. 2), ‚inhaltlich ebenso korrekt kirchlich als formell schlecht geschrieben' war, trug ihm das Mißfallen seiner Behörde ein und er wurde, ‚ich weiß nun nicht, ob wegen des schlechten Stils oder wegen des katholischen Inhalts,' zum letzten Lehrer an der gleichen Anstalt degradiert. Daraufhin legte er seine Lehrtätigkeit hierselbst überhaupt nieder und beschränkte sich auf sein Amt als Kaplaneiverweser des Kalvarienberg in Waldshut. Um diese Zeit (1869) setzte in Baden der ‚Kulturkampf' ein und einige scharfe Äußerungen, die Hansjakob als politischer Redner tat, hatten seine Streichung aus der Liste der akademisch gebildeten Lehrer zur Folge.

‚Auf dem besten Wege,‘ wie es in seinen Erinnerungen ‚Auf der Festung‘ (1870) heißt, ‚dereinst ein badischer Professor und Staatsdiener zu werden,‘ wurde er statt dessen zu dreiwöchiger Festungshaft verurteilt, aber nach deren Verbüßung von seinem Bischofe sofort zum Pfarrer von Hagnau am Bodensee ernannt. Von dort kam er 1884 als Stadtpfarrer nach Freiburg i. Br., wo er insbesondere als Prediger großen Zulauf hatte und heute noch lebt.

* * *

Mit dem Jahre 1888, in dem der Band ‚Wilde Kirschen‘, Erzählungen aus dem Schwarzwald, erschien, hat Hansjakob das für die literarische Bedeutung seines künftigen Schaffens ausschlaggebende Gebiet erstmalig betreten. Von den gelehrten, zum Teil auch heute noch beachteten Abhandlungen aus der Geschichte seiner engeren Heimat und seines Landes abgesehen, hatte er bereits in den Jahren 1874, 1877 und 1879 in mehreren Büchern über Frankreich, Italien und die Niederlande seine Reiseeindrücke in zum Teil origineller Weise verarbeitet und sich dabei eine stilistische Gewandtheit und Selbständigkeit erworben, die seinen nächsten Büchern, den ‚Erinnerungen aus seiner Jugend- und Studienzeit‘ formell zugute kam. Nun aber hatte ihm die Berührung mit dem mütterlichen Boden der Heimat die rechte Kraft gegeben.

In keinem Stand gibt es so viele Charaktere und urwüchsige Persönlichkeiten als in dem Stande des Bauern, diesem ‚Prügeljungen der anderen Stände‘. Während im ‚Süßwasser‘ der heutigen Kultur die Originalmenschen am Aussterben sind, schwimmen sie ‚in jenem großen Meere der Menschheit, das wir Volk nennen‘, noch herum. Aber dem Gebildeten ist es schwer, sie zu entdecken, und die Hauptschwierigkeit liegt im Charakter des Bauern selbst. Mißtrauisch schließt er sich gegen jeden ab, der ihn bewußt oder unbewußt Überlegenheit der Formen oder der Bildung fühlen läßt. Nur das Bewußtsein einer gewissen Interessengemeinschaft läßt ihn zeitweilig aus der Abgeschlossenheit heraustreten, obwohl man auch dann noch, wie der hessische Bauernschriftsteller Glaubrecht sagt, ein Scheffel Salz mit dem Bauern gegessen haben muß, ehe man ihn kennt. Für Hansjakob waren diese Voraussetzungen gegeben. Er hatte das Vertrauen der Kinzigtäler Bauernschaft, weil er ihr nicht nur entstammte, sondern sich als noch immer zugehörig empfand, und er hatte es in erhöhtem Maße in seiner Eigenschaft als Geistlicher. Eine Besonderheit dieses Volksschlags kommt ihm überdies, die Aufgabe wesentlich erleichternd, entgegen. ‚Ich bin von Hasle,‘ sagt er einmal, ‚wo die Leute reden wie sie denken,‘ und anderwärts rühmt er den Haslachern zwar ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges Herz nach, kann ihnen aber das ‚böse Maul‘ nicht absprechen. Diese schlagfertige Redseligkeit und offenherzige Ehrlichkeit der Kinzigtäler Bauern, verbunden mit einem zu Sarkasmus und Spott neigenden Charakterisierungstrieb, wieviel mehr begünstigt dies das Erfassen bäuerischen Eigenwesens, als dies z. B. bei der Verschlossenheit des schwerblütigen, langsamen und wortkargen Niederdeutschen der Fall ist.

Wohl mag in diesen Umständen, wie eine vortreffliche Kennerin des niederdeutschen Bauerntums, Lulu von Strauß und Torney hervorhebt,* der Grund liegen, daß in Süddeutschland die Dorfgeschichte zuerst entstanden und ‚daß sie dort auch heute noch in höchster Blüte steht' — eine wirklich zureichende Kenntnis des echten Bauernwesens hat auch da noch gefehlt und wird noch so lange fehlen, bis man sich einmal geübt hat, diese eigen geartete Welt mit den Augen eines Kenners und Eingeweihten wie Hansjakob zu betrachten.

Wie aber sammelt der seine Stoffe und wie bringt er sie zutage? Am Faden der Erinnerung zunächst taucht er in das Labyrinth von Familien- und Einzelschicksalen, geht mit Liebe, an alte Herzen und Türen klopfend, den Spuren seltsamer Originale nach, schürft im tauben Gestein des Alltags nach den Erzadern starken Menschentums und bringt nebst gediegenem Edelmetall auch ‚Schaustufen' zutage, ganze Ausschnitte aus dem Volksleben, aus denen die Kristalle und eingesprengten Erze höchst seltsamer Originale bruchstückweise sichtbar werden. Solche Schaustufen und Bruchstücke bilden die Mehrzahl unter seinen sogenannten Erzählungen. Nur selten hat er das gefundene Erz oder einen Kristall bearbeitet oder geschliffen.

Um so größer ist die Fülle der naturwüchsigen Charaktere, die er uns vor Augen führt. Es sind vor allem die bäuerlichen ‚Genies', die er mit Vorliebe zeichnet. In den ‚Wilden Kirschen' die ‚Sandhasen' und unter diesen besonders den Karle, den ‚närrischen Maler', eine Gestalt von wahrhaft tragischer Prägung. Wie sich hier der Fluch der unehelichen Geburt mit dem Fluch genialer Künstlerveranlagung verbindet, und wie eine Gemeinschaft, die das sittliche Gesetz nur durch lieblose Brandmarkung zu schützen vermeint, den doppelt Getroffenen durch Verfolgung, Zurücksetzung, Schmähung nicht nur seiner eigenen Person, sondern auch der seiner unglücklichen Mutter zum äußersten treibt, bis er in Raserei und endlich in geistigem Siechtum endigt, das ist ein Stoff, dem auch die einfachste berichtende Erzählweise nur wenig an dichterischer Größe und Wucht nehmen kann.**

Hansjakob ist der Meinung, daß es unter dem weiblichen Geschlecht nicht so viele Originalmenschen gibt wie unter dem männlichen, und er begründet das damit, daß das Weib von Natur aus mehr veranlagt sei, sich nicht so zu geben wie es sei; es spiele bei ihm zuviel Ziererei und Heuchelei mit. Wie dem auch sein möge, einige hat er dennoch gefunden, und wenn auch die Lenebas, die Bührer-Nanne, die Afra e tutti quanti ein gewisses Grenzmaß nicht überschreiten, so hat er uns wenigstens in des Mühlsteinvogts

* ‚Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur' (Heft 7 der Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Hermann Gräf, Leipzig 1906).

** Die Leser finden diese Erzählung in diesem Heft wiedergegeben, und zwar befreit von den störenden Zwischenreden und Abschweifungen, mit denen Hansjakob die Wirkung so manchesmal beeinträchtigt. Wir verdanken die Erlaubnis zur Wiedergabe dem freundlichen Entgegenkommen des Verlegers der ‚Wilden Kirschen', Herrn Franz Leichter in Ohlau.

Magdalena eine Gestalt geschenkt, die durch die Kühnheit ihres Widerstandes gegen den eisenharten väterlichen Willen und durch die Entschlossenheit, mit der sie dem ihr als Gatten aufgezwungenen alten Hermesbur das eheliche Recht weigert, ebenfalls eine gewisse Höhe tragischer Leidenschaft erklimmt.

Und dieser alte Hermesbur selber, welch eine Kraft- und Willensnatur vom alten Schlag! Wie es Hansjakobs Art so ist, gibt er bald da bald dort einen Zug seiner bekannten Originale zum besten, und immer wieder taucht dieser oder jener Name aus der großen Familie seiner Lieblinge in der Erinnerung einer der Personen auf, von der er gerade erzählt. Und so erfahren wir aus den Aufzeichnungen über Valentin, den Nagler, wie der Hermesbur einst gestorben ist. Um des Bauern Bett stehen seine Kinder und warten auf den herannahenden Tod. Da zieht über die in der Sommerhitze fruchtschwer sich neigenden Felder ein Wetter ins Tal. Der sterbende Hermesbur überschaut die Lage; kurz entschlossen schickt er seine Kinder zu den Knechten und Mägden aufs Feld. Er kann allein sterben. Nur den ‚Brummler', eine alte Flinte, müssen sie ihm unters Kammerfenster legen und eine Schnur an den Hahn binden. Kommt der Tod, so zieht er den ‚Brummler', und dann sollen die Kinder ein Vaterunser beten. ‚Es war eben die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhr Blitz und Schlag übers Tal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen vom Himmel her — da fällt ein Schuß vom Hof herab. . . Neben dem Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und Herr gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm! Dann führen sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim und der Vater auch.'

Wie die Magdalena in ‚Vogt auf Mühlstein' ihr Recht auf Liebe verteidigt, mit erlaubtem Mittel zwar, aber ihr doch selber zum Verderben, so der Metzger-Seppli in der ‚Karfunkelstadt' (Schneeballen). Seinem Nebenbuhler, dem alten und reichen Vogt von Entersbach, setzt er am Tag vor der ebenfalls erzwungenen Hochzeit und im Einverständnis mit seiner Geliebten, den roten Hahn aufs Dach und verhindert damit das andere, vielleicht größere Unglück. Seine Untat aber kommt heraus, und er stirbt im Zuchthaus.

Neben solchen von dem Strahl einer gewissen Heldengröße umleuchteten Gestalten, zu denen sich aus den Schneeballen noch ‚Der letzte Reichsvogt' und sein Widerpart, der Volkstribun Breig, gesellen, stehen jene tragikomischen Figuren, unter denen ‚Der Wendel auf der Schanz' den Typus des echten Prozeßbauern abgibt. Es ist geradezu unheimlich, mit welcher schicksalsmäßigen Notwendigkeit solche auf ihr Recht sich versteifende Kohlhaasnaturen in immer größere Verwirrung, in Bitterkeit und Menschenhaß hineingetrieben werden und wahrlich wenig erheiternd, wie toll sich dann Komik und Ernst gatten und ablösen.

‚So lange ich Amtsrichter bin, gewinnen sie keinen Prozeß,' hatte dem Wendel ein Mann der ‚Justiz' erklärt, und diese frevelhafte Drohung ist buchstäblich wahr geworden, mochte der Wendel nun ursprünglich recht haben oder

nicht, denn wo so die Rechtsleidenschaft im Spiel ist, da gibt es immer einen Punkt, an dem sich der Mensch in den eigenen Schlingen fängt. Während aber der Wendel durch all die Schikanen der Rechtspflege schließlich ein gebrochener Mann wird, der als Taglöhner endet, ist der Spänen-Benedikt aus der ‚Karfunkelstadt' ein anderer Kerl. Auch er war, da er auf der Kirchweih einen Diener der Gerechtigkeit etwas unsanft angefaßt hatte, mit dem Gericht in Konflikt gekommen und eingesperrt worden. Das gab seinem Ehrgefühl ein großes Loch, und dieses Loch mußte in gehöriger Weise zugestopft werden. Obwohl ein armer Teufel, der sein Leben mit Spänemachen fristet, will er doch den Bauern zeigen, daß ihm die Inhaftierung nichts von seiner Selbstachtung genommen hat. Mit seinen ersparten Kronentalern mietet er eine vierspännige Chaise und fährt so vom Kreisstädtchen her zum großen Staunen der Bauern in sein Tal und zu seiner Spänhütte.

Und wie den allzeit zu übermütigen Streichen aufgelegten Spaßvogel, so lernen wir in buntem Zuge all der farbenechten und figurenreichen Bilder den alten Skeptiker und Satyr, den dunklen, an ungesühnter Schuld langsam zusammensinkenden Verbrecher, den Bauernpropheten, den würdevollen Bettelmann, den ‚hochgeistigen' Bauerngelehrten und last not least die christlichen Kreuzträger beiderlei Geschlechts zum Teil aus köstlichen Einzelzügen, zum Teil in breit ausgeführten Umrißzeichnungen kennen.

Manche dieser Gestalten ragt fast unheimlich und seltsam wie ein Stück Geschichte in die helle Gegenwart hinein, keine aber so fesselnd und Staunen erregend zugleich wie jener Kinzigtäler Bergmann und Erzgräber Benedikt auf dem Bühl (Erzbauern 1898), der mit einer geradezu genialen Zähigkeit und fast märchenhaft klingenden Arbeitsleistung Stollen auf Stollen in die Erde treibt und als sachkundiger Bergmann mit Hilfe seiner Söhne die Silber-, Kupfer- und Bleibergwerke des Kinzigtales wieder neu ‚aufzuwältigen' suchte, ja mit Erfolg wieder aufgewältigt hat, nachdem englische und französische Gesellschaften sie längst dem ‚Versaufen' preisgegeben hatten.

Gegenwart und Vergangenheit müssen in gleicher Weise unserm Erzähler Stoff liefern. Aber die Gegenwart hat ihm erst das rechte Verständnis auch entschwundener Zeiten und Menschen erschlossen. Und so kommt es, daß er auch da, wo nur noch die schriftliche Tradition zu leiten vermag, noch eine Anzahl von schwarzwälder Bauernfiguren wieder lebendig macht, die geradezu als Prachtexemplare ihrer Gattung bezeichnet werden müssen. Da ist vor allem das hochinteressante Kulturbild ‚Der letzte Reichsvogt', das eine wahrhaft große Zeit kernfesten, naturwüchsigen Volkstums ans Licht rückt, die Zeit jener Kinzigtaler Bauernrepubliken, die ihre Vögte als Reichsvögte und Herren über Leben und Tod selber wählten und über ihre Freiheiten gegen die Begehrlichkeit der Fürsten und Städte mit Eifersucht wachten. Es ist die Zeit jener seltenen großen Originalfiguren, die, wie Riehl einmal so schön sagt, ‚von jeher die wahren Flügelmänner der Ehrenfestigkeit und Gediegenheit gewesen sind in den breiten Frontreihen der bürgerlichen Gesellschaft'. Und wie

der ‚letzte Reichsvogt' in den ‚Schneeballen', so sind es ‚Der Vogtsbur' und die ‚Buren am Wildsee' in den ‚Erzbauern', die uns ein Bild der Zeit am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vor Augen stellen. Als zwei größere Versuche dieser Art sind dann noch die im 14. Jahrhundert spielende Erzählung ‚Der steinerne Mann von Hasle (1898) und die Erzählung aus dem 30jährigen Krieg ‚Der Leutnant von Hasle' (1896) zu nennen, in denen der Erzähler den festen Boden der Überlieferung mehr und mehr zu verlassen gezwungen ist und eigentlich zum erstenmal mit zum Teil ganz frei erfundenen Gestalten arbeitet, also dichtet.

* * *

Was ich soeben zu geben versucht habe, ist ein wenn auch nicht erschöpfender stoffgeschichtlicher Überblick über die erzählenden Hauptwerke Hansjakobs. Bei einer literarischen Würdigung dieses Autors wird die Frage nach dem Stoffgeschichtlichen immer im Vordergrund stehen. Einem dichtenden Autor verfänglich, führt dieser Gesichtspunkt hier vielmehr zur Anerkennung eines großen und bleibenden Verdienstes. Es ist noch nicht lange her, daß der deutsche Bauer ein Modeartikel in der schönen Literatur geworden ist. Riehl meint einmal, man könne daraus zweierlei folgern. So, könnte man sagen, klopften jetzt die Bauern einstweilen in Dorfgeschichten und Romanen an, weil die Zeit nahe gekommen sei, wo das Vollgewicht ihres politischen Einflusses in der Wirklichkeit sich geltend machen werde. Andererseits aber möge man auch folgern, daß die Kluft, welche den Gebildeten von den Bauern trennt, doch ungeheuer groß sein müsse, da die Eigentümlichkeiten des Bauernlebens seltsamerweise so neu erschienen, daß man sie jetzt gar als die pikanteste Würze der bereits so stark überwürzten Romanliteratur ausbeute. Es ist gar kein Zweifel, daß das lebhaft erwachte Interesse allein auf die letztere Ursache zurückzuführen ist. Aber die ihm zugrunde liegende Tatsache der Entfremdung zwischen dem Bauernstand und den lesenden Ständen bringt es auch mit sich, daß eine ausgedehnte Dorferzählungsliteratur in Schwang kommen konnte, die im Grunde nur Zerrbilder des echten Bauernwesens gibt. Durch sie wurde vor allem eine grundfalsche Auffassung des bäuerlichen Gemütslebens eingebürgert, denn Sentimentalität und Gefühlsromantik sind ein schier unveräußerlicher Bestandteil dieser Dorfgeschichten. Wohl lebten da und dort echte Bauernschriftsteller, und ein einziger wie Gotthelf kann für viele zählen; aber keinem ist es gelungen, die falschen Vorstellungen zu überwinden, und nach wie vor sündigten unsere Dorfpoeten, indem sie ‚ihr eigenes Gefühlsleben auf den Bauer übertrugen und dadurch eine seiner hervorragendsten Eigentümlichkeiten verwischten, welche darin besteht, daß bei ihm die allgemeine Sitte an Stelle des individuellen Gefühls tritt'. (Riehl.)

Für diese und verwandte Tatsachen nun hat Hansjakob sozusagen in seinen erzählten Erinnerungen die documents humains geliefert, menschliche Dokumente von so überzeugender Kraft, daß durch sie mehr als durch phantasie-

voll gestaltetes Bauernleben ein tiefgreifender Wandel in unseren Begriffen von echter Bauernart und Bauernweise angebahnt worden ist.

Und dieser Erfolg ist vielleicht gerade deshalb mit solcher Stärke eingetreten, weil Hansjakob kein Erzähler im literarisch-künstlerischen Sinne ist. Daß ihm hierzu wesentliche Eigenschaften abgehen, das beweisen gerade die beiden großen Erzählungen aus dem 14. und 16. Jahrhundert, die denn auch über kulturhistorische Bilder von rein gegenständlicher Bedeutung nicht viel hinauskommen. Hansjakob anerkennt das selber schon in der Vorrede zu den ‚Wilden Kirschen': ‚Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben nur zuviel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber; ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht.' Und in bezug auf die Erzählung ‚Der Leutnant von Hasle': ‚Ich nenne sie absichtlich eine Erzählung und nicht etwa einen geschichtlichen Roman. Ein solcher ist eine Kunstleistung, und die steht mir ferne.'

Gotthelf vernestelt die seelischen Zustände, inneren Wandlungen und Willensverläufe seiner Gestalten oft durch tiefgreifende Analysen mit dem äußeren Geschehen aufs feinste; Auerbach erschließt in seiner Meistererzählung ‚Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg' durch eine Kunst dichterischer Psychologie auch die letzten Falten des Charakters und versteht es, die innere wie äußere Handlung mit künstlerischer Konsequenz stufenweise in die Höhe zu führen; Rosegger, mehr als eine dieser beiden eine subjektive Dichternatur, lebt in allen seinen Menschen ein Stück seiner eigenen, wandlungsfähigen Natur aus. Zu alledem sind bei Hansjakob auch nicht einmal Anläufe vorhanden. In den ‚Wilden Kirschen' ist ihm nur die Erzählung ‚Der närrische Maler' zu einer gewissen Rundung gediehen, und in den ‚Schneeballen' (1892—94) hat er in dem ‚Vogt auf Mühlstein' in seiner Art eine Meisterleistung geschaffen.

Aber nicht auf dem Gebiet der einheitlich komponierten und künstlerisch durchgebildeten Erzählung, heiße sie Roman oder Novelle, haben wir Hansjakobs Bedeutung zu suchen. Wie ‚ein Mann aus dem Volke', so erzählt er seine Geschichten. ‚Der nimmt, wenn ihm im Anschluß an das, was er erzählt, eine andere Person vor den Sinn kommt, auch diese vor und erzählt zwischen hinein auch von ihr. So erzählt der Bauer, so erzählte mein Großvater und mein Vater, und so erzähle auch ich' (Bauernblut, 1901). Der Charakter epischer Sachlichkeit ist seiner Erzählungsart hie und da in hohem Grade eigen, und hiervon geht oft eine unbewußt künstlerische Wirkung aus. In der geschickten und wirkungsvollen Anwendung des Dialogs könnte sogar mancher moderne und als gewiegt geltende Erzähler ab und zu von ihm lernen. Er gebraucht ihn sparsam und meist — auch ein volkstümlicher Zug unbewußter Kunst — nur an solchen Höhepunkten, wo der indirekte Bericht nicht mehr der inneren Spannung der Kräfte gewachsen scheint. Ein Hauptkennzeichen des echten, des geborenen Erzählers ist das vorsichtige und rechtzeitige Einsetzen des

Dialogs. Wieviel wird hier gesündigt! Die Romane oder Novellen, die sich fast nur auf den Krücken des Dialogs (und meist welchen Dialogs!) fortbewegen, zählen heute nach Hunderten. Ich kann mir das Aufkommen dieses unepischen Verfahrens nicht anders erklären als durch die dilettantische Meinung, der Kunstvorschrift, zu gestalten und nicht zu reden, geschehe durch dieses Mittel des direkten Redenlassens am leichtesten und wirksamsten Genüge. Es wird sich verlohnen, hierüber einmal gesondert zu handeln.

Fast alle Volkserzähler sind mehr oder minder lehrhaft, um wieviel mehr, wenn sie auch noch berufsmäßig Seelsorge üben. Hansjakob macht keine Ausnahme. Aber indem er seine Anschauungen und Erfahrungen mit der herzerwärmenden Kraft leidenschaftlicher Überzeugung verficht, verliert auch das Lehrhafte bei ihm den unangenehmen Beigeschmack philiströsen Dozierens. Daß er seine Erzählungen nicht nur aus Freude am Erzählen schreibe, sondern daß er damit auch etwas wolle, hat er selbst ausgesprochen. Aber trotz dieser eingestandenen Tendenzen ist er doch nichts weniger als ein Tendenzschriftsteller in dem Sinne, daß er den Tatsachen Gewalt antäte. Er bestimmt das Resultat nicht, indem er die einzelnen Faktoren modelt, sondern knüpft, wie es auch laute, nur seine Nutzanwendung daran. Dies aber entspricht durchaus dem Charakter der Volkserzählung und Volkspoesie, was auch schon Goethe erkannt hat. ‚Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Kultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können.‘ Und was Goethe dann weiterfahrend zum Lobe Hebels sagt, das möchte ich auch auf Hansjakob für fast alle seine ‚Erzählungen‘ anwenden: ‚Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.‘

* * *

Ein Wort über die psychologische Grundstimmung in Hansjakobs Schriftstellerei wird das bisher Gesagte ergänzen und abrunden.

Hansjakob nennt sich selbst mit Vorliebe einen Bauernschriftsteller, und er liebt das Bauerntum, das gemeine, naturfrische Volk, und die Scholle, worauf es haust, mit der gleichen Inbrunst, mit der er alle städtische Hyperkultur, alle Lebensverfeinerung sowie die gesamte moderne geistige und leibliche Uniformswirtschaft haßt. Und warum? Etwa weil er selbst wie seinem Ursprung so auch jetzt noch seinem Empfinden und Bedürfnis nach ein Bauer ist und deshalb instinktiv in ererbtem Konservatismus an seiner Art festhält? Nichts weniger als dies! Hansjakob ist vielmehr unbewußt ein Kulturmensch in seinen persönlichen Ansprüchen sowohl wie in seinem Empfinden, aber wie so viele Tausende leidet er unter der Kulturlast des Jahr-

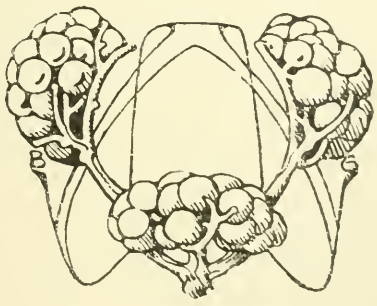
hunderts, und da er einst in einer poesievollen Jugend das große Glück eines von Kulturplagen unbeschwerten Lebens selber genossen und damals wie auch später bei anderen beobachtet und mitempfunden hat, deshalb flüchtet er aus der Kultur zurück in die einfachen, gesünderen Zustände der mit der Scholle verwachsenen natürlichen Menschen und wird bewußt und geistig ein Bauer und Kulturverächter, der er physisch zu sein weder die Gesundheit noch die Kraft der Nerven hätte. Diesen Gesichtspunkt, diese Stimmung muß man festhalten, wenn man an viele von Hansjakobs Schriften mit rechtem Verständnis und feinerem Genuß herantreten will, und wo diese Stimmung fehlt, da wird ein großer Teil von seinen Werken gerade nach ihrer interessantesten Seite hin nicht gewürdigt werden können.

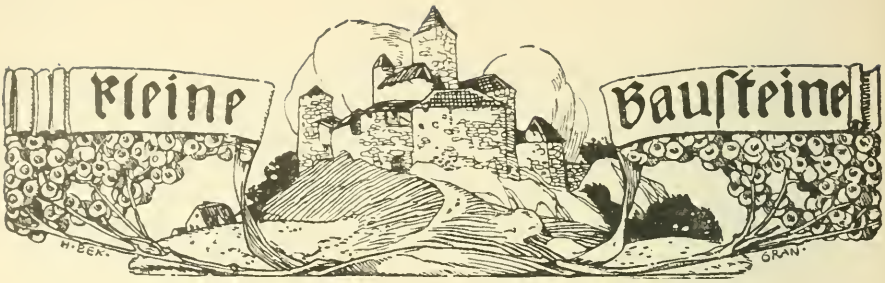
Eine auszeichnende Eigenschaft seines Charakters ist seine innere Unabhängigkeit bei aller tiefen Gläubigkeit und kirchlichen Treue, wie sie in einer Reihe von religiösen Werken ihren ebenso eigenartigen wie theologisch korrekten Ausdruck findet. Gerade in einer servilen, unmännlichen und vom Strebergeist beherrschten Zeit wie der unseren ist der Freimut des Freiburger Stadtpfarrers doppelt hoch einzuschätzen, denn er hat ihm neben der Hochachtung der Besten auch viel Feindschaft und Verdächtigung eingetragen. Noch in einem seiner jüngsten Bücher (‚Letzte Fahrten' 1902) klagt er deshalb, daß er, ‚obwohl aus tiefstem Herzensgrund der katholischen Kirche zugetan, als halber Ketzer verschrien' sei. Das hält ihn aber nicht ab, im gleichen Buch unverblümt und rückhaltlos seine Meinung über die kirchliche Frage der Gegenwart auszusprechen und hier wie anderwärts oft recht undiplomatisch auch für verdächtig gewordene Freunde ein ihn ehrendes Freundeswort einzulegen.

Als Kulturpolitiker gehört er zweifellos nicht zu den ‚harten' Denkern. Dem historisch Gewordenen steht er oft mit unbillig scharfer Temperamentskritik gegenüber, und für den Gedanken des modernen Staatsgebildes hat er nur geringes Verständnis. Er ist ein ebenso leidenschaftlicher Feind alles Industrieweſens und Handels wie einseitiger Lobredner der Landwirtschaft. Daß er dem neuzeitlichen Beamtenunweſen, dem Journalismus, Militarismus und der Frauenemanzipation sehr kritisch und mit unbehaglichen Gefühlen gegenübersteht, wird man ebenso leicht nachfühlen können, als es fühllos ist, wenn er einen Teil der sozialen Übelstände daraus erklärt, daß ‚zu wenig oder gar nicht mehr geprügelt, gehängt und geköpft wird'. Solche bäurische Atavismen sind nicht selten bei ihm, verwickeln ihn aber gar häufig in Widersprüche, an denen seine Schriftstellereitelkeit indes keinen Anstoß nimmt, denn offenbar denkt er mit Immermann, daß Inkonsequenzen erst das Dasein ausmachen. Sein Pessimismus hat etwas Bitteres, Gereiztes, das weder durch Humor noch durch sittliches Pathos erhöht oder gemildert erscheint. Seinen Büchern fehlt als echten Büchern für das Volk das Sonnige, Abgeklärte, Väterlich-Ruhige. In den reichlichen, allzu reichlichen Reise- und Tagebuchplaudereien beeinträchtigt ein gewisses selbstgefälliges Zurschautragen der eigenen Persönlichkeit mit all ihren kritischen Stacheln und Spitzen den Genuß an den

originellen Einfällen, Wendungen und Gesichtspunkten, mit denen jedes reichlich gespickt ist. Mag den Zeitgenossen indes auch vieles davon als wenig belangreiches Tagebuchgeschwätz vorkommen, eine spätere Zeit wird noch einmal gern wie in alten Zeitchroniken darin blättern.

Genug des Für und Wider! Soviel ist gewiß, der Mann gewinnt weder durch Zergliederung und Einzelbetrachtung, noch verliert er. Aber als Ganzes ist er eine prächtige, vollbürtige Erscheinung. Daß er ernstliche Gegner und Feinde habe, dies zu glauben fällt mir schwer; dafür ist er viel zu gerad und ehrlich, auch dem Feind gegenüber. Die Hansjakobgemeinde aber ist eine sehr begreifliche Erscheinung. Starke, eigenwillige, sich gegen allen Widerspruch und Kritik herzhaft behauptende Persönlichkeiten wirken allzeit wie ein Magnet. Im katholischen Deutschland der Gegenwart steht er leider als ein einziger da; in Österreich hat er in dem freimütigen Dr. Scheicher einen Geistesverwandten, und in der Schweiz ist es der ‚urchige' Georg Baumberger, der gleich Hansjakob volksmäßige Sinnesart und freimütiges Denken in sich vereinigt. Ist Hansjakob aber auch kein Dichter und Künstler, wie ihn der katholische Volksteil Deutschlands als Fleisch von seinem Fleische ersehnt und braucht, so mag er doch als ein Muster jener in schwacher Zeit doppelt schätzbaren Schriftstellernaturen gelten, die sich kühn auf sich selbst zu stellen wagen, unbeirrt durch der Zeiten Gunst und Widerspruch einzig bemüht, ihre Persönlichkeit, dem ihr innewohnenden Gesetz entsprechend, so reich und unabhängig auszugestalten, daß altehrwürdige Tradition und persönliche Erfahrung, sachdenkliche Ruhe und sicheres Selbstvertrauen, die Kraft des Widerrufs und der Mut der Unentwegtheit sich darin harmonisch zusammenfinden. Ein Original wie er kann keine Schule machen. Aber wenn von seinem reichen Wirken uns auch nichts verbliebe als das Vermächtnis dieses Geistes, wir hätten allen Grund, dem Siebzigjährigen, wie es hiermit geschieht, unsern Dank und unsere Verehrung auszusprechen.





Max Liebermann.

Dieser Maler, der im verflossenen Monat sein sechzigstes Lebensjahr vollendete, gilt als der Vertreter einer Kunstrichtung in Deutschland, die nur vom Objekt ausgehen und von diesem ihr Gesetz empfangen will. Es ist der naturwissenschaftliche Geist exakter Beobachtung, der sich hier in der Malerei eine Ausdrucksform zu schaffen trachtet. Alle inhaltlichen Ansprüche werden auf die Seite gestellt, wie auch, nach Liebermann, der ‚ganze übrige Mensch in der Ecke zu stehen' habe, wenn man male. Nur das Wesen der Dinge, ihr bloßes Dasein, soll künstlerisch erfaßt und mit völlig unpersönlicher Meisterlichkeit dargestellt werden. Was Goethe als das Höchste des erkennen wollenden Menschen der Natur gegenüber preist, das stille, ruhige, theoretisch nichts vorwegnehmende, niemals aprioristisch statuierende Verhalten, das wird von jener von Frankreich ausgegangenen Richtung als Impressionspassivität der Kunst gegenüber betätigt. Was aber für die naturwissenschaftliche Erkenntnis eine elementare Wahrheit ist, das muß auf die Kunst übertragen, zu einem alles verkehrenden Irrtum werden. Kunst ist der Ausdruck höchst gesteigerten persönlichen Lebens im Menschen. Als schöpferische Kraft fühlt dieser sich nicht den Natureindrücken passiv ausgeliefert, sondern beherrschend übergeordnet. Ihm ist die ganze Natur- und Sinnenwelt nur ein Mittel zum bildlichen Ausdruck seines Innenlebens, das auf diesen Wegen Leben und Gestalt gewinnen will. Nicht sowohl einen Gegenstand der Natur möglichst getreu, wenn auch in seinem innersten Daseinsgesetz, in seiner Raumeigenschaft, in der Ursprünglichkeit seiner vegetativen Existenz zu erfassen und nachzubilden, ist des echten Künstlers tiefstes Sehnen, als vielmehr einem Gedachten, Gefühlten und zugleich in der Phantasie Erschauten den ihm adäquaten konkret-sinnlichen Ausdruck zu geben, und zwar, weil es sich eben in keiner anderen Weise ebenso wirkungstief ausdrücken läßt. Alle Form ist Sprachmittel, und wie es nicht gleichgültig ist, *was* ich spreche, wenn ich auch noch so schön und grammatikalisch richtig spreche, ebensowenig kann vollwertige Kunst eines Inhalts, eines nach Ausdruck ringenden Seelischen entraten.

Aber diese Fähigkeit, sich künstlerisch auszusprechen, setzt die Fähigkeit einer Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel voraus. Der Kampf um diese Beherrschung ist der Inhalt der neuesten Kunstgeschichte, und wir erleben heute, wie es scheint, seine letzten Phasen. Max Liebermann hat sich

mit höchster Ausdauer und Konsequenz, die die ganze Zähigkeit seiner Rasse erforderte, in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Er tat dies, indem er aus der Not eine Tugend machte. Selbst aufrichtige Bewunderer seines Könnens, wie Karl Scheffler* und Rudolf Klein,** die ihm kürzlich beide höchst aufschlußreiche Monographien widmeten, gestehen, daß der Begriff des Genialen auf diesen Maler keine Anwendung finden könne, wenn auch das Wort Talent nicht genug besage. Sein Verdienst wird es bleiben, die Beschränktheit seines Vermögens rechtzeitig erkannt, seine Aufgabe begrenzt und durch zähes Bemühen seine kleine Welt nach allen Seiten durchschritten und dabei gelernt zu haben, sie vollständig auszudrücken. Es im Kleinen zu einer Vollkommenheit bringen, ist auch etwas Großes, und die sittliche Kraft, die in dieser Selbstbeschränkung liegt, muß sich Achtung erzwingen. Wenn aber dieses Große im Kleinen als ein Großes an sich gefeiert wird, und wenn dabei dem größeren Wollen, aber nicht ganz adäquaten Können nur mit Spott und Mitleidsmiene geantwortet wird, so ist als Rückantwort der Hohn auf diese Nur-Mal-Kultur unausbleiblich. Die Wahl unbedeutender ‚neutraler' Stoffe ist für eine Auffassung der Malkunst, wie sie Liebermann und die ganze Schule vertreten, charakteristisch. ‚Die impressionistische Anschauungsform . . . vermag andere als neutrale oder doch künstlich neutralisierte Stoffe nicht zu verwerten, weil sie nicht das Eigenleben der Dinge, die architektonische Sonderbedeutung der Gegenstände darzustellen beabsichtigt, sondern vor allem Atmosphäre. Nicht nur die Atmosphäre, die optisches Leben erzeugt, sondern auch die geistige, worin alle Objekte relativ erscheinen und die als Symbol einer Notwendigkeitsidee zu gelten hat.' (Scheffler.) Daß aber eine solche Anschauungsform Gültigkeit hat gewinnen können, das ist die Folge einer einseitig materialistisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise oder, wie Scheffler gesteht, ‚Produkt eines Zeitschicksals'. Der ‚moderne' Maler meidet die großen Sujets, die an sich bedeutenden Stoffe nicht etwa nur, weil ‚er fürchtet, durch sie, die er nicht groß bezwingen kann, zur Theatralik verleitet zu werden,' sondern weil ‚es Empfindungen in ihm weckt, woran der Intellektuelle nicht recht glaubt, oder weil er fühlt, daß es einer anderen Kraft bedürfe, um es mit derselben Meisterschaft zu erhöhen, wie er das Unbedeutende erhöht'. Und damit hängt es zusammen, daß uns dieser Maler auch nichts mehr von irgendwie größerer Bedeutung zu sagen, daß er nur malerische Qualitätswerte zu geben weiß.

Mit dieser Einschränkung auf rein malerische Werte aber wird man Liebermann vollauf gelten lassen müssen. Er hat durch seine Malerei das Kapital vorhandener Ausdrucksformen vermehrt, er hat in ihr ein vortreffliches, fast voll-

* Karl Scheffler: Max Liebermann. Mit einem Porträt nach einer photographischen Aufnahme und 40 Tafeln mit Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen. (München und Leipzig, R. Piper und Co.)

** Rud. Klein: Max Liebermann. Mit 5 Heliogravüren und 30 Vollbildern in Ton- und Strichätzung. In der Sammlung: Die Kunst. Herausgegeben von Richard Muther. (Berlin, Bard, Marquardt und Co.)

kommenes Instrument geschaffen, nur schade, daß er nicht darauf spielen kann, was die Geister und Herzen in seinen Bann zwingt. Menzel, mit dem er sich in einigen Punkten durch Stoffwahl und Darstellung berührt, war ihm doch hierin überlegen. Vor allem war Menzel eine große Fähigkeit eigen, das seelische Moment sowohl bei Einzelwesen als auch bei Massenauftritten in schärfster Weise zu fassen. Von Liebermann hingegen muß selbst Scheffler sehr bezeichnend bekennen: ‚Die individualisierte Einzelpsyche geniert ihn oft ein wenig; Menschenmengen dagegen, die für ihn nur ein Bewegungs- oder Raummotiv sind, gelingen ihm vortrefflich.‘ Bewegungs- und Raummotive sind ihm aber selbst die noch gehaltvollsten und großzügigsten seiner Bilder, für die er sich in seiner Frühzeit noch an Millet inspirierte: ‚Die Arbeiter im Rübenfeld‘, ‚Die Netzflickerinnen‘, ‚Die Frau mit den Ziegen‘, ‚In den Dünen‘. Und das ist auch der Grund, warum wir selbst vor diesen Bildern nicht warm werden, was Rudolf Klein sogar von dem letzten, den ‚Netzflickerinnen‘, im Vergleich mit Millet gelten lassen muß: ‚Die Erde singt nicht: ein Milletsches Werk ist ein Choral!‘ Aber wir brauchen zu solchen Vergleichen nicht einmal in die Weite zu schweifen! Wäre Uhde in Deutschland nach seinen malerischen Qualitäten besser gekannt, als er ist, er würde genügen, um sich an ihm zu orientieren über das, was Liebermann trotz der Qualitätshöhe seiner Malerei fehlt. Ein einziges Bild von Uhde, ‚Die schwere Stunde‘ (Pinakothek München) sagt es. In ihm ist nicht nur höchste ‚malerische Form‘, nicht nur ein in den zwei Menschen, besonders dem seiner Niederkunft entgegengehenden jungen Weib glänzend behandeltes Bewegungsmotiv, nicht nur Raumgefühl in vollendeter Objektivität, sondern ein fast nicht auszuschöpfender seelischer Inhalt, welcher denjenigen, der dies Bild nur einmal wirklich empfunden hat, immer wieder zu ihm zurückzieht. Wo ist ein einziges Bild Liebermanns, das diese Wirkungen ausübte? Was sind seine Altmänner- und Waisenhäuser, seine Biergärten, Seilerbahnen, Tennisplätze, Meeresstrandbilder im Grund anderes, als virtuos gemalte, mit allen Formqualitäten ausgestattete Veduten? Nein, auch die absolute Malerei kann eines Inhaltes nicht entbehren, um im höheren Sinn Kunst zu werden.

Fällt es der impressionistischen Malerei aber schon schwer, einen neutralen oder doch alltäglichen Stoff ins Seelische oder Geistige zu heben, so sehen wir sie zu völliger Unfähigkeit verurteilt, wo es gilt, einen nur aus der Idee herauszufassenden Vorgang zu gestalten. Dreimal hat Liebermann bei diesem Versuch eine schwere Niederlage erlitten. Zu München, in seiner Frühzeit, malte er ‚Christus im Tempel‘, das in bezug auf profanierenden Realismus noch das bekannte Menzelsche Bild überbietet. In seiner reifsten Zeit empfand er abermals den Reiz des größeren Stoffes, und er schuf die ‚Delila‘ und den ‚Segnenden Papst‘. Aber während er das Simsonmotiv nur in das Geschichtlich-Triviale herabzerrt, fehlt ihm bei dem Papstbild das innere Auge, um in dem Vorgang mehr zu sehen als eben ein — Bewegungsmotiv! Das Bild ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Ein Maler

braucht gewiß nicht Katholik zu sein, um auch einem solchen Stoff in seinen psychischen Voraussetzungen gerecht werden zu können. Er bedarf nur der künstlerischen Fähigkeit eines tieferen Miterlebens. Bei Liebermann aber stand außer dem Auge der ‚ganze übrige Mensch in der Ecke'. Kein Wunder, daß auch ehrliche Bewunderer seines Könnens hier von einem Mißerfolg sprechen. ‚Die dem Papst zujauchzende Menge,' so sagt Rudolf Klein (merkwürdigerweise im Imperfektum), ‚wirkte in ihrer Realistik zu proletarisch, — was sie ihrer Herkunft nach sein mag, — doch erdrückte sie dadurch die Idee, welche der Mittelpunkt der außergewöhnlichen Versammlung ist; so wie die Gruppe sich in der Nähe gab, hätte sie eher das Gedränge vor einem Wahllokal sein können. Der religiöse Zug, den impressionistische Formbehandlung nicht zu beseelen vermag, fehlte... Der Vorgang könnte eben nur aus der Idee, ganz unabhängig von der Tatsächlichkeit rekonstruiert werden. Man roch auf dem Bilde Liebermanns zu viel schlechte Kleider, man wurde an einen Sozialistenkongreß erinnert. Und doch war auch ein Kirchliches in der Stimmung; aber derart, wie der moderne Skeptiker dem Treiben der Kirche zuschaut: der Glaube fehlte.'

Hiermit stehen wir einer Erscheinung wie Liebermann gegenüber gleichsam vor einer letzten Erkenntnis. ‚Kein Skeptiker' hat Lienhard in diesen Heften einmal in bezug auf Ibsen geschrieben, ‚kann Poet sein'. An der Unfruchtbarkeit dieser Seelenstimmung scheitert aber auch alles höher gerichtete Künstlerstreben.

Eine interessante Persönlichkeit bleibt Liebermann jedoch durch die Konsequenz, mit der er den Impressionismus zu einem Ausdrucksmittel seiner Weltanschauung zu machen suchte. Scheffler hat in seiner Monographie das Verdienst, diese Zusammenhänge ebenso geistvoll wie klar herausgestellt zu haben. Darüber hinaus ist seine Arbeit ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der Ziele moderner Malkunst, und wer, wie wir, auch mit dem Fazit seiner Betrachtungen nicht einverstanden sein kann, wird das anregend geschriebene Werk doch mit Dank aus der Hand legen für den mannigfachen Gewinn, den es gebracht hat.

Karl Muth.

Noch eine Erinnerung an Annette von Droste-Hülshoff.

Es war am Fronleichnamstage. Ich hatte dem steinalten, ehrwürdigen Pfarrer die Prozession gehalten und saß nun des Zuges harrend am Fenster in dem Pastorat eines Paderborn nicht fernen Dorfes. Was beginnen? Noch eine geschlagene Stunde bis zur Abfahrt! Da lagen auf dem Tische einige Hefte einer Monatsschrift, vergilbte, stark abgegriffene Blätter. Nachlässig, fast gedankenlos las ich dieses und jenes und blieb schließlich mit meinen Gedanken bei dem Bilde der Droste-Hülshoff hängen, das nach der

für das Droste-Denkmal in Münster von Bildhauer Rüller modellierten Büste aufgenommen war.

Wie lebenswahr und frisch Annette aus dem Bilde blickte! Ganz mit dem schwärmerischen Auge einer Seherin, die ins Weite entschwebt und Geheimnisse erspäht, ganz mit dem Sinnen einer Träumerin, die alles um sich vergessend Einkehr in sich hält und Zwiesprache mit der eigenen Seele führt. Wenn man diese herrliche Seele doch einmal ganz verstehen könnte, ihre herbe, spröde Eigenart, ihre mächtige, fast wuchtige Phantasie, ihren klar, scharf fassenden Wirklichkeitssinn, ihre wunderbare Stimmungsgewalt, ihre sanfte, versöhnende Melancholie! Diese ganze überreiche Seele! Ich dachte gar nicht daran, daß mir noch heute ein Lichtblick in ihr Leben vergönnt sein sollte.

Da schlüpfte die etwa achtzigjährige Haushälterin des Herrn Pfarrers herein, offenbar in der Absicht, mit ihrem Geplauder mir die Zeit zu vertreiben. Trotz ihres Alters erschien sie noch recht geistesfrisch, und wohl niemand hätte ihr so ohne weiteres die achtzig Sommer vom Gesichte gelesen, die sie mit einer gewissen Art von Stolz bekannte.

Kaum hatte sie das Bild Annettens gewahrt, als sie mich mit der Frage überraschte: ‚Herr Pater, gefällt Ihnen das Bild?‘ ‚Gar sehr, Fräulein!‘ ‚Darf ich wissen, warum?‘ ‚Das Bekenntnis will ich Ihnen gerne ablegen. Weil beide mich interessieren: Bildhauer und Dichterin. Auch in der Kutte darf man noch wohl ein wenig nationalstolz sein, und das bin ich auf beide. Zudem hege ich eine ausgesprochene Vorliebe für Deutschlands größte Dichterin.‘ ‚Ah so! Der Künstler ist mir vollständig unbekannt, aber der Dichterin habe ich einmal nahe gestanden.‘ ‚Sie haben Annette von Droste-Hülshoff gekannt? Wie ist's möglich! Gewiß, Sie wollen einen Scherz machen!‘ ‚Durchaus nicht, Herr Pater! Es ist die volle Wahrheit. Wenn Sie mir zuhören, kann ich Ihnen von meiner Bekanntschaft mit dem gnädigen Fräulein erzählen.‘

Die ehrwürdige Greisin rückte ihren Sessel zurecht und begann, zuerst als müsse sie die Gedanken und Bilder aus dem Gedächtnisse aufgraben und ordnen, dann fließend, als berichte sie gestern Erlebtes, ihre Erinnerungen an die Droste aufzurollen.

‚Es ist schon lange her, und ganz viel habe ich altes Mensch aus jener Zeit nicht mehr behalten. Ja, hätten wir damals eine Ahnung gehabt, daß einmal das gnädige Fräulein so berühmt werden würde, dann sollte uns wohl nichts entgangen sein. Ich stand als Kind von etwa fünfzehn Jahren auf dem Gute Harthausen hinter Brakel in Dienst, wo des Sommers Annette zu kurzem oder längerem Aufenthalte Einkehr zu nehmen pflegte.

Anfangs vermied ich es, mit dem gnädigen Fräulein allein zu sein; denn ich hatte die anderen Damen einmal sagen hören, Annette sei nicht ganz recht im Kopfe. Es steht mir auch noch deutlich in Erinnerung, wie ihre Mutter einmal zu unserem gnädigen Herrn sagte: „Fritz, ich wollte, Annette

würde vor mir hergetragen!" „Wie meinst du das?" fragte der Herr. „Ach Gott!" antwortete die gnädige Frau, „ich bin bange, daß es mit Annette kein gutes Ende nimmt." Ich glaube, sie hatte Furcht, Annette würde noch ganz den Verstand verlieren.

Ähnliche Äußerungen und das oft eigentümliche Wesen des gnädigen Fräuleins bewirkten, daß ich eine gewisse Scheu vor ihr hatte. Allein das war nur im Anfange. Vielleicht hatte sie an den furchtsamen Blicken, mit denen ich sie betrachtete, den Grund meiner Zurückhaltung erraten, genug, sie gab sich alle erdenkliche Mühe, mir Zutrauen und Liebe einzuflößen. Sie überhäufte mich bisweilen mit Zärtlichkeiten und pries meine blauen Augen bis an die Sterne des Himmels, sie machte mir dieses und jenes kleine Geschenk und schien sichtlich froh, wenn es ihr gelungen war, mir eine Freude zu bereiten. Was eigentlich der Grund war, warum sie die Vorliebe für mich hegte und sich auch nicht scheute, sie offen zu zeigen, ich weiß es nicht. Vielleicht übertrug sie die Liebe, mit der sie alle Kinder beschenkte, auf mich, die ich wohl von all den auf dem Gute beschäftigten Mädchen die jüngste war; vielleicht wollte sie mich auch zu kleinen Diensten verpflichten.

Ich mußte oft kleine Gedichte, die sie selbst verfaßt hatte, auswendig lernen und ihr aufsagen. Das war aber manchmal so verrücktes Zeug, daß ich keine Strophe in den Kopf zu bringen vermochte. Wenn es mir aber mal gelang, vom Stuhl herab ein Gedicht ohne Fehler mit klarer Stimme und lebendigen Hand- und Armbewegungen vorzutragen, dann konnte sie manchmal überglücklich sein. Sie riß mich stürmisch an sich und küßte und umarmte mich, als hätte sie mich totdrücken wollen.

Es kamen aber auch Tage, wo das gnädige Fräulein mir unsäglich traurig erschien. Ein böser, hartnäckiger Husten plagte sie oft sehr, und ihre ganze Gestalt sah an solchen Tagen recht gedrückt und leidend aus. Wir Dienstboten hatten dann großes Mitleiden mit ihr; denn wir alle hatten Annette sehr lieb. Sie war gar nicht stolz, sondern überaus gütig und herablassend.

Böse Menschen haben ihr nachgesagt, sie hätte keine Religion gehabt; allein das ist eine arge Verleumdung. Wenn sie auf Harthausen war und sich bei Kräften fühlte, wohnte sie jeden Morgen der hl. Messe bei, und ich habe sie oft, besonders morgens auf ihrem Zimmer im Gebete angetroffen. Am Ende hatte das ganze Gerede nur darin seinen Grund, daß sie mit Levin Schücking verkehrte, der bei uns Mädchen als ungläubig galt.

Annette hatte immer viele schöne, fromme Gedichte und Sprüche, während Herr Schücking nur lustige Gedichte verfaßte, so wie es die jungen Leute lieben. Das gnädige Fräulein hatte sich große Mühe mit dem Herrn gegeben und einen heilsamen Einfluß auf ihn ausgeübt, so daß er später wieder etwas Glauben zeigte.

Wenn hoher Besuch nach Harthausen kam, hielt sich Annette gewöhnlich fern von der Gesellschaft. Ihre Abwesenheit schien auch den Herrschaften

gar nicht unangenehm zu sein, da sie beständig in der Furcht lebten, Annette würde sie und sich selbst durch ihre drolligen und zerstreuten Bemerkungen lächerlich machen. Es war ihr aber diese durchaus nicht übel gemeinte Zurücksetzung sehr willkommen. Frei und ledig aller Verpflichtung benutzte sie die Zeit, um einsam durch Feld und Flur umherzuschweifen, die Landleute aufzusuchen, mit den Kindern sich zu unterhalten und sich ganz in die Natur und ihr geheimes Leben zu versenken; Natur, die war bei ihr alles! Immer sprach sie von der Natur. Alles nahm für sie in der Natur Leben an. Bisweilen führte sie laute Zwiegespräche mit den Blumen und Bäumen, bisweilen hielt sie, wer weiß wie lange, ein Blatt in der Hand und schien es zu studieren, bisweilen hatte sie sich den Schoß voll Steine gesammelt, die sie einzeln betrachtete, aufschlug und untersuchte. Damals hatte sie eine besondere Vorliebe für seltsame Steine; mehr als einmal mußte ich eine ganze Schürze voll von ihrem Zimmer tragen.

Wenn das gnädige Fräulein manchmal zu lange ausblieb, wurde ich auch wohl mit der Aufgabe vom Herrn oder ihrer Mutter betraut, sie ausfindig zu machen und heimzuholen, oder in Erfahrung zu bringen, ob ihr auch irgend ein Unglück zugestoßen sei. Zuerst war das ein Kunststück, sie zu finden. Wer konnte all ihre Lieblingsplätzchen wissen! Später, als ich ihre Gewohnheiten besser kannte, fand ich sie ohne Mühe. Am Rande des Waldes, am Weiher, in der Wallhecke, hinter einem Dornstrauche, oder auch wohl in einem trockenen Graben, von dem aus sie das Feld, den Kamp durchblicken konnte, saß sie oft in Sinnen verloren — stundenlang. Man konnte dann ganz nahe an sie herangehen, ohne daß sie einen bemerkte. Was ich wollte, wußte sie wohl: „Luischen, ist es schon Zeit? Komm, so laß uns gehen, sonst gibt es einen Vorwurf!“ Wie lustig konnte sie dann bisweilen sein! Nicht selten ging sie auch wie im Traume neben mir und sagte kein Wort.

Eine eigentümliche Vorliebe hatte sie für den Morgenspaziergang. Jemand, ich weiß nicht wer, hatte ihr verboten, so früh am Morgen im Felde umherzuschweifen; sie sollte schlafen und wegen ihrer Kränklichkeit erst spät aufstehen. Aber diese Verordnung ging ihr ganz gegen den Strich. Sobald die Dienstboten aufgestanden waren und die ersten Sonnenstrahlen in ihr Schlafgemach drangen, erhob sie sich und machte ihren Ausflug. Gewöhnlich war ihr aber auch das noch zu spät. In aller Herrgottsfrühe, wenn der Tag im Osten heraufstieg, wenn alles im Schlosse noch vom tiefen Schlafe umfangen war, schlich sie heimlich hinaus, lief Kamp und Feld und Wiesen ab, um erst wiederzukehren, wenn die Herrschaften zu erscheinen pflegten.

Dann galt es aufzupassen! Keine von den anderen Damen sollte etwas merken. Ich mußte gewöhnlich ihren Rückzug decken und ihr ungesehen ins Schlafzimmer helfen. Ein oder das andere Mal wurde sie aber doch beobachtet; ein liebevoller Verweis blieb dann nicht aus.

Das Schlimmste für mich war, daß Annette nur immer von mir wollte geweckt werden. Dann kam sie und bat: „Luischen, liebes, kleines

Max Liebermann pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Leo XIII. segnet in der Sixtina die fremden Pilger.

(Mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin.)

Hoch Land

Luischen, du mein Herzenskind, morgen früh drei Uhr! Nicht verschlafen! Der Morgen verspricht schön zu werden. Ich muß hinaus!" Du lieber Himmel! Was hätte ich dem gnädigen Fräulein zuliebe nicht getan, aber für ein Mädchen von fünfzehn Jahren war es doch kein geringes Opfer, so früh den Wecker zu spielen. So gut es gehen wollte, kam ich ihrem Wunsche nach, aber immer glückte es nicht. Ich bat sie auch einige Male, mir den Schlaf nicht zu nehmen, da ich gewöhnlich von der Tagesarbeit so müde sei. Dann wurde sie betrübt und wußte so kindlich und rührend zu bitten, daß ich nicht umhin konnte, ihr zu willfahren. Schließlich hatte der gnädige Herr die Sache erfahren, der ihr verbot, mich so früh aufstehen zu lassen. Anfangs half das, aber später wurde sie doch wieder rückfällig.

Ich weiß noch recht gut, wie sie mehrmals spät abends an mein Schlafstüblein kam, pochte, öffnete und leise mir zurief: „Luischen, vier Uhr wecken!" und sachte, wie sie gekommen, verschwand. Gewöhnlich war sie schon aufgestanden, wenn ich zum Wecken kam. Ich trug ihr dann eine Tasse Milch hinauf, die sie gerne vor ihrem Streifzuge schlürfte. Sie trank immer Schafmilch. Auf Haxthausen wurden ihretwegen immer einige Milchschafe gehalten. Schnell warf sie sich dann in die Kleider, und fort ging's auf die Entdeckungsreise. Aber wenn sie wiederkam, du lieber Himmel, wie sah das gnädige Fräulein nicht selten aus! Die Schuhe beschmutzt, die Strümpfe naß, die Kleider bis an die Knie vom Tau oder Regen feucht, die Haare bisweilen halb aufgelöst. Einmal hatten ihr die Dornhecken die Kleider zerrissen, und Hände und Gesicht waren blutig. Sie legte den Finger an den Mund: „Liebes Luischen, nichts sagen!" Nein, ich sagte auch nichts, aber ärgerlich war ich doch schon mal, wenn sie allzu kühn vorging. Ich brachte ihr die Kleider in Ordnung, während sie ihre Erlebnisse und Entdeckungen erzählte oder ihre neuesten Verse vortrug.

Anfangs hatte sie mich nicht selten in große Angst gejagt. In allem hatte sie eine so ganz sonderbare Weise. Ein Vorfall schwebt mir noch deutlich vor. Vier Uhr sollte ich wecken. Leise, ganz leise schlich ich mich nach ihrem Schlafzimmer, damit ja Fräulein Marie, ihre Kammerzofe, nichts merke. Da hörte ich drinnen sprechen. Was war das? War jemand bei ihr? Ich unterschied ganz klar ihre Stimme. Sie sprach ziemlich laut, so als wäre sie mit irgend einem Menschen in ein Wortgefecht verwickelt. Zuerst wollte ich fliehen, aber hätte ich sie nicht angerufen, gewiß, ich hätte sie betrübt. Das wollte ich um keinen Preis, zumal ein so wunderbar schöner Morgen sich vorbereitete. Ich pochte beherzt; keine Stimme rief Antwort. Ich pochte wieder und wieder: alles vergebens. Endlich faßte ich mir ein Herz und öffnete kühn die Türe. Welch ein Anblick bot sich mir! Da saß sie aufrecht im Bette, die Haare aufgelöst, die Augen merkwürdig glänzend, die Wangen glutrot, mit den Armen heftig gestikulierend, als spräche sie mit mir unsichtbaren Personen. Es war, als hätte sie mich gar nicht bemerkt. Sie deklamierte das ganze Gedicht zu Ende. Dann sprang sie mit einem

Satze zum Bette heraus und umarmte mich stürmisch, sprang mit mir hin und her, daß mir der Atem ausging, küßte und liebkoste mich, als wäre ich noch ein Schoßkindchen gewesen. Sie hatte in der Nacht ein herrliches Gedicht verfaßt; das machte sie so überglücklich.

Später war ich an solche Erscheinungen gewöhnt und ließ mich nicht mehr aus der Fassung bringen. Sehr oft fand ich sie im Bette sitzend, die Hände vor's Knie gefaltet, sinnend und träumend. Ihre Erwiderung auf meinen Morgengruß waren gewöhnlich einige Verse, ein kleines Gedicht, das sie über Nacht gefunden hatte.'

Dieses und anderes erzählte die ehrwürdige Greisin. Sie hatte sich in das Feuer der Jugend hineingeredet und schwelgte in den Erinnerungen an glücklich durchlebte Stunden. Man sah es, sie hing noch jetzt mit Verehrung an dem gnädigen Fräulein, dessen Wandel und ganzes Wesen sie nun fast siebzig Jahre treu festgehalten hatte, so klar, wie sie behauptete, als wäre Annette erst vor acht Tagen nach dem Bodensee gefahren. Annette hat ein Denkmal erhalten in Münster und auf Meersburg, von geschickter Meisterhand gebildet, dieses dritte im Herzen der Greisin hat sie noch selbst sich errichtet: In dieser Stunde schien es mir von allen das schönste.

P. Konrad Schulte, O. Fr. M.

Leuchtende Gedanken

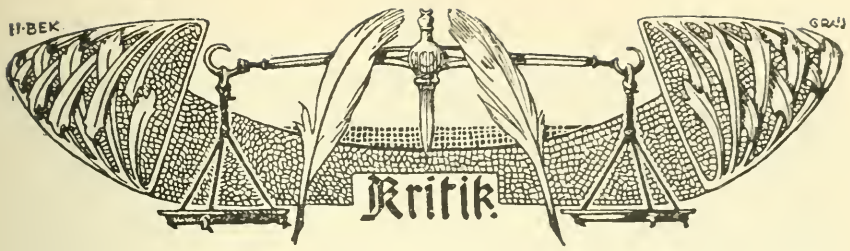
(aus Jean Pauls Levana).

Mädchenerziehung.

Die Erziehung der Töchter bleibt den Müttern die erste und wichtigste, weil sie unvermischt und so lange dauern kann, daß die Hand der Tochter aus der mütterlichen unmittelbar in die mit Eheringen gleitet. Den Knaben erzieht eine vieltönige Welt . . . die Tochter bildet der Muttergeist. Eben darum bleibt er unabhängiger von den Stößen fremder Einwirkung als seine Schwester; denn der äußere Widerspruch nötigt ihn zur inneren Einheit der Ausgleichung, indes dem Mädchen leicht eine Weltseite zum Weltteil wird, ja zur Welt.

Je reiner das Goldgefäß, desto leichter wird es verbogen, der höhere weibliche Wert ist leichter einzubüßen als der männliche. Nach der altdeutschen Sitte auf dem Lande gehen auf dem Weg zur Kirche die Söhne hinter dem Vater, die Töchter aber vor der Mutter, wahrscheinlich, weil man die letzteren weniger aus den Augen lassen soll.

Über gewisse Abgründe dürfen weibliche Seelen, wie die Maultiere über den schweizerischen, nicht gelenkt werden, wenn sie nicht fallen sollen. Gewisse Abmahnungen wiegen Zureden und Lockspeisen gleich. Glänzen die Eltern mit reinem Beispiel, so brauchen sie nicht die Schamhaftigkeit, diese Flügel deckender Psyches-Flügel, mit neuen überdecken zu verstärken. Durch Lehren wird dem Kinde anfangs der unschuldige Mangel an Scham, später das stille Dasein derselben geraubt.



Vom ‚Sang'.

Wenn doch nur Weber seine ‚Dreizehnlinden' nie gedichtet hätte! Mit diesem Notschrei macht man seinem Ärger einem Unschuldigen gegenüber Luft, nachdem man sich durch elf ‚Sänge' durchgelesen hat, also fast ein Dutzend Dichtungen solcher nachromantischer Epigonen und teilweise direkter schuldiger Epigonen Webers. Weber ist kein Schuldiger, wenigstens nicht mehr als Scheffel, von dessen ‚Trompeter von Säckingen' Bartels meint: ‚Wer freilich die ganze Gattung dieser episch-lyrischen Dichtung „des Sanges" verwerfen will, wird dafür ästhetische Gründe genug finden; jedoch auch er wird zugeben müssen, daß in dem Trompeter viel eigenes und unmittelbares Leben steckt, daß er unzweifelhaft das beste Werk seiner Gattung ist.' Weber ist nicht nur ein Prototyp geworden für eine Schar Nachahmer, sondern er hat den Typ des ‚Sanges' so typisch getroffen, daß die Dichtungen dieser Nachromantiker, auch wenn sie keine direkten Nachahmungen sind, unwillkürlich an ihn erinnern. Das Unglück ist, daß dieser Typ, an sich schon auf der Grenze des künstlerisch Möglichen und ästhetisch Genießbaren, nicht etwa zwei-, dreimal, nein gleich zu dutzenden Malen nachgebildet wird. Was dem Talent Webers gelang, wird bei dem Dilettantismus der Nachtreter zu einem episch-lyrischen Unding und die Lektüre zu einer Qual. Eine Gänsehaut überläuft einen noch in der Erinnerung daran, daß man eine solche poetische Erzählung von 470 Seiten mit 2820 vierzeiligen Strophen gelesen oder, aufrichtiger, durchflogen hat oder einen ‚Sang aus alter Zeit' über Seifried Schweppermann, der aus 55 Einzelsängen besteht, und dessen letzte Strophe also lautet:

‚Drum wirke jeder Gutes,
Wann, wo und wie er kann,
So fromm, so treu, so tapfer
Wie Seifried Schweppermann!'

Wie kann man nur seine Tage damit zubringen, solche Poeme zu fabrizieren!

Welches Publikum kommt wohl am ehesten für den Sang in Betracht? Sicher liest der Gymnasiast oder das diesem entsprechende Alter Scheffels Trompeter oder Webers Dreizehnlinden mit bestem Genuß. Bei diesem ist die entsprechende Gemütsverfassung vorhanden. Die tief und echt poetische, aber unbewußte Märchenstimmung ist vorüber, der Schauer vor der Größe und den Geheimnissen des wirklichen Lebens noch nicht empfunden worden. Eine selbstverständliche Tatsachenrealität zugleich mit unklarer, überschwenglicher Phantasterei bilden die geistige Welt. Die Größe der homerischen und germanischen Epen lassen sich die meisten nicht kümmern, ahnen nur wenige, begreift keiner. Warum man von Goethes ‚Hermann und Dorothea' so viel Aufhebens macht, ist diesem Alter unerfindlich. Ein gewisser idealer Lyrismus tut wohl. Da werden solche romantische Dichtungen gelesen, geliebt, verstanden. Die Form ist's vor allem, die gefällt, und die poetische, romantische, einfache und durchsichtige Welt.

Weber und Scheffel soll damit kein Eintrag geschehen, daß sie diesen Ton getroffen haben; aber an ihnen wäre genug gewesen, zumal das Feld dieser Romantik bald abgebaut ist und unfruchtbar wird, die Mittel kärglich und schnell verbraucht sind. Und doch

‚Wohin das Auge heute schaut,
Man Werke stolz in Versen baut'

berichtet selbstbewußt ein solcher Sänger. Der Weizen blüht weiter und bringt Ähren, fast lauter magere, kümmerlich in der Form, taub im Inhalt.

Der Deutsche hat kein Normalversmaß wie Homers oder Virgils Hexameter oder der französische Alexandriner. Er kann sich in allen Versfüßen herumtummeln. Goethe hat in ‚Hermann und Dorothea' den klassischen Hexameter verwendet, der vermöge der Anpassungsfähigkeit der deutschen Sprache gelingen mag und sich vorzüglich für die episch breite Erzählung eignet. Mit welch gutem Geschick Weber den vierfüßigen Trochäus gehandhabt hat, erkennt man erst, wenn man die verunglückten Nachahmungen liest. Unsere vorliegenden Sänge haben sich alle möglichen Versmaße und -Füße dienstbar gemacht, jambische und trochäische, vierversige und durchlaufende, gereimte und ungereimte, auch abgewechselt, das heißt, wenn der Pegasus in der einen Gangart nicht mehr weiter kam, ihn in einer anderen angetrieben. Manchen Versen sieht man das Gereimte, das Gekünstelte und Gezwungene an; sie lesen sich so schwerfällig, daß der Leser die Brücke von der Form zum Inhalt immer wieder neu schlagen muß. Das ist indes der seltenere Fall. Meist laufen die Verschen ‚wie geschmiert'; sie klappern so monoton daher wie weiland die Klepper an den Pferdebahnen, über Wichtiges und Unwichtiges, so daß der Gedanke aus dem gleichmäßigen Geklapper mit keinem bedeutungsvollen Wort herausspringt. Die besten Verse haben eine gewisse formale Schönheit, die indes gerade unsere Zeit nicht verlangt. Meist aber ist es schlimmer. Auslassungen überzähliger Wörter geben dem Vers etwas lächerlich Holperiges. Flickwörter und Flicksatzteile müssen als Lückenbüßer einspringen und machen den Vers charakterlos, banal. Andere reimen nach dem Grundsatz: Reim dich, oder ich friß dich! Sie machen unreine Reime, neue Worte und verschmähen Dialektanklänge nicht. Diese letzteren sollen wohl auch einen intimen Reiz abgeben, erreichen aber das Gegenteil des Kindischen, Abgeschmackten. Am schlimmsten ist es, wenn die Form den Inhalt bestimmt, d. h. wenn der Reim ein Wort verlangt, das irgend eine Handlung ausdrückt, die dann eben geschehen muß. Der Beweis hiefür liegt mehr im Gefühl; aber folgende Strophe ist charakteristisch. Eine Gräfin ist ohnmächtig geworden:

‚Allmählich kehrte Kraft um Kraft
Zurück in jedes Glied;
Sie hob die Arme, die erschlafft,
Und jedes Augenlid.'

Der Vers könnte von Wilhelm Busch sein wie noch viele andere, z. B. von einer anderen Ohnmächtigen:

‚Gunhilde wurde fortgetragen.
Sie blieb noch lange stumm;
Man hört sie nur in Seufzern klagen.
Dann blickte sie sich um . . .'

Oder: ‚Willst du die sünd'ge Feerei
Der Liebe mir ins Herze streu'n?'

Oder: ‚Skrato folgt in stummem Schmerz,
Wund das gramzerriss'ne Herz,
Im Gesicht die Sorgenschrift,
Eingeritzt von Kummerstift.'

Oder: ‚Beide traben rasch voran,
Hintendrein ein Veteran.'

Und der Inhalt. Es ist eine eigene fremde Welt, in der diese Romantiker leben; es sind die alten Germanen mit ihren Göttern oder in ihrem Kampf mit den Römern oder der hohe Norden oder Stoffe aus der nationalen Sage oder Geschichte oder sonst ein phantastischer historischer Hintergrund; auch ein Rheinlandssang aus unseren Tagen ist darunter. Ritter, alte Mönche, zarte Fräulein, Nonnen, Troubadours, Hexen und andere je nach dem Stoff entsprechende Wesen, Tugendbolde und Bösewichte sind die Requisiten. Meist steht in der Mitte der Fabel ein holdes Paar. Die entschiedenste Beobachtung, die sich aus den mannigfaltigen Schilderungen aus diesen poetischen Welten aufdrängt, ist die, daß man die meisten Namen der Dichter unter den Titeln ihrer Werke ruhig vertauschen könnte, was die dichterische Persönlichkeit angeht. So wenig macht sich eine solche geltend. Durchweg die gleichen allgemeinen Gefühlchen und die gleiche uncharakteristische Art, sie auszudrücken, die gleiche Unwahrheit. Ein echtes, tiefempfundenes Gefühl gibt es nicht, dessen Ersatz ist die geschraubte Sprache. Schiller schreibt einmal: ‚Es ist nicht genug, Empfindungen mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden.' So wenig diese Dichtung objektiv ist, so wenig ist sie auch subjektiv, wenn man damit die Seele meint, die dem Werk ihr Leben eingehaucht hat, so daß dieses ihr ureigenes Zeugnis gibt. Objektiv ist diese Dichtung nicht; denn das allgemein Menschliche und Typische liegt nicht in der hausbackenen Selbstverständlichkeit und in der schwärmerischen Phantasterei. Subjektiv ist sie nicht; denn ein tönender Schwall von Worten setzt keine Persönlichkeit voraus und spricht auch das Seelische und menschlich Bedeutsame nicht aus. Nicht was gesagt wird, ist die Hauptsache, sondern was dahinter steckt. Das Leben ist das erste, das Haltbare und Notwendige, nicht die Kunst, die die Stelzen herrichtet, auf der ihre Geschöpfe über der Erde hinschreiten sollen; die Stelzen sind haltlos und unnötig.

Träume, Visionen, Vorahnungen, wunderbare Ereignisse müssen in dieser Poesie eine Hauptrolle spielen, das mystische Element liefern, weil das geheimnisvolle Walten des Herzens unverstanden bleibt. Unzählige Apostrophen müssen dem Werke rhetorischen Schwung und pathetischen Rückgrat geben, dem es an innerer Bewegung und echter Größe fehlt. Die Helden sind Alltagspersonen, die ein Feierkleid angezogen haben und sich deshalb auch einer gehobenen Sprache befleißigen. Besonders schön sind die Damen, die immer Purpurlippen haben und Lilienschnee auf Rosenwangen. Die Leute scheiden sich so ziemlich in Schafe und Böcke, Engel und Teufel in Menschengestalt. Gerade das kennzeichnet auch den kindlichen Standpunkt des ‚Sanges' und ist ein Grund, warum er im jugendlichen Alter verstanden wird. Wie tapfer sind die Helden! Sie schlagen viel mehr Feinde tot als der Schneider, der sieben auf einen Streich erschlug. Und wie triefen sie von Edelmut! Und wie fromm sind die Heldinnen, wie ein kokettes Fräulein, das in der Kirche betet, nachdem es erst sein Kleid malerisch drapiert hat! Und wie neckisch ist es, wenn der Storch irgendwo ums Haus fliegt, nachdem sie sich gekriegt haben! Und wie sentimental sind die Gespräche, viel sentimentaler als ein Liebesbriefsteller! Und wie poetisch veranlagt sind Liebender und Liebende! Wenn sie getrennt sind, machen sie Gedichte dutzendweis, die sich von modernen Herzensergüssen gar nicht unter-

scheiden. Wie sangesfroh sind die Troubadours, die reinsten Musikautomaten, und sie singen genau so, wie man sich das jetzt vorstellt, durchaus nicht etwa, wie man von den alten deutschen Minnesängern in alten Büchern liest! Lyrik ist fast in allen alten Sängen eingestreut, besonders gegenseitige Liebeslieder, so was wie Tagebuchverse von Verliebten. Man wird nur wieder an Weber erinnert. Weber hat eben den reinen Typ getroffen. Es ist gar zu verlockend, den epischen Fluß lyrisch zu unterbrechen; es sammeln sich im Verfolge der Schicksale Gefühle an, die Lust haben wollen, und diese lyrischen Partien sind die Ventile für die Herzbeschwerden. Mancher Dichter kann absolut kein Ende finden nach dem Nietzscheschen Satze: ‚Es gehört mehr Mut dazu, ein Ende zu machen als einen neuen Vers; das wissen alle Ärzte und Dichter.‘ Als Endurteil kann man nur den Wunsch aussprechen: Zehnmal lieber gar keine Dichtung als solch blutleeren Dilettantismus.

Zwei Namen verdienen aus dem allgemeinen Niveau herausgehoben zu werden; die der übrigen neun tun nichts zur Sache. Die beiden und ihre Dichtungen sind: Karl Macke, ‚Der Stromgeiger‘, und Antonie Jüngst, ‚Baldurs Tod‘. Erstere Dichtung ist nicht ohne poetischen Gehalt und künstlerischen Ernst. Antonie Jüngst hat ein gutes Formgefühl und sprachliche Schönheit.

Konrad Weiß.

Leuchtende Gedanken

(aus Jean Pauls Levana).

Keuschheit und Anstand.

Das Böse bekämpfen zwingt, es zu beschauen, und der Krieg selber ist ein Stück Niederlage. Allzu früh gelehrte Schamhaftigkeit fängt die gefährliche Aufmerksamkeit früher an, als die Natur täte; das vorzeitige Umhängen der Feigenblätter leitet den Fall herbei, welchen es in Eden nur verdeckte.

Manche raten, das Kind soll sich schämen lernen, sich selber zu sehen; sich selber? — Himmel, mit welch giftigen Nebenbegriffen müßte die junge Gestalt sich schon beschauen, damit sie vor sich selber — etwas anderes ist's vor anderen — über das Unveränderliche und Unwillkürliche errötete, d. h. über den Schöpfer desselben.

Auch in späteren Jahren sind Knaben unter sich allein, oder Mädchen unter sich, fast unverschämt; nur die Geschlechter gegeneinander sind verschämt, ja dasselbe Geschlecht gegen das erwachsene ... Mischt die Geschlechter .. denn zwei Knaben werden zwölf Mädchen, oder zwei Mädchen werden zwölf Knaben recht gut gegen alle Winke, Reden und Unschicklichkeiten gerade durch die vorlaufende Morgenröte des erwachenden Triebes, durch die Schamröte, beschirmen und beschränken.

Wer verrät, er verwahre ein Geheimnis, hat schon dessen Hälfte ausgeliefert.

Ihr beugt (oder knickt) die junge Seele, wenn ihr sie ... vor jemand anders höflich sein laßt als vor dem bloßen Menschen und Alter ... Von Natur ist ein Kind gegen jeden Alexander ein Diogenes und gegen Diogenes ein sanfter Alexander; es bleibe dabei.

Professoren-Gewerkschaft oder Professoren-Trust?

Während der ‚Kampf um die Schule', unter der man gewöhnlich nur Mittel- und Volksschule versteht, sich unter steter Teilnahme der weitesten Volkskreise abspielt, pflegt der Kampf um die Hochschule nur bei einzelnen Sensationsfällen dem allgemeinen Interesse deutlich und hinlänglich anziehend zu erscheinen. Im übrigen vollzieht er sich in den verschwiegenen Fakultäts- und Ministerialzimmern, und höchstens bei den Beratungen der Kultusetats betätigt einmal dieser oder jener ‚vorwitzige' Volksvertreter die Auffassung, daß auch der Allgemeinheit an der Entwicklung des Universitätswesens ein gewichtiger ideeller und materieller Anteil zukommt und daß sie daher durch bestimmte Wünsche und Beschwerden ihren Einfluß geltend machen darf. Zumeist aber werden die Hochschulen als ausschließliches Interessengebiet zweier Faktoren betrachtet: der Professoren auf der einen, und der Regierungen auf der anderen Seite. Nur auf diese Weise konnte der wenig würdige Vorwurf auftauchen, in der Verständigung, welche neuerdings zwischen den Universitätsdezernenten der verschiedenen deutschen Kultusministerien auf gemeinschaftlichen Konferenzen stattfindet, habe man es mit einer Organisation der ‚Arbeitgeber' zu tun; und demgegenüber müßten sich auch die gelehrten ‚Arbeitnehmer' in einer Professorengewerkschaft zusammenschließen. Eine Anzahl von Professoren und Dozenten der deutschen und österreichischen Universitäten und sonstigen Hochschulen hat in diesem Sinne einen Aufruf erlassen und zu einer gemeinsamen Tagung eingeladen, auf der die Gründung einer dauernden Organisation erfolgen soll. Bisher verhält sich jedoch der gewichtigere Teil der Dozentenkreise zu diesem Plane ablehnend und namentlich hat kein einziger Berliner Professor den Aufruf unterzeichnet. Die gewichtigsten Bedenken, welche im Standesinteresse zu erheben sind, faßt Professor Delbrück im Juliheft der ‚Preußischen Jahrbücher' sehr glücklich folgendermaßen zusammen:

‚Was für Maurer und Zimmerleute, Schmiede und Schlosser richtig ist, ist es darum doch noch nicht für Professoren. Der Gewerkverein ist die richtige und natürliche Organisation für diejenigen Berufe, bei denen die Individualität keine Rolle spielt. Jeder normale Maurer ist so gut und leistet dasselbe, wie jeder andere normale Maurer. Ihre Interessen sind daher durchaus die gleichen, sie können sie, in bestimmte Normen zusammengefaßt, gemeinschaftlich vertreten. Auch bei höheren Berufen gibt es Berufsvereine, die segensreich wirken, z. B. die Ärzte. Die Künstler haben sich zusammengeschlossen, nicht sowohl, um gemeinschaftliche Berufsinteressen zu vertreten, als um praktische Veranstaltungen zu machen, wie Ausstellungen. Selbst die lyrischen Dichter haben sich zusammen-

geschlossen, zum Zweck der gegenseitigen Verpflichtung, nie mehr unter einem Honorar von 25 Pfennigen für die Zeile ein Gedicht zum Nachdruck freizugeben. Soll nun etwa ähnlich der Hochschullehrertag beschließen, daß niemand ein Extraordinariat unter 5000, ein Ordinariat unter 6000 Mark Gehalt annehmen darf? Wie ich fürchte, daß es immer noch lyrische Dichter gibt, die ihre Verse für weniger als 25 Pfennige Honorar nachdrucken lassen, so würde auch wohl kein Hochschullehrertag verhindern können, daß junge Gelehrte Professuren unter seinem Tarif annehmen. Oder soll der Hochschullehrertag Klagen über unzulängliche Besoldung generell an die hohe Regierung, die Parlamente und die öffentliche Meinung richten? Man würde ihm wohl bald antworten, daß es neben den schlecht dotierten auch gewisse Professuren gäbe, die hohe Einkommen abwürfen. Oder soll der Hochschullehrertag die Neuernennungen jedes Jahres vor sein Forum ziehen und feststellen, ob auch immer die Würdigsten gewählt sind und keine unerlaubten Einflüsse mitgespielt haben? Man würde ihm antworten, daß eine derartige Versammlung schlechterdings nicht in der Lage sei, über Personalfragen ein kompetentes Urteil abzugeben, denn was versteht der Mediziner von der Jurisprudenz oder der Theologe von der Physik, der Maschinen-Ingenieur von der Philologie? Das Universitätsleben beruht auf der Einrichtung und Ausstattung der wissenschaftlichen Institute, der Kliniken, Laboratorien, Seminare, Bibliotheken, und auf der richtigen Auswahl der Persönlichkeiten, der Ernennung der Professoren. Es ist klar, daß weder für das eine noch das andere ein allgemeiner Hochschullehrertag eine brauchbare Organisation ist; seine Beschlüsse in solchen Fragen, von diesen oder jenen allgemeinen Eindrücken, diesem oder jenem Führer diktiert, würden jeder sachlichen Autorität entbehren.'

Delbrück gibt eine Reihe von Mißständen im Habilitations- und Berufungswesen unumwunden zu, aber von einem Hochschullehrertag der geplanten Art erwartet er keine Abhilfe. Das letzte, gewerkschaftlichem Vorgehen entsprechende Protestmittel: der Professorenstreik würde ‚durch Zerrüttung unserer ganzen wissenschaftlichen Organisation mehr Schaden stiften als jede noch so verkehrte Maßregel der Gesetzgebung oder Verwaltung, die man bekämpfen möchte'.

‚Es ist eben ein Unterschied zwischen einem Gewerkverein von Maurern und einem Gewerkverein von Professoren. Die Beschwerden und Forderungen von Maurern sind Forderungen der Gesamtheit, in der der eine genau so viel ist und wiegt wie der andere. Deshalb können sie öffentlich diskutiert und nach festen Normen und Tarifsätzen entschieden werden. Bei Professorenfragen aber sind die allgemeinen Standesfragen in dem Maße mit Personalfragen individuellster Art verknüpft, daß sie sich zu einer öffentlichen Diskussion und Feststellung schlechterdings nicht eignen — und am allerwenigsten vor einem Tribunal aller Standesgenossen, einem allgemeinen Hochschullehrertag. Die richtige Organisation vielmehr, in der das allgemeinere, wirtschaftliche und Standesinteresse der Regierung gegenüber gewahrt und mit ihr zum Ausgleich gebracht wird, ist die bestehende: die einzelnen Hochschulen und ihre Unterabteilungen, die Fakultäten. Wenn es wirklich wahr sein sollte, daß diese Organisationen mit ihren traditionellen Rechten nicht genügen, die Wissenschaft und die Lehrfreiheit zu vertreten, so kann nicht geholfen werden durch neue Organi-

sationen, sondern nur durch Persönlichkeiten. Sind unter den Professoren keine Männer mehr, vor deren Ansehen und Stimme ebensowohl hohe Regierungen, wie Parteien und öffentliche Meinung Respekt haben und zurückweichen, so helfen auch Organisationen nichts . . . Sind solche Männer da, so sorge niemand um Wissenschaft und Lehrfreiheit; sind sie nicht da, bringt das deutsche Volk den Nachwuchs nicht mehr hervor, fehlen die Großen, so hilft uns keine Organisation der Kleinen.'

Delbrück, der unter den Unterzeichnern des Aufrufs gerade ‚die führenden Männer der deutschen Wissenschaft' fast alle vermißt, weist dann in dessen Wortlaut noch einen groben historischen Schnitzer sehr wesentlicher Art nach: Gerade in der Zeit, wo die deutschen Universitäten ganz sich selbst und ihrem Cliquenwesen überlassen blieben, waren ihre Verhältnisse die unerfreulichsten und erst die wachsende staatliche Beeinflussung, das Zusammenwirken von Regierung und Universitätskorporation hat unsere Hochschulen zu ihrer vollen Blüte entwickelt.

Als einen weiteren Fehler des Aufrufs bezeichnet Delbrück, daß die ‚schädliche Einwirkung des Parlamentarismus' völlig mit Schweigen übergangen wird und der Fehler nur bei der Regierung gefunden wird. Hier scheiden sich die Wege; denn hier verfällt auch Delbrück jener Einengung des professoralen Standesbegriffes, wonach unsere Hochschullehrer nur Gelehrte und zugleich Staatsbeamte sind, vergißt aber, daß sie mindestens ebensosehr als Lehrer und Erzieher angesprochen werden müssen und daß durch diese Berufsaufgabe eine unbeschränkte Lehrfreiheit naturgemäß ausgeschlossen und ein Anforderungs- und Beschwerderecht auch der Volksvertretung unbedingt begründet wird. Ob von diesem Recht in jedem Falle angemessener Gebrauch gemacht wird, kommt hier nicht in Frage; nur auf den prinzipiellen Rechtsanspruch kommt es an.

Die Professoren-Gewerkschaftsbewegung, die in letzter Linie von denselben Kreisen und Motiven geleitet ist, wie die verunglückte Voraussetzungslosigkeitskampagne, bedeutet den neuen Versuch eines Teiles der Hochschullehrer, sich bei Ordnung der Universitätsverhältnisse von jedem Mitbestimmungsrecht der Regierung und Volksvertretung freizumachen und die Regelung dieser Dinge mit der ganzen absolutistischen Selbstherrlichkeit eines Trust allein in die Hand zu nehmen. Selbst wenn die Mehrzahl der Hochschullehrer sich zu diesem Unternehmen zusammenfände, wäre es aussichtslos und müßte zu Reaktionserscheinungen führen, welche die Freiheit der Wissenschaft erst ernstlich bedrohen würden. Glücklicherweise ist nach Delbrücks sachkundiger Versicherung die ‚sehr große Mehrzahl der Universitätslehrer' nicht gewillt, sich der geplanten Gewerkschaft anzuschließen. Daß aber ein solcher Plan überhaupt entworfen und propagiert werden konnte, wird wohl auch so genügen, um auf den Kampf um die Hochschule das allgemeine Interesse in stärkerem Maße hinzulenken, als bisher.

r.

Die Frau und das Kunstgewerbe.

Während die Darbietungen der freien Künste ein in der überwiegenden Mehrzahl weibliches Publikum zu finden pflegen, ist eigentümlicherweise das neu aufblühende Kunstgewerbe bisher fast ausschließlich eine Angelegenheit der Männer geblieben. Diese Tatsache findet Joseph August Lux in einem an praktischen Gesichtspunkten reichen Aufsatz der ‚Grenzboten' (Nr. 26 vom 27. Juni) mit Recht verwunderlich; denn gerade die Fragen des modernen Kunstgewerbes betreffen in besonderem Maße Lebensangelegenheiten der Frauen:

‚Es gibt in der Tat wenig Erzeugnisse des Kunstgewerbes, denen die Frau nicht prüfend, wählend und kaufend gegenübertreten muß. Denn alle Angelegenheiten der künstlerischen Gestaltung im Kunstgewerbe bewegen sich im Umkreis von Haus und Heim und bestimmen das äußere Bild unserer Lebenskultur. Die Männer rühmen sich des traurigen Vorrechts, von den Dingen, die das Haus und Heim angehen, nichts zu verstehen, und überliefern diese wichtige Domäne des Lebens, von der unzählige Industrien und Arbeitsexistenzen abhängen, dem Geschmack der Frau, die durch ihre Entscheidung je nach dem Grad ihrer Geschmacksbildung Segen oder Unheil stiftet.'

Dieser Mangel an Interesse hat um so bedauerlichere Folgen, da es sich bei dem Emporstreben des modernen Kunstgewerbes keineswegs nur um eine Geschmacksentwicklung handelt, sondern zugleich um einen wirtschaftlichen und sittlichen Gesundungsprozeß:

‚Was das moderne Kunstgewerbe anstrebt, sind innere und äußere Gediegenheit, die Verdrängung der Schundarbeit auf allen Gebieten, die Hebung der Arbeitsfreude und der Arbeitstüchtigkeit, die Herrschaft der Qualität, die allein berufen ist, im Wettbewerb der Völker auf dem Weltmarkt den Sieg davonzutragen. Der wirtschaftliche und soziale Gedanke des modernen Kunstgewerbes greift weit aus, indem er mit der Veredlung der Arbeit zugleich die Veredlung der Gesinnung, der Ansprüche und des ganzen Lebensbildes bezweckt. An dieser Steigerung des Schönheitsbegriffs, der von den Forderungen der Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit, der soliden Arbeit, des guten Materials untrennbar ist, sind nicht nur die Hersteller, sondern auch die Verkäufer oder Händler und vor allem auch die Käufer, das Publikum ethisch und wirtschaftlich beteiligt, weil schlechte Qualität oder Schundware keinem Menschen, der etwas auf sich hält, dauernd Freude machen kann.'

‚Wenn auch niemand in der Welt ernstlich daran zweifeln kann, daß der Gedanke einer solchen Veredlung siegen wird, so ist dennoch die Sachlage heute noch bedenklich genug, wenn man den geistigen Rückstand des Publikums dieser Bewegung gegenüber vermißt. Die Frauen sind uns in dieser Sache bis auf den heutigen Tag alles schuldig geblieben, was wir künstlerisch und im Geiste einer edeln, gediegenen Arbeit, im Kampf um die Qualität von ihnen erwarten durften. Ich kann nicht glauben, daß eine geistige Unfruchtbarkeit vorliegt; ich will vielmehr annehmen, daß es nur einer energischen Aufforderung bedarf, die Frau zur Bundesgenossin in dieser edeln Sache zu machen.'

Zu diesem in seiner Allgemeinheit doch allzu herben Urteil gelangt Lux durch eine Musterung jener Legion von Frauenzeitungen und Haushaltblättchen,

die ihre Abnehmerinnen zu Hunderttausenden zählen, und dabei doch in allen Fragen des Geschmacks eine geradezu babylonische Verständnislosigkeit und Verkennung aller gesunden Entwicklungsgrundlagen zeigen. Das einzige herrschende Prinzip ist bei diesen Blättern das der Modenneuheit. Mit dieser Rechtfertigung wird der schlimmste Schund, soferne er nur anders ausschaut als das bisher übliche, als vorbildlich aufgedrängt.

‚Welcher Segen wäre es für die Industrie, für die Arbeiter, für die Geschäftswelt und nicht zuletzt für das kaufende Publikum, wenn an die Stelle dieser atemlosen Hetze nach Neuheiten die Pflege der Qualität treten würde. Die Qualität kann natürlich nicht ganz billig sein. Kein denkender Mensch wird aber leugnen, daß die immer wiederholte Neuanschaffung schlechter Erzeugnisse wesentlich teurer ist als die erhöhte Auslage für die dauerhafte Qualität, ganz abgesehen davon, daß wir durch die Gediegenheit in unserer inneren Verfassung nur gewinnen können. Für wen schmücken sich die Frauen, wenn nicht mit dem bewußten oder unbewußten Seitenblick auf die Männer? Aber die minderwertigen und aufgedonnerten Fetzen, aus denen sich das heutige Modebild zusammensetzt, können bestenfalls das Entzücken hohler Laffen erwecken.‘

‚Es ist doch eine recht bezeichnende Tatsache, daß es den Frauen nicht gelungen ist, eine sachliche und zweckmäßige Form des Kleides in Verbindung mit gewissen ästhetischen Gesetzen zu entwickeln und zur Herrschaft zu bringen. Die Sache würde an und für sich keine welterschütternde Bedeutung haben, wenn dieselbe Grundbestimmung nicht zugleich auch in den anderen Erzeugungen festgehalten würde. Es ist nicht leicht möglich, Küchengerätschaften, Metallgeräte, Bestecke, Gefäße usw. aufzutreiben, die anstatt durch störende, überflüssige Verzierungen durch wohlüberlegte, sachliche Gestaltung im Verein mit der solidesten Ausführung auffallen. Wie sieht es in den Wohnungen aus, mit den Öfen, den Tapeten, den Bildern und Bilderrahmen und endlich mit dem Hausrat, den Kunstwerken, Galanteriewaren und den oft barbarischen Erzeugnissen der Luxusindustrie? Wo sind die Grundsätze einer durchaus sachlichen Gestaltung und einer soliden Ausführung in gutem, dauerhaftem Material, mit der vollsten Klarheit und Eindringlichkeit bis in die kleinsten Details erkannt und wirksam? Glaubt man denn, daß die Kunst im Hause von den Kunstgegenständen abhängt, von all dem überflüssigen Plunder, den die Industrie als Kunstgegenstände auf den Markt wirft, von den lächerlichen Zieraten und Schnörkeln, mit denen die Wände und Gebrauchsgegenstände überwuchert sind, um in der Regel die unsolide Mache und das minderwertige Material zu verkleiden? In der einfachsten Bauernhütte, wo nur rohgezimmerte, scheuerbare Tische und Bänke an den milchweißen Wänden entlang und einige bunte Blumen im irdnen Topf am Fenster stehen, waltet mehr Kunstsegen als in den von allerlei Kunstgegenständen und kunstverziertem Plunder überfüllten Wohnungen.‘

Der Sinn für Echtheit und Gediegenheit zwingt zunächst zur Einfachheit und Wahrhaftigkeit. Hier setzt das moderne Kunstgewerbe ein und sucht mit der Veredlung des Geschmacks zugleich auch die produktive Arbeit selbst auf eine ethischere Grundlage zu heben, sie von aller Täuschung und Verfälschung zu befreien. Ob diesem Bestreben der gebührende Erfolg zuteil wird, darüber entscheiden am allermeisten die Frauen als Käuferinnen. Wenn sie

sich gewöhnen, nicht mehr nur auf äußerlich bestechende Aufmachung und Billigkeit, sondern auf Qualität und Solidität der Arbeit, auf sachliche und zweckentsprechende Formgebung zu schauen, dann arbeiten sie in wirksamerer Weise mit an der Hebung der Kunst als durch so mancherlei dilettantische Näschereien in hoher Kunst, Musik, Literatur und tun zugleich ein segensreiches soziales Werk; denn kein Produktionszweig ist so sehr mit unmenschlichen Lohndrückereien verknüpft, als gerade die Herstellung jener nur zum raschen Verbrauch hergerichteten Modeartikel. Gewiß liegt, das betont Lux zum Schluß etwas kurz, ein gut Teil der Schuld auch bei den Männern, welche gerade für die soziale Bedeutung einer gesunden Geschmacksentwicklung noch viel zu geringes Verständnis zeigen, Aber die eigentliche Entscheidung liegt bei den Frauen. Wenn solche Appelle, wie der von Lux, in immer weitere Kreise dringen und mit der Zeit ihre Wirkung tun, dann werden sich auch auf diesem Gebiete die Frauen bewähren als die besten ‚Hüterinnen der Ideale'.

S.

Michel Angelo.

Ich war ein Menschensucher meiner Tag!
Und da auf Erden ich nicht Gleiche fand,
Schlug ich Gesellen mir aus Fels und Stein
Und goß mein übermächtig Leben ein.
Und schuf mir dort ein eig'nes Heimatland,
Wo meiner Seele große Sehnsucht lag.

So gab ich selber mir, was Gott nicht gab.
Prometheus gleich erweckt ich mir ein Bild
All meiner Kraft, so unermeßlich groß,
Wie keine Mutter trug im ird'schen Schoß.
Ich nahm dem Himmel seine Feuer ab
Und trug sie mir ins irdische Gefild.

So durft' ich tun. Doch als zum Ende kam
Mein menschlich Sein, da kniet' ich doch vor Gott
Mit heißen Augen, tränenüberwogt:
Du meiner Seele Ursprung, ew'ger Vogt!
Was man auch selber sich vom Schicksal nahm,
Wenn du's nicht gibst, ist's nur ein leerer Spott.

M. Herbert.

Religion.

Katholische Moral und moderne Weltanschauung. Außer den Fragen, die sich um die Entstehung des Christentums und der Evangelien und das damit im Zusammenhang stehende Leben Jesu-Problem drehen, gibt es für die heutige Theologie und überhaupt im religiösen Ringen der Gegenwart kein wichtigeres und umstritteneres Gebiet als die Klarstellung und Verteidigung des rechten Verhältnisses der christlichen — oder sagen wir konkret, der katholischen Moral zu dem neuzeitlichen Geistesleben und Empfinden und zu den Forderungen der modernen Kultur. Immer weitere Kreise unserer Gebildeten lassen sich durch die blendenden Einwürfe irre machen, welche mit fanatisch zu nennender Unentwegtheit die katholische Ethik für sowohl in ihrem Moralprinzip und ihren Motiven als auch in ihren Einzelaufstellungen minderwertig verschreien. Es handelt sich in der Hauptsache um die Fragen: Diesseits- und Jenseitsmoral, autonome oder heteronome Moral, absolute Sittlichkeit und Lohnmotiv, Religion und Sittlichkeit, Freiheit und Gnade, Selbstbestimmung und äußere Einwirkung, ‚Sakramentismus' und Persönlichkeit, Wesen der christlichen Vollkommenheit (evangelische Räte: oberes und unteres ‚Stockwerk' der Sittlichkeit?), Weltflucht und Kulturstreben u. dgl. Daß engherzige und subalterne Auffassung und Übung einzelner, meinetwegen auch vieler, Katholiken in den betreffenden Verhältnissen zu bedauerlichen Verkennungen Anlaß gegeben haben und noch geben, ist ebenso unbestreitbar, aber auch irrelevant, wie ehrliche Gegner zugestehen werden, daß hier eigentlich nur das recht erfaßte Wesen und die Prinzipien der katholischen Moral den Boden der Diskussion abgeben dürften. Erfreulicherweise haben von diesem allein berechtigten Standpunkte aus unsere für die Bedürfnisse der Gegenwart offenen Moraltheologen schon manche bezügliche Vorurteile über den Haufen geworfen, wenn ich auch nicht zu behaupten wage, daß sie sie ausgeräumt hätten; ich verweise z. B. namentlich auf die einschlägigen Schriften Mausbachs, die gar nichts Fachsimpelndes an sich haben und auch für Laien leicht lesbar sind. Aber unser Zeitalter der essayistischen Monographien will anscheinend alle Aufklärung möglichst knapp und unmittelbar, ohne viele eigene geistige Anstrengung und in den direkten Resultaten geboten haben. Das ist wohl der Grund, weshalb jene Werke, die immerhin eine gewisse Konzentration und Geistesarbeit verlangen, nicht genügend in die Kreise dringen, für die sie vorzugsweise bestimmt sind. Ich bin daher glücklich, auf ein Schriftchen hinweisen zu können, welches in möglichster Gedrängtheit alle hier zu berührenden Fragen ins Licht setzt und für die nächste Orientierung hin-

reichend beantwortet, das gleichzeitig wissenschaftliche Gediegenheit mit angenehmster, müheloser Form vereinigt. Präfekt B. Strehler, der verdienstvolle Herausgeber der nicht genug zu empfehlenden ‚Friedensblätter', hatte in den zwei letzten Jahrgängen seiner Zeitschrift die Stellung des modernen Menschen zur alten katholischen Moral mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des gebildeten Laien in Briefform behandelt. Jetzt hat er diese Abhandlungen unter dem Titel ‚Gänge durch die katholische Moral'* als Sonderabdruck herausgegeben, dem ich weiteste Verbreitung wünsche. Weitschweifige Beweisführung darf man natürlich nicht erwarten, sie ist auch für den beabsichtigten Zweck nicht erforderlich; es handelt sich ja in der Hauptsache um Klarstellung der Begriffe und ihrer Tragweite, und die ist völlig überzeugend erzielt. Man wird keinen wesentlichen Punkt vermissen, sich aber an dem warmen, begeisterten und irenischen Hauche des Ganzen freuen, an dem alles durchdringenden Zuge tiefer und verinnerlichter Religionsauffassung, die von ‚Theologengezänk' weit entfernt ist. Wer diese edlen Darlegungen liest, wird sicher zu weiterer Beschäftigung mit der bedeutsamen Materie angeregt; und darum ist Strehlers anspruchslose Arbeit ein Verdienst. J. M-r.

Philosophie.

Es ‚Zurück zu Kant!' und ‚über Kant hinaus!' — so tönt es uns aus zwei unlängst erschienenen Schriften entgegen. Die eine ist von Kuno Fischer in Heidelberg ‚Kants Leben und die Grundlage seiner Lehre',** die andere von Oswald Külpe in Würzburg ‚Immanuel Kant' (‚Darstellung und Würdigung').*** Fast ein halbes Jahrhundert liegt freilich zwischen der Abfassung der beiden Büchlein; denn dasjenige Fischers ist nur ein unveränderter Neudruck der im Jahre 1860 erschienenen ersten Auflage. Aber gerade darum ist es von besonderem Interesse, sie unmittelbar nacheinander zu lesen. Fischers Schrift führt in den Beginn der erneuten Beschäftigung mit Kant. Die spekulativen Systeme eines Fichte, Schelling, Hegel waren allgemeiner Mißachtung verfallen, kühner wie je erhob in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts der Materialismus sein Haupt. Da suchten ernstere Denker wieder festen Boden für ihr Philosophieren. Man wurde sich bewußt, nicht Systeme gilt es zu bauen, nicht Behauptung gegen Behauptung zu stellen, sondern die menschliche Erkenntnis selbst ist zu prüfen, ihre Sicherheit, ihre Tragweite. Aber das war ja gerade auch die Aufgabe, die Kant sich gesteckt hatte. Und so erhob sich denn der Ruf: Zurück zu Kant! Kuno Fischer gehört zu denen, die am wirkungsvollsten diese Losung vertreten haben. Und die uns vorliegende Schrift ist durchweht von jugendfrischer Begeisterung für den neu entdeckten Kant. Pietätvoll trägt er aus den zeitgenössischen Berichten die Details von Kants Leben zusammen und entwirft ein anschauliches Bild von der Persönlichkeit dieses tiefen Denkers und schlichten Menschen. Dann entwickelt er die Grundlagen seines Systems, insbesondere seine Lehre von Raum und Zeit. Da zeigt sich so recht Kuno Fischers dialektische Kunst. In immer neuen Wendungen sucht er die der naiven Auffassung so paradoxen Lehren Kants plausibel zu machen; über Schwierigkeiten gleitet er gewandt hinweg; kritische Bedenken kommen nicht zu Wort; er überredet mehr, als er überzeugt. Ganz anders Külpe! Man merkt seinem Buche an, daß das halbe Jahrhundert eindringlicher Beschäftigung mit Kant, das seit dem ersten Erscheinen der Schrift Fischers verflossen, nicht ohne Ertrag geblieben ist. Es hat uns gelehrt, Kant besser zu verstehen, es hat uns auch auf-

* 39 S. gr. 8°. — Breslau 1907 bei G. P. Aderholz. - 50 Pfg.

** Heidelberg, Winter, 1906. 129 S.

*** Leipzig, Teubner, 1907. (‚Aus Natur und Geisteswelt'. 146. Bändchen. (152 S.

geklärt über die sich innerlich widerstreitenden Gedankenrichtungen in seinem System, über die Schwäche mancher Beweisführungen, über die Voraussetzungen, die auch ihn, den kritischen Geist, noch als selbstverständliche umfangen und sich so seiner Kritik entziehen. Külpes Buch ist, obwohl es an Umfang das Fischers kaum übertrifft, doch viel reicher an Inhalt. Kants Leben ist zwar viel kürzer behandelt, aber dabei ist doch der ganze geschichtliche Hintergrund seines Wirkens eingehender berücksichtigt. Die Charakterisierung ist knapper, aber deshalb nicht unwirksamer. Sie zeigt auch, daß die genauere Kenntnis der Persönlichkeit, über die wir jetzt verfügen, keinerlei Schatten geworfen hat auf das ‚hehre Bild einfacher Größe'. Viel vollständiger als bei Fischer ist aber das philosophische Werk Kants selbst behandelt. Bespricht Fischer nur die Grundlage, so gibt Külpe eine Darstellung des ganzen Systems, und er verbindet damit eine eingehende kritische Würdigung. Die Darstellung selbst ist sehr knapp, reicher Inhalt wird in kürzester Form dargeboten. Zu einer ersten Einführung in Kants Philosophie ist darum das Büchlein vielleicht weniger geeignet. Aber dem, der es neben dem Studium der Kantschen Schriften selbst benutzen will, wird es den Überblick über den Aufbau des ganzen Systems erleichtern und ihn die wesentlichen Gedanken rascher erkennen lassen. Vor allem wird es ihn aber auch anleiten, zu Kant kritisch Stellung zu nehmen. In den der Beurteilung gewidmeten Partien scheint mir geradezu der Hauptwert des Buches zu liegen. Sie sind es auch, die sichtlich dem Autor am meisten am Herzen lagen. Es ist von hohem Interesse, zu verfolgen, wie sich hier ein gründlicher philosophischer Denker, der sich durch seinen ‚Grundriß der Psychologie' und durch seine vortreffliche ‚Einleitung in die Philosophie' einen geachteten Namen erworben hat, mit Kant auseinandersetzt. Külpes Kritik ist sehr einschneidend. Sie läßt von Kants Erkenntnistheorie, dem historisch wirksamsten Teil seiner Philosophie, wenig genug bestehen, insbesondere wird die Berechtigung der Metaphysik als philosophischer Disziplin mit Energie verteidigt, freilich nicht einer ‚aprioristischen' Metaphysik, die lediglich durch Begriffszergliederung, durch erfahrungsscheue Spekulation Erkenntnisse gewinnen will, sondern einer ‚induktiven' Metaphysik, die es unternimmt, ‚die Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften weiter zu führen und abzuschließen'. Külpes Kritik ist aber nicht nur um ihres Inhalts und ihres Ergebnisses willen bedeutsam, sie ist auch vorbildlich durch ihre strenge Sachlichkeit und ihre vornehme Ruhe. Sie zeigt, daß man rückhaltlose sachliche Bekämpfung verbinden kann mit aufrichtiger Pietät und Hochschätzung für den Gegner, und zwar nicht nur für seine sittliche Persönlichkeit, sondern auch für die von ihm geleistete Geistesarbeit. ‚Der dankt seinem Lehrer schlecht, der immer nur Schüler bleibt' — dies Wort gilt wie im geistigen Leben überhaupt, so in ganz besonderem Maße in der Philosophie. Wenig nütze ist da das bloße Übernehmen von Ergebnissen, von fertigen Lehren und seien sie auch unverbesserlich richtig. Davon war auch Kant völlig durchdrungen; immer wieder pflegte er auf dem Katheder zu betonen, daß man bei ihm nicht ‚Philosophie' lernen solle, sondern ‚philosophieren'. Das kann man aber auch an Kants Werk lernen — heute noch: Külpes Buch bestätigt dies — nicht *trotz* seiner scharfen Kritik an Kant, sondern gerade *durch* diese.

Prof. Dr. A. Messer.

Naturwissenschaft.

Photographische Tierstudien. Daß die großartigen Fortschritte, welche die Technik während der letzten Jahrzehnte gemacht hat, zum guten Teil eine praktische Nutznießung aus neuen Erkenntnissen der theoretischen Wissenschaft

sind, ist allgemein bekannt. In minderem Grade pflegt es dagegen in die Augen zu fallen, wie die Technik auch ihrerseits wieder rückwirkend sich dem Wachstum der Wissenschaft dienstbar erweist und so gleichsam den Dank abstattet für empfangene Belehrung. Eines der Gebiete, auf welchem dieses schöne Gegenseitigkeitsverhältnis am deutlichsten vor Augen tritt, ist die Photographie, und zwar sei hier insbesondere auf die Gegendienste hingewiesen, welche sie der Wissenschaft in deren verschiedensten Erkenntniszweigen leistet. Auf physikalischem und biologischem Gebiet verstärkt sie die Sehkraft des menschlichen Auges um ein beträchtliches und gewährt z. B., mit teleskopischen und mikroskopischen Forschungsmitteln vereint, neue Einblicke in die ferne Welt der Gestirne, wie in die feinsten und kleinsten Formen der Zellenstruktur. Nicht minder bedeutsam als ihre Dienstleistung in der Naturforschung ist ihre Mithilfe auf wichtigen Gebieten der Geisteswissenschaften, wo sie z. B. die richtige Lesung und korrekte Publikation alter Texte, wie das Verständnis und Studium vieler Kunstwerke ganz wesentlich fördert und erleichtert. Der Begründer der byzantinischen Philologie in Deutschland, Prof. Karl Krumbacher, hat unlängst über diese letzteren Anwendungszweige eine eigene, sehr lehrreiche Abhandlung: ‚Die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaft' (Leipzig 1906, bei Teubner) geschrieben und darin die Schaffung eigener Lehrstühle und Laboratorien für angewandte Photographie gefordert, da dieselbe bereits den Rang eines systematischen wissenschaftlichen Arbeitsmittels gewonnen hat. —

Zu den Wissensfeldern, auf denen die letzten Jahrzehnte infolge mannigfacher sachlicher und methodischer Schwierigkeiten verhältnismäßig nur geringfügige Fortschritte gebracht haben, gehört die Biologie der höheren Tiere; nun will es scheinen, als solle auch hier die Anwendung der Photographie ganz wesentliche Anstöße und Förderungen bringen. Besonders fehlt es uns bisher an zuverlässigen und ausreichenden Feststellungen über die Lebensweise der ‚wilden', d. i. freilebenden höheren Tiere, während wir über die Haustiere begreiflichermaßen etwas besser unterrichtet sind. Die zoologischen Gärten bieten zwar mancherorts ein reiches und neuerdings auch durch Herstellung möglichst natürlicher Lebensbedingungen verbessertes Beobachtungsmaterial, aber die Forschung in freier Natur können sie niemals ersetzen. Was wir darüber wissen, beruht zu allermeist, soweit es die heimische höhere Tierwelt betrifft, auf den Mitteilungen der Jäger, betreffs der exotischen höheren Tierwelt auf den beiläufigen Erzählungen der Forschungsreisenden. Wer aber immer das diesbezügliche Material sammelt und vergleicht (wie es der Unterzeichnete zwecks tierpsychologischer Schlußfolgerungen versucht), empfindet drückend seine außerordentliche Lückenhaftigkeit und widerspruchsvolle Unzuverlässigkeit. Und dabei ist es betreffs einzelner besonders wichtiger und interessanter Tiergattungen allerhöchste Zeit, die notwendigen Ermittlungen vorzunehmen; denn die betreffenden Arten sind dem Aussterben verfallen oder aber es werden durch die vordringende Kultur ihre ursprünglichen Lebensbedingungen rasch und rettungslos zerstört. Aus diesem Grunde eignet auch so fragmentarischen Beobachtungen, wie sie der jüngst durch den Professortitel ausgezeichnete Forschungsreisende und Jäger Karl Georg Schillings hinsichtlich der ostafrikanischen Tierwelt erbracht hat, eine ganz außergewöhnliche materielle und vorbildliche Bedeutung; namentlich weil er der erste ist, der mittels photographischer Tieraufnahmen unbedingt verlässige ‚Natururkunden' auch über die Lebensweisen der Tiere festlegt, und nicht nur tote Bälge für die Museen liefert (deren naturgetreue Aufstellung

und Ausstopfung er übrigens vielfach erst ermöglicht). Es wurde bereits in einem früheren Hochlandheft (Augustheft 1905) an Hand seines Werkes ‚Mit Blitzlicht und Büchse' ausführlich geschildert, wie überaus anregend und reizvoll Schillings durch Bild und Wort seinen Lesern diese Welt des Lebens wirklich lebendig vor Augen stellt. In gleichem Maße sind diese Vorzüge seinem neuen, umfangreichen Buche ‚Der Zauber des Elelecho'* nachzurühmen, dessen Lektüre jedem Tier- und Naturfreund eine wahre Herzensfreude bereiten muß. ‚Elelecho', das ist ein starkduftender Strauchbaum, welcher weiten Höhenzügen des Masailandes dermaßen ihr landschaftliches Gepräge gibt, wie unseren heimischen Bergen die Tanne oder Buche. Und ‚Zauber des Elelecho', so nennt Schillings den bereits durch die letzten Jahre (Eisenbahnbau) zerstörten Reiz der völligen Unberührtheit jener Gebiete, in denen er noch vielhundertköpfige Elefantenherden und Giraffenrudel, Massen der seltensten Antilopenarten und eine paradiesisch anmutende wirre Fülle der verschiedenartigsten Tiergattungen antraf. Mitten in ihrer natürlichen landschaftlichen Umgebung gewann er, vielfach mit Hilfe des Teleapparats (Fernphotographie) eine reiche Sammlung von Lebensbildern, die ohne jede Retouche wiedergegeben, den denkbar treuesten Eindruck vermitteln. Wie vielfältig sich dieses Material zu biologischen Erkenntnissen ausmünzen läßt, dafür können hier nur einige Hinweise gegeben werden. Z. B. erbringt die Wiedergabe der Tiere inmitten ihrer heimischen Landschaft trotz mangelnder Farben ganz erstaunliche Belege der ‚Mimicry', d. h. der schützenden optischen Verschmelzung des Tieres mit seiner natürlichen Umgebung. Selbst für so absonderliche und riesige Tierformen, wie die Giraffen und Nashörner, werden solche Beweise erbracht; denn der ersteren langgestreckte dürre Hälse unterscheiden sich bei Bewegungslosigkeit kaum von den Ästen dortiger Baumarten und ein auf deckungsloser Steppe langsam trottendes Nashorn sieht einem Termitenhügel zum Verwechseln gleich. Sehr lehrreich sind auch die dokumentarischen Feststellungen über das Zusammenleben verschiedener Tierarten, deren ‚Symbiose'; über die Rolle der Leittiere z. B. bei einer Gnuherde, deren allmähliches Influchtsetzen in mehreren Stadien aufgenommen ist, über die Flugformationen verschiedener Vogelgattungen, über die Bewegungsformen vieler Einzeltiere und gar manches andere. Der Text bringt zu den Bildern noch gar manche lehrreiche Aufklärung hinzu und doch darf man, bei allem Dank für das Erbrachte, bedauern, daß Schillings seinen einzigartigen Beobachtungsstoff nicht noch reicher ausgenutzt hat. Besonders viel Gelegenheit hätte ihm dazu sein zwischen zoologischem Garten und freier Natur mitten innestehendes längeres Standlager weit draußen in der afrikanischen Nyika geboten, das von gefangenen, aber frei sich bewegenden jungen Tieren, wie Pavianen, Straußen, Marabus und sogar einem jungen Nashorn so bunt belebt wurde. Freilich fehlt es nicht an Beobachtungen über die allmähliche Zähmung und Eingewöhnung dieser Einzeltiere, wie auch allgemeinere Feststellungen über die wachsende Scheu ganzer Tiergattungen in bisher menschenleeren Gegenden nicht mangeln. Aber diesbezüglich befleißigt sich Schillings einer doch wohl übergroßen Zurückhaltung, an der seine üblen Erfahrungen bei Beurteilung des Berliner ‚klugen Hans' (vgl. S. 411, Anm.) nicht ohne Schuld sein mögen. Ein noch ergiebigeres Anwachsen wenigstens des diesbezüglichen Bildermaterials (möglichst serienweise Aufnahmen auffälliger Verhaltungsweisen und Verhaltungsänderungen)

* Leipzig 1906, R. Voigtländers Verlag. Geh. M. 12.50, geb. M. 14.—.

darf man vielleicht von der Zukunft erhoffen. Dergleichen kleine Mängel mindern aber nicht im geringsten das geradezu bahnbrechende Verdienst, welches sich Schillings durch seine photographischen Tierstudien erworben hat, ein Verdienst zudem, dessen nicht nur der wissenschaftliche Forscher, sondern jeder, der Augen zum Sehen hat, froh werden kann.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

N ‚Des Arztes Vermächtnis.' Vor zwei Jahren veröffentlichte Pierre Masclaux (Der Zeitgeist, Beiblatt zum Berliner Tageblatt, Nr. 28 vom 10. Juli 1905) ‚ein unbekanntes Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff', überschrieben ‚des Arztes Tod'. Ein alter Arzt liegt im Sterben. Der ältere Sohn, anscheinend ebenfalls Arzt, reicht ihm Naphta als letztes Belebungsmittel. Der Sterbende läßt auch den jüngeren Sohn kommen, und richtet an beide teils ermahnende, teils verworrene, verzweifelnde Worte. In tiefster Erregung betet der Jüngere um das Leben des Vaters und stürzt angesichts des Toten zusammen. Mit den Worten: ‚Wer seinen Vater hat, der bete still! Ach, einen Vater kann man einmal nur verlieren,' schließt das Gedicht.

In der Einleitung erinnert Masclaux an den Tod des Freiherrn Clemens August von Droste-Hülshoff am 25. Juli 1826. ‚Während er mit dem Tode rang, standen seine beiden Söhne Werner und Ferdinand an seinem Krankenlager. Einen Augenblick schienen die Schmerzen des Kranken etwas nachzulassen. Er richtete ein letztes Lebewohl an seine Kinder, und ermahnte sie, immer auf dem Wege des Guten zu wandeln . . . Die Erinnerung an den teuren Verstorbenen entlockte ihr (Annette) im Jahre 1832 das düstere Gedicht. Das dem Gedicht zugrunde liegende Ereignis ist leicht erkennbar . . . Gerade in dieser Ähnlichkeit zwischen der Todesszene Ber-tholds (des alten Arztes) und der des Freiherrn von Droste ist der Grund zu suchen, weshalb das Gedicht bisher nicht veröffentlicht worden ist.'

Es ist mir nicht bekannt, woher M. seine Darstellung der Todesszene des Freiherrn von Droste hat, der nach Kreiten (Charakterbild 2. Aufl. S. 144; ganz ähnlich Hüffer, Annette, 2. Ausgabe, S. 89) ‚ganz unerwartet nach kurzem Krankenlager fromm und sanft, wie er gelebt hatte, seinen Geist aufgab'. Genaue Angaben liegen meines Wissens nicht vor. Ich weiß nicht einmal, ob der kurz vorher verheiratete und nicht in Hülshoff wohnende Stammhalter Werner beim Tod des Vaters anwesend war, und bis auf weiteres vermag ich keine Ähnlichkeit zu finden, als daß die beiden Sterbenden zwei Söhne haben. Ausgeschlossen scheint mir, — ein Mitglied der Familie, bei dem ich anfragte, teilt durchaus diese Auffassung, — daß die Erinnerung an den teuren Vater den ausschließlichen oder doch überwiegenden Anlaß zu dem Gedichte gegeben habe. In den Schlußversen mag das pietätvolle Gedenken mitspielen. Clemens August hinterließ bekanntlich außer den zwei Söhnen eine Witwe und zwei Töchter, darunter die Dichterin. Wie soll letztere dazu gekommen sein, sechs Jahre nach seinem ‚sanften' Tode ihn unter furchtbaren Seelenqualen sterben zu lassen, aus dem Freiherrn einen Arzt zu machen und bei der Todesszene Mutter, Schwester und sich selbst auszuschalten? Läge diesem Nachtbild wirklich ‚die Erinnerung an den teuren Verstorbenen' zugrunde, so würde die (von Masclaux angenommene) Verhinderung des Druckes durch die Familie sehr begreiflich sein; sie hätte damit nichts verhindert, als das Bekanntwerden einer geschmacklosen Impietät.

Auch abgesehen davon, daß man nicht leicht Annette einer solchen für fähig halten wird, legt das Gedicht selbst eine andere Erklärung nahe, auf welche schon

die Überschrift hinweist: ‚Des Arztes Tod' steht in Zusammenhang mit dem erschütternden Epos ‚Des Arztes Vermächtnis'.

Dafür spricht zunächst die Entstehungszeit. Masclaux setzt des Arztes Tod 1832. Des Arztes Vermächtnis war sicher vollendet 1834 — abgesehen von anderen Anhaltspunkten, erwähnt Auszüge daraus ein soviel ich weiß noch ungedruckter Brief Annettens an ihre Schwester, 29. November 1834. Kreiten (Ges. Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff, II², 207) verlegt die Entstehung in die Jahre 1832—1834, den Anfang also genau in dasselbe Jahr, in dem Masclaux des Arztes Tod entstehen läßt; Gründe für den Anfang im Jahr 1832 gibt Kreiten allerdings nicht an.

Dazu kommt die Ähnlichkeit der Situation. Hier wie dort ein unter bitteren Selbstvorwürfen sterbender alter Arzt. Im Vermächtnis liest der Sohn die Erzählung des Vaters; in des Arztes Tod ist er, am Sterbebett, Zeuge der wilden Ausbrüche, welche dem Vater die Todesangst erpreßt, ohne daß wir den Grund erfahren, der den Sterbenden der Verzweiflung nahe bringt. Die mit dem Tod abbrechende Scene schreit förmlich nach einer Ergänzung und Erklärung. Was liegt näher als die Annahme, daß, ganz wie im Vermächtnis, der Sohn nach dem Tode des Vaters ein Schriftstück und in ihm die Erklärung findet, die der Sterbende ihm mündlich nicht gegeben hat?

Aber auch im einzelnen begegnen unverkennbar Anklänge in beiden Gedichten. Naphta reicht im Vermächtnis der Arzt dem Räuber (Vers 295), in des Arztes Tod der Sohn dem Vater, hier wie dort, um das fliehende Leben festzuhalten. Die frühere Lesart (Kreiten S. 252) von Vers 295 (‚Dem Kranken hab' ich Naphta dann gereicht') stimmt genauer als die spätere zu der Wendung in des Arztes Tod (‚Du reichst mir Naphta'). Weiter vergleiche man: ‚Mein Kind... du hast vergessen, was dein Vater war. Wer fünfzig Jahr' den Pulsschlag hat belauscht...' (Des Arztes Tod). ‚Wohl vierzig Jahre hin, mir ist's wie heut... Ein Flämmchen war ich, lustig angebrannt, Mein Sohn, nicht Schlacke, wie du mich gekannt' (Vermächtnis V. 37). Und aus den Varianten bei Kreiten S. 251 erfahren wir, daß die ursprüngliche Lesart im Vermächtnis ‚Wohl fünfzig Jahre sind's' gelautet hat. ‚Mein Sohn! Du weißt es nicht, wie furchtbar in dem schwirrenden Gehirn' (Des Arztes Tod). ‚(Mein Sohn...) Ach Gott! Du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn' (Vermächtnis 811, 821). Andere Wortparallelen, die möglicherweise auf Zufall beruhen, sind übergangen.

Daß zwischen beiden Gedichten ein Zusammenhang besteht, scheint mir erwiesen, wenn man auch die Hypothese, des Arztes Tod sei eine Vorarbeit für des Arztes Vermächtnis gewesen, bestreiten mag. Ist sie richtig, so kann man sich freuen, daß sie Fragment blieb und nur einige Motive und Wendungen in das als Dichtung unvergleichlich höher stehende Vermächtnis übergingen. Bekanntlich lag Adele Schopenhauer eine andere Fassung des Vermächtnisses vor, als die später gedruckte, und bei Kreiten-Gietmann (Ges. Werke II² 219) liest man: ‚Die von Pierre Masclaux entdeckte „Theodora", eine prosaische Fassung desselben Gegenstandes (nicht die von A. Schopenhauer erwähnte poetische), war nicht zu erhalten. Auch der schon Januar 1904 als „nächstens erscheinend" angekündigte Abdruck steht noch immer aus.' Auf Anfrage schreibt mir Hr. P. Gietmann, diese Angabe beruhe ‚auf mündlicher und schriftlicher Mitteilung des Hrn. Masclaux', dessen Wohnort mir unbekannt ist. Der Druck der ‚prosaischen Fassung' ist meines Wissens bis jetzt noch nicht erfolgt. Dr. H. Cardauns.

Ein Ingenieur als Romandichter. Man jammert von Zeit zu Zeit immer wieder nach dem humoristischen Roman, den wir in Deutschland in ganzer Gesundheit noch nicht besessen haben. Man ersehnt ihn als eine Befreiung aus den Literaturschmerzen und allgemeinen Zeitkrankheiten. Er müßte ein gut Teil zur künstlerischen Gesundung beitragen. Aus gestählter materieller Kraft müßte er geboren werden, in robusterer geistiger Gesundheit als der heutigen könnte er nur gedeihen. Ein stark realistischer Grundzug wäre notwendig, der das Kleinliche und Ärmliche nicht scheut, sondern lächelnd heranholt, der es aber als einen Teil der vollkommenen Idee liebt und verklärt. Erdenklumpen, aber Sterne am Himmel, Menschengezänk, aber Seelenharmonie. Wir werden den humoristischen Roman noch nicht so bald haben. Aber wir können von einem Roman berichten, der ein gut Teil echten, goldenen Humors birgt. Und wie es wohl sein muß, sein Verfasser war ein Mann der stählenden Arbeit. Wir meinen den ‚Schneider von Ulm', Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen, von Max Eyth.*

Dieser Roman, dessen Veröffentlichung sein Dichter nicht mehr erleben durfte, ist eine der köstlichsten Gaben der Romanliteratur seit manchem Jahr. Max Eyth gehörte nicht zur Zunft; seine Wege führten vielmehr weit ab vom Büchermarkt. Der Industrie und technischen Kultivierung war seine ganze Kraft gewidmet, hinterm Schraubstock stand er, den Dampfpflug leitete er. In verschiedene Erdteile führte ihn seine Pionierarbeit und seine schwäbische Wanderlust. Daß er nicht nur mit energischem Kopf und mit geschickter Hand bei seiner Kulturarbeit war, sondern auch mit Geist und Herz, beweisen seine früher erschienenen und besprochenen Werke. Auch an seinem ‚Schneider von Ulm' hat der arbeitsfrohe Kulturträger den gleichen Anteil wie der sinnige Poet. Darum fehlt dem Roman der Stich ins ‚Moderne', er hat aber Teil an der allgemein gültigen Kunst. Eyth hat das unglückliche Erfinderlos, das er darstellt, nicht in moderner psychologischer Analyse zerstückelt, sondern in Humor und Ernst mit all den launischen Zufällen des Tages und der Zeit ablaufen lassen. Es handelt sich trotz des Untertitels nicht um eine mühselig schürfende Problemdichtung, sondern um eine herzlich naive Geschichte. Mit der instinktiven Sicherheit des Poeten hat der Dichter die Gestalt des Schneiders von Ulm angefaßt, von dem jeder Schwabe sein Sprüchlein weiß, und hat ihr in liebevollem Humor das Lächerliche genommen.

Die starke Wurzel von Eyths Kraft liegt in seiner Arbeitsfreudigkeit. Der Roman ergänzt und krönt sein berufliches Lebenswerk, wie sein goldener Humor stets seine tägliche Arbeit ins Poesievolle erhoben hatte. Ein episches Lied der Arbeit hat er in diesem Erfinderbuch gesungen, indem er die unglückliche Schneiderfigur zu einem Helden der Arbeit und des technischen Gedankens machte. Der Held dieses Romanes ist kein Romanheld, sondern ein kerntüchtiger Mensch mit seiner Marotte des Erfinders, der in Ekstasen der Phantasie sich reckt und weitet und in den ärmlichsten Verhältnissen sich ducken muß, von selbstloser Liebe betreut wird und in harmlosem Egoismus und ungestillter Schwärmerei sich die Flügel verbrennt. Im Theologenkonvikt verübt er seine Streiche, dort schon ganz im Banne seiner Idee, die ihm auch seine Studienlaufbahn kostet; als Schneiderlehrling muß er auf dem flachen Tisch sitzen, die Zunftbräuche absolvieren, bringt es zum Herrenschneider in Wiener Mode, um dann aber ganz in seinem Flugproblem aufzugehen. Die Wogen der Volksgunst und Liebe treiben ihn auf die Spitze und schleudern ihn in die Tiefe. Der tapfere Schneider und Schwabe ist

* Zwei Bände. Geh. Mk. 8.—, geb. M. 10.—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

aber nicht unterzukriegen. Im russischen Feldzug kämpft er noch auf französischer und nachher auf deutscher Seite. Seinen an einer Kugel siechen Leib schleppt er nach Ulm zurück, wo seine Seele den Flug antritt, den sein Leib nicht vermochte, excelsior. ‚Der Mann hat sich zweimal für große Ideen geopfert. Ist das nicht Glücks genug für ein Leben?‘ — Das ist ein Schicksal in dürren Worten. Eyth umfaßt es, das Gewöhnliche wie Außergewöhnliche, das Rührende wie Schreckliche mit seinem warmen Humor und mit einer schwäbischen Schalkhaftigkeit. Diese lassen auch die vielen Zutaten aus der guten alten Zeit zum Gerippe der Handlung nicht überflüssig empfinden. Durch letztere wird die Geschichte vielmehr zu einem echten Volksbuch. Das Volk liebt es, neben dem Geschehnis auch vom Brauch zu hören. Ein Volksbuch soll der Roman werden.

Bei diesem Anlaß sei auf die von der bekannten und verdienten ‚Deutschen Dichtergedächtnisstiftung‘ in Hamburg-Großborstel herausgegebene Sammlung ‚Deutsche Humoristen‘ verwiesen, die in sehr solid ausgestatteten Bändchen (zu 1 Mk.) Kostproben deutschen Humors von verschiedenen Autoren vereinigt. Im dritten Band steht neben Hans Hoffmann ‚Eistrug‘, Otto Ernst ‚Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben‘, Helene Böhlau ‚Die Ratsmädel gehen einem Spuck zu Leibe‘, auch ‚Der blinde Passagier‘ von Max Eyth, eine Erzählung voll Naivität und Laune. Auch dieses Unternehmen sei Volksbibliotheken aufs beste empfohlen.

K. Weiß.

Theater.

Christliche Bühnenkunst zu pflegen, hat sich zu München im Juni dieses Jahres im Zeichen Calderons eine Gesellschaft von Bühnenfreunden gebildet. Die Errichtung einer mittelgroßen Vereinsbühne in dem neuerbauten katholischen Kasino gab den Anlaß. Sie war auch die Stätte eines ersten Versuchs mit Calderons ‚Wundertätigem Magus‘, der von Theatereleven und in untergeordneten Rollen von einzelnen Dilettanten in ganz leidlicher Weise und, was die Szenerie anlangt, mit gutem Geschmack zur Darstellung gebracht wurde. Da die ‚Berufsbühnen‘ die ‚religiöse, d. h. im Dienste des Glaubens stehende Bühnenkunst auf allgemein christlicher Grundlage‘ zu sehr vernachlässigten, soll hier eine gewisse Ergänzung angestrebt und zugleich die Sache an sich gefördert werden durch Veranstaltung von Aufführungen religiöser oder doch von christlichem Gehalte erfüllter Bühnenstücke, durch Heranbildung von Kräften hierzu, sowie durch Vorträge über Bühnenkunst, über ihre Stellung zur Religion und über christliche Dramatiker, schließlich durch Herausgabe eines Vereinsorgans. Die Kosten sollen durch die Mitgliederbeiträge und den event. Gewinn aus den Veranstaltungen gedeckt werden.

Wem die Geschichte dieser bereits nach Dutzenden zählenden Experimente bekannt ist, noch mehr, wem bei solchen schon historisch gewordenen Versuchen einmal mitzuwirken beschieden war, der ist über den Ausgang auch dieses Experiments heute schon nicht mehr im unklaren. Dennoch wäre es verfehlt, deshalb die Hände in den Schoß zu legen. Ein Gedanke, den so viele begeisterte Wünsche, so warm genährte Hoffnungen und so ehrliche Bemühungen nicht zur Ruhe kommen lassen, kann nicht ohne weiteres als verloren angesehen werden. Er findet fortgesetzt aus der weit verbreiteten Unzufriedenheit über unser modernes Artisten- oder Geschäftstheater seine Nahrung und muß einmal in irgend einer Form seine Lösung finden, sei es durch eine allgemeine Umstimmung der Zeit, sei es durch einen der Privatinitiative entspringenden kühnen Wurf. Bis heute hat die Erfahrung gelehrt, daß auf diese letzte Weise noch niemals etwas zustande

gekommen ist, wenn nicht mindestens eine von zwei unerläßlichen Voraussetzungen gegeben war. Die wirkungs- und lebenskräftigste ist eine dichterische Persönlichkeit von hinreichender originaler Schöpferkraft, um einen Teil der Repertoirnöte zu bestreiten und dem ganzen Institut den Stempel aufzudrücken. Da aber die Lope, Calderon, Shakespeare, Molière und Wagner Glückszufälle sind, ist als Erfolg das Mindeste ein nach bestimmten Gesichtspunkten aufgestellter Spielplan. Das wäre die erste Bedingung, ich möchte sagen, die Urzelle für den ganzen späteren Organismus. Kommt dann Geld und guter Wille hinzu, so hat man für die Hauptsache gewonnenes Spiel. Schwieriger, aber immerhin von Aussichten begleitet, ist der umgekehrte Weg. Geld, viel Geld, und dann die Suche nach Kräften und die Verblüffung des Publikums durch Leistungen. Aus Versuchen, Erfahrungen wird sich dann das Weitere ergeben. Erst das Instrument schaffen und dann den Künstler suchen, daß er darauf spiele. Die Calderon-Gesellschaft hat den Mut, ihre Aufgabe in Angriff zu nehmen, ohne daß auch nur eine dieser Bedingungen erfüllt ist. Muß sie deshalb scheitern? Nachdem ihr Zweck nicht ausschließlich auf praktische Bühnenbetätigung gestellt ist, glaube ich nicht. Zwar hat sie, indem sie mit einer solchen begann, in dieser Richtung bei mehr begeisterten als erfahrenen Leuten Hoffnungen geweckt, die nach Erfüllung rufen, und die Gefahr ist groß, daß ihr eigener Ehrgeiz mehr nach dieser Richtung gehe als nach der ihren Mitteln zunächst angemessenen, nämlich der literarischen Aufklärung und Mobilmachung derjenigen Kreise, auf deren Unterstützung sie sich zunächst vor allem angewiesen sieht. Man mag sagen, was man will, der katholische Volksteil Deutschlands hat in seiner überwiegenden Mehrheit noch kein inneres, lebendiges, tiefer greifendes und warmes Verhältnis weder zur schönen Literatur noch zum Theater. Das von ihm gestellte Kontingent von Theaterbesuchern ist gewiß äußerst gering. Man wird die moralische und künstlerische Minderwertigkeit des modernen Theaters dafür nicht allein als Erklärung heranziehen können, denn neben gewissen modernen Stücken bieten die Hof- und städtischen Theater doch immerhin auch Aufführungen, deren Besuch man unbedenklich wagen und empfehlen kann. Vor 10 und 12 Jahren noch durften — ich spreche hier aus schmerzlicher Erfahrung — selbst größere Zentrumsblätter, die in Städten mit angesehenen Bühnen erschienen, es nicht wagen, ständige Berichte über die Aufführungen zu bringen, ohne dem Vorwurf der Verweltlichung ihrer Leser ausgesetzt zu sein. Über diese beschränkte Auffassung sind wir nun zwar glücklich hinweggekommen — obwohl in bezug auf die Qualität dieser Berichterstattung noch viel zu wünschen übrig bleibt — aber die Folgen einer langjährigen prinzipiellen Entfremdung christlicher Kreise vom Theater sind weit entfernt, ganz behoben zu sein. Hier einzusetzen, so will mir scheinen, wäre eine der nächsten und dringlichsten Aufgaben der neuen Gesellschaft. Nicht in dem Sinn, daß das christliche Volk nun in Scharen in die Theater getrieben werde, sondern daß es zunächst wieder einmal die soziale, literarische, künstlerische Bedeutung des Theaters erkennen und die mit seinem Betrieb oft leider verbundenen Auswüchse unterscheiden lerne von dem, was der Bühne und ihren Dichtern allezeit als ideales Ziel vorgeschwebt hat. Nur wenn ein solches inneres und teilnehmendes Verhältnis christlicher Kreise zur dramatischen Kunst wiederum durch Generationen lebendig wird, darf man auch die Hoffnung hegen, daß auch aus ihnen einmal Talente hervorgehen, die dem jetzigen Mangel an bühnenwirksamen Stücken aus dem christlichen Stoffkreis abhelfen werden. Calderon, den man vollständig doch nur mit

gewissen Konzessionen an den Charakter seiner Zeit und Nationalität genießen kann, wird man nicht einseitig als Vorbild hinstellen dürfen. Ich wenigstens glaube nicht, daß unser deutsches Volk, auch nicht die christlichen Kreise, soweit bei ihnen literarhistorische Interessen in Wegfall kommen, sich von den meisten der Calderonischen Stücke auch nur angesprochen, geschweige denn begeistert fühlen werden. Es stehen sich hier trotz des religiösen Bindeglieds zwei in Sitte und Seelenstimmung zu verschiedene Welten gegenüber. Das konnte man auch bei der Aufführung des ‚Wundertätigen Magus' empfinden, und aus dieser Beobachtung wird man um so mehr zu lernen haben, als die Gesellschaft sich mit solchen Vorstellungen nicht nur an ihre Mitglieder, sondern an die breiten Volkskreise wenden will.

In welcher Weise die erwähnten Aufgaben am besten erfüllt werden können, das wird die Praxis zeigen müssen. Vorträge, Vereinsschriften, Preisaufgaben und Diskussionsabende sind wirksame Mittel, auf die man für den Anfang hauptsächlich angewiesen sein wird. Wenn daneben im Dienst der literarhistorischen Wissenschaft die Calderonforschung einhergeht, so kann gewiß auch daraus ersprießliches erwachsen. Um so mehr, wenn wir lernen wollten, an dem ganz anders gearteten spanischen Drama unsere eigene Art durch das, was diese von jenem trennt, besser zu begreifen und so unser Wirken auch im Geiste des nationalen Lebens und Dichtens zu befestigen. Bei solchen Aussichten verdient die Calderongesellschaft unser volles Interesse und unsere herzlichen Wünsche.

-th.

Shakespeare in England. Anläßlich des Ostergastspieles Beerbohm Trees in Berlin ist in ganz Deutschland wieder einmal die als ganz natürlich angesehene Tatsache konstatiert worden, daß man in England Shakespeare nicht zu spielen verstehe, daß man daselbst seine Werke auf das empörendste zusammenrichte und überhaupt diesem Dichter gegenüber sich als rechte Barbaren erwiese. Es zeigte das die ganze Unkenntnis der deutschen Kritik, die von englischen Theaterdingen so gut wie nichts weiß und einfach mit alten, vorgefaßten, förmlich zu Sagen erstarrten Meinungen weiter operiert. Das ist ja auch nicht zu verwundern, denn die hier im Lande lebenden Korrespondenten der großen deutschen Blätter wissen ja fast nur von elendem Theaterzeug zu melden, wenn sie es überhaupt für wert halten, mit solchen Dingen mal sich abzugeben; und diese Meldungen stammen, das ist nun noch das üble — meist aus zweiter Hand, denn diese Herren Korrespondenten gehen selten, oft überhaupt nie ins Theater. Freibillete für deutsche Korrespondenten gibt es hier nicht; die Preise sind hoch; also braut man eine Besprechung aus einer Reihe von englischen Zeitungen zusammen, die man mit dem in den meisten Auslandskorrespondenten leider ja als zweite Natur steckenden ironischen Ton und einer mehr oder weniger großen Portion noch seiner Zeit mit herübergebrachter und natürlich aus Mangel an Gelegenheit nie abgelegter Vorurteile würzt. Und solche Berichte sollen dann dem deutschen Leser einen richtigen Begriff der hiesigen Bühne geben! — Nun also denke man: Trees Vorstellungen in Berlin gefielen dem großen Publikum, wie es scheint, ebensogut wie hier, und mißfielen dem größten Teil der Berliner Kritik ebensosehr aus bestimmten Gründen, als sie hier mißfallen und abgeurteilt werden. Davon aber wußte man in Berlin nichts. Man nahm Trees Vorstellungen als ‚die' englischen und fiel über sie her. Und woraus leitete man selbst dazu eigentlich ein Recht ab? Sind etwa die Berliner Vorstellungen um so vieles besser? Weiß man dort überhaupt, was mit Shakespeare anzufangen? Wohl

wahr, Reinhardt beginnt seinen Weg zu fühlen; aber sonst? Schrien die Berliner nicht jüngst Mord und Zeter über eine Neueinstudierung in ihrem königlichen Hoftheater unter Barnay? Und gehen wir weiter in Deutschland, und machen in unserer Nähe, in München, Halt. Was gibt es da? Ich sah dort vor einiger Zeit eine beschämende Darstellung des ‚Kaufmann von Venedig', die jeder Schönheit, jeder Poesie bar nur die rohe Geschichte des Stückes gab, so daß einen Trauer und Ingrimm zugleich beschleichen mußte ob der Armut und des scheinbar völlig toten Geistes, der da herrscht. Was vermochte da die bedeutsame und wohlabgetönte Einzelleistung Heines als Shylock zu helfen! Und München rühmte sich einst, in Sachen Shakespeare an Deutschlands Spitze zu schreiten, damals, als die ‚Mustervorstellungen' stattfanden und überall Leben und Interesse weckten! Was kann man aber erwarten, wenn man gerade den Mann kalt stellt, der für die Shakespearedarstellung in München eine so wichtige Anregung wie die Shakespearebühne gegeben hat und dessen Spezialgebiet gerade Shakespeare ist! Man lasse überhaupt von Shakespeare die Hand, das wird nun wohl das Beste sein, oder aber man gehe hin und lerne. — Doch nun zu hier. Also die Vorwürfe, die man gegen Tree erhoben: freies Umspringen mit dem Text und Verwandeln der Werke in melodramatische Ausstattungsstücke mit Paraderollen und dann leeres, predigendes Deklamieren statt einer charakterisierenden Sprache, diese Vorwürfe treffen zum Teil zu, dürfen aber nicht einfach auf englische Shakespeareaufführungen im allgemeinen übertragen werden. Vielleicht werde ich viel Kopfschütteln, auch manch mitleidig Lächeln hervorrufen, wenn ich jetzt sage: meiner Überzeugung nach kann man hier in England wenigstens momentan bessere, d. h. stilgerechtere und lebensvollere Shakespeareaufführungen sehen als bei uns in Deutschland. Freilich darf man dazu nicht in die kommerziellen Theater gehen, die für das weite Publikum spielen müssen, das noch allüberall das Theater und die Kunst, vor allem aber das erstere, das ja am meisten von allen Künsten von ihm abhängt, herabgezogen hat, man muß vielmehr allerlei spezielle Matineevorstellungen und Darbietungen verschiedener Veranstaltungen, so der Elisabethan Stage Society besuchen. Aber z. B. auch in den Vorstellungen der großen Shakespearewandertruppe des einstigen Oxforder Studenten Mr. F. R. Benson, die kürzlich ihr Shakespearefest in Stratford on Avon beendet hat, an ihnen wird man viel Gutes finden und manchen jener Tadel unterlassen müssen. In Benson lebt eine Kraft, die in unermüdlicher Arbeit das ganze englische der dramatischen Kunst nur zum Teil wieder gewonnene Land zu dieser autochthonen Kunstübung wieder zuzuführen sucht; so schafft er eminent kulturelle Arbeit, denn im geistigen Haushalt einer Nation kann das Brachliegen einer so bedeutsamen und eklatanten Begabung nur zu inneren — sagen wir halt — ‚Unstimmigkeiten' führen, die sich in einem einseitigen Kommerzialismus hier ja auch übel genug zeigen. Benson und seine Truppe vertreten den englischen Shakespeare der Provinz, und er schneidet im Vergleich zur deutschen Provinz nicht übel ab; denn Liebe zur Sache, Glaube an die Wichtigkeit ihres Tuns, Enthusiasmus beherrscht diese Schar. So geht man an die Werke, die sich daher nicht anderen Rücksichten gemäß biegen und beugen müssen, so an das Spiel. Letzteres freilich enthält, weil die Truppe eben nur eine provinziale, mit verhältnismäßig kleinem Budget arbeitende Wandertruppe ist — in der Organisation der Bühne ist Deutschland ja England unendlich überlegen, und das spricht natürlich auch künstlerisch in vielem mit — manch schwachen Punkt. Namentlich ertönt öfters jenes nicht mit

Geist und Herz erfüllte, sondern hohle Pathos, das nur auf Vers und Wort sich wiegt. Aber daß man Wort und Vers betont, daß er formal genommen, die Grundlage abgibt, das will mir nur berechtigt erscheinen. Und wenn nun bedeutende schauspielerische Kräfte, die eben auch menschlich reich sein müssen an Geist, an Herz und Phantasie, — denn mit innerlich armen Seelen, und seien sie schauspielerisch noch so geschickt, kann wohl Scribe oder Sardou nie aber ein Shakespeare wirklich zu Worte kommen — wenn sie hinter den Worten stehen, wenn sie diese mit all dem füllen, was in ihnen lebendig wirkt, dann kommt hier jene Darstellung zustande, die mir als der aus den Werken Shakespeares sich von selbst ergebende Stil erscheint, der keiner Zeitmode, sei sie ‚realistisch', sei sie ‚idealistisch' gestimmt, sich anpaßt. Und ein Fontane sah einst vor fünfzig Jahren schon, daß dieser Stil noch auf alter, auf Shakespeare zurückgehender Tradition beruht, und in seinen Berichten aus England schätzte er ihn hoch ein; und diese Tradition lebt noch und wird leben, so lange überhaupt noch etwas von Shakespeares Geist lebendig im englischen Volke ist.

Shakespeares Stil ist nicht der des griechischen Dramas, das als eine Art religiöse Handlung über dem Leben schwebt; auch nicht der des französischen klassischen Dramas, das das griechische zur abstrakten Formel erstarrt zeigt, Shakespeares Stil muß immer von neuem aus dem Herzen der leidenden Menschheit, aus dem Leben selber geboren werden, nicht aus Theorien, aber alles Zufällige des Lebens, alles Ungesetzliche sozusagen ist daraus entfernt; selbst das Häßliche wird so schön, weil es unter dem Gesichtspunkte der großen Einheit gesehen wird. Wer drum Vers und Tonfall der Worte nur der Charakteristik wegen fallen läßt, ist in Shakespeares Kunstwerk nicht eingedrungen.

Für die Befriedigung des Menschlichen hat Shakespeare ja die Prosateile seiner Werke geschrieben, da kaum ein Sterblicher unserer Tage mehrere Stunden allein auf den Höhen zu wandeln vermag. Die verschiedenartige Behandlung, nicht die Verschleifung dieser zwei Bestandteile der Shakespeareschen Dramen, die wie im Sommernachtstraum Traum und Wachen, Ideen und Realitäten verkörpern in einer Art äußeren Symbolismus, sie gibt den guten Shakespearevorstellungen hier ihr eigenartiges und tiefergreifendes Gepräge. Zu einer der Stratforder Vorstellungen war Mr. Lewis Waller als Othello, Miß Millard als Desdemona und Miß Wynne Matthison als Emilia aus London gekommen, und sie vermochten das Werk zerstörender Leidenschaft auf eine Höhe der Schönheit zu heben, daß nicht Schrecken und Entsetzen den Zuhörer niederschlugen, sondern daß das große Mitleiden geweckt wurde, das Herzen weitet und für alles Menschliche empfänglich macht. Das Theater schwand, aber nicht um einer vorgetäuschten Wirklichkeit mit Grausen Platz zu machen, sondern um eines Dichters Stimme ertönen zu lassen, der von großem Menschengeschick unseren Seelen sprach. — Die gleiche Tradition, die an der Form des Kunstwerks als dessen entsprechendstem Ausdruck festhält und sie innerlich immer wieder von neuem durchwärmt und erfüllt, konnte man bei dem kürzlichen Londoner Gastspiel der berühmten amerikanischen Shakespearetruppe Sothern-Marlowe am Werke erkennen. Man gab Romeo und Julia; etwas vom Renaissancegeist schwebte über der Vorstellung. Und denkt man an die Darbietungen der Elisabethan-Stage-Society, die dann und wann Vorstellungen auf einer Bühne gibt, die der Shakespeareschen nachgebildet ist, die dem Text getreu folgen, und so die Werke in all ihren richtigen Proportionen und gewollten Effekten wirken lassen, so

wird man nicht umhin können, einzuräumen, daß Shakespeare noch auf der englischen Bühne lebendig ist. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß solche Bestrebungen in Zukunft hier einen weiteren Boden finden werden, da Geschmack und Verständnis sich auszubreiten beginnen, vor allem aber durch die geduldige und unermüdliche Arbeit von Männern wie Mr. Benson Kreise dem guten Theater gewonnen werden, die bisher ihm noch fern standen, weil die alltägliche Bühne mit ihren äußerlichen Reizmitteln ihrem Sinnen und ihrer Art zu fühlen und zu denken keine Nahrung zu geben vermochte, sie vielmehr nur abstieß. Dieses Publikum schart sich bei uns um die sogen. literarischen Bühnen; hier heißt es solche erst noch schaffen. Aber Ansätze dazu sind schon vorhanden, und man hofft auf eine dramatische Wiedergeburt, an der, wie gezeigt, Shakespeare und sein Werk seinen guten Teil mit wirken, und die andrerseits auch ihnen wieder zugute kommen wird. Die Phrase aber vom Shakespeare, der in seinem eigenen Lande tot sei oder nur verballhornt werde, die sollte man in Deutschland doch nun endlich einmal zum alten Eisen werfen. Es könnte nur gut tun.

Frank E. Washburn Freund.

Kunst.

Ruskin und sein Werk. In der bekannten schönen Ausstattung des Verlages von Diederichs in Jena hat uns Charlotte Broicher unter dem obengenannten Titel ein dreibändiges Werk geschenkt. Eine Achtung heischende, liebenswerte Arbeit! Das Urteil bestärkt sich immer mehr, je tiefer man in die feingeistig verarbeiteten Werte derselben eindringt. Das Werk ist wohl geeignet, all' denen, die auf ernsthaftere Beschäftigung mit der weit ausgreifenden Persönlichkeit Ruskins sinnen, ein zuverlässiger Führer zu werden. Eine möglichst vielumfassende Biographie, die auch kleine und kleinliche Vorfälle eines bedeutenden Menschenlebens für charakteristisch und für unentbehrlich hält, ist von der Verfasserin nicht angestrebt. Die äußere Lebensgeschichte des Künstlers, Dichters, Denkers und Sozialreformers wird nur insoweit berücksichtigt und erzählt, als sie für die geistigen Wandlungen von Ruskins Persönlichkeit wesentlich ist. Das innere Wachsen, Werden und Sichumgestalten des gewaltigen Geistesmenschen war es, was in seiner Gesamtheit anschaulich zu machen Charlotte Broicher gewollt — fein und kraftvoll zugleich — auch erreicht hat. Die Geisteseigenart einer tiefen, an inneren Widersprüchen reichen Persönlichkeit wird nur der klar und rechtschaffen herauszuarbeiten vermögen, dem die Liebe zu einem solchen fruchtbaren und schöpferischen Wesen die Feder führte. Diese Liebe bewirkt zugleich jenes fein abwägende prüfende Zurücktreten, aus dem eine maßvolle und einsichtige Kritik sich ergibt, die ebensoweit entfernt ist von unbegrenzter phrasenhafter Verhimmelung wie von antipathischer, ans Gehässige streifender Aburteilung. Wer diese Liebe nicht hat, dem ermangelt auch jede zartsinnige Empfänglichkeit für die besondere Eigenart alles Nicht-Ichs.

In dieser geistvollen Deutung von Ruskins Welt- und Lebensanschauung empfinden wir immer lebhafter und zwingender, wie eng seine idealen Bestrebungen sich mit den dringendsten Wünschen und Regungen des Gegenwartlebens berühren, wie anregend und Ziel erhellend der Ausdruck dieses idealen Wollens uns unmittelbar anmutet. Es sei aus dem Gesamtwerke Ruskins nur an das Kapitel der Jugendbildung und Erziehung erinnert. Wie lebhaft — bei aller notwendigen Verschiedenheit — berühren sich z. B. seine Reformideen mit den Zielen derjenigen Männer, die den in Weimar begründeten ‚Allgemeinen Tag für deutsche Erziehung' zu alljähr-

licher Wiederkehr ins Leben riefen! Hierfür unter vielen nur zwei Zeugnisse. Ruskin berührt den tiefgreifenden Unterschied zwischen dem nur äußerlich angelernten Wissen und einer edlen, zur zweiten Natur gewordenen Geistes- und Herzensbildung: ‚Die eigentliche Ursache unserer Mißerfolge in der Erziehung liegt darin, daß kein aufrichtiges Verlangen nach der Sache selbst — nach Kultur der Persönlichkeit vorhanden ist. Denn Bildung besteht *nicht* darin, dem Menschen etwas beizubringen, was er vorher nicht *wußte*, sondern ihn zu etwas zu *machen*, was er vorher nicht *war*.‘ Anderwärts berührt er das Elend der Vielgeprüften mit der ihm eigenen starken Betonung: ‚Wieviele Todesfälle werden gegenwärtig jährlich verursacht durch die Anspannung und Angst im Wettkampf der Examina! Der Schaden, der den höchsten Geisteskräften durch Überreizung des Gehirns daraus erwächst, das Unheil, die elende Verwirrung, sind oft beklagenswerter als der Tod . . .‘ Wir sehen hier in Ruskin dem deutschen Erziehungstage einen Bundesgenossen zur Seite treten, dem auch — gleich Herder — der Dreiklang des: Licht, Liebe, Leben! für das innere und äußere Wohl unserer Jugend unentbehrlich schien.

Die vollendeten Übersetzungen, die aus den Werken Ruskins zur Veranschaulichung seines Wesens und seiner Ideen herangezogen sind, lassen uns erkennen, daß zwischen unserm Herder und der Eigenart Ruskins eine merkwürdige Wesensverwandtschaft besteht, die sich bis in das Leuchtende, Sprühende ihrer warmherzig eindringlichen Sprachbegabung erstreckt. Auch Herder war eine in begeisternder Anregung unerschöpflich sich betätigende Natur, deren ernsthaftes Wollen schmerzhaft an den Grenzen ihres Vermögens sich aufrieb. Getreue Arbeiter einer so regsam und vielseitig wirkenden Geistesbeschaffenheit sind wohl berufen, von ihrer Bildungshöhe herab Ideale zu verkünden und mit ihren prophetischen Gaben anschaulich zu machen, nicht aber in *ihrem* Sinne unmittelbar die Erfolge verwirklicht zu schauen. Beide Männer hat diese tragische Notwendigkeit zu Zeiten unfriedlich mit sich gestimmt, und an dem Werte ihrer Mission zweifeln lassen. Die wahre menschliche Tragik liegt in der klaren Erkenntnis, wie weit die *Wirklichkeit* immer hinter dem *Ideal* zurückbleiben muß, auch da, wo die Wirklichkeit im Kunstwerke ihren erhabensten Ausdruck in schöner Tat gefunden hat. Herder sah das Wesentlichste seines schöpferischen Wollens in Goethe zu vollendeter Tat umgewandelt; Ruskins Wirkungen haben sich der Schaffenskraft vieler geistbegabter Menschen künstlerisch und sozial praktisch mitgeteilt. Es bleibt das Los dessen, dem das *Letzte* in schöpferischer Kraft versagt ist, erst in seinen *Nachfolgern* seine wahre Größe lebendig der Nachwelt einzuprägen. Was vorbildlich in diesen Menschen weiter lebt, als Ansporn jeder jugendlichen Begeisterung, ist ihr rastloser, freudiger Wille, ihre großherzige, selbstlos in der Idee aufgehende Gesinnung. Das allein veraltet an ihnen nie! Wer sich Ruskin gewonnen hat, der hat auch an vergeistigter Selbst- und Nächstenliebe, an wahrer Lebenseinsicht, an stetigem Wachstum der edelsten Lebenskräfte gewonnen. Dem ist zuteil geworden, was einem nach unbedingter Wahrhaftigkeit sich sehnenden Menschen als das Höchste und, bei allen verwirrenden Mühen und menschlichen Irrtümern, als das Erstrebenswerteste schien — Ehrfurcht und Mitgefühl; damit erst ein feingeistiges Leben in unerschöpflicher Ideenfülle. Soweit wir in Feinfühligkeit hineinwachsen, insoweit sind wir wahrhaft gebildete Menschen — aber auch nur insoweit! In dieser strengen Forderung läßt Ruskin nicht mit sich handeln. So schlicht diese immer wieder er-

hohene Forderung dem Oberflächlichen vorkommen mag — er wußte, daß sie der Zentralpunkt ist, von dem aus allein das Geistige menschenmögliches Eigentum werden kann. Sie war ihm die unerläßliche Bedingung für eine harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte. Mit Goethe begriff die Forderung des Tages auch für ihn nichts Geringeres in sich als den ganzen Menschen. Den Zwiespalt zwischen Seele und Körper galt es Ruskin miteinander zu versöhnen. Wohl soll das Geistige der beherrschende Teil sein, aber der Körper soll diese Herrschaft nicht als Last, sondern als Wohltat empfinden. Durch die Kostbarkeit seines Materials soll er der Seele — ihrem Inhalt — zum glücklichsten Ausdruck verhelfen. Es soll nicht Feindschaft zwischen ihnen mehr bestehen fürderhin. Dem ist die Welt schön, der sich seines Lebens im Grunde rein erfreuen kann. ‚Denn,‘ sagt er an einer bedeutungsvollen Stelle, ‚wir bedürfen nicht weniger, sondern stärkerer Sensationen ... Ob ein Mensch vornehmer ist als der andere, ob ein Tier vornehmer ist als das andere, entscheidet sein mehr oder minder feines Gefühl ... Ja, wir sind nur insoweit Menschen, als wir feinfühlig sind, und unsere Ehre liegt so hoch wie unsere Leidenschaften ... Die Menschen sind gemein, genau in dem Verhältnisse, wie sie der Sympathie unfähig sind: — des schnellen Verstehens alles dessen, was man mit dem gewöhnlichen, aber zutreffenden Ausdruck, als Takt oder Feinfühligkeit für Leib und Seele bezeichnet ...‘ Die Steigerung der Lebensbegeisterung, ‚to live by Admiration, Love and Hope,‘ dies war der Leitsatz alles Ruskinschen Tuns und Denkens. Ganz ähnlich empfand Herder den lastenden Widerstand der stumpfen Welt und drückt dies nagende Gefühl in dem Satze aus: ‚Wenn wir nur einmal den kalten Winter endigen könnten, der jetzt die Herzen der Menschen, ich weiß nicht, mit welchem Frost der Empfindung belegt ...!‘

Für dieses Leben sollen unsere Kräfte des Leibes und der Seele gebildet werden, unsere Augen die Naturschönheiten in redlicher Arbeit sehen und empfinden lernen, damit sich unsere Eigenart kräftig entfalte und die Menschenseele im Tiefsten die Daseinsgesetze so innerlich wie äußerlich spüre; sie nach Anlage und Wesensart dankerfüllt nachbilde. So wird freudige Lebensliebe ins Herz ziehen und, was sich andern Menschen von unserm Wesen mitteilt, wird hoffnungsfrohen Glückes voll sein. So viel du andern Freude stiehlst, daran tust du Sünde! Dieser positive Gedanke eines edlen Optimismus beherrschte gläubig auch Ruskin und Herder. Zu seinem Teil mithelfen, ‚die schöne Welt‘ aufzubauen, war Beiden Lebensaufgabe. ‚Steigere dieses Verlangen (nach Staunen und Ehrfurcht vor den Wundern von Natur und Geist) in den Menschen und du steigerst täglich ihr Glück, ihren Frieden, ihre Würde. Nimm es ihnen, und du machst sie so elend wie nichtswürdig ... Bewunderung ist die Fähigkeit, Ehre zu erweisen. Es ist das beste Wort, was wir für die verschiedenen Gefühle des Staunens, der Ehrfurcht und der Demut haben. Es bildet die Stimmung aller hohen, klarsichtigen Persönlichkeiten, im Gegensatz zu der Überhebung kurzsichtiger, untergeordneter Naturen ... Und die Pflege aller Literatur, Kunst und Wissenschaft ist vergeblich, wenn sie dich nicht instand setzt, froh zu werden. Solche Fröhlichkeit ist nicht etwa eine natürliche Mitgabe, noch ein Lohn für treue Pflichterfüllung, vielmehr ist es das Ziel aller Erziehung, dich und deine Kinder der Ehre und Freude fähig zu machen.‘ So Ruskin. Unerschöpflich reichhaltig und mannigfaltig sind die Pläne und Anregungen, die er in einer Erziehung dieses Sinnes zu verwirklichen begehrte. Vieles davon

hat auch in der Praxis unseres Volkes schon werktätige Nachfolge gefunden. Anderes wird der nächsten Zukunft wohl als dringende Aufgabe der Lösung wert scheinen. Wie schöpferisch Ruskins Forderungen und Arbeitsanregungen auf dem Gebiete von Kunst und Kunstgewerbe sich bewährt haben, kann nicht im einzelnen weiter ausgeführt werden. Gerade in dieser Beziehung ist Charlotte Broichers Werk ausgezeichnet unterrichtend.

Ruskin war eine wahrheitsdurstige Natur — es wurde schon gesagt. So war er immer bereit, Irrtümer einzugestehen und sich durch höhere Einsicht innerlich zu wandeln. ‚Die Widersprüche in seinen zahllosen Werken,‘ sagt Charlotte Broicher, ‚beruhen auf den Widersprüchen in seiner Persönlichkeit und werden nur aus ihr verständlich. Aber die Wandlungen seiner Persönlichkeit wurzeln in einer höheren Einsicht seines Wesens. Er begann seine Laufbahn als Künstler und beschloß sie als Prophet. Was man gegen seine Kunsttheorien einwendet, sind meist Aussprüche seines Prophetentums, und was man seinen sozialen Ideen als unausführbar entgegenhält, sind die Träume eines Künstlers, in dem das Wort von der Menschenliebe Fleisch geworden war und der sie mit der glühenden Hingabe eines San Francisco verwirklichen wollte.‘ Die geistige Anschauungswelt unserer Klassiker berührt sich aufs innigste mit den Idealen Ruskins, Emersons, Carlyles. Es erhellt, daß eine gewisse Höhe der Geisteskultur ähnliche Ideale nnd Kulturhoffnungen zeitigt. Im Grunde ihrer Seele scheinen die künstlerisch Begabten und moralisch Machtvollen mehr geistige Verwandtschaft untereinander aufzuweisen, als die dumpfen auseinander fahrenden Hasser und Neider. Die Ziele der Positiven, stolz das Leben Bejahenden, erkennen wir immerdar als eines heilkündenden Ursprunges.

H. v. Blomberg.

Neues vom Büchermarkt.

Die Regel des hl. Benediktus erklärt in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und mit besonderer Rücksicht auf das geistliche Leben. Freiburg, Herder 1907. (XV, 554.)

Die Bedeutung des hl. Benedikt und seiner Ordensstiftung für das Mönchtum der germanisch-romanischen Welt und die ganze mittelalterliche Kultur kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wenn seine Regel auch keine Neuschöpfung ist und nicht etwa bisher ganz Unbekanntes anstrebt, vielmehr auf den Mönchsregeln des Basilius und Cassian weiterbaut und sie umbildet, wie Benedictus selbst es an mehreren Stelle andeutet, so ist sie doch ‚ein Meisterwerk gesetzgeberischer Anordnung‘; von ihrer Trefflichkeit zeugt der Einfluß und die Bedeutung, die sie schon Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag genießt; denn dieser Einfluß beruht doch zum größeren Teil auf ihrem inneren Wert, ihrer klugen Maßhaltung und Anpassungsfähigkeit, der hohen praktischen Verwendbarkeit, wenn freilich auch Gregor der Große und die bedeutenden Päpste des 8. Jahrhunderts, vor allem Gregor II., Gregor III., Zacharias, sowie der hl. Bonifatius den Siegeslauf der Benediktinerregel im Abendland gefördert und beschleunigt haben. Daher hat sich stets vom wissenschaftlichen und vom asketischen Standpunkt aus das Interesse derselben zugewandt. Zeuge dessen sind eine lange Reihe von Kommentaren aus allen Jahrhunderten. Vorliegendes Buch ist die verdienstvolle Übersetzung eines 1901 in Paris erschienenen französischen Werkes von A. L. Huillier, das eine geschickte Verbindung eines auf solider Kenntnis der historischen Zusammenhänge beruhenden und für asketische Zwecke verwendbaren Kommentars darstellt. Es wird eine gute deutsche Übersetzung der zusammengehörigen Kapitel der regula Sancti Benedicti geboten, der dann ausführliche, das richtige historische Verständnis vermittelnde und reiche Anregung zu Betrachtungen bietende Abhandlungen

folgen. Auf Einzelheiten einzugehen und in Kleinigkeiten eine andere Auffassung geltend zu machen, ist hier nicht der Ort. Das Werk kann allen, die sich für das Ordensleben und speziell für den in der Jetztzeit gerade auf deutschem Sprachgebiet in erfreulichem Aufschwung befindlichen ehrwürdigen Benediktinerorden interessieren, aufs wärmste empfohlen werden. F. X. S.

Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance. Von Eduard Stemplinger. Mit neun Abbildungen im Text. Leipzig 1906, Teubner. (XVIII, 476 S. 8°.) Geh. 8 M. — Horaz in der Lederhose'n. Von E. Stemplinger. München 1905, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). (55 S. 8°.) Geh. 1,20 M.

Ein eigenartiger Genuß für literarische Feinschmecker ist es, die Nachwirkungen eines dichterischen Genies durch einen langen Zeitraum zu verfolgen. Bei wenigen aber ist diese Nachwirkung eine so universelle gewesen, wie beim Schwan von Venusia, der seit den Tagen der Renaissance wieder für viele Dichtergenerationen in Frankreich, Deutschland, England vorbildlich geworden ist und auch heute noch in unserer Poesie lebt, weil jeder Dichter in unbewußter Nachahmung aus dem poetischen Schatze der Vorzeit schöpft. Alles Lob verdient darum der Verfasser unseres Buches, daß er mit ausgebreiteter Belesenheit die lyrischen Dichtungen des Horaz im Spiegel der Weltliteratur untersucht und zu jeder Ode und Epode, außer den eigentlichen Übersetzungen, zahlreiche Belege von Umbildungen, Travestien, Parodien, Herübernahme einzelner poetischer Gedanken gesammelt hat. Interessant ist vor allem die Modernisierung politischer Oden des Horaz, wie sie die französische Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts liebte. Wenig anziehend dagegen und nur für den Musikhistoriker von Bedeutung sind die dem antiken Metrum sich anpassenden Vertonungen, die der deutsche Humanismus des 16. Jahrhunderts hervorgerufen hat. — Die innige Vertrautheit mit seinem Lieblinge Horaz hat in Stemplinger auch den Nachdichter geweckt, der in oberbayerischer Mundart 24 Stücke nachgebildet oder vielmehr in ein ganz neues Milieu umgegossen hat, so daß man die horazische Vorlage kaum noch an den Überschriften erkennt. Diese Parodien, in denen natürlich das humoristische Element überwiegt, lesen sich nicht übel, zumal die unleugbaren Derbheiten der horazischen Muse am ehesten noch in der Dialektumdichtung erträglich werden.

Prof. Dr. E. Drerup.

Genius Loci. Von Vernon Lee. Ins Deutsche übertragen von Irene Forbes-Mosse (geb. Gräfin von Flemming). XV und 137 S. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905.

Ein echtes Frauenbuch! mit jener sensitiven und feinfühligen Intuition geschrieben, wie sie nur der weiblichen Psyche eigen ist. Es bietet eine Reihe stimmungsgesättigter Essays, zu denen die englische, offenbar von Ruskinschem Geiste getragene Verfasserin durch geschichtlich, künstlerisch oder landschaftlich bedeutende Örtlichkeiten in Italien, Deutschland und Frankreich angeregt wurde: nicht überall tief, aber immer elegant und musikalisch wie ein Rokokomilieu. Die Hauptstärke Vernon Lees' besteht unstreitig darin, die Seele einer bestimmten Stätte klingen zu lassen, so daß sie Gegenstände unseres intimsten Gefühles werden — im Sinne Goethes:

‚Saget, Steine, mir an; o sprecht ihr hohen Paläste;
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?'

Kunsthistorische, archäologische, geschichtliche Notizen braucht man in dem Büchlein nicht zu suchen, obwohl sich deren genug in ihm finden; aber ich möchte für ihre Richtigkeit nicht garantieren, wenn ich z. B. an die kostbare Verwechslung des braven kölnischen hl. Gereon mit dem griechisch-mythologischen bezw. dantesken Ungetüm Geryon denke, die ich an anderer Stelle (‚Köln. Volksztg.') bereits gebührend gewürdigt habe. Aber wer diese Skizzen aufschlägt, sucht in ihnen auch nicht intellektuelle Belehrung, sondern ästhetische und gemütliche Anregung; und die wird er zweifellos finden. Ja, für mein Empfinden liegt in der Leeschen Art sogar etwas viel Ästhetentum, so daß es beinahe zum Artistentum wird; gesund ist ja das meiste, aber die Grenze der morbidezza wird doch bedenklich nahe erreicht. J. M-r.

Mars la Tour-Vionville. Von Carl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart, C. Krabbes Verlag. 8°. (127 Seiten.) In farbigem Umschlag geh. 1 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Wiederum bietet uns Bleibtreus erprobte Feder in der Form einer historischen Erzählung ein Bild aus den Metzer

Auguſtſchlachten von 1870, und zwar behandelt er dieſes Mal den blutigen Tag von Mars la Tour und Vionville. Auf Grund fleißiger Quellenſtudien führt der Autor in geradezu plaſtiſcher Weiſe den Leſer in das Gewühl dieſer mörderiſchen Kämpfe des 16. Auguſt. Wie heldenmütig fochten und bluteten die Brandenburger bei Vionville! Der Todesritt der Kavalleriebrigade Bredow wird unvergeſſen bleiben; der Sturm der 38. Brigade auf die Bruviller Höhen, welcher ſchon ſo manchmal Gegenſtand der Polemik geweſen, ſtellte die höchſten Anforderungen an ihre Weſtfalen und Rheinländer. Sie alle machten dem preußiſchen Namen unvergängliche Ehre, und zahlreiche Heldentaten ragen aus dem Kampfgewühl hervor. Bleibtreus Darſtellung iſt ſo recht aus dem Leben heraus geſchrieben. Der Leſer wird mit Spannung den Faden der Erzählung verfolgen und in dankbarer Erinnerung der Braven gedenken, welche an jenem Tage für Deutſchlands Größe und Zukunft kämpften.

v. d. W.

St. Privat. Von Carl Bleibtreu. Illuſtriert von Chr. Speyer. Stuttgart, C. Krabbes Verlag. 8°. (123 Seiten.) In farbigem Umſchlag 1 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Ein heißer Ringkampf war dieſer 18. Auguſt 1870, welchen Bleibtreu hier zur Darſtellung bringt. Tapfer focht der Feind, und manchmal ſtanden die Dinge für die deutſchen Waffen recht bedenklich. Auch hier ſtützt ſich Bleibtreus Schilderung auf umfaſſendes Quellenſtudium, und in anerkennenswerter Weiſe iſt er bemüht, ein der Wahrheit entſprechendes Bild zu ſchaffen. Sehr eingehend ſchildert er beſonders den Heldenkampf der preußiſchen Garde, deren Reihen furchtbar dezimiert wurden. Aber ſchließlich brachte die umgehende Bewegung der Sachſen die Entſcheidung und zwang den Gegner zum Rückzug. Wenn Bleibtreu Seite 116 betont, daß das ſächſiſche Armeekorps weit weniger Verluſte erlitt als die Garde, ſo möchte ich zu bedenken geben, daß dies dem Kronprinzen Albert zu danken iſt, welcher ſeine Sachſen in umſichtiger und entſcheidungsvoller Weiſe zu führen wußte. Auch hier bewährt ſich wieder Bleibtreus Meiſterſchaft in der von einem warmen, patriotiſchen Geiſt durchwehten hiſtoriſchen Erzählung. Er hat damit den Kämpfern jenes heißen Tages zugleich ein wohlverdientes Denkmal geſetzt.

v. d. W.

Ein Kriegsknechts-Abenteuer. Der Nachrichter. Kulturhiſtoriſche Novellen. Von Levin Schücking. 3. Aufl. Münſter i. W., E. Obertüſchens Buchhandlung, A. Schultze 1905. 447 S.

Ältere Literatur aller Art zu repriſtinieren iſt jetzt Mode; aber es iſt doch nicht immer angebracht, wie die Neuauflage dieſer Novellen beweiſt. Wir ſind, ſeitdem Schücking ſie ſchrieb, doch in Bezug auf pſychologiſche Vertiefung anſpruchsvoller geworden. Freilich, die ‚Seelenanalyſe‘ und ‚Darſtellung komplizierter Seelenzuſtände‘ ſind nicht die einzige Aufgabe der Kunſt; aber die bloße ‚Technik der Erzählung‘ als Erzählung tut es auch nicht allein. Und ſo bezweifle ich denn, daß die Neubelebung der Schückingſchen Novelliſtik viel Anklang finden wird. Die hier gebotenen Sachen gehören nicht einmal zu den beſten des Autors, der in ſeinen größeren Romanen z. B. eine viel größere Kunſt der Charakterzeichnung beweiſt. Auch die ‚kulturhiſtoriſche‘ Milieuſchilderung iſt, zumal im ‚Nachrichter‘, nur mittelmäßig. Kurz, dieſe Abenteuer-Erzählungen werden nur da befriedigen, wo man lediglich unterhalten ſein will. Einen Gewinn für die ernſthafte Literatur vermag ich nicht in der Neuherausgabe zu erblicken. J. M-r.

Der Volksverächter. Roman von Hans Eſchelbach. Berlin, Köln, Leipzig 1906. Verlag von Albert Ahn.

‚Gleich einem jungen Löwen‘, ſchreitet nach dem bibliſchen Bericht Juda Makkabi, d. i. der Hämmerer, den Seinen voran und nach ſeinem Schwertertod ‚beweint ihn das ganze Volk Iſrael mit großer Klage‘. Den in Heldenfreude ſtrahlenden Volksbefreier hat Eſchelbach zu einem trübſinnigen ‚Volksverächter‘ gemacht; die eignen Landsleute verkennen ihn und volles Verſtändnis findet er nur bei der ſchönen Griechin Elektra, die doch nimmer die Seine werden kann. Mit einer ſentimentalen Liebesgeſchichte hat der Dichter auch die Geſtalt des Syrerkönigs Antiochus (den er früher ſchon in den Mittelpunkt eines Dramas ſtellte) umwoben. Seinen Judenhaß leitet er ab aus dem Schmerz um die verlorene Jugendgeliebte Hamatheſana, die einſt von den Hebräern zugrunde gerichtet ward. Dem ganzen weitläufig ausgeſponnenen Roman fehlt Friſche und Kraft der Anſchauung; dafür vermögen weder lyriſch geſtimmte Einzelſtellen noch gar die reichlich eingeſtreuten weiſen Geſpräche zu entſchädigen.

**

Springtanz. Roman aus dem nordischen Bauernleben von Emil Frithjof Kullberg. — 452 S. — Hamburg, Verlag von Alfred Janssen.

Kullberg — es ist nicht zu ersehen, ob wir es mit einer Übersetzung zu tun haben, oder ob das Buch direkt deutsch geschrieben wurde — macht mir ganz den Eindruck, als ob er das Zeug habe, so etwas wie ein norwegischer Jeremias Gotthelf zu werden. Es ist die gleiche Gesundheit und mitfühlende, aber realistisch dargestellte Erfassung der echten Wurzelkeime eines unverwüstlichen Bauerntums. Nur ist der Nordländer weniger lehrhaft und viel schwungvoller in der Darstellung, wie selbstverständlich überhaupt moderne Technik sowohl als moderne Lebensverhältnisse ihre Wirkungen äußern. An gewissen Derbheiten ist kein Mangel; sie stoßen aber nicht so hart auf wie bei Gotthelf; manche Stellen (wie z. B. das Idyll in Axel Torsbys Hütte auf Stormandshöi) sind sogar von zartestem Reiz. Ich denke, auf die weiteren Leistungen Kullbergs dürfen wir aufmerksam bleiben.

J. M—r.

Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. Von Peter Rosegger. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Von Charakter ein echter Rosegger. Aus dem Kleinkram des Lebens hat er etliche klare und getrübte Perlen hervorgestöbert, aus dem vielerlei Menschengewächs sich Absonderliches und Krummes herausgesucht, liebe Arbeitsschnitzel aufbewahrt. Fast jedes der in dem Buche gesammelten dreißig Geschichtchen verrät, wenn nicht den Künstler, so doch den Menschen Rosegger. Manches zeigt ihn, den Leuteprediger, mit der lehrhaften Absicht, mit dem eigenwilligen Sinn, mit manchem kleinen Ausfall und in allem mit dem gutmeinenden Herzen. Auch der Rosegger, der sich gern mit den Erscheinungen der Kirche streitet und doch nicht recht von ihr loskommen kann, ist mir stets interessant gewesen. Die einzelnen Stücke sind nach Inhalt und Kunstform von stark ungleichem Wert, aber hervorragend schöne Teile machen das Buch wertvoll.

K. W.

Unsere Kunstbeilagen.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken als den romantisch-idealistischen Geist, der in Edward Burne-Jones Werken Gestalt angenommen hat, und die intellektualistisch-naturalistische Weltanschauung, die in Liebermanns Bildern ihren Niederschlag findet. Eine einfache Gegenüberstellung erzählt von ganz gewaltigen Entwicklungen und Kämpfen in dem einen 19. Jahrhundert. Beide Namen bezeichnen Endpunkte, über die es auf dem gleichen Wege kein Hinaus mehr gibt. Die drei Blätter von Liebermann, die diesem Heft beigegeben sind und in dem Artikel von Karl Muth ihre Würdigung finden, entstammen einer völlig anderen Sphäre als die Titelbeilage ‚Der barmherzige Ritter'. Man ziehe zum Vergleich die in psychologischer Beziehung teilweise noch charakteristischer abstechenden späteren Gemälde von Burne-Jones bei, die im Februarheft des gleichen Jahres von ‚Hochland' reproduziert wurden, und den Artikel von Dr. Johann Ranftl.

Offene Briefe.

Herrn Dr. F. P. in M. In den ‚Enthüllungen' über einen sogenannten christlichen Kulturbund ist allerdings davon die Rede, daß ‚Hochland' als Organ dieses Bundes in Aussicht genommen sei. Demgegenüber erklären wir zur rein tatsächlichen Feststellung, daß die Redaktion und der Herausgeber einer solchen Absicht gänzlich fernstehen und jederzeit ferngestanden sind, daß also hier allein ein Wunsch einzelner innerhalb jener vorbereitenden Petentengruppe als Vater des Gedankens betrachtet werden muß.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Josef von Führich pinx. Heliogr. Kösel

Jakob und Rachel

Vierter Jahrgang. September 1907. 12. Heft.

Nachfolge Christi.

Von

Ilse von Stach.

I.

Die römische Sonne, gewöhnt, breit und glänzend auf dem Petersplatze wie auf unbefahrenem Wasserspiegel zu ruhen, irrte mit flackernden Strahlen über eine vielköpfige Menge hin, von federbesetzten, weltlichen Baretts zu schwarzen geistlichen, zu weiblichen Schleiern, zu unbedeckten Lockenköpfen, und suchte vergeblich das Pflaster des Platzes zu erreichen. Hätte ihr aber jenseits des Tiberflusses die Höhe der Häuser einen Blick in die Straßen erlaubt, so würde sie Fläche genug gefunden haben, sich ungebrochen zu lagern; denn sie waren leer von wogenden Menschen, und es gab keinen Römer, der nicht in dieser Stunde die Augen auf den kleinen Schornstein der sixtinischen Kapelle geheftet hätte, den aufsteigenden Rauch zu erwarten.

Schon in der Frühe des Tages — es war der 23. Mai 1555 — hatte sich eine seltsame und wenig glaubwürdige Nachricht aus dem Vatikan in Rom verbreitet und das Volk vor St. Peters Kirche zusammengetrieben. Lottino, der Sekretär des Camerlengo, Kardinal von Santa Fiore, der immer mehr wußte als sein Kardinal, auch mehr als der Papst, wenn es wieder

einen solchen gab, und der auch gern die profane Menge einen geringen Anteil an seiner Wissenschaft nehmen ließ, hatte die große Neuigkeit an die Außenwelt gebracht, daß nicht Medici, nicht Morone oder Carpi, auch nicht Santa Fiore, wie die kaiserliche Partei begründeterweise wünschte, die neue Heiligkeit auf Erden abgeben würde, sondern daß man im Begriff sei, den Kardinal Johann Peter Caraffa zum Papst zu wählen.

Im Gedränge der Wartenden standen zwei Jünglinge in lebhafter Unterhaltung. Beide trugen geistliches Gewand, beide ließen am scharfen Schnitt des Gesichtes den Ursprung aus gleichem Geschlecht — und aus edlem — erkennen. Wichtiger als für viele andere — mochten sie nun spanisch oder französisch, geistlich oder weltlich gesinnt sein, — konnte für diese Jünglinge die neue Papstwahl werden, wenn Lottino, der Überkluge, sich in seiner Prophezeiung nicht verrechnet hatte. Auch sie teilten den allgemeinen Zweifel daran, und Alfonso, der Politiker dieser beiden jüngsten Sprossen des Hauses Caraffa, verwies seinem Vetter Camillo, der die Ereignisse im Vatikan mit den Augen des Schwärmers zu betrachten pflegte, seine kindlichen Anschauungen über die Gründe zu der Wahl eines Papstes.

‚Das heilige Kollegium könnte immerhin erwägen,‘ sagte Alfonso, ‚daß unser Großohm sich dem politischen Leben ferngehalten hat, und daß, im Falle seines Erfolges, keine Partei auf seine besonderen Gnadenbeweise hoffen dürfte. So entginge noch dazu ein jeder der lästigen Aussicht, die Tiara auf dem Haupte seines Todfeindes sehen zu müssen.‘

‚Du vergißt, Alfonso,‘ wandte Camillo ein, ‚daß der Kardinal ein Leben voll unanfechtbarer Gesinnung, voll Tugend und Reinheit, und unermüdlichen Werken der Frömmigkeit gelebt hat. Gibt es einen anderen, der ihn an Weisheit und Vollkommenheit übertrifft und deshalb einen größeren Anspruch darauf hätte, Gottes Stellvertreter zu sein?‘

‚In der Tat gibt es deren einige,‘ sagte Alfonso überlegen. ‚Morone und Poole würden wohl nicht weniger als er vor deinen überschwenglichen Forderungen an einen obersten Hirten bestehen; aber das sind nicht die Eigenschaften, die in unseren Zeiten einen Kardinal zum Papst machen.‘

‚Welche Eigenschaften haben uns Marcellus zum Vater gegeben?‘ entgegnete Camillo mit leuchtenden Augen, ‚Marcellus, mit der holden Seele! Und ist er nicht von demselben Kollegium gewählt worden, das heute einen Ersatz für den freilich Unersetzlichen finden soll?‘

Alfonso runzelte die Stirn. ‚Ich glaube nicht, daß Marcellus durch die Ungunst des Schicksals, wenn du willst durch Zufall, gestorben ist.‘

‚Gift?‘ flüsterte Camillo entsetzt.

‚Nein, nein,‘ wehrte Alfonso heftig mit der Hand ab; ‚höre mich, Camillo! Marcellus war gewiß vor Gottes Angesicht der Nachfolger Christi,

wie es sonst nur die gebenedeiten Heiligen sind, — aber daß er es auch auf Erden sein mußte, als Haupt der sichtbaren Kirche —'

‚So hätte er der bewundernden Welt das Beispiel vollkommenster Harmonie gegeben!' rief Camillo begeistert.

‚Ich habe ihn gekannt, Camillo!' fuhr Alfonso in bestimmtem Tone fort, ‚Marcellus ist am gebrochenen Herzen gestorben.'

‚Du bist so jung,' antwortete Camillo traurig, ‚und hast schon die Hoffnung eingebüßt, daß der Erdkreis sich dem Geiste und der Wahrheit, der Sanftmut und der Liebe beugen könnte.'

‚Allerdings,' entgegnete Alfonso, ‚und wenn ich selbst im Kardinalskollegium säße und meine Stimme Gewicht darin hätte, so wählte ich keinen, der sich scheute, mit seinen priesterlichen Händen in die Spinnennetze der europäischen Politik einzugreifen. Wenn sie unseren Großohm zum Papste machen, so wird ihn auch die Welt töten, wie sie Marcellus getötet hat, oder aber er wird sich mit ihr beflecken.'

‚Niemals wird er das tun!' rief Camillo.

Indessen drehte sich das grinsende Gesicht eines gemästeten Tuchhändlers zu den Sprechenden und sagte: ‚Sie sollten den Kardinal Montepulciana wählen; dann hätten wir armen Römer doch endlich zugleich eine sorgliche Landesmutter. Dazu könnte, im Hinblick auf die stattliche Reihe ihrer Söhne, die erbliche Papstwürde eingesetzt werden, und die Geschäfte redlicher Leute kämen durch die vielen herrenlosen Zeiten nicht länger in Gefahr.'

Während Alfonso den Tuchhändler mit einem kleinen Lächeln ablohnte, senkte Camillo verachtungsvoll die Augenlider und kehrte zu seinem Gebet zurück, das er nur des Gespräches mit Alfonso willen unterbrochen hatte und jetzt mit erneuter Inbrunst fortsetzte:

‚Du Born meiner Wonne! Du überschwenglich süße Erfüllung aller Sehnsucht, du Ursprung und Ziel meiner brünstigen Liebe, — Herrscher der Geister und König der Herzen, schenke uns den Vater, nach dem unsere Seele verlangt, den Tröster, den Hirten, der auch die Wölfe mit seinem milden Stabe lenkt, den Makellosen, gegen dessen Herrschaft nur der Neider, nur der Verworfene und von dir selbst Verlassene zu protestieren vermag! Ach, wenn es dein Wille ist, so muß Tugend und Weisheit stark werden auf Erden, und ungekränkt unter den Menschen wohnen! Selig, selig unser Geschlecht, bestellst du ihm die Gerechtigkeit selbst zum Führer und Lenker!

Meine Lieblichkeit! Vergieb meinem drängenden Vorwitz, denn ich fühle mit Beschämung, daß ich dich bitte, alle Trübsal und Versuchung von den Bekennern deines Namens hinwegzunehmen, und sie im offenen Glanz deiner Liebe wandeln zu lassen. Aber ich schwöre dir, du Stern meines Lebens, wenn wir heute einem deiner unbegreiflichen Wege entgegengehen,

wenn du beschlossen hast, uns einen Lasterhaften zum Oberen zu setzen, wenn du die bittere Tugend der Treue gegen einen Unwürdigen von uns verlangst, so soll doch mein Auge nicht dunkel werden, und dein himmlisches Licht soll nicht in der Verwirrung irdischer Gesetze verlöschen! Du wirst wählen, der du von Ewigkeit her unser Vater bist, und deinem Erwählten wollen wir anhangen; bis wir aber sein Angesicht geschaut haben, laß die Wolke unseres Gebetes zu deinem Thron aufsteigen, und die Heiligen und die Engel mögen den süßen Klang ihres Gebetes in das unsere mischen, — schenke uns, schenke uns, König des Himmels, den weisen und gütigen, eifrigen und hochgemuten, köstlich vollendeten Vater, den unser Herz begehrt!'

Alfonso, der am weltverlorenen Ausdruck in Camillos Zügen bemerkte, wie dessen Seele sich über die zeitlichen Erwägungen in der Stunde einer Papstwahl erhoben hatte, wandte sich von ihm ab und befriedigte seine Lust am Combinieren und Prophezeien, indem er einen jungen Maler zu sich heranwinkte, der für seinen Vater, den Grafen von Montorio, eine Leda mit dem Schwan gemalt hatte.

‚Es wird euch gottlosen Malersleuten übel ergehen,' begann er lachend, ‚wenn der Kardinal Caraffa als Papst aus der Wahl hervorgehen sollte; ihm sind Venus und Leda und alle die reizenden heidnischen Damen, die aus ihrer Schönheit kein Hehl machen, ein Greuel. Nicht einmal Adam und Evas paradiesische Unbefangenheit nimmt er ohne Verdacht gegen die durch die Erbsünde bei uns Nachgeborenen empfindlich gewordenen Sinne hin, und ich verwette ein Dritteil seiner Gunst, daß ihm die Andacht in der päpstlichen Kapelle durch den Anblick des jüngsten Gerichts vergällt wird, weil bei der Auferstehung sich zwar die Leiber der Toten in den Gräbern zusammenfinden, die Totenhemden dagegen schamlos im Staube verharren, so daß die Sünder unbekleidet vor ihrem höchsten Richter erscheinen müssen.'

‚Wehe uns Jüngsten,' entgegnete lächelnd der Künstler; ‚da wird es Zeit, daß wir das vernachlässigte Studium des Faltenwurfs wieder aufnehmen, wenn die Kenntnis der Muskeln und Gelenke nicht länger einen Mann ernährt. Dürften wir hoffen, daß unseren Bitten einiges Gewicht vor den Ohren des Höchsten beigemessen würde, so möchten wir lieber unsere unsichtbaren Wahlzettel für den Kardinal Medici in Gottes Urne werfen.'

‚Medici würde den Künstlern,' antwortete Alfonso, ‚und Kaiser und Königen ein Papst werden, mit dem es sich leben ließe. Caraffa dürfte euch allen härtere Nüsse zu beißen geben; denn, unter uns gesagt, mit den Idealen der unbestechlichen Strenge sitzt es sich nicht weich auf dem Stuhle Petri; es stellen sich Magenbeschwerden ein, und die Galle wird verbittert. Das wirkt auch nach außen.'

Brausender Jubel unterbrach Alfonso in seiner Rede und Camillo in seinem Gebet; denn ein dunkler Rauch stieg schwerfällig aus dem Schorn-

stein in die blaue Höhe und gab damit dem harrenden Volke das Zeichen, daß es wiederum einen obersten Hirten empfangen hatte.

Die Erregung war ungeheuer, ungeheuer die Spannung, den Namen des Gewählten zu kennen. Camillo empfand den Schlag seines Herzens stürmischer als das Getöse der Menschen, und selbst Alfonso ließ seinen Prinzipien einer vornehmen Zurückhaltung ein Geringes nach, und verriet durch ungewohnte Lebhaftigkeit seine erschöpfte Geduld.

Länger als gewöhnlich zögerte der Gewählte mit dem Trost seines Anblicks und seines Segens. Schon ebbten die stürmischen Schwingungen in den Seelen der Knienden durch des Wartens Dauer zurück, bis eine hohe Gestalt auf der Loggia über dem Hauptportal der Kirche erschien. Als er die Hände zum Segen aufhob, — das Feuer der Jugend und unauslöschlichen Begeisterung auf den verwitterten Zügen, das weiße Haupthaar und der lange Bart im Spiel des Abendwindes leicht bewegt, — verstummte der Jubel im Übermaß der Ehrfurcht, und in den Herzen der Menge entzündete sich ein grenzenloser Glaube an diesen Erwählten Gottes, der dem Propheten Isaias gleiche, unvergängliche Worte des Lebens sprechen würde. Wie hatte man Zweifel an seiner Wahl hegen können, und ihrem ersten Gerücht mit ungläubigem Achselzucken begegnen?

Sollte nicht dieser schon als Knabe des Herrschens Gewohnheit geübt haben, oder hatte die Stunde der Wahl so unnahbare Hoheit über den fast Achtzigjährigen ausgegossen?

Kardinal Caraffa, der neu gewählte Papst Paul IV. mochte in diesem Augenblick, da die Verehrung der Christenheit wie Weihrauch zu ihm emporstieg, in seinem feurigen Geiste alle irdischen Kronen vor seinem im Himmel und auf Erden gewaltigen Szepter im Staube liegen sehen.

II.

Schon gehörte — in diesen Tagen — jene Zeit der Geschichte an, in der eine Anzahl streng gesinnter Männer den üppigen Hof Leos X. mied und, die Schwelgerei in heidnischer Weisheit, das Raffinement in Stil und Form mißachtend, sich in Trastevere an der Stelle zusammenfand, wo der Apostel Petrus die reine Heilandslehre den ersten Gläubigen verkündet hatte, und im leidenschaftlichen Gegensatz zu den ästhetischen Zusammenkünften der geistreichsten Spötter der Welt ein Oratorium der göttlichen Liebe gründete. Auch sie waren Männer von ausgezeichneter Bildung, aber die Trauer um die Verweltlichung der Kirche, die heiße Liebe zur Tugend war mit Wissen und Erkenntnis in ihrem Gemüt gewachsen und beherrschte ihr fleckenloses Leben.

Eine glühende Begierde, die tiefsten Geheimnisse der Religion zu ergründen, füllte ihre Herzen, und Gedanken über die unergründlichen Fragen

nach der Wechselbeziehung von menschlichem Verdienst und göttlicher Gnade strömten in hinreißender Beredsamkeit über ihre Lippen, indem die mystischen und von Natur in ihrem Wesen milden Geister unter ihnen wie Gaspar Contarini, Poole und Gaetano da Thieni, das ewige Erbarmen als die süße Hoffnung des Menschengeschlechtes priesen, während die Eifrigen und durch die Versuchungen des eigenen Blutes Kampfgewohnten, in Sonderheit Johann Peter Caraffa, dem eitlen Menschenherzen Zucht und Beherrschung abforderten, und Knechtung der irdischen Begehrlichkeit zu Gottes Liebe, die erst einer also abgestorbenen Seele ihren lebendigen Odem einhauchen könne.

Es hätte nicht die Zeit der großen Abtrünnigkeit sein müssen, daß die Ausdeutung der Rechtfertigungslehre, daran sich allerorten die Ketzer erhitzten, nicht auch hier die Gemüter aufgereizt, und mit heftigerer Leidenschaft erfüllt hätte, als jede andere, noch so heikle theologische Streitfrage. Indessen vereinigten sich die Geister, so scharf sie einander widersprochen haben mochten, in dem tiefen Abscheu, den sie vor jedem Abfall von der Kirche hegten, und waren es sich innig und gläubig bewußt, daß Gott die große Mutter aus aller Erniedrigung durch unwürdige Söhne wieder aufrichtet und verherrlicht, indem er ihr begnadete Kinder erweckt, und daß, ob auch zu Zeiten wucherndes Laster die lieblichen Blüten christlicher Wahrheiten eben zumeist bei ihren verordneten Hütern und Bewahrern fast verschlungen haben mag, doch niemals ein Heiliger auf Erden gewandelt ist, der sich um deswillen von ihr geschieden oder losgesagt hätte.

Während die meisten Glieder des Oratoriums der göttlichen Liebe es sich am stillen Wachstum der Gnade vor Gott genug sein ließen, wurden einige unter ihnen von der Begierde rastlosen Betätigens ihrer sittlichen Erkenntnisse getrieben, sich zu einem besonderen Orden zusammenzuschließen: Gaetano da Thieni, der Sanftmütige, immer durch Gottes- und Menschenliebe Beseligte, verband sich mit Caraffa, dessen zorniger Eifer gegen Unzucht und Torheit wie Blitze durch die römischen Kirchen fuhr, in denen er Buße und Bekehrung predigte. Sie legten feierlich die drei Mönchsgelübde ab, steigerten aber ihre Liebe zur Armut, als zur ersten Sprosse evangelischer Vollkommenheit, in einem Maße, daß sie gelobten, auch nicht einmal um Gaben zu betteln, sondern von dargebrachten Geschenken zu leben. Gaetano also entsagte seiner einträglichen Pfründe, Caraffa dem Bistum Chieti und dem Erzbistum Brindisi, die er beide besessen hatte. Während sie des Tages zum Predigen in die Kirchen und auf die Plätze der Stadt gingen oder zu Pflege und Trost in die sonnenlosen Wohnungen der Fieberkranken, widmeten sie den frühen Morgen und den späten Abend der Versenkung in die Evangelien, dem Studium der Episteln und der Väter, wozu sie ein

kleines Haus auf dem Monte Pincio bewohnten, nahe der Vigna Capisucchi, wo noch Einsamkeit und Landfrieden der Meditation günstig war.

Seitdem näherte sich eine neue Generation der Höhe des Lebens, und die wechselvollen Schicksale Italiens hatten die Wege jener Freunde der göttlichen Liebe zerstreut. Nur einige von ihnen waren auf den Ruf Pauls III. wieder nach Rom zurückgekehrt, als dieser mit fürstlicher Sicherheit in der Wahl der Besten Contarini, Poole und Caraffa zu Beginn seines Pontifikates zu Kardinälen ernannt hatte.

* * *

Ihr trauernden Kinder, die ihr eure Mutter gebeugt von der Last der Schmach und ihrer Edelsteine beraubt seht, legt eure Trauer ab, die Zeit ist gekommen, Psalmen zu singen, und die Herzen zu Freude und Triumph aufzuheben; sie wird ihre Kleinodien wiederum empfangen, und sie werden an ihrem herrlichen Leibe strahlen bis an die Enden der Erde; da wird der rote Rubin heiliger Liebe an ihrem Busen aufflammen, die edlen Perlen stachellosen Glaubens werden ihre Stirne umkränzen; alle die köstlichen Juwelen der Treue, der Keuschheit, der Armut, der Süßigkeit des Herzens wird man in Staub und Unrat auffinden, und der teuren Mutter zurückbringen.

Als Johann Peter Caraffa sein päpstliches Amt antrat, ließ er die Welt wissen: ‚Wir versprechen und schwören, daß die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes ins Werk gesetzt werde.‘

Was für eine Stunde, in der er diesen Schwur getan haben mochte, — allein mit dem Traum seines Lebens, der Nachts wie ein Stern, Tages wie eine Taube, und immer unerreichbar vor ihm geschwebt hatte, — allein mit der einzigen Sehnsucht seines Daseins, den Weltkreis aus dem Abgrund der Sünde in die sanfte Sphäre der Heiligkeit zu reißen, und plötzlich ausgerüstet mit aller irdischen Macht, der Schlange in Wahrheit den Kopf zu zertreten, und Feuer an Gottes Liebe und Gottes Zorn entzündet, auf allen Altären anzufachen. Nein, nicht die Kardinäle, denen er jede Gunst versagt, deren Üppigkeit und Eigensucht er offen verachtet hatte, konnten ihn zum Verwahrer der göttlichen Gnade und zum Vollstrecker seines heiligen Gerichtes berufen haben, — Gott hatte auf seine glühende Sehnsucht geantwortet, er selbst hatte die Geister im Eifer ihrer irdischen Ziele verwirrt und aus ihrem Unfrieden seinen Erwählten herausgeführt. Der Hoffnung seines Herzens mangelte nurmehr der unbeugsame Entschluß, der Schwur vor Gott und Menschen: ich will es vollbringen!

Indessen ist es eine bittere Frucht am Baume der Weisheit, daß menschliche Sehnsucht sich vergeblich in immer neuen Flammen verzehrt, und menschlicher Wille umsonst in heißen Nächten das Höchste erwählt und sich

mit heiligen Eiden vom Gemeinen scheidet; die aufgehellte Stunde verrinnt, die Schleier fallen, Lichte blitzen auf und weisen Wege und Ziele, und die Flamme des Herzens irrt ab von ihrer ewigen Quelle und weiß es nicht.

Das römische Volk und die Gesandtschaft der fremden Höfe bemerkte es mit Verwunderung, daß Caraffa, der Apostel evangelischer Tugenden, bei seiner Papstkrönung eine ungewöhnliche Pracht entfaltete; Herzöge und Grafen schienen dabei nur deshalb zu seinem Dienste vornehm genug, weil Könige und Kaiser nicht zur Stelle waren. Auch zögerte der Papst nicht, — mit mächtigem Blitzen unter den buschigen Augenbrauen — seine Erklärung für dieses Schauspiel zu geben: was Sylvester II. mit seinem kühnen Geiste geahnt, was Gregor VII. und Innozenz III. die Welt gelehrt hatten, die Herrschaft Roms über die Königreiche Europas, das wollte er lebendig und unverletzlich vor Augen sehen.

Wie ein kleiner Kreis, den wir auf die Grenzlinie eines unendlich großen Kreises legen, ein Stück Weges mit diesem zusammenläuft und es verdeckt, so vermochte in den ersten Monaten seiner Regierung kein menschliches Auge zu unterscheiden, ob der Papst sein Weltreich im Geiste begreifen würde, darin er im Geiste kämpfen und siegen wollte, oder ob die kleine Grenze seiner italienischen Erde gerade die größere seines ewigen Fürstentums streifte. Noch stand Zeichen gegen Zeichen; man sah Mönche aus Monte Cassino mit reformatorischen Befehlen des Papstes versehen, sich in alle Welt zerstreuen, um mit der Besserung bei den geistlichen Ständen anzufangen, Steuern wurden erlassen, gekaufte Ämter wurden abgefordert und nach Verdienst vergeben, — und die Freunde der göttlichen Liebe frohlockten über den Sieg des reinen Ideals; aber schon verwickelte sich der Papst in tausend Streitigkeiten mit seinen spanischen Nachbarn, nicht um Glauben und Dogma, sondern um Zoll und Markt, und die nervige Hand schien bedrohlich nach einem Schwerte zu greifen, den Willen, der sie leitete, deutlich zu machen; — schon — wenn der Papst seinen Haß gegen Kaiser Karl V. fesselos aus seinem empörten Inneren hervorließ — trübte sich die Quelle dieses leidenschaftlichen Gefühls; — während er als Papst und katholischer Christ damit begann, ihn einen Beschützer der Ketzer zu schelten, einen Förderer des Abfalls zur Waffe gegen den päpstlichen Stuhl, fuhr er als italienischer Fürst fort, über die Zerstörer des harmonischen Instrumentes Italien zu klagen, dessen vier Saiten Venedig, Mailand, Kirche und Neapel so lieblich geklungen hatten, und deren Zerreißung das aragonische Königshaus verschuldete; — schon vermischten sich — wie die Ursachen seines Zornes einander verdunkelten — in seinem Geiste unheilvoll auch die Mittel zur Macht, indem er nicht nur durch die Legion römischer Soldaten, durch angeworbene Söldner und Hülfstruppen, sondern auch durch Bindung der

Gewissen sich den Widersachern seiner irdischen Gewalt, die doch zugleich Söhne seiner Kirche waren, furchtbar machte.

Inzwischen hatte der Kardinal Santa Fiore Lottino an den kaiserlichen Hof nach Brüssel geschickt, um sich und die Kardinäle der spanischen Partei wegen der Wahl Pauls IV., die sie nicht hatten hindern können, zu entschuldigen; denn das Haus Caraffa war von alters her dem Kaiser sowie den ihm getreuen Häusern der Colonna, der Este, der Gonzaga verfeindet, so daß sich von der Politik des neuen Papstes wenig Gutes erwarten ließ, wenn anders er sich nicht ganz in seine reformatorischen Ideen verlieren würde.

Lottino war mit Gruß und Obedienz an den Vater der Christenheit und mit geheimen Instruktionen an den Camerlengo aus Brüssel zurückgekehrt, Instruktionen, die sich, wie man sagt, nicht nur gegen päpstliche Übergriffe richteten, sondern für mögliche Fälle auch gegen Freiheit, Land und Leben des Kirchenfürsten. Während nun der Marchese di Sarno, ein mit höfischen Formen wenig vertrauter Mann, sich vergeblich bemühte, dem Papste die friedlichen Gedanken des Kaisers klar zu legen, hatte Paul IV. die Brüsseler Nachrichten zu Gesicht bekommen, wies den Marchese ungeduldig zurück und stimmte seine reizbare Seele auf den hellen Ton des Krieges.

Da wurde, als der Papst nach Tische in seinem Wohnzimmer bei schwerem, auf den Hängen des Vesuv gewachsenem Weine saß, die empörende Neuigkeit überbracht, daß im Hafen von Civitavecchia französische Schiffe von den Spaniern aufgegriffen waren und auf Befehl des Kardinals Santa Fiore und im Einverständnis mit Carpi in Neapel dem Vizekönig Don Bernardino Mendoza zur Verfügung des Kaisers ausgeliefert werden sollten.

Dem Papste schwoll die Ader auf der Stirn. Die Hände auf den Tisch gestützt, hob er sich aus seinem Sessel in die Höhe und sah mit bittren, mißtrauischen Blicken auf die anwesenden Kardinäle; es waren Medici, Puteo, Burgos und Pauls Neffe Carlo Caraffa, der noch wenige Monate früher ein wüstes Soldatenleben geführt, aber durch den Schein der Bekehrung und durch die Offenbarung aufrichtigen und beherrschenden Hasses gegen die Spanier, dem alten Papst vor kurzem die Gunst des Kardinalshutes abgewonnen hatte. Auf Caraffa ruhte nun sein Auge und verlor den feindseligen Ausdruck des Argwohns, — von ihm glaubte er sich in Rat und Hülfe gegen die Unbotmäßigkeit der Kaiserlichen nicht betrogen.

Endlich unterbrach der Papst die Peinlichkeit der Stille, die anfing, schlimmer als die böse Nachricht auf die Gemüter zu drücken: ‚Es ist die Hefe der Welt, Same von Juden und Morenen, der das Reich Christi zersetzt, wie der Wurm den Weinstock; Barbaren, Vermaledeite Gottes sind diese Spanier! Unser gesegnetes und von Gott geliebtes Italien treten sie unter ihre Füße und lassen es zerreißen, wie die falsche Mutter ihren Wechsel-

balg. Sie höhnen unter einander: „Auf dem Stuhle Petri sitzt ein Mann, den das Alter zahm gemacht hat, dessen Handgelenke kein Schwert halten können, weil sie starr sind von Gicht und Krämpfen;“ aber Gott hat uns verheißen, daß wir auf Schlangen wandeln, und Löwen und Drachen überwinden werden; er wird mir die Last meiner achtzig Jahre leicht machen, und meine Seele glühend wie die eines Jünglings; ich sehe Italien von den Barbaren und Ketzern befreit, ich, der ich dem Tode nahe bin, und wohl sagen dürfte: „Herr, lasse mich in Frieden fahren,“ — ich will es vollbringen, und die Großen der Welt zum Gehorsam zurückführen.‘

Es traf sich, daß sowohl die Feinde als die Freunde des Papstes im Kardinalskollegium Gründe hatten, einen Krieg gegen die Spanier nicht zu widerraten; seine Feinde, weil ein unglücklicher Ausgang und der Ruin des Papstes davon zu erwarten war, seine Freunde, weil sie sich in der hohen Seele Pauls IV. durch den Kaiser verachtet fühlten. Auch war es mit einiger Gefahr verbunden, dem Papste zu mißfallen; man mußte immer gewärtig sein, als Schismatiker in die Engelsburg abgeführt zu werden.

So konnte es geschehen, daß der päpstliche Fiskal in einer förmlichen Rechtsklage gegen den Kaiser sowie gegen Philipp II. den Antrag stellte, diese Fürsten zu exkommunizieren und ihre Untertanen vom Treuschwur zu entbinden, ein ungeheures Wagnis, das in dem zügellosen Soldatenblut Carlo Caraffas seinen Ursprung hatte, der wohl wußte, daß König Philipp solche Kundgebung nur mit Krieg beantworten konnte, und daß er selbst am päpstlichen Hofe nur zu Kriegszeiten ein brauchbarer Ratgeber sein würde.

Herzog Alba erhielt also aus Madrid Befehl, sich aus dem Neapolitanischen an die Grenze des Kirchenstaates zu begeben, während dem Papste, dessen Kassen noch von den farnesischen Kämpfen zu Julius' III. Zeiten her leer waren, die französischen Gesandten 50 000 Scudi vorstreckten, damit Seine Heiligkeit vorläufig durch Militär geschützt werden könnte.

Inzwischen fuhr — am 14. September — Annibale Rucellai im Auftrage des Papstes und Carlo Caraffas nach Frankreich ab, Heinrich II. zu einem Bündnis mit Paul zu bewegen.

Man kannte in Rom die einflußreichen Persönlichkeiten des Pariser Hofes, und Rucellai kam wohl unterrichtet dahin. Die Guisen, die auf Kriegsruhm und -beute hofften, waren bald für eine Liga gewonnen; — die Montmorency — alte Gegner der Guisen — erwarteten sich bei deren Entfernung aus Paris eine unumschränktere Herrschaft über die Entschlüsse des Königs, und gaben deshalb ihre Stimme für den Bund; Frau von Valentinois endlich, die interessante Verwicklungen witterte, und die einer Sensation dringender als neuer Diamanten bedurfte, mahnte den allerchristlichsten König an seine Pflichten gegen die bedrängte Kirche.

Wiewohl, — da der Graf von Montorio sich bei Herzog Alba für den vom Papste gefangen gehaltenen Camerlengo verwendet hatte — die entführten Galeeren nach Civitavecchia zurückgebracht und nunmehr der Befehle des Papstes gewärtig waren, hörte doch Caraffa nicht auf zu rüsten, und auch die Kaiserlichen blieben nicht müßig.

Anfang Oktober kehrte Rucellai mit den besten Nachrichten aus Paris zurück, am 14. wurde die Liga unterzeichnet, derzufolge der König von Frankreich jetzt Beschützer der heiligen Kirche und des Papstes war, in Italien, wo immer Seine Heiligkeit ihn gebrauchen würde, kämpfen mußte, und für den Anfang 8000 Infanteristen, 5000 Lanzen, 1200 Reiter, dazu Munition und Lebensmittel über Meer zu schicken gehalten war; dagegen durfte er erwarten, daß bei glücklichem Ausgang der Expedition, also nach Vertreibung der Spanier, der Papst einen jüngeren Sohn des Königs mit Neapel belehnen würde, — indessen nicht ohne die empfindliche Forderung großer Entschädigungssummen an den Kardinal Caraffa und an den Grafen von Montorio, sowie eines Zinses von 40 000 Dukaten an den heiligen Stuhl. Sizilien wurde einstweilen dem zu einem Bündnis geneigten Herzog von Ferrara versprochen, wenn man es erobern würde.

Der Senat von Venedig blieb gegen solche verlockende Anträge unempfindlich; er hatte dem Kaiser Neutralität versprochen, und lehnte es sogar ab, sich mit Geld zu beteiligen.

Das außerordentliche Glück, tatsächlich mit Frankreich verbündet zu sein, sowie der unerschütterliche Glaube, Gott und die gerechte Sache für sich zu haben, benahmen dem Papst die letzten Bedenken, einen Krieg, der Italien und das westliche Europa in Flammen setzen würde, aus der Verborgenheit seines Gemütes auf die offenen Felder Latiums zu rufen. Als daher Herzog Alba, der seine Spanier nur widerwillig gegen den Vater der Christenheit führte, den er lieber mit ihnen gegen das Heer der Hölle verteidigt hätte, in einem devoten Schreiben um Satisfaktion für einige neapolitanische Untertanen bat, denen der Papst ihre Güter genommen oder sie ihrer Freiheit beraubt hatte, antwortete er in einem zornigen Briefe, alle Rebellen der Kirche werde Gott in seine Hand geben, — ein Brief, der Alba in die unerwünschte Notwendigkeit versetzen mußte, Schwert gegen Schwert zu gebrauchen.

Während der Papst noch den Boten an den Herzog abfertigte und seiner Empörung gegen jene neapolitanischen Edelleute mit den Worten Machiavellis Luft machte, daß kein italienischer Baron armselig genug sei, sich nicht trotziger Gewaltsamkeiten gegen den Kirchenstaat zu erdreisten, öffnete sich die Tür, und Camillo Caraffa warf sich mit flehender Gebärde vor dem greisen Kirchenfürsten in die Knie; schon wollte dieser den Unge-

rufenen hart zurückweisen, als ein Ausdruck grenzenloser Hingebung in den Zügen des Jünglings ihn vermochte, seine Bitte anzuhören, wenn auch, während Camillo sprach, immer tiefere Finsternis das mächtige Haupt des Papstes überbreitete.

‚Eure Heiligkeit möge mir die Kühnheit vergeben, aber die Liebe zu dem unvergleichlich hohen Vorbild, das Ihr allen, die auf Gottes Wegen wandeln wollen, gegeben habt, treibt mich zu Euren Füßen. Heiliger Vater! Der Ihr den Fußspuren unseres göttlichen Heilandes nachgefolgt seid, der Ihr tausende bekehrt habt durch die Flamme Eures Wortes, durch das Licht Eurer Liebe, durch den Anblick Eurer Tugend, die alles menschliche Streben weit hinter sich läßt, – teurer Vater! wollet nicht Krieg und Belagerung mit Blut und Brand über die Christenheit verhängen; ohne Schwertstreich, im Zeichen des Kreuzes werdet Ihr alle Übermütigen zu Tränen tiefer Reue rühren; Eurer Sanftmut, heiliger Vater, Eurer göttlichen Geduld werden sich die Trotzigen beugen —‘

‚Knabe!‘ donnerte der Papst, und Camillo sprang entsetzt über die fürchterliche Stimme, die ihm entgegengrollte, auf die Füße. Auf seine stammelnden Fragen nach dem süßen Ideal, das er von ganzem Herzen suchte, hatte keine Antwort in der Seele des Papstes geklungen; er hob die Hand zum Himmel und schleuderte dem Jüngling die Worte des Propheten in das erbleichende Antlitz: ‚Verflucht sei, wer das Werk des Herrn lässig tut, — wer sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!‘

Während Camillo unter dem zornigen Blick des Papstes in den Hintergrund des Zimmers zurückwich, erschien er sich selbst in seiner friedseligen Demut verächtlicher als der feigste Soldat und zugleich hilfloser als ein Kind, das der unbegreifliche Zorn der Mutter durchaus verwirrt.

III.

Über der Zurückhaltung, mit der Herzog Alba den Feindseligkeiten des Papstes begegnete, indem er sich darauf beschränkte, über die bestehenden Rechte seines Königs in Italien zu wachen, und dazu keine Gelegenheit ungenützt ließ, eine friedliche Lösung der Konflikte herbeizuführen, war der Spätsommer des anderen Jahres herangekommen. Kardinal Caraffa hatte inzwischen die Geduld der Feinde zu einer Reise nach Frankreich mißbraucht, um König Heinrich von seinem Waffenstillstand mit Philipp II. abzubringen, und ihn von neuem und mit großer Dringlichkeit an seine Versprechungen gegen die heilige Kirche zu mahnen. Als darauf in der Tat die ersten tausend Gascogner aus Korsika im Hafen von Nettuno landeten, und weitere tausend sich in Toulon dahin einschifften, begann am ersten September Herzog Alba seinen Siegeszug in die römische Campagna.

Etwa zwei Monate später brach er eines frühen Nachmittages aus Grottaferrata auf und ritt auf eine Anhöhe, die ewige Stadt im Dufte des herbstlichen Himmels liegen zu sehen. Indessen wob der Hauch des Meeres mit den frischen Dünsten der Erde zarte Schleier, die im bewegten Spiel ihrer blassen Farben Rom verhüllten. Marc Antonio Colonna, der mit Ascanio della Corgna dem Herzog gefolgt war, sagte bitter: ‚Exzellenz, es ist der Rauch, gegen den Ihr uns zu Felde führt!‘

Herzog Alba saß unbeweglich im Sattel, heftete die Augen auf die Stelle, an der ein dichterer Dunst erkennen ließ, daß er Zinnen und Kuppeln überspann, und schien Colonnas Anrede in der Intensität seiner Gedanken überhört zu haben. Dieser senkte unmutig den Kopf, warf nur hin und wieder einen fragenden Blick auf den Herzog, ob es gelegene Zeit sei, die eigenen Hoffnungen und die des Heeres vor ihn zu bringen. In Ascanios wohlwollenden Mienen mochte er die Gewißheit lesen, bei ihm einige Unterstützung zu finden, und wagte einen erneuten Versuch, das Ohr des Herzogs zu erreichen.

‚Exzellenz,‘ fing er zu sprechen an, ‚wenige Wochen haben Euch zum Herrn der Campagna gemacht; Ihr seid über Frosinone, Falvaterra, Rissi und Bauco hinweggeschritten mit Alexanders Schnelligkeit und Cäsars Kriegsglück; Anagni, die Kornkammer der Päpstlichen, ist in Eurer Hand; alle Straßen vermögt Ihr zu sperren, lange bevor der Herzog von Guise mit neuen Truppen aus Frankreich landen kann, — Exzellenz! gebt Euren Soldaten ein ihrer Tapferkeit würdiges Ziel, — haltet ihre Schwerter nicht auf, die bereit sind, Euch zum Herrn von Rom zu machen!‘

Der Herzog wandte seinen Kopf heftig zu dem kühnen Sprecher um und sagte scharf: ‚Führe ich euch in der Tat gegen einen Rauch zu Felde? Ist es ein müßiges Hirngespinst, das wir uns gewöhnt haben, göttliches Gesetz zu nennen? Wer seid Ihr denn, daß Ihr glaubt, mit der Schärfe Eures Schwertes dem Statthalter Christi einen Bruchteil seiner Gewalt entreißen zu können? Meinst du vielleicht, wenn ich mich zum Herrn von Rom mache, daß ich auch nur eine einzige arme Seele von der Pein ihrer Sünde lossprechen könnte? Es gibt keine Herrlichkeit über der des Papstes, — er ist der Vater, — wohl uns, wenn wir seine Kinder sind!‘

‚Also beklage ich,‘ entgegnete Colonna, ‚jedes tapfere Soldatenherz, das in diesem Kriege von Gespenstern zerbrochen ist; es wäre angemessener, wenn des Königs Majestät Neapel der Einfachheit halber räumen würde, desgleichen sein spanisches Königreich, sobald es Johann Peter Caraffa oder seinen gierigen Neffen darnach gelüsten sollte.‘

Herzog Alba, dem es beliebte, diese Rede Colonnas nicht als Spott oder Unmut, sondern als eine ernsthafte Zumutung aufzunehmen, entgegnete ruhig: ‚Es wäre allerdings die vollkommene Erfüllung unserer Gedanken

über einen christlichen Weltkreis, wenn alle Könige sich gern ihrer Reiche entäußerten, um sie allein aus der Hand des göttlichen Stellvertreters zu empfangen.'

Während der Herzog so in seinem Geiste einer schönen, harmonischen Weltordnung nachhing, mischte sich unliebsam in solche Träume die Erinnerung an das letzte Handschreiben seines Königs, der, wie es seine Gewohnheit war, auf eine umständliche Weise die Schuldigkeiten des allerchristlichsten Königs gegenüber dem Papste beschrieb, indem er doch zugleich durch die künstlichen Verzierungen des affektiertesten Stils seine eigentlichen Befehle an den Herzog verdunkelte, den er damit in die Qual der Ungewißheit versetzte, aus der allgemeinen Kenntnis seines Herrn heraus erraten zu müssen, was dessen wahre Entscheidung in den vorliegenden Fragen sein möchte, — eine Kunst, auf die sich Herzog Alba zwar wie kein zweiter im Königreich verstand, die indessen in einem sanft beherrschten und willig gehorchenden Erdkreis wenig Anwendung gefunden haben würde. So wäre es denn — sowohl wenn der Herzog der verschlagenen, niemals rückhaltlosen Art König Philipps, als auch der nur allzu deutlichen Herrschsucht Caraffas gedachte, — vermessen gewesen, das Verhältnis zwischen Fürsten und Papst als bereits dem ausgesprochenen Ideal nahe gerückt zu empfinden. Es verstimmte deshalb Herzog Alba nicht, daß Colonna noch einmal seine einfältigere Seelenstimmung laut werden ließ, indem er sagte: ‚Es muß — bei dem gelobten Namen unseres Herrn — keine Kleinigkeit für einen Menschen sein, die Stelle eines Gottes vertreten zu sollen.'

‚Du begreifst, Marc Antonio,' mischte sich Ascanio mit behaglichem Lächeln in das Gespräch, ‚daß ein solcher Mensch von Zeit zu Zeit an seine Göttlichkeit erinnert werden muß. Wenn Seine Exzellenz auch nicht gegen einen satisfaktionsfähigen Gegner Krieg führen, so solltest du doch Temperament genug in Papst Paul gespürt haben, um ihn nicht geradezu als ein Gespenst zu brandmarken. Sofern er — ein Mensch und Italiener — das Schwert gebraucht, können wir — Soldaten und Spanier — es ihm aus der Hand schlagen, ungeachtet wir seiner Heiligkeit und Erhabenheit die tiefste Ehrfurcht bezeugen.'

Nachdem Herzog Alba, der in der kommenden Nacht einen Ausfall der Feinde aus Veletri und Sermoneta fürchtete, Marc Antonio mit Instruktionen nach Grottaferrata zurückgeschickt hatte, ritt er in Ascanios Begleitung die Landstraße nach Albano entlang.

Die Campagna lag dunkel und unendlich wie die Meere des Nordens da, und nur ein schmaler, mattblauer Streifen zeigte das wirkliche Meer an, das schon im Westen begann, sich in flüssiges Kupfer zu verwandeln. Herzog Alba hatte aber seinen Blick von der Herrlichkeit der Welt abge-

wendet und allein auf die peinlichen Forderungen des Tages gerichtet, indem er sich mit einem abergläubischen Widerwillen gegen die Vorstellung auflehnte, mordend, brennend und erobernd durch den Kirchenstaat zu ziehen, während er doch seinem König Rechenschaft über die Erfolge dieses Krieges schuldig war, und sich die Päpstlichen gewiß nicht gescheut hätten, die blühenden Felder eines treuen Sohnes der Kirche mit Mord, Brand und Eroberung in ödes, verfluchtes Land zu verwandeln. Ascanio sog indessen beschaulichen Gemütes die abendlichen Düfte ein, wie sie ihm von Bergen und Bäumen entgegengezogen kamen, betrachtete erfreut die rosa Wölkchen, die nach Sonnenuntergang auf dem Monte Cavo zu lagern pflegen, und grüßte den guten Mond, als er still über San Francescos Kloster heraufzog, dessen schlanke Cypressen tiefschwarz in sein silbriges Licht hineinwuchsen. Die beiden Reiter lagerten in einem Olivengarten, nahe dem Albaner See, wo unter den mattglänzenden Ölbäumen ein einsamer Schimmel graste und die geisterhaften Umrisse der nächtlichen Landschaft seltsam genug belebte.

Ascanio della Corgna, gewöhnt den Schlaf zu finden, wo immer er ihn suchte, ließ bald am gleichmäßig geräuschvollen Atem erkennen, daß kein Papst und kein König seine Gedanken lebendig hielt; aber Herzog Alba wachte fröstelnd und unruhig die Morgendämmerung heran. Noch haftete an allen Wäldern die Dunkelheit der Nacht, als er schon sein Pferd bestiegen hatte und hinab in das Städtchen geritten war, um nach seiner Gewohnheit der Frühmesse beizuwohnen. Während die heilige Handlung vollzogen wurde, warf die unsichtbare Sonne den Saum ihres Kleides über die Berge, die Nacht riß sich von den Zweigen der Bäume los und entwich aus verschwiegenen Felsspalten und aus den Straßen der Stadt. Ein köstlicher Herbstmorgen hatte begonnen, bis der Herzog die Kirche verließ, und, einem unwiderstehlichen Drange folgend, die neue Appische Straße heraufritt, bis zu der Stelle, an der sie die Höhe ihrer sanften Steigung erreicht, und inmitten des weiten Landes Rom sichtbar wird. Unmöglich, wie es war, einen Krieg fortzusetzen, indem man Plätze einnahm und wieder aufgab, Soldaten verbrauchte, ohne mit den Überlebenden die Frucht des Sieges zu pflücken, Briefe mit dem geheiligten Gegner wechselte, ohne doch mit Devotion bei seiner Unbeugsamkeit das Geringste zu erreichen, war die Stunde gekommen, in der Herzog Alba seiner Furcht und Liebe für dieses Rom einen neuen Entschluß abringen mußte; denn die Sprache, auf die man im Vatikan hören würde, schien einzig der Donner der Geschütze zu sein, — so laut und so nah, daß die Stadtmauern unter seinem Anprall erzitterten. Wenn Herzog Alba die Möglichkeit bedachte, daß der Papst ihn durch seine maßlosen Ansprüche zu einer Beschießung Roms zwingen würde, begann er aller glühenden Verehrung des katholischen Ideals zum Trotz,

mit dem obersten Hirten ernstlich zu hadern. Noch freilich glaubte er in der Lage der Dinge sowie in seiner eigenen Brust keinen Zwang zu diesem — wie er es nannte — ungeheuerlichen Frevel zu finden, und er gab sich der Hoffnung auf Frieden, Versöhnung und Vergebung hin, wenn der Papst durch den Verlust Ostias seine kriegerische Ohnmacht deutlich begriffen haben würde. Auch mit der Belagerung von Ostia hatte er länger gezögert, als es in einem ernsthaften Kriege, in dem die Rücksicht auf Gefühle des Gegners nicht bei den Entscheidungen ins Gewicht fällt, möglich gewesen wäre. Um dieser Gefühle willen hatte er Pietro Strozzi Zeit genug gelassen, zur Verteidigung und Hilfe des Papstes mit zweitausend Infanteristen und fünfhundert Reitern in Rom einzurücken. Dies und das Schreiben Philipps II. erwägend, riß der Herzog gewaltsam seinen Blick von der ewigen Stadt los und ließ ihn über die Campagna hingleiten, die im Lichte der Morgensonne einem schmalen Teppich mit matt getönten Feldern aus einem persischen Muster gleichen mochte, während das Meer breit und prächtig, in leuchtenden Farben schillernd, heranrollte; an dem dunkelsten Felde in der Zeichnung, das von einem Pinienwalde herrührte, darin gerade der Marchese Sacchetti das Kastell gegen die Piraten bauen ließ, erkannte er die Nähe Ostias. Er kniff die Lippen fester zusammen, wandte sein Pferd und ritt, bereichert um den Willen, Roms Hafen zu erobern, nach Albano zurück.

Etwa eine Meile südlich von Ostia und am linken Tiberufer schlug Herzog Alba mit der spanischen Infanterie und der gesamten Kavallerie sein Lager auf. Zur Verbindung mit der auf der Insel quartierten Artillerie, zu deren Schutz ein Teil der italienischen Infanterie kommandiert war, ließ er eine transportierbare Brücke über den Tiber schlagen, aus vielen, mit eisernen Angeln verbundenen Barken gebildet, die zu beiden Ufern besonders angekettet wurden. Herzog Alba, der selbst auf solchen Galeeren den Herzog Johann Friedrich von Sachsen auf der Elbe gefangen genommen hatte, verstand sich auf Bau und Nutzen dieser Übergänge aufs beste.

Die päpstlichen Soldaten hatten sich unter Oratio dello Sbirro aus der Stadt hinter die nahezu uneinnehmbaren Mauern, Türme und Befestigungswälle des eine weitere Meile südlich und sechshundert Schritte landeinwärts gelegenen Kastells zurückgezogen, wo sie durch reichliche Munition und Verpflegung sicher gemacht, den Angriff der Spanier begierig erwarteten. Dazu kam von Rom Pietro Strozzi mit seinen Truppen, und lagerte sich an der Mündung des Finmicino, welcher sechs Meilen vom Tiber entfernt langsam ins Meer fließt.

Nachdem Herzog Alba das Kastell während sieben Tagen hatte beschießen lassen, gab er den Befehl zum ersten Ansturm, dessen Ehre Gonzaga Francesco della Tolfa überließ. Der Herzog selbst nahm in einem Hause

Jos. Kösel autotyp.

Joseph von Führich.

Aus Goethe, «Hermann und Dorothea».

Aus Schiller, «Die Räuber» IV, 5.

Aus Schiller, «Don Carlos» IV, 7.

Führich: Illustrationen zu deutschen Klassikern.

gegenüber der Batterie Aufstellung, welches, wenig mehr als eine halbe Meile vom Kastell entfernt, den freien Blick auf die kommenden Vorgänge gewährte. Die Kompagnien des Francesco della Tolfa und des Domenico di Massimo hatten den Befehl erhalten, ihren Hauptleuten durch den Quaderturm zu folgen, bis sie den Schloßgraben erreichen würden; fünf weitere Kompagnien sollten auf ein Trompetensignal zur Hilfe bereit sein. Francesco hatte kaum den Turm passiert, als er durch eine Hakenbüchse am Bein verwundet wurde, was ihn zu einem Aufenthalt nötigte, und wodurch er bemerkte, daß ihm nur fünfzehn Soldaten zum Angriff gefolgt waren. Erst das Beispiel Gonzagas, der die Gefahr entdeckt hatte, vermochte die Truppen zur Verwegenheit anzufachen, so daß sich die Vordersten bis an den Gürtel in den Fluß stürzten, wiewohl von der Höhe des Turmes Felsstücke und künstliche Feuer den Tod in ihre Reihen warfen. Aber als Gonzaga durch eine schwere Kopfwunde die Besinnung verlor, waren die Soldaten wie versteinert, preßten in plötzlicher Angst vor den Wurfgeschossen ihre zitternden Leiber gegen die Mauern, da sie ohne Befehl nicht wagen durften, sich zurückzuziehen. Francesco, der trotz seiner Wunde versuchte, ihnen Mut zuzusprechen und den Angriff zu erneuern, vermochte nicht, sie zu bewegen, und die Schande in den Augen des Herzogs und des ganzen Heeres zu verhindern. Nur ein einziger Büchsenschütze von kolossaler Statur wagte sich vorwärts, brüllte mit schrecklicher Stimme in seinem andalusischen Jargon: ‚Spanier, zum Teufel, warum können wir diesen Ort nicht nehmen?‘ wurde aber im selben Augenblick mit Steinwürfen und Gelächter überschüttet, bis er starb.

Herzog Alba verließ darauf seinen Standort, wählte dreihundert Spanier aus allen Truppenteilen aus, unterstellte sie dem Hauptmann Alvaro d'Acosta, der ihm versprach, seine Soldaten tot oder lebendig auf die Batterie zu führen, worauf der Herzog mit der ihm eigenen finsteren Verbissenheit, durch die er menschliche Herzen unter seinen Willen zwang, wo andere durch die Glut der Begeisterung zur Tat hinreißen, den Soldaten einige kräftige Worte mit auf den gefährlichen Weg gab, indem er sie daran erinnerte, daß nicht allein die eigene Nation ihren Blick auf sie gerichtet hielte, sondern auch eine fremde, deren Kinder die natürlichen Erben jener großen Römer wären, indessen sie, die Spanier, das geistige Erbe ihrer edlen Eigenschaften, der Zucht und Tapferkeit, angetreten hätten. Hauptmann d'Acosta warf sich mit seiner unerschrockenen Schar durch eine kleine Öffnung, die ihm von der Rekognoszierung des Ortes her bekannt war; da aber die Besatzung, die durch Erde, Felssteine und Reisbündel diesen Weg in eine Sackgasse verwandelt hatte, jetzt die Feinde bei dem unerwarteten Hindernis durch ein wildes Feuer begrüßte, war es nicht anders,

als gerieten die Spanier in den offenen Schlund eines Verderben speienden Ungeheuers hinein, und wiewohl der Herzog, der nicht nutzlos seine besten Leute verlieren wollte, sofort zum Rückzug blasen ließ, kamen von dreihundert, die Acosta angeführt hatte, nur zweihundert ohne Führer zurück.

Auch Francesco della Tolfa hatte sich wiederum unter die Spanier gemischt, um Ruhm und Gefahr des Augenblicks zu teilen, hatte auch die Batterie bis zur Hälfte erstiegen, als ein Steinwurf ihm die rechte Hand zerschmetterte und er selbst halbtot zusammenbrach. Herzog Alba gab ihm die Ehre des Tages, an dem die Feinde zwar nicht besiegt, aber doch insofern überwunden waren, als die Besatzung, die ihre Munition sinnlos verschossen und außerdem die Energie der Angreifenden gefühlt hatte, um Verhandlungen bat. Nachdem Ascanio della Corgna die Schlüssel in Empfang genommen hatte, zogen sich die Päpstlichen in einen Seitenflügel des Castells zurück, während der Herzog und die Spanier bei Nacht durch das Haupttor einrückten.

So ergab sich Ostia und machte den Papst bedenklich, ob er als Sieger aus diesem Krieg hervorgehen würde, und geneigt, ihn zu beendigen, bevor die Spanier auch vor den Toren Roms Einlaß begehren möchten. Wiewohl die Friedensbedingungen, mit denen er den Kardinal Caraffa zum Herzog schickte, diesem fast ein Lächeln entlockten, da sie von solchen nicht um Haaresbreite abwichen, die der Papst hätte machen können, wenn etwa seine Truppen vor Neapel lagerten, wie die Spanier in diesem Augenblick drei Wegstunden von Rom, so schickte er doch einen Boten an König Philipp, ihm die Anträge des Papstes zu unterbreiten, und empfahl sie noch selbst seiner königlichen Entscheidung. Um diese ohne neue Verwicklungen machen zu können, schlossen die Parteien, die sich auf der Insel, als auf neutralem Gebiet getroffen hatten, einen Waffenstillstand, der vierzig Tage dauern sollte, und bei dem sich wiederum Herzog Alba nicht als Herr und Sieger behauptete, sondern wie ein frecher Eindringling jedes Brot für seine Soldaten mit zehn Unzen teuer bezahlen mußte, wobei es dann noch dazu geschehen konnte, daß sich das Mehl als mit Sand untermischt erwies.

Noch bevor der Bote aus Madrid mit Krieg oder Frieden zurückgekehrt war, machte der Herzog den Grafen von Popolo zum Vizekönig über die eroberte Campagna, verließ selbst die Nähe Roms und wandte sich in scharfen Ritten nach Neapel.

IV.

Anders nahmen die Ereignisse in der Welt der Wirklichkeiten ihren unheilvollen Fortgang, anders spiegelten sie sich in dem eindrucksvollen Gemüt Camillo Caraffas wieder. Seitdem sein junger Vetter Alfonso den

Zweck seines Lebens darin suchte, sich in der Gunst des Papstes zu sonnen und somit Kardinal von Neapel geworden war, zeigte er sich weniger denn je geneigt, Camillos wunderliche Fragen und Zweifel zu widerlegen oder zu billigen. Dagegen hatte sich ein reiferer Geist am Hofe Pauls IV. des Jünglings angenommen, und durch die immer gleiche, ernsthafte Ehrfurcht, die er dem alten Papst bewies, den widerstreitenden Gefühlen Camillos nicht selten Ruhe und Festigkeit zurückgegeben. Es war der Kardinal Vitellozzo Vitelli, dem die Nachgeborenen so manche kluge Aufzeichnung über die Geschichte der Päpste und Kardinäle verdanken; seine klaren und gütigen Augen vermochten im menschlichen Angesicht auch unter der Verzerrung der Leidenschaften das Ebenbild Gottes zu erkennen, und wenn immer sich Camillo in heftigen Anklagen erging, wie der Papst in Krieg und Politik die Nachfolge Christi preisgebe, pflegte er nachdrücklich zu erwidern: ‚Hat er je einen Unglücklichen ohne Trost noch Hilfe von sich gelassen? Oder welcher Hoffnungslose hätte vergeblich die Großmut seines Herzens angerufen?‘

‚Sollten wir im Zweifel sein,‘ bewies er dem Jüngling eines Tages, als eben ein Handschreiben Herzog Albas vom Papste mit Verachtung erwidert wurde, ‚ob Gott die Gaben des Herzens nicht als genug erachten wird, auch wenn der unaufhaltsam strebende Geist nicht länger die Hindernisse, die er überwinden sollte, von den Schranken, die er achten sollte, unterscheidet.‘

‚Gibt nicht der Papst vor,‘ wandte Camillo ein, ‚zu allen Gewalttaten, die er geschehen heißt, von Gott berufen zu sein?‘

Aber Vitelli erwiderte unbeirrt: ‚Er ist ohne Falsch; die Leidenschaften freilich trüben die Sinne und machen auch das Gehör stumpf für die leise Stimme Gottes, die zu einem stillen Gemüt deutlicher vernehmbar spricht.‘

Wirklich vermochten die kurzen Jahre der Regierung Pauls IV. sein Lebensbild auch in den Augen der Gutgesinnten so zu trüben, daß sie nur noch mit Trauer an die Vergangenheit denken konnten, in der sie diesen Mann geliebt hatten, und wo es ihnen Trost und Stärkung gewesen war, seinem edlen Muster nachzuleben.

Mochte nun der Papst immerhin mit leidenschaftlichem Eifer die Inquisitionskongregationen besuchen, — wie man ihn denn an jedem Donnerstag, auf seinen Krückstock gestützt, mit neuen Vollmachten und Erlässen in den Händen, unter die versammelten Inquisitoren treten sah, — mochte er — wiewohl zum Schmerz der Christenheit — in der heftigen Verfolgung eines einzigen widerspenstigen Ketzers ganze Königreiche sich von Rom abkehren lassen, so war es doch seiner maßlosen und blind auf ein nahes Ziel gerichteten Natur gemäß, so und nicht anders zu verfahren. Niemals machte er sich Fürsten und Königen insoweit gleich, daß er ihre Gesandten mit der

Rücksicht behandelte, die an jedem anderen Hofe vorsichtig geübt wurde. In den bedrängtesten Zeiten, als der hilflose Papst ganz auf den Schutz des französischen Königs angewiesen war, ließ er seinen Gesandten ein volles Jahr auf eine Audienz warten, zögerte, nachdem er sie gewährt hatte, am festgesetzten Tage durch fünf Stunden, den geduldig Harrenden zu empfangen, worauf dieser, als ihm endlich der Zutritt gestattet wurde, lange in schweigender Ehrfurcht die Gedanken des Papstes über kirchliche Reform und Klosterzucht anhören mußte, und fand sich schon fast wieder entlassen, als er noch bescheiden wagte, auch sein Anliegen vorzubringen, während der Papst einen so durchbohrenden Blick auf ihn warf, als wolle er auf dem Grunde der Seele dieses unglücklichen Gesandten lesen, ob sich da irgend etwas wie Rebellion und Widerspruch geregt hätte. Verfuhr er so mit den Gesandten befreundeter Höfe, — was sollten sich die der gegnerischen Fürsten von ihm erwarten? Dem englischen Gesandten, der dem Papste die Thronbesteigung der Königin Elisabeth anzeigte, und der gleichzeitig andeutete, daß diese noch zwischen dem alten und dem neuen Glauben für sich und ihr Land schwanke, antwortete er heftig, sie, als ein uneheliches Kind, habe sich in ihren Rechten auf den Thron Englands seiner väterlichen Entscheidung zu unterwerfen, dürfe aber auf ein gnädiges Urteil hoffen, wenn sie alles englische Kirchengut zurückerstatten und den Peterspfennig wieder einführen wolle, — Forderungen, auf die Julius III. verzichtet und damit England zur Rückkehr gebracht hatte, auf denen nun Paul IV. bestand und ein Königreich verlor.

Mochte es also der Papst in der unvergleichlichen Heftigkeit seiner Gefühle verschmähen, die Wege der Vernunft zu betreten, und Siege und Erfolge mehr als ein Wunder vom Himmel auf ihn niederströmend erwarten, so blieb es doch nur den tiefsten Menschenkennern unter seinen Zeitgenossen vorbehalten, auch an die Lauterheit dieser Gefühle zu glauben, während er den Krieg gegen die treuesten und begeistertsten Katholiken Europas führte, wobei er sich von Protestanten schützen und verteidigen ließ, und sich nicht scheute, Suleimann I. um Hilfe gegen den allerchristlichsten König anzugehen.

Es war an einem strahlenden Sommermorgen, als dreitausend Schweizer unter einem Obersten aus Unterwalden in Rom einzogen; der greise Papst stand auf der Loggia der Peterskirche und erwartete mit klopfendem Herzen das Erscheinen der Regimenter, — ungeduldig, seinen Segen über sie auszugießen, da füllte sich auch schon der Platz mit hünenhaften, blonden Burschen, die ihre sieben Fahnen, auf denen in goldenen Lettern zu lesen stand: ‚Defensores Ecclesiae‘, lustig im Sonnenschein blitzen ließen. Tränen aufrichtiger Rührung stürzten dem Papst aus den Augen, mit überströmender Innigkeit dankte er Gott, der ihm diese Legion von Engeln gesandt habe, und sein erregtes Gemüt war voreingenommen

genug, nicht zu bemerken, daß diese stämmigen Gesellen eine Legion von Ketzern darstellten, die, wenn sie in Friedenszeiten vor seinen Großinquisitor Michele Ghislieri gekommen wären, als Verbündete des Teufels ohne Gnade dem Gericht und Feuer hätten überantwortet werden müssen. Die Schweizer nahmen denn auch den päpstlichen Segen etwas spöttisch und jedenfalls ohne Begeisterung hin und überließen es dem Herzog von Alba und den übrigen Gegnern des Papstes, darnach zu schmachten.

Nachdem die Friedensverhandlungen vor Ostia gescheitert waren, gelang es Pietro Strozzi, einige Erfolge zugunsten des Papstes zu erringen; auch das Eintreffen des Herzogs von Guise mit den französischen Truppen lies die Caraffas noch einmal eine schwache Hoffnung schöpfen, ob es ihnen nicht doch gelingen möchte, die verhaßten Spanier aus Italien zu vertreiben. Indessen interessierte die Franzosen, obgleich sie Katholiken waren, doch die Sache des Papstes nur wenig; was sie antrieb, auch nachdem sie bemerkt hatten, daß von Soldaten und Verbündeten, die Carlo Caraffa in Paris versprochen hatte, in Rom kaum ein bescheidener Bruchteil leibhaftig vorhanden war, doch die vom Papste und seinem Neffen gewünschte Eroberung Neapels zu versuchen, war die unüberwindliche Begierde, welche Völker eines rauheren Himmels nach einem Lande zu haben pflegen, das Öl, Brot und Wein auf dem gleichen Boden trägt, und seinem glücklichen Besitzer darbietet. Aber Herzog Alba hatte mit kluger Vorsicht die Grenzstädte befestigt, die Truppen verteilt, die Küsten mit Bewachung versehen, und war noch dazu an allem, was ein Feldherr zu siegen nötig hat, seinem Gegner überlegen, — an Geld, an Soldaten und an Kriegsglück.

Nur einmal kam es während dieses mit soviel Vorsicht und Zurückhaltung geführten Krieges zu einem offenen Gefecht. Auf der Heerstraße nach Palliano stieß Marc Antonio Colonna mit einem Trupp Spanier und Baron von Feltz mit seinen deutschen Landsknechten auf die dreitausend Schweizer aus Unterwalden und sechs italienische Fahnen unter Giulio Orsini. Colonna stellte die Deutschen gegen die Schweizer, die Spanier gegen die Italiener. Als er sah, daß die spanische Infanterie Mühe hatte, befahl er den leichten Reitern, in die Flanke der Feinde einzufallen, die sich auch schon öffnete, worauf er mit Hilfe einer Fahne Landsknechte die Italiener vollends in die Flucht schlug, die ihnen, da sie ein bergendes Gebüsch im Rücken hatten, auch gelang. Länger als die Italiener hielten sich die Schweizer. Giulio Orsini — nachdem er seine Regimenter verloren hatte — sammelte jene immer von neuem, bis die tapfere Schar als Tote oder Verwundete den Straßengraben anfüllte.

Kaum vermochte der Papst die Trauerkunde über diesen unersetzlichen Verlust zu fassen, als sie von einer größeren überholt wurde: in den

Niederlanden hatten die Spanier in der großen Schlacht von St. Quentin über die Franzosen gesiegt; König Heinrich rief den Herzog von Guise in das bedrängte Vaterland zurück und fort von seinen erfolglosen Abenteuern im Dienste der Kirche, der Ländergier oder irgend eines Parteihasses, mit dem weder der französische König noch sein Feldherr etwas zu schaffen hatte.

Als der Papst sich so aller Verbündeten beraubt sah, hätte er, wie man glauben möchte, wohl daran zweifeln können, ob Gott ihn in Wahrheit zu diesem Kriege berufen habe; aber er beschied alle Kardinäle zu sich, zählte die von den Spaniern eroberten und geplünderten Orte auf, und schloß, indem er schwärmerisch sagte: ‚Aber was ist das alles gegen die Greuel, denen wir entgegen leben? Sie werden kommen und mein teures Rom ausrauben und verbrennen; sie werden mich zum Gefangenen machen, und Christus hat mir nicht die Krone des Siegers, wohl aber die des Märtyrers vorbehalten, die ich mit unerschrockener Seele erwarte.‘

Dieser Augenblick, der dem Kardinal Vitelli von neuem die lautere Seele des Papstes offenbarte, die Sieg oder Gefangenschaft mit gleicher, glühender Begeisterung hinnahm, hätte auch die minder Einsichtigen belehren können, wie hoch erhaben Papst Paul über jedem irdischen Beweggrund zu seinem Handeln war, dessen wahre Quelle, die heiße Sehnsucht, Gottes Willen zu tun, nie versiegte.

Damals lag der Herzog von Guise mit den französischen Truppen bei Tivoli im Quartier, Herzog Alba und die Kolonnen in der Ebene von Valmontone. Ein feuchter Tag nahte sich seinem Ende, als Hauptmann Moschero, den der Herzog ausgeschickt hatte, vor Rom zu rekognoszieren, mit der Nachricht ins Lager zurückkehrte, daß zwei Kanonen genügen würden, Porta maggiore aufzuschließen.

Keine Botschaft kam Herzog Alba unwillkommener als diese; konnte er als Feldherr und Diener seines Königs das Ende nicht länger verzögern, indem er in Rom einrückte und somit den Papst zum Frieden zwang, so würde es doch seiner Gemütsstimmung weit mehr entsprochen haben, wenn im entscheidenden Augenblick die Rekognoszierung gezeigt hätte, daß eine himmelhohe Mauer den Nachfolger Christi und seine ewige Stadt einschließe, menschlicher Kriegskunst zum Spott und Wahrzeichen. Mit feindseligem Blick sah er den Hauptmann Moschero an, diese fühllose Kreatur, die angesichts der römischen Tore die Schüsse abschätzen konnte, mit denen ein Heer Soldaten sich den Eingang erzwingen würde.

In der Nacht brach das Heer auf; die leichten Reiter bildeten die Avantgarde, es folgte die spanische, die deutsche Infanterie und die gesamte Artillerie; die Parole dieser Nacht lautete ‚Libertà‘. Ein gleichmäßiger, feiner Regen begünstigte die Verborgenheit des Zuges, der denn auch unbemerkt

vor den Mauern Roms ankam. Dort berief Herzog Alba alle Hauptleute vor sich, gemahnte sie, daß sie im Begriff seien, eine heilige Stadt zu betreten, die er nicht anders behandelt wissen wolle, als ob sie ihrem König befreundet oder verbündet wäre, worauf er einem jeden durch Wort und Handschlag das Versprechen abnahm, für die Disziplin seiner Leute die Verantwortung in ihrer ganzen Schwere zu tragen. Da drängte sich Ascanio della Corgna, der sich zuvor unter die Truppenteile gemischt hatte, in die Nähe des Herzogs und sagte mit gedämpfter Stimme: ‚Exzellenz, mit den Spaniern allein möchte es wohl gehen, denn sie haben Ehrfurcht vor der Kirche; aber die Deutschen sind unter uns, und was ist ihnen Rom und der Papst? Es ist eine schreckliche Nation; bald werden sie auch des Heilandes nicht mehr bedürfen, da sie sich schon erdreisten, ohne Vermittlung der Heiligen, geradezu mit ihren ungewaschenen Mäulern unseren Herrgott anzureden.‘

Währenddem ließen die Römer, die sowohl einen Überfall der Feinde als auch einen Aufstand der Unzufriedenen in den eigenen Mauern fürchteten, Leuchtkugeln über San Giovanni in die Höhe steigen, die den Schein erwecken sollten, als hätten sie die gegnerischen Absichten entdeckt und Vorkehrungen zur Abwehr getroffen. Der Herzog benützte diesen Vorwand, von der geplanten Einnahme Roms abzustehen, und verbarg darunter seine Besorgnis um den Papst, den er nicht der Willkür der Deutschen ausliefern wollte. Er befahl den Rückzug, den die Soldaten mit widerwilligem Gehorsam und finstern Mienen antraten, und nur des Herzogs Auge war heller und freier als zuvor; mit ungewohnter Vertraulichkeit legte er seine Hand auf Ascanios Arm und sagte: ‚Ich bin ein Spanier und fürchte weder Tod noch Teufel; aber Gott weiß, daß ich mich fürchte, vor das Angesicht des Papstes hinzutreten, gegen den ich mein Schwert geführt habe. Wie sollte ich seinen Anblick ertragen, wenn ich ihm Rom verwüstet hätte?‘

‚Es soll noch keiner von ihm gegangen sein,‘ bestätigte Ascanio, ‚den er nicht zu Bewunderung oder Haß hingerissen hätte.‘ Der Herzog nahm hierauf in Genzano Quartier, nachdem er sein Heer auf Palestrina und die Gegend von Palliano verteilt hatte.

Es traf sich, daß der Papst in diesen Tagen in seinem Gebetbuch einen Zettel mit geheimnisvollen Andeutungen über die Ausschweifungen der Caraffas fand, was er, der aus keines Menschen Munde eine Warnung geduldet hatte, wie einen Stachel im Fleische fühlte, so daß er unter seinen Kardinälen suchte und wühlte, welcher ihm als Arzt beizustehen vermöchte; denn unanfechtbar war sein Glaube an die lautere Gesinnung der Nepoten nicht mehr, seitdem der Papst an den Geschehnissen doch hatte bemerken müssen, wie oft Carlo Caraffa den Feind ohnmächtiger und den Freund gewaltiger vor ihm geschildert hatte, als es die Wirklichkeit bewährte.

Von peinlicher Unruhe gequält, rief er den Kardinal Vitelli zu sich und trug ihm auf, alles, was er über das Treiben der Caraffas erfahren würde, vor ihn zu bringen. Vitelli, der wie alle andern das durchsichtige Spiel der Nepoten kannte, dem Papst indessen den bitteren Eindruck ersparen wollte, daß er nur jeden beliebigen römischen Bürger zu befragen brauche, um die Wahrheit zu hören, versprach, daß er in aller Verschwiegenheit sich bei vertrauenswürdigen Leuten Aufschlüsse holen wollte, und lenkte das Gespräch auf König Philipp und den Herzog von Alba, indem er den Papst daran erinnerte, wie sehnlich seine Feinde nach Vergebung und Frieden dürsteten.

‚Ja, Friede!‘ entgegnete der Papst lebhaft und gab damit einem plötzlich aufgewachten Gefühl Raum, daß nur in Friedenszeiten die stille Stunde zu ihm kommen könnte, in der er sich selbst und die umgebende Welt im reinen Spiegel wägender Gedanken betrachten würde.

Jetzt freilich, als er die Notwendigkeit empfand, dem Gegner nach soviel Niederlagen die Hand zu bieten, war sein Herz voll von Groll gegen diesen, wie auch gegen die schlechten Ratgeber, die ihn in Krieg und Feindschaft gebracht hatten, und der Stachel im Fleisch peinigte ihn empfindlich.

‚Schweige mir von Philipp!‘ sagte er deshalb abbrechend zu Vitelli, und einen trostlosen Blick auf ihn richtend fuhr er mit zitternder Stimme fort: ‚Er ist es, der meine Seele versucht hat, — aber die Caraffas, denen Gott verzeihen möge, haben mich um den Schmuck der Heiligkeit gebracht!‘

Kardinal Vitelli, erschrocken und ergriffen von den Worten des alten Papstes, wollte diesen der unbegrenzten Verehrung der Christenheit versichern, brach aber seine Rede unvollendet ab, als er bemerkte, daß der Papst vor großer Bewegung menschlichen Zuspruch überhörte.

In Cavi wurde der Friede geschlossen, — nicht als zwischen dem Herrn der Schlachten einerseits und dem schwer Getroffenen andererseits, sondern als zwischen zwei Gegnern, die ihre Kraft gemessen und gleich erfunden haben, wobei die Form durch das Verhältnis des obersten Hirten zu den Söhnen seiner Kirche bestimmt wurde. Als erste Friedensbedingung forderte der Papst, Herzog Alba solle im Namen des Königs nach Rom kommen, ihm den Fuß küssen und Devotion versprechen, — ein Verlangen, das der Herzog auch am ersten Tage des Krieges ohne Zögern erfüllt hätte.

Schon in seinem Vorzimmer empfing ihn der Papst, indem er beide Arme ausbreitete; aber Herzog Alba beugte sein Knie und verharrte länger und inbrünstiger in der Gebärde seines ehrfürchtigen Grußes, als es die Sitte von ihm verlangt haben würde. Der Kardinal Taddeo Gaddi will ein andächtiges Ave in dieser Zeit gebetet haben.

In tiefer Bewegung hob der Papst seinen Sohn und Sieger auf küßte ihn auf beide Wangen und überhäufte ihn mit Gunst und Gnade.

Am Abend dieses Tages trat Camillo Caraffa in das Studierzimmer des Kardinals Vitelli ein; so viel auch die mächtigen Folianten, die an allen Wänden prangten, von Päpsten, Fürsten und Völkern, von ungerechten Kriegen und listigen Verträgen erzählen mochten, so vermeinte der Jüngling doch immer in diesem Raume einen Hauch von Weltfrieden zu verspüren, nach dem seine Seele so innig dürstete.

‚Was für ein ungeheuerlicher Tag,‘ begann er, um die wechselnden Gedanken, die in ihm lebendig waren, durch Rede und Antwort zur Eintracht unter sich zu führen; ‚welcher ist es,‘ fuhr er eifrig fort, ‚der sich heute zu Christus bekehrt hat? Der Herzog von Alba oder der Papst? Und auf wessen Wegen sind sie während dieses blutigen und wahnsinnigen Krieges gewandelt?‘

‚Was haderst du mit den Ereignissen,‘ entgegnete der Kardinal, ‚die einmal ihr wahres Antlitz enthüllt haben, da die irdischen Dinge sonst den geistigen Funken, der sie bewegt vor den Augen der Menschen, die den Anblick nicht ertragen könnten, zu verbergen pflegen; denn was vermag der Mensch schwerer zu begreifen und zu verzeihen als die erhabene Notwendigkeit, der Freund und Feind gleichmäßig gehorcht haben?‘

Camillo traten die Tränen in die Augen.

‚O, wie kann ich länger auf Trost und Erleuchtung hoffen!‘ rief er schmerzlich aus.

‚Es ist in der Tat einigen menschlichen Herzen ein Trost und ein vollkommenes Genügen,‘ antwortete der Kardinal, ‚in den Blättern der Geschichte die geheimen Quellen aufzufinden, die dem Schoße der Erde rein und klar entspringen, und erst in ihrem Lauf durch die Oberfläche der Welt getrübt werden; und schon mancher, indem er angesichts dieses Wirrsals der Geschehnisse ihren Ursachen und Gerechtigkeiten nachgesonnen hat, vermeinte den Gesang der Sphären zu hören.

Dir aber, mein junger Freund, brennt über dem allen, was wir gehört und gesehen haben, nur um so heißer die alte biblische Frage auf den Lippen, darin alle Weisheit und Erkenntnis eingeschlossen ist: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?“‘

Damit stand der Kardinal auf, sah dem Jüngling gütig ins Gesicht und holte ein altes Heiligenbildnis von der Wand, darunter die Einfalt des Malers die Worte hineingeschrieben hatte: ‚Amori et dolori sacrum!‘

‚Es hat noch keiner die Nachfolge Christi verfehlt, der das Gottesgeschenk seines Lebens diesen beiden geweiht hatte, — der Liebe und dem Schmerz,‘ sagte der Kardinal lächelnd, während Camillo Bild und Spruch seltsam ergriffen betrachtete.

Joseph von Führich.

Sein Lebens- und Künstlerlauf.

Von

Heinrich v. Wörndle.

Als vor 63 Jahren Joseph v. Führich dem Drängen seiner Freunde nachgebend die erste größere Hälfte seines Lebenslaufes niederschrieb, bemerkte er hierzu, er tue dies, ‚weil er niemanden finde, dem er diese Arbeit zumuten könnte'. Gottlob, die Zeiten haben sich geändert und die Erkenntnis hat sich durchgerungen, daß dieser Mann zu den großen — um nicht zu sagen zu den größten — führenden Geistern auf dem Gebiete der darstellenden Kunst in seiner Zeit zu zählen ist. Allerdings, da er noch lebte, hat er die Lästerschule zur Genüge durchgemacht, wie dies einer seiner begeistertsten Nachfolger und Verehrer in den Worten gekennzeichnet hat: ‚Anfangs von einer gewissen Gesellschaft, die in Kunst macht wie Handlungsreisende in Kaffeesurrogat oder Kunstbutter, verspottet und verlästert, wurde er auch mit den Jahren nur von wenigen erkannt und verstanden und, der alten Sitte gemäß, eigentlich nach Verdienst erst gewürdigt, als er bereits im Grabe ruhte und vom Auslande her die wahre und hohe Kunst des gewaltigen Meisters gefeiert wurde, die sich doch schon bei seinem ersten großen Werke im schönsten Lichte zeigte.'[1]) — Inzwischen hat seine Vaterstadt ihm ein Denkmal errichtet, sein Elternhaus in ein kleines Museum umgestaltet und nunmehr gehen auch die katholischen Kreise Wiens daran, sein Andenken zu feiern durch die Errichtung eines Monumentalbrunnens: Ehre, dem Ehre gebührt!

Führich's Lebenslauf[2]) ist ein ständiges Schaffen im Dienste der christlichen Kunst und seine zahllosen Werke zeigen uns wahrhaft, ‚daß die Kunst, mit reinem Herzen geübt, ein Segen ist, wie Frühlingshauch und Waldesduft!'

Im nordböhmischen Städtlein Kratzau wurde am 9. Februar 1800 Joseph Führich als Sohn eines einfachen Landmalers geboren; das war der Boden, auf welchem das junge Gemüt die ersten Eindrücke in sich auf-

1) Ludwig R. v. Kurz (Grazer Volksblatt 1900 Nr. 30).

2) Wir folgen bei dessen Schilderung hauptsächlich des Künstlers ‚Selbstbiographie', den ‚Erinnerungen' seines Sohnes, Hofrat L. R. v. Führich, sowie den Familienüberlieferungen.

nahm, und welchen Grad von Empfänglichkeit dieses Herz besaß, zeigt die dankbare Anhänglichkeit, die der Künstler allzeit seiner heimatlichen Scholle bewahrt hat. Voll Liebe schildert er dieselbe: ‚Die Gegend meiner Heimat hat nicht die Großartigkeit der Alpenwelt, aber immer noch Reiz genug, um jedem Empfänglichen für schön zu gelten. Lange, mit allerhand Holz, besonders aber mit ernsten, duftigen Tannen- und Fichtenwäldern bedeckte Bergzüge — — — klare Bäche und ein großer, von den Bergen niedergehender Quellenreichtum; herrliche Wiesen, lieblich begrünte Hügel, wo Gruppen säuselnder Birken stehen; eine weite Aussicht von der Höhe, mit einer alten Buche oder zerstürmten Fichte gekrönt — — — liebliche Dörfchen mit großen Linden vor den Bauerngehöften und von den Dörfern aufwärts Acker und Saatfelder bis zum Saum der Wälder — —; das war die Natur, die mich umgab, in jeder Tag- und Jahreszeit mir immer neu und lieb. Aber der Geist, der überall, wo die Kirche herrscht, seinen sanften Lebenshauch verbreitet, verleiht auch der Natur eine höhere Weihe, indem er den Wanderer an schönen und bedeutenden Punkten der Landschaft durch Kapellen, Kreuze, oder sonst ein einfaches Bild an seine höhere Heimat und an die Geheimnisse unserer Erlösung erinnert.‘ Als Achtundzwanzigjähriger gedenkt er noch der Ausflüge an der Seite seines Vaters: ‚Diese kleinen Ausflüge mit dir, guter Vater und Meister, waren die heiligen Geburtsstunden aller Poesie und Kunst in meinem Gemüte, da sprach der Geist der Natur aus jeder Pflanze, jedem Bach und Kornfelde, von mancher Waldspitze und dem blauen Gebirge und der goldenen Abendwolke her wehte mich gleichsam das Leben der Kunst rätselhaft und doch verständlich an. Damals ahnte ich noch nicht, wie schwer sie und das Leben sei, ich hatte Mut und dachte, alles müsse mir gelingen.‘[1] Wie viele Anklänge an diese heimatlichen Gefilde finden sich, festgehalten durch den Stift in des Künstlers Werken, der in seinem Verständnis für Naturschönheit späterhin ebenso gern aus den schattigen Waldtälern des Wienerwaldes, wie aus der großartigeren Natur der Alpen vielfach Motive für seine Arbeiten schöpfte. ‚Religion, Kunst und Natur flossen in meinem Gemüte in unbestimmten, poetischen Schwingungen in ein Ganzes zusammen‘ — sagt er selbst in seiner Rückschau auf seine Jugendzeit; und dieser harmonische Dreiklang blieb ihm das Fundament für die ganze Zeit seines Lebens bis zu dessen Vollendung.

Seine Großeltern und Eltern — ‚schlichte, redliche und fromme Leute‘ — leiteten des Knaben Kindheit; der Vater, ‚ein für alles Künstlerische praktischer, umsichtiger, überhaupt für alles Schöne und Gute höchst empfänglicher Mann, der in allem, was er tat und dachte, nach Kräften das Rechte und Beste suchte‘, seine Erziehungsmethode ‚sehr streng im besseren Sinne des Wortes‘, sonst aber ‚wie ein Freund‘ zu seinem Sohne, die Mutter ‚eine stille, sanfte, immer tätige Frau‘. Der Vater trieb seine

1) J. v. F. ‚Briefe aus Italien‘ S. 109.

Kunst schlicht und recht, und der kleine Joseph, der neben den Schulgegenständen auch etwas Musik lernen durfte, trat bald in dessen Fußstapfen. Eine Bilderbibel und einige Kupferstiche boten des Knaben ‚Phantasie die erste Nahrung', die Gotteshäuser in Reichenberg und Heyndorf wurden ihm ‚unversiegbare Quellen des Staunens und der Bewunderung'. Seine Schwärmerei für das Hirtenleben erlangte ihm für ein paar Sommer die väterliche Erlaubnis, die Kühe auf die Weide treiben zu dürfen, und von dieser ‚glücklichen Zeit' erzählt er selbst: ‚Da bevölkerte ich die Gegend mit meinen Phantasien, genommen aus meiner kindlichen und kindischen Lebensanschauung. Es zogen wunderbare Bilder an mir vorüber, aus mir heraus und in mich hinein. Die Einsamkeit sprach mit beredter Zunge zu mir. Damals verstand ich wenig davon, erst heute verstehe ich meine Jugend.'

Späterhin mußte er dem Vater als Gehilfe zur Hand gehen und Hausgeräte bemalen, ja er wagte sich sogar an Altarbilder, ‚welche die Leute befriedigten'; zu weiterer Ausbildung, die wohl Vater und Sohn am meisten wünschten, fehlten indes die nötigen Mittel. Da brachte eine Fahrt der Beiden nach Prag (1816) eine unerwartete Wendung. Sie hatten dabei auch den Direktor der Prager Kunstschule, Joseph Bergler, besucht, der auf Grund einer ihm vorgelegten Probezeichnung den autodidaktischen Kunsteleven aufmunterte, die nächste Kunstausstellung zu beschicken, und ihm auch sonst wohlwollend an die Hand ging. Führich folgte dieser Aufforderung und stellte im Winter darauf zwei historische Bilder aus; der Erfolg übertraf ‚seine kühnsten Erwartungen': Graf Thun kaufte beide Stücke an, und die Folge war, daß nun der Grundherr von Kratzau, Graf Christian Clam-Gallas, sich bereit erklärte, die Mittel zum Besuche der Prager Akademie zu geben. Der edle Kavalier hat dem Künstler zeitlebens seine volle Gunst bewahrt. Damit schlossen Führichs Jugendjahre ab.

Im Sommer 1818 übersiedelte die ganze Familie nach Prag und für Führich kam eine neue, nach außen ziemlich einförmige Lebensperiode, in welcher ‚Umgang, Lektüre und Kunst, nämlich Kunst-

anschauung' die bildenden Elemente waren; als Nebenerwerb zeichnete er für Kunsthändler Wallfahrtsbildchen und Vignetten.

Die nüchterne, akademische Kunst jener Zeit ließ ihn kalt, da brachte ein Besuch Dresdens den ersten Umschwung; er sah Werke von Cornelius und Overbeck, und ihre Eigenarten flossen ihm ‚zu einem Ganzen zusammen, aus dem ihm einigermaßen klar wurde, was die neuere deutsche Kunstrichtung, von der er schon gehört und gelesen, anstrebe'. Vollends erwachte sein Künstlerherz, als er am Dreikönigstage 1821 zum ersten Male Gelegenheit fand, sich in Albrecht Dürers Schöpfungen zu vertiefen. Er selbst schreibt ganz begeistert darüber:

‚Kein anderer Meister hätte damals auf mich die Wirkung ausgeübt als gerade Dürer; eine mangelhaftere, äußere Form hätte mich, wenn auch nicht gerade abgestoßen, doch wenigstens irre gemacht. Einen der alten Stilisten hätte ich nicht oder doch nur zum Teil verstanden. Bei Dürer erweiterte sich meine Erkenntnis der Mittel, mit welchen die bildende Kunst wirken kann, und diese Erkenntnis war eine lebendige, weil die Mittel, nicht abgezogen, bloß als solche, sondern in ihrer Anwendung und ihrem Zusammenhang mit dem Zwecke erschienen. Ich fühlte von hier an mein Verhältnis zur Kunst als ein festeres, bestimmteres und mir klarer bewußtes; so wie anderseits das Verhältnis der Kunst zum Leben mir um vieles deutlicher geworden war.'

Der ‚Drang nach einer bestimmten Richtung', — ‚die Sehnsucht nach etwas Bleibendem, Positivem', alles, was ihm ‚eine Anschauung mehr von dem tiefsinnigen und gewaltigen Geist des christlich-deutschen Altertums' darbot, ‚einigte sich in ihm zu einem Bilde des starken und frommen Mittelalters.'

‚Jene große, schöne, hingeschwundene Zeit in Lied und Bild zu feiern und in der Mitwelt dadurch eine Sehnsucht nach jener alten Herrlichkeit zu wecken, erschien mir jetzt als die Aufgabe der Kunst.'

Dadurch ist Führich zum Romantiker geworden, und seine Kompositionen zur böhmischen Geschichte, die er für die Prager Kunsthandlung Bohmann zum Teil selbst lithographierte, durften als der erste Aus-

druck seiner damaligen Geistesrichtung gelten. — Ein Besuch in Wien erfüllte ihn ‚mit einer Welt von durcheinandertreibenden Gedanken und Ideen', denen der nach Prag Zurückgekehrte zum Teile Gestaltung gab durch seine ersten Cyklen: ‚Das Vaterunser', ‚Der wilde Jäger' und die Blätter zu Tieck's ‚Genovefa'. Obschon er verschiedene Kunstpläne hegte, so war er doch ‚gänzlich unbekümmert um das, was in der Zukunft werden sollte'; er fügt hinzu: ‚Die Vorsehung aber dachte daran und bereitete durch Freundeshand den Weg, den ich selbst mir zu bahnen versäumte.'

Die ‚Genovefa' entschied des jungen Künstlers weiteres Geschick: ein Kreis von Wiener Kunstfreunden gewann durch sie Interesse für Führich und machte ihm das Anerbieten, für einen mehrjährigen Aufenthalt in Rom die nötige Pension zu beschaffen. Zögernd, doch dankerfüllt nahm dies der Künstler an und am Abend des 17. Jänner 1827 betrat er nach ermüdender Fahrt über Ponte Molle das Weichbild der ewigen Roma. Über seinen nahezu dreijährigen Aufenthalt in Italien, in welcher Zeit Führichs Talent zur vollen Reife gedieh, geben seine schon erwähnten, von tiefer Innigkeit durchdrungenen Briefe an seine Angehörigen ein lesenswertes Bild, aus welchem uns das Streben einer von den Idealen wahrer, christlicher Kunst erfüllten Seele, eines von echt katholischem Glauben durchglühten Herzens in wohltuender Frische entgegenleuchtet.

Mit offenen Armen ward Führich im damaligen deutschen Künstlerkreise in Rom aufgenommen: Karl Waagen, Joseph Koch, Friedrich Overbeck, Julius Schnorr, Philipp Veit, Thorwaldsen u. a. Meister wurden ihm bald Freunde. Über die dort gewonnenen Eindrücke nur einige Sätze aus seinen Briefen: ‚Der Sinn für das eigentlich Historische wuchs mit jedem Tage in mir, je mehr der Sinn für das innere Wesen mir aufging, und hier, wo alles den Geist der Geschichte und zwar der Weltgeschichte atmete, aufgehen mußte. Schon das tote, stumme und schweigende Rom, wie es in seiner Naturumgebung und Lage und seinen Monumenten sich darstellt, ist keine Abhandlung über diese oder jene geschichtliche Epoche, sondern eine begeisterte Predigt von der Weltgeschichte aus dem höchsten Gesichtspunkte.'

‚Rom, der Mittelpunkt der Kirche, steht, wie das Kirchengebäude auf dem Kirchhofe, auch auf dem großen Friedhofe der Zeiten, der Völker und ihrer Geschicke.'

Der Anblick des Kolosseums erschütterte ihn so, wie ‚noch kein Anblick seines Lebens'.

‚Meine einseitigen, romantischen Tendenzen traten immer mehr in den Hintergrund zurück und fiengen an, einer universelleren, auf die Grunddogmen aller Geschichte: Sünde und Versöhnung — gestützten Welt- und Geschichtsansicht Platz zu machen, und von diesem Gesichtspunkte aus das Wesen der Menschheit und ihre Geschicke betrachtend, trat mir die Bedeutung, oder besser die Sendung der Kunst im umfassendsten Sinne des Wortes in einem bisher nicht gekannten, höheren Lichte entgegen.'

Da wurde ihm auch die erste größere Freskoarbeit übertragen: die Ausschmückung eines Saales der Villa Massimi mit Szenen aus Tassos ‚befreitem Jerusalem'. Nach einem Abstecher nach Neapel, auf den Vesuv und Capri nahm Führich im Sommer 1829 schweren Herzens Abschied von Rom, von seinen neugewonnenen Künstlerfreunden, sich selber Trost gebend in dem Gedanken: ‚Sei deinem Glauben treu, Katholik, und lebe ihm gemäß und du trägst Rom in eigener Brust, wo du auch immer seiest; überdem kehrst du ja in dein katholisches Vaterland zurück, bist Untertan eines katholischen Monarchen; also bleibt Rom in seiner höchsten Bedeutung dir nahe und verläßt dich nicht.'

Über Wien kam Führich in seine Heimat zurück, nachdem er einen ehrenden Ruf König Ludwigs von Bayern dankend abgelehnt hatte; er wollte treuer Österreicher bleiben. Bald finden wir ihn in Prag wieder vollauf mit Arbeiten beschäftigt. Das erste war ein meisterliches Sepiablatt, ‚Jakob und Rahel am Brunnen', für seinen Gönner Fürsten Metternich; dann ging er an die Überarbeitung und Radierung seiner ‚Genovefa' (15 Blätter) und schuf in elf Federzeichnungen den ‚Triumphzug Christi'.[1]

Diese Arbeiten brachten eine neue Wandlung in des Künstlers Leben. Fürst Metternich trug ihm 1834 eine Custosstelle an der Lamberg'schen akademischen Gemälde-Galerie in Wien an und Führich, der sich inzwischen (1832) durch Verehelichung mit Franziska Gaßner einen eigenen Herd gegründet, nahm dieses Anerbieten einer gesicherten Lebensstellung an. Obschon ihm insbesondere die Trennung von seinem betagten Vater unendlich schwer fiel, übersiedelte er in die Donaustadt, wo er am alten Salzgries sein neues Heim aufschlug, das nachmals in seinem einzig überlebenden Sohne Lukas in den poetischen ‚Erinnerungen aus einer Künstlerwohnung'[2]) einen gar trefflichen Schilderer gefunden hat.

In diesen ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes schuf Führich u. a. eine Anzahl von Staffeleibildern, wie den ‚Gang Mariens über das Gebirge', ‚Booz und Ruth', ‚Christus in der Vorhölle', ‚Die zur Krippe eilenden Hirten', ‚Christi Gang zum Ölberg', welche meist auch in Lithographien in einem Lieferungswerke ‚Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie' (bei Bohmann, Prag) erschienen. In den Kreisen der Akademie, welche ihn anfänglich vielfach als ‚Eindringling' betrachteten, hatte er sich Ansehen und Geltung verschafft und so ward er 1838 beauftragt, mit Restaurator Engert nach Venedig zu gehen, um dort aus einem Depositum älterer Gemälde eine Auswahl für die akademische Galerie zu treffen, welche Kaiser Ferdinand derselben zum Geschenke bestimmte. Die

1) Dr. August Ambros behauptet in seinem Führer ‚Der Dom zu Prag 1858', daß Führich die Anregung hiezu aus einem Fresko des Niklas de Bruyn an der Sakristeiwand des Domes geschöpft habe.

2) Abgedruckt in ‚Lukas R. v. Führichs ausgewählten Schriften' (Stuttgart 1894).

schwierige und mühevolle Aufgabe wurde zufriedenstellend gelöst. Die ihm angetragene erledigte Direktorstelle der Prager Akademie lehnte Führich ab; dagegen erhielt er bald darauf die neu errichtete Stelle eines Professors der geschichtlichen Komposition an der Wiener Akademie und damit einen seinen Neigungen entsprechenden Wirkungskreis. Damals begann er die Zeichnungen zum Cyklus der Rosenkranzbilder ‚Rosa mystica' und arbeitete an verschiedenen Entwürfen ähnlichen Charakters; die Gemäldegalerie in Wien enthält aus jener Zeit das Gemälde ‚Die Erscheinung kämpfender Reiter in den Wolken vor der Zerstörung Jerusalems', das Refektorium des Wiener Kapuzinerklosters das Fresko ‚Das letzte Abendmahl', die Pfarrkirche von Stockerau das Altarbild ‚Der hl. Aloysius'.

In diesem freudenreichen, künstlerischen Schaffen blieben dem Meister irdische Schmerzen nicht erspart: von sieben Kindern, die der Himmel ihm geschenkt, starben ihm fünf, am schwersten aber traf ihn der Tod seines geliebten Vaters.

‚Trotz aller Trostgründe', — schreibt er selbst — ‚die Religion und Vernunft mir boten, war ich auf lange tief gebeugt und fast unfähig zur Arbeit, bis endlich der herbe Gram einer milderen Wehmut Platz machte, wozu der Gedanke an meine nun so verwaiste Mutter und Schwester beitrug, die ich und mein Weib nun zu uns zu holen beschlossen.'

An der Akademie hatte Führich bald eine Anzahl begeisterter Schüler um sich gesammelt, denen er regelmäßige Vorträge hielt und gemeinsame Kompositionsübungen gab, letztere nach freier Wahl, jedoch unter der Bedingung: ‚keine historische Verleumdung, keine Zote!' Eigentlich waren es drei Schülerkreise, die er im Laufe seiner Lehrtätigkeit um sich scharte. Dem ersten gehörten an die Maler Engerth, Dobiaschofsky, Binder und Schulz, dem zweiten die Maler Vogler, Szoldatics, Klein, Karl Geiger, wie die Bildhauer Pilz und Stolz, dem dritten die Akademieschüler Franz Plattner, Bonaventura Emler, die Brüder Joseph, Karl und Ignaz Schönbrunner, Joseph Lebert, Heinrich Reinhart, Friedrich Staudinger, die Brüder Edmund und August von Wörndle (letzterer nachmals sein Schwiegersohn), Karl Hoffmann, Andreas Mögele, Karl Kargl, Oswald Horst, Wenzel O. Noltsch, Karl Madjera, Joseph Frankel, Ludwig Mayer und Anton Roux. Bis auf einige wenige sind ihm all die Genannten bereits in die Ewigkeit nachgefolgt.

Die Harmonie in der Kunstanschauung des Meisters bewirkte, wie einer der genannten Schüler sagt,[1]) daß dieselben ‚gerade diesem Lehrer mit nahezu ausnahmslos treuer Anhänglichkeit stets zugetan waren und blieben'; und derselbe setzt hinzu: ‚Der größte Teil seiner Schüler verkehrte auch mit dem Meister, wie mit einem ebenso verehrten als geliebten, väterlichen Freunde und fühlte sich in seinem Familien- und Freundeskreise wie zu Hause.' —

1) W. O. Noltsch: ‚Bilder aus Wien. Erinnerungen eines Wiener Künstlers.' (Stuttgart 1901).

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Aus den Bildern zu Tiecks «Genovefa», 9. Blatt.

Neben dieser Lehrtätigkeit schuf Führich zu Beginn der Vierzigerjahre sein erstes, größeres Monumentalwerk, den in Fresko ausgeführten und in zahllosen Reproduktionen bekannten ‚Kreuzweg' in der Wiener Johanneskirche, bei welcher Arbeit ihn Vogler unterstützte, während seine Freunde Kupelwieser und Schulz neben ihm in der Kirche arbeiteten. Ein Besuch des großen Peter Cornelius erfreute ihn damals gar sehr; die Kunstakademien von München und Berlin ernannten ihn 1845 zum ordentlichen Mitgliede.

Nach angestrengter Arbeit der Ruhe bedürftig, unternahm der Künstler in Begleitung Kupelwiesers 1847 eine Sommerfahrt in die oberösterreichischen Berge und nach Bayern. Nach seiner Heimkehr entstand eine Folge biblischer Bilder — der sog. ‚englische Cyklus': ‚Die Geburt Christi,' ‚Die drei Könige,' ‚Palmsonntag,' ‚Das letzte Abendmahl' und ‚Christi Himmelfahrt' für den Kunstverlag Hering und Remington in London, der diese Blätter in meisterhaften Lithographien herausgab.

Dieses stete Schaffen wurde jäh unterbrochen durch das Sturmjahr 1848. Die Akademie war geschlossen und Führich flüchtete mit den Seinen zu Verwandten nach Schönlinde in Nordböhmen, zumal er als treu kaiserlich, streng katholisch Gesinnter seines Lebens nicht mehr sicher war; schreibt doch sein Sohn in den ‚Erinnerungen': ‚Nach der Vertreibung des Redemptoristenordens, dem mein Vater befreundet war, wurde seine Wohnung einen ganzen Tag lang von wilden Horden umlagert; man drang mit Waffen in der Hand unter Drohungen aller Art in dieselbe ein, um nach vermeintlich da verborgenen Mitgliedern jenes Ordens zu suchen. Ähnliche Beunruhigungen und Verletzungen des Hausrechts wiederholten sich nächtlicher Weile auch später wieder. Es bleibt mir unvergeßlich, mit welch' einfach würdevoller Haltung meine gute Mutter im Gefühle verletzten Hausrechts den mit Waffen in die Wohnung Dringenden mutig entgegentrat.' — Erst ein Jahr später kehrte der Künstler aus der Stille seines ländlichen Zufluchtsortes in seinen früheren Wirkungskreis zurück.

Das altgewohnte Familienleben kehrte wieder, der Kreis der alten Freunde sammelte sich neuerdings um den Meister, der nun seiner Gewohnheit gemäß in stillen Nachtstunden wieder meditierend und studierend über seinen Compositionen saß, dazu ihm damals das ‚Christkind' eine Studierlampe ‚beschеert' hatte, der sein vierzehnjähriges Söhnlein die selbstverfaßte Widmung beigegeben:

‚Bin ich auch heut' von fremdem Glanz besiegt,
So sollst du mich darum doch nicht verlachen —
Wenn Alles schon in tiefem Schlummer liegt,
Will ich getreulich einsam mit dir wachen.'

Bei ihrem milden Scheine entstanden nun der Cyklus ‚Denkblätter für unsere Zeit', eine Reflexion der Revolutionsperiode, leider sehr unbefriedigend von der Staatsdruckerei reproduziert, verschiedene Einzelblätter wie kleinere Arbeiten für den Nuntius und nachmaligen Kardinal Viale

Prelà ein Votivbild für die Kirche von Mödling anläßlich der Errettung Kaiser Franz Josephs aus Mörderhand usw.[1]) In dieser Zeit wurden seinem Schaffen die ersten äußerlichen Ehren zuerkannt: nachdem er bereits die goldene Medaille ‚De arte merito' erhalten, ward ihm nun die Verleihung der Ritterkreuze des päpstlichen St. Gregor-Ordens wie des österreichischen Franz Joseph-Ordens.

Inzwischen entriß ihm der Tod seine geliebte Mutter und manchen teuren Freund, z. B. Jarcke und Schroff. Andere traten dafür an ihre Stelle, sein schlichtes Heim ward zum Stelldichein aller namhafteren Gelehrten, Dichter und Künstler; die Professoren Arndts, Phillips, Maassen und Albert Jäger, Sebastian Brunner, Eichendorff und Redtwitz, Dr. Gruscha, Prälaten wie Ordensleute, seine Zunftgenossen wie Kupelwieser und Schwind fanden sich in dem gemütlichen Kreise, dem der einfache Hausvater, seine Chemnitzerpfeife rauchend, präsidierte.

Als 1851 die Akademie umgestaltet und dabei die Professur für Kompositionslehre zu Führich's Leidwesen aufgehoben wurde, übertrug man ihm eine der neuerrichteten Meisterschulen für Malerei; seine Vorträge setzte er auf Bitten der Schüler in seiner Wohnung fort. Die Hauptgedanken derselben wurden späterhin in den Heften ‚Von der Kunst und ‚Die Kunst und ihre Formen' weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Da trat nun eine Aufgabe an den Meister heran, welche seinem künstlerisch-schöpferischen Geiste höchsten Triumph brachte. Kultusminister Graf Leo Thun berief ihn, den Gesamtplan für einen Freskencyklus in der eben vollendeten Altlerchenfelderkirche zu Wien zu entwerfen, einen Großteil der Kompositionen sowie die Leitung des ganzen Werkes zu übernehmen, ein Auftrag, an dessen Ausführung Führich mit Feuereifer und voller Begeisterung ging; die Künstler Kupelwieser, Schulz, Binder, Engerth, Blaas, Dobiaschofsky, Schönmann und C. Mayer teilten sich mit ihm in der technischen Gestaltung. Führich selbst schuf hiezu sämtliche Zeichnungen für das Sanktuarium und zwar das die ganze Höhe der Apsis ausfüllende Hauptbild ‚Die Dreifaltigkeit mit den Heiligen', das allein schon 10 Cartons erforderte, zwei große Bilder über den Oratorien ‚Auferweckung des Lazarus' und den ‚Ungläubigen Thomas' — die Auferweckung vom leiblichen und geistigen Tode — vier kleinere Bilder ‚Petrus auf dem Meere'; ‚die Jünger in Emaus', ‚das Fegfeuer' und den ‚Schutzengel', endlich an den Rückwänden der Seitenschiffe die imposanten Cartons ‚Engelsturz' und das ‚jüngste Gericht' — Beginn und Abschluß der Zeit.

In nahezu zehnjähriger Arbeit vollendete da ein österreichischer Künstlerkreis in einträchtigem Zusammenwirken ein Monumentalwerk hervorragendster Art: die Seele des Ganzen war Führich, der hiefür auch bei Gegnern der ‚Nazarener' Anerkennung fand. ‚Das an eine nüchtern

1) Eine vollständige Aufzählung von Führich's Werken ist im engen Rahmen dieser Skizze nicht denkbar.

behandelte Empireform gewöhnte Publikum' — schrieb Alfred Rossig — ‚hatte nun zum erstenmal Gelegenheit, den Reiz der romanischen Bauformen, die Poesie ihrer Ornamentik, die Wärme der Farbentöne, die man ihnen zu verleihen pflegt, kennen zu lernen; zum ersten Male seit vielen Decennien wurde es von dem Hauche wahrhaft idealer Kunst berührt, denn im Innern dieser Kirche schuf Führich mit seinen Freunden und Jüngern einen Cyklus von religiös-historischen Gemälden, eine geistig tiefe, durch Formenfülle imponierende Composition. Die ganze Geschichte der Erlösung stellte Führich in diesem Cyklus dar: die durch den Sündenfall veranlaßte Erscheinung des Heilands, seine Verheißung durch die Propheten, seine Wirksamkeit auf der Erde und sein unsichtbares Wirken in den Gnadenmitteln der Kirche.'[1])

So hatte Führich, der jetzt auf der Höhe seines Schaffens stand, dokumentiert, daß er festhalte an seinem Grundsatze: Die Würde der bildenden Kunst bestehe nicht in ihrer Existenz als Selbstzweck, sondern, ‚daß sie diene im Hause Gottes, aber wieder nicht als Schmuck und Dekoration, sondern als eine Lehrform, die das geheimnisvolle Glaubensleben, welches in der Kirche wirkt, durch die Sinne dem Gemüte zuführt!'

Für diese künstlerische Tat ehrte ihn Kaiser Franz Joseph I. durch die Verleihung des Eisernen Kronen-Ordens III. Klasse, womit die Erhebung in den Ritterstand verbunden war.

Zur Erholung griff Führich wieder einmal zum Wanderstabe. Als Vertreter der Akademie zur Jubiläumskunstausstellung und Künstlerversammlung 1858 nach München entsendet, besuchte er dann noch Schwind auf der Wartburg, Schadow in Düsseldorf, Deger auf Stolzenfels, Philipp Veit in Mainz, endlich Steinle und Waagen in Frankfurt a. M., welche alle den Freund und Zunftkollegen freudigst aufnahmen. Auf der Rückreise erhielt er zu München von König Ludwig, der ihn sehr ehrend empfing, den bayrischen Sankt Michaels-Orden.

Bald nahmen den Künstler wieder eine Reihe von Aufträgen in Anspruch: zwei große Altarblätter aus der Legende des hl. Benedikt für die Stiftskirche zu Raigern, zwei Staffeleibilder für die Schack-Galerie in München, ein Gemälde ‚Rudolf von Habsburg' für den Kronprinzen, eine ‚Madonna' in die neue Kirche von Vöslau, ein Ölbild ‚Rückkehr aus Egypten' für den päpstlichen Nuntius und verschiedenes andere. Weitere Marienbilder widmete er aus Dankbarkeit für die Gotteshäuser von Schönlinde und Kratzau und komponierte nebenbei das tiefsinnige Rundbild ‚Die Kirchenuhr'. Er war auch Mitarbeiter an einem prachtvollen Missale, welches der Kaiser als Geschenk für Papst Pius IX. bestimmt hatte und empfing dafür das Comthurkreuz des St. Gregor-Ordens, später noch von Kaiser Max von Mexiko das Offizierskreuz des Guadeloupe-Ordens.

1) Alfred Rossig: Kunstgeschichte. Charakterbilder aus Österreich-Ungarn." (Wien 1893).

Im Laufe der Sechziger Jahre bot sich Führich ein neues reiches Feld künstlerischer Tätigkeit, zu welcher der erste Anstoß aus dem Auslande gekommen. Es war der Kunstverleger Alphons Dürr in Leipzig, der an den Künstler mit dem Antrage herantrat, einige cyklische, für Holzschnitt berechnete Compositionen für seinen Verlag zu bearbeiten. Der Sohn des Verlegers schreibt über den Verkehr seines Vaters mit Führich:[1] ‚Er war dem verehrten Meister auch persönlich nahe getreten und hatte ihn mehrfach in seinem Wiener Atelier und während seines sommerlichen Landaufenthaltes in der Nähe der Hauptstadt aufgesucht. Ein Besuch in dem anmutig gelegenen Landhaus, das den Namen ‚Am Himmel' führte, steht ihm vorzugsweise lebhaft in der Erinnerung. Der gottergebene Künstler bei stillbeglücktem Schaffen im friedlichen Verein mit den Seinen — das bot ein trefflich zu jenem Namen stimmendes eindrucksvolles Bild. — Er darf es sich auch wesentlich als Verdienst anrechnen, in den letzten Lebensjahren Führich's den Anlaß zu jener reichen und schönen Nachblüte seiner Kunst gegeben zu haben, welcher die bekanntesten cyklischen Compositionen ihr Entstehen verdankten. Zugleich dienten jene Werke dazu, den Ruhm Führich's, der in seiner Heimat damals kaum nach Gebühr geschätzt wurde und außerhalb Österreichs wenig bekannt war, überallhin weit über die Grenzen hinaus zu verbreiten.' —

Führich, ‚dessen gestaltende Kraft sich mit dem zunehmenden Alter steigerte,' griff freudig den dargebotenen Gedanken auf; wie er selbst oft bemerkte, ‚strömten ihm gerade im letzten Dezennium seines Lebens die künstlerischen Gedanken in solcher Reichhaltigkeit zu, daß er sie oft im raschen Zuge in Umrissen aufs Papier warf, ohne an die Ausführung zu gelangen.' Den Reigen dieser für des Meisters Eigenart bedeutsamsten Publikationen, bei denen ‚die durch keine Nebenbedingungen des Bestellers eingeschränkte Freiheit Führich's Eigentümlichkeit erst recht zur Geltung kommen ließ', war der Weihnachtscyklus: ‚Der bethlehemitische Weg', eine lebendige Erzählung von der Kindheit Jesu, erfüllt und getragen vom Geiste jener besonderen Vorliebe für die liebliche Weihnachtsfeier, welche den Meister bereits seit seinen Jugendtagen beseelt hat. Viel ernster war schon der Stoff des zweiterschienenen Ostercyklus: ‚Er ist auferstanden', der die Wunder des Ostermorgens ergreifend glorifiziert. Es folgten die Illustrationen zu Kempis' ‚Nachfolge Christi' und zum ‚Psalter', in welchen er in Randzeichnungen und Vollbildern, in einer Menge von Gegenüberstellungen und Andeutungen eine solche Fülle tiefsinniger Phantasie und inhaltreicher Formenschönheit entwickelte, daß diese Werke wohl zu den hervorragendsten seiner Arbeiten gezählt werden müssen.' Nebenbei schuf er auch einige Blätter zu Dürr's ‚Bilderbibel' und dessen ‚Gleichnissen', um aber bald wieder an ein selbständig abgerundetes Cyklusthema zu gehen: ‚Das Buch

1) Die Buchhandlung A. Dürr in Leipzig: Festschrift zur Feier des 50jährigen Geschäfts-Jubiläums von Alphons Friedrich Dürr. (Leipzig 1903.)

Ruth', das in meisterhaften Kupfern von Heinrich Merz erschien, während die übrigen Arbeiten Führich's für den Dürr'schen Verlag durchwegs von Oertel trefflich in Holz geschnitten sind. Anfangs der Siebziger Jahre hatte Dürr noch vier Cyklen: Blätter zum ‚Armen Heinrich' Hartmanns von der Aue, zum ‚Parcival', ‚das christliche Kirchenjahr' und ‚Aus dem Leben' in Vorschlag gebracht; das erst- und letztgenannte wurden vollendet, letzteres aber bisher nicht publiziert. Es war die letzte arbeits- und segensreiche Periode in Führichs Leben.

Hand in Hand mit diesen Arbeiten für Dürr entstanden damals aber noch eine Anzahl anderweitiger Schöpfungen, welche meist erst nach des Künstlers Ableben veröffentlicht wurden. Es waren dies die Cyklen: ‚der verlorene Sohn' — gestochen von Petrak —, das ‚Leben Mariens' in 28 Blättern, die ‚Passion Christi', die ‚Legende von den heiligen drei Königen' und ‚der hl. Wendelin'. Man möchte fast sagen, Führich's Gestaltungskraft steigerte sich von einem zum andern, um im Letztgenannten die Palme zu erringen. Im Frühjahre 1871 binnen drei Wochen in der stärkenden, friedlichen Ruhe seines Landaufenthaltes auf dem Kobenzl bei Wien entstanden diese dreizehn Blätter Conturen ‚voll duftigen Naturlebens und einer mit der Raschheit des ohne vorhergegangene Versuche vollzogenen ‚Niederschreibens' gleichen Schritt haltenden Unmittelbarkeit der Conception.' Es sind Bilder voll tiefer Poesie, verklärt vom Hauche einer von Wahrheit und Glauben erfüllten Künstlerseele; sie zeigen, um auf sie des Meisters eigene Worte anzuwenden, die Kunst, ‚die den Künstler selbst ebenso erquickt und verjüngt, wie Jeden, der sich an ihr zu laben versteht.'

Vieles hatte sich indessen in Führich's eigenem Heim wie im Kreise seiner Freunde wieder geändert; insbesondere der Tod seines treuesten Freundes Kupelwieser (1862) hatte ihn tief ergriffen. Seine beiden Kinder hatten eigenen Hausstand gegründet und ihre Liebe verschönte ihm den Lebensabend, nachdem er an seinem Namensfeste des Jahres 1875 schmerzerfüllt am Sterbelager seiner geliebten Lebensgefährtin gestanden.

Unter Verleihung des Comthurs zum Franz Joseph-Orden war der Künstler 1872 in den Ruhestand versetzt worden; gleichzeitig ernannte ihn die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens zu ihrem Ehrenmitgliede. Allein, wie teilweise schon gesagt, sein Stift ruhte nicht, wenn auch die Hand manchesmal ermüdete und des Alters Last sich fühlbar machte. Aus diesen letzten Jahren stammen z. B. noch die Blätter: ‚Schutzmantel Mariä', ‚Vorflutliche Optimisten', Zeichnungen seiner ‚Jahreszeiten', ‚St. Christoph', Skizzen für die Chorfenster der Votivkirche und Projektentwürfe zu Fresken für dasselbe Gotteshaus. Und so feierte der Meister in ungetrübter Geistesfrische seinen 75. Geburtstag, der für ihn ein Tag reicher Ehren wurde. Ein päpstliches Handschreiben durch Nuntius Jacobini überreicht, brachte ihm den Segenswunsch Papst Pius IX; die Stadt Wien verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, der Seckauer Kunstverein ernannte ihn

zum Ehrenmitgliede; Adressen und Zuschriften von Akademien, von seinen Schülern und Freunden, von vielen Vereinen des Aus- und Inlandes — so z. B. aus kleinen Dörfern Pustertals — brachten Glückwünsche und Grüße, zollten dem Künstler und katholischen Ehrenmann Dank, Ehre und Anerkennung; die Wiener Künstlergenossenschaft veranstaltete ihm zu Ehren eine großartig wirkende Ausstellung von Originalwerken seiner Hand.

Allein Führichs Lebenstage waren gezählt. Aus seiner Landwohnung ‚am Himmel' zurückgekehrt, hatte er noch einmal wie alljährlich sein liebes Weihnachtskripplein aufgebaut, mit seinen Kindern und Enkeln die alten, vertrauten Hirtenweisen gesungen. Wenige Wochen später trat unerwartet plötzlicher Kräfteverfall ein, und in der Nacht vom 12. auf den 13. März 1876 hauchte der gottbegnadete Künstler, gestärkt durch die Sakramente seiner Kirche, seine reine, fromme Seele aus. Die Worte St. Ephrems ‚über den Tod' auf seinem Sterbeandenken: ‚Für die Welt ist er untergegangen und bei Christus aufgegangen. Wir aber weinen, da wir seines schönen Beispiels beraubt sind, und wehklagen, da wir herumschauen und seine Liebe nicht mehr sehen; was ihm frommt, hat uns Traurigkeit verursacht, was ihm ersehnt war, ist uns schmerzlich geworden' — zeigen so recht die Treue und Anhänglichkeit seiner Familie, seiner Schüler und Freunde.

Dies in knappen Zügen Führich's Lebenslauf als Mensch und Künstler: es war Leben und Kunst im Gefolge des Glaubens, es war ein Künstlergemüt, welches die Aufgabe der Kunst darin suchte, ‚der Wahrheit im Gewande der Schönheit die Herzen zu gewinnen.' Und was Führich geleistet, drücken gar innig die einfachen Verse seines Schülers Tunner aus, die derselbe dem 75jährigen Lehrer mit einem ‚Gedenkblatt' — darstellend St. Christoph, den Gottesträger — gewidmet:

‚Gern möcht' ich dir zu deinem Feste sagen
Ein herzlich Wort nur, schlicht gemeint und treu,
Darf ich mich auch nicht in die erste Reih'
Von deinen nah' und nächsten Freunden wagen.

In dieser Zeit der spitzigfeinen Fragen
Hat es mich oft erbaut in frommer Scheu,
Wie du so ritterlich, so frank und frei,
Wie einst Sankt Christoph, unsern Herrn getragen.

Der Siedel sieht vor seinem kleinen Licht
Des ew'gen Lichtes Sonnenaufgang nicht,
Das alle Nacht der Erde will erhellen —

Du aber schreitest ruhig fort zum Ziel,
Das du geahnt in Form und Farbenspiel,
Zum ew'gen Ufer durch der Zeiten Wellen!'

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seine Denkwürdigkeiten.

Von

Georg Frhr. v. Hertling.

Seit den Veröffentlichungen aus dem Nachlasse Varnhagen von Enses durch Ludmilla Assing in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat kein Memoirenwerk bei seinem Erscheinen einen solchen Sturm der Entrüstung entfacht, wie die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, des dritten Reichskanzlers. In der Tat, die hier begangene Indiskretion ist ungewöhnlich groß. Der Fürst, den seine vornehme Geburt und demnächst seine amtlichen Stellungen mit höchsten Kreisen und maßgebenden Persönlichkeiten in nahe und nächste Beziehungen brachten, dem Könige und Staatsmänner zeitlebens ein uneingeschränktes Vertrauen schenkten, hatte die Gewohnheit, Unterredungen, die ihm interessant waren, nachträglich aufzuzeichnen, ohne Rücksicht auf die Personen, deren Äußerungen er notierte, ohne Wahl der Gegenstände, auf welche sich die zum Teil sehr intimen Unterredungen bezogen, in den meisten Fällen auch ohne jeden Vorbehalt in bezug auf die Glaubwürdigkeit der ihm gemachten Mitteilungen. Und dieses Material warfen die Herausgeber, ein Sohn des Fürsten und der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in Kolmar, auf den offenen Markt, ohne zu bedenken, daß mehr als eine der Persönlichkeiten, von denen hier die Rede ist oder welche als Gewährsmänner auftreten, noch unter den Lebenden weilt, ohne sich die Frage vorzulegen, ob nicht durch Äußerungen, welche hier der breitesten Öffentlichkeit übergeben werden, der schuldigen Ehrfurcht vor den Trägern der höchsten staatlichen Autorität, der Pietät gegen Freunde und Gönner, möglicherweise selbst dem nationalen Interesse Abbruch geschehen könne! Und ist es nicht an sich schon verletzend, wenn das, was gestern in engster Intimität gesprochen wurde, wobei sich niemand einer weitergehenden Verantwortlichkeit für die eine oder andere Äußerung bewußt war, morgen auf Straßen und Märkten wiederholt und breitgetreten wird?

Aber der Hinweis auf die Größe der begangenen Indiskretion erklärt nicht völlig die da und dort an den Tag getretene, schier überlaute Entrüstung.

Denn die große Menge ist bekanntlich skandalsüchtig und freut sich, wenn ihr allerhand Klatsch aus hohen Kreisen zugänglich gemacht oder ein Blick in das Intrigenspiel eröffnet wird, welches dort zu Hause zu sein pflegt. Sollte es diesmal anders gewesen sein, sollte es sich nur um die gesteigerte Reaktion eines verstärkten und verfeinerten Empfindens handeln? In der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 14. November 1906, die vielleicht den Ausgangspunkt für eine neue Ära der inneren Politik in Deutschland bedeutet, erklärte der Abgeordnete Bassermann, der in der Bevölkerung vorhandene Unmut sei durch den unerfreulichen Blick hinter die Kulissen, welchen die Lektüre der beiden dicken Bände gewährt, noch gewachsen. Das war wohl etwas viel gesagt. Nicht die Bevölkerung, aber bestimmte Kreise derselben empfanden die Publikation sehr unliebsam. Ihnen war es unerwünscht, das, was sie sich und anderen nur stilisiert vorzuführen gewohnt waren, hier in Augenblicksphotographien nach dem Leben dargestellt zu finden. Vor allem: der nationale Heros, zu dem sie den Fürsten Bismarck zu erheben gewohnt waren, erschien hier allzu menschlich. Darum war in ihren Augen die Veröffentlichung geradezu eine herostratische Tat. Sie fragten nicht, ob das Mitgeteilte wahr sei, sondern waren empört, daß es mitgeteilt wurde.

Gewiß wäre es richtiger gewesen, die Denkwürdigkeiten noch ein Menschenalter lang in dem Hohenloheschen Familienarchiv ruhen zu lassen. Man braucht aber nicht strenger zu sein als die dem Präsidenten des Oberkonsistoriums unterstellten Prediger, welche diesen, trotz seiner Beteiligung an der Herausgabe, ihres ungeminderten Vertrauens versicherten. Und schiebt man die Frage nach der Zulässigkeit einer so eigenartigen Veröffentlichung bei Seite, so wird man zugestehen müssen, daß sehr viel Interessantes darin enthalten ist. Ich bin sogar der Meinung, daß hier einer der Fälle vorliegt, wo man ‚aus der Geschichte etwas lernen kann'.

* * *

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geboren zu Rotenburg an der Fulda am 31. März 1819, war von 1866 bis 1870 bayrischer Ministerpräsident, von 1874 bis 1885 Botschafter des deutschen Reichs bei der französischen Republik, von 1885 bis 1894 Statthalter in Elsaß-Lothringen, von 1894 bis 1900 Reichskanzler. Wer ihn in dieser letzten Lebensperiode sah, konnte nicht den Eindruck gewinnen, einen bedeutenden Mann vor sich zu haben. Den Vergleich mit dem ersten Reichskanzler hätten freilich auch andere nicht leicht ausgehalten. Nunmehr erfährt man aus den Denkwürdigkeiten, daß er jedenfalls ein vielseitig gebildeter und mannigfachen geistigen Interessen zugänglicher Mann war, der von früh auf den Vorkommnissen des öffentlichen Lebens als scharfsichtiger Beobachter offenen Auges zu folgen pflegte. Die Fehler und Schwächen des lieben Nächsten entgingen ihm nicht leicht. Vorzüglich verstand er sich darauf, andere zum Sprechen zu bringen. Für die Wirkung nach außen war ihm vor allem der Mangel an rednerischer Begabung

hinderlich. Zurückhaltend, bedächtig zögernd in der Konversation, pflegte er, wo er öffentlich zu sprechen hatte, in der Regel das Niedergeschriebene von großen vor ihm liegenden Bogen abzulesen, mit denen er sich nicht immer sofort zurecht fand. Wer das miterlebt hat, wird sich wundern, wie oft in den Denkwürdigkeiten rednerische Erfolge verzeichnet werden. Am 19. Oktober 1849 schreibt er an seine Schwester Amalie, er habe in der bayrischen Reichsratskammer, der er als erbliches Mitglied angehörte, ‚vor einer gedrängt gefüllten Galerie ziemlich gut gesprochen'; kurze Zeit darauf an dieselbe, er habe sich ‚vor einigen Tagen durch eine recht gut improvisierte Rede einen großen Ruf erworben'. Nach seiner Wahl zum Vizepräsidenten des Zollparlaments berichtet das Tagebuch, die Dankesrede, die er hielt, habe einen guten Eindruck gemacht, da er sie ‚frei und fließend vortrug'. ‚Ich war froh,' heißt es weiter, ‚auf diese Weise debütiert zu haben. Es ist keine Kleinigkeit, vor dieser Versammlung zu sprechen.' Daß die aus gleichem Anlasse im folgenden Jahre gehaltene Rede ‚lebhaft begrüßt' wurde und dem Redner bei der königlichen Tafel in Potsdam ‚viel Schmeichelhaftes' gesagt wurde, ist begreiflich. Hatte er doch selbst die ihm zuteil gewordene Auszeichnung auf die von ihm als bayrischer Minister befolgte preußenfreundliche Politik bezogen. Im März 1871 aber trägt er in das Tagebuch ein, die glänzende Wahl zum Vizepräsidenten des Reichstags und sein ‚Redesukzeß' machten dem Minister von Lutz Sorge. Auch den Beifall, der ihm für Tischreden in Bremen oder Berlin zuteil wird, vergißt er nicht zu buchen. Man wird annehmen müssen, daß sich dieser Beifall jedesmal auf das bezog, *was* der Fürst sagte, nicht auf die Art, wie er es sagte. An Gedanken fehlte es ihm nicht; er verfügte über eine gebildete Ausdrucksweise und liebte die historischen Rückblicke. So machen die im Wortlaute mitgeteilten Reden in der Tat einen guten Eindruck. Auch wird er es ja wohl selbst nicht wörtlich genommen haben, wenn ihm die Großherzogin von Baden sagte, ‚sie habe nie etwas so Ergreifendes und Schönes gelesen,' wie die Rede, welche er bei einem Diner zu Ehren des Gemeinderats von Straßburg hielt.

Die schriftstellerische Neigung und Begabung tritt auch sonst in den Denkwürdigkeiten hervor. Irgend jemand hat gesagt, der Fürst sei ein geborener Journalist gewesen. Aber das Mißverhältnis zwischen mündlicher und schriftlicher Ausdrucksfähigkeit war nicht in allen Situationen bequem. Zu der Eigenart Kaiser Wilhelms II. paßte es nicht. In Berlin erzählte man, daß dieser wohl des Vormittags zu dem alten Kanzler gekommen sei, und ihm in temperamentvoller Lebendigkeit seine Ideen und Entwürfe vorgetragen habe. Hohenlohe hörte schweigend zu, um dann, wenn er allein zurückgeblieben war, zu Papier zu bringen, was er zu entgegnen hatte. Traf dann der lange Brief im Schlosse ein, so pflegte der Kaiser unmutig zu äußern: ‚Aber warum hat er mir denn dies alles nicht selbst gesagt, ich war doch heute früh bei ihm!'

Für den deutschen Standesherrn fielen die Schranken weg, welche die übrige Menschheit in der Regel vom persönlichen Verkehre mit Angehörigen

regierender Häuser trennt. Daß Fürst Hohenlohe, zumal in jungen Jahren, diesen Vorzug angenehm empfand, ist nur natürlich. Ein Brief an die Mutter aus der Heidelberger Studienzeit berichtet über die freundliche Aufnahme, welche er und sein Bruder, der nachmalige Herzog von Ratibor, bei dem auf der Durchreise begriffenen Prinzen Wilhelm von Preußen gefunden hatten. Wenige Monate später meldet ein anderer das ‚Entzücken' der beiden über einen Brief des Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, worin dieser ihnen den Dank für die Glückwünsche zu seiner Verlobung mit der Königin Viktoria von England aussprach. ‚Ein wahrhaft herzlicher, freundschaftlicher Brief.' Ist er in Brühl oder Baden-Baden oder Potsdam zur Tafel geladen, so versäumt er nie, die dabei anwesenden hohen Gäste in seinem Tagebuche zu verzeichnen. Im Juli 1844 schreibt er aus Berlin an die Mutter: ‚Bei Hofe bin ich fast alle Sonntage zum Diner und habe mir zu meinem Erstaunen die Gunst der hohen Herrschaften erworben. Der König offerierte mir gestern sogar seine Dose, aus der ich mit Begeisterung eine Prise nahm.' Zwei Jahre später berichtet ein Brief aus München an die Prinzessin Amalie: ‚Königs waren sehr gnädig gegen mich. Ich habe auch die Bekanntschaft des Herzogs von Leuchtenberg und des Kronprinzen von Schweden gemacht.' Im Herbst 1860 war er in Rußland. In Wilna, auf einem Balle, traf er mit Alexander II. zusammen. Das Tagebuch verzeichnet: ‚Als der Kaiser kam, stand ich zufällig neben einer alten Gräfin Choiseul, mit welcher der Kaiser zuerst sprach, und wurde deshalb auch alsbald begrüßt und mit einigen wohlwollenden Äußerungen beglückt, was mir den Neid aller anwesenden „Reußen" zuzog.' Aber noch im Juli 1871 unterläßt er nicht, darin zu vermerken: ‚Abends Tee bei der Kaiserin. Ich saß längere Zeit zwischen dem Kaiser und der Kaiserin an einem Tisch, an welchem noch drei Fürstinnen (Biron, Radziwill und Gagarin) saßen.'

Aber es war doch niemals seine Absicht, sich mit den Vorzügen zu begnügen, welche die vornehme Geburt ihm mühelos verschafft hatte. Er wollte etwas leisten. ‚Der Mann soll und will schaffen und arbeiten,' schreibt er 1851 an die Prinzessin Amalie, . . . ‚darum ist mir das süddeutsche standesherrliche Leben immer ungenügend gewesen, weil es die Faulheit zum Lebensberuf stempelt.' Und ebenso im folgenden Jahre an die andere Schwester, die Prinzessin Elise: ‚Je älter man wird, desto nötiger ist ein Beruf. . . Ich bin nicht geschaffen, mein Leben zur bloßen Erfüllung des aristokratischen Lebensberufs zu verwenden. So gerne ich anerkenne, daß dieser Beruf ernster und wichtiger ist, als man gewöhnlich annimmt. Entweder ist dieser aristokratische Beruf gut durchgeführt, dann ist er achtungswert und wird Anerkennung finden, oder er endet in Zersplitterung und mit Sortierung goldener Dosen und Weihnachtsgeschenken. Es sind schon bessere Menschen als ich dahin gekommen.'

Das sind gute und richtige Gedanken. Gewiß läßt sich auch die ererbte Stellung eines Grandseigneurs befriedigend ausgestalten und durch uneigennützige Förderung allgemeiner Interessen veredlen. Aber die Gefahr liegt doch jederzeit nahe, daß sich das Leben in Nichtigkeiten verzettelt. Eine andere Gefahr

fällt dafür hinweg. Wenn ein Mann wie Fürst Hohenlohe öffentlich tätig sein will, so denkt er dabei gewöhnlich nicht an die bescheidene Wirksamkeit in irgend einem Departement des staatlichen Dienstes. Sein Auge richtet sich vielmehr auf leitende oder doch ausgezeichnete Stellungen. Nur zu leicht wird er sich alsdann in ein unruhiges Getriebe von Ehrgeiz, Streberei und Intrigantentum hineingezogen finden. Die Denkwürdigkeiten bezeugen an vielen Stellen, daß Fürst Hohenlohe dieser Gefahr nicht entgangen ist.

Wie schon erwähnt, gehörte er der bayrischen Reichsratskammer als erbliches Mitglied an. Dies wies auf eine politische Tätigkeit in dem süddeutschen Königreiche hin, aber sein Bildungsgang — er war Auskultator in Koblenz und Referendar in Potsdam gewesen, — seine Familienbeziehungen und offenbar auch seine Neigung verbanden ihn mit Preußen. Das lassen seine Aufzeichnungen aus dem Jahre 1859 deutlich erkennen. Im Jahre 1861 bewarb er sich um einen Sitz im preußischen Herrenhause, und noch im folgenden Januar sagte er dem Kronprinzen Friedrich, der Plan sei nicht aufgegeben. Er sei in München nun doch einmal als Preuße verschrien, und sein Eintritt ins Herrenhaus werde seine Stellung dort weder verbessern noch verschlechtern. Das lautet wie ein Nachklang getäuschter Hoffnungen. In der Tat berichtet das Tagebuch am 22. März 1859: ‚Das Ministerium (in Bayern) ist nicht mehr recht solid. Es fehlt ein tüchtiger Minister des Innern und ein Redner im Ministerium. Man weiß nicht, wen man nehmen soll; auch ein anderer Handelsminister ist notwendig.‘ Und wenige Tage später: ‚Ich wurde hier durch einen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ überrascht, der mir die Stelle eines bayrischen Ministers der neuen Ära, des Chefs eines Ministeriums der Morgenröte in Aussicht stellt.‘ Endlich am 31. März: ‚Neue Nachrichten aus München lassen mich hoffen, daß der Ministerkelch diesmal an mir vorübergehen wird.‘ Ausdrücke dieser Art sind nicht immer ernst gemeint. Im Sommer unternahm er eine Reise nach England. Von dort zurückgekehrt, machte er einen ernsthaften Versuch, in Bayern anzukommen, indem er König Max II. persönlich seine Dienste anbot. Über die bei dieser Gelegenheit geführte Unterredung berichtet unter Beibehaltung der dialogischen Form eine ausführliche, für die Fürstin angefertigte Niederschrift. Er versichert den König, daß, falls dieser die Gnade hätte ihn zu verwenden, er ‚durch Vermögen und Stellung in der Lage wäre, den bayrischen Namen würdig zu vertreten und die bayrische Fahne mit Energie und Entschiedenheit aufzupflanzen‘. Auf die Äußerung desselben, ‚er wolle sich weder von Österreich noch von Preußen ins Schlepptau nehmen lassen,‘ erwidert er, das entspreche der ‚Gesinnung des ganzen bayrischen Volkes, das von einer preußischen Hegemonie nichts wissen will‘. Der Versuch hatte keinen Erfolg. Einige Jahre später wurden ihm Hoffnungen nach der anderen Seite hin erweckt. Bei Gelegenheit des Frankfurter Fürstentags im August 1863, dem er als interessierter Zuschauer beiwohnte, hatte er ein langes Gespräch mit dem bekannten badischen Staatsmann, Herrn von Roggenbach. Dieser sagte ihm: ‚Bei der Thronbesteigung

des jetzigen Kronprinzen von Preußen werde man sich nach einem Manne umsehen, dessen solide Stellung, Bildung und Gesinnung für die Übernahme des Postens des Ministerpräsidenten geeignet sei; da wisse er nun niemand als ihn, und es sei auch bereits vorgearbeitet.'

Die Dinge in Deutschland gingen ihren Gang und trieben deutlich einer Krisis entgegen. Im Zusammenhange damit akzentuierte sich Hohenlohes politische Stellung schärfer. Mehr und mehr wurde er für Bayern der kommende Mann. König Max war am 10. März 1864 gestorben. Im Oktober bespricht sich Hohenlohe, dem man auf der Straße in München bereits zum Ministerpräsidenten gratuliert hatte, eingehend mit seinem Freunde Völderndorff darüber, was er als Minister des Auswärtigen zu tun haben würde. In das Tagebuch trägt er ein: ‚Meine Gegner sind die Hofleute, der niedere Adel, die Ultramontanen und die österreichische Partei. Der gebildete Mittelstand ist für mich, desgleichen die Demokraten. Es scheint aber, als ob preußische und österreichische Einflüsse sich geltend machten, eine Reaktion in Bayern anzubahnen. Diese wollen mich nicht, und in dieser Überzeugung bin ich denn auch ruhig und unbehelligt wieder abgereist.' Wieder spricht man im Jahre 1866 von ihm. Das Tagebuch verzeichnet am 7. Juni ein Gerücht, er habe sich mit den Führern der Fortschrittspartei, Barth und Völk, verständigt; diese wollen den König zu sich herüberziehen, Richard Wagner zurückrufen lassen und den Fürsten als Ministerkandidaten präsentieren. ‚Da Pfordten aber jetzt fester sitzt als je,' fügt Hohenlohe bei, ‚so ist von einer solchen Kombination, die mir sehr unangenehm wäre, keine Rede.' Wiederum berichtet er am 5. Juli, ‚jemand,' der nicht ohne Einfluß sei, sei auf die Idee verfallen, ihn für das Kultusministerium vorzuschlagen und habe dieserhalb bei ihm angefragt. Er will aber ‚jetzt nicht Minister werden', und am wenigsten Kultusminister. Das Jahr vorher hatte er versucht, mit Ludwig II. Fühlung zu gewinnen. In einem Briefe vom 5. April trug er dem Könige vor, daß er ‚gewohnt, in den Beratungen des Landtags nur nach Überzeugung und treu dem geschworenen Eide zu handeln', sich bei seinen Reden und Abstimmungen möglicherweise nicht in Übereinstimmung mit der Staatsregierung befinden könne. Er fürchtet ‚falsche Darstellung in betreff der Motive seiner Handlungen' und bittet den König, wenn er ‚im vorkommenden Falle sein Tun und Reden im Reichsrat für wichtig genug halte, demselben Aufmerksamkeit zu schenken', die gewünschte Aufklärung direkt von ihm zu befehlen oder durch das Kabinet einfordern zu lassen.

Endlich war seine Zeit gekommen. Unter dem Eindrucke des unrühmlichen Feldzugs am Main und des für Bayern demütigenden Friedensschlusses[1])

1) Vergl. Denkwürdigkeiten I, S. 170: ‚Von den Berliner Friedensunterhandlungen erzählt man u. a. folgendes: von der Pfordten sagte Bismarck, er begreife nicht, warum man Bayern so harte Friedensbedingungen mache, da doch Sachsen, Württemberg und Hessen so günstige Bedingungen erhielten.' Darauf sagte Bismarck: ‚Was wollen Sie? Für Sachsen verwendet sich Österreich, für Württemberg und Darmstadt Rußland — für Sie verwendet sich niemand!'

hatte die Kammer der Abgeordneten nahezu einstimmig einen Antrag angenommen, welcher die Regierung aufforderte, den engen Anschluß an Preußen und die Berufung eines deutschen Parlaments zu erstreben. Er wurde in der Reichsratskammer gegen einige Stimmen verworfen. Hohenlohe hatte sich in längerer Rede dafür ausgesprochen, und dadurch, wie er glaubte und in seinem Tagebuche unterm 1. September 1866 vermerkte, seine ‚Chancen für das Ministerium' sehr vermindert. Als er sechs Wochen später wieder nach München kam, hatte sich die Situation verschoben. Es kriselte im königlichen Kabinet; die Stellung der einflußreichen Kabinetsräte Pfistermeister und Lutz schien erschüttert. Trat hier ein Wechsel ein, so ließ sich voraussehen, daß er auch das Ministerium ergreifen werde. Hohenlohe berichtet darüber: ‚Der König will mich an Pfordtens Stelle haben und hat dies gesagt, woraus dann die Zeitungsartikel entstanden sind. . . Die Stimmung im allgemeinen ist noch immer gleich günstig für mich. Meine Rede hat mir viel genützt. Gleich den Tag nach meiner Ankunft wurde ich wieder durch einen Artikel der „Neuesten Nachrichten" überrascht, in welchem bestimmt versichert wurde, ich sei ausersehen, Pfordten zu ersetzen.' Aber noch vergingen mehrere Wochen. Am 1. November bot ihm der vielvermögende Oberststallmeister Graf von Holnstein im Namen des Königs das Ministerium des Hauses und des Äußeren und die Ministerpräsidentschaft an. Es war kein politisches Motiv, was den König bestimmte. Richard Wagner, der nach kurzem Aufenthalte am Hofe zu München wieder in die Schweiz hatte zurückkehren müssen, hatte auf Hohenlohe hingewiesen, und der König hoffte, daß ihm dieser die Rückkehr Wagners ermöglichen werde. Hohenlohe selbst hatte sich überzeugt, ‚daß eigentlich zur Zeit kein Grund zu einer Ministerveränderung gegeben sei,' und ‚ein Wagner-Ministerium' zu bilden, hatte er keine Lust. So war ihm eine Verzögerung etwa bis zum Zusammentritt des Landtags ganz erwünscht. Nur durfte die Zwischenzeit nicht ungenützt verstreichen. Holnstein mußte suchen, sich in der Gunst des Königs zu halten, um dort Hohenlohes Interesse zu vertreten. Zwei andere Freunde hatten den Auftrag, die gegnerischerseits gesponnenen Fäden unschädlich zu machen. Einem dritten fiel es zu, die Presse zu bearbeiten. Den Chefredakteur der ‚Neuesten Nachrichten' hatte Hohenlohe schon im Oktober persönlich aufgesucht.

Am 11. Dezember reichte Frhr. von der Pfordten seine Entlassung ein, die vom Könige angenommen wurde. Eine seit Monaten durch das ganze Land betriebene Agitation (Denkwürdigkeiten I, S. 192) hatte ihre Schuldigkeit getan. Am 31. Dezember wurde Hohenlohe zum Minister des königlichen Hauses und des Äußeren, sowie zum Vorsitzenden des Ministerrates ernannt. Drei Jahre später reichte er sein Entlassungsgesuch ein, nachdem aus den Neuwahlen von 1869 83 Patrioten gegen 71 Liberale hervorgegangen waren. König Ludwig bewog ihn, noch zu bleiben; als aber die beiden Kammern des im Januar 1870 zusammengetretenen Landtags ihm ein Mißtrauensvotum erteilt hatten, erneuerte er sein Entlassungsgesuch, das jetzt angenommen wurde.

Daß seine Rolle damit ausgespielt sei, glaubte er nicht. Da der Ausfall der Wahlen den Rücktritt des Ministeriums nahegelegt hatte, schrieb er in sein Tagebuch: ‚Ich kann nicht daran denken, zu bleiben, wenn ich die Majorität der Kammer gegen mich habe, und ich gestehe, daß ich gerne abgehe. Drei Jahre Ministerium ist vorläufig genug.‘ Im Mai 1870 weiß er von einer Äußerung Windthorsts zu berichten, der zu Graf Münster gesagt habe: ‚Wissen Sie schon das Neueste? Bismarck wird sich zurückziehen und Hohenlohe seine Stelle übernehmen,‘ und fügte bei, das Gerücht scheine in ultramontanen Kreisen kolportiert zu werden, ihm ‚in München das Terrain zu verderben‘.

Zwei Monate später brach der deutsch-französische Krieg aus. Die Freunde in München erörterten die Möglichkeit seines Wiedereintritts. ‚Ich hätte nur einen Finger zu rühren gehabt, um wieder Minister zu werden,‘ meint er selbst. Bei einem patriotischen Gartenfeste, welches der Eigentümer der ‚Neuesten Nachrichten‘ veranstaltet hatte, wurde er vielfach begrüßt und ihm die dahingehende Hoffnung ausgesprochen. Am 19. August, als an allen Straßenecken die Nachricht von den Schlachten vor Metz angeschlagen waren, schreibt er ins Tagebuch: ‚Das Publikum glaubt, ich würde nun demnächst wieder Minister. Die Minister aber denken nicht daran, abzugehen. Auch Bray (der Minister des Äußern) will nun bleiben. . . Schlör (der Handelsminister) sah mich mit Schrecken am Horizont auftauchen, da er wohl weiß, daß mein Eintritt sein Austritt sein würde. Ebenso sieht Holnstein meine Anwesenheit ungern, da er sich selbst als künftigen Ministerpräsidenten betrachtet. . . So scheint es, daß ich vorläufig noch der Ruhe werde pflegen können. Ich tue keinen Schritt. Wenn man mich braucht, muß man mich suchen, und dann werde ich meine Bedingungen stellen.‘ Hierin stimmte der liberale Abgeordnete Marquard Barth mit ihm überein, während sein vertrauter Freund, Ministerialrat von Völderndorff, befürchtete, wenn er nicht jetzt ins Ministerium einträte, wo in bezug auf die Neugestaltung Deutschlands noch alles im Flusse sei, könne er später auf die Seite geschoben werden. Hohenlohe aber erklärte, daß er ‚lieber gar nicht eintrete als halb, d. h. mit Konzessionen in Personen und Sachen dem Könige gegenüber‘. Anfangs Mai des nächsten Jahres schreibt ihm Völderndorff nach Berlin, es bestehe in München die Absicht, ‚ein Ministerium Hohenlohe-Lutz zu kombinieren‘. Hohenlohe will ‚im allgemeinen seine Bereitwilligkeit zum Wiedereintritt erklären‘, jedoch unter der Bedingung, ‚die Vorschläge wegen der Zusammensetzung dem Könige selbst machen zu können.‘ Eingehend werden dieselben zwischen ihm und Völderndorff im Juli in München erörtert. Aber er traut nicht recht, insbesondere ist er mißtrauisch gegen Lutz. Sechs Wochen später steht ihm fest, daß Lutz gegen seinen Wiedereintritt ins Ministerium gearbeitet hat. ‚Dieser Einfluß von Lutz ist überall zu sehen und ekelt mich so an, daß ich nichts mehr von der Sache wissen will.‘ Im August trat Graf Bray zurück. Sein Nachfolger wurde Graf Hegnenberg-Dux. Aber die Gerüchte erneuerten sich, als dieser schon im

folgenden Jahre, am 2. Juni 1872, starb. Hohenlohe war in Berlin beim Reichstag. Seine nationalliberalen Freunde Marquardsen, Bennigsen u. a. wünschten dringend, daß er auf die Stelle berufen würde. Bennigsen meinte, ‚es werde für die hiesige Regierung vom größten Wert sein, jemand dort zu haben, auf den sie zählen könnte.' Wenige Tage darnach sprach Kaiser Wilhelm in Ems mit ihm über bayrische Verhältnisse und drückte den Wunsch aus, daß er wieder Minister würde. In München aber herrschte im Augenblicke eine unfreundliche Stimmung gegen Preußen. Der König wollte ein partikularistisch gefärbtes Ministerium mit Herrn v. Gasser, dem Gesandten in Stuttgart, an der Spitze. Hohenlohe schreibt darüber: ‚Die Spannung ist zwischen Berlin und hier im Steigen. Will sich aber der König mit Preußen brouillieren, so wird er nicht daran denken, mich ins Ministerium zu berufen; auch könnte ich, so wie die Lage ist, es gar nicht einmal annehmen.' Er war übler Laune. Zwar tröstete ihn einigermaßen der Gedanke, daß die angeblich liberalen Minister, welche etwa bleiben wollten, ‚sich gründlich blamieren' würden. Aber der Groll gegen Lutz ist nicht überwunden, er ist überzeugt, daß dieser ‚hofft, noch selbst Ministerpräsident zu werden'. Von dem Feste, das die Stadt zu Ehren des vierhundertjährigen Stiftungsfestes der Universität gab, entfernte er sich unbemerkt und zu früher Stunde, nachdem er ‚genug stupide Gesichter gesehen' hatte.

Aus dem Ministerium Gasser wurde nichts. Ministerpräsident und Minister des Äußern wurde der bisherige Finanzminister von Pfretzschner und blieb es bis 1880, wo in der Tat Lutz sein Nachfolger in der Präsidentschaft wurde.

Hohenlohes Zeit in Bayern war vorüber. Aber schon im Frühjahr 1873 war davon die Rede, daß er kaiserlicher Botschafter in London werden solle. Bismarck sprach selbst mit ihm darüber, meinte aber, er könne als einziger ‚reichstreuer' Grandseigneur in Bayern, der zugleich das Vertrauen des Königs besitze, in Deutschland mehr wirken als in England. Trotzdem erfolgte im Frühjahr 1874 seine Ernennung zum Botschafter in Paris. Bei den nationalliberalen Freunden herrschte darüber große Freude, dagegen begegnete er ‚mehr und mehr unfreundlichen Gesichtern unter der preußischen Aristokratie und den jüngeren Diplomaten'. Windthorst, der ihm im Reichstag gratulierte, meinte, ‚die größte Schwierigkeit sei nicht in Paris, sondern in den Aufträgen, die er von Berlin bekommen würde.' Der fortschrittliche Abgeordnete Ziegler, Oberbürgermeister von Breslau, sagte ihm, ‚der Weg ins Reichskanzlerpalais gehe über Paris.' ‚Ich hoffe, daß diese Prophezeiung nicht richtig sein möge,' fügt Hohenlohe hinzu. Aber der Pfeil war doch haften geblieben. Ein Eintrag vom 7. Mai berichtet über einen langen Besuch des bekannten Bankiers Bleichröder, der ihm ‚wertvolle Notizen über Paris' gab, und schließt mit dem Satze: ‚Bleichröder erwartet ohne Zweifel, daß ich einst der Nachfolger von Bismarck werde, und will sich deshalb gut mit mir stellen.' Unterm 5. August 1875 notiert er, der Herzog von Decazes,

französischer Minister des Auswärtigen, habe ihm von einem Gerücht gesprochen, wonach er zum Reichsvizekanzler ernannt sei. Am 23. März 1877 erzählte ihm die Gräfin Marie Bismarck, ihr Vater habe oft an ihn gedacht, wenn er es müde sei, sich zu ärgern, und abgehen wolle. Er sei der einzige Mensch, auf den der Reichskanzler sich verlassen könnte. So sorgten Personen und Umstände dafür, daß der Ehrgeiz des bald Sechzigjährigen stets neu aufgestachelt wurde.

Am 2. Juli 1879 wurde durch den Tod des Herrn von Bülow der Posten des Staatssekretärs des Auswärtigen vakant. Die Denkwürdigkeiten lassen es als selbstverständlich erscheinen, daß Hohenlohe für denselben in Betracht gezogen wurde. Jedenfalls fuhr er sogleich nach Berlin, wo er sich mit den Räten des Auswärtigen Amtes besprach, und von da weiter nach Varzin zu Bismarck. In Berlin hatte er auch Bleichröder aufgesucht, der ihn bei dem Reichskanzler für die Stelle in Vorschlag gebracht haben wollte. In Varzin traf er mit dem seitdem sehr bekannt gewordenen Herrn v. Holstein zusammen, der ihm zur Annahme des Postens riet. Er selbst hatte Bedenken finanzieller Art, für welche er bei Bismarck Verständnis fand. Die Entscheidung wurde vertagt und im folgenden Jahre dahin getroffen, daß Hohenlohe unter Belassung in seiner Stelle als Botschafter von Ende März ab die Geschäfte des Staatssekretärs vier bis sechs Monate interimistisch führen und dann an den Grafen Hatzfeld abgeben sollte. Infolge einer Erkrankung des Fürsten fand die Einrichtung früher, als vorgesehen war, ihr Ende.

Im Dezember 1884 zeigten sich die ersten Spuren einer in Berlin gegen ihn bestehenden Verstimmung. Im Frühjahre kam es dann zu ärgerlichen Verhandlungen über einen wiederholt erbetenen und wieder aufgegebenen Urlaub und schließlich zu einem sehr energischen Schreiben des Fürsten an den Geh. Legationsrat von Holstein. Da starb am 17. Juli der Feldmarschall Freiherr von Manteuffel, und Hohenlohe wurde veranlaßt, den Botschafterposten in Paris mit der Statthalterschaft von Elsaß-Lothringen zu vertauschen. Er war es zufrieden. Bei einem Besuche in Berlin hatte er sich überzeugt, daß seine Stellung in Paris auf die Dauer den jungen Elementen des Auswärtigen Amtes gegenüber nicht haltbar gewesen wäre. Das liege in der Natur der Sache: ‚Ein alter Mann kann nicht jungen Leuten gegenüber, die er als Buben gekannt hat, in einer abhängigen Stellung sein. Die Stellung des Statthalters ist deshalb eine glückliche Chance.‘

Er brachte neue Sorgen. Die Schwierigkeiten, welche ihm Windthorst für den Botschafterposten vorausgesagt hatte, kamen jetzt. Damals hatte er sich ihnen zu entziehen gewußt durch ein rückhaltloses Eingehen auf die von Bismarck Frankreich gegenüber befolgte Politik. Jetzt, wo er unter eigener Verantwortung zu handeln hatte, blieben die Reibungen nicht aus. Sie kamen von zwei Seiten, von Bismarck, der jederzeit die schärfsten Maßregeln verlangte, und von den Militärbehörden. ‚Wahrscheinlich will man in Berlin, daß ich mich blamiere,‘ schrieb er am 6. Juli 1887 in sein Tagebuch.

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

«Sehet hin auf die Vögel des Himmels!»
(Matth. 6, 26.)

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Triumphzug Christi.

Ein Jahr später glaubt er sich endlich erklären zu können, warum ihm Bismarck ‚stets Prügel zwischen die Füße geworfen hat, sobald es in Elsaß-Lothringen gut ging' und er sich ‚die Anerkennung der Welt oder des Kaisers erworben hatte': ‚die Prozesse gegen die Patriotenliga, das Drängen auf Ausweisungen und zuletzt der Paßzwang. Alles unmotiviert, wenn man nicht obige Erklärung (die auf persönliche Eifersucht hinausging) annimmt.' Zu einer Krisis kam es trotzdem nicht, sei es, weil Hohenlohe nachgab, wie in der Frage des Paßzwanges, sei es, weil Bismarck mit dem Tode des alten Kaisers die frühere Machtstellung verlor. Die Ära Caprivi verlief für Hohenlohe friedlich.

Am 24. Oktober 1894 rief ihn ein Telegramm des Kaisers nach Potsdam. Unterwegs, in Frankfurt, erfuhr er aus der Zeitung die Entlassung des Reichskanzlers Grafen Caprivi und des preußischen Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg. Am 29. verkündete der Reichsanzeiger seine Berufung auf die beiden freigewordenen Stellen. Er war fünfundsiebzig Jahre alt.

Auch aus dieser letzten Periode seiner öffentlichen Wirksamkeit sind ausführliche Aufzeichnungen vorhanden. Sie enthalten Aufschlüsse über den Gang der auswärtigen Politik des deutschen Reiches und eine rückhaltlose Darlegung der Kämpfe und Schwierigkeiten der inneren Politik, welche, wie die Herausgeber bemerken, ‚nicht so sehr in den Sachen, als in den Personen ihren Grund hatten.' Hier endlich hören wir denn auch von unabweisbaren Rücksichten, welche zurzeit die vollständige Publikation verhinderten.

In seiner reichen Erfahrung, den weitausgedehnten Beziehungen und der persönlichen Bekanntschaft mit ausländischen Diplomaten und Staatsmännern brachte der Fürst eine wertvolle Ausrüstung für das neue Amt mit. In der inneren Politik ließen ihn die dermalige parlamentarische Lage und das Verhältnis der Parteien im Reichstage bedeutsame Erfolge einernten, wie die Verabschiedung des bürgerlichen Gesetzbuches und die in Angriff genommene Neugestaltung der Flotte. Sein vorsichtig zurückhaltendes Wesen und seine Anpassungsfähigkeit behüteten ihn vor Zusammenstößen, wie sie bei Bismarcks Naturell und Eigenart unvermeidlich gewesen waren. Machte man ihm Vorwürfe wegen allzu großer Nachgiebigkeit, so entgegnete er wohl, wie in einem seiner letzten Jahre häufig erzählt wurde: ‚Man sagt, ich solle abgehen und einen starken Mann an meine Stelle treten lassen! Den starken Mann möchte ich sehen, der einen einzigen Tag an der Stelle bliebe!' Trotzdem gab es Schwierigkeiten. Wo sie lagen, besagt ein Brief an seinen Sohn, den Prinzen Alexander, vom 17. Oktober 1896. Nach einer anderen Richtung deutet bereits eine Aufzeichnung aus dem Herbst 1895: ‚Ich weiß, daß eine Anzahl Politiker und hohe Streber darauf ausgehen, mich bei Seiner Majestät zu diskreditieren. Sie wollen einen anderen Reichskanzler und geben vor, daß es einer energischen Aktion bedürfe.' Der Fürst erörtert die Folgen, die eine solche energische Aktion haben müsse; das Ergebnis ist kein erstrebenswertes. Am 16. Oktober 1900 reichte er in Homburg sein Entlassungsgesuch ein, welches

der Kaiser sofort annahm. Einige Tage darnach schrieb er darüber an seine Schwester, die Prinzessin Elise: ‚Ich habe mich rascher entschlossen, abzugehen, als ich es anfangs beabsichtigt hatte. In den letzten Wochen kam allerhand vor, das mir die Überzeugung aufdrängte, daß ein Wechsel in der Person des Reichskanzlers dem Kaiser nicht unangenehm sein würde. Da ich nun fortgesetzt an Asthma und Schwerhörigkeit leide, so hielt ich mich berechtigt, einen Strich zu machen und mit diesem Lebensberuf abzuschließen. Der Kaiser nahm auch mein Gesuch sehr freundlich auf, und mein Abgang hat sich in der friedlichsten Weise ohne Gekränktheit vollzogen.‘

Das Leben, das er in jungen Jahren gesucht hatte, abgestoßen von dem geschäftigen Müßiggange eines Grandseigneurs, hatte er im vollen Umfange gefunden. Er hatte erreicht, was sich darin nur immer erreichen ließ. Trotzdem schrieb er ein halbes Jahr vor seinem Rücktritt an den Prinzen Alexander, nachdem er einen trüben Blick auf die keinem Menschen ersparten Schmerzen geworfen hatte: ‚Und dazu ist der Mensch geschaffen. Da wäre es doch besser, man wäre nie geboren. Das hat schon Sophokles gesagt, und es sind Jahrhunderte vergangen, und jeder weiß es und jeder vergißt es jeden Tag und dämmert dahin, erhält Ehrenstellen und Orden und geht dann ab und wird vergessen.‘ — Er starb in Ragaz am 6. Juli 1901.

* * *

Als Politiker zeigt Fürst Hohenlohe keine ausgeprägte Eigenart, sondern spiegelt in seinen Urteilen und Maximen die Anschauungen wieder, welche sich in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelt hatten, um von den liberalen Parteien in den sechziger und siebziger Jahren in die Tat übersetzt zu werden. In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1844 spricht der Fünfundzwanzigjährige eine starke Abneigung gegen das Regiment Friedrich Wilhelms IV. aus. Ein Wechsel in den leitenden Persönlichkeiten scheint ihm unerläßlich, die Gefahr eines Aufstandes keineswegs fernliegend. Als er zu Anfang des nächsten Jahres in den schlesischen Provinziallandtag eintreten sollte, war ihm übel zumute, weil er ‚die Verwirrung und Unklarheit der Begriffe in den höchsten Regionen erkannt und gesehen, wie man jeden Wunsch des Volkes, der mit den Absichten der Regierung nicht übereinstimmt, für ein Staatsverbrechen ansieht.‘ In einem politischen Aufsatze aus dem Spätjahr 1847 fällt der bei einem katholischen Prinzen überraschende Gedanke auf, daß Preußen mit dem liberalen Protestantismus stehe und falle. ‚Das Ministerium Eichhorn — wer wollte es leugnen? — steht auf einem antipreußischen Grund und Boden.‘ Daneben beklagt er schmerzlich die Nullität Deutschlands. ‚Niemand wird leugnen, daß es für einen denkenden, tatkräftigen Mann ein trauriges Los ist, in der Fremde nicht sagen zu können: Ich bin ein Deutscher, nicht mit Stolz die deutsche Flagge auf seinem Schiffe zu sehen, in Bedrängnissen keinen deutschen Konsul zu finden, sondern sich sagen zu müssen: Ich bin ein Kurhesse, ein Darmstädter, ein Bückeburger; mein

Vaterland war einmal ein großes, mächtiges Land; jetzt ist es zersplittert in achtunddreißig Lappen.' Eine Umgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse erscheint ihm um so dringender, als ohne eine solche die vorhandene fortschrittliche Strömung zweifellos zur Revolution führen werde. In das folgende Jahr, 1848, fällt sein erstes Auftreten in der bayrischen Reichsratskammer, wo er über das Wahlgesetz zum Frankfurter Parlament zu referieren hatte. Voll patriotischer Begeisterung erblickte er darin den ersten Schritt, ‚der das deutsche Volk der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches entgegenführt.' In einer späteren Sitzung sprach er zur Frage der Ministerverantwortlichkeit und hatte dabei Gelegenheit, wie er seiner Schwester Amalie schreibt, die reaktionäre Hofpartei ‚niederzudonnern'. Die deutsche Nationalversammlung entsprach freilich in keiner Weise den Hoffnungen die er auf sie gesetzt hatte, und die Frankfurter Septembertage, insbesondere die scheußliche Ermordung Auerswalds und Lichnowskys, erfüllten ihn mit Schrecken. Aber trotz pessimistischer Anwandlungen hoffte er ‚auf den Sieg der preußisch-deutschen Idee'. So begegnet also schon hier, was später einen Hauptpunkt seines politischen Programms bildete: die Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze. In jener Hoffnung übernahm er die diplomatische Mission, den Antritt des Reichsverwesers an den Höfen zu Athen, Rom und Florenz zu notifizieren. Die fünfmonatliche Reise gab ihm Gelegenheit, seinen Gesichtskreis zu erweitern, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, Erfolge auf politischem Gebiete konnte er davon nicht heimbringen. Mit Interesse liest man angesichts der heutigen Verhältnisse, was er unter dem Datum Karmel, 16. Januar 1849 in sein Tagebuch eintrug: ‚Ich überzeuge mich mehr und mehr von der Notwendigkeit baldiger Zentralorganisation Deutschlands. . . . Der Orient weiß von Deutschland nichts. Es muß ein deutscher katholischer Konsul nach Jerusalem. Der Einfluß Deutschlands im Orient gibt 1. Deutschland überhaupt mehr Macht, 2. befördert den deutschen Handel und etwaige Kolonisation. Um diesen Einfluß zu begründen, ist das religiöse Element des katholischen Klerus zu benutzen.'

Seine Hinneigung zur kleindeutschen Politik bekundete er in einer am 12. November 1849 in der Reichsratskammer gehaltenen Rede, in der er, ohne sich von dem der Regierung wegen ihrer Haltung in der deutschen Frage votierten Dank auszuschließen, seine Sympathie mit den Grundgedanken des von Preußen, Sachsen und Hannover am 26. Mai abgeschlossenen Bündnisses aussprach. Weit schärfer als in der Kammer äußerte er sich in einem für das Frankfurter Journal geschriebenen Artikel. Hier polemisierte er gegen die von dem König von Württemberg gehaltene Thronrede und sagte u. a.: ‚So weit sind wir also gekommen, daß man die politische Schamhaftigkeit in einem deutschen Königreiche ganz ablegt und vor den Augen von ganz Europa gesteht, daß wir es nicht mehr wagen, uns eine Verfassung zu geben, wie sie unseren Bedürfnissen entspricht, sondern daß die letzte Stimme den Mächten zusteht, die die Verträge garantiert haben!'

Daß er mit diesen Gesinnungen nicht daran hätte denken können, in einem der Südstaaten Karriere zu machen, liegt auf der Hand. Aber ‚der Drang zu politischem Wirken' führte ihn, wie die Herausgeber bemerken, ‚allmählich zu einem Kompromiß mit den Verhältnissen, in denen allein ein solches Wirken für ihn möglich war.' Er ist bestrebt, ‚seinen Frieden mit dem bayerischen Königtum zu machen und unter der Einwirkung dieser äußeren Begebenheiten nehmen auch seine politischen Anschauungen allmählich eine Wendung, die ihn dem bayerischen Partikularismus näher bringt.' Unter welchen Umständen er im Jahre 1866 das Ministerium in Bayern übernahm, ist oben erzählt worden. Er mußte sich sagen, daß er auch jetzt noch zahlreiche Elemente der Bevölkerung gegen sich habe, welche an den überlieferten Zuständen möglichst wenig geändert haben wollten und zudem von einer mehr oder minder starken Antipathie gegen Preußen und norddeutsches Wesen erfüllt waren.

Für die heutige Generation, welche die Neugestaltung Deutschlands unter Ausschluß von Österreich bereits vorgefunden hat, ist es schwer, sich in die Gedanken und Empfindungen derer zu versetzen, welche der dahin führenden Entwicklung widerstrebten, und noch schwerer, ihnen gerecht zu werden. Die Ohnmacht des alten deutschen Bundes ist heute sprichwörtlich, und man denkt nicht daran, daß er vierzig Jahre lang die wichtigste Stütze des europäischen Friedens gewesen ist. Daß in den deutschen Mittelstaaten Dynastien, Regierungen und große Teile der Bevölkerung nicht sofort bereit waren, um des größeren Ganzen willen auf die ererbte und Jahrhunderte alte Selbständigkeit zu verzichten, erscheint als törichte, mit den Machtmitteln in schreiendem Mißverhältnisse stehende Selbstüberhebung. Der Wertmesser ist ein völlig anderer geworden, man fragt nach der Stellung der Staaten im Weltverkehr, auf dem Weltmarkt, und hat keine Schätzung mehr für die stille Kulturarbeit, welche in eng umfriedetem staatlichem Leben die Väter geleistet haben. Mitleidig blickt man auf das ‚geschriebene Recht' der alten Staatsverträge herab und begreift nicht, daß von den Anhängern des Bestehenden die Neugestaltung der Dinge in bitterem Schmerze als Rechtsverletzung empfunden wurde, daß sie mißtrauisch denen entgegenstanden, welche als offene oder geheime Freunde dieser Neugestaltung zu gelten hatten.

Daß Bayern nach den Ereignissen von 1866 und der Gründung des norddeutschen Bundes nicht isoliert bleiben konnte, bedarf heute keiner Erörterung mehr. Interessant aber ist es, zu sehen, wie Fürst Hohenlohe König Ludwig II. für den Anschluß an Preußen zu gewinnen bemüht war. In einem Bericht vom 20. März 1867 verweist er ihn auf eine doppelte Gefahr, auf die Möglichkeit einer europäischen Verwicklung, welche, wenn sie Deutschland berühre, den Bestand Bayerns in Frage stellen werde, und den ‚Ausbruch einer intensiven nationalen Bewegung in Süddeutschland'. ‚Das Streben des deutschen Volkes, den nationalen Gedanken auch gegen den Willen der Regierungen zu verwirklichen,' könne ‚zu inneren Kämpfen führen, in welchen

die Dynastie bedroht wäre'. Vor allem die letzte Erwägung war auf den König berechnet. Dem Fürsten Bismarck gegenüber erschien es umgekehrt als zweckmäßig, ‚die Festigkeit der öffentlichen Meinung in Bayern nicht allzu sehr hervorzuheben.' Daher Hohenlohe den preußischen Gesandten in München, Grafen Werthern, hierauf aufmerksam machte. Bei einem Gespräche mit dem Kaiser Napoleon, der auf der Rückkehr von Salzburg, wo er mit dem Kaiser von Österreich zusammengetroffen war, am 23. August 1867 den Münchener Bahnhof passierte, äußerte er sogar, das Drängen auf ein enges Zusammengehen mit Preußen gehe ‚nur von einer Partei aus'. Trotzdem kehrt in dem Berichte an den König vom 23. November desselben Jahres die gleiche Erwägung wieder: ‚Die Zustände, wie sie zur Zeit liegen, sind so unfertig, die Strömung der öffentlichen Meinung ist so gewaltig, daß, wenn die Regierung die Initiative aus der Hand gibt, andere Elemente über sie hinweg Ereignisse hervorrufen können, welche die Selbständigkeit Bayerns bedrohen würden.' Die Übertreibung der von der ‚nationalen' Partei her drohenden Gefahr findet ihre charakteristische Ergänzung in einem Gespräche, welches der Minister im Juni 1868 mit dem König hatte. Als dieser sich ungehalten über die ‚ultramontane' Partei zeigte, meinte Fürst Hohenlohe, daß man dieselbe ‚im Interesse der Dynastie gebrauchen, sie aber stets sich vom Leibe halten müsse. Die Ultramontanen hätten die Absicht, Bayern an Österreich zu bringen, man könne ihnen also nicht trauen. Das sah der König ein.' Einen Beweis, der niemals zu erbringen gewesen wäre, hatte er nicht verlangt.

Auch wer damals zum Lager der Opposition gehörte, muß heute zugeben, daß die von Hohenlohe in der deutschen Frage befolgte Politik den Interessen Bayerns förderlich war.

Welche Bahn er einzuschlagen hatte, hing nicht von seiner freien Wahl ab. Sie war ihm durch Umstände vorgezeichnet, die er nicht geschaffen hatte und die er, selbst wenn er gewollt hätte, zu ändern nicht in der Lage gewesen wäre. Dem Beitritt der Südstaaten zum norddeutschen Bunde stand Artikel IV. des Prager Friedens entgegen. Bismarck hatte wiederholt zu erkennen gegeben, daß er ihn zur Zeit nicht wünsche. Andererseits war Bayern bereits ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen eingegangen, welches gleichzeitig mit dem Friedensvertrage abgeschlossen, bis dahin geheim gehalten worden war.* Demgemäß betonte Hohenlohe in seinen ersten Kundgebungen die beiden Punkte, daß ein Eintreten Bayerns in den norddeutschen Bund nicht anzustreben sei, zumal dessen dem Einheitsstaate angenäherten Bestimmungen den im Süden vorwaltenden Wünschen und Tendenzen nicht entsprächen, daß aber für Bayern, welches weder allein bleiben könne, noch sich einem außerdeutschen Staate anschließen dürfe, die Anlehnung an Preußen, zunächst durch Unterstellung seiner Armee unter preußischen Oberbefehl für den Fall eines Krieges, eine unbedingte Notwendigkeit sei. Als festzuhaltendes, aber einstweilen nicht zu realisierendes Ziel galt ihm die Herstellung eines die sämtlichen deutschen Staaten um-

* Es wurde am 19. März 1867 publiziert.

fassenden Bundesstaates. Daneben aber ließ ihm das Interesse Bayerns und der Südstaaten überhaupt eine vorläufige Verständigung unter den letzteren als dringend wünschenswert erscheinen. Sie sollte in erster Linie der Heeresorganisation gelten. Ihr Zweck war, wie Hohenlohe in seiner Antrittsrede in der Kammer der Abgeordneten am 19. Januar 1867 erklärte, ‚die Annäherung des Südens von Deutschland an den Norden zu fördern, zugleich aber auch die eigene Unabhängigkeit, soweit dies an uns liegt, vor Annexionsgelüsten, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu wahren.' Hierbei befand er sich überall in Übereinstimmung mit Bismarck, dessen nicht nur die Machtverhältnisse abwägender, sondern auch die Imponderabilien richtig einschätzender staatsmännischer Geist gerade bei den der Gründung des Reiches vorangehenden Verhandlungen in hellem Lichte erscheint. Noch ist zu erwähnen, daß Hohenlohe, obwohl er im übrigen keinerlei Sympathie für Österreich hegte, doch von Anfang an ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem neu zu einigenden Deutschland und dem alten Kaiserstaate bestimmt ins Auge faßte.

Die Denkwürdigkeiten berichten ausführlich über die von dem bayrischen Minister unternommenen Versuche, eine engere Verbindung zwischen den süddeutschen Staaten herbeizuführen. Insoweit sie mehr erreichen wollten, als die gemeinsame Durchführung der militärischen Einrichtungen, hatten sie keinen Erfolg. In erster Linie, weil Württemberg nicht darauf eingehen wollte. Wenn etwa noch Illusionen hierüber bestanden, so wurden sie durch die Rede beseitigt, welche der Minister v. Varnbüler im Dezember 1868 in der zweiten Kammer in Stuttgart hielt. Er wollte weder eine süddeutsche Zentralgewalt noch ein süddeutsches Parlament, wie es von der württembergischen Volkspartei angestrebt wurde. Dem König Ludwig II. gegenüber, welcher Angabe der Gründe verlangte, an denen der Versuch einer süddeutschen Vereinigung gescheitert sei, hatte Hohenlohe in einem Berichte vom April des gleichen Jahres zunächst auf Meinungsverschiedenheiten im Staatsministerium hingewiesen, die für ihn um so belangreicher sein mochten, als ihm die Zustimmung des Königs selbst nicht außer allem Zweifel war. Er hatte sodann eine weitere Erwägung hinzugefügt, welche wiederum ganz und gar auf die Sinnesweise des Königs berechnet war. Die Wahlen zum Zollparlament am 10. Februar sollen durch ihr Ergebnis in Bayern und Württemberg den ‚Bund der klerikalen und demokratischen Elemente' offenbar gemacht haben. Wörtlich heißt es dort: ‚Nachdem nun aber dieses Bündnis zu solchen bedeutenden äußeren Resultaten bereits geführt hat und nachdem in der unter dem Deckmantel konservativer Interessen betriebenen Agitation auch republikanische Tendenzen auftauchen, würde ein süddeutscher Staatenbund ohne gleichzeitige Gewährung eines gemeinsamen, dem norddeutschen Parlament entgegengesetzten süddeutschen Parlaments auch nicht die geringste Aussicht mehr haben, in der öffentlichen Meinung der Bewohner Süddeutschlands Boden zu gewinnen. Die Gewährung eines süddeutschen Parlaments aber wäre nach Ansicht des treugehorsamst Unterzeichneten ... die äußerste Gefahr, denn die Verbindung

Ultramontaner und Republikaner würde dieses Parlament nur dazu benutzen, um die Autorität der süddeutschen Einzelregierungen gänzlich zugrunde zu richten und damit jene Pläne fördern, welche als ihr Endziel die republikanische Föderativverfassung Süddeutschlands mit deren Anschlusse an die Schweiz im Auge haben. Es liegen Anzeichen vor, daß dieser Plan von Frankreich aus nicht ungern gesehen würde.' . . .

Tatsächlich waren die Verhandlungen durch das von der preußischen Regierung aufgebrachte Projekt eines Zollparlaments unterbrochen worden. Durch die demnächstige Einführung desselben wurde der geplanten organischen Vereinigung der Südstaaten der Boden entzogen. Hohenlohe hatte anfangs widerstrebt und sich auf der am 3. Juni 1867 in Berlin abgehaltenen Ministerkonferenz sehr bestimmt gegen das Projekt ausgesprochen. Die Beschickung des norddeutschen Parlaments, führte er aus, zum Zwecke der Zollvereinsverhandlungen werde Bayern nach und nach in den norddeutschen Bund hineinführen. Bayern aber wolle sich nicht indirekt und nach und nach hineinziehen lassen. Wenn es eintreten wolle, werde es schon von selbst kommen. Statt der von Preußen vorgeschlagenen Kombination des norddeutschen Reichstags und einer Anzahl ad hoc gewählter süddeutscher Abgeordneter wollte er eine besondere Versammlung, ‚welcher das norddeutsche Parlament und die süddeutschen Kammern gewisse Rechte abzutreten hätten.' Hierfür fand er jedoch keine Gegenliebe und mußte sich überzeugen, daß Bismarck eher in die Auflösung des Zollvereins gewilligt, als das preußische Projekt aufgegeben hätte. Dagegen gelang es, für Bayern sechs Stimmen in dem in Aussicht genommenen Zollbundesrat durchzusetzen, statt der anfangs vorgeschlagenen vier. Eine Schwierigkeit von der andern Seite ergab sich, als die Kammer der Reichsräte ihre Zustimmung zu dem neuen Zollvereinsvertrag samt Zollparlament ausdrücklich davon abhängig machte, daß das Bayern bis dahin zustehende liberum veto auch in den neuen Verträgen Ausdruck finde. Hohenlohe fuhr sebst mit dem Referenten der Reichsratskammer, dem Freiherrn von Thüngen, nach Berlin, die Forderung durchzusetzen, jedoch ohne Erfolg. Die Reichsratskammer mußte nachgeben. Man wird trotzdem nicht fehlgehen mit der Behauptung, daß die von Hohenlohe eingenommene Haltung, der Nachdruck, mit dem er bei aller Sympathie für eine Einigung Deutschlands unter Preußens Führung für die Interessen Bayerns eintrat, ihre Früchte trug und dazu mitwirkte, daß Bayern demnächst in der Reichsverfassung mehrfache Sonderrechte zugestanden wurden. Als es einen Augenblick schien, der in Versailles geschlossene Vertrag werde im Reichstage auf Schwierigkeiten stoßen, eilte Hohenlohe nach Berlin, um bei seinen Freunden für unveränderte Annahme zu wirken. Er wurde rasch beruhigt. ‚Man hat doch,' trägt er am 3. Dezember 1870 in sein Tagebuch ein, ‚in der nationalliberalen Partei so viel Vertrauen zu Bismarck, daß man sich sagt, er müsse ganz besondere Gründe gehabt haben, . . . so große Konzessionen an Bayern zu machen. Die Leute vergessen hier, daß ja niemand Bayern zwingen konnte und wollte.'

In einer Aufzeichnung aus dem Oktober 1895 sagt der damalige Reichskanzler Fürst Hohenlohe von sich: ‚Ich habe in Bayern seit lange, schon seit 1849, auf seiten der nationalen Partei gestanden. Da es aber in Bayern nur Liberale oder Partikularisten respektive Ultramontane gibt, so mußte ich mich auf die liberale Partei stützen. Als Anhänger derselben bin ich bayrischer Minister geworden.‘ Spezifisch liberale Forderungen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung und der Verfassung Bayerns zur Durchführung zu bringen, dazu war die Zeit seiner Amtsführung zu kurz. Das im Oktober 1867 dem Landtage vorgelegte Schulgesetz scheiterte an dem Widerstand der Reichsratskammer. Diese Vorschläge zur Umgestaltung der letzteren, welche er dem Könige schon vor seiner Ernennung unterbreitet hatte, und auf die er im Dezember 1869, kurz vor seinem Abgange zurück kam, hatten keinen Erfolg. Wenn er sich aber auf die liberale Partei stützte, so war umgekehrt die letztere auf die Unterstützung der Regierung angewiesen. Überaus bezeichnend hierfür ist der folgende Eintrag aus dem Jahre 1868: ‚Gestern, Dienstag, den 3. März, viele Besuche im Ministerium. Darunter Stenglein, der wissen wollte, ob wir uns ebenso passiv bei den nächsten Kammerwahlen verhalten würden wie diesmal bei den Wahlen zum Zollparlament. Was ich verneinte. Er sagte, daß in diesem Falle . . . die Bildung einer liberalen Partei (soll wohl heißen: Majorität) in Aussicht stehe.‘

Völlig aus dem Geiste des Liberalismus entsprungen aber war seine Kirchenpolitik. Der Name Hohenlohe ist mit der Geschichte des Kulturkampfes so enge verflochten, daß darüber etwas mehr gesagt werden muß. In einem beachtenswerten Aufsatze über die Hohenlohe-Memoiren im ‚Literarischen Handweiser‘* erinnert Franz Hülskamp daran, daß, während die Ernennung des katholischen Fürsten Hatzfeld zum Oberpräsidenten von Schlesien seinerzeit der ‚Kreuzzeitung‘ ‚Beklemmungen‘ verursacht hatte, die Ernennung des gleichfalls katholischen Fürsten Hohenlohe zum ersten Beamten des Reichs nirgendwo ähnliche Empfindungen hervorrief. Davor schützte ihn seine Vergangenheit. Wie er zuletzt und im tiefsten Herzen zu den religiösen Fragen stand, soll hier nicht untersucht werden, obwohl auch hierüber die Denkwürdigkeiten interessante Aufschlüsse bieten. Nur soweit seine Parteinahme, und seine politischen Maßregeln dadurch beeinflußt waren, soll davon die Rede sein. Als weitaus stärkstes Motiv begegnet hier seine an Idiosynkrasie streifende Abneigung gegen die Jesuiten und alles, was er darunter verstand und damit in Verbindung brachte. Schon in jungen Jahren war sie bei ihm zum Durchbruch gekommen. Darüber unterrichtet eine Aufzeichnung, datiert München, 9. Mai 1846: ‚Wenn ich bisher von der sogenannten ultramontanen Partei

* Derselbe bringt u. a. auch mehrfache Berichtigungen und Ergänzungen zu dem Personenregister. Eine Kleinigkeit trage ich nach: Der II, 59 erwähnte Abgeordnete hieß nicht Stadthagen, wie das gegenwärtige sozialdemokratische Reichstagsmitglied, sondern Stavenhagen, gehörte der Fortschrittspartei an und war meines Wissens ehemaliger Offizier.

gut dachte, wenn ich sie für ungefährlich hielt, so ist dieser Gedanke, der mich bisher immer im Zweifel hielt, was ich zu tun habe, gewichen. Seit meinem Gespräche mit H. J. hat sich meine Ansicht befestigt. Ich sehe nun plötzlich den Abgrund, in den ich durch die Politik der Jesuiten zu stürzen Gefahr lief. . . . Ich bitte Gott um Kraft, daß er die Versuchung dieser Teufelsgesellschaft, die nur auf Unterjochung der menschlichen Freiheit, und zwar der geistigen, hinarbeitet, von mir fernhalten möge, damit ich weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen irre gemacht werde, vom rechten Pfade der Wahrheit abzugehen. Dazu bedarf es eines offenen Bruchs mit der ganzen Clique, den ich so bald wie nur immer möglich, herbeiführen werde.'

Es wäre von Interesse, zu wissen, welche Persönlichkeit sich unter den beiden Buchstaben verbirgt. Jarcke, auf den man geraten hat, kann es nicht wohl sein, denn dieser hieß mit Vornamen Ernst. Auch ist nicht abzusehen, wann und wo Hohenlohe mit Jarke, der längst in Wien weilte, zusammengetroffen sein sollte. Ebensowenig hört man von bedeutsamen Erlebnissen oder wissenschaftlichen Forschungen, auf welche seine Überzeugung von der abgründlichen Schlechtigkeit der Jesuiten und ihrer Anhänger sich hätte stützen können. Es scheint nicht, daß er jemals mit einem Priester der Gesellschaft Jesu in näheren Verkehr gekommen wäre. Von katholischen Geistlichen überhaupt stand ihm wohl nur sein Bruder Gustav wirklich nahe, der nachmalige Kardinal, der seine Antipathie teilte und ihn noch darin bestärkte. Die mitgeteilten Briefe zeigen, wie sehr Papst Pius IX. recht hatte, als er sich weigerte, diesen Kirchenfürsten als deutschen Botschafter beim Vatikan zu akzeptieren, — oder auch auf einen deutschen Bischofsstuhl zu versetzen, worauf bekanntlich zu verschiedenen Malen sehr ernsthaft hingearbeitet wurde. In der Konzilszeit trat dann zu dem Einflusse des Kardinals noch der Döllingers hinzu.

Den Fürsten Chlodwig begleitete die Jesuitenscheu wie eine fixe Idee durch sein ganzes Leben. Die Denkwürdigkeiten liefern dafür die seltsamsten Belege. In den ersten Tagen des Juni 1866 erzählte ihm jemand, Graf Blome, der damalige österreichische Gesandte in München, ‚sei der Chef der Kriegspartei in Österreich und dringe um so mehr auf Krieg, als er glaube, jetzt sei der geeignete Moment, um die weltliche Macht des Papstes in ihrem früheren Umfang wieder herzustellen.' Hohenlohe fügt hinzu: ‚Wenn die Jesuiten, unter deren Einfluß selbst Bismarck steht, den Krieg für ihre Interessen nötig erachten, dann kann uns kein Gott den Krieg abwenden. Seit ich das weiß, zweifle ich nicht mehr, daß es in vierzehn Tagen losgeht.' Der Krieg brach freilich aus, aber die Jesuiten und die Wiederherstellung des Kirchenstaates hatten nichts damit zu tun. In der österreichischen Politik hat die letztere niemals eine Rolle gespielt! Hohenlohe aber redet wiederum in einem für das Frankfurter Journal geschriebenen Artikel im Jahre 1869, da in Österreich Beust am Ruder war, von der traditionellen Politik der Wiener Staatskanzlei, die ihr Interesse darin finde, ‚mit dem Jesuitenorden Hand in Hand zu gehen, um denselben bei gelegener Zeit in der auswärtigen Politik,

sei es gegen Rußland in Polen, sei es gegen Preußen in Westfalen und am Rhein, sei es wo immer, zu verwerten und zu verwenden.' Und noch im Juni 1871 erneuert sich ihm der Verdacht, Bismarck könne unter dem Einfluß der Jesuiten stehen, und er fragt sich, ‚ob nicht Bismarcks persönliche ehrgeizige Pläne in betreff des Elsaß der verwundbare Punkt sei, die Achillesferse, an der die Jesuiten Bismarck gepackt haben könnten'. In einem Briefe an seinen Schwager, den Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg vom August des nächsten Jahres gilt ihm als notorisch, ‚daß die Jesuiten überall als die Feinde Deutschlands auftreten.' ‚Der Jesuitenorden kann gar nicht anders, als ein Reich bekämpfen, dessen Grundlage die Parität der Konfessionen ist.' Er glaubt, ‚ein Jesuit würde es für eine Beleidigung ansehen, wenn man von ihm annähme, daß er ein Förderer des neuen Deutschen Reichs sein könnte.' Während seines Aufenthalts in Paris, am 21. Juni 1875, schreibt er in sein Tagebuch: ‚Mendes Leal, der portugiesische Gesandte, ist der größte Jesuitenrichter, der mir vorgekommen ist. Er behauptet, die Internationale sei unter der Leitung der Jesuiten, die Jesuiten wollten Don Carlos auf den französischen Thron bringen, der ganze Modewarenhandel in Paris sei in ihren Händen, auch der Guanohandel usw.' Die Eingangsworte erwecken den Eindruck, als ob sich in ihm solchen Räubergeschichten gegenüber der kritische Zweifel geregt habe. Das hinderte ihn aber nicht, ein Jahr später aufzuzeichnen: ‚Decazes behauptet gehört zu haben, Bismarck sei mit den Jesuiten über die künftige Papstwahl einig.' Und wiederum viel später, da in Straßburg eine andere Abgrenzung der Diözesen erörtert wurde, schreibt er: ‚Niemals werden Jesuiten es zugeben, daß das wirksamste Mittel, Elsaß-Lothringen von Frankreich loszutrennen, nämlich obige Neueinteilung der Diözesen, zur Ausführung komme.' Nach dem Falle des Zedlitzschen Schulgesetzes beruft er sich sogar auf eine sehr hohe Stelle für die Erzählung, daß die Jesuiten schon sieben Millionen zusammen hätten, um ‚freie Schulen' zu gründen.

Parallel damit gehen die Äußerungen über die Ultramontanen. ‚Derjenige ist ultramontan,' heißt es in einer Aufzeichnung aus der Zeit kurz nach dem vatikanischen Konzil, ‚welcher seine Meinungen und Handlungen durch die Instruktionen des Jesuitenordens bestimmen läßt.' Man kann sich daher nicht wundern, wenn er sich einige Jahre früher mit dem Grafen Usedom darin zusammenfand, daß die Intrigen der ultramontanen Partei ‚eine große Gefahr für die ganze Entwicklung des menschlichen Geschlechtes seien.' Im Frühjahr 1871 schreibt er an den Grafen Münster, wer in Bayern ernsthaft Politik treibe, dem bleibe nur die Wahl, ‚sich einer der beiden großen Parteien anzuschließen . . ., deren eine von Rom abhängt und entschieden theokratische Tendenzen verfolgt, und deren andere, auf dem praktischen Boden der Verfassung stehend, den modernen Rechtsstaat zu verwirklichen strebt.' Mit dem württembergischen Minister von Varnbüler verband ihn im übrigen keine Sympathie, hier aber begegnen sich ihre Gedanken, denn Varnbüler hatte ihm schon im Sommer 1868 geklagt, die Wahlen seien ‚so schlecht ausgefallen, weil die

Ultramontanen, auf deren Unterstützung die Regierung gerechnet habe, im letzten Augenblick umgeschlagen hätten, und zwar infolge direkter Weisung aus Rom!' Daher genügt es, daß ‚ein tüchtiger Beamter und ehrenwerter Charakter,' der Regierungspräsident Freiherr von Lerchenfeld, ‚als ultramontan gilt,' um dem Könige, der ihn zum Minister des Innern machen wollte, ‚ehrfurchtsvolle Bedenken' entgegenzustellen. Die Ernennung, führt Hohenlohe aus, ‚trüge das Gepräge der Nachgiebigkeit gegenüber der ultramontanen Partei in einem Grade, der den Charakter der Versöhnung und des Ausgleichs weit überschreiten würde. Ohne also mich mit mir selbst in Widerspruch zu setzen, könnte ich nicht mit Freiherrn von Lerchenfeld gemeinsam in einem Ministerium wirken.' Dabei bedenke man, daß er um eben diese Zeit an eine Verständigung mit den ‚Ultramontanen' dachte, und die Absicht des Königs, der sein Entlassungsgesuch nicht angenommen hatte, dahin verstand, es solle der Versuch gemacht werden, ‚ob nicht die gemäßigten und loyalen Elemente dieser Partei mit denen der andern zu gemeinsamem Wirken für das Beste des Landes vereinigt und die bestehende Kluft im Volke geschlossen werden könne.'

Bekanntlich unternahm es Fürst Hohenlohe im Frühjahr 1869 eine Aktion der Mächte gegen die Proklamierung des Unfehlbarkeitsdogmas durch das bevorstehende Konzil herbeizuführen. Die Denkwürdigkeiten bringen darüber interessantes Detail, so gleich die Mitteilung, daß das unterm 9. April an die bayrische Gesandtschaften gerichtete Rundschreiben bis auf die Schlußsätze von Döllinger verfaßt war. In derselben Zeit fanden im Landtage die Verhandlungen wegen des Schulgesetzes statt. In einer Rede in der Reichsratskammer sprach Hohenlohe von den Schwierigkeiten für ein harmonisches Zusammenwirken von Staat und Kirche und fand sie darin, ‚daß in neuerer Zeit Äußerungen kundgegeben sind, die eine Abneigung der in der Kirche zurzeit herrschenden Partei gegen den Staat erkennen lassen.' Die Antworten der Mächte auf das Rundschreiben wurden Döllinger mitgeteilt, welcher sodann dem Fürsten seine Bemerkungen dazu vorlegte. Er wird darin nicht müde, die verderblichsten Konsequenzen aus jenem Dogma abzuleiten. Entscheidend für den Mißerfolg der begonnenen Aktion war die Haltung der österreichischen Regierung. Hohenlohe war daher über die Antwort des Grafen Beust ganz besonders aufgebracht und schrieb einen Artikel dagegen in die ‚Augsburger Abendzeitung'. Im Juni hatte er in Berlin eine Unterredung mit Bismarck und Varnbüler, worin der erstere vorschlug, die deutschen Staaten möchten gemeinsam vertrauliche Schritte in Rom unternehmen, um dort vor zuweit gehenden Maßregeln zu warnen. Zu diesem Zwecke sollte die bayrische Regierung einen Vertrauensmann nach Rom entsenden, der aber zugleich im Namen aller deutscher Staaten zu sprechen hätte und durch besondere Schreiben hierzu zu beglaubigen wäre. Hohenlohe ging darauf ein und fixierte mit dem preußischen Geheimrat Abecken die Einzelheiten des Plans in einem Promemoria. Zur Ausführung kam dieser jedoch nicht, da die geeignete Persönlichkeit nicht gefunden wurde. Im August schrieb ihm Bismarck, die auf Anregung

Bayerns erfolgte Besprechung der deutschen Regierungen sei in Rom nicht ohne Wirkung geblieben. Vermutlich auf Grund der von dem Grafen Harry Arnim erstatteten Berichte heißt es dann weiter: ‚Es gibt dort eine Partei, welche mit bewußter Entschlossenheit den kirchlichen und politischen Frieden Europas zu stören bestrebt ist, in der fanatischen Überzeugung, daß die allgemeinen Leiden, welche aus Zerwürfnissen hervorgehen, das Ansehen der Kirche steigern werden, anknüpfend an die Erfahrungen von 1849 und auf die psychologische Wahrheit fußend, daß die leidende Menschheit die Anlehnung an die Kirche eifriger sucht, als die irdisch befriedigte. Der Papst indessen soll angesichts des Widerstandes, der sich in Deutschland ankündigt, bedenklicher und dem Einflusse jener Partei weniger zugänglich geworden sein.‘ Auch teilt das Schreiben mit, daß das preußische Kultusministerium sich bemüht habe, ‚in vertraulicher Weise vorbeugend auf den Episkopat einzuwirken‘. Hohenlohe seinerseits bildete sich ein, für sein Vorgehen die Zustimmung aller guten Katholiken gefunden zu haben, welche nicht unter dem Einflusse der Jesuiten stünden, und fand in einem Berichte an den König den Grund für die ablehnende Haltung der fremden Staaten in der Eifersucht auf die Initiative Bayerns und wohl auch darin, daß es ‚im Interesse mancher Staaten gelegen scheint, wenn namentlich Bayern noch tiefer in die Kämpfe mit der ultramontanen Partei verwickelt und dadurch in seiner politischen Aktion nach außen gelähmt wird.‘ Eine Aufzeichnung aus dem Frühjahr 1870 führt den Mißerfolg seiner Depesche kurzer Hand auf den ‚Einfluß der Jesuiten an den Höfen und in den Kreisen der Staatsmänner‘ zurück.

Das vatikanische Konzil nahm seinen Verlauf und die schnöden Urteile, welche Hohenlohe im November 1870 über den Charakter und die Haltung der deutschen Bischöfe niederschrieb, finden heute kein Echo mehr. Wohl aber erkennt man den Zusammenhang jener gegen das Konzil gerichteten Bestrebungen und der dabei sich kundgebenden Denkweise der leitenden Staatsmänner mit den Ereignissen des folgenden Jahrzehnts.

Bereits im April 1871 berichtet Hohenlohe aus Berlin, die ‚religiöse Frage‘ werde mehr und mehr Gegenstand der Besprechung. Am 17. Juni las ihm Bismarck den Brief an den Grafen Frankenberg vor, welcher die Mißbilligung der von der Zentrumsfraktion in der Adreßdebatte des Reichstags eingenommenen Haltung durch den Kardinal Antonelli an die Öffentlichkeit brachte. Auch sagte er ihm, ‚daß die Allianz der Klerikalen mit den Demokraten wie Schröder-Lippstadt* seinen ganz besonderen Unwillen erregt, ‚dem Faß den Boden ausgeschlagen hätte‘.

* Der Name weckt eine heitere Reminiszenz. Zu August Reichensperger sagte Bismarck bei einem Zusammentreffen: ‚Ich begreife nicht, daß Sie einen Mann, wie diesen Schr.-L. in Ihre Fraktion aufnehmen können, der sich rühmt, auf den Barikaden gestanden zu haben.‘ Reichensperger, schlagfertig wie immer, — er hat die Geschichte selbst im Freundeskreise erzählt, — erwiderte: ‚Ich weiß wohl, Durchlaucht, daß der Mann sich dessen rühmt, ich weiß aber auch — daß es gelogen ist.‘

Der erste Schritt ging indessen, wie bekannt, nicht von Berlin, sondern von München aus. Ende Oktober 1871 erhielt Hohenlohe von dem damaligen bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Hegnenberg den Entwurf einer Novelle zum Strafgesetzbuch, den später sogenannten Kanzelparagraphen, zugeschickt. Hegnenberg wünschte sich zu versichern, ob der Entwurf auf eine Majorität im Reichstag und im Bundesrat rechnen könne. In diesem Falle, sonst aber nicht, möge er durch eine dem politischen Standpunkte des Fürsten nahestehende Persönlichkeit als Antrag eingebracht werden. Die Antwort des Fürsten lautete günstig. Er hatte direkt mit Bismarck gesprochen, der ‚die Sache sehr entgegenkommend aufnahm' und bemerkte, ‚es werde der Haltung der Ultramontanen gegenüber mehr und mehr nötig, ernste Stellung zu nehmen und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche schärfer abzugrenzen. Der fragliche Antrag schiene ihm ganz passend und werde von seiner Seite unterstützt werden.' Hohenlohe ließ, da er angeblich ‚nichts damit zu tun haben wollte,' den Vorschlag durch den Abgeordneten M. Barth in Reichstagskreisen verbreiten, nahm dann aber in einer aus Delegierten verschiedener Fraktionen bestehenden zur Vorberatung desselben einberufenen Versammlung das Präsidium an. Der Bericht über die Verhandlung, an welcher Bennigsen, Miquel, Fischer (Augsburg), Löwe, Forckenbeck, Zedlitz u. a. sich beteiligten, ist äußerst interessant. Eine Stelle daraus mag genügen. ‚Bennigsen hielt es für nötig, einen Schritt zu tun, um die Ultramontanen aus ihrer defensiven Stellung heraus zu bringen. Eine andere Gelegenheit lasse sich jetzt nicht mehr finden.' Herr von Bennigsen war nicht immer so offenherzig, um so mehr verdient seine Äußerung festgehalten zu werden. Sie stimmt schlecht zu Hohenlohes beweglicher Klage aus dem April des gleichen Jahres, die Kaiserin Augusta wolle noch immer nicht einsehen, ‚daß die Jesuiten den Kampf begonnen haben und dabei ihre Gegner zu passivem Verhalten veranlassen möchten.' Da es nicht gelang, eine Formulierung des Antrags zu finden, welcher ihm die Unterstützung sämtlicher Liberalen gesichert hätte, wurde derselbe von dem Minister von Lutz beim Bundesrate eingebracht und demnächst dem Reichstage vorgelegt. Über die Rede, mit welcher der bayrische Minister die Verhandlungen einleitete, bringen die Denkwürdigkeiten abschätzige Urteile.

Anfang März des folgenden Jahres gab der preußische Gesandte in München zu Ehren des durchreisenden Grafen Harry Arnim ein Diner, an welchem Hohenlohe mit Döllinger und dem altkatholischen Bischof Reinkens teilnahm. Die Herren sprachen sich sehr offen aus. Arnim konnte mitteilen, daß Bismarck den Kampf mit Rom aufnehmen und durchführen wolle. Er mache sich keine Illusionen über die Tragweite des Kampfes, aber sein Entschluß sei gefaßt. Zwei Monate später, in Berlin, schreibt Hohenlohe in sein Tagebuch: ‚Bismarck hat mit dem Kaiser Schwierigkeiten. . . . In der kirchlichen Frage will Bismarck entschieden vorgehen; der Kaiser fürchtet aber den Kampf, oder besser gesagt, er will sich seine letzten Lebensjahre nicht durch einen Kampf verbittern lassen, der ihm wenig

Ruhm zu bringen verspricht.' Dafür beginnt jetzt die ‚Jesuitenfrage' die Reichstagsmitglieder zu beschäftigen. Aber, so klagt der Fürst, ‚niemand will recht „ziehen". Die Notwendigkeit, den Jesuitenorden auszuweisen, ist noch nicht so ins Volk eingedrungen, als dies nötig wäre, wenn man ein einfaches Ausweisungsgesetz beschließen wollte . . . Ich selbst bin wenig dabei beteiligt.' Einige Tage später unterzeichnete er jedoch als Antragsteller den Antrag Kiefer-Lamey, der die Vorlegung eines Gesetzes verlangte, durch welches der Gesellschaft Jesu und den ihr verwandten Kongregationen die Errichtung von Niederlassungen und die Ausübung geistlicher Funktionen sowie die Lehrtätigkeit untersagt werden sollte. Am 15. Mai begann die Debatte, wobei Hohenlohe als Redner seiner Fraktion sprach. Der Bundesrat beeilte sich, dem Verlangen nachzukommen. Unterm 14. Juni berichten die Denkwürdigkeiten: ‚Ich werde von allen Seiten als der eigentliche Vater der Maßregeln gegen die Jesuiten angesehen, ohne daß ich bei dem schlecht redigierten Gesetzentwurf irgendwie beteiligt bin.' Die Vorlage stieß im Hause auf vielfaches Bedenken. Nach der ersten Lesung traten wieder Delegierte der verschiedenen Fraktionen unter Hohenlohes Vorsitz zusammen, um eine Verständigung zu erzielen. In der hier vereinbarten Form wurde das Gesetz bereits am 19. Juni in dritter Beratung angenommen. Im September schrieb der Fürst an seinen Schwager: ‚Wenn es etwas gäbe, was mich veranlassen könnte, zu wünschen, Bismarcks Nachfolger zu werden, so wäre es die Freude, die ich empfinden würde, den von ihm begonnenen Kampf zu Ende zu führen.' Einstweilen aber war Bismarck selbst noch hierzu entschlossen, während Hohenlohe, zumal seit seiner Versetzung auf den Pariser Botschafterposten keine Gelegenheit mehr hatte, ihn durch eigene Tätigkeit dabei zu unterstützen. Seine Gesinnung aber blieb die gleiche. Im Juli 1874 besuchte ihn Alfred von Reumont in Paris, gab sich ihm als Gegner der preußisch-deutschen Kirchenpolitik zu erkennen und ließ sich auch durch Hohenlohes gegenteilige Ausführungen nicht überzeugen. Da ging mir, erzählt dieser, ‚die Geduld aus. Ich sagte ihm, ich hätte genug Erfahrungen mit den Ultramontanen in Bayern gemacht, um sie zu kennen, und ich könne ihn nur versichern, daß ich es gewesen, der dem Fürsten Bismarck geraten habe, sich der Kirche gegenüber vorzusehen, und daß, wenn wirklich Fürst Bismarck den eisernen Fuß auf den Nacken der Kirche zu setzen gezwungen sei, ich ihn dabei nach Kräften unterstützen würde.' Er wird daher wohl unliebsam überrascht gewesen sein, als ihm im November glaubhaft mitgeteilt wurde, Bismarck habe bereits im vergangenen Frühjahr in einer Depesche an Herrn von Keudell in Rom seine Ungeduld darüber zu erkennen gegeben, daß der Kirchenkonflikt noch nicht zu Ende gehe. Im März 1875 ist er aber wieder beruhigt. Bismarck sagte ihm: ‚Wir dürfen jetzt nicht Frieden schließen. Erst müsse die Gesetzgebung in Preußen von allem gereinigt werden, was in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. in Preußen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche verwirrt habe. Nachher sei er zum Frieden bereit.'

Bekanntlich währte es noch bis zum Sommer 1878, ehe Bismarck in Kissingen die ersten Verhandlungen mit dem Nuntius Masella begann, und noch mußten Jahre vergehen, ehe der ‚Zugang zum Frieden', nach dem Ausdrucke Papst Leos XIII., erreicht war. Man wird kaum irren mit der Vermutung, daß der Gang der Dinge nicht überall nach Hohenlohes Sinn und Geschmack war. In zwei Gesprächen mit dem Pariser Nuntius, Mr. Czacki, aus dem Jahre 1879 vertritt er noch völlig den alten Standpunkt. Im November 1882 registriert er unzufriedene Äußerungen des Ministers Friedberg über fehlerhafte Maßregeln seiner Kollegen Puttkamer und Goßler und die Ernennung der Bischöfe von Trier und Breslau. Später, da er Statthalter in den Reichslanden war, wird die Kampfesstimmung angesichts der ihm dort gestellten Aufgaben nach und nach geschwunden sein. Schon als er im Dezember 1885 im Auftrage des Kaisers den Trauerfeierlichkeiten für König Alfonso in Madrid beiwohnte, wußte er dem päpstlichen Nuntius, der ihn nach dem Klerus von Elsaß-Lothringen fragte, ‚nur Gutes zu sagen'. Für die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg interessierte er sich lebhaft. Im Februar 1888 besprach er sich darüber mit Professor Kraus von Freiburg. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß Verhandlungen, welche schon 1872 stattgefunden hatten, teilweise durch den genannten Gelehrten geführt worden waren. Nach seiner Angabe scheiterten sie daran, daß Bischof Räß das Recht in Anspruch nahm, die Professoren zu ernennen. Im Juni 1894 melden die Denkwürdigkeiten, der Reichskanzler — Graf Caprivi — halte ‚die katholische Fakultät für vorteilhaft', während nach einer Mitteilung von Lukanus der Kaiser nichts davon wissen wolle. Worauf der Chef des kaiserlichen Zivilkabinets seine weitere Behauptung stützte, daß das Zentrum dagegen sei, ist nicht erfindlich. Selbst Reichskanzler geworden, veranlaßte der Fürst im Jahre 1898 den Beginn von Verhandlungen mit der Kurie, welche nach seinem Tode das gewünschte Ergebnis hatten.

In der letzten Periode seiner amtlichen Wirksamkeit war er von kulturkämpferischen Neigungen völlig frei, — mit einer einzigen Ausnahme. Trotz seiner versöhnlichen Gesinnung, trotz der Verbeugung, die er bei seinem Antritte im Reichstage dem Zentrum machte, trotz der politischen Erfolge, die er diesem zu einem guten Teil verdankte, — dazu war er nicht zu bewegen, das Jesuitengesetz aufzuheben, oder auch nur einen einzelnen Stein aus dem gehässigen Ausnahmegesetz herauszunehmen. Das überließ er seinem Nachfolger.

* * *

Durch die Beiträge, welche sie zur Charakteristik des Fürsten Hohenlohe und seiner politischen Gesinnung und Tätigkeit liefern, ist der Inhalt der Denkwürdigkeiten nicht erschöpft. An die sofort von der gesamten Tagespresse aufgegriffenen Mitteilungen über die letzte Zeit des Bismarckschen Regimes und die Vorgänge, welche zur Entlassung des ersten Reichskanzlers führten, sei hier nur kurz erinnert. Dagegen soll aus dem reichen Inhalte etwas anderes

herausgehoben werden, was für die Gegenwart ein besonderes Interesse beansprucht: das Verhältnis Bismarcks zur nationalliberalen Partei.

Die ersten Schatten zeigen sich schon 1873. Am 2. April entwickelt auf einer parlamentarischen Soiree der sächsische Abgeordnete Stefani ‚sehr vernünftige Ansichten über die Schwierigkeiten, in welche die liberale Partei durch ihre regierungsfreundliche Stellung komme, da die deutsche liberale Partei daran nicht gewöhnt sei'. Am 16. Juni schreibt Hohenlohe: ‚Heute Reichstagssitzung, am Schluß der große Spektakel zwischen Bismarck und Lasker. Beide hatten unrecht. Bismarck fehlte in der Form. Das Zentrum hatte Freude an dem häuslichen Zwist.' Lasker hatte von Rechten des Volkes gesprochen, was Bismarck als ‚deklamatorische Abschweifung auf die sogenannten Volksrechte' und ‚Reminiszenzen aus einer vergangenen Zeit' bezeichnete. An einen Bruch dachte noch niemand. Im November 1874 ist Forckenbeck mit Hohenlohe einverstanden, ‚daß es eine große Torheit wäre, sich einzubilden, daß es jetzt noch ohne Bismarck gehen werde, und wird seinerseits handeln und verhüten, daß ein Konflikt zwischen der Majorität und Bismarck ausbricht.' Einige Tage später, nach einem Gespräch mit Lasker, schreibt der Fürst: ‚Ich kann mir denken, daß Bismarck den kleinen, durchtriebenen Juden haßt.' Zugleich aber ist ihm klar, ‚daß der Schwerpunkt der Politik in der nationalliberalen Partei liegt. Bismarck mag wollen oder nicht, er muß sich doch nach diesen Herren richten und durch sie vieles ausführen lassen, was er selbst nicht tun kann.'

Allmählich verschärften sich die Gegensätze. Ende März 1877 hatte der Abgeordnete Dernburg eine Unterredung mit Bismarck und war ‚etwas bestürzt über die Vorwürfe, die der Kanzler der nationalliberalen Partei gemacht hatte.' Zu Hohenlohe sagte Bismarck, die Kaiserin und ‚die linke Seite der Nationalliberalen mache ihm das Leben sauer'. Am 24. Mai lehnte der Reichstag das ihm vorgelegte erste Sozialistengesetz ab und wurde am 11. Juni aufgelöst. Unterm 24. Juni berichten die Denkwürdigkeiten: ‚Friedberg ist mit Bismarcks innerer Politik unzufrieden, wenn er sich auch sehr vorsichtig ausspricht. . . . Daß der Reichstag aufgelöst worden ist, hält er für einen Fehler. Die Nationalliberalen seien jetzt die Feinde Bismarcks und würden stärker wiederkommen. Ich sehe voraus, daß der nächste Reichstag den Reichskanzler zu stürzen suchen wird, wenn es diesem nicht gelingt, sich vorher mit dem Zentrum zu verständigen und dadurch eine konservative Partei zu bekommen.' Einen Tag später referieren sie über ein Gespräch zwischen Bennigsen und dem Grafen Münster: ‚Bennigsen meint, daß Bismarck sich entweder mit ihm oder mit Windthorst verständigen müsse. Münster hält eine Verständigung zwischen Bismarck und den Nationalliberalen nicht für unmöglich. Wollte Gott, daß es gelänge! Sonst sehe ich kein gutes Ende.' Wiederum zwei Tage später berichten sie über eine Unterredung des Fürsten mit dem Landwirtschaftsminister Friedenthal. Nach den Plänen der Regierung gefragt, zögerte dieser zuerst mit der Antwort, ‚dann platzte er heraus, daß er die innere Politik des Reichskanzlers als eine heillose betrachte. . . . Man habe

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Am Weihnachtsabend.

(Mit Genehmigung von Alphons Dürr, Leipzig.)

Hohe Land

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Der verlorene Sohn.

Bismarck geraten, die günstige Gelegenheit nach dem Attentat zu benutzen, um sich mit den Nationalliberalen zu versöhnen. Er wollte aber nichts hören infolge schlechter Ratschläge.' Am 27. Juni erzählte Bismarck Hohenlohe von seinen Verhandlungen mit den Nationalliberalen. ‚Er habe zuerst mit Bennigsen verhandelt, der anfangs bereit gewesen sei, einzutreten, dann aber wieder aufgesagt habe. Er habe Bennigsen das Ministerium des Innern angeboten, Bennigsen aber habe noch Forckenbeck und Stauffenberg mit hineinbringen wollen. . . . Die Nationalliberalen hätten dann ohne sein Zutun Camphausen gestürzt in der Hoffnung, daß dies Ministerium durch einen Nationalliberalen besetzt werden würde. . . . „Sie können mich zum Rücktritt zwingen, aber dazu bringen sie mich nicht, daß ich ein Parteiministerium der Nationalliberalen bilde und ihnen die Leitung der Geschäfte überlasse, während sie mich wie einen madigen Apfel als Schaugericht auf den Tisch stellen."'

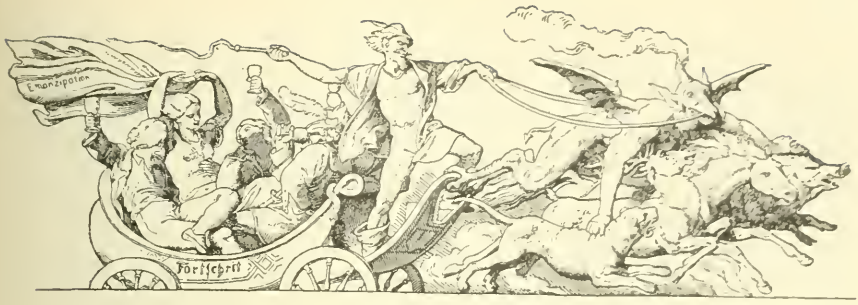
Im September trat der neugewählte Reichstag zusammen. Auch Hohenlohe kam nach Berlin und nahm Fühlung mit seinen parlamentarischen Freunden. Er fand Bennigsen und Forckenbeck nicht abgeneigt, sich mit dem Reichskanzler zu verständigen. Gneist sagte ihm, ‚die Nationalliberalen könnten bei einem Rücktritt Bismarcks nichts gewinnen. Es sei nicht anzunehmen, daß sie darauf hinarbeiteten.' Die gewonnenen Eindrücke teilte er Bismarck in einem eigens zu diesem Zweck niedergeschriebenen Memoire mit. Es heißt darin: ‚Ich erfahre aus nationalliberalen Kreisen, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit, einen dauernden Konflikt zu vermeiden, selbst bis zu Herrn Lasker gedrungen ist, der . . . die Frage stellte, ob es sich nicht für ihn empfehle, sich in der nächsten Zeit reserviert zu halten, da er wisse, daß sein Auftreten Eure Durchlaucht leicht irritiere. . . . Jedenfalls geht aber so viel daraus hervor, daß es kein Mitglied der nationalliberalen Partei gibt, das nicht durchdrungen wäre von der Überzeugung, daß ein definitiver Bruch zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei Deutschland zum Unheil gereichen würde.' Alle gegenteiligen Gerüchte seien aus der Luft gegriffen und von Feinden des Reiches erfunden. Bei einem demnächstigen persönlichen Zusammentreffen mit dem Kanzler glaubte er aus dem Benehmen desselben den Schluß ziehen zu dürfen, daß seine guten Ratschläge Eindruck gemacht hätten. Vier Wochen später, da das neue Sozialistengesetz aus der Kommission herausgekommen war und die zweite Lesung im Plenum stattfand, war Bismarck wieder in der übelsten Laune. ‚Er sprach davon, das Gesetz gar nicht anzunehmen, und erörterte die Folgen, die das haben werde. Dabei meinte er, wenn das Gesetz falle durch die Schuld der Nationalliberalen, so werde die Regierung irgend einen Exzeß, Aufruhr usw. abwarten und dann auflösen. In einem solchen Falle würden die Nationalliberalen gar nicht mehr gewählt werden.'

Das Gesetz wurde bekanntlich vom Reichstage angenommen und der Konflikt dadurch vorläufig vermieden. Im November traf Hohenlohe auf der Jagd in Springe mit Bennigsen zusammen. Der Fürst berichtet: ‚Wir sprachen von Politik, und er bat mich dringend zum Reichstag zu kommen, da ich der

einzige sei, der zwischen den Nationalliberalen und dem Reichskanzler vermitteln könne. Merkwürdigerweise hat der Reichskanzler mir den gleichen Wunsch ausgedrückt.' Als er aber im Mai des folgenden Jahres nach Berlin kam, war die parlamentarische Lage gänzlich verändert. ‚Die Nationalliberalen, die voriges Jahr noch einen halbwegs guten Verkehr mit Bismarck unterhielten, sind jetzt ganz von ihm geschieden. Er stützt sich auf das Zentrum und die beiden Rechten und hat dadurch eine ansehnliche Majorität für seine wirtschaftlichen Pläne.' Forckenbeck war vom Präsidium zurückgetreten und sollte durch den Konservativen von Seydewitz ersetzt werden. An Stelle des Freiherrn von Stauffenberg sollte Freiherr von Frankenstein als erster Vizepräsident treten. Aus ‚alter Abneigung gegen das Zentrum' wollte die Reichspartei hierauf nicht eingehen. Ein Versuch, sich doch noch mit den Nationalliberalen zu verständigen, schlug jedoch fehl. Auch Bismarck wollte nichts von einem solchen wissen. ‚Man müsse jetzt die Nationalliberalen fallen lassen und erst mit Hilfe des Zentrums die Tarifvorlage durchsetzen.' Am 25. Mai trägt Hohenlohe in sein Tagebuch ein: ‚Abends in der Soiree war keine sehr heitere Stimmung. Ich höre, daß Bismarck dem Zentrum nicht traut, wenn er auch alles tut, um es zu gewinnen. Da er keine Konzessionen im Kulturkampf machen will, so muß er immer darauf gefaßt sein, daß sie ihn im entscheidenden Augenblick im Stiche lassen.'

Zu den Meinungsverschiedenheiten beim Sozialistengesetz und in der Wirtschaftspolitik kamen im folgenden Jahre die Differenzen auf kirchenpolitischem Gebiete. Ende Mai waren Bennigsen und Miquel in einer Unterredung mit Bismarck ‚hart aneinander geraten'. Aus dem, was Bennigsen ihm darüber mitteilte, ersah Hohenlohe, ‚wie unangenehm ihm ein Bruch mit dem Fürsten wäre.' Bismarck aber erklärte ihm am andern Tage, ‚er habe keine Hoffnung auf Verständigung. Wenn der Landtag die Vorlage — sie betraf die Revision der Maigesetze — nicht annehme, so werde er ihn auflösen. Spreche sich das Land gegen ihn und seine Politik aus, so gehe er ab. Aber mit solchen unfähigen Politikern wie Bennigsen und Miquel — hier fielen die schon bekannten abschätzigen Ausdrücke — könne er nichts machen.' Als Hohenlohe ihm entgegenhielt, ‚daß doch die einzigen Leute, auf die er sich verlassen könne, die Nationalliberalen seien,' erwiderte Bismarck, ‚das sei ja in gewisser Beziehung richtig, aber die Kerle seien so dumm, daß nichts mit ihnen anzufangen sei.'

Die Vorherrschaft der nationalliberalen Partei in Deutschland hatte ihr Ende erreicht. Sie war ja niemals regierende Partei im Sinne eines parlamentarisch regierten Landes gewesen, aber sie hatte während eines Jahrzehnts auf die Gesetzgebung und die Verwaltung des Reichs einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. In der Folge mußte sie erfahren, daß während sie sich in der Gunst Bismarcks gesonnt hatte, ihre Wurzeln im Volksleben verdorrt waren. Im Reichstage traten andere Parteikombinationen an Stelle der früheren. Ob nunmehr die Zeit gekommen ist, wo der Faden, den Bismarck vor fast einem Menschenalter fallen ließ, erfolgreich weiter gesponnen werden wird, muß die Zukunft lehren.



Joseph v. Führichs Kunstanschauung.

Von

Karl Muth.

Durch unsere Gegenwart geht ein unverkennbarer Zug, sich nach rückwärts, in die nächste Vergangenheit hinein, und an ihr zu orientieren. Das gilt sowohl von dem Denken auf religiösem, wie auf philosophischem Gebiet, ebenso in wissenschaftlich-spekulativer als auch in literarisch und künstlerisch-ästhetischer Hinsicht. Es ist, als ob wir um die Wende der siebziger Jahre zu rasch gelebt und daher vieles in der Stille Gereifte und abseits vom Weg Gepflegte übersehen oder nach seiner wirklichen Bedeutung nicht gewürdigt hätten. Auf die Wiederentdeckung der Romantik folgte bald die Revision der sich anschließenden Epochen, und es scheint, als ob wir vorerst noch nicht damit fertig wären. Unter die neuesten Erscheinungen gehört das Zurückgreifen auf das, was gewisse Künstler, die durch die Berliner Jahrhundertausstellung wieder in unsern Gesichtskreis gerückt sind, gewollt, gedacht und gesagt haben. Ganz überrascht entdecken wir, wie sie uns so vieles scheinbar vorweg genommen, wie sie jedenfalls manche Begriffe schon ganz klar, manche Ziele schon sicher vor sich sahen, die wir als persönlichste Eroberungen zu preisen uns gewöhnt hatten. So ist Anselm Feuerbach, der eigentlich nie ganz entschwundene, wieder zu höheren Ehren gekommen, so sind die Friedrich, Waßmann, Runge, Olbrich, so ist vor allem Hans Marrées wie neu aus der Versenkung aufgetaucht. Und nicht bloß ihren Bildern ist man mit dem Eifer des Kunstsammlers nachgegangen, nein, man hat sich mit Vorliebe auf die Suche begeben nach ihren theoretischen Ansichten, ihren Äußerungen über ihr Wollen und ihre Kunstanschauungen im allgemeinen. In ihren Briefen hat man gestöbert, vergessene Kritiken ausgegraben, vergilbte Aufzeichnungen wieder ans Licht gezogen. Was man gefunden, ist im einzelnen interessant und oft überraschend, im ganzen nicht viel. Der Künstler, die über ihre Kunst nicht nur zu denken, sondern auch zu schreiben sich angetrieben fühlen, sind wenige, und Leute wie Feuerbach, Hildebrand, Klinger, Thoma werden immer Ausnahmen bleiben.

Unter diese Ausnahmen zählt auch ein Künstler, auf dem der Blick bei allem Rückschauen bis jetzt am wenigsten hängen geblieben ist. Joseph von Führich gehört der Gruppe der sogenannten Nazarener an, und diese war bekanntlich auch auf der genannten Jahrhundertausstellung nur spärlich und höchst unvorteilhaft vertreten. Vielleicht wäre aber auch ohnedies das Interesse für ihn nicht lebendig geworden, denn mehr noch als zu seiner Zeit gilt heute sein Wort, daß die Anschauungen, die er über Kunst und Kunstliebe hege und vertrete, ‚den modernen Begriffen von Kunst so überaus ferne' liegen, daß man ‚auf ein Verständnis von jener Seite nicht rechnen' dürfe. Da aber auch heute noch nicht als ausgemacht gilt, daß alles, was den gerade in Geltung stehenden Begriffen widerspricht, als in sich falsch zu betrachten ist, so wird es sich doch vielleicht verlohnen, der Führichschen Kunstanschauung einmal näher zu treten.

In einer Reihe von Abhandlungen (‚Von der Kunst' 1866—69 und ‚Die Kunst und ihre Formen'), die aber ziemlich verschollen sind, hat Führich seine Anschauungen über die Kunst niedergelegt. Wir begegnen darin einem Denker von ganz hervorragend spekulativer Begabung, einem Mann von weitem und großem Blick und einem Charakter von kühner Selbständigkeit in der Verteidigung seiner Meinungen. Es dürfte wenige Künstler geben, die über die Kunst, ihren Ursprung, Begriff und ihre Formen so tief und systematisch nachgedacht haben als er. Am erstaunlichsten ist, daß die naive Art seines Schaffens niemals darunter gelitten, ja, daß er weniger als irgend einer aus seinem Kreise aufdringliche ‚Ideenkunst' geübt hat.

Wir wollen im nachstehenden den Versuch machen, seine Gedanken in einen gewissen systematischen Zusammenhang zu bringen, indem wir die zerstreuten Gedanken nach ihrer inneren Verwandtschaft gruppieren und so eine gedrängte Übersicht ermöglichen, die jedoch leider die ganze Fülle des lebendigen, nach allen Seiten fruchtbar ausgreifenden Denkens nicht zu erschöpfen vermag.

* * *

Führichs Kunstbegriff ist mit seinem religiösen Denken aufs engste verknüpft. Die Kunst ist ihm eine Folge der gestörten Lebenseinheit, der gebrochenen Harmonie menschlicher Dinge und Zustände. ‚Das Prinzip, auf welchem zugleich alle Kunst und Poesie beruht, ist in dem Streben zu suchen, den Kontakt zwischen der geistigen und materiellen Welt, dem Sein und der Erscheinung, welcher durch die erste Tat der Menschengeschichte, den Sündenfall, unterbrochen wurde, wieder zu suchen.' Die Kunst ist somit ein Heimweh, eine Sehnsucht nach der Einheit unseres Lebens und alles Geschaffenen, ein Heimweh, ‚welches zwar eine Folge der Entfernung von der Heimat, aber auch ein Zurückstreben nach derselben ist'. Zwei Gesetze kämpfen in dem Menschen gegeneinander, das des Geistes und des Fleisches. Dieser Dualismus ist die Grundlage aller Religionen, auch der vorchristlichen, und in unbewußter Weise auch der Kunst. ‚Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden schwankt der Mensch in ewig banger Qual.' (Schiller.) Wo diese Doppel-

seite des Lebens nicht mehr im menschlichen Bewußtsein lebt, da sinkt das Leben zur bloßen Existenz herab. Leben und Dasein sind zwei verschiedene Dinge. Leben ist das nach der Beseelung durch den Geist hungernde Dasein. Die Sinnenwelt will erlöst werden durch den Geist, wie in der Kunst die Welt des Geistes nach dem Kleide der Sinnlichkeit verlangt. So besteht zwischen Kunst und Leben ein tiefer Zusammenhang, eine geistige Reziprozität. Die Kunst sucht ein im bloßen Dasein nicht Vorhandenes, sie sucht ein Ideal, und sie sucht es als ein Göttliches; damit aber sucht sie das Leben. Unter dem Anhauch der Idee des Göttlichen erwärmt sich das bloße Dasein zum Leben. Leben und Tod sind nicht nur physische Begriffe. ‚Das Leben ist in Gott. In dem Grade, als das Dasein sich diesem Leben angeschlossen, ist es selbst lebendig, und dadurch einheitlich und sofort harmonisch.' Nach dem Verhältnis freier Wesen zu diesem Urgrund des Lebens ‚bestimmt sich der Grad, in welchem sie aus dem bloßen Dasein zum Leben vorgeschritten und in freier Entscheidung sich ihm genähert oder von ihm entfernt haben.' ‚Wo das Dasein als Basis für die Willensentscheidung sein Ich und Selbst aufgibt, um es in Gott wiederzufinden, oder, auf sich selbst zurückziehend, sich versteinert, da liegen die Pole der jenseitigen Welt, in welchen das Dasein in Leben oder Tod für ewig sich festiget.' Was ohne diese erkannte Zweiheit im Leben sich als Kunst ausgibt auf Grund des bloßen Existenzgefühls ist als Existenzkunst nur ein Zerrbild der echten, denn ihr fehlt die Sehnsucht; sie ist ‚ein der Kunst sehr ähnliches Gespenst' und ‚befriedigt, wie die Sünde dem Glückseligkeitstriebe gegenüber, auf Augenblicke das Kunstbedürfnis, um es wie diese der Versöhnung und somit seinem innersten Wesen auf ewig zu entfremden'.

Kunst ist nach Führichs immer und nachdrücklich wiederholter Definition Darstellung des Über- und Außersinnlichen durch sinnliche Mittel. Alles Streben nach Erkenntnis und Darstellung dessen, was die Dinge in sich selbst sind, ist ihm das Gegenteil von Kunst und Poesie. Denn die Bedeutung der Dinge wird nicht in ihnen selbst, sondern in ihrem Verhältnis zum Leben und zu Gott gefunden. Somit ist die Kunst eine Verleiblichung, Sichtbarmachung, Darstellung geistiger Dinge; sie ist ein Wiederverknüpfen zweier getrennter Reiche, Geist und Natur, Sinnlichkeit und Idee, Inhalt und Form, in höherer Einheit. In diesem Streben berührt sie sich mit der Religion (von religare = wieder verbinden), als der wiederherstellenden Darstellung Gottes in der sichtbaren Welt. Das Wort ist Fleisch geworden. Das Bild ist der gedrungendste Ausdruck für den gesamten Kunstbegriff. ‚Im Bilde wird der Mensch, der selbst ein Bild zu sein bestimmt ist, sich objektiv, sieht sich außer sich, und sein Wesen webt und gestaltet sich so gleichsam wie aus einem doppelten, einem innern und äußeren Ich.' Aber der Mensch ist nicht ein Bild des Menschen, sowenig wie die Schrift eine Darstellung der Schrift. Wie diese vielmehr eine Sichtbarwerdung und Mitteilung des unsichtbaren Gedankens und daher für den des Lesens Unkundigen zwecklos, so ist der Mensch das Bild eines Höheren, wie die heilige Schrift es ausdrückt,

Gottes Ebenbild, eine Erkenntnis, die durch die Menschwerdung Gottes ihre endgültige Bekrönung erfuhr. Denn ‚diese ist das wahrheitliche Grundelement aller Verzerrungen heidnischen Bilderdienstes und aller Schönheit griechischer Kunst'.

Im Bilde fließen alle sinnlichen Eindrücke zusammen und gewinnen gleichsam eine höhere Einheit. Führich erzählt, wie ihm in den noch umhüllten Zuständen seiner Kindheit z. B. ein Lied, ein Gebet sich in eine bestimmte Farbe kleidete, wie Ton, Farbe und Geruch ein bestimmtes Bild zu regelmäßiger Wiederkehr weckten und hinwiederum ein ähnliches Bild den mit ihm zugleich empfundenen Ton neuerdings hervorrief. ‚So erinnere ich mich, daß mir das Vaterunser gelb, das Ave Maria blau erschien, daß mir ein Lied wie der Mondschein, ein anderes wie der Abendstern vorkam, daß ich zwischen einem unendlich herrlichen und feierlichen, und einem schrecklichen und unheimlichen Rot unterschied.' Dieser tiefe, innere Zusammenhang aller Dinge, den wir jetzt nicht mehr erkennen, nur noch ahnen, er war dem ursprünglichen, d. h. durch die Sünde von seinem Ursprung, Gott, nicht getrennten Menschen noch nicht gestört. Sein Erkennen war ein ungetrübtes Schauen in die Wesenheit der Dinge. ‚Und wie Adam die Tiere nannte, also *war* ihr Name! Die Dinge richtig und tief erkannt, wurden mit ihrem rechten Namen genannt. Erst durch den Sündenfall oder die Wissenschaft des Guten und Bösen stellt sich der Wahrheit die Lüge an die Seite. Nun können die Dinge auch anders genannt werden als sie heißen.' Hier wurde die Entzweiung im Doppelwissen des Guten und Bösen als Vermehrung der Erkenntnis angepriesen: denn zwei ist mehr als eins! Im Kunstbegriff ist und bleibt die Einheit aber das Höchste.

In dieser Einsicht und Erkenntnis wurzelt ein Fundamentalsatz von Führichs Kunstanschauung: Alle echte Kunst soll bemüht sein, diese Ursprünglichkeit des Schauens in die Wesenheit der Dinge wieder zu gewinnen. Dies vermag sie aber nur, wenn es ihr gelingt, die Form auf ihren inneren Ausdruck zurückzuführen und diesem sie dienstbar zu machen. Alle Kunst ist in ihrer objektiven Erscheinung an die Form gebunden. Form aber ist Ausdruck der Idee. Dies gilt bis in die kleinsten Dinge herab. Wir geben einem Stück Metall den Namen eines Schwertes, einer Lanze usw. nur, wenn es durch seine Form der Idee seiner Bestimmung entspricht. Die Zweckmäßigkeit der Form in ihrem Verhältnis zur Idee ist also das Ausschlaggebende, das Kriterium der Brauchbarkeit eines solchen Gerätes.

Das gleiche Verhältnis waltet auch im Gebiete des Geistes. Wenn die Kunst Darstellung des Über- und Außersinnlichen durch sinnliche Mittel ist, so ist alle in der Sinnlichkeit sich manifestierende Form als Offenbarung des Übersinnlichen vollkommen, wenn es ihr gelingt, die Idee allseitig und erschöpfend zum Ausdruck zu bringen. Denn nunmehr sind Sein und Erscheinung ein und dasselbe. Innere Wahrheit und Wahrhaftigkeit sind es also, einfach ausgedrückt, die die Kunst anstreben muß, um wirklich ihre Bestimmung zu erfüllen. Wahrheit und Wahrhaftigkeit aber können in der

Kunst nur zum Ausdruck kommen, wenn sie auch das Leben durchwalten. ‚Nach der Verdunklung der Uroffenbarung in unserm Geschlechte erscheint alle Mythologie und Philosophie der Völker nur als ein Suchen nach der eingebüßten Form, d. h. nach dem richtigen Verhältnisse des Menschenwesens zu seinen geistigen und leiblichen Bedürfnissen, Zwecken und Aufgaben, zu seiner Bestimmung.‘ Ein Menschenleben, auf Wahrheit, Gottesfurcht und Tugend erbaut, ist einem Kunstwerk innerlich verwandt, denn es ist ein Vorstellen der inneren Welt, ein Offenbaren derselben in der Sinnlichkeit, durch Handeln. ‚Der lebensvolle Verkehr der Menschenseele mit der unsichtbaren Glaubenswelt wirkt ihre Offenbarung oder Darstellung der sichtbaren Welt durch Tugend oder Kunst.‘ Die Analogie von Kunst und Tugend werde nur für den schwer zu finden sein, der eben die Grenzen der ersteren dadurch zu sehr verengte, daß er sich die Idee zu ausschließlich an die Lebensäußerungen, welche wir vor allem Kunst und Künste nennen, gebannt dächte und jeden Flug aus dieser Umrahmung heraus auch als eine Entfernung von ihrer Grundlage ansähe. Daher schließe die kirchliche Lehre von der Notwendigkeit eines lebendigen Glaubens zu unserm Heile auch jeden guten Kunstbegriff ein. ‚Der Mangel an plastischer Lebendigkeit des Glaubens lähmt ebensowohl die Glaubenstat als die Glaubenskunst.‘

Auch Führich teilt der Kunst das Schöne als ihr Hauptgebiet zu. Aber die Formulierung des Schönheitsbegriffs aus der bloß sinnlichen Erscheinung muß er seiner durchaus idealistischen Anschauung gemäß ablehnen. Sie ist die Folge der Verdrängung des Übersinnlichen aus dem Kunstbegriff und der Einschränkung desselben auf die Darstellung der Sinnenwelt. Die Kunst hat nicht die Aufgabe, ‚eine Wahrheit zu lehren, sondern an ihr, der zweifellos feststehenden die Schönheit und Bedeutsamkeit nachzuweisen und sie dadurch aus dem Bereiche bloß ruhiger und verständiger Annahme in die wärmere Zone der Empfindung und der Liebe zu erheben oder besser, zu dieser Erhebung mitzuhelfen. Das Didaktische, die Lehre, übergeht in das Lyrische.‘

Das äußere Formprinzip will Führich der Kunst streng gewahrt wissen gegenüber dem Gegenständlichen. Die Liebe für den dargestellten Gegenstand sei noch nicht die Erkenntnis und Freude an der Kunst; die lägen vielmehr in dem Sinne und Verständnis des Wie, welchem freilich das Was als Maßstab zugrund liegen müsse. Diese Anschauung hindert ihn jedoch nicht, sich ein anderes Mal mit aller Schärfe gegen das Virtuosentum zu erklären, welches überall nach dem Wie, nie aber nach dem Was zu fragen scheine. ‚Näher zugesehen spielt das Was doch eine sehr wesentliche Rolle — zum Verderben.‘ ‚Wer den Kunstbegriff,‘ so sagt er an einer anderen Stelle, ‚in den Darstellungsmitteln der Künste als abgeschlossen sich denkt, kann vielleicht auch noch an eine Kunst glauben, welche trotz der zerstörten Menschenidee fortbestehen könne, konsequenterweise aber muß er dann die unleugbare Wahrheit aufgeben, daß die Erscheinung immer die Offenbarung eines verborgenen Seins ist, und daß ihr Verständnis von der mehr oder minder klaren Erkenntnis

dieses Seins abhängt. So sind die Werke eines wahrhaft bedeutenden Künstlers keineswegs Offenbarungen und Resultate seines geselligen bürgerlichen äußeren Lebens, sondern Offenbarungen seines inneren, ohne diese Werke der Welt ewig verborgen gebliebenen Seelenlebens.'

Der Künstler ist der Mittelpunkt der Einigung zweier Welten. Als solchem wird ihm ein geheimes Verständnis beider, eine Ahnung ihrer gegenseitigen Beziehungen, werden ihm die Geheimnisse niederer und höherer Ordnung kund. Er empfängt sie als Poesie und offenbart sie seinerseits als Kunst in ihrer umfassendsten Bedeutung. So ist es zu verstehen, wenn Führich sagt: ‚In dem Begriff der Poesie wurzelt alle Kunst.' Poesie aber definiert er mit Windischmann als Ahnung des Zusammenhangs aller Dinge. Diesen Zusammenhang hat noch jeder große Künstler empfunden. Aus diesem Gefühl heraus wächst seine Kunst ins Universelle und damit ins Christliche hinein. Führich rühmt es als ein Verdienst der romantischen Schule, daß sie ‚die Solidarität der materiellen Natur und der Geisterwelt wieder ahnte'. Schon der gewöhnliche Gang und Verlauf der Natur birgt eine tiefe Typologie geistiger Dinge. Der mystische Einschlag in seinem Denken führt ihn zur vorbehaltlosen Anerkennung, ja Erweiterung des Satzes: Die Natur steht in sympathetischem Rapporte mit dem Leben großer Männer und großer Ereignisse.

Daß er den symbolischen Charakter der Kunst als unzertrennbar von einem umfassenden Kunstbegriffe betont, ist hienach ohne weiteres verständlich. Führich sieht ihn im allgemeinen überall da gewahrt, wo über und außer der Darstellung des Einzelnen das Allgemeine des großen Menschheitsschicksals zum Ausdruck kommt. Fall und Erlösung sind der Inhalt aller Geschichte. Alle große Kunst wird an irgend einem Punkte einen Durchblick gewähren auf diese Tatsachen, mit anderen Worten religiös sein. ‚Die religiöse Kunst ist somit ihrer Natur nach nie Zweig, sondern Stamm, welche den Zweigen, sowie dem gesamten Kunstleben die enthaltenden Säfte zuführt, sie vor jeder Entartung beschützt und ihnen die Weihe der Identität sichert.' Da aber das Christentum die Religion des Menschengeschlechtes ist, so muß alle gedeihliche, veredelnd ins Leben eingreifende Kunst der Zukunft christlich sein.

Doch soll hiermit ‚keine Beschränkung auf den unmittelbar der Andacht und dem Kultе gehörigen Bilderkreis ausgesprochen sein, sondern die weiteste Perspektive in einer christlichen Welt- und Lebensauffassung und -anschauung eröffnet' werden, ‚welche schon dadurch als die idealste sich darstellt, weil in ihr alle Erscheinungen in ihrem wahren Verhältnisse untereinander, so wie zu uns und zu unsern höchsten Aufgaben festgestellt werden, und wir in ihr erst uns selbst und unsere Beziehungen zu den Mächten und Dingen des Daseins finden.'

Innerhalb dieses weiten, nicht stofflich eingcengten Rahmens der Kunst nimmt die ‚christliche Bildnerei' eine besondere Stellung ein. Hier erreicht der symbolische Charakter der Kunst in der christlichen Typologie seine höhere historische Begründung. ‚Die über die ganze Schöpfung ausgegossene Typik

und Prophetie, welche in dem, was ist, auch noch ein anderes verheißt und in Aussicht stellt, was noch nicht ist, wie die Knospe die Blüte, diese die Frucht, ist eben wieder auf dem bloßen Naturgebiete eine große Typologie des freien, aber zu göttlichen Notwendigkeiten sich weiterbildenden Geisteslebens. Eben hier, und zwar hoch über dem noch unentwirrten Knäuel profangeschichtlicher Vorgänge, beginnt erst die Region der Kunst; und die wahre Idee des Bildes, hocherhaben über tausend Hervorbringungen, besonders unserer Tage, welche diesen Namen usurpieren, wird erst erreicht im christlichen Bilde.'

Das christliche Bildwerk setzt sowohl beim Schöpfer wie beim Betrachter den Glauben voraus. ‚Der Unglaube bleibt notwendig beim bloßen Sehen stehen, weil ihm die Basis der Betrachtung, das „für wahr halten" des Gesehenen mangelt.' Der christliche Künstler im engeren Sinn muß daher ein Mann der Betrachtung sein und ein Mann der Begeisterung, welcher imstande ist, das didaktische Element von der trockenen Verstandes- und Vernunftssphäre in jene der Empfindung zu erheben, das bloße Sehen zum Schauen oder zum Betrachten zu steigern.

Daß die zeitgenössische christliche Kunst den hohen Anforderungen Führichs an künstlerische Individualität, innere Lebendigkeit und Gegenwartssinn nicht in alleweg entsprach, wissen wir. Weil man glaubte, das Wesen echt christlicher Kunst bestehe in einer gewissen Naivität kindlichen Glaubens, der sich nur in entsprechenden Formen äußern müsse, um auch als solcher zu erscheinen, hielt man sich mit Vorliebe an eine ‚unbedingte Reproduktion mittelalterlicher Formen'. Hiergegen wendet sich Führich mit allem Nachdruck. ‚Diese Richtung will das Absehen von den ewig jungen begeisternden Urformen mit der Brille einer abgeschlossenen, wenn auch ehrwürdigen Zeit entschädigen, sie will das fließende Lebendige der Zeit identifizieren mit der ewigen Grundlage aller unwandelbaren Wahrheit, sie sucht einen Kunstdogmatismus, welcher zuletzt notwendig in russisch-byzantinischer Typik erstarren müßte. In ihrer Terminologie sind die bezeichnendsten Worte: mustergültig, stilgerecht, welche aller katholischen Weiterbildung, Umbildung, Neubildung den Riegel vorschieben. Aber das Leben der Kirche hat mit dem 16. Jahrhundert nicht aufgehört und ihr Prinzip ist nicht das einer starren, sondern vom Lebensherde der Dogmen sich ewig verjüngenden Wahrheit, und wäre selbst Goethes bekanntes Wort: „Es irrt der Mensch, solang er strebt," richtig, was es im katholischen Sinne nicht ist, so wollen wir lieber irren und streben, als das Streben aufgeben, um nicht mehr zu irren, und nicht wie der indische Sanjasy, um allem Irrtum und allen Sünden zu entgehen, die eigene Selbstvernichtung durch totale Untätigkeit suchen.'

Nichts wäre nach Führich verkehrter, als zu glauben, die christliche Kunst im engeren und im weiteren Sinne habe sich auf das Andachts- oder Heiligenbild einzuschränken. Nein, ‚die Darstellung der Welt und des Lebens, wie es ist, d. h. des Zusammenlebens der Widersätze von Gottes- und Weltreich in irdischer Geschichte . . . gehört noch immer zur christlichen Kunst.' Auch

eine Herodias mit dem Täuferhaupt kann, ja muß noch als ein ‚tief christliches Bild' begriffen werden. Aber bevor sich die synthetischen Beziehungen der Gegensätze darin harmonisch suchen und finden können, müssen die Widersätze im Rahmen seines Inhaltes als die ewig Unversöhnlichen erfaßt sein: ‚Die freche Schönheit des Weltreiches im buhlerischen Schmucke als Siegerin über die Wahrheit. An dieser Schönheit ist alles Lüge, und das gebrochene Auge, die stummen, bleichen Lippen ihres Opfers verdammen schweigend jeden schönen Schein, der einem häßlichen Sein zur trügerischen, gleißenden Hülle dient. In seiner didaktischen Seite wird die tiefere Schönheit dieses Bildes zu suchen sein.'

Diese letzte Bemerkung Führichs leitet uns auf eine Frage hinüber, die Führich in der Abhandlung ‚Die Kunst und ihre Formen' unter dem Titel ‚Didaktische Form' erörtert und die uns nächst seinen Anschauungen über ‚mystische Form' hier noch kurz beschäftigen soll.

Einem jeden Kunstwerke kommt auch ein didaktisches (lehrhaftes) Element zu. Nicht in dem Sinne, daß der Künstler es bewußt hineingetragen oder herausgebildet habe, sondern daß es sich von dem Bilde, je nach seiner Art, entweder wie ein Lehrbegriff, eine umfassende Anschauung, eine philosophische Idee, oder auch nur wie die Moral oder Poesie innerer oder äußerer Erlebnisse abstrahieren lasse.

In keiner großen Kunstepoche sei die Kunst wegen der Kunst allein geübt oder geliebt worden. Zu allen Zeiten habe sie als Vermittlerin höherer, allgemeiner, ewiger Ideen gegolten, habe sie in allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen das didaktische Element zur wesentlichsten Aufgabe gehabt. Der Satz ‚Die Kunst veredelt den Menschen' stütze sich auf ihren didaktischen Charakter. Wenn er wahr sein und bleiben solle, so dürfe sie nie an die schlechten Leidenschaften appellieren. Keine Berufung auf irgend eine Zeit oder einen Künstler könne diese Behauptung alterieren. Der Versuch, etwas von jenen allgemeinen Beziehungen der Natur zum Geiste, welche im Menschen so innig sich gestalten, daß sie zur Einheit der Persönlichkeit verschmelzen, zur Darstellung zu bringen, liege dem denkenden Künstler fast bis zur Unabweisbarkeit nahe und der Absagebrief, welchen moderne Ästhetik zuweilen der didaktischen Form schreibe, treffe den wahren Kunstbegriff überhaupt nicht. Ihre breiteste Basis erhalte die didaktische Form in dem Nachweis einer doppelten Gesetzgebung für Natur und Geist, entsprechend der Doppelnatur des Menschen.

Wer diese und andere Sätze nur oberflächlich liest, könnte den Eindruck erhalten, daß Führich sich hier in offenen Widerspruch setzt zu der früher mitgeteilten Behauptung, die Kunst als solche habe nicht die Aufgabe, Wahrheiten zu lehren, sondern nur das Wahre schön darzustellen. Und doch wird gerade von dieser letzteren Anschauung aus seine Lehre über die didaktische Form zu interpretieren sein. Der Umstand, daß er den Raffaelschen Stanzenbildern ‚Disputa' und ‚Schule von Athen', die er jedoch, über die land-

läufigen Bezeichnungen spottend, die Theologie und die Philosophie genannt wissen will, als Muster der didaktischen Gattung aufstellt, die Art und Weise ferner, wie er selbst z. B. ein Bild wie die Herodias mit dem Täuferhaupt nach der didaktischen Seite interpretiert, läßt keinen Zweifel, daß er bei der Betonung des didaktischen Gehaltes in ‚jedem echten Kunstwerke' nicht sowohl an ein subjektives Moment des künstlerischen Schaffens, als an ein objektiv Gegebenes denkt, das jedem Kunstwerke inhäriert, bei dem die Form auf ihren inneren Ausdruck zurückgeführt, somit die ganze und volle Wahrheit des inneren Pragmatismus zu ihrem Rechte gekommen ist. Denn wie er von dem Künstler der dramatischen Form sagt, daß er nicht zu moralisieren brauche, wohl aber ein moralischer Mensch sein müsse (die Schillersche Auffassung!), ebenso kann er von dem Künstler der didaktischen Form nur verlangen wollen, daß er das Darzustellende in voller Klarheit und allseitiger Richtigkeit erfaßt und sich zu eigen gemacht habe.

Ich weiß nicht, ob Führich die Deutingersche Kunstlehre (Regensburg 1845) gekannt hat. Jedenfalls berührt er sich mit diesem namhaften, auch von Ed. v. Hartmann rühmlichst anerkannten katholischen Ästhetiker in der allgemeinen Gedankenentwicklung an so vielen wesentlichen Stellen, daß man wohl annehmen darf, seine Anschauungen vom Zweck der Kunst werden sich von den einzig berechtigten Deutingers kaum entfernt haben. Ein Bild des inneren Lebens im Äußeren, d. h. mit sinnlichen Mitteln dargestellt, ist sowohl nach Führich wie nach Deutinger der Zweck der Kunst. Da dieser Zweck ein an sich dem Unendlichen entspringender ist, muß er auch ein genügender Zweck sein, sagt Deutinger. ‚Ein moralischer Zweck verändert den ganzen Standpunkt der künstlerischen Tätigkeit des Menschen. Die Kunst sucht nur ein Bild des Geistes hervorzubringen, dieses Hervorbringen selbst ist ihr Zweck. Dieser Zweck ist an sich weder moralisch, im ausschließenden Sinne dieses Wortes, noch unmoralisch, er liegt außer dem Gebiet der Moral. Daß ein moralisch tüchtiges, energisches Leben des Geistes, insoferne es mit der gesteigerten Anschauung des ewigen Lebens im persönlichen Bewußtsein zusammenhängend ist, auf die Kunst rückwirken kann und muß, und daß ebenso in der wahren Kunst das sittlich Gute an sich nicht beleidigt werden kann, da beide in ihrem Grunde derselben Quelle entströmen, wird dadurch nicht geleugnet, vielmehr in seiner höchsten Instanz bejaht. . . . Alle moralischen Anforderungen an die Kunst, insoferne diese von einem einseitigen moralischen Bewußtsein ausgehen, und die Form des Sittlichen auf die Form der Kunst anwenden, sind daher nur unzureichende und auszehrende Bestrebungen, die ihre eigene Schwächlichkeit und Armseligkeit zum Maßstabe fremden Eigentums machen, und als wahrhaft revolutionäre Bestrebungen das für sich Bestehende angreifen, statt an ihrem eigenen Wachstum zu arbeiten.'

Die mystische Kunstform wohnt nach Führich in der ‚Sphäre des höchsten Ideals'. In ihr erscheint das Leben jenen Schranken enthoben, welche als Raum und Zeit hienieden das Zusammengehörige auseinanderhalten.

Die mystische Kunstform trägt kein Bedenken, z. B. auf einem Andachtsbild Heilige in einer Darstellung oder zu einem Vorgang zusammenwirkend zu vereinigen, die zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten gelebt und gewirkt haben. Nur der nüchternste Philisterſinn konnte sich dagegen erheben und spottend die Überlegenheit seines ‚historischen' Sinnes betätigen. Die mystische Kunstform ist Allgegenwartskunst, die im Zentrum des Glaubenslebens ihre tiefsten Wurzeln hat. In ihr erhebt sich der Kunstbegriff zu seiner reinsten Erscheinung. Sie ist der absolute Protest gegen jegliche Verquickung gemeiner äußerer Wirklichkeit mit der inneren Wahrheit des Kunstwerkes. In diesem Protest begegnet sie sich mit langsam erwachenden und um sich greifenden modernen Einsichten über das im Naturalismus und gleichwertig verstandenen Realismus verkannte Wesen der Kunst. Wer überhaupt auf die leisen Regungen unseres neuzeitlichen Kunstempfindens und -denkens näher achtet, wird manche überraschende Verwandtschaft mit den Anschauungen Führichs, soweit die seelischen und geistigen Voraussetzungen echten Kunstlebens in Betracht kommen, entdecken. Anders verhält es sich mit der religiös-metaphysischen Grundlegung. Sie dürfte sogar vielen unserer gläubigen Zeitgenossen fremd und befremdend geworden sein! Und doch liegt in ihr ein Wahrheitsmoment, das in allen großen Künstlern stets lebendig war und ist. Von seiner Anerkennung hängt es ab, ob sich unser Dasein zum Leben erheben und damit auch für die Kunst fruchtbar werden wird oder nicht. Denn Kunst und Leben gehören so untrennbar zusammen, ‚daß an der Abnahme des letzteren leicht die Abnahme der ersteren erkennbar ist. Wo aber das Dasein dem Leben in Gott und dem Göttlichen, folglich dem Ideale, sich entfremdet, da fällt es zuerst in den Naturbann, welcher die unvermeidliche nächste Folge ist, wo das Übernatürliche in Glaubens- und Sittenlehre verleugnet wird. Was in diesem Stadium für Kunst gilt, ist in der äußeren Erscheinung Naturalismus, in seiner Tendenz Unsitte und Glaubensfeindschaft oder wenigstens indifferentes Spielwerk.' Wer diese Worte aus dem Jahre 1866 mit dem Gedanken an gewisse Erscheinungen unserer Gegenwart liest, möchte sie prophetisch nennen. Vielleicht gewinnt unsere Zeit aus dem Nachdenken über die Verirrungen mancher Gegenwartskunst wieder den Anschluß an die Kunstanschauungen von Künstlern, deren Werke wir jetzt in dem Streben nach Überwindung des Naturalismus wieder hervorholen. Unter diesen Künstlern aber verdient Joseph von Führich als Denker wie als Schöpfer einen Ehrenplatz.

Joseph von Führich.

Ein Beitrag zu seiner künstlerischen Würdigung.

Von

Joseph Popp.

Auch in der Kunst gibt es absolute Werte; aber das ästhetische Urteil über sie wandelt sich, manchmal selbst in das Gegenteil. Wie trocken erfaßte z. B. die augustinische Zeit die frühgriechische Kunst, die sie archaisierend nachbildete. Welch herb strenge Schönheit schufen die Pisani unter dem gleichen Einfluß in der gotischen Zeit; welch neues, lebensvolles Ideal erstand dem Cinquecento aus dem abgöttisch verehrten Vorbilde! Wie süßlich und schwächlich dagegen erfaßte der Klassizismus die Antike! Aus dem Schutte der Ausgrabungen ersteht sie uns rein und hehr wie nie zuvor — und doch glaubte jede Zeit, daß sie die griechische Kunst zu tiefst begriffen hätte.

Um wie viel schwieriger gestaltet sich da die Würdigung einer nachgeborenen Kunst, wie jener der Nazarener, zumal in einer Zeit anderer Welt- und Kunstauffassung. So wird es wohl erklärlich, wenn auf der deutschen Jahrhundertausstellung zu Berlin sogar unter Tschudis weit umfassender Urteilskraft und Einfühlungsfähigkeit die Nazarener allzu stiefmütterlich behandelt wurden. Trotzdem haben sie in ihren Zeichnungen so stark gewirkt, daß diesen bei der Neuordnung der Nationalgalerie ein weiter Spielraum gewährt wurde. Hierin liegt in der Tat der Nazarener-Kunst eigentlichster Wert und besonderer Reiz beschlossen. Ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen und behaupten: die Nazarener haben auf diesem Gebiete etwas durchaus Neues und Selbständiges geschaffen: die Zeichnung als ein in sich geschlossenes Werk von bildmäßiger Wirkung — wie wir Ähnliches in den Radierungen der alten Meister besitzen. Damit aber sind sie zugleich die Schöpfer der neuzeitlichen Illustration geworden, die von Cornelius' Faust- und Nibelungenzyklus bis in die sieb-

ziger Jahre hinein wohl mit das Beste der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts darstellt. Erklärt sich diese Eigenart auch teilweise aus einem ganz literarisch gerichteten Zeitalter, so ruht doch die eigentliche Wurzel im Wesen jener Künstler selbst. Als reiche Persönlichkeiten von vielseitigen geistigen Interessen war ihnen die Lektüre mehr nur eine Anregung für das eigene Schaffen. Sie konnten sich deshalb auch nicht entschließen, einen Text rein bildlich nur nachzuerzählen und auszudeuten; es drängte sie vielmehr, die Momente, deren Darstellung dem Worte nicht mehr gelang, durch ihre Kunst zur Form zu erwecken.

Der, welcher uns heute noch aus jener Zeit und Kunstübung das Tiefste und für sie Charakteristischste zu geben hat, ist Führich. Von allen Nazarenern lebt er am reichsten und lebendigsten in uns auf, berührt er den modernen Menschen in seinem starken Gefühlsbedürfnis und seiner religiösen Sehnsucht eben so innig wie den gläubigen Christen und insbesonders den Katholiken. Deutsch aber war Führich wie wenige, selbst unter denen, die mit Emphase vaterländische Geschichte in großen Wandbildern erzählten — Gurlitt hat Recht: Führich ist ‚ein Meister, in dessen Art sich zu versenken wohl lohnt, der so viel Eigenes zu geben hat, wie nur wenige in unserem Jahrhundert. Das Beste bietet er in seinen Zeichnungen; der Pinsel war ihm weniger geläufig.‘

Seine künstlerische Begabung erwachte und übte sich zunächst in der Beihilfe für des Vaters Aufträge. Bald galt es, die Laden, Bettstellen, Schränke und sonstigen Geräte einer bäuerlichen Brautausstattung mit fröhlichem Blumengeranke und heiteren Landschaften bunt zu schmücken; bald bedurfte ein Kindersarg eines pausbackigen Engelskopfes mit ungelenken Flügeln oder das Bretterhaus eines Erwachsenen ernst pompöser Symbolik. Zwischen hinein gab es prosaische Anstreicherarbeit und Inschriften auf Firmen-Schilder.

Bei alledem regte sich schon früh Führichs Idealismus: Es schwebte ihm ‚ein gewisses Kunstideal vor, das sich in die Form des zuletzt geschehenen Besten, sei es ein Bild oder Kupferstich, kleidete.‘ Alles, was dies klare, frische, mutige, starke Bächlein speisen konnte, führte ihm Führich zu, bis es zum breiten, vollen, mächtigen Strome anwuchs, der sein Lebensschiff durch alle Fährnisse, bald majestätisch sich wiegend, bald gewaltig um seinen Kurs kämpfend, siegreich dahintrug. Ein anderer Grundzug unseres Künstlers brach auch damals schon aus der Knospe: die Liebe zur Natur und den Tieren. So stark drängte dies Bedürfnis, daß Führich es bei seinem Vater durchzusetzen wußte, für zwei Herbste Kuhhirte zu werden. Dies idyllische Amt gab ihm Muße, der Natur tief in die tausend Augen zu schauen, ihre ungezählten Pulsschläge zu erlauschen, das Kleinste und Größte bis in seine Einzelheiten zu studieren. In jener Zeit war es, als Führich sich eine Tanne nachhause schleppte, um sie bis ins einzelne zu kopieren. Bald aber hatte er diese Arbeit satt, ja war ihrer überdrüssig.

Nicht aus dem Nachzeichnen und Nachmalen, sondern im geistigen Durchdringen und sich Aneignen erschloß sich ihm der geheimnisvolle Bau und Sinn der Natur, wie die Schönheit ihrer Gebilde.

So behielt Führich stets das Ganze im Auge und vermochte das Einzelne organisch miteinander zu verbinden; so erstand ihm auch die Naturstimmung, die er wiederum einem höheren, dem Geistesleben des Menschen, einordnete: Immer, wenn er sich von der Natur innerlichst ergriffen fühlte, bevölkerte sie sich ihm mit Gestalten der Dichtung, Geschichte oder des religiösen Lebens. Seine Eindrücke des Erhabenen und Mächtigen übertrug er vor allem, ja einzig, auf den Menschen, als das entsprechendere Organ; die Landschaft wurde ihm hiezu nur ein Mit- und Ausklang. Das bewahrte ihn trotz aller enthusiastischen Hingabe an die Natur vor einem pantheistischen Träumen und sich Verlieren. Aus solcher Auffassung heraus schuf der Sechzehnjährige das Bild ‚Herzog Borziwig findet den Einsiedler Iwan'. — ‚Auf dem Bilde hätte ich gerne den Reiz des Naturlebens im Walde geschildert, wie er mich auf Spaziergängen so unwiderstehlich anzog', erzählt er in seiner Selbstbiographie.

Zwei Jahre später kam Führich nach Prag zu Direktor Bergler. Bedeutungsvoller als dessen Einfluß, der dem zeitgenössischen Klassizismus entsprach, war der Prager Aufenthalt an sich. Dessen reichere Bildungsmittel brachten Führich vor allem in die Sphäre der Romantik, wenn man unter ihrem Wesen einen poetischen Universalismus des Denkens und Empfindens im Bunde mit einem ausgeprägten National- und Naturgefühl versteht. War Führich hiefür besonders angelegt, so wurde ihm doch das Hauptereignis jener Jahre nicht so fast die Lektüre des Schlegel, Tieck, Wackenroder, als vielmehr der Fund einiger Holzschnitte aus Dürers ‚Marienleben' — am Dreikönigstage 1821. Er selbst schreibt hierüber: ‚Bei Dürer erweiterte sich meine Erkenntnis der Mittel, mit welcher die bildende Kunst wirken kann.' Zugleich fühlte er sein Verhältnis zur Kunst überhaupt als ein ‚festeres, bestimmteres', wie ihm das Verhältnis der Kunst zum Leben um vieles deutlicher geworden war.

Nun stand er ganz im Banne des deutschen Mittelalters. Sprach er sich noch mit klassizistisch süßlichen Akzenten in der Formgebung des menschlichen Körpers aus, so war er in seinem Empfinden um so natürlicher und frischer; das gilt namentlich für die Darstellung der Landschaft. In den Illustrationen zu ‚Hermann und Dorothea' fesselt vor allem der Wechsel von Kraft und Anmut in den Personen; das Idyllische der Natur spricht sich wie eine leise Begleitmelodie aus. Führichs dramatische Macht und Bewegtheit schlägt in kleinen Zeichnungen zu Schillerschen Dramen einen vollen Akkord an. Das ‚Gastmahl in Eger' bringt die Stimmung einer plötzlich gestörten Gesellschaft, die verscheucht und verblüfft der Wucht und Gewalttätigkeit eines bewaffneten Überfalles unterliegt, zu plastisch drastischem Ausdruck. Den ersten größeren Zyklus

religiösen Inhaltes schuf Führich im ‚Vater unser' (1826). Die Bilder sind ganz und gar in das Leben des deutschen Mittelalters verlegt. Sie lassen in einzelnen Gestalten und Gruppen bereits den späteren Meister erbaulicher Stoffe ahnen. Das Beste liegt wiederum im landschaftlichen Elemente, besonders des ersten Blattes und der Bitte um das tägliche Brot. Dort steigt die Sonne ganz leise erst am Horizonte auf, und doch ist alles schon von ihrem Leben und Glanz durchdrungen. Das Ährenfeld neigt sich wie in erwachendem Atmen; Hügel und Tal weiten sich dem Lichte entgegen. Gleich Sonntag im Uhlandschen Liede umfängt es uns. Dort streut der Säer betend die Körner in die hungernde Furche des schweren Ackerlandes. Im nahen Hause bereiten sie ihm das Mahl und ein Vögelein bringt seiner bedürftigen Brut die beruhigende Nahrung. Die schwellende Kraft der Arbeit und ihres sicheren Segens steigt aus diesem Naturstücke wie ein warmer Odem zu uns herauf. Diese neun Blätter, die Führich selbst radierte, erweckten ihm einen Gönner, der ihn nach Italien ziehen ließ.

Dort schloß er sich vor allem an Overbeck an, der ihm auch seinen Auftrag in der Villa Massimi, drei Fresken und einen Fries, übergab. Diese Werke sind seit Jahrzehnten unzugänglich. Wir wissen aber aus anderen Schöpfungen Führichs, wie sehr er dem Einflusse jenes liebenswürdigen Menschen und seinen, doch allzu begrenzten Künstlers unterstand. Durch ihn empfand er seine früheren romantischen Neigungen als ‚einseitig'. Was er dafür eintauschte, war ungleich einseitiger und matter: eine ausschließlich italienische Formgebung und gedämpfte Gefühlsweise. Mehr als zehn Jahre wirkte dieser römische Aufenthalt in Führichs Schaffen nach. Am wenigsten erfreulich zeigt er sich im ‚Triumphzug Christi' (1838). Es ist dies ein allegorischer Zug kirchlicher Persönlichkeiten, der sein Vorbild in der Trajans- und Antoniussäule, im Triumphzug Cäsars von Mantegna und in jenem Kaiser Maximilians von Dürer hat. Es sollte die Kirche auf ihrem segensreichen Gang durch die Jahrhunderte sinnbildlich dargestellt werden. Das Thema ist künstlerisch wenig dankbar, und Führich hat unter glücklicher Vermeidung des Reliefstieles die Aufeinanderfolge der zahlreichen Gestalten malerisch gelöst. Das ganze ist und bleibt aber eine zu äußerliche Aufzählung dutzendweiser Namen, die selbst die eine und andere urdeutsch empfundene und verinnerlichte Gestalt verschwinden läßt. Der reifste und reinste Nachklang dieser allzu Overbeckschen Getragenheit sind die beiden Ölgemälde ‚Jakob und Rachel' (1839) und der ‚Gang Mariä' (1841). In der Farbe sind sie vielleicht die liebenswürdigsten und ausgeglichensten Arbeiten unseres Meisters; auch die keusche Anmut und Innigkeit, in der sich die zukünftigen Gatten umarmen, trägt einen vornehm geschlossenen Charakter an sich. Hält man aber das Werk neben ähnliche aus Führichs Spätzeit, so erweckt es fast den Eindruck einer gewissen Kühle und Äußerlichkeit. Kindlich selig in ihrem jungen Mutterglück erscheint Maria. Es klingt und singt in ihr mit leisen, süßen Tönen. So wundern

Jos. von Führich fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Aus dem Cyklus «Der heilige Wendelin».

Jos. von Führich pinx. *Jos. Kösel sculps.*

Joseph und Maria Herberge suchend.

(Unveröffentlichtes Aquarell.)

Hoch Land

wir uns auch gar nicht, daß Engel sie umschweben, Rosen auf ihren Pfad streuen und frohlockend vor ihr herschreiten. Wie in eine Vision versunken, schauend, genießend, beglückt folgt ihr der hl. Joseph; der Wald aber und die Au und die Blümlein und der Himmel und die Wolken fühlen sich wie im heiligen Festesschmucke.

Aus dem gleichen Jahre stammt das schmiegsam bewegte Blatt der ‚Hochzeit zu Kana'. Es zeigt sich in seiner Liniensprache durchaus von Italiens Kunst durchtränkt; doch ist die Form schon zum persönlichen Instrumente Führichs geworden, dessen Geist es durchaus erfüllt. Unter den aufspielenden Musikanten ist jeder ein deutscher Typ, von leichtem Humor angehaucht. Wir denken ein wenig an die böhmischen Musikbanden, die auch heute noch bisweilen unsere Dörfer durchziehen. Bewußt und stark mitschwingend spricht sich die Teilnahme an des Lebens Freuden und Festen hier aus. Trotz seiner Vorliebe für das Asketische war Führich doch ein viel zu warmer, natürlicher Mensch, als daß es ihm auf die Dauer in der klösterlichen Welt Overbecks wohl geworden wäre.

Die nächsten Jahre sehen wir ihn an dem ersten größeren Auftrage. Es ist dies ein Kreuzweg für die Johanneskirche in der Leopoldstadt. Die Fresken stehen fast ganz im Dunkel der Kirche, sind aber durch die Stiche Petraks über die ganze Welt hin bekannt geworden. Es sind Kompositionen von einer wahren Überfülle der Gestalten, ihrer Bewegungen und Leidenschaften. Wie tosende, tobende Meeresbrandung schlagen diese Menschenwellen über dem Herrn zusammen, der selbst ruhig, ergeben in edler Gelassenheit aus tiefstem Frieden heraus das Kreuz trägt und als ein stiller, Ehrfurcht gebietender Held daran stirbt. — Das Ganze ist uns für eine miterlebende Betrachtung der Passion zu laut, zu stürmisch; aber der Künstler in dem Vollbesitz seiner Jahre und ihrer Kraft, die längst schon auf eine große Aufgabe wartete, erlebte an ihr zum ersten Male sich selbst und seinen ganzen inneren Reichtum. Führich hat noch viermal denselben Vorwurf bearbeitet. Nie wiederholt er sich; nie läßt die bildende Kraft seines Stiftes nach, die Phantasie beschwingt sich immer wieder. Eine außerordentliche Fähigkeit, das Psychologische in allen Abstufungen seiner Erscheinung darzustellen und in individueller Eigenart ausklingen zu lassen, zeigt sich besonders bei diesem Thema. Die erdenklichsten Grade fanatischer Wut, kalter Unerbittlichkeit, blinden Hasses, wollüstiger Verschlagenheit, brutaler Roheit spielen sich in den Schergen ab, und jeder gibt noch etwas von seinem Eigensten dazu. In den Freunden des Herrn wechselt Wehmut, Trauer, Hoffnungslosigkeit mit ergebungsvollem Schweigen und bitter ringender Klage. Feuchte Augen, ein zuckender Mund, zusammengekrampfte Hände, ein abgewandtes Gesicht lassen uns in diese Seelen und ihr Leid tief ahnend schauen. Und immer erneuert sich die Gruppierung, immer wieder anders schlingt sich der Knoten der Handlung; nie wiederholt sich ein Mittel der Steigerung.

In diesen Werken und vor allem in jenen der Alt-Lerchenfelder-Kirche, die Führich von 1854—61 mit einem Riesenzyklus ausschmückte, hat er seinen persönlichen Monumental-Stil gefunden. Will man hiefür ein Wort der Charakteristik geben, so möchte ich dessen Totaleindruck als mächtig im Sinne einer kraftvollen Hoheit bezeichnen. Diese Formensprache hat etwas Mitreißenderes als der abstrakte, spekulativ erhabene, beinahe erkältete Stil des alten Cornelius. Sie bietet Volleres in der Idee und Empfindung als Overbecks und Steinles derartige Werke. Sie birgt auch mehr pulsierendes und trotzdem majestätisch gehaltenes Leben in sich als die oft zu mühsam errungene Größe Veits. Am nächsten steht Führich Schnorr, den er aber an Wärme und Vielseitigkeit der religiösen Empfindung übertrifft. — Und doch vermögen wir jenes Monumentalwerk nicht zu den absoluten Kunstschöpfungen zu zählen, so wenig es die genialste Äußerung Führichs darstellt. Gedanklich bewegt es sich völlig in den Bahnen der alten Kunst, über deren Mittel es nicht hinaus-, an die es nicht einmal heranreicht. Ganze Bilder, wie z. B. der Engelsturz sind eine bloße Raumfüllung, kaum eine Raumbewältigung, geschweige denn eine geistesmächtige Gestaltung des Vorwurfes. Allzu zahlreiche Personen und Gruppen beherrscht die Pose und Geste. Nur in Szenen rein menschlichen Geschehens oder schlicht religiösen Empfindens gewinnen wir den Eindruck des Natürlichen.

Ähnlich wie bei Dürer liegt die künstlerische Stärke Führichs, trotz aller Männlichkeit und geistigen Großzügigkeit, nicht in den eigentlich monumentalen Aufgaben, sondern in der räumlich beschränkten, intensiven Darstellung innerlicher Vorgänge.

Ist auch die geschichtliche Wirkung jener Fresken für die kirchliche Kunst Österreichs auf eine Generation hinaus von ähnlicher Bedeutung geworden wie die Ausmalung der Apollinariskirche für den Rhein, so bilden sie doch für das Lebenswerk Führichs nur eine Episode. Wer dessen künstlerisches Wesen am reinsten und stärksten nacherleben will, muß zu dem Siebzigjährigen kommen, der nicht nur sich selbst ganz gefunden hat, sondern auch voll ausgereift ist. Er, der eigentlich immer einsam gewesen in der Welt, hatte jetzt die ganze Salbung der Stille in sich aufgenommen. Alles, was noch hart, noch aufbrausend, grollend, überquellend gewesen, war nun aneinander beruhigt, ohne die Kraft und köstliche Frische verloren zu haben. Führich war in einer Zeit, die weit hinter seiner romantischen Jugend lag und die selbst nichts mehr Romantisches an sich hatte, wieder zum Romantiker, d. h. zum genialen Kinde geworden.

So entströmte den letzten zehn Jahren seines Lebens der goldene Überfluß, dessen wir uns heute als köstlichste Erinnerung an den heimgegangenen Meister erfreuen. Was er in zahllosen Nachtstunden von seiner hochgelegenen Wohnung aus in heilig feierlicher Zwiesprache mit Gott und Natur erlauscht, erlebt hatte, schrieb er nun in großen Zyklen nieder. Es

entstand das Leben Mariens, der Psalter, die Nachfolge Christi, Ruth, der verlorene Sohn, der arme Heinrich, Wendelin, die Passion Christi. Über 150 Zeichnungen und Kompositionen, sowie kleinere Bilder kamen in jener Zeit von der schon zitternden, aber nimmermüden Hand.

Die ‚Passion', früher ein Lieblingsthema Führichs, dem sich seine pathetische Seele mit einem gewissen Hochgefühle hingab, wurde dem alternden, mehr zur Beschaulichkeit geneigten Künstler ein zu schwerer Stoff. Er führte den Zyklus nicht zu Ende. Bezeichnend für die ganze Folge und die Gemütsstimmung, aus der diese Blätter erstanden, ist der unter der Kreuzeslast gütig, geduldig, in sich versinkende Heiland. Er läßt uns als Schmuck des Titelblattes den Geist des Kommenden ahnen, wie er zugleich den nachhaltigsten Eindruck des ganzen Werkes in uns hinterläßt. Haben wir schon in der ‚Geistlichen Rose' — eine Darstellung der Rosenkranzgeheimnisse — Führichs eigenartige Begabung für meditativ erbauliche Stoffe kennen gelernt, so wuchs diese Vorliebe und Fähigkeit mit dem Alter zu selbstverständlicher Kunstäußerung. Das Einzelereignis erweiterte sich in das weltgeschichtlich Bedeutsame und allgemein Typologische, vor allem im religiösen Sinne. Wir haben die Wurzel hiefür schon in seinem Wesen aufgezeigt. In Rom erhielt sie ihre kräftigste Nahrung. Damals fühlte sich Führich gedrängt, ‚auf die Grunddogmen aller Geschichte: Sünde und Vergebung zurückzugehen und von hier aus das Wesen der Menschheit und ihre Geschicke zu begreifen.' Damit trat ihm die Sendung der Kunst im umfassendsten Sinne und in einem bisher nicht gekannten höheren Lichte entgegen. Sie ward ihm Gottesdienst und Leben zugleich, aber in einer viel großartigeren und fruchtbareren Ideenverbindung als Overbeck, dem sie ‚eine Harfe zum Lobe Gottes' geworden. Bezeichnend für den geschichtsphilosophischen Standpunkt des Meisters ist ein Wort zur Grablegung Christi aus dem Zyklus: ‚Er ist auferstanden.' ‚Es ist eine Szene, welche sich in der Geschichte in tausend Formen unablässig wiederholt. Verstummt ist der Mund der Wahrheit. Sie ist niedergeschrieen, getötet, begraben, ein Stein auf sie gelegt.' Aus solch rein menschlichem Erleben heraus gewinnt Führichs Darstellung jenen ergreifenden innerlichen Zug, der ihn vor der Blässe und Kühle des bloß gedanklichen Erfassens bewahrt und zugleich unser allgemeines Interesse immer wach und warm zu halten weiß. Seine auf das Große und Umfassende gerichtete Befähigung drängte ihn zu zyklischen Darstellungen, die allein seiner reichen Phantasie und der unerschöpflichen Macht, das Seelische immer wieder neu zu gestalten, volle Befriedigung gewährten. Hier konnte er auch seine souveräne Beherrschung der Komposition betätigen, wie sich seiner Vorliebe, das Intime und Trauliche in Natur- und Menschenleben zu gestalten, vielseitige Gelegenheit bot. Obwohl Führich sich aus der Fülle seiner Kraft und Kunstauffassung heraus gedrängt fühlte, seinen Genius in den Dienst der Menschheitserziehung zu stellen, kam er doch

nicht auf den unkünstlerischen Gedanken Overbecks, seine Bilder zu einer Art Katechismuserklärung herabzudrücken und sie auch noch mit einem belehrenden Texte zu versehen. Nur in der unruhigen Zeit der 48er Revolution, die ihn sogar ganz gegen seine Gewohnheit zwang, ein Modell zu benützen, wurde er in einer Weise lehrhaft, die auch der künstlerischen Ökonomie seiner Schöpfungen empfindlichen Eintrag getan hat. Die ‚Denkblätter für unsere Zeit' (1849) sind dessen ein schmerzlicher Beweis. Was Führich als das Ideal seiner religiösen Darstellung erstrebte: ‚Die Heilswahrheiten, das Leiden Christi und der Heiligen als die Freude seines eigenen Daseins anderen zur gleicher Beseeligung zu übermitteln,' diese Aufgabe löste der Meister aus der Reife seiner Spätzeit und ihrer Abklärung gleichsam natürlich. Selbst biblische Geschehnisse und Personen empfindet er jetzt nur mehr in ihrer allgemein-menschlichen Bedeutung. Man könnte auf den ersten Gedanken meinen, daß dies mehr ein Herab- als Hinaufsteigen bedeute. Es ist aber in Wirklichkeit künstlerische Vollendung. Nie direkt vermag der menschliche Schöpfer das Göttliche und ewig Heilige darzustellen; er kann es immer nur andeuten und ahnen lassen. Das ist nun bewundernswert groß in Führichs Alterskunst, wie er das rein Menschliche mit einer solchen Salbung des Geistes und religiösen Gefühlsinnigkeit durchtränkt, daß es über das Natürlich hinaus- und hinauswächst. Wir nehmen es auf, scheinbar selbstverständlich und ahnungslos wie Licht und Luft; bald aber kommt es über uns wie Offenbarung und Gnade.

Die ‚Nachfolge Christi' schien Führich beim ersten Anblick ‚völlig bilderlos'. Bald aber erstand ihm daraus die ‚christliche Welt- und Lebensanschauung', aber nicht in asketischer, sondern evangelischer Gesinnung. Im Gegensatz zu dem mehr passiv frauenhaften Christus der meisten Nazarener ist Führichs Heiland eine männlich kraftvolle Edelgestalt von sonnig milder Wärme, der selbst eine gewisse Frohnatur nicht fehlt, noch der Ernst und die Strenge des strafenden Richters. Besonders nahe steht er unserem Herzen durch den deutschen Charakter seines religiösen Empfindens bis in dessen eigenartigste Schwingungen hinein. Der ‚katholische' Führich hat überhaupt tiefer als irgend ein ‚evangelischer' Künstler der Neuzeit, auch Schnorr nicht ausgenommen, die germanische Frömmigkeit in ihrer merkwürdigen Mischung von kerniger Kraft und kindlich gläubigem sich Versenken zur innerlichsten Darstellung gebracht. Bei alledem ist sein religiöses Denken und Fühlen ganz und gar kirchlich.

Dies zeigt sich vor allem, wie er im ‚Psalter' altes und neues Testament nach Art der Kirche organisch miteinander zu durchdringen vermag. Daraus ersteht Führich manch neue sinnige und tiefe Beziehung, die die Gedankenwelt für unsere Erbauung erweitert und bereichert hat. Einen besonderen Zug in diesem Werke bildet die Verlebendigung alttestamentlicher Gestalten, ihrer schlichten Größe und reichen Innerlich-

keit, so daß sie auch uns Propheten werden und die Sehnsucht nach der Einfachheit und stillen Würde patriarchalischen Wesens erwecken. Viel tiefer als die modernen Realisten, die nach Palästina reisen und die Eigentümlichkeiten der jüdischen Rasse bis ins einzelne wiedergeben, hat Führich aus der geistigen Versenkung in jene Zeit und ihre Menschen das ewig Gültige erfaßt.

In ‚Ruth' glückte ihm bis ins Kleinste das Idyllische dieses liebenswürdigen biblischen Buches, dessen Gestalten sich wieder in das allgemein Menschliche erweitern. Der ganze Duft dieser poetischen Schöpfung strömt von Ruth aus, die zugleich den Typus von Führichs Frauengestalten vertritt: eine Erscheinung von jugendlich schöner Sinnlichkeit, deren reife Formen der Schimmer jungfräulicher Reinheit überströmt. Führichs Frauen sind weniger diese oder jene Persönlichkeit als der Ausdruck des weiblichen Wesens überhaupt. Es hat deshalb die körperliche Anmut an ihnen ebensoviel Teil als die seelische Zartheit, Keuschheit und Fülle des Empfindens. Führich ist unter allen Nazarenern derjenige, der aus seiner Naivität, Natürlichkeit und Herzensreinheit heraus der Frau unbefangen gegenübersteht. Er scheut sich daher nicht, selbst im ‚Psalter' eine badende Bethsabe zu zeichnen; wie er auch sonst dem Nackten nicht mit jener ängstlichen Scheu aus dem Wege geht, die seine Freunde fast in den Verdacht der Prüderie gebracht hat. Man könnte an ihm wie an einem Schulbeispiele unwiderleglich zeigen, daß es für die Kunst ein keusches Enthülltsein gibt. In der Verführungsszene des ‚verlorenen Sohnes' bietet Führich die verschiedensten Arten weiblicher Verückungskünste in einer durchaus deutlichen, aber keineswegs schwülen Versinnbildung.

Der Zyklus des ‚Verlorenen Sohnes' stellt wohl den Höhepunkt und die Vereinigung all dessen dar, was wir bisher an Führich als groß, stark, reich und innig empfunden haben. Es ist die ergreifende Geschichte eines jungen, seiner selbst allzu sicheren Menschen, dessen Stolz in einem glänzenden Elende gebrochen wird, bis er geläutert und demütig in das Elternhaus zurückkehrt.

Man kann die Fülle des aufgerollten Seelenlebens in Kürze auch nicht einmal andeuten. Unvergeßliche Eindrücke für das ganze Leben gewinnt der Betrachter aus diesem Schicksal.

Die erschütternde Schönheit der christlichen Opferidee tritt uns im ‚Armen Heinrich' entgegen. Auch hier prägen sich uns manche Szenen unauslöschlich ein: wenn Heinrich an der Türe des Arztes mit angehaltenem Atem lauscht, ob dieser dem Mädchen, das sich für ihn geopfert, den Todesstoß versetzt, so fühlen auch wir mit ihm einen Augenblick die Pulse stocken. Wir atmen erleichtert und beglückt auf, wenn wir im folgenden Blatt die Beiden am Traualtar sehen. Die tränennahe Ergriffenheit der Eltern des Mädchens wird die unserige.

Die Legende des ‚hl. Wendelin' trifft mit Glück jene merkwürdige Mischung natürlicher Poesie und religiöser Innigkeit, die dem Leben der

Heiligen so oft entströmt. Kompositionell finden sich in dieser Folge Blätter von einer abgeklärten Wirkungskraft, einer organischen Entfaltung des Vorganges, die den Stempel höchster Kunst, die Selbstverständlichkeit, an sich tragen.

Wenn wir des ‚Lebens Mariä' hier nicht besonders gedenken, so geschieht dies, weil das Werk noch nicht die künstlerische Läuterung der genannten aufweist.

All diesen Zyklen gemeinsam ist die vergeistigte Hereinbeziehung der Natur. Wirkt diese in dem Frühwerk der ‚Genovefa' mehr kindlich naiv, treuherzig und sinnig, besonders auch in der fast überreichen Verwendung der Tiere, so ist jetzt die Landschaft in all ihren Teilen und als Ganzes wohl abgewogen, gleichsam die aus der betreffenden Szene geborene Umwelt. Diese Vergeistigung geht so weit, daß sie selbst in illustrativen Streifen wie das ‚Silentium' der ‚Nachfolge Christi' den im Walde meditierenden Mönch mit religiöser Weihe umgibt, daß die Bäume wie wallende Weihrauchwolken um den Betenden zusammenschlagen.

Hat man im Verkehr mit großen Menschen das beglückende Gefühl, reich und tief beschenkt zu werden, so wird dies Erlebnis leicht zur Beschämung, wenn man Dritten vermitteln soll; zumal, wenn das Bewußtsein des Unzulänglichen so stark in uns wird, daß wir glauben, nur Stücke aus dem Ganzen losgebrochen zu haben. Aber vielleicht reizt gerade dieser Mangel den Leser, zum Meister selbst zu kommen und sich von ihm gleich uns beseligen zu lassen.

Jos. v. Führich, Jugendselbstbildnis.

(aus Führichs Schriften).

Die sichtbare Schöpfung verbirgt überall den Mechanismus und Chemismus der Erscheinung. Dieser Umstand ist für die Wissenschaft von unendlichem Werte und eine allgültige Regel für die Kunst. Eine Obduktion am lebenden Leibe würde dessen Ermordung sein, wie es die Prozesse der Scheidekunst, geübt an ihren Objekten, sind. Die sichtbare Schöpfung führt uns überall weg von der Materie zu einem Leben der Idee, zu einem geistigen Inhalt körperlicher Apparate, welche wir allein vielleicht, gegenüber von Unnatur und Übernatur, schlechthin Natur nennen dürfen. Die Wissenschaft, sowie die Kunst müssen das Faktum der Erbsünde anerkennen, wenn sie nicht in sich selber zugrunde gehen sollen. Die Wissenschaft soll an der Heilung der dort erlittenen Schäden mithelfen, die Kunst die dort verlorenen Ideale wieder suchen. In der der Sünde gegenübergetretenen Erlösung ist für beide das Vorbild gegeben, beiden ihr Weg gewiesen.

Für die Wissenschaft gibt es wie für die Kunst einen unentbehrlichen Idealismus! Es ist dies jener getrübte, gestörte, erschwerte und doch notwendige innige Lebensbezug zu Gott, der gleich dem Wanderer und Reisenden das Ziel samt dem Zwecke der Reise schon vor Augen hat, bevor er noch die Wanderung beginnt. Vor dem Geistesauge des großen Kolumbus schwebte die neue Welt, ehe er ihre Ufer begrüßen konnte, — aber die Ziele sind verschieden und wurzeln in der moralischen Welt. Noch nie, solange die Erde besteht, hat Liebe zur Wahrheit einen Menschen von Gott abgeführt.

Wir verwerfen unbedingt das zu maßgebender Gültigkeit erhobene Motto: ‚Ernst ist das Leben, heiter die Kunst'. Es mag in der Auffassung jener, die es zu dem ihrigen machend des Lebens Ernst in Industrie, Prozessen und Börsensorgen finden und seine Heiterkeit bei Ballerinnen, Sängerinnen, im Konzert und modernen Theater suchen, eine scheinbare Rechtfertigung erhalten; an die wahre Kunst lege man uns diesen Maßstab nicht. Die wahre Kunst ist mit dem wahren Leben eins und hilft es vom bloßen Dasein in die Lebensregion erheben. Wahrlich, zur Erheiterung eines leichtsinnigen Daseins, das seine gewaltige Aufgabe mißkennt, wurde die Divina Commedia nicht gedichtet, die tiefsinnigen Gebilde Orcagnas nicht erfunden. Zu diesem Zwecke malte Buonarotti kein jüngstes Gericht und keine Propheten und Raphael keine Theologie. Fern diesem Zwecke entstanden Palestrinas, Leos und Lottis himmlische Psalmodien, und selbst der protestantische Händel protestierte feierlich gegen eine solche Auffassung seiner Werke. Der Ernst der gemeinen Lebenssorge und der Ernst der Kunst sind freilich sehr verschieden. Der erste ist der Gegensatz des Spasses, der zweite der Gegensatz der Frivolität.

Wir sagten schon einmal, die Kunst ist der Mensch, und der unsichtbare, unsterbliche Geist an ihm das maßgebende und bestimmende Agens seiner in der Sichtbarkeit erscheinenden Tätigkeit, welche ihrerseits wieder bestimmt wird und sich bestimmen läßt von der übersinnlichen Welt außer ihm. Selbst das, was er mit dem Tiere gemein zu haben scheint, hängt bei ihm mit jener unsichtbaren Welt zusammen, so stellt der Mensch sich selbst, so stellt sich seine Geschichte, so stellt die große historische Kunst in allen ihren Formen ihn dar. Die Epiker Tasso und Milton, die Dramatiker Calderon und Shakespeare appellieren an die außersinnliche Welt zur Würdigung ihres Genius. In diesem künstlerischen Instinkte

findet Klopstocks kühnes Unterfangen, wenn nicht seine vollkommene Rechtfertigung, so doch seine Erklärung.

Von jenem tiefen Heimweh der Geister, von jener Sehnsucht nach Vollendung, welche in ihrem innersten Wesen die Triebkraft alles Idealismus ist, hat auch der Unglaube Notiz genommen und sie Weltschmerz genannt. Verbirgt sich eine bessere Regung unter dieser Phrase, so kann es nur die Sehnsucht nach dem Glauben sein, der die Gebiete aller Idealität umfaßt und das Gemeinsame für alle geordnete Verschiedenheit ist. Er ist es, dem trotz aller Freudigkeit jener elegische Zug beiwohnt, den Paulus im Römerbriefe so unnachahmlich als das Schmachten und Seufzen der Kreatur nach der Freiheit und Kindschaft Gottes darstellt, welche in der Erlösung unseres Leibes, des Gipfels der gesamten sichtbaren Natur sich einst vollbringen wird.

Solange die Kunst, ihrer ursprünglichen Aufgabe eingedenk, ihren gottesdienstlichen Charakter bewahrt, vermittelt sie der Welt ihre ewigen Ideale, ist für alle da und gehört der heiligen Zeit und dem heiligen Raume. Was von ihr in kleineren Formen in die Gewöhnlichkeit des Lebens zu dessen Verschönerung niedergeht, sind Zweige jenes ehrwürdigen Stammes, der im Tempel der Menschheit wurzelt, Strahlen, die vom Altare ausgehend ins bürgerliche Leben, in Haus und Familie herüberleuchten.

Wo die Kunst dieses ihres Grundcharakters vergißt, oder wo ihr derselbe entzogen wird, hört sie auf, für alle zu sein, sie verfällt der Mode, wird Luxus; ihre Zweige, vom Stamme getrennt, verdorren und verwelken, sie geht zu Hofe beim Reichtum, bei der Üppigkeit, der Leidenschaft. Früher eine Versinnlichung, Vermenschlichung des Göttlichen, wird sie jetzt eine Verherrlichung des Nichtigen, wenn nicht des Schlechten.

Eine Mißhandlung der Künste und Mißbrauch derselben wird überall eintreten, wo das reine Gemütsleben des Volkes gestört wird und im Abnehmen begriffen ist. Dieses reine Gemütsleben ist unzertrennlich von der Innigkeit des kirchlichen Lebens, das im Verlaufe der Zeiten auf so traurige Weise geschädigt wurde. Diese Mißhandlung der Künste kommt aber am Bilde in weitaus größerem Maße als bei den anderen Künsten und gerade bei ihm in um so unerklärlicherer Weise zum Vorschein, als gerade dieses mit den bestimmtesten Schutzgesetzen schon seiner Natur nach umhegt erscheint, als gerade seine Bestimmung am wenigsten verkannt, deshalb auch sein Mißbrauch am wenigsten entschuldigt werden kann.

Jene dürre, dem echten kirchlichen Geiste so ferne liegende, meist mit einer stoischen Hoffahrt tingierte theoretische, oft sophistische Moralität, wie sie der Humanismus und Rationalismus geschaffen, und welche mit ihrer nüchternen Scheinwahrheit im letzten Jahrhundert auch die Kirche — oder besser — viele ihrer Diener gestreift, hat die Elemente der Schönheit in ihren tiefsten Grundlagen geschädigt und — ein viel feinerer Bildersturm, obgleich dem früheren rohen und wilden in seiner tiefsten Wesenheit doch sehr verwandt — Bild und Kunst dem Leben vielfach entfremdet.

Das Bild ist, wie der Gipfel, so die Unterlage alles Erschaffenen, der tiefste und wesentlichste Inhalt aller Künste.

Ein ecce homo ist die ganze christliche Kunst. Indem sie die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen des Menschenwesens umschließt, ist sie die fortwährende allereifrigste Erklärerin und Darstellerin des Menschen. Jedes ihrer Werke ist die Auslegung jedes anderen, und alle zusammen wie jedes einzelne sprechen: „Ecce homo“, sehet: das ist der Mensch. Die lügenhafte Humanität, die sich neben und außer die Menschenfreundlichkeit Gottes und die nachbildliche christliche Nächstenliebe als ein von dieser unabhängiger Begriff drängen und stellen will, wird erst durch diese in ihrer wahren Natur erkannt.

Die Wissenschaft hat es mit Erforschung, Entdeckung, Entschleierung der Dinge zu tun. Die Kunst rechnet den Schleier, welcher die Dinge umgibt, mit zu ihrem Wesen, denn dieser Schleier ist, wie die Dinge selbst, des Schöpfers Werk. Die Kunst, indem sie sonach weniger als die Wissenschaft zu sehen scheint, sieht zugleich mehr. Sie ist aus demselben Grunde größer, weil sie kleiner ist. Die höchsten Wahrheiten erscheinen uns nie als Wirklichkeit; daher verliert, wer mit seinem Streben in den Wirklichkeiten des Lebens aufgeht, immer die Wahrheit, wie in der modernen, künstlerischen Begriffsverwirrung der Realismus die Kunst verliert.

Begeisterung ist Sache des Geistes; sie müßte, wo der Geist überhaupt geleugnet wird, notwendig aufhören.

‚Die höchste Schönheit ist Gott,‘ sagen wir mit Winkelmann, und alle Harmonie und Poesie, die wir ahnen, ein Echo, ein Reflex seiner Glorie. Wir erfinden nichts, wir finden nur bereits Vorhandenes. Wird durch die Kunst Schönes geschaffen, so wird die Summe des Schönen eigentlich nicht vermehrt, sondern nur Schönes angewendet. Die Anwendung aber des an sich Schönen und Guten fällt unter die Gesetze der Ethik. Wer das Schöne verwendet zum Schmuck, zur Verherrlichung des Gemeinen oder gar Schlechten, versündigt sich an der göttlichen Bestimmung und Wahrheit der Schönheit, die eine Eigenschaft Gottes ist. So z. B. wenn die Kunst die Schönheit des Menschenleibes zur Erweckung unlauterer Begierden mißbraucht, oder wenn die Musik den frivolen Gedanken durch den Reiz ihrer Harmonien aufputzt oder die Dichtkunst durch die Kraft des Wortes und den Zauber des Rhythmus die Religion und die Sittlichkeit schädigt. Um dies zu können, vindizierte man der Kunst eine nach allen Richtungen hin autonome Stellung. So wird mit der Schranke die Form zerbrochen, die ihr Urbild in Gott hat.

Das Wesentliche des Menschen ist und bleibt Geheimnis; wir erfahren es nur durch den Glauben, im Glauben verwenden und verwerten wir es für uns und andere durch Tugend und Kunst. Die Geschichte unseres Geschlechtes, des Geheimnisses als ihres eigentlichen Inhalts entkleidet, hat für uns im besten Falle keinen höheren Wert als ein schlechter Roman. Der Ursprung und Grund der menschlichen Idee im weitesten Umfange (die Traditionen aller Völker beweisen dies) hat seinen Kern in einem einheitlichen Geheimnis, von dem die Geschichte nur die zeitliche Auseinanderlegung ist.

Ist doch unsere Zeit voll vom ‚Fortschritt‘, aber das Kommandowort ‚Vorwärts‘ ist vom Übel, wenn es nicht mehr ‚Aufwärts‘ bedeutet.

Aller lyrische Schwung, Poesie, Begeisterung, *Liebe*, sie alle sind, wenn echter Art, was sie sind, durch die letztere. Alle erotische Lyrik bleibt in der Irre, wo sie nicht an den himmlischen Eros angeknüpft, der seine Erdenbraut, die Menschenseele, zu suchen und heimzuführen herabstieg von den ewigen Bergen. *Seine* Liebe ist es vor allem, die stärker ist als der Tod. Von ihm aus ergießt sich über das fahle Antlitz der Vergänglichkeit jener geheimnisvolle Schimmer einer ewigen Schönheit, in welchem wir wie durch einen Schleier die künftige Vollendung aller Dinge ahnend erblicken.

Stereoskopie des Himmels.

Gleich dem mikroskopierenden Naturforscher gilt in manchen Kreisen auch der beobachtende Astronom mit gewissem Rechte als Einäuger. Die Erfahrung lehrt, daß beim Beobachten am Fernrohr oder zusammengesetzten Vergrößerungsglase im allgemeinen das eine von den beiden Augen vorgezogen, das andere vernachlässigt wird. Bei diesem muß das rechte, bei jenem das linke Auge die Arbeit leisten. Die Natur, welche selten die Sinnesorgane der beiden Körperseiten gleichmäßig ausgebildet hat, scheint uns geradezu aufzufordern, einen solchen Unterschied zu machen. Das nicht gebrauchte Auge lernt denn auch weniger. Bekanntlich ist ja das künstliche, teleskopische oder mikroskopische Sehen dem natürlichen auch darum überlegen, weil zur selbsttätigen Akkomodation des Organs die künstliche Nachhilfe von seiten der Fokussierungsschraube tritt. Also das eine Auge könnte, wenn es nicht geradezu weniger Sehkraft als das andere besitzt, schließlich so gut wie dieses zum Beobachten ausgenutzt werden. Sobald aber, vielleicht anfangs aus zufälliger Ursache, einem Auge ein Vorzug eingeräumt ist, besteht sofort die Tendenz, ihm Dauer zu verleihen. Ein Biologe, mit dem ich das besprach, sagte mir, sein rechtes Auge sei ein ausgebildetes Naturforscherauge; wolle er aber wissen, worauf er seine Schüler besonders hinweisen müsse, so beobachte er gelegentlich mit dem linken, das in dieser Hinsicht so linkisch sei wie ein Fuchs im ersten Semester. So zeige es ihm, wie unvollkommen die meisten Beobachter bei mangelnder Schulung auch durch das beste Mikroskop sähen. Vom Fernrohr gilt zweifellos ähnliches.

Es gibt aber Fälle, und ihre Zahl hat sich neuerdings gemehrt, wo das binokulare Sehen auch in der wissenschaftlichen Forschung wieder zu Ehren kommt. Und nicht etwa bloß beim Beobachten mit unbewaffnetem Auge, das in der Astronomie auch heute noch nicht entbehrt werden kann, sondern gerade auch beim instrumentalen Beobachten. Man hat früher nur das holländische (Galileische) Fernrohr, das eine schwache Vergrößerung gibt, als Binokle für Theater, Jagd und Marine gebaut. Das Keplersche astronomische Rohr erschien bei seiner größeren Länge und weil es die Gegenstände umkehrt, für terrestrische Zwecke und besonders als Doppelrohr wenig brauchbar; das Rheitasche Erdfernrohr, das hauptsächlich als Aussichtsrohr jetzt noch im Gebrauch ist und die Gegenstände aufrecht zeigt, schien wegen seiner noch größeren Länge erst recht ungeeignet. Da kam Porro mit seiner Idee, die Bilder nicht durch

neue Linsen, sondern durch Prismen wieder aufzurichten. Sie wurde von verschiedenen Firmen, besonders in Deutschland in den letzten Jahrzehnten, verwirklicht. Zeiß in Jena, Görz in Berlin-Schöneberg, Hensoldt in Kassel u. a. ersannen verschiedene Konstruktionen, die nebenbei auch die Tiefenwirkung, die sich beim Prismenrohr als Nebenprodukt ergibt, mehr oder weniger gut ausnutzten. Wenn die Objektive eines Doppelrohres weiter auseinander stehen als die Okulare, d. h. als die Augen, sagen wir fünfmal so weit, so machen wir uns zu Riesen mit fünffach vergrößertem Augenabstande; und wenn die Okulare gleichfalls fünfmal vergrößern, so haben wir, wie man zu sagen pflegt, Bilder mit fünfundzwanzigfacher Plastik. Wo das gute unbewaffnete Auge nur mehr eine Kulisse oder Soffitte schaut, sehen wir tief in die Schluchten eines Gebirges, bohren unsere Augen in den Faltenwurf einer nahe gelegenen Wolkenschicht. Ja, die Jenenser Instrumente gestatten mit Hilfe besonderer Marken in den Brennebenen der Objektive ein wirkliches Ablesen der Entfernung eines irdischen Gegenstandes, etwa einer Turmspitze oder Baumgruppe.

Inzwischen hat man doch auch mit Glück versucht, das Keplersche Rohr als Binokle herzustellen. Einer von den Moskauer Astronomen gegebenen Anregung folgend hat P. Hagen S. J., früher in Washington, jetzt in Rom, ein nur fünfmal vergrößerndes Doppelrohr angegeben, das die Firma C. A. Steinheil in München ausführt. Die Objektive haben die sehr große Öffnung von 34 Millimetern. Das Instrument eignet sich besonders zur Beobachtung der mit freiem Auge sichtbaren und der helleren teleoskopischen veränderlichen Sterne. Die große Lichtfülle läßt diese auch bei heller Dämmerung oder starkem Mondschein noch bequem abschätzen, und das Arbeiten mit beiden Augen ist gerade hier sehr vorteilhaft. Wenn man dieses umkehrende Doppelrohr auf irdische Gegenstände anwendet, zeigt es die auffallende Erscheinung der negativen Plastik. Da nämlich die Tiefenwirkung der Erscheinungswelt auf unseren Sinn dadurch zustande kommt, daß die näheren Gegenstände jedem Auge mehr nach innen zu liegen scheinen als die entfernteren, also dem rechten Auge mehr nach links, dem linken mehr nach rechts, da jedoch die umkehrenden Rohre auch diese Beziehung umkehren, so werden nahe Objekte in ferne verwandelt, wenn sie noch weit genug sind, um gleichzeitig mit diesen bei derselben Einstellung scharf gesehen zu werden. Für die freien Augen steht eine Hütte vielleicht hundert Schritte entfernt auf dem Hintergrunde eines Waldes, dessen Abstand über tausend Schritte beträgt. Für das Doppelrohr schwebt der ununterbrochene Wald vor der Hütte, schwebt auch ein Stern vor der Dachkante, über die hinweg man ihn betrachtet. Übrigens sind diese Instrumente bei ihrer ausgezeichneten Optik auch sehr geeignet zum gelegentlichen Betrachten mancher Himmelsobjekte, bei denen man mit schwacher Vergrößerung auskommt. Dazu gehört die Sonne mit ihren Flecken, der Jupiter mit seinen größeren Monden, von denen man bis zu drei ohne Schwierigkeit erkennt, gehört die Oberfläche des Mondes sowie mancher hellere Sternhaufen und Nebelfleck. Die Prismenrohre, deren Vergrößerung

bis zwölf geht, zeigen auch alles dieses, wennschon weniger hell, da ihre Objektive mit Rücksicht auf die kostspieligen Prismen kleiner gehalten werden. Henfoldt mit seinen sehr großen Gläsern stellt hier eine Ausnahme dar. Aus demselben Grunde haben sich ihnen gegenüber die Doppelfeldstecher des holländischen Typus noch immer behauptet, da sie in der Dämmerung, auf die z. B. der Weidmann oft genug angewiesen ist, durch ihre Lichtstärke einen Vorzug haben.

Anderseits haben ja die sogen. Jagdtelemeter, die Jena liefert, den Vorzug, bei hinreichendem Lichte ein sicheres Abschätzen der Entfernung zu ermöglichen. Und damit möchten wir zur Hauptfrage kommen. Fernrohr und Mikroskop sind nahe Verwandte, ja sie sind, was die erste Erfindung angeht, möglicherweise Zwillingsgeschwister. Ein großes astronomisches Fernrohr besitzt als Hilfsmittel Mikroskope zum Ablesen der Teilungen; und umgekehrt, wenn es sich in der Physik darum handelt, eine Skala, die aus anderen Gründen weit vom Beobachter entfernt angebracht ist, genau abzulesen, verwendet man einfach statt des Mikroskops ein Teleskop. Wenn nun die neueren Prismenrohre, insbesondere die Telemeter, eine Anwendung des stereoskopischen Prinzips auf das Fernrohr bedeuten, so liegt die Frage nahe, ob man nicht auch das Mikroskop mit dem Stereoskop verbinden und damit dem Mikroskopiker seine Arbeit erleichtern könne.

Eine solche Verbindung liegt seit einigen Jahren in dem Stereokomparator von Pulfrich und Zeiß vor, und es ist gewiß merkwürdig, daß nicht die biologischen Wissenschaften, die doch so sehr auf das Mikroskop angewiesen sind, bisher den Hauptnutzen hiervon hatten, sondern die Astronomie. Die Einrichtung des Apparates zu erläutern ist hier nicht der Ort. Er besteht aus zwei Mikroskopen, die man gleichzeitig über die homologen Stellen von zwei photographischen Platten führt. Die Objektive haben also von einander einen Abstand, der von der Plattengröße abhängt. Der Abstand der Okulare voneinander ist natürlich gleich dem der Augen, und die Umformung des Abstandes wird auch hier durch Prismen vollzogen. Um die Anwendung auf die Astrophotographie zu verstehen, denken wir an das seit Jahrzehnten bekannte Verfahren zur Prüfung verdächtiger Banknoten. Das Blatt wird mit einem zweifellos echten im Stereoskop zusammengebracht. Ist dieses auch echt, so sehen wir mit der vereinigten Kraft beider Augen einfach ein flächenhaftes Bild, das nur dort, wo die verschiedenen Nummern stehen, etwas gestört ist. Haben wir aber ein Falsifikat erwischt, auf dem auch nur ein Schnörkel anders verläuft als auf dem echten Scheine, ein kleiner Buchstabe in der so oft zu lesenden Strafandrohung etwas anders geformt ist, etwas zur Seite tritt, dann haben wir sofort die Tiefenwirkung: wir sehen den Schnörkel in den Raum hinausragen, den Buchstaben vor oder hinter den übrigen schweben, und die Fälschung ist verraten.

Wollen wir erfahren, wie dieses Prinzip auf Himmelsphotographien angewandt wird, so ist eine ganz leichte Berechnung nicht zu umgehen. Daß

in der angewandten Mathematik der Kreis in 360° (Grad), der Grad in 60′ (Minuten) und die Minute in 60″ (Sekunden) geteilt wird, ist allgemein bekannt; weniger allgemein, daß, wenn diese Größen als linear aufgefaßt werden, auf den Radius eines Kreises etwa 57 Grad gehen oder 3438′ oder 206 265″. Wenn wir die Entfernung eines Gegenstandes kennen, gewinnen diese Zahlen sofort Bedeutung. So ergeben z. B. die Messungen für den Durchschnittswert des scheinbaren Durchmessers der Sonne 32′. Der sogen. Arcus-Wert von 32′ beträgt nach der vorhin gemachten Angabe 32 : 3438 = 1 : 108. Also ist der wahre Durchmesser der Sonne 108 mal in ihrer (anderweitig bestimmbaren) Entfernung enthalten.

Es lehrt fernerhin ein Satz der geometrischen Optik, daß die lineare Größe des Brennpunktsbildes eines unendlich fernen Gegenstandes gleich ist der mit dem Arcus-Werte seiner scheinbaren Größe multiplizierten Brennweite. Also, wenn wir das Beispiel festhalten: Hat das Objektiv einer Kamera die Brennweite von 108 cm, so erscheint das durch geeigneten Momentverschluß ohne Überbelichtung gewonnene Sonnenbildchen auf der Platte in der Größe von 1 cm. Nur wenig größer oder kleiner, nach der jeweiligen Entfernung, erscheint das Bild des Mondes. Ein anderes Objektiv möge 80,8 cm Brennweite haben. Die Bogensekunde des Himmelsgewölbes erscheint dann auf der Platte als eine Strecke von 80,8 cm : 206 265 = 0,0039 mm.

Nun denken wir uns ein Gebiet des Fixsternhimmels von einigen Graden Durchmesser, das also mit dem letztgenannten Objektiv und mit Platten gewöhnlicher Größe noch gut aufzunehmen ist. Es sind zwei Aufnahmen davon gemacht worden, und sie liegen 14 Jahre auseinander. In dieser Zeit haben die meisten Sterne der Gruppe ihre gegenseitige Stellung nicht geändert oder nicht merklich. Sie haben Eigenbewegungen, aber diese sind, wenigstens soweit sie senkrecht zur Gesichtslinie erfolgen, zu schwach, um sich in anderthalb Jahrzehnten schon bemerkbar zu machen. Nur einer hat sich stärker bewegt, im Jahre um 1,4″, immerhin noch nicht den 150 000. Teil seines Abstandes. Für 14 Jahre macht das schon 19,6″, eine Größe, die, wie man sieht, auf den Platten erscheint als eine Strecke von

$$19{,}6 \times 808 \text{ mm} : 206\,265 = 0{,}08 \text{ mm}.$$

Der Leser hat wohl schon erraten, daß sich dieser geringe Betrag im Stereokomparator durch die Tiefenwirkung verraten hat, genau so wie die ungeschickte Notenfälschung. Auch die Zahlen sind einem wirklichen Beispiele entlehnt; sie beziehen sich auf ein Sternchen 9. Größe im Löwen, das seine relativ rasche Eigenbewegung stereoskopisch angekündigt hat. Ehe man die neue Methode kannte, mußte man die alte und die neue Platte mühselig mit dem Mikroskop abpflügen und beständig vergleichen. Jetzt genügt es, die beiden Mikroskope vorsichtig über die Platten zu führen; größere Verschiebungen lassen sofort die betreffenden Objekte vor oder hinter der Bildebene schweben. Im vorliegenden Falle hat Wolf in Heidelberg, der Entdecker des neuen Eigenbewegungssternes, dem Aufsatze in den Astronomischen Nachrichten, welcher die

Ankündigung bringt, zwei Bilder beigefügt, die Ausschnitte aus den Originalplatten in siebenfacher Vergrößerung darstellen. Die Verschiebung wächst also hier auf 0,56 mm, und schon das gewöhnliche Haus-Stereoskop gibt einen plastischen Effekt.

Aber diese Anwendung ist nicht die einzige, ja nicht einmal die älteste. Viel rascher als die Fixsterne bewegen sich die Planeten. Daß die Asteroiden jetzt nicht mehr visuell, sondern nur noch photographisch entdeckt werden, seitdem (1891) Wolf darin vorangegangen ist, wissen unsere Leser. Wenn das Fernrohr behufs Ausschaltung der Rotation der Erde durch ein Uhrwerk immer in der Richtung zu demselben Fixstern gehalten wird, ziehen die Planeten ‚Strichspuren', die sich nachher auf der Platte vorfinden. Allerdings beträgt die Länge einer solchen Spur manchmal nur geringe Bruchteile des Millimeters. So macht Jupiter in günstiger Opposition etwa 1000″ in zwei Tagen, also rund 20″ in einer Stunde. Wenn also ein Asteroid in der Nähe der Jupiterbahn liefe und daher in seiner günstigsten Stellung gleichfalls so schnell zu laufen schiene, so würde das bei dem vorhin genannten Objektiv doch nur etwa 800 mm : 10000 = 0,08 mm in der Stunde ausmachen, eine Strichlänge, die schon von der Größenordnung der Plattenfehler ist, so daß in der Regel erst eine zweite Aufnahme Sicherheit geben kann, ob man es wirklich mit einer Planetenspur zu tun hat oder mit einem Kettchen von Fixsternen oder mit einem Plattenfehler. Ist mit dem Aufnahmerohr nicht nur das visuelle ‚Leitrohr' verbunden, sondern noch ein zweites Aufnahmerohr, so wird diese Feststellung natürlich erleichtert. Bequemer ist es aber jedenfalls, zwei Aufnahmen zu vergleichen, die um mehrere Stunden oder auch um volle Tage auseinanderliegen. Der Planet wird dann sehr deutlich aus der Bildebene der Fixsterne heraustreten; ja, wenn er so weit gewandert ist, daß er auf dem einen Bilde überhaupt fehlt, so wird er trotzdem im Stereokomparator auffallen, wie z. B. auch ein minimales Fleckchen auf der einen Hälfte eines Bildpaares, das wir in das gewöhnliche Stereoskop einsetzen. Da die kleinen Planeten ihrer ungeheuren Zahl wegen und auch infolge der großen Störungen die ihr Lauf erleidet, nicht alle mit der Genauigkeit berechnet werden können, die die sonstigen Ephemeriden auszeichnet, so ist das stereoskopische Verfahren nächst den Strichspuren ein wichtiges Mittel, sie dauernd zu identifizieren.

Mehr zur Demonstration des Verfahrens als zur Ableitung besonderer Ergebnisse hat Wolf vor einigen Jahren an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ein Gebiet im Schlangenträger aufgenommen, in welchem der Planet Saturn stand. Die tägliche Bewegung betrug etwa 290″; auf dem von Wolf für das gewöhnliche Stereoskop eingerichteten Bilde ist 1″ = 0,007 mm. Die Verschiebung des Planeten tritt sehr deutlich hervor; noch mehr, es sind zwei von seinen Trabanten sichtbar, die nicht nur mit ihrem Zentralkörper gewandert sind, sondern daneben auch noch ihre eigenen Bahnen um diesen beschrieben haben. Man sieht sie demzufolge wieder in anderm Abstande als den Saturn. Der Ring des Planeten ist durch Überbelichtung, die zur Sichtbarmachung der Trabanten nötig war, ausgelöscht.

Gleichfalls zunächst als Lehrmittel willkommen sind die Sonnenstereogramme von E. Stephani in Kassel. Zwei Aufnahmen des Tagesgestirns mögen um einen oder zwei Tage auseinanderliegen. In dieser Zeit hat die Sonne einen gewissen Bruchteil ihrer Achsendrehung vollzogen. Die zwei Bilder lassen daher die Sonnenkugel so erscheinen, wie sie sich von zwei etwas verschiedenen Seiten her zeigen würde, d. h. wie die zwei Augen eine kleinere Kugel aus großer Nähe sehen würden. Man erhält also im Stereoskop den Eindruck einer kugelähnlichen Form; aber es tritt etwas Absonderliches hinzu. Es ist nämlich nicht nur die Geschwindigkeit der Rotation in den einzelnen heliographischen Breiten etwas verschieden, sondern bestimmte Flecken gehen auch noch ihre eigenen Wege, ja, es kommt vor, daß zwei zunächst hart aneinanderstoßende Flecke allmählich in Wahrheit auseinanderweichen, nicht nur infolge der Perspektive. Der Beobachter des Bildes deutet alles dieses plastisch; er setzt die einzelnen Flecken in verschiedene räumliche Tiefe. Bei weiterer Ausbildung dieses Verfahrens dürfte es möglich sein, vergrößerte Aufnahmen desselben Fleckengebietes in rascher Folge stereoskopisch zu vergleichen, um schnell zu finden, wann sie sich am meisten geändert haben.

Man wird an die alten Mondstereogramme von Draper, Warren, de la Rue u. a. erinnert, wo die als Libration bekannte geringfügige periodische Verschiedenheit im Aussehen der Oberfläche unseres Satelliten benutzt wird, um eine stereoskopische Wirkung zu erzielen, die freilich etwas übertrieben ist, und zwar weil man im Stereoskop den Mond unter weit größerem Gesichtswinkel sieht als am Himmel. Es kann aber das Bild einer aus praktisch unendlich großem Abstande (über 100 ihrer Radien nach dem oben S. 733 gesagten) photographierten Kugel nicht einfach für das Bild derselben Kugel eingesetzt werden, wie sie in dem Abstande von vielleicht nur fünf ihrer Radien sich darstellen würde. Daher die überraschende Eiform dieses Bildes, während die wirkliche Abweichung des Mondes von der Kugelgestalt, die freilich in demselben Sinne besteht, durch einfache stereoskopische Betrachtung kaum gefunden werden könnte.

Es wurde vorhin gesagt, daß eine Planetenspur, die sich nur auf dem einen von zwei Bildern desselben Fixsterngebietes findet, durch Zusammenhalten im Stereoskop erkannt werden könne. Es kann sich aber auch um einen Fixstern handeln, dessen Lichtstärke veränderlich ist. Ist sein Bild auf den zwei Platten um mehrere Größenklassen verschieden, so flackert es im Stereoskop oder Stereokomparator, und das Bestehen eines Objektes von wechselnder Helligkeit ist nachgewiesen.

Noch seltsamer ist wohl, daß farbige Sterne als solche auf den Platten nachweisbar sind, obwohl diese an sich die Farben nicht wiedergeben. Wolf gibt drei Wege an, auf denen wir zu solchem Nachweise gelangen können. Die atmosphärische Strahlenbrechung hebt bekanntlich alle Himmelskörper um Winkel, die desto größer sind, je näher die Sterne dem Horizonte stehen. Die abgeplattete Form der Sonne und des Mondes in großer Zenitdistanz lehrt augen-

fällig die Größe dieser Verschiedenheit. Immerhin ist sie in mittleren Höhen und wenn man ein Gebiet von kleinerem Umfange ins Auge faßt, viel geringer, so daß die Entstellung in erträglichen Grenzen bleibt. Da jedoch die einzelnen Lichtarten verschieden brechbar sind, wird z. B. ein ausgesprochen roter Stern durch Strahlenbrechung weniger gehoben als ein weißer oder blauer. Man sieht leicht ein, daß, wenn eine und dieselbe Sterngruppe in der Nähe des östlichen und des westlichen Horizontes aufgenommen wird, wie es z. B. beim Adler oder Orion möglich ist, namentlich der Ort eines roten Sternes gegen die weißen Nachbarsterne verschieden ausfällt. So wird sich die Röte im Stereoskop verraten, die Farbenqualität ist in Raumtiefe verwandelt worden.

Nicht nur die Lufthülle wirkt auf die einzelnen Lichtarten verschieden brechend; von den Gläsern gilt dasselbe. Haben wir also, wie beim Heidelberger Rohre, zwei Objektive, und besteht zwischen ihrer Einwirkung auf die einzelnen Strahlengattungen, technisch gesprochen, zwischen ihren Achromasien, ein Unterschied, so reicht dieser manchmal hin, um einem und demselben roten Stern deutlich verschiedene Örter auf den zwei Platten anzuweisen. Die Röte wird dann im Stereoskop erkennbar, obgleich, wie man sieht, die Aufnahmezeiten zusammenfallen. Am meisten monochromatisch sind die Nebelflecke mit Linienspektrum, die sog. Gasnebel. Sie verraten sich also im Stereokomparator beim Vergleichen der Aufnahmen der zwei parallelen Rohre. Sie lassen sich nicht nur, auch wenn sie sehr klein sind, durch dieses Kriterium von einzelnen Sternen unterscheiden, sondern immer auch von auflösbaren Nebeln, d. h. sehr kleinen, dichtgedrängten Sternhaufen. Denn diese haben das Spektrum der Einzelsterne. Ja, wenn ein Nebelfleck, wie man das von einigen größeren schon weiß, in seinen einzelnen Teilen aus verschieden leuchtenden Stoffen bestände (vergl. Hochland 3. Jahrg., I. Bd., S. 110—111), so würde er im Stereoskope plastisch erscheinen. Endlich kann sich ein farbiger Stern auch dadurch zu erkennen geben, daß er auf einer Aufnahme näher der Mitte steht, auf einer anderen mit demselben Objektiv gemachten näher dem Rande. Hier ist die Verzerrung des Bildes eine andere, und das genügt zur Erkennung des roten Gestirns im Stereoskop, wenn entsprechende Ausschnitte zusammengebracht werden. Ähnliche Gedanken hat auch der Franzose Hamy geäußert.

Den letzten Schritt in dieser Richtung hat J. Hartmann in Potsdam unternommen, indem er zwei Spektralaufnahmen in einem eigens konstruierten Spektrokomparator verglich.

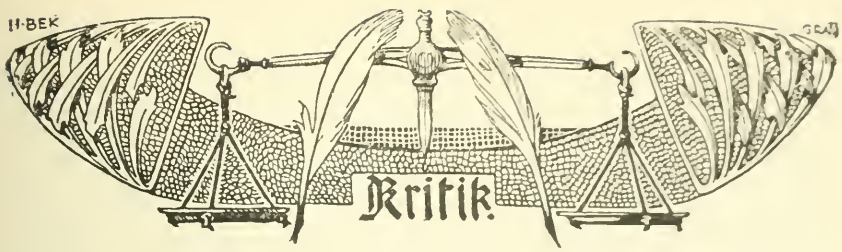
So sehen wir ein und dasselbe einfache heuristische Prinzip die verschiedensten Gebiete der Himmelsforschung für sich erobern, erkennen, daß auch hier sich der menschliche Gesichtssinn durch seine Zusammensetzung aus zwei kongruenten Teilen als besonders nützlich zum Durchforschen der Erscheinungswelt erweist.

Dr. Jos. Plaßmann.

Jos. von Führich fec. *Jos. Kosel autotyp*

Jesus in Windeln.

(Aus Führich, Der bethlehemitische Weg. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.)



Platon und Leibniz im Lichte der Apologetik.

Es ist ein Zug von tief apologetischer Bedeutung, daß gerade die ernstesten Geister auf nicht positivem Boden bei all den Rätseln und Problemen, die das Leben aufwirft, ihr ganzes Suchen und Forschen immer wieder auf einen Wert des Lebens, einen Sinn des Daseins richten, und wir verstehen es, wenn die innerliche Erfassung dieses Gedankens und seiner Tragweite für das Ganze der Menschheit einem im Grunde genommen schwärmerischen Überidealisten wie Tolstoi die Selbstmordwaffe niederdrückt. Aber es ist zugleich ein tief tragischer Gedanke, daß eben das, worein die besten Köpfe im ganzen weiten Gebiete des religiösen Gedankens ihre einzige und höchste Hoffnung setzen, für so viele nicht über ein erfolgloses Suchen und ungestilltes Sehnen oder dunkles Ahnen hinausführt, daß so wenige den Weg gehen, wohin jene Gedanken mit unerbittlicher Konsequenz führen.

Das ist der Gedankenkreis, aus dem die beiden Essays ‚Platon als Vorläufer des Christentums' und ‚Leibniz als Theolog'* hervorgegangen sind, die der bekannte norwegische Konvertit Dr. theol. Krogh-Tonning kürzlich veröffentlicht hat. Auch er ist im wesentlichen jenen Weg gegangen und hat jene Probleme mit ihrem Zweifeln und Hoffen zum Teil gelebt, und wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß die beiden Studien für den Verfasser eine hohe persönliche Bedeutung haben. In der Tat stehen sie unverkennbar in innerm Zusammenhang.

Nach der geschichtsphilosophischen Ansicht derjenigen, welche außerhalb der Kirchengemeinschaft stehen, ist das Christentum die natürliche Weiterentwicklung des Heidentums, weil viele und zum Teil gerade die wichtigsten Ideen des Christentums sich schon in den heidnischen Kulten und Mythen, in der vorchristlichen Philosophie finden. Diese Ansicht ist nach Krogh-Tonning durchaus oberflächlich. Die Geschichte zeigt, daß das Heidentum sich nicht in fortschreitender religiöser Entwicklung befunden hat. Die Kultur ging allerdings vorwärts, aber die Religion ging zurück. Darum fällt auch die ‚Fülle der Zeiten' einerseits mit der reichsten Blüte der antiken Kultur zusammen, anderseits aber auch mit dem allgemeinen Verfall der Religion. Keine Zeit hat allerdings die großen Fragen der Menschheit ganz vergessen. Im Eklektizismus suchte man die Versöhnung der Gegensätze des Lebens in der Auswahl und Verbindung bestimmter Ideen. Dann wieder glaubte man im Platonismus das Heil zu finden, wenn man ihm durch neue Ideen neues Leben zuführe. Andere gingen auf die orientalischen Mithrasmysterien zurück. Der Dualismus war nicht zu überwinden, der Mittler zwischen Gott und der Welt nicht zu finden. Was blieb anderes übrig als der Trost der Resignation im Stoizismus? Auf all die vergeblichen Fragen des Heidentums gibt das Christentum die klare Antwort. Die heidnischen Philosophen haben manche

* Verlag der Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München 1906.

Wahrheit geahnt und empfunden, aber finden konnten sie die Wahrheit nicht. Selbst das System des bedeutendsten vorchristlichen Vertreters des religiösen Gedankens, dasjenige Platons, war nur ein Tasten. Es fehlte, wie Platon selbst sagt, der *λόγος θεῖος*, das ‚göttliche Wort'. Platons Bedeutung liegt nun darin, daß er dem christlichen Gedanken am nächsten gekommen, daß der religiöse Menschengeist in ihm so nahe an die Wahrheit hinangereicht hat, als es dem Geist ohne dieses ‚göttliche Wort' möglich war. Insofern ist Platon ein Vorläufer des Christentums, und insofern haben wir hier ein nicht zu unterschätzendes innerES Kriterium für dessen göttliche Wahrheit, da selbst dieser höchste religiöse Idealismus versagte und versagen mußte, weil es eines *λόγος θεῖος*, d. h. einer *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* bedurfte. Platon konnte nur fragen und tastend nach der Antwort suchen, und er fragte nach Gott, nach dem Menschen mit seinem wunderbaren, geheimnisvollen Ich; er suchte Heil und Rettung aus den Gegensätzen des Lebens und er fand das ‚Bedürfnis der Menschheit nach einer lebendigen Hoffnung auf Gemeinschaft mit Gott und Heiligkeit und Seligkeit, einer Hoffnung, die etwas mehr ist als ein Wagnis ohne Gewißheit'.

‚Was muß ich tun, um selig zu werden? Das ist die zusammengefaßte Frage der Menschheit durch den Mund des Platon. Das Christentum enthält die Antwort.'

Das sind die Gedanken, die Krogh-Tonning im ersten Essay niedergelegt hat, und man kann nicht leugnen, daß sie fruchtbar und zielbewußt und anregend verarbeitet sind. Das aber bedauern wir, daß er auf die Frage nach dem natürlichen oder übernatürlichen Verhältnis zwischen Platonismus und Christentum nicht näher eingegangen ist. In der vorzüglichen Einleitung hat er die Frage angeschnitten; aber weil die Antwort darauf der ganzen Untersuchung ihren Wert verleiht, hätte er gut getan, sie eingehender zu beleuchten. Das um so mehr, als sich am Schlusse unwillkürlich der Gedanke aufdrängt: Sollte nicht vielleicht das Christentum eine ähnliche, nur höhere und vollkommnere, jedoch natürliche Stufe in der Geschichte des Menschengeistes sein wie der Platonismus, so daß eine weitere, noch vollkommnere Entwicklung nicht ausgeschlossen ist? Hier wäre die naturgemäße Stelle gewesen, diese Frage zu erörtern. Dadurch hätte die ganze Studie an Einheitlichkeit und Geschlossenheit, woran es ihr im wesentlichen allerdings nicht fehlt, noch gewonnen.

Wie in Platon der religiöse Idealismus zu Christus führt, so führt in Leibniz der konsequente Gedanke nach Rom. Das ist wohl der innere Zusammenhang zwischen den beiden Essays. War Leibniz im Herzen katholisch oder protestantisch? Diese alte Streitfrage bildet den Gegenstand der zweiten Abhandlung. Man kann die Frage auf unserer Seite entweder in der sonderbaren Absicht aufwerfen, alles als katholisch aufzuspielen, was sich nicht mit Händen und Füßen dagegen wehrt, woran die Dollersche Vorrede zum ‚systema theologicum' (1825) streift, oder in der Absicht, zu zeigen, wie der bedeutendste Gelehrte seines Jahrhunderts, der praktisch außerhalb jeder Konfession stand, über den Katholizismus gedacht hat. Gegen den Vorwurf einer Art fanatischer Proselytenmacherei brauchen wir den Verfasser wohl nicht in Schutz zu nehmen; denn nichts liegt seinem irenischen Geiste ferner. Gerade die Irenik — ut omnes unum — zieht ihn zu Leibniz hin, der zum erstenmal nach der großen Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts die Reunion der beiden Konfessionen ins Auge gefaßt und die Verwirklichung dieses Gedankens mit Energie betrieben hat. Man weiß, daß er u. a. mit

Bossuet in dieser Frage konferierte, daß letzterer sich jedoch zurückgezogen hat, weil Leibniz von der katholischen Kirche die Preisgabe prinzipieller Überzeugungen verlangte.

Leibnizens Gedanke war folgender. Ein gründlicher Gelehrter solle unter Vermeidung aller zweideutigen Ausdrücke aufrichtig die Kontroversfragen behandeln und das Resultat seiner Bemühungen einigen gemäßigten Bischöfen unter Verheimlichung seines Namens vorlegen. Diese sollten untersuchen, ob seine Auffassungen von der Kirche geduldet werden könnten. 1684 versichert er, er trage sich mit dem Gedanken, eine solche Schrift zu verfassen. Für diese Schrift hält man das sogen. ‚systema theologicum', das bis auf einige wenige Punkte eine Erklärung und Verteidigung der katholischen Lehre ist. Ist Leibniz der Verfasser dieser Schrift, und alles deutet darauf hin, so sind die darin entwickelten, wesentlich katholischen Ansichten, wie aus dem oben Gesagten folgt, seine Überzeugung.

Das ‚System' ist um 1690 verfaßt. Nach Leibnizens Tod wurde es in der Staatsbibliothek zu Hannover ohne Aufschrift und Angabe des Verfassers gefunden und mit dem Titel ‚systema theologicum' versehen. Die Handschrift kam nach 100 Jahren nach Paris, von dort nach Rom und schließlich nach Hannover zurück. Die Echtheit wurde nach den verschiedensten Seiten bezweifelt, aber alles spricht dafür, daß sie echt und ernst gemeint ist. Nach dieser Handschrift stand Leibniz der kath. Kirche näher als dem Protestantismus, ja, er stand ihr sehr nahe. Das hat er schon zu seinen Lebzeiten so wenig verheimlicht, daß er von seinen kath. Freunden gefragt wurde, weshalb er bei seiner Sympathie für die katholische Kirche nicht zu ihr zurückkehre. Diese Frage muß sich auch heute noch jeder stellen, der das ‚System' kennt. Leibniz selbst hat sie nur unklar beantwortet, und so wird sie leider vielleicht ein Rätsel bleiben wie bisher. Krogh-Tonning findet die Lösung des Rätsels besonders in zwei Punkten. Danach wollte Leibniz zunächst das Tridentinum nicht als ein ökumenisches Konzil anerkennen wegen der langen Reihe von Anathemen über Andersgläubige. Sodann fürchtete er für seine philosophischen Anschauungen. ‚Es gibt,' so schreibt er an den Landgrafen Ernst, ‚einige philosophische Ansichten, deren Beweis ich zu haben glaube, und welche zu ändern mir bei der Geistesart, die ich habe, unmöglich ist.' Für diese fürchtete er die Zensur Roms, und er wäre wohl auch nicht ganz daran vorbeigekommen. Wie charakteristisch auch der erste Grund für Leibniz ist, so möchten wir dem zweiten doch mehr Bedeutung beilegen. Man weiß ja, wie sehr Leibniz für Ehren und Anerkennung zugänglich war, man kennt auch den unerquicklichen Prioritätsstreit zwischen ihm und Newton betreffs der Differenzialrechnung. Leibniz, dem Europa huldigte, hätte eine Zensur nicht ertragen. Andererseits ist es wieder unbegreiflich, daß Leibniz sich durch ein solches Motiv auf die Dauer habe abschrecken lassen können von dem, was er als Wahrheit erkannt. Inkonsequenz war nicht seine Schwäche. Endgültig gelöst hat deshalb Krogh-Tonning das Rätsel nicht. Es bleiben zu viele Widersprüche bestehen. Aber er hat das apologetische Moment in Leibnizens Stellung zur Kirche erfaßt und scharf, jedoch nicht verletzend, gezeichnet, obgleich seine Beweisführung an einigen unwesentlichen Schwächen leidet, und obgleich dieser Essay nicht die zielbewußte Geschlossenheit des ersten verrät. Er wollte in den zwei Essays populär sein, und das ist ihm vielfach vorzüglich gelungen. Der gebildete Laie wird das Buch nicht ohne Nutzen und Anregung aus der Hand legen.

F. X. Telsing.

Früchte der Indexdebatte.

Aufgabe einer Monatsschrift, die in ihrem festvorgezeichneten Rahmen nur die hochragenden und dauernd bedeutsamen Erscheinungen des Geisteslebens spiegeln will, kann es nicht sein, Tagesstreitigkeiten in allen einzelnen Phasen zu verfolgen, mag deren jede im jeweiligen Augenblick auch noch so lebhaft die Gemüter erregen, beglücken oder betrüben. Nicht wer in den mannigfach wechselnden Einzelstadien eines erbitterten Meinungskampfes sein Recht gerade auftrumpfend behauptet, sondern wer schließlich und endgültig in der Sache Recht behält, darauf allein kommt es in Wahrheit an. Blickt man unter diesem Gesichtspunkt zurück auf die Streitfragen der letzten Monate, so löst sich deren gar manche sehr einfach. Auf den bezeichnendsten Fall sei zuerst kurz hingewiesen: Das Grabdenkmal für Hermann Schell wird gemäß der ursprünglichen, nunmehr über jeden Zweifel klargestellten Absicht seiner Stifter errichtet als ein Zeichen der dankbaren, durch keine Schmähung geminderten Verehrung, die so viele Männer des katholischen Deutschland dem verewigten Freund und Lehrer treulich bewahren. Schells theologisch-philosophische Gedankenarbeit dagegen wird nach Ausscheidung autoritativ festgestellter Irrtümer mit ihren positiv wertvollen, wirklich befruchtenden Ideen einmünden und abgeklärt fortwirken in dem unaufhaltsamen, an kein persönliches Geschick gebundenen Entwicklungsstrom der wissenschaftlichen Erkenntnis.

Darf man auch in der anderen, meist erörterten Streitfrage der letzten Monate, welche durch die Münsteraner Bittschrift nicht erst gestellt, aber neu in Fluß gebracht wurde, bereits ähnliche sachliche Ergebnisse konstatieren oder von einer nahen Zukunftsentwicklung erwarten? Uns will es in der Tat so scheinen, und wir berufen uns dabei auf zwei Tatsachen: Erstlich auf die auch nach des bekannten Luzerner Theologen Meyenberg Urteil ‚auffällig milde Fassung' der achten propositio damnata im neuen Syllabus. Danach ist der Satz verurteilt:

> ‚Von jeder Schuld sind jene frei, welche die Verwerfungen der Indexkongregationen und anderer römischer Kongregationen für nichts erachten.'

Durch diesen Satz wird, wie Meyenberg ausdrücklich hervorhebt (in der ‚Schweizerischen Kirchenzeitung' Nr. 30 vom 25. Juli), eine Indexbittschrift der geplanten Art durchaus nicht gehindert.

Das zweite tatsächliche Ergebnis, dessen frühzeitiges Bekanntwerden wenigstens indirekt dem Münsteraner Unternehmen zu danken ist, besteht in

der Erteilung weitgehender Episkopalvollmachten an die preußischen Bischöfe, derart wie sie den Ländern britischer Zunge bereits seit Jahren zugebilligt sind. Allerdings ist durch diese Bewilligung an die preußischen Bischöfe die Bittschrift nicht so ganz gegenstandslos geworden, wie es ein in den meisten anderen Punkten zutreffender Aufklärungsartikel der ‚Kölnischen Volkszeitung' (Nr. 653) darstellt. Denn abgesehen davon, daß in dem Bittschriftentwurf noch eine ganze Reihe weiterer Eventualbitten sich findet, bezieht sich selbst die Mindestforderung besagter Art auf das ganze Deutschland, bezw. ‚die Völker germanischer Herkunft und Sprache ausnahmslos', nicht nur auf die preußischen Diözesen.

Daß sich aber auch in anderen Punkten die Inderbittschrift, von der ja nur ein vorläufiger, der weiteren Ausarbeitung bedürftiger Entwurf durch groben Vertrauensbruch bekannt wurde, sachlich auf dem rechten, den Intentionen der kirchlichen Autorität entsprechenden Weg befand, stellt Meyenberg unwiderleglich vor Augen durch Zitat jener einschlägigen Bestimmungen, wie sie bereits Papst Benedikt XIV. seiner heute noch maßgebenden Inderkonstitution einfügte, und bezüglich deren auch J. Hilgers S. J. (‚Der Index der verbotenen Bücher', Freiburg 1904, S. 65) betont, daß ‚kein Aktenstück bei Beurteilung des Index und überhaupt der kirchlichen Praxis der Bücherverbote so wichtig ist wie dieses Breve Benedikts XIV.'. In diesem päpstlichen Breve heißt es nämlich § 10:

> ‚Man hat Klage geführt, daß Bücherverbote ergingen, ohne vorher dem Verfasser Gelegenheit zur Verteidigung zu bieten. Wir wissen auch, was darauf geantwortet wurde, nämlich: es sei nicht erfordert, den Verfasser vorzuladen, da es sich nicht um Bloßstellung oder Verurteilung seiner Person, sondern um den Schutz der Gläubigen und die Abwendung der Gefahr handle, welche die Lesung des Buches bringe. Wenn dabei dem Namen des Verfassers ein Makel zuteil werde, so sei das eben nur eine indirekte Folge der Verurteilung des Buches. Wir wollen daher ohne Vernehmung der Verfasser erlassene Bücherverbote keineswegs mißbilligen, zumal anzunehmen ist, daß nichts von dem, was der Verfasser zu seiner und seines Buches Verteidigung hätte vorbringen können, von den Zensoren und Richtern unbeachtet blieb. Nichtsdestoweniger wünschen wir gar sehr, daß die Kongregation, wie sie bisher des öftern in solchen Fällen mit größter Billigkeit und Klugheit vorangegangen, so auch in Zukunft handle. Wo man es daher mit einem angesehenen, verdienstvollen Katholiken zu tun hat, dessen Werk nach den notwendigen Streichungen wieder erscheinen dürfte, möge man entweder den Verfasser selbst, wofern er es wünscht, vernehmen oder einen Konsultor dazu bestellen, das Buch ex officio zu verteidigen.'

‚Hier liegt,' so bemerkt zu diesem Paragraphen Meyenberg, ‚schon im alten Inderrecht ein Keim der Weiterentwicklung im Sinne der Bittschrift.' Und was für diese und ähnliche Einzelheiten gilt, darf man auch auf das Gesamtanstreben einer Revision der Indergesetzgebung ausdehnen. Hierüber sachlich zu entscheiden, steht, mag die Münsteraner Bittschrift zustande kommen

oder nicht, einzig und allein der kirchlichen Autorität zu, deren Entscheid sich auch die Bittsteller von vornherein uneingeschränkt unterwarfen. ‚Greifen wir nicht vor!‘ mahnt Meyenberg mit gutem Grund.

Die einwandfreie Loyalität des Bittschriftunternehmens gibt sich am klarsten gerade auch in jenem Umstand kund, aus welchem die ‚Corrispondenza romana‘ und andere unberufene Ankläger die schwersten Vorwürfe gegen die Bittsteller herauszuphantasieren suchten: in der Schweigepflicht der Eingeweihten. Darüber wird der ‚Schweizerischen Kirchenzeitung‘ von zuverlässigster Seite geschrieben:

‚Die Organisationsgrundlagen schreiben eine dauernde Geheimhaltung nur für das Bittschriftunternehmen vor. Es heißt in der Schweigeverpflichtung ausdrücklich, daß der Unterzeichner in allem, was er „über die geplante Bittschrift an seine Heiligkeit erfahren habe und künftig erfahren werde . . , für immer . . . Schweigen beobachten werde.“ Diese Vorschrift war geboten vom Standpunkte der loyalen und dauernden Unterwerfung unter die Entscheidung des Heiligen Stuhles. Der Heilige Vater mußte erwarten, daß ihm eine dauernd diskrete Entscheidung oder auch ein für immer gesichertes Schweigen auf die Bittschrift ermöglicht werde, und daß vor allem das Menschenmögliche geschehe, um ein öffentliches Aufbegehren der verschiedenen Meinungen je nach dem Erfolg oder Mißerfolg der Bittschrift zu verhüten.‘

Der Verleumdungsfeldzug gegen die kirchliche Treue der Münsteraner Bittsteller ist gescheitert, und nicht als die geringste Frucht der Indexdebatte ist der vielseitig aufgenommene und mit aller Entschiedenheit von den führenden Organen des katholischen Deutschland nachdrücklich wiederholte Protest anzusehen gegen jene Verketzerung, unter welcher nicht wenige hervorragende und verdiente Männer gar oft und unverdient zu leiden haben. Die Form, in der Meyenberg diesen Protest ausspricht, mag mild erscheinen:

‚Nie darf die edle Absicht, die klaren und scharfen Linien der Kirchlichkeit zu ziehen, sich mit einer vorschnellen und grundlosen Verdächtigung von Personen verbinden und mit einer Sucht, allen möglichen Persönlichkeiten den Stempel des Liberalismus, des Reformkatholizismus u. dgl. aufzuprägen. Das ist gegen den Geist der Bergpredigt, der magna charta aller ehrlichen Diskussion.‘

Aber in dieser milden Form birgt sich der schärfste Vorwurf, der überhaupt in christlichem Sinne erhoben werden kann, der Vorwurf einer Verletzung des *obersten Gebotes*, des Gebotes *der Liebe*. Es scheint, als ob gerade in solchen Auseinandersetzungen wie der Indexdebatte eine besondere Versuchung zur Verletzung dieses obersten Gebotes liege. Sonst hätte Papst Benedikt kaum Anlaß genommen, in seiner Indexkonstitution die nachfolgenden eigentlich selbstverständlichen Einschärfungen zu geben:

‚§ 22. *Wo es sich um die Verteidigung solcher Meinungen handelt, über welche noch unter den katholischen Autoren und Schulen gestritten werden kann, weil die Kirche darüber noch nicht entschieden hat, muß vor allem Maß gehalten werden. Hierbei dürfen die Gegner nicht einander schmähen und verspotten, schon deshalb nicht,*

um nicht den Guten zum Ärgerniß, den Häretikern zum Gespötte zu werden. Sie müssen nicht weniger der evangelischen Sanftmut und christlichen Liebe als der Wahrheit eingedenk sein.'

‚§ 23. Der Eifer und die Begeisterung für die alten Kirchenlehrer vermag nie solche Gehässigkeit und Lieblosigkeit bei schriftstellerischen Streitigkeiten zu entschuldigen. Es darf nicht geduldet werden, daß Autoren ihre Privatmeinungen wie Glaubenssätze der Kirche andern aufdrängen und ihre Gegner des Irrtums oder gar der Irrlehre zeihen.'

‚§ 24. In dieser Bescheidenheit und Mäßigung und Sanftmut und Liebe bei der Widerlegung seiner Gegner ist der Doctor angelicus vor allen ein Muster. Deshalb müssen die Bücherrevisoren, eingedenk ihres Amtes, mit ihrer Zensur sich gegen die Zügellosigkeit schmähsüchtiger und liebloser Schriftsteller wenden und sollen die Kardinäle der Kongregation darauf aufmerksam machen, damit diese ihnen entschieden und fest Einhalt gebieten.'

Wenn heute jemand auf den Gedanken käme, in einer Inderbittschrift vom Heiligen Vater erneute Einschärfung gerade dieser §§ 22—24 zu fordern, dann würden sich — dessen sind wir gewiß — unter den katholischen Deutschen, Klerikern wie Laien, nur wenige finden, die nicht freudig unterzeichneten.

* *

Der Kunst einen Inhalt!

Seit drei Jahrzehnten hören wir nun theoretisch und praktisch die Lehre verkünden, daß in der Kunst der Gegenstand an sich gleichgültig, nur die Auffassung und Darstellung das Wesentliche sei. Diese ‚planmäßig gepredigte Mißachtung des Gegenständlichen höherer Ordnung' mit dem steten Hinweis auf die nackte Wirklichkeit und als Folge davon die Erziehung eines Virtuosentums in der Kunst einerseits, die Hervorbringung einer Kunst nur mehr für Feinschmecker andererseits, beginnt allmählich eine starke Gegenbewegung hervorzurufen, von der es gut ist, zeitig Kenntnis zu nehmen. Gerade in diesem Heft, wo wir aus der Darlegung von Führichs Kunstanschauung diesen neuzeitlichen Erscheinungen ein erhöhtes Interesse entgegenzubringen angeregt sind, werden Geständnisse und Äußerungen namhafter Kunstkenner wie die nachfolgenden eine ganz besondere Bedeutung gewinnen.

Es ist kein geringerer als der Grazer Kunsthistoriker Prof. Strzygowski, der in einer soeben erschienenen, sehr beachtenswerten Schrift: ‚Die bildende Kunst der Gegenwart' (Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1907) in den Ausführungen über moderne und modernste Malerei auf die klare Scheidung der Begriffe von Gegenstand, Inhalt und Form drängt und dabei auf die Bedeutung des Gegenständlichen hinweist als Anlaß für den Künstler, sich auszusprechen und damit dem Werke seinen Inhalt zu geben. Das objektive Verharren beim Gegenstand (Liebermann, vergl. Augustheft S 602) genügt nicht, um künstlerische Wirkungen hervorzubringen, möge die Technik der Wiedergabe noch so vollkommen, das Sehen der Dinge und ihrer Atmosphäre noch so scharf und bestimmt sein. Der Gegenstand ist vielmehr ‚nur das Ge-

fäß, in das gegossen wird, was in der Seele nach Ausdruck ringt'. Daß aber eine so völlige Entwertung des Gegenständlichen eintreten konnte und zugleich eine so völlig einseitige Überschätzung der malerischen oder sonstigen technischen Qualitätswerte, das hat seine tief einschneidenden geistigen Ursachen in unserer Zeitstimmung, besonders dem Religiösen und Historischen gegenüber. Gottes- und Heldenverehrung, die ehemals im Mittelpunkt alles künstlerischen Gestaltens standen, kennt unsere Zeit in ihrer spezifischen Ausbildung nicht mehr. Wo aber sind die neuen Stoffgebiete, die den Künstler wirklich *begeistern* können?

‚Irgendwie mußte doch Ersatz geschaffen werden für jene Fülle von Anregungen, die seit Anbeginn der Kunst von seiten der Helden- und Gottesverehrung, der Darstellung des historischen und alltäglichen Geschehnisses vorausgegangen war. Es ist wahr, die Kunst stand, solange sie den Gegenstand höherer Ordnung als Hauptzweck vor Augen hatte, zumeist im Dienste von Mächten, die mit dem Handwerk des Malers oder Bildhauers an sich nichts zu tun haben. Wenn daher die Menschheit, wie es heute der Fall ist, sich geneigt zeigt, allen idealen und historischen Besitz leichthin über Bord zu werfen, um sich eigene neue Wege zu bahnen, wird die Kunst frei und besinnt sich in solchen Zeiten des Überganges und der inneren Unruhe auf ihr Handwerk. Da sie es eigentlich niemandem recht machen, daher auf keinen ständigen Markt zählen kann, fängt sie an, sich um so mehr mit sich selbst und ihren Darstellungsmitteln zu beschäftigen. So ist es zu begreifen, wie etwa seit den siebziger Jahren — wieder von Frankreich aus — eine derart einseitig auf Technik und Qualität gerichtete Strömung entstehen konnte, daß man heute nahezu besinnungslos im Handwerk aufgeht und ganz vergißt: der Gegenstand höherer Ordnung ist auf die Dauer als Voraussetzung der Kunst nicht zu missen, und zwar deshalb, weil die subjektive Ausnutzung solcher Gegenstände die wichtigste Voraussetzung für die Erhöhung des Handwerkes zur Kunst ist.'

Der Notstand, daß ‚die Maler sich durch Jahrzehnte mit Gegenständen niederer, ja niedrigster Ordnung zufrieden gaben', kann nur behoben werden durch die Wiedergewinnung einer einheitlichen Weltanschauung. Strzygowski spricht nur von einer *neuen* Weltanschauung, läßt uns aber sonst völlig im Unklaren, welcher Art diese Weltanschauung sein soll. Weder der Materialismus noch der Monismus sind eines wirklichen Kunstbegriffes fähig, und mit Recht sagt Führich, daß die Naturwissenschaften, von denen viele die ‚neue' Weltanschauung erwarten, den Künsten nicht das geringste eingetragen haben. Daß die Künstler keine Weltanschauung schaffen können, ist ebenso wahr, als es zweifellos ist, daß eine wissenschaftliche, sich nicht auf Glaube und Offenbarung gründende Weltanschauung niemals echte Kunst hervorbringen und im Gefolge haben wird. Wohl aber könnte eine Weltanschauung wie die christliche durch die Kunst gewaltig gefördert werden, wenn, so bemerkt Strzygowski mit echtem Verständnis für den hohen Wert der Kunst als Ausdrucksmittel des Übersinnlichen, wenn die Menschheit nur noch an das *Bild*, an den hohen Wert des Sichtbaren als Verständigungsmittel glauben könnte. Es

gibt keinen schlagenderen Beweis für das im tiefsten Wesen unkünstlerische Empfinden unserer ganzen Zeit trotz des ungeheueren Aufgebots ästhetischer Erziehungsmittel als diese Unfähigkeit.

‚Unsere Zeit hat sich zu sehr an geprägte Münzen und konventionelle Worte gewöhnt, als daß sie das unmittelbar durch das Auge vor die Seele Tretende als hinreichend überzeugend gelten ließe. Sie traut dem Auge nicht. Und auch die geistigen Führer, die Gelehrten, wissen es nicht besser, der Historiker ebensowenig wie der Philologe. Wenn die große Masse die Situation erst einmal durchschaut, dann gnade Gott all diesen künstlerisch vollkommen ungebildeten Buchstabenmenschen, die wagen, ohne Berücksichtigung dessen, was aus den Denkmälern bildender Kunst spricht, irgend über Kultur und Geschichte urteilen zu wollen. Die bildende Kunst ist eine tote Sprache geworden, und die Künstler selbst wissen gar nicht mehr, daß sie den Menschen Göttliches verkünden könnten. Sie kriechen im Mikrokosmus der Erscheinung herum und blicken nie auf zur Sonne der Ideen. Schwach und hilflos drängen sie sich zusammen, bilden Fachvereinigungen zur Erreichung von Parteizielen und lassen die neugierigen Gaffer an sich herankommen, statt Führer in der großen Bewegung nach einem Brennpunkt neuer Lebenskraft zu sein.

Es ist ja natürlich, daß der Spezialist irgendeines Faches leicht vergißt, wozu das Fach eigentlich da ist. Das trifft im allgemeinen die Gelehrten geradeso wie die Maler und Bildhauer, die Musiker und Dichter. Das Virtuosen- und Spezialistentum ist an der Tagesordnung, junge Leute nur bauen Weltanschauungen — freilich auch unter dem Gesichtswinkel des eigenen Faches. Im allgemeinen sitzt also jeder im Zentrum des engen Netzes, in das er sich eingesponnen hat, fängt ein, was da hereinfliegt, und läßt die Menschheit als Ganzes laufen.‘

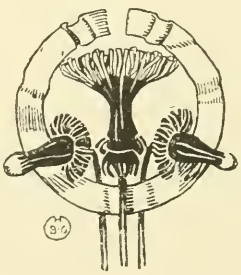
Was sollen bei solchem Stand der Dinge nun all die Versuche helfen, den Menschen Verständnis und Liebe zur Kunst beizubringen, indem man sie ihnen massenhaft unter die Augen breitet? Es ist bezeichnend, daß Rudolf Klein gerade in einer Liebermann-Monographie (Bard, Marquardt u. Co., Berlin) sich in diesem Sinne ausspricht gegen die namenlose Stümperei und die Verarmung des alltäglichen Lebens an schlichtem künstlerischem Empfinden, dem man abhelfen wolle, indem man dem Arbeiter billige Kunstdrucke nach modernen Bildern ins Zimmer hänge, statt daß ein jeder aus seinem Gebiet heraus sein Leben bis zu dem möglichen Grade kunstvoll gestalte, wozu keine Bildwerke vonnöten seien.

‚Die Kunst steht ohnehin zuviel in der Öffentlichkeit, und alle Versuche, dem Mangel an Geschmack abzuhelfen dadurch, daß man gewaltsam Kunst ins Leben der einzelnen führt, sind unnütz; in den Zeiten, da das ganze öffentliche Leben künstlerisch gestaltet war, fanden sich Bilder nur in den Palästen, nicht in der Hütte, und es ist ein Widersinn, dem Arbeiter Lithographien an die Wand zu hängen — er versteht sie nicht, braucht sie nicht zu verstehen, soll sie nicht verstehen — und den Kindern einen Botticelli in die Ammenstube: Das Leben muß aus dem Beruf des Einzelnen künstlerischen Stil erhalten, aus seiner Solidität heraus, seiner Sachlichkeit; Solidität und Sachlichkeit aber untergräbt jeder ästhetische Firlefanz.‘

Diese Bestrebungen, die Achtsamkeit des Volkes auf die Kunst zu lenken, bergen einen anderen Nachteil in sich, den Klein ebenfalls nicht verkennt und mit aller Härte an der gleichen Stelle ausspricht:

‚Es unterliegt keinem Zweifel, daß in unseren Tagen mehr denn je die Künstler sich und aus der gleichen Schwäche, die wir vorhin schon für manch anderen Mißstand verantwortlich machten, dem Grobsinnlichen zuwenden: In früheren Zeiten war man im Leben derb, in der Kunst dezent; heute ist man im Leben schwach und in der Kunst nicht selten frivol. Und so werden im Übermaß Nuditäten preisgestellt, bei jeder Gelegenheit, und wo der Vorwurf es durchaus nicht verlangt; am meisten natürlich in den Regionen, die mit Kunst nicht das geringste zu tun haben und die sich die Verteidigung der wirklichen Künstler zunutze machen. Die Künstler berufen sich gern auf die Antike, bedenken aber nicht, daß die gewiß nicht prüden Griechen bis zur Venus Medici, einem Dekadenzeprodukt, keine ganz nackte Frauenstatue schufen; bis zur Hüfte waren sie alle bekleidet. Der heutige Zustand aber untergräbt die Scham im Volke, den köstlichsten Schatz edler Männlichkeit und Fond jeder Schöpferkraft; nur die unfruchtbare Dirne ist schamlos, und der negative, sich selbst zerfaserne und selbst bespiegelnde Ästhet steht mit ihr auf einer Stufe. Die Kunst geht zweifelsohne vom Sinnlichen aus wie jeder physische Genuß, es ist gar nicht anders denkbar, doch ihre Vollendung erreicht sie erst da, wo das rein Geistige ihrer Wirkung in uns das Gefühl der eigenen Unverletzlichkeit auslöst. So hat das Volk im Grunde ganz recht, wenn es einen großen Teil der modernen Kunst ablehnt; doch es irrt in seinem entgleisten Geschmack, wenn es die pseudo-ideellen Werke der Zurückgebliebenen vorzieht; aber es ahnt mit unfehlbarer Sicherheit das Rechte und verwechselt nur das Surrogat dieser mit den unsterblichen Werken der Alten, die zu erreichen unserer Zeit nicht vergönnt sind, da der ganze Lebenszuschnitt die große künstlerische Begabung heute eher verkümmern läßt, als zu reifen vermag, während sie der auf Handel und Technik gerichteten Intelligenz den weitesten Spielraum läßt und den Soziologen zum Helden des Tages macht.‘

-h.



Philosophie.

Kuno Fischer †. Wer je in Altheidelberg lernfreudig zu Füßen des Meisters der neueren Philosophiegeschichte saß, hat gewiß die Eindrücke nicht mehr vergessen, die ihm von der Rede- und Darstellungskunst des nun Entschlafenen vermittelt wurden. Eine von den übrigen Kollegienstunden ganz abweichende, fast feierliche Stimmung lag über dem stets dichtgefüllten Auditorium, wenn der damals schon Siebzigjährige (geb. 1824 zu Sandewalde) mit jugendlicher Elastizität zum Katheder emporstieg und dann, gewohnheitsmäßig einen Schlüssel in Händen drehend, in knappen, markanten Sätzen und Stunde für Stunde genau bemessenen, künstlerisch abgerundeten Kapiteln die großen Akte menschlicher Geistesgeschichte vor seinen Hörern entrollte. Dieser in etwa ans Theater erinnernde Ausdruck ist wohl erlaubt, denn die Art der Darbietung schien fast mehr auf staunend genießende Hinnahme als auf tätig mitdenkendes und kritisch prüfendes Studium berechnet. Ich erinnere mich noch genau der großen Enttäuschung, als ich in meinen ersten Universitätsferien das eben bei Fischer gehörte Pensum der griechischen Philosophiegeschichte an Hand Zellers wieder durchnahm. Was dem naiven Anfänger als eine höchst selbständige, bis zur Entmutigung imponierende Geistesarbeit erschienen war, erwies sich da als eine mit wunderbarer Gedächtniskraft reproduzierte, oft nur mittels künstlicher Schematisierung mehr vereinheitlichte Ausarbeitung genau nach den Zellerschen Konzepten. Und doch war diese Enttäuschung bei einem Fischers eigentlichem Arbeitsfeld so fernliegenden Stoffe nur wenig berechtigt, und als er dann später bei Abhandlung der ‚Christlichen Philosophie' das von seiner rationalistischen Denkweise so grundverschiedene System des hl. Thomas von Aquin vor bewundernden Augen folgerichtig und zielstrebend erstehen ließ, wie wohl der Griffel eines Architekten die Grundlinien gotischer Wunderwerke erläuternd nachzeichnet, da lernte ich erst die hohe Kunst des historischen Nachdenkens verflossener Geistesentwicklungen vollkommen würdigen und auch in ihrer sachlich fördernden Bedeutung erleben.

Die Geschichte der Philosophie ist für Fischer — das bekennt er in seinem zehnbändigen Hauptwerk, der ‚Geschichte der neueren Philosophie' (1852—1901) immer wieder — nicht etwa nur ein lehrreicher Rückblick auf verflossene Wandlungen, Aufstiege und Abirrungen des menschlichen Denkens, sondern recht eigentlich ein Miterleben der allmählich mit steter innerer Notwendigkeit fortschreitenden Enträtselung der Weltprobleme. ‚Der Sinn der Welt,' so sagt er in der Schlußbetrachtung der beiden Bände über Hegel, ‚ist kein Rätsel, ... sondern ein

Problem, welches der Mensch sich selbst aufgibt; denn er will und muß sein Wesen erkennen. Die fortschreitende Lösung dieses Problems, die nur im Laufe der Weltalter geschehen kann, ist die Geschichte der Philosophie.' — Das ist ganz hegelisch gesprochen, und Fischer bekennt auch ausdrücklich: ‚In diesem Zusammenhang mit den Weltaltern der Menschheit, in diesem Licht einer fortschreitenden Lösung des Weltproblems hat erst Hegel die Geschichte der Philosophie gesehen und erkannt. Darin ist er einzig unter den Philosophen der Welt.'

Fischers Jüngerverhältnis zu Hegel beschränkt sich nicht auf seine Auffassung der Philosophiegeschichte. Auch in der systematischen Philosophie ist er wie seine ‚Logik und Metaphysik' (1852; die zweite Auflage 1865 widerstreitet heftig Trendelenburgs Neuaristotelismus) durchaus Hegels Schüler. Die Entwicklung des menschlichen Denkens hat nach Fischer in Hegel ihren letzten Gipfelpunkt errungen, und er schließt seine Darstellung des Hegelschen Systems mit der Apotheose: ‚In diesem Sinn als der Inbegriff und das Pantheon aller Philosophien, die in Wahrheit gegolten haben, ist die Hegelsche Philosophie wirklich die letzte.'

Solcher logisch-immanenten Auffassung der Philosophiegeschichte ließ sich wohl die rationalistische Reihe der neuzeitlichen Denker, wie sie von Descartes zu Kant und schließlich bis zu Hegel führt, einigermaßen einreihen. Aber die empiristisch-psychologische Nebenlinie, die von Bacon bis zu Hume führt, will sich schon weniger leicht fügen und tatsächlich hat sie Fischer erst nachträglich unter dem Titel ‚Bacon und seine Schule' (zuerst 1856 als selbständiges Werk) in sein Hauptwerk als letzten Band mit einbezogen.

Möglich wurde ihm dies nur durch eine gewisse Abschwächung der Hegelschen Grundauffassung, die aber gerade nicht wenig dazu beiträgt, seine Darstellung lebendiger und faßlicher zu machen. Bekanntlich ist neben der abstrakten Betrachtungsweise, welche in den philosophiegeschichtlichen Etappen nur die Selbstentwicklung sachlicher Probleme und Lösungen erblickt, auch eine konkret-biographische aufgetreten, die alles einzig aus den gedankenschaffenden Persönlichkeiten begreifen will, am extremsten von G. H. Lewes durchgeführt. Fischer nimmt charakteristischerweise gerade in dem Band über Bacon Anlaß, zu betonen, daß er einen Mittelweg geht. Er sagt: ‚Die großen Leistungen eines Menschen sind nie so abgesondert und abtrennbar von seinem Leben, daß er hier ein ganz anderer sein könnte als in den Werken seines Geistes. Eine gewisse Übereinstimmung findet sich stets zwischen der wissenschaftlichen Geistesrichtung und der persönlichen Gemütsart. Leibniz hätte mit seinem persönlichen Charakter niemals ein Philosoph werden können gleich Spinoza, Bacon ebensowenig ein Philosoph gleich Descartes. Die wissenschaftliche Richtung, die er ergriff, entsprach vollkommen der Eigentümlichkeit seines Wesens, seinen Bedürfnissen und Neigungen.'

So wird wenigstens indirekt immer wieder die Harmonie hergestellt und auch da, wo ihr die Tatsachen nicht recht entsprechen wollen, abschleifend und ausfüllend durchgeführt. Nur zwei Fälle dieser bedenklichen Nachhilfe seien angeführt: die unverhältnismäßige Überschätzung Bacons (man vergleiche hierzu Alois Riehls Darstellung in dem bei Teubner jüngst erschienenen Sammelwerk ‚Systematische Philosophie' S. 84 f.) und seine tiefgehenden Mißverständnisse der Kantschen Lehre, wie sie in Vaihingers Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft nachgewiesen sind. Trotzdem hat gerade Fischers Kantdarstellung (zuerst 1860) mächtig zum Aufblühen des Neukantianismus beigetragen, wie denn auch

sein Gesamtwerk noch auf lange hinaus eine Fülle philosophischer Anregungen in die Weite ausstreuen wird; zumal von den zwei Bänden über Hegel, die erst 1901 mit merklichem Nachlaß der Kraft vollendet wurden, darf man dies noch erwarten, gerade deshalb aber auch den Hinweis auf Fischers Einseitigkeiten nicht unterlassen. Dem gläubigen Christentum stand er, schon 1853 deshalb als Dozent diszipliniert, allezeit abweisend gegenüber. Noch in der letzten Auflage seines ‚Kant' unterläßt er nicht im Vorwort den kontrastierenden Hinweis, daß während seiner letzten Kantvorlesung in Heidelberg (vor der Suspension, er ging dann zeitweise nach Jena) ‚gleichzeitig in der benachbarten Jesuitenkirche unter ungeheurem Zulauf die Mönche ihre Missionspredigten hielten'. —

Die Charakteristik von Fischers philosophiegeschichtlichen Werken kann schließlich mit wenigen sinngemäßen Änderungen auf seine literaturgeschichtlichen übertragen werden. Den Klassikern, welchen er neben Schopenhauer auch sprachlich-stilistisch nacheifert, galt hier seine ganze Liebe und Erläuterungsfreude. Mit formaler Meisterschaft führt er auch hier die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung durch, naturgemäß noch mehr das persönliche Element und daneben das stoffgeschichtliche betonend. In dem bekanntesten seiner einschlägigen Werke, dem über Goethes Faust, geht er so weit, zu sagen: ‚Um das Gedicht zu verstehen, muß man vor allem seine Entstehung kennen' und den ganzen ersten von drei Bänden der vorgoetheschen Faustdichtung zu widmen. Seinem Verhältnis zur Dichtung gebricht vielfach die Unmittelbarkeit, und am vollkommensten vermag er noch Ideendichtungen wie Goethes Tasso oder Lessings Nathan, Schiller als dem Philosophen und Shakespeares Hamlet gerecht zu werden. Auch hier geht er freilich, gerade bezüglich des letztgenannten Werkes, im Nachweisungsversuch streng fortschreitender Planmäßigkeit, zu weit und findet, nachdem er einmal den rechten ‚Hauptschlüssel' gefunden, alles ‚vollkommen einleuchtend', ‚klar und hell'. Fischer war so ganz von der Leidenschaft des Lehrens erfüllt, daß er die Dinge nur noch so sah, wie sie sich am besten lehren lassen.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Die Umwandlung der Elemente. Die Leser des Hochlandes werden sich noch erinnern, welch großes Aufsehen vor vier Jahren die Entdeckung Ramsays und Soddys erregte, daß Radiumemanation sich in Helium umwandele. Wiederholt ist im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift auf die Wichtigkeit dieser Beobachtung hingewiesen worden. Die anfänglich geäußerten Zweifel an der Richtigkeit mußten verstummen, als das Experiment nicht nur von Ramsay selbst, sondern auch von einer ganzen Reihe anderer Forscher mit demselben Erfolg wiederholt werden konnte. Oswald hatte zwar schon früher darauf hingewiesen, daß das Gesetz von der Unwandelbarkeit der Elemente durchaus nicht selbstverständlich und der einzige für dasselbe vorhandene Beweis die Resultatlosigkeit der Bestrebungen der Alchimisten sei. Aber so rasch konnte man sich eine im vorigen Jahrhundert fast zum Dogma der Chemie gewordene Anschauung nicht rauben lassen, zum mindesten schien ein vereinzelt dastehendes Experiment hierfür nicht genügend; eine andere Deutung desselben als die von Ramsay selbst nur schüchtern gegebene war immer noch möglich, die Radiumemanation konnte eine Verbindung irgend eines unbekannten Stoffes mit Helium sein; auch ist die Art der Spektra der Gase in so hohem Maße von Druck und allerlei Nebenumständen abhängig, daß es allzu kühn erschien, auf die von Ramsay und seinen Nachfolgern ausgeführten Experimente hin die Grundlagen der mo-

dernen Chemie umstürzen zu wollen. Indessen die Beobachtungen, die auf eine Möglichkeit der Verwandlung der Elemente hindeuteten, häuften sich; das Studium der radioaktiven Produkte ergab, daß aus ihnen eine Reihe von Stoffen entstehen, die allem Anscheine nach Elemente sind und von selbst wieder in andere solche sich umwandeln können. Als es vor einigen Wochen Debierne gelang, Helium auch aus Aktiniumsalzen sich entwickeln zu lassen, konnte wenigstens die Möglichkeit der Entstehung dieses Elementes aus andern Elementen nur noch schwer bestritten werden. Trotz alledem hat die in der zweiten Hälfte des verflossenen Juli erfolgte Mitteilung Ramsays, daß aus der Radiumemanation nicht nur Helium, sondern auch die verwandten Gase Argon und Neon sich bilden könnten, ungeheures Aufsehen erregt, das verstärkt wurde durch die Angabe, bei der Einwirkung von Radiumemanation auf eine gesättigte wässerige Lösung von Kupfervitriol entstehe außer den genannten Gasen auch Lithium, vielleicht auch Kalzium und Natrium; doch wäre es bei den beiden letzteren Stoffen immerhin möglich, daß sie aus dem sie enthaltenden Glas in das Kupfervitriol übergegangen sind. An der Richtigkeit der Beobachtungen, die Ramsay nach seinen Angaben unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln viermal wiederholt hat, darf man nicht zweifeln, und so können die Fragen, die Ramsay selbst früher aufgeworfen hat (vergl. meine Darstellungen im 2. Bd. des Hochland): ‚Gibt es irgend einen Grund, zu glauben, daß die Atomgewichte sich verändern können? Haben wir irgend einen Beweis innerhalb unserer Erfahrung, daß die Atomgewichte sich vermindern, oder daß sie wachsen? In der sonstigen Natur sieht man oder glaubt man wenigstens, daß alles in einer Art Fließen sich befindet. Gebirge werden Ebenen, Tiergeschlechter werden verbessert oder degenerieren; ja sogar die Sterne werden zerstreut in Nebel, und Nebel werden zu Sternen verdichtet. Alles fließt, alles wechselt mit der Zeit. Sind denn die Atome die einzigen Invariabeln?‘ jetzt definitiv beantwortet werden. Das Atom ist nicht unwandelbar, unter Aussendung von Elektronen nimmt es andere Formen an. Wenn den alten Alchimisten die Umwandlung der Elemente nicht gelang, so rührt dieses nur davon her, daß sie ihre Versuche mit ungeeigneten Mitteln unternahmen. Noch haben wir freilich das von ihnen gesuchte Mittel zur beliebigen Verwandlung von Metallen in andere selbst nicht gefunden, nur unendlich kleine Stoffmengen sind wir bis jetzt imstande umzuwandeln, und eine Fülle von neuen Fragen drängt sich infolge der Ramsayschen Entdeckung auf, vor allem die: was wird bei der Abscheidung von Lithium aus dem Kupfer, das bis jetzt nicht als radioaktiv galt? Der Strom neuer Entdeckungen wird so rasch kein Ende nehmen, sondern in der nächsten Zeit wohl erst recht mächtig anschwellen.

Dr. A. Gockel.

Literatur.

Lenau und Sophie Löwenthal. Im Lenaujahr 1902 veröffentlichte Prof. Dr. Eduard Castle eine kleine Darstellung von Lenaus Leben und Werken, die die Grundlage für eine wissenschaftlich-kritische Aufklärung in zahlreichen Fragen der inneren und äußeren Umstände des Dichters legte. Das Material lag ungeordnet in der großen Biographie, die Lenaus Schwager Schurz 1855 geschrieben hat; unvollständig und willkürlich bearbeitet waren Tagebuch und Briefe von Frankl noch 1891 herausgegeben. Da man wußte, daß ein Teil des Nachlasses zurückbehalten war, erging man sich in Kombinationen und Mutmaßungen, seine Geheimnisse zu entdecken. Um Geheimnisse handelte es sich wohl. Stand doch die Herzensgeschichte Lenau—Sophie Löwenthal im tiefsten

Dunkel aller Fragen. War doch auch Sophie Löwenthal die Hüterin des Nachlasses gewesen, und war das nach ihrem Tode als Achtzigjährige an die Öffentlichkeit Gegebene von ihr gesichtet.

Der Streit dreht sich weniger um Lenau als um die von ihm geliebte Sophie, die Tochter des Hofrats von Kleyle in Wien. Nach einer unbedeutenden Begegnung des Jünglings, dessen frühverstorbener Jugendfreund Sophiens Vetter Fritz Kleyle war, führt erst Max Löwenthal, den sie nach der Aufhebung einer tieferen Neigung zu einem jungen Gelehrten Ludwig Köchel 1829 ohne herzliche Liebe geheiratet hatte, den Dichter 1834 in den Kreis seines Hauses ein. Der gutsituierte Beamte pflegte literarische Beziehungen, und Lenau war durch seine Gedichtsammlung, seine Amerikareise und sein melancholisch-menschenscheues Wesen interessant genug. Wir hören von einem kühlen ersten Eindruck, den er von Sophie empfing, von baldigem sympathischem Interesse für ihre Art, von wachsender Freundschaft zu beiden Ehegatten. Der Verkehr in Wien und auf dem Lande wird häufiger, und die Neigung wächst, nur langsam, doch stetig. Sie bleibt Max nicht verborgen, seine Freundschaft, seine Verehrung und sein Vertrauen sind aber hinlänglich, den Dingen zuzusehen. Als dann die Leidenschaft den Liebenden in glücklichen und quälenden Stunden zum Bewußtsein gekommen war und beide, da sie an äußere Veränderungen nicht dachten, schweren Kampf gegen die steigende Glut des Verständnisses und des Blutes auf sich nahmen, trug der bescheiden treue Freund auch bitter nagendes Leid mit einer ergebenen Scheu vor einem Schicksal, gegen das seiner Persönlichkeit nicht aufzutreten anstehe. Sophie betrog sein Vertrauen nicht. Ihre Liebe gehörte Lenau, ihr Gelübde dem Gatten. Lenau machte alle Stadien des Gefühls durch. Heilige Freude an der Entsagung wich schließlich tiefbohrender Verzweiflung über den Verzicht. Die hüllenlose Leidenschaft, in jede Faser seines Wesens eingegossen, gibt seinen Briefen und Bekenntnissen an die geliebte Frau einen gewaltigen, einzigen Stempel. Er war noch in einer Zeit und in Verhältnissen aufgewachsen, wo religiöse Elemente nicht so zu übergehen waren wie späterhin, seine innere Entwicklung kann sich nie anders als im Wechsel zwischen Glauben und Unglauben bewegen; nur natürlich, daß seine ganze Liebe ihm zur Religion wurde, zum Träger und zur Schwinge seiner höheren Welt. Ob Sophie einer gleich hohen Liebe fähig war, ist um deswillen schwerer zu entscheiden, als ihre Briefe verloren sind. Schlüsse, die man aus dem traurigen Ausgang der Affäre rückwärts zog, können um so weniger Aufklärung bringen, als dieser Ausgang selbst erst ins helle zu bringen ist, soweit die Rolle Sophiens dabei in Frage steht. Hat sie aus dem Egoismus ihrer Liebe Lenaus Heiratsplan mit Marie Behrend untergraben, hat sie durch ihre Briefe Lenaus Wahnsinn zum Ausbruch gebracht? Oder reichen die in Lenau gelegenen und gewordenen Faktoren aus, seine schwache Haltung zu begründen, die Katastrophe zu verstehen? Die letzte Annahme dürfte richtig sein. Ein Erlebnis wie der jahrelange Herzensbund läßt sich nicht mehr anders enden, wenn die physischen und seelischen Grundlagen von früher her so sind wie bei Lenau. Das Maß der Einheit, die ihn mit Sophie verband, hat neuerdings Prof. Castle in der Einleitung des großen Quellenbandes dargelegt, der unter dem Titel ‚Lenau und die Familie Löwenthal'* Bekanntes und Unbekanntes mit Erlaubnis des inzwischen verstorbenen Barons Arthur Löwenthal zu jenem Ganzen fügte, das in diesem

* Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Vollständige Abdrucke nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Hesse. 1906.

Falle, wo entscheidende Quellen fehlen, allein aufschlußreich wird und der bloßen Kombination spottet. Meisterhaft nachspürend sind in Lenaus Werken die wechselndsten Spuren aller Skalen aufgezeigt. Das andere Hauptgewicht liegt auf einer kritischen Charakteristik Sophiens. Von den Mädchentagen an bis ins Alter wird in Briefen und Berichten ihr seelischer Umriß gezogen. Ungemeine, auch frühzeitige Bildung, Geist und Charakter machen sie sympathisch. Lenau stellte sie einmal über die Sand. Eine kluge und feine Frau. Als zweites Dokument gibt Castle eine Novelle aus ihrer Feder heraus, die unter dem Titel ‚Mesalliiert' in bewegter Handlung das Verderbliche der unstandesmäßigen Heirat schildert. Viel Beobachtung, viel Kenntnis der Welt steckt darin. Im übrigen liegt ein konventioneller, kühler Glanz über den Gestalten, der es nicht zuläßt, in der etwa 18>0 entstandenen Geschichte laute Bekenntnisse zu lesen. Um so interessanter wirken einige unverkennbare Anklänge an Erlebtes, so die Motivierungen aus psychologischen Imponderabilien, Stimmungsumschläge, eine fortlaufende Spannung zwischen Sprödigkeit und Leidenschaft und zuletzt das Grausige eines plötzlich ausbrechenden Wahnsinns. Aber gerade in dem Ungesagten, das bei dem Erinnerungsleben der Greisin — sie starb 1889 im 79. Jahre — hinter dem neutralen ungarischen Milieu liegen muß, werden die erfahrenen Seelenzüge Sophiens nochmals in der Art sprechend, wie sie es Lenau gegenüber gewesen sein mögen. Berdrow in seinen ‚Frauenbildern' 1895 (² 1900) und Ad. Wilh. Ernst in seinem Buch über ‚Lenaus Frauengestalten' 1902 urteilten so herb wie möglich über diese Frau. Castle zieht ein anderes Fazit. Indem er sich der Prinzipienfrage über das ungewöhnliche Verhältnis mit Schillers Hinweis auf die Übergesetzlichkeit der Liebe entzieht, mit der ein anderer Standpunkt nicht auskommt, wird man ihm beipflichten können, daß Sophiens Charakter im Lichte ihrer besonderen Lage nichts Niedriges oder Unsympathisches hat, und es wird alsdann beim heutigen Stand der Kenntnis nur geboten sein, lieber mit den sympathischen, wenn auch ungewöhnlichen, als mit den seither angenommenen Motiven zu rechnen.

Jos. Muth.

Musik.

Angelo Neumanns ‚Erinnerungen an Richard Wagner'. Angelo Neumann, der jetzige Prager Theaterdirektor und langjährige Leiter des ‚Wandernden Rich. Wagner-Theaters' hat in einem ziemlich umfangreichen Buche nunmehr seine Erinnerungen an den geschäftlichen und persönlichen Verkehr mit Richard Wagner, sowie an die Erlebnisse auf den Künstlerfahrten des Wagnerensembles gesammelt und damit nicht nur einen wertvollen neuen Beitrag zur Wagnerliteratur geboten, sondern auch ein theatergeschichtlich interessantes Werk geliefert.* Die Geschichte zur Verbreitung der Wagnerschen Kunst nach den ersten Bayreuther Festspielen von 1876 erfährt hier eine lehrreiche Beleuchtung. Neumann kommt, trotzdem er naturgemäß seine Unternehmungen etwas im Sinne des ‚Geschäftsmannes' betrieb und betreiben mußte, um die Verbreitung der Wagnerschen Kunst entschieden ein großes Verdienst zu, und zwar sowohl wegen der Musteraufführungen des Nibelungenrings, die er in Leipzig und Berlin veranstaltete, wie durch seine Versuche von Wagneraufführungen in Paris und London, endlich durch Begründung und Durchführung des wandernden Wagnertheaters, das die Opern des Meisters in ganz Deutschland, in Holland und Belgien, in Italien, Österreich und Rußland bekannt machte.

* Angelo Neumann, Erinnerungen an Richard Wagner. (Leipzig 1907, L. Staackmann, Preis 6 Mk.)

Der Wagnerforschung speziell bietet das Buch Neumanns manche charakteristische und bedeutsame neue Details sowohl biographischer wie kunstgeschichtlicher Art. Unter den letzteren ist das vielleicht Wichtigste ein neuer Beitrag zur Parsifalfrage. Nach wie vor gehen ja auch heute noch die Meinungen darüber, ob Wagners letztes Bühnenwerk, Parsifal, auch nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist dem Bayreuther Festspielhaus vorbehalten bleiben und anderen Bühnen entzogen sein solle, weit auseinander. Die Vorkämpfer des Bayreuther Monopols stützen sich dabei auf Wagners eigene Autorität, der allerdings an einigen Stellen seiner Schriften, die Beschränkung des Parsifal auf Bayreuth ausdrücklich fordert. Allein — und darauf muß immer wieder von neuem hingewiesen werden — man darf bei diesen Aussprüchen nicht am äußeren Wortlaut kleben, sondern muß den ihnen zugrunde liegenden Sinn erforschen und namentlich die Verhältnisse, unter denen sie gesprochen wurden, in Rechnung ziehen. Zu Anfang der achtziger Jahre hat Wagner diesen Wunsch und Willen kund getan, und damals war das berechtigt, ja, künstlerisch notwendig. Wohl hatte sich der wüste Kampf, den des Meisters Kunst mit der Beschränktheit des Modepublikums und der bornierten Einseitigkeit und Verständnislosigkeit der Kritik so lange Jahre hindurch auszufechten hatte, bereits zugunsten Wagners geneigt, und das kleine Häuflein von Freunden, welches dereinst in den Werken des politischen Flüchtlings das Morgenrot einer neuen großen Zeit mit Jubel begrüßt hatte, war zu einer Heerschau von tausend und abertausend Verehrern der neuen musikdramatischen Kunst angewachsen; allein noch hatte das Kunstwerk der Zukunft seine Gegenwart nicht gefunden. Wohl öffneten sich die Bühnen den lange zurückgewiesenen und verpönten ‚Opern' Wagners und pflegten sie mit erstaunlichem Eifer, aber nur, weil man in ihnen ‚Kassenstücke' erkannt hatte; von einer würdigen Aufführung im Geiste des Meisters war selbst da keine Rede, wo diesem selbst von ersten Kunstinstituten — z. B. dem Wiener Hofoperntheater — alle Mittel zur Verfügung gestellt wurden. Im Rahmen des damaligen Operngetriebes konnte die Wagnersche Kunst selbst unter persönlicher Leitung des Meisters nicht ‚zur Tat' werden. Das lassen die ‚Erinnerungen' Neumanns aufs neue erkennen; hat doch Wagner selbst, allerdings in einem Moment des Unmuts, sich über die ‚gänzliche Stillosigkeit und Inkorrektheit der theatralischen Vorgänge' bei Neumanns Berliner Aufführung des Nibelungenrings beklagt (Neumann, Seite 178). Nur auf Grund dieser ungünstigen Lage der Verhältnisse sah sich Wagner veranlaßt, den Parsifal für Bayreuth zu reservieren; heute, wo sich die Verhältnisse vollkommen zugunsten der Wagnerschen Kunst geändert haben, hat auch diese Beschränkung keine Gültigkeit mehr. Die wichtigste Stelle, in der sich Wagner zur Parsifalfrage äußert, steht in einem Briefe an seinen Freund Feustel und lautet:

‚Während der Ausführung des Klavierauszuges (des Parsifal) ist mir der Charakter dieser meiner letzten Arbeit dahin immer deutlicher geworden, daß selbst unter allen Umständen, welche noch Aufführungen der einzelnen Stücke des ‚Ring der Nibelungen' auf unseren Stadt- und Hoftheatern zulassen möchten, das Bühnen-Weihfestspiel ‚Parsifal' mit seinen unmittelbar die Mysterien der christlichen Religion berührenden Vorgängen unmöglich in das Opernrepertoire unserer Theater aufgenommen werden darf.'

Wie man sieht, ist hier nur davon die Rede, daß ‚Parsifal' nicht in das gewöhnliche Opernrepertoire aufgenommen werden, d. h. stets nur im Rahmen von ‚Festspielen' gegeben werden solle. Von einer prinzipiellen Beschränkung auf Bayreuth ist keine Rede. Wir glauben,

daß Wagner kaum auf seinem Bayreuther Monopol bestanden wäre, wenn er die Möglichkeit einer anderweitigen stilvollen Aufführung seines letzten Werkes gehabt hätte. Hochbedeutsam für diese Auffassung der Parsifalfrage ist eine Briefstelle, die Neumann mitteilt. Wagner schreibt da am 11. Oktober 1881 an Neumann:

‚Der Parsifal ist nirgends anders aufzuführen als in Bayreuth, und dies zwar aus inneren Gründen, die z. B. meinem erhabenen Wohltäter, dem Könige von Bayern, so bestimmt einleuchten, daß er sogar von einer Wiederholung der Bayreuther Aufführungen auf dem Münchener Theater ganz abstand... Nie darf und kann ich ihn auf andern Theatern aufführen lassen: es sei denn — daß sich ein wirkliches ‚Wagnertheater' ausbilde, ein Bühnen-Weihtheater, welches — ja gewiß, wandernd, das über die Welt verbreite, was ich bis dahin rein und voll auf meinem Theater in Bayreuth gepflegt habe. — Halten wir diesen Gedanken für Ihre Unternehmung unentwegt fest, so kann wohl die Zeit kommen, wo ich keinem Theater, Hof- oder Stadttheater, sondern dem wandernden Wagnertheater auch einzig den Parsifal übergebe.'

Aus dieser Briefstelle geht unzweideutig hervor, daß Wagner das Parsifalmonopol keineswegs für alle Zeiten und alle Verhältnisse festhalten wollte. --

Auch sonst tritt in Neumanns Erinnerungen noch mancher charakteristische Ausspruch Wagners zutage. So sprach er einst bei einer Orchesterprobe: ‚Meine Herren! Ich bitte, nehmen Sie das ff nicht zu ernst, und wo es steht, machen Sie ein fp daraus und aus dem p ein pp. Denken Sie, daß Sie da unten so viele sind, und hier oben eine einzelne menschliche Kehle.' Ein Beweis, daß Wagner die Wirkungen des ‚verdeckten Orchesters' zu erzielen suchte, auch wo die entsprechende technische Einrichtung fehlte, und bei aller hervorragender Bedeutung, die in seinen Opern dem Orchester zukommt, doch die Singstimme als das Dominierende anerkannte.

Bemerkenswerterweise lassen Neumanns ‚Erinnerungen' erkennen, daß in dem Künstler Wagner auch ein sehr gewandter — Geschäftsmann steckte, der trotz aller künstlerischer Ideale doch auch die materielle Seite nie aus den Augen verlor und die geschäftlichen Unterhandlungen mit Energie und Geschicklichkeit und oft mit einer fast pedantischen Genauigkeit führte.

In den zahlreichen Theateranekdoten des Buches wird nicht nur ein anschauliches Bild des Lebens hinter den Kulissen entworfen, sondern kommt oft auch der Humor zu seinem Rechte. Eines der hübschesten dieser Geschichtchen sei hier erzählt. ‚Der Meister dirigierte am 12. Mai ein Konzert im Neuen Musikvereinssaal, und da passierte es dem Hornvirtuosen Richard Levy, mit dem Ton umzuschlagen, wie man sagt, zu gikſen. Darüber lachte nun der ihm befreundete Lustspieldichter Eduard Mauthner, der in der ersten Reihe saß. In der Pause fand sich dann alles, was eine Berechtigung dazu hatte oder zu haben glaubte, im Künstlerzimmer ein. Da erklärte dann Wagner: es sei ein Verbrechen, einen Bläser eines Gikſers wegen zu verspotten. Man müsse nur verstehen, was das heiße, dem spröden Metall den idealen Klang abzugewinnen, und wie an einem Tröpfchen Speichel die größte Künstlerschaft scheitern könne. Dabei umarmte er den Künstler, um ihn für das Ungemach gleichsam zu entschädigen. Hierauf trat der ungemein geistreiche und witzige Levy auf Mauthner zu und sagte: ‚Lieber Mauthner, das war nicht schön von Ihnen, daß Sie bei meinem Gikſer gelacht haben.' Mauthner, der sich hierauf lächelnd entschuldigen wollte, wurde von Levy unterbrochen, indem er fortfuhr: ‚Nein, mein lieber Mauthner, es war wirklich nicht schön und auch undankbar von Ihnen: denn sehen Sie, ich war in allen Ihren

Lustspielen und habe nicht ein einzigesmal gelacht.' Man kann sich die allgemeine Heiterkeit, in die Wagner selbst am lebhaftesten mit einstimmte, leicht vorstellen.' (Neumann, S. 8 f.)

Das Wandernde Richard Wagnertheater zählte eine Reihe der gefeiertsten Bühnenkünstler zu seinen Mitgliedern: das Ehepaar Vogl, die jung verstorbene Hedwig Reicher-Kindermann, Katharina Klafsky, ferner Anton Seidl als Dirigenten usw. Über alle diese hervorragenden Künstler bieten Neumanns ‚Erinnerungen' interessante und charakteristische biographische Details, so daß Neumanns Buch auch in dieser Hinsicht viel Anregendes bietet. Der frische Erzählerton, den der Verfasser anschlägt, ist eine weitere empfehlende Eigenschaft des Werkes, und rückhaltlose Anerkennung verdient es endlich, in welch pietätvoller Art die hin und wieder zutage tretenden menschlichen Schwächen Wagners von Neumann entschuldigt und in möglichst mildes Licht gesetzt werden. Vier schöne Kunstbeilagen und zwei Faksimiles bieten eine treffliche äußere Ausstattung des Buches.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Die ‚Rettung' des Hrn. Karl May. Es ist jetzt neun Jahre her, seit Veremundus von den ‚reiseliterarischen Taxiliaden' Karl Mays ‚mit ihren als Captationes benevolentiae eingeflochtenen religiösen Phrasen' sprach. Die bald darauf beginnenden ausgedehnten Preßerörterungen über Karl May drehten sich zunächst um ästhetische und pädagogische Fragen, wobei — kaum glaublicherweise — auch ganz ernsthaft die Frage besprochen wurde bezw. notgedrungenerweise besprochen werden mußte, ob Old Shatterhand von Radebeul seine grausigen Abenteuer wirklich erlebt habe. Unbeachtet blieb zunächst der Wink eines amerikanischen Blattes, er habe auch ‚Schundromane' geschrieben. Erst 1901 wurde man durch einen Preßzank Karl Mays mit dem Verleger Adalbert Fischer in Dresden (Nachfolger der Firma H. G. Münchmeyer) in weiteren Kreisen aufmerksam, und 1902 (!) veröffentlichte Dr. H. Cardauns in den historisch-politischen Blättern (Bd. 129 Heft 7) eine umfangreiche Untersuchung ‚Herr Karl May von der anderen Seite'. Hier wurde der Beweis erbracht, daß der Münchmeyersche Verlag in den achtziger Jahren, zu derselben Zeit, wo May für den ‚Deutschen Hausschatz' sexuell einwandfreie, hier und da katholisierende Romane schrieb, fünf schmutzige, zum Teil abgründlich unsittliche Kolportageromane gedruckt habe, von denen der eine mit Karl Mays Namen, die übrigen mit seinem romantischen Pseudonym Kapitän Ramon Diaz de la Escosura erschienen. Mays Erklärung, seine ‚vollständig sittenreinen Originalarbeiten' seien hinter seinem Rücken von Münchmeyer und später von Fischer pornographisch umgearbeitet worden, fand keinen Glauben, und mehrere Jahre war von der widerlichen Affäre nur wenig mehr die Rede. Dann aber setzte, namentlich seit Herbst 1906, eine große Rettungscampagne ein. Mays Anhänger kolportierten eine Erklärung des Verlegers Fischer: Etwaige Unsittlichkeiten in den erwähnten fünf Romanen ‚stammten nicht aus der Feder des Hern. Karl May, sondern seien von dritter Seite früher hineingetragen worden'. Hauptsächlich aber stützte man sich auf das Ergebnis eines mehrjährigen, von May geführten Prozesses: May sei ‚rehabilitiert, in allen Instanzen glänzend gerechtfertigt, sein Sieg vollständig und bedingungslos' usw. Auch fehlte es nicht an Vermahnungen an Hrn. Cardauns, seine Schuld einzugestehen, und vereinzelt wurde er mit den gröbsten Beschimpfungen überhäuft.

Cardauns hat jetzt auf diese Anzapfungen geantwortet. In einem zweiten Aufsatz der historisch-politischen Blätter

(Die ‚Rettung' des Hrn. Karl May) hat er diesen Rettungsfeldzug, dessen Veranstalter mit allgemeinen Andeutungen zu operieren pflegten, urkundlich beleuchtet, auf Grund von Akten und öffentlichen Erklärungen. Die Hauptergebnisse sind folgende: 1. Die Erklärung Fischers bildet einen Teil eines notariellen Vergleiches, den Karl May am 11. Februar 1903 mit seinem damaligen Prozeßgegner Adalbert Fischer schloß. Aus diesem Vergleich hat die May-Presse nur mitgeteilt, was ihr paßte, bezw. was ihr zur gef. Veröffentlichung zugestellt worden war. Nicht mitgeteilt hat sie, daß Karl May damals Hrn. Fischer die fünf Schundromane zur freien Verfügung ohne alle Einschränkungen mit allen Urheber- und sonstigen Rechten überließ, mit der lächerlichen Klausel: Bei Neuauflagen habe Fischer die nach seiner Überzeugung etwa anstößigen Stellen zu entfernen. Dann hat Karl May sich mit Fischer wieder überworfen und zwei Jahre später erklärt: Er prozessiere, um sich seine Urheber- und Verlagsrechte gerichtlich bestätigen und die Romane dann sofort und für immer verschwinden zu lassen; gegen das ‚Sittenzeugnis' Fischers müsse er sich ‚auf das energischste verwahren'. 2. Wo möglich noch toller steht es mit der gerichtlichen Ehrenrettung. Nach Abschluß des Vergleichs mit Fischer hat Karl May weiter prozessiert mit Frau Münchmeyer, der Witwe des Verlegers Münchmeyer, der seine Romane pornographisch versudelt haben soll. Der Rechtsstreit betraf mündliche Verträge, die Karl May 1882 und später mit Münchmeyer über die Schundromane und einige andere Werke abgeschlossen haben wollte. Über den Inhalt dieser Verträge wurde ihm durch Teilurteil des Dresdener Landgerichts vom 26. September 1904 ein Eid auferlegt; leiste er denselben, so solle die Beklagte verurteilt werden, ihm Rechnung zu legen. Das ist alles. Über die moralische Qualität der Schundromane und speziell über die Frage, ob May oder sein Verleger die pornographischen Scheußlichkeiten auf dem Gewissen habe, sagt dieses Teilurteil kein einziges Wort. May hat den Eid geleistet, die Beklagte hat dann das Teilurteil angegriffen, aber ohne Erfolg: Das Oberlandesgericht Dresden hat dasselbe bestätigt, und das Reichsgericht hat die Revision der Beklagten abgewiesen. Frau Münchmeyer muß also ‚Rechnung legen', und dann geht der Prozeß weiter! Das ist das Fundament, auf welchem die Freunde des Hrn. May, ohne Zweifel wenigstens zum Teil in gutem Glauben, aber mit bedauerlicher Leichtgläubigkeit, das Gebäude seiner gerichtlichen ‚Rehabilitierung' errichtet haben. Cardauns nennt am Schluß ‚diese ganze Rettungskampagne einen einzigen ungeheuren Schwindel', und wer näher in den Karl May-Akten Bescheid weiß (Dr. Cardauns hat noch lange nicht alles gesagt), der kann nur beistimmen. * *

Ein neuer Streitartikel der ‚Stimmen aus Maria-Laach' (7. Heft S. 238—244), den wir knapp vor Redaktionsschluß zu Gesicht bekommen, beweist, daß unser Appell an die Loyalität dieses Organs vergeblich war. Die ‚Stimmen' gefallen sich vielmehr neuerdings in sachlich gegenstandslosen Ausbrüchen jener ‚Verdächtigungs- und Verleumdungssucht', gegen die sich erst jüngst auch die beiden führenden Tageszeitungen der deutschen Katholiken in ähnlichen Fällen verwahren mußten, und von der auch sie nun im vorliegenden Heft der ‚Stimmen' (S. 147) als ‚katholisch' (in Gänsefüßchen) ihr wohlberechnet Teil abbekommen.*

* Die ‚Germania' wie die ‚Köln. Volksztg.' haben sich gegen diese unqualifizierbare Behandlungsweise bereits kräftig zur Wehr gesetzt, und zwar unter dem weithallenden Beifall von Klerus und Laien.

Wir wollen uns auf eine erneute Charakterisierung dieser Mißdeutungsversuche nicht mehr einlassen. Wir verweisen im allgemeinen auf unsere erste Entgegnung im Juliheft (S. 506—509), auf die beanstandeten Beiträge selbst, sowie auf eine Notiz, die vom ‚Elsässer' aus durch mehrere Zeitungsblätter gegangen ist, und worin es insbesondere bezüglich des Angriffs gegen den Helmerschen Artikel ‚Zum Kirchenstreit in Frankreich' heißt: ‚Das meiste, was Helmer hier zusammenstellte, war nicht neu; wir erinnern daran, daß deutsche Zentrumsblätter, wie z. B. die „Köln. Volksztg." und die „Deutsche Reichsztg.", zu Anfang der Geschichte auch dieser Ansicht waren. Nichtsdestoweniger wurde Helmer in den „Stimmen von Maria-Laach" wegen seiner Darstellung im „Hochland" angefahren; statt einer sachlichen Replik, die wir ganz gerne gelesen hätten, fand man die derbsten Anwürfe. Und es ist begreiflich, wenn das „Hochland" in der Julinummer sich in gemessenem Tone hiergegen verwahrt, ja sogar den „Stimmen" eine Berichtigung zugeschickt hat.'

Nur auf einen, neuerdings verschärften Verketzerungsversuch müssen wir zur Kennzeichnung der gegnerischen Methode noch einmal kurz eingehen, insofern nämlich unserem ‚Echo' ‚Um die Ideale des Papsttums' (nicht etwa ‚Die Ideale des Papsttums') unterschoben wird, wir hätten unsere diesbezügliche Belehrung nicht bei dem unfehlbaren Lehramt des Papstes, sondern bei ‚protestantischen Professoren' gesucht. Demgemäß betonen wir nochmals: Wir haben die Worte des Prof. Briggs nicht mit sachlicher Zustimmung, sondern mit ausdrücklich betonter apologetisch-irenischer Absicht zitiert als bemerkenswerte Annäherungen eines protestantischen Theologen an die katholische Auffassung des Pontifikats. Wie berechtigt unsere Absicht hierbei war, bestätigt neuerdings ein Protestartikel des protestantischen Bischofs Doane von Albany (in dem Heft der ‚North American Review' vom 17. Mai) gegen Briggs, weil dieser das Primat Petri und seiner Nachfolger als im Bibelwort begründet anerkannt habe. Auch unser Urteil, daß erst Briggs den seinerzeitigen Gedankenaustausch auf die ‚volle Höhe' gebracht habe, kann von unbefangenen Lesern nicht als inhaltliche Identifizierung mit Briggs' Ansichten verstanden werden; unsere Anerkennung galt vielmehr, wie im gleichen Satze (S. 231) ausdrücklich gesagt, namentlich seinem überlenken von den augenblicklichen Zeitumständen und der Person Pius' X. zu prinzipiellen Gesichtspunkten, wie auch seiner überlegenen Gedankenschärfe und Schriftstellergabe. So lange wir in diesem und anderen Punkten die Kritik der ‚Stimmen' an unseren Beiträgen als unberechtigt erkennen, werden wir uns auch nicht deretwegen ‚entschuldigen', wie es der Redaktion der ‚Stimmen' zu fordern beliebt, die viel eher hierzu Veranlassung gehabt hätte, nachdem sie (wir scheuen uns gar nicht, diese Worte zu gebrauchen, da sie den Sachverhalt ausdrücken) durch entstellende und einseitige Behandlung unserer Beiträge sowie grobe Mißverständnisse derselben Anklagen gegen uns geschleudert hat, die man im bürgerlichen Leben als Ehrenkränkung bezeichnet. Denn wie solche übel interpretierenden Kritiken wirken, dafür haben wir neben vielen Entrüstungskundgebungen gegen die ‚Stimmen' auch anonyme Schmähbriefe gegen uns in Händen, die sich uns als Früchte jener Bemühungen dartun, uns und unsere ehrlichen Gesinnungen dem Verdacht nicht selbständig denkender Leserkreise zu überantworten. Ob sich die ‚Stimmen' dieser Folgen ihres Vorgehens wohl bewußt sind? — Wir wiederholen, daß unser bisheriges Verhalten gegen die ‚Stimmen' keinen Grund abgeben konnte, in solch maligne interpretierender Weise gegen

uns vorzugehen. Wenn sich die ‚Stimmen' in ihrem theologischen Gewissen verpflichtet glaubten, einen Beitrag oder eine Wendung in ‚Hochland' zu beanstanden, so hätten wir das gar nicht übel genommen, wofern es nur in einem einigermaßen fühlbar gutmeinenden Geiste geschehen wäre. Wir hätten unter Umständen dabei lernen können und es auch willig getan. So aber mußten wir bestätigt finden, was schon lange öffentliches Geheimnis ist: ein stillgährendes Mißvergnügen über die Existenz, Tätigkeit und den Erfolg ‚Hochlands' überhaupt, ohne daß man im einzelnen ausreichende Handhaben zum Vorgehen gegen dasselbe hätte. Wir können nur bedauern, daß der mit dem Angriff betraute Mitarbeiter der ‚Stimmen' den Ton nicht glücklicher getroffen hat; aber vielleicht ist es auch so gut, indem wir dadurch einmal zur offenen Aussprache gedrängt wurden. Damit soll aber auch die Angelegenheit hier erledigt sein.

* *

Neues vom Büchermarkt.

Die Mariologie des hl. Augustinus. Von Dr. theol. Philipp Friedrich. Köln (Bachem) 1907. 279 S. 3.80 Mk.

An Erbauungsschriften über die Gottesmutter ist gerade kein Mangel, wohl aber ist die Zahl der Bücher nicht allzu groß, die, auf fester wissenschaftlicher Basis ruhend, sich mit Maria beschäftigen. Daher ist jede mariologische Studie, die von Übertreibungen sich freihaltende Besonnenheit, wissenschaftliche Gründlichkeit und wohltuende religiöse Wärme des Tones zu vereinen weiß, dankbar zu begrüßen. Darum möchten wir der vorliegenden Monographie, die sich mit der Mariologie des größten abendländischen Kirchenlehrers beschäftigt und dessen Gedanken hierüber mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt im Zusammenhang der dogmengeschichtlichen Entwicklung würdigt, ein warmes Wort der Empfehlung auf den Weg mitgeben und ihm auch aufmerksame Leser aus den Kreisen der gebildeten Laienwelt wünschen.

F. X. S.

Die Hemmnisse der Willensfreiheit. Von Dr. theol. August Huber. Münster 1905. Verlag von H. Schöningh. Brosch. Mk. 4.—, gebd. M. 5.60.

Der Streit um die menschliche Willensfreiheit will namentlich deshalb nie zur Ruhe kommen, weil er meist mehr auf Grund theoretischer Extreme als unbefangener Abwägung der Tatsachen geführt wird. Ohne theoretische Schablonisierung und unter Heranziehung des reichen Tatsachenmaterials, welches die neuere Seelenheilkunde, Kriminalanthropologie und Moralstatistik erbracht haben, erläutert die vorliegende treffliche Schrift die Hemmnisse der Willensfreiheit; d. h. jene zahlreichen und mannigfachen Defekte individueller und sozialer Art, welche die freie Willensbestimmung herabsetzen und die Zurechnungsfähigkeit vermindern, ohne sie gänzlich zu vernichten. Die Schlußfolgerungen, welche der Verfasser als würdiger Schüler Mausbachs namentlich auf moraltheologischem und sozialpolitischem Gebiet zieht, enthalten so viel allgemein Beherzigenswertes, daß man sein Buch in die Hand recht vieler Seelsorger, Erzieher und Richter wünschen muß. Die bereits bevorstehende zweite Auflage wird gewiß zur Ausmerzung mancher Einzelmängel dienen.

Dr. E.

Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild. Berlin 1906. G. Reimer, XI u. 631 S., brosch. M. 12.—.

Es handelt sich hier nicht etwa um eine Redigierung eigenhändiger Niederschriften des vor wenigen Jahren verstorbenen Völkerpsychologen Lazarus, vielmehr um eine bunte Reihe von Kapiteln aus den Erinnerungen eines mit einem großen und interessanten Bekanntenkreise verknüpften Mannes, wie sie seine Schülerin und spätere zweite Gattin Nahida teils nach seinen mündlichen Berichten, teils nach seinem Briefschatz aufgezeichnet hat. Nun darf man ja von ‚Lebenserinnerungen' nicht ein rundes Bild einer Persönlichkeit, ihres Wesens und Wirkens und noch weniger eine kritische Abschätzung verlangen, aber man wird doch allzu oft unangenehm daran erinnert, daß der bewundernden Frau vielfach die Weite und Schärfe des Blicks

abgeht, zumal Frau Lazarus auf Kritik und Polemik gegenüber dritten Personen durchaus nicht verzichtet. So vieles ist rein äußerlich auf das momentan Imponierende hin angesehen, so oft, ja durchwegs, erscheint Lazarus einseitig als der Gebende, manchmal in einer Darstellung, die nicht ganz ladylike ist, insofern sie mit Seitenhieben auf Tote und Lebende nicht kargt. Ein kritischer Leser wird freilich aus dem umfangreichen Buche manch interessanten Einblick z. B. in ein Stückchen Berliner Gesellschaftskultur (Rütli, Tunnel über der Spree usf.) gewinnen, auch der Literaturfreund in den Kapiteln über Rückert, Keller, Auerbach, Heyse, Raabe, Fontane u. a. brauchbare Details, besonders auch aus manchem der mitgeteilten Briefe, aufstöbern.

M. Behr.

Dreiviertel Stund vor Tag. Roman aus dem niedersächsischen Volksleben. Von Helene Voigt-Diederichs. — Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905. 312 S. br. Mk. 4, geb. Mk. 5.

Wenn man die paar ersten Kapitel dieses Buches der — natürlich! — aus Schleswig-Holstein stammenden Verfasserin gelesen hat, und wenn man noch dazu den trübseligen ‚Buchschmuck' vor Augen hat, so könnte man fürchten, wieder einen Fall der berüchtigten ‚Arme Leute-Malerei' vor sich zu haben. Es ist aber nicht so schlimm; zwar wird so ziemlich alles grau in grau gemalt und das Proletariermilieu in seinem ganzen Realismus geschildert, wobei manche unzarte Szenen nicht fehlen, aber die Entwicklung der Heldin ist doch nicht so völlig trostlos, daß der schließliche Eindruck niederschlagend wäre. Es gibt tatsächlich solche Charaktere, die wie dieses Proletariermädchen es innerlich gut meinen und voll unverstandener Menschenliebe sind, aber nicht aus sich herauszugehen vermögen, sich möglichst unvorteilhaft präsentieren und so stets das Gegenteil von dem erreichen, wonach ihr Herz sich sehnt. Es ist rührend zu beobachten, wie dieses Mädchen in all der Gemeinheit ihrer Umgebung sich doch noch ein bescheidenes Glück gewinnt. Das ist aber auch so ziemlich das einzige Versöhnende an dem Buche. Warum wählt die Verfasserin, die über eine ziemliche Stimmungsgewalt, aber verhältnismäßig wenige Erfindungsgabe verfügt, nicht befreiendere Themata? Das ihrem Romane vorgesetzte Jakobsensche Motto von ‚der Melancholischen Kompagnie' ist sehr schön und tief: ‚Gibt Leute, denen von Geburt aus ein ander Natur und Beschaffenheit gegeben als den übrigen; haben ein größer Herze und hurtiger Blut, wünschen und verlangen mehr, begehren stärker und ihre Sehnsucht ist wilder und brennender als wie der gemeine Adelshaufen sie hat. Sind flugs wie Sonntagskinder; ihre Augen sind offener, ihre Sinne alle sind subtiler in ihren Empfindungen. Des Lebens Freud und Lust, die trinken sie mit ihren Herzenswurzeln, dieweil die anderen, die greifen sie nur mit ihren groben Händen.' Aber auf die Karen Nebendahl paßt es doch eigentlich kaum. Helene Voigt-Diederichs möge uns einmal so ein richtiges ‚Sonntagskind' zeichnen; ich glaube, sie kann es.

J. M—r.

Ein Held unserer Zeit. Roman von Michael Lermontoff. Deutsch von Michael Feofanoff. Leipzig 1906, Inselverlag. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der russische Dichter des Weltschmerzes hat im Charakterschicksal seines Helden Petschorin vorahnend eigenes Schicksal (Tod im Duell nach unstetem Genußleben) und zugleich einen Typus seines schwer zu enträtselnden Volkstums geschaffen. Wenn man Lermontoff so oft mit Byron, den Russen mit dem Briten, vergleicht, so sollte man um so mehr auch den Unterschied seiner gedankenermüdeten zu jenes tatgierender Leidenschaftlichkeit hervorheben. ‚Leidenschaften,' so heißt es einmal bezeichnend im vorliegenden Werk, ‚sind nichts anderes als Ideen in der ersten Entwicklung.' Feofanoff hat das nachdenklich stimmende Werk, ein Meisterstück rückgreifender Erzählungsweise, musterhaft verdeutscht.

E.

Goldregen. Roman von Emma von Brandis-Zelion. Paderborn, Ferd. Schöningh, o. J. 281 S.

Ein verspäteter Epigone der Brakel, aber mit bedeutend geringerem Talent geschrieben! Das ist so ziemlich alles, was sich über dieses Unterhaltungsstück für anspruchslose Gemüter sagen läßt. Mit der ‚unentwegten' Fortführung dieses nun einmal überlebten Genres wird unserer katholischen Literatur nicht gedient. Das sollten sich zumal unsere ‚besseren' Verleger klar sagen; und deshalb ist es am nützlichsten, wenn wir solche Sachen ohne weitere Komplimente glatt ablehnen.

J. M-r.

Unsere Kunstbeilagen.

Mit welchem Recht wir ein eigenes Führichheft erscheinen lassen, mögen die drei Aufsätze von Heinrich von Wörndle, Karl Muth und Dr. Joseph Popp dartun. Das hier gezeichnete Bild vom Lebenswerk des Meisters sollen die Kunstbeilagen in reicherer Zahl als gewöhnlich in seinen Hauptphasen veranschaulichen. Es sind Einzelbilder wie ‚Jakob und Rachel', ‚Sehet hin auf die Vögel des Himmels', das unveröffentlichte Aquarell ‚Joseph und Maria Herberge suchend'. Die andern wollen charakteristische Beispiele der jeweiligen Cyklen bieten, denen sie entnommen sind. Hierher gehören die Szenen aus Tiecks ‚Genovefa' (9. Blatt), aus dem ‚verlorenen Sohn' (4. Blatt), aus dem Cyklus ‚Der hl. Wendelin' (1. Blatt), eine Gruppe aus dem ‚Triumphzug Christi', das Weihnachtsbild ‚Jesus in Windeln' aus dem ‚bethlehemitischen Weg'. Dieses wie das Bild ‚Am Weihnachtsabend' verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Verlegers Alphons Dürr in Leipzig, dessen Verdienste um den Künstler Führichs Neffe Ritter von Wörndle gebührend hervorgehoben hat. Ebenso stammen die beiden Seitenleisten ‚Solitudo' und ‚Silentium' aus dem schönen Dürrschen Verlagswerk ‚Nachfolge Christi'. Die Darstellung aus ‚Hermann und Dorothea', wie die Mutter ihren Sohn auffindet, die Szenen aus Schillers ‚Räubern' und ‚Don Carlos' seien Beispiele von Führichs Illustrationen zu den Klassikern. Unsere Kopfleiste über dem Artikel von Muth ist dem Cyklus ‚Denkmäler für unsere Zeit' entnommen, diejenige über der kunstgeschichtlichen Würdigung von Popp aus dem ‚Psalter'. Die Schlußvignette unter letzterem Artikel, ein Jugendselbstbildnis des Künstlers, entstammt dem Titelblatt zu dem Cyklus ‚Das Vaterunser'.

Offene Briefe.

Herrn F. K. in St. u. a. Bisher hatten wir keinen Anlaß, auf die ganz vereinzelten, hinter verständnisvolleren Zuschriften verschwindenden Proteste zu achten, die gegen unsere Wiedergabe von Fogazzaros Meisternovelle ‚Pereat Rochus' erhoben worden sind. Nachdem nun aber auch Herr Pfarrer Hermann Binder wegen seiner Empfehlung des betreffenden Novellenbandes ‚Fedele' eine Preßfehde bestehen muß, können wir uns die Wiedergabe seiner trefflichen Rechtfertigungsworte nicht versagen. Er schreibt in Nr. 182 des ‚Deutschen Volksblatts': ‚Mit meiner Beurteilung dieses Novellenbandes befinde ich mich in allerbester Gesellschaft: nicht bloß, daß Redakteur Herz („Bücherwelt") in seinem kürzlich erschienen „Musterkatalog für volkstümliche Bibliotheken" diesen Novellenband uneingeschränkt empfiehlt. Der „Lit. Handweiser" (1907, Nr. 1, Sp. 23) sagt über den „Fedele"-Band: Die Palme unter diesen Kabinettstückchen feinster Stimmungsmalerei und einer seltenen Erzählungskunst, deren rechte Wertung freilich Kunstempfinden fordert, gebührt der Novelle „Pereat Rochus". Pater Baumgartner, S. J., sagt im 70. Band der „Stimmen aus Maria-Laach" (1906 Seite 84) (nachher verwirft er vom kirchlichen Standpunkt aus den „Heiligen" Fogazzaros): Fast noch mehr als in den Romanen bekundet sich Fogazzaro in den Novellen als einen Meister der Erzählungskunst, der feinsten Stimmungsmalerei, wirklich dichterischer Erfindung, Auffassung und Durchführung. Manche wie „Fedele", „Ein Gedanke des Hermes Torranza" sind von ergreifendster Tragik, andere, wie „Das Fiasko des Meisters Chieco", voll sprudelnden Humors, wieder in andern, wie in „Eden Auto" und in „Pereat Rochus", mischen sich drollige, humorvolle Züge mit tiefem Ernst, wie bei den älteren Romantikern. Ein idealistischer, oft religiöser Geist weht durch alle, die künstlerische Feinheit der Ausführung ist bewundernswert, wenn sie sich ab und zu auch einmal dem Gesuchten und Manierierten nähern mag.'

Herrn J. E. in T. Über die geschichtliche Entwicklung der Askese und des Ordenswesens im Buddhismus finden Sie das notwendigste in R. Pischels ‚Leben und Lehre des Buddha' (In der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt'). Ebenda ist auch die wichtigste Literatur zu näherer Orientierung angegeben.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Baverstraße 57/5º

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.